

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1891.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1891.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1891.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 2. Juli 1891.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Auf dem Chiemsee.

I.

Es war August. Ein tüchtig abkühlender Landregen von mehrtägiger Dauer hatte von der Fraueninsel die Masse der Sommerfrischler weggeschwemmt. Nur einige alteingesessene Familien waren dageblieben, auch ein paar einzelne Herren, die Gedanken und Bücher genug besaßen, um trotz der Eingeschlossenheit in vier kahlen Wänden in eine interessante Welt schauen zu können.

Da war plötzlich eines Mittags das eintönige Himmelsgrau von Westen her langsam gegen die salzburger Berge aufgerollt worden, helles Blau goß bezaubernde Farben über Gebirge und See und ein fröhlicher Sommerwind spielte in den Blättern der Bäume und dem weiten Gewässer.

Am Abend dieses Tages saßen unweit des Wirthshauses ein alter Herr und ein junges Mädchen an einem Tische. Der alte Herr mit lang wallendem weißen Haar und edel geschnittenen Gesichtszügen war Philosoph von Fach und hieß Karstens. Er wandte sich an das Mädchen: „Nun, Fräulein Emma, sagen Sie mir, wie wirkt Himmelsblau und Sonnenschein auf Sie?"

„Es wäre absurd", erwiderte das Fräulein mit festem, beinah herbem Tone, „wenn ich leugnen wollte, daß der Glanz der Farben nicht einen fühlbaren Eindruck auf meine Seele machte. Aber ich kämpfe dagegen!"

Diese Worte standen im grellen Gegensatze zu der jugendfrohen Erscheinung des Mädchens, das kaum die Mitte der zwanziger Jahre erreicht haben mochte. Sah man ihr aber schärfer in das Gesicht und bemerkte die etwas harten, ungleichartigen Züge und die fest dreinschauenden Augen, so enthüllte sich ihr eigenthümlicher Charakter deutlicher. Ganz klar wurde er dem, der wußte, daß Fräulein Emma die einzige Tochter eines sehr gelehrten Herrn war, eines Zoologen — Dr. Schlauch hieß er —, der einsam mit ihr lebte und sie in seine Studien hineinzog, und der nichts so sehr tadelte, als wenn sie unüberlegt Gefühlen sich hingab und ihnen Worte verlieh; er nannte dies: einfältige, weibliche Kritiklosigkeit.

„Warum wollen Sie sich dem Schönen verschließen?" frug Herr Karstens mit wohlwollender Stimme.

„Das Schöne ist Schein und jeder Schein blendet; ich mag mich nicht täuschen lassen; ich will mich nicht von der sogenannten Mutter Natur an der Nase herumführen lassen. Was kann ich denn mit meinem Entzücktsein über die blauen Berge und die grasgrünen Wellen anfangen? Schaffen sie mir irgendeinen brauchbaren Gedanken? Darf ich überhaupt meine Gefühle an die Bewunderung einer Schönheit verschwenden, die der nächste, beste Westwind heimtückisch mir verderben kann? Mir ist einfaches Regenwetter viel lieber; nur die dummen, gedankenarmen Menschen macht es trübsinnig und nur diese nennen es trostlos. Ich liebe den gleichmäßigen Takt der Regentropfen; bei diesem Takte marschiren meine Gedanken in einem sichern, markirten Schritte. Da sitz' ich gern beim Vater und helfe ihm bei seinen ichthyologischen Arbeiten. Da gibt es Freuden für mich."

„So, so", bemerkte der Philosoph, „freuen können Sie sich doch. Das ist aber Gefühl — hüten Sie sich davor!"

„Sie sind boshafter und hämischer, Herr Karstens, als ich glaubte. Sie sind geradezu erpicht, mir Widersprüche nachzuweisen. Hab' ich früher einmal gesagt, ich

verachte jede Empfindelei und deshalb die süßlichen Gefühlsmenschen, so bin ich doch nicht verpflichtet, jedes Gefühl für immer in mir zu ersticken. Nein, das thue ich nicht; ich gebe mich gern allen Gefühlen hin, die vernünftig sind, und vernünftig ist das Zweckmäßige. Darum freute ich mich neulich recht aufrichtig, als der Vater in dem Gehörorgane eines Hechtes den Zusammenhang der Nervenfasern mit den Haarzellen endlich entdeckte."

„Die Freude scheint mir mehr natürlich als vernünftig gewesen zu sein, nach Ihrer Theorie nämlich. Denn das Zweckmäßige einer solchen minutiösen Entdeckung kommt mir doch recht problematisch vor. Erklären Sie mir gütigst, was liegt denn überhaupt an der Erkenntniß des Gehörorgans eines so einfältigen Thieres, wie es der Fisch ist", frug Karstens mit scharfer Betonung und listiger Miene.

Emma überlegte einen Moment; dann sagte sie zögernd: „Ich muß gestehen, darüber hab' ich noch nicht nachgedacht. Aber merkwürdig ist es doch, bei einem Geschöpf, das keine Ohren hat, die Organe des Gehörs zu finden."

„Das ist nun freilich keine Antwort auf meine bestimmte Frage, verehrtes gelehrtes Köpfchen! Allein es behagt mir sehr, daß sie einmal etwas merkwürdig finden, also über etwas erstaunen, die Sie immer so stolz sich brüsten mit nil admirari!"

„Herr Karstens", rief ärgerlich Emma aus, „Sie sind recht abscheulich! Sie verspotten alles an mir: meine Gefühle, mein Wissen, mein Streben. Das kann ich nicht ruhig ertragen. Ich muß es Ihnen gerade heraussagen: Die Allerweltsweisheit glaubt nur alles besser zu verstehen."

Sie kehrte ihm trotzig den Rücken und schaute ergrimmt in die Ferne, die beiden Elnbogen trotzig auf den Tisch gestemmt.

Ein leiser Schatten flog über die Stirne des Philosophen; er wollte eben einige ernstere Worte sprechen, als man dicht in der Nähe lautes Gespräch vernahm. Zwei Herren schritten heran. Der eine, ein angehender Funfziger, starkknochig und mächtig von Gestalt, mit struppigem Vollbarte, einen schlottrigen Flaus um die Glieder, sprach laut docirend in breiter, schlesischer Mundart. Das war Dr. Schlauch. Sein Begleiter warf in seine zornigen Declamationen hie und da ein paar Worte hinein, wie man Späne ins Feuer wirft, daß es heller brenne. Man hätte glauben können, er höre dem tobenden Wortschwall gar nicht zu. Mit festem, wohlbemessenem Schritte ging er, ein fertiger, jugendkräftiger Mann, einher, die Blicke bald in die Wipfel der Bäume oder nach den fernen Ufern, bald in sich versunken auf den Boden gerichtet.

„Zum Teufel mit Ihren Idealen und Weltverbesserungsplänen, Herr Stürmer", polterte jetzt der Naturforscher heraus. „Was bringen Sie denn mit Ihren verdammten Dichtungen zu Wege? Ich will es Ihnen einmal gerad heraussagen. Mit Ihren langen, eleganten Fingern greifen Sie zerrend in dem Nervensystem der Zuschauer herum, wühlen in ihren Herzen in dem Gefühlsschlamme herum, treiben dann den Seelenschweiß durch die Thränendrüsen heraus und ruhen nicht eher, als bis das ganze Theater mit einem unsinnigen Klatschen die Vorstellung beschließt. Weiter reicht Ihre Wirkungssphäre nicht — glauben Sie's mir. Denn während Sie sich einbilden und vorträumen, Ihre Worte könnten gleich Glockengeläute in den ergriffenen Seelen warnend und erhebend fortklingen, haben schon längst die verehrten hohen Herrschaften Ihre verderbenschwangeren Prophezeiungen vergessen. Das Einzige, das Sie vielleicht erreichen, ist, daß Ihre Enthüllungen über schlüpferige Verhältnisse einige naive Jungfrauen prickelnd anregen, heimlich und pochenden Herzens im Conversations-Lexikon nachzuschlagen, und daß die jungen Herren das erhitzte Blut im Bier oder Champagner oder sonst irgendwie abkühlen."

„Ihr absprechendes und gewiß etwas oberflächliches Urtheil erschüttert mich nicht", versetzte festen Tons der Dichter. „Eine neue Dichtungsart wirkt wie eine neue Religion. Sie zündet ein hochflammendes Feuer an, das sengt und brennt, bis es das Gold der Gefühle herausgeläutert hat. Was ist dagegen die Wirkung von euch nüchternen Gelehrten? Ihr schärft den Verstand, aber das Herz laßt Ihr kalt."

„Verflucht hochmüthig könnt Ihr sprechen, Ihr Gefühlspriester", sagte Dr. Schlauch giftig. „Könnte ich die Menschen doch zwingen, nur mit Thatsachen zu rechnen, und zwar richtig, so brauchten sie euren ganzen Krimskrams von Poesie und Menschenliebe gar nicht mehr, um glücklich zu werden."

Fräulein Emma unterbrach das Gespräch der beiden Herren. Sie hatte nicht aufmerksam zugehört; sie hatte sich nur mit der möglichen Zwecklosigkeit der subtilsten ichthyologischen Forschung abgequält. Der Vater wußte über alles Bescheid, er sollte auch jetzt sie aufklären. Sie trat rasch auf ihn zu und frug: „Ich bin im Streit mit Herrn Karstens. Sage du mir: was für einen Zweck hat deine neueste Entdeckung über das Gehörorgan des Esox lucius?"

Dr. Schlauch sah die Tochter verdrießlich und staunend an. „Zweck!" hör' ich recht? aus deinem Munde und in dieser Beziehung das Wort Zweck? In der Wissenschaft hat der Gedanke Zweck nur den Werth dessen, was sich darauf reimt. Hätte ich doch nie geglaubt, daß der Umgang mit einem Philosophen solchen Unsinn in einem weiblichen Gehirn erzeugt."

„Sie irren sich, lieber Schlauch", sagte Karstens, „die Frage nach der Zweckmäßigkeit wissenschaftlicher Arbeiten entstand urplötzlich — ein wenig habe ich wol mitgeholfen — aus der Frage nach dem, was vernünftig ist. Uebrigens dürfen Sie die Frage nach dem Zweck, das «Wozu»?, keinem weiblichen Wesen verargen; in seiner Natur steckt der Stachel der Neugierde. Das «Warum?» des Mannes wird bei dem Weibe, wenn es denkt und grübelt, zu der praktischen Frage: «Wozu?» So wenig wir in der Wissenschaft uns um den unmittelbaren Nutzen derselben zu bekümmern haben, so sehr müssen wir im täglichen Leben

der Zweckmäßigkeit huldigen, auch in geistiger Beziehung. Wir streben alle mehr oder minder danach, in einen angenehmen, erfreulichen Verkehr mit unsern Nebenmenschen zu treten und das Leben in seiner höchsten Potenz zu genießen. Die Geschicklichkeit, dies zu vermögen, hat die Menschheit im jahrtausendlangen Ringen sich erworben; sie wird von Geschlecht zu Geschlecht durch Unterweisung übertragen. Was wir in der Jugend erlernen, wie wir uns bilden, hat neben dem Lebensberufe noch den einen ganz bestimmten Zweck, unser Dasein zu verschönen. Niemand hat ein Programm darüber verfaßt. Die Zweckmäßigkeit wirkt als unbewußte Kraft und sie ist der Kern, die Triebfeder unserer sogenannten allgemeinen Bildung. Der zweckmäßig Geschulte ist der wirklich Gebildete."

„Dann ist die Dichtkunst", rief Stürmer lebhaft aus, „wahrlich der mächtigste Hebel der Bildung. Sie kennt kein anderes Ziel, als die Menschen zur Selbsterkenntniß und zum Verständniß ihrer Erlebnisse zu führen und zu gewaltigen Thaten anzufeuern!"

„Oder zu gewaltigen Verkehrtheiten, wie die Ibsen-Schwärmerei beweist", brummte Dr. Schlauch. „Zur wahren Bildung braucht man keine Poesie; die ist nur Schmuck und Firlefanz. Ich halte nur den für gebildet, der ein gründliches, exactes Wissen besitzt, der die Tiefe irgendeiner Wissenschaft erfaßt und dadurch seinem Geiste eine präcise Schärfe gegeben hat. Das ewige Herumflattern von einer Blüte der Weisheit zur andern und das schleckerhafte Nippen daran, wie's am meisten den Schöngeistern behagt, das verkrüppelt das logische Denken."

Karstens wandte sich an das junge Mädchen und sagte: „Ich spreche von der allgemeinen Bildung, wodurch die gute Gesellschaft sich kennzeichnet. Was verstehen Sie darunter, Fräulein Emma?"

Das Mädchen machte ein unmuthiges Gesicht: „Mir ist die Frage widerwärtig", sprach sie nach einigem Zögern, „denn ich weiß sie nicht recht zu beantworten. Es ist mir gleichgültig, ob man mich gebildet nennt oder nicht. Aber zu der sogenannten gebildeten Gesellschaft will ich nicht gehören. Ich hasse sie; denn sie ist verlogen. Sie spreizt sich mit ihren feinen Manieren, mit ihrer Tugend, mit ihrem Wissen, und doch ist alles so fadenscheinig und seicht. Mir kommt die allgemeine Bildung wie ein glänzendes Gewand vor, in das die Gedankenlosigkeit und die Charakterschwäche sich versteckt."

„Sie nehmen die Frage sehr persönlich", erwiderte lachend Dr. Karstens, „das ist echt weiblich und reizt mich zum Widerspruch. Auch mit Herrn Stürmer und Dr. Schlauch kann ich nicht ganz einverstanden sein. Wenn Sie erlauben, so möchte ich mich in der Rolle eines Philosophen pflichtschuldigst jetzt vor Ihnen zeigen, da er den allgemeinsten und vielleicht höchsten Standpunkt einnimmt. So ein alter Professor wie ich docirt gern; aber dazu gehört vorher eine tüchtige Stärkung. Sehen Sie, da kommt auch wie gerufen unsere freundliche Kellnerin, die Liesl, mit dem Abendessen. Und wer begleitet sie denn? Ist das nicht unser Insel-Adonis?"

„Ja, ja", rief Dr. Schlauch, seine Mütze emporschwenkend, „das ist natürlich unser Venus- und Nymphenmaler Sonnenbach! Der Kerl hat sich rein vergafft in die geschmeidige Gestalt — der Liesl. Er kriegt sie doch noch zum Modellsitzen herum und wenn es in stockfinsterer Nacht wäre."

Maler Sonnenbach war eine prächtige Erscheinung; Jugend und Uebermuth leuchteten aus seinen gesundkernigen Zügen. Er trat an den Tisch und nahm, nachdem er die Gesellschaft in der herzlichsten und fröhlichsten Weise begrüßt hatte, gleich neben Fräulein Emma Platz. Man machte sich ans Abendessen. Dr. Schlauch war am ersten damit fertig; er hatte der Kellnerin einen Teller mit ein paar Würsten schleunigst aus der Hand gerissen und verschlang diese mit unappetitlicher Hast. Dann zündete er sich eine kurze, mit griechischem Taback gefüllte Pfeife an und blies, ganz dem eigenen Behagen hingegeben, die Rauchwolken über die gutbesetzte Tafel hin. Karstens, der mit Stürmer ein gebratenes Huhn sorgfältig und säuberlich zerlegte, warf ihm mehr einen bittenden als einen vorwurfsvollen Blick zu. Dr. Schlauch aber ließ sich nicht stören; er kümmerte sich auch nicht um das halb geflüsterte Gespräch seiner Tochter mit dem Maler Sonnenbach, der rittlings auf der Bank saß und munter darauf los mit dem Mädchen sich neckte. Ihre Unterhaltung unterbrach Dr. Karstens, nachdem der Tisch von den Speiseresten gesäubert war, mit den freundlichen Worten:

„Herr Sonnenbach, verzeihen Sie die Störung! Aber ich möchte mich aussprechen über etwas, das mir auf dem Herzen liegt. Wir sind in ein Gespräch über die allgemeine Bildung gerathen. Der Dichter, der Gelehrte und Fräulein Emma haben schon ihre Meinung geäußert. Es wäre mir nun interessant, auch Ihre Ansicht über das Wesen der Bildung zu hören."

Der Maler schaute sinnend den Ringelwolken nach, die aus seiner langen Virginia in die stille Abendluft emporstiegen, und sagte dann mit leichtem Achselzucken: „Für mich ist das eine recht schwierige Frage. Ich nehme alles so leicht und mache mir über nichts besondere Gedanken. Wenn Sie mich aber zwingen, jetzt irgendetwas zu sagen, so kann ich nur von meiner eigenen Bildung sprechen. Was ich auf dem Gymnasium gelernt, ist mir wie rußiger Rauch durchs Gehirn gezogen; Kopfweh ist meine einzige Erinnerung daran. Ich bekam geradezu einen Widerwillen, ernsthafte Bücher zu lesen; sie langweilten mich. Dagegen warf ich mich mit Ungestüm in das frisch pulsirende Leben; hier packte mich das Ewig-Weibliche mit all seinem Zauber. Mein bißchen ererbtes Talent im Zeichnen und Malen verwendete ich zum Studium der Natur und ich schuf mit Kohle und Pinsel Mädchen und Frauengestalten, denen ich anstandshalber mythologische Namen gab. Was ich suchte, war, die weibliche Schönheit darzustellen. Ihr ging ich nach, wo

ich sie in lebendigen Exemplaren zu finden hoffte. Aber alle meine Schöpfungen — ich muß es gestehen — sind bisher nur Darstellungen der männerverführenden Schönheit geworden. Ich fühle, mir fehlt etwas; aber ich kann es nicht nennen, ich kann den Fehler nicht entdecken. Ich ringe nach ganzer Befriedigung. Möglich, daß das, was Sie Bildung heißen, diese gewährt. Dann bedeutet Bildung für mich: Erkenntniß des vollendet Schönen."

Karstens blickte gedankenvoll in die Ferne hinaus, als ob dort alle Reden, die er soeben vernommen, in ein einziges Gebilde zusammenflössen.

Brix Förster.

Novellen und Romane.

1. Weihnachtszauber von Ajo Wiese. Danzig, Hinstorff. 1891. 12. 2 M.
2. Schule und Leben. Novellen von Ernst Wichert. Leipzig, Reißner. 1891. 8. 4 M. 50 Pf.
3. Lanzen gefällt zur Attaque. Heitere Geschichten von Eufemia Gräfin Ballestrem. Dresden, Verlag des Universum. 1891. Gr. 8. 6 M.
4. Wulfhilde. Roman aus dem 13. Jahrhundert von Adolf Glaser. (Gesammelte Schriften. Neunter Band.) Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 3 M.
5. Der wilde Reutlingen. Roman aus der Zeit des Großen Königs von Hans Werder. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Janke. 1891. 8. 7 M.

Ein wahres Vergnügen ist's doch, solch zierliches Büchlein wie „Weihnachtszauber" von Ajo Wiese (Nr. 1) in die Hand zu nehmen! Der reizend geschmackvolle Einband, das feine Papier mit dem schönen Druck bestechen schon im voraus. Eine Zierde für jedes vornehme Weihnachtstischchen, ein richtig Schmuckgeschenk dieser Einband. Jammerschade nur, daß der Inhalt nicht dem einnehmenden Gewande entspricht. Da sind vier kleine Erzählungen, die in ihrer gehaltlosen Kürze zwar ganz gute Gefühle, aber zugleich eine vollständige Unkenntniß jeder Lebenswirklichkeit zeigen. So wird, um nur einen Umstand zu erwähnen, binnen Jahresfrist aus einem Schuhwichser, der freilich vorher Student gewesen, ein Professor. Trotz alledem läßt sich eine gewisse Gabe der Erzählung nicht verkennen, die freilich in der sentimentalen Schule der „Musikalischen Märchen" von Elise Polko ihr Ideal zu sehen scheint. „Joccino", die kürzeste und vielleicht daher am wenigsten unwahrscheinliche der kleinen Erzählungen, die alle am Weihnachtsabend vor sich gehen — darum „Weihnachtszauber" —, zeigt, daß Ajo Wiese auch fleißig Ouida gelesen, und dann als wohlmeinender Backfisch für wohlmeinende Backfische die Erfahrungen eines jungen Lebens und jugendlicher Lektüre verwerthet hat.

Wie alle Leistungen von Ernst Wichert sind auch die vier Novellen „Schule und Leben" (Nr. 2) gut ausgearbeitete Darstellungen aus dem Leben. Die ausgebreitete Kenntniß des gewissenhaften Arbeiters erweitert seinen Blick, sodaß ihm ferne Vergangenheit zur Gegenwart wird und er es vermag, längst überwundene Kämpfe („Glaube und Liebe", 2) in anschaulicher Wahrheit zu schildern. Ueberhaupt versteht es der Verfasser, stets den richtigen Ton zu treffen für Zeit wie Verhältnisse und die darin Handelnden. Seine Charaktere machen ohne Ausnahme den Eindruck der Wahrheit, ob sie den gelehrten Schulmann schildern („Alberta Clementina", 1), der in seiner Wissenschaft und ihrer Mittheilung aufgeht, oder den einfachen Arbeiter aus dem Volke („Ein Christkindel", 3), dem es schwer wird, sich selbst zur Klarheit über das eigene Wollen durchzuringen. Besonders anziehend in ihrer schlichten Trefflichkeit und unbewußten Vornehmheit sind einige der Frauengestalten. Mit Ausnahme des so allgemein gebrauchten, trotzdem aber ungrammatischen „gefolgt von" ist die Form selbstverständlich tadellos.

Spielende Leichtigkeit in Erfindung wie Darstellung, packende Naturwahrheit in der Charakterisirung der Gestalten durch Wort wie That, heiterste Laune und sprudelnder Witz machen die überaus flott erzählten „Heiteren Geschichten": „Lanzen gefällt zur Attaque" (Nr. 3) von Eufemia Gräfin Ballestrem zu einer höchst unterhaltenden Lektüre. Die „Attaque" ist überall die gleiche; sie zielt stets, wie es tapfern Cavaleristen ziemt, auf die gefährlichste Stelle, das Herz. Wahrhaft bewundernswerth ist die reiche Abwechselung, welche die Erzählerin dieser einen, im Grunde stets gleichen Situation zu geben weiß durch die größte Mannichfaltigkeit in allen erdenklichen Nebenumständen, von denen verschiedene — „Auf Remontecommando" z. B. — von wunderlicher Originalität sind. Harmlos und heiter, wie sie erzählt sind, lesen sich die fesselnden Geschichtchen, in denen alles, Composition, Charakteristik, Gruppirung, trefflich ist. Störend ist einzig die gar zu nachlässige Behandlung unserer theuern Muttersprache. Daß die hohen Herrschaften, in deren Kreis die Verfasserin ihre Leser einführt, so über alle Begriffe nachlässig, ja falsch („Die Commißstiefeln" — „Und Spargeln") sprechen, alle ohne Ausnahme, Herren wie Damen vom hohen Adel, dem holden „Nee" vor dem harten „Nein" den Vorzug geben, hat die Frau Gräfin zu verantworten, die den Ton der Gesellschaft, in der sie sich bewegt, ja kennen muß. Daß sie aber einen „Juristen, welcher zum Amtsgericht nach Kukuksnest (Name des Garnisonstädtchens, in dem das aristokratische Cavalerieregiment liegt) versetzt worden", die vornehme Gesellschaft, die er zu sich gebeten, und die auch die Einladung zu der „Soirée" angenommen hat: „Meine Herrschaften, bitte, nehmen Sie Platz. Ich werde Sie zu Ihrem Plaisir jetzt was sehr Spaßhaftes vorlesen", anreden läßt, möchte sich kaum rechtfertigen lassen. Ein Jurist, sei er auch von bescheidenster bürgerlicher Herkunft, hat doch manche Jahre seines Lebens, und gerade diejenigen, in welchen die geistige Entwicke-

lung besonders rege ist, in gut unterrichteten Kreisen, Gymnasium und Universität, zugebracht und verschiedene Prüfungen bestehen müssen, in denen er sich als unterrichteter Mann zu bewähren hatte, ehe er an ein Amtsgericht versetzt werden konnte. Auch der eigene Stil der Verfasserin ist nicht frei von Nachlässigkeiten, die freilich wett gemacht werden durch manche wirklich genial-naive Redewendungen. Ueberhaupt ist diese Formlosigkeit der einzige Vorwurf, der dieser liebenswürdigen Heiterkeit zu machen wäre, und gern wird er übersehen im Genusse der Darstellung, die eine Reihe lebensfrischer, vornehm gesinnter Persönlichkeiten in greifbarer Naturwahrheit schildert, deren Herzensangelegenheiten durch die wechselnde Mannichfaltigkeit der sie begleitenden Umstände den Leser in lebhaftes Mitgefühl und zugleich in die heiterste Stimmung versetzen.

Aus tüchtigem Studium der betreffenden Zeit ist in „Wulfhilde" von Adolf Glaser (Nr. 4) eine interessante Culturstudie ferner Vergangenheit herausgearbeitet. Mit Kenntniß und Geschick sind die mannichfachen Züge einer für Deutschlands Entwickelung so bedeutenden Zeit, die in all ihren Zuständen und Anschauungen uns jedoch so unendlich fernliegt, zu einem Bilde vereint, in dem die Hauptzüge der kaiserlosen — denn der Kaiser war meist fern —, der schrecklichen Zeit, scharf hervortreten; jener Epoche des Faustrechts, wo die Willkür des Starken herrscht, der Schwache rechtlos ist. Das Bild dieser alten deutschen Zustände wird an die Entwickelung des Charakters wie der Erlebnisse des Helden geknüpft, der, vielfach umhergeworfen, doch schließlich in den Friedenshafen einer glücklichen Ehe wie eines hehren Berufs einläuft. Nachdem Heinrich von Sunnera die tausend Fährlichkeiten überstanden, welche die wilden rechtlosen Zustände (erste Hälfte des 13. Jahrhunderts) mit sich brachten, wird er zum Schlusse vom Erzbischof Engelbert von Köln: „freilich (statt «feierlich», das Buch wimmelt von Druckfehlern) in die Bauhütte eingeführt, mit allen Gebräuchen und der geheimnißvollen Symbolik der Baukunst bekannt gemacht und in die Pflichten und Rechte eines Ordners und Meisters eingeführt. Dann wurde ihm die ganze Leitung des neuen Dombaues übertragen."

Manch Belehrendes enthält das Buch über diese traurigen Zeiten des alten Deutschen Reichs. Gern nimmt man in derartigen Ausführungen die Frucht geschichtlicher Studien entgegen, nur eins vermißt man dabei — den versprochenen „Roman aus dem 13. Jahrhundert". Leider ist es dem Verfasser nicht gelungen, das Ergebniß seiner Studien zu einem lebensvollen Romane zu verkörpern. So groß der Fleiß ist, mit dem die mannichfachen charakteristischen Erscheinungen jener bunten Zeiten zusammengetragen sind, es fehlt das belebende Element des Werdens, des anschaulich Sich-auseinander-Gestaltens. Ton, Stimmung, Farbe der Zeit fehlen, und nicht nur in kleinen Einzelheiten — in jenem Jahrhundert steifster Förmlichkeit redet ein junger Edelmann seine Mutter mit du an: „Thue also, was du nicht lassen kannst, aber sei versichert, daß ich es ebenso machen werde"; der Held: „schlummerte mit dem festen Entschlusse ein, dem gefundenen Ideale (!) . . . nachzustreben" —, die ganze Art der Darstellung hält stets das Bewußtsein wach, daß das Bild nicht aus der Zeit seines Daseins heraus gezeichnet, sondern fortwährend aus der Perspective des 19. Jahrhunderts betrachtet wird:

> Es war ein ergreifender Augenblick, als Wulfhilde an das Lager der Kranken trat. Oft ist es in solchen Fällen weniger das Gefühl der persönlichen Theilnahme, als vielmehr die Rückerinnerung an bittere und schmerzliche Erlebnisse, was das Menschenherz in seinen tiefsten Empfindungen aufwühlt. So geschah es mit Wulfhilde.

So wie hier in dem kleinen persönlichen Zuge, wo statt allgemeiner äußerer Betrachtung der Vorgang so leicht und einfach sich in das Seelenleben Wulfhildens verlegen und von innen heraus entwickeln ließ, stellt der Autor sich und durch sich den Leser den Ereignissen immer von außen gegenüber, statt sie sich aus sich selbst heraus, von innen nach außen, entwickeln zu lassen. Dadurch tritt die Reflexion über das Gewordene an die Stelle des lebendigen Werdens, und allem, was da geschieht, stehen wir aus der Ferne von sechs Jahrhunderten gegenüber. Der Antheil an den Freuden und Leiden der Handelnden büßt infolge davon sehr viel ein von der wünschenswerthen Wärme der Mitempfindung. Nicht einen Augenblick verliert der Leser das Bewußtsein, daß er all das Seltsame, das da geschildert wird, gleichsam aus der Vogelperspective betrachtet.

Diesem traurigen Bilde staatlicher Auflösung aus einer Vergangenheit, die so weit hinter unserer Cultur liegt, daß es der modernen Vorstellung nur schwer gelingt, sich in ihre Anschauungsweise zu versetzen, tritt in „Der wilde Reutlingen" von Hans Werder (Nr. 5) ein farbenfrisches Gemälde entgegen aus einer Epoche frischen kräftigen Werdens, in der die Keime der neuen Entwickelung wurzeln. Nicht allein weit lieber, sondern auch weit leichter versetzen wir uns zurück in die Zeit des großen Königs, welcher dem kleinen Preußen den Rang einer Großmacht erwarb, in diesem lebhaft bewegten Bilde aus jenen lebhaft bewegten Jahren. Zwischen den bunten wechselvollen Scenen aus dem Siebenjährigen Kriege fesselt die eigenartige Gestaltung und Entwickelung einer Herzensgeschichte, die aus den kriegerischen Zuständen hervorwächst und sich an und mit ihnen entwickelt. Neben diesem Hauptromane entspinnt sich eine zweite Liebesgeschichte, die gleichfalls von den Ereignissen des Kriegs beeinflußt und zum erwünschten Ziele geführt wird. Frisch und lebhaft sind Ereignisse wie Persönlichkeiten gezeichnet, treu aus dem Geiste der geschilderten Zeit heraus. Farbe, Ton, Sprache sind vorzüglich getroffen. Ein ritterlicher Zug durchweht die gut geschriebene Erzählung, die von dem glühenden Enthusiasmus für den „Großen König" getragen wird, der seine Kämpfer belebte und von Sieg zu Sieg fortriß.

M. Benfey.

Zur Musikliteratur.

1. Mozart's Don Juan. Von Charles Gounod. Autorisirte Uebersetzung von Adolf Klages. Leipzig, Reißner. 1891. Gr. 8. 3 M.

Das französische Original dieses Buchs erschien im vorigen Jahre im Verlage von Paul Ollendorf in Paris unter dem Titel: „Le Don Juan de Mozart, par Charles Gounod.“ Wenn der Componist der „Margarethe“, oder wie die Franzosen zu sagen belieben, des „Faust“, über Mozart's „Don Juan“ schreibt, so genügt dies vollkommen, diese Thatsache zu einem sensationellen Ereignisse aufzubauschen. Trotzdem bietet der Inhalt nichts, was, von allgemein künstlerischem Standpunkte aus betrachtet, für die musikalische Aesthetik irgendwie das Durchschnittsmaß einer musikalisch-dramatischen Analyse jenes Werks überstiege. Wir haben nicht blos von Mozart's „Don Juan“, sondern von sämmtlichen andern Opern dieses Meisters, von Beethoven's „Fidelio“, von Weber'schen, Wagner'schen Opern u. s. w. weit bessere Analysen, als sie hier Gounod gegeben hat. Somit ist es nicht der Inhalt, der unser Hauptinteresse erweckt, sondern die Frage, was wol den berühmten Componisten zur Abfassung dieses Buchs bestimmt hat. Was man zuerst vermuthen könnte: Gounod habe in Frankreich ein ernstes Wort zu Gunsten der übel behandelten deutschen Kunst sprechen wollen, ist irrig. Mozart's „Don Juan“ ist viel zu international, als daß bei ihm noch der Gedanke, ein Deutscher habe ihn componirt, den Franzosen den Stachel des Aergers ins Fleisch treiben kann. Zudem gilt ihnen Mozart vielleicht gar nicht einmal als Deutscher, da er kein — Preuße war! Wie die Vorrede lehrt, ist Gounod der Ansicht: der „Don Juan“ Mozart's werde „noch nicht recht verstanden“, und „als ein Wunder an Wahrheit des Ausdrucks, an Schönheit der Form, an treffender Charakteristik, an dramatischer Tiefe, an Reinheit des Stils, an Reichthum und Knappheit der Instrumentation, an Anmuth und Lieblichkeit in den zarten, an Schwung und Kraft in den pathetischen Stellen, kurz als ein vollendetes Muster der dramatischen Kunst“ — noch nicht genügend geschätzt und bewundert. Wir Deutschen können uns sicher durch diesen Erguß nicht getroffen fühlen; aber ich glaube auch nicht, daß die Franzosen im Verständnisse jenes deutschen Wunderwerks so weit zurück sein können, daß sie einer so oberflächlichen Erläuterung, wie sie Gounod bietet, bedürfen. Auch die Erklärung Gounod's: „Die Don Juan-Partitur hat auf mein ganzes Leben wie eine Offenbarung gewirkt, sie ist für mich eine Art Verkörperung dramatischer und musikalischer Sündlosigkeit gewesen und geblieben. Ich halte sie für ein Werk ohne Makel, vollkommen bis ins Einzelnste“ . . . darf der Meister ebenso wenig als ureigenste Empfindung und Ueberzeugung in Anspruch nehmen, als uns glauben machen wollen, er habe das Buch lediglich als „Beweis der Verehrung und Dankbarkeit für das Genie, dem er reinste, unwandelbarste Freude als Musiker“ verdankt, in die Welt gesetzt. Gounod widmet ja auch seine Schrift „den jungen Componisten und den ausführenden Künstlern des Don Juan“.

Des Räthsels Lösung scheint mir auf S. 44 (S. 59 der französischen Ausgabe). Hier ist die Rede von der vielbewunderten „frappanten Genauigkeit“, mit welcher Mozart seine dramatischen Gestalten bis in die kleinsten Züge hinein zeichnete, von der über alles erhabenen musikalischen Charakteristik, die mit wenigen Strichen eine musikalische Form zu finden weiß, wie sie dem innersten Wesen des Objects nimmermehr besser entsprechen kann. Dies geschehe aber nicht

durch jenes bequeme und banale Verfahren einer erkünstelten Einheitlichkeit, die darin besteht, einer Person eine ein für allemal festgelegte Formel wie eine Etikette anzukleben und sie mit dieser hartnäckig und beharrlich immer wieder vorzuführen. Bei Mozart gründet sich diese Einheitlichkeit auf die Identität, nicht auf die Monotonie; jene ist das Sichgleichbleiben des Individuums trotz des mannichfachen Wechsels seiner Zustände.

Also eine Philippika gegen das Wagner'sche Leitmotiv — das ist „des Pudels Kern“. Gounod und Hanslick, Arm in Arm! Der „Casus macht mich lachen“! Eine Warnung vor Wagner, ein Empfehlungsbrief für Mozart an die jungen Componisten und darstellenden Künstler; im Grunde genommen ein klug maskirtes „Bravo“ jenem Pöbelhaufen, der die Einbürgerung des „Lohengrin“ in Paris zu verhindern unternommen hat. Unter den Opern, die Gounod schrieb, wird „Margarethe“ allein ihren Autor überleben —; je mehr man in Frankreich Wagner's Werke kennen und schätzen lernt, um so schneller ist es mit Gounod's Opern und schließlich vielleicht auch mit seiner „Margarethe“ abgethan. Gounod scheint dies schwer und schmerzlich zu empfinden, und jeder wird das begreiflich finden. Aber gegen den neuen Geist läßt sich nimmermehr ankämpfen, am allerwenigsten mit Mitteln, wie sie Gounod an jeder Stelle gebraucht. Was er von „Identität“ sagt, paßt genau auf Wagner, weniger auf Mozart, der nicht die Identität des Motivs anwendet, sondern in viel allgemeinerm Sinne durch rhythmisch-dynamische und in seltenern Fällen auch thematische Einheitlichkeit charakterisirt. Mozart ist „Rafael“, Wagner „Rembrandt“ — könnte man sagen, wären nicht solche Parallelen mit Recht in Verruf gekommen! Und Wagner's Monotonie in der Anwendung des Leitmotivs? Auch hier sehen wir Gounod dem wiener Kritiker freundlichst die Hand drücken und sich jenes Armuthszeugniß ausstellen, das dieser schon längst eigenhändigst unterschrieben und besiegelt hat, das Zeugniß: niemals eine Wagner'sche Partitur mit vollem Ernste und ungetheilter Aufmerksamkeit gründlich durchgearbeitet zu haben. Herr Hanslick könnte sich hierüber bei Hans Richter, Herr Gounod bei Lamoureux gründliche Unterweisung holen. Beiden thäte sie noth! —

Das Werthvollste an dem Büchlein ist somit nicht die

Analyse des „Don Juan", wohl aber der Anhang. Hier finden sich die vortrefflichen Rathschläge eines wohlerfahrenen und innerhalb der eigenen Interessensphäre überaus feinsinnigen Künstlers für die richtige Wiedergabe Mozart'scher Musik. In sechs Abschnitten sind Tempo, Takt, Nuancirung, Athmen, Aussprache und Orchesterleitung behandelt. Was hier gesagt wird, ist jedoch keineswegs vollkommen neu, auch nicht für den Mozart'schen Stil allein maßgebend. Niemand hat z. B. die Vorschriften über richtige Aussprache und Declamation eindringlicher gepredigt als Wagner, bei keinem Meister sind sie so sehr Haupterforderniß genau in dem von Gounod S. 138 fg. dargestellten Sinne als bei Wagner. Nun und die „Orchesterleitung"? Wagner's Schrift über das „Dirigiren" ist das Evangelium für Freund und Feind der Wagner'schen Kunst in dieser Hinsicht geworden. Was Gounod in jenem Abschnitte schreibt, ist ausführlicher und genauer in jener Schrift zu finden —, die Gounod zweifelsohne sehr wohl kennt. Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen ist das Buch interessant genug, zur Lektüre empfohlen zu werden. Mag auch der Inhalt unerwartet wenig Neues bieten: auch das Alte, ja selbst das Verkehrte und Widersinnige hat als ernste, aufrichtige Meinungsäußerung eines französischen Meisters wie Gounod immerhin auch für uns Deutsche kein geringes Interesse. Jener mag reden, wir wollen — denken!

2. Einführung in die Theorie der Tonkunst. Zum Gebrauche beim Privat-Musikunterricht u. s. w. bearbeitet von Karl Roeder. Neuwied, Heuser. 1891. 8. 1 M. 60 Pf.

Ein Buch „von den vielen", welche die musikalische Theorie behandeln, und doch wieder von den „wenigen" diesbezüglichen Schriften, in denen sie gut behandelt wird. Der Verfasser sieht weder nach links noch rechts, liebäugelt weder mit Hugo Riemann, der alles, auch das Gute der alten Methode über den Haufen wirft, noch schwört er steif und fest auf den seligen Marpurg. Der eigentlichen Harmonielehre ist eine „allgemeine Musiklehre" vorausgeschickt, zu welcher ich die materielle Grundlage unserer harmonischen Theorien, wie sie die Forschungen bis auf Helmholtz ergeben haben, vermisse. Diese müssen bei jedem Unterricht zum Ausgangspunkte genommen werden; der bloße Hinweis auf die Obertöne (S. 39) genügt nicht.

3. Abriß der Entwickelungsgeschichte der Oper mit literarischen Hinweisen von Emil Krause. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1891. 8. 2 M.

Bücher wie das hier vorliegende sind schuld, wenn der Name „Musikschriftsteller" immer mehr von seinem guten Klange verliert und schließlich sogar in den meisten Fällen jene unbehagliche Empfindung hervorruft, es mit einem in tiefster Seele nur halb- oder viertelsgebildeten Manne zu thun zu haben. Zwei Dinge machen sich in den Elaboraten solcher „Musikschriftsteller" gleich von vornherein, ehe man noch Kenntniß von dem Inhalte hat, in verdächtiger Weise bemerkbar: die Widmung an eine in der Musikwissenschaft „hochgestellte" Persönlichkeit, in deren persönlichem Verkehre „die Anregung" zu der Arbeit gegeben worden sein soll, und die Bitte „um nachsichtige Beurtheilung" in der Vorrede. Ausnahmen mögen meine Regel bestätigen; hier aber haben wir keinen Ausnahmefall. Ohne höhere literarische Erziehung und Schulung, lediglich mit der Bildung eines braven leipziger Conservatoristen ausgerüstet, geht der Verfasser unter der Flagge Dr. F. Chrysander's an eine Aufgabe, die zu den schwierigsten der musikalischen Literatur zählt, einen Abriß der „Entwickelungsgeschichte der Oper" zu geben. Bunt durcheinander werden die italienische, deutsche, französische, englische Oper vorgenommen; in höchst dilettantischer Weise, nach Art eines Repertoriums, werden Namen und Zahlen zusammengestellt, ohne Rücksicht auf gegenseitige Beziehungen, Beeinflussung, Weiterentwickelung. Daneben sind „literarische Hinweise", wie im Titel bereits angekündigt, eingestreut, die aber nicht mehr enthalten, als was dem Verfasser gerade in den Weg gelaufen. Die einschlägigsten und wichtigsten Werke (z. B. Klein's „Geschichte des Dramas") sind dem Verfasser ganz unbekannt; nebensächliche, bisweilen werthlose, oft ganz kurze Aufsätze werden citirt und mit pomphaftem Lobe angekündigt. Was F. Chrysander geschrieben, ist getreulich gebucht, aber nicht einmal die Titel der betreffenden Zeitschriften sind genau angegeben; wir lesen wiederholt (S. 4, S. 39 u. s. w.) von einer Vierteljahrsschrift für Musikforschung (anstatt „Musikwissenschaft"), zu deren Redacteuren obendrein noch Chrysander gehört; Emil Vogel's „von gründlicher Forschung sprechender Artikel über Monteverde" wird S. 4 citirt; aber der Verfasser weiß nicht einmal, daß Herr Vogel Werth darauf legt, entdeckt zu haben, daß der betreffende Componist „Monteverdi" und nicht „Monteverde", wie Krause überall schreibt, heißt. Auch Vogel's Aufsatz über Gagliano wird citirt; der Verfasser hat ihn aber, wie der Augenschein lehrt, gar nicht gelesen; sonst müßte die Stelle S. 5 ganz anders geformt sein. Die französische Oper von Spontini und Meyerbeer bis zur Gegenwart wird behandelt (S. 59—73), dann erst folgen, und zwar in einem eigenen Kapitel, Schumann und Mendelssohn, von denen der Erstgenannte nur einen sehr bescheidenen Platz in der Geschichte der Oper verdient, während des letztern Name hier überhaupt am besten stillschweigend zu übergehen ist. Dann, also unmittelbar auf Mendelssohn, folgt R. Wagner, demnächst ein Kapitel: „Die neuzeitliche Opernthätigkeit" — was dem Titel entsprechend auch die modernen Italiener und Franzosen behandeln müßte. Allein diese sind schon in Abschnitt 16 und 17 abgethan. Also Verwirrung, Plan- und Ziellosigkeit überall in einem „Abrisse" der Operngeschichte, der doch zu allererst Nachdruck auf klare und geordnete Gliederung des Stoffs legen müßte, zumal der Verfasser bescheiden genug ist, mit diesem „Abrisse" die Anregung zu einer „erschöpfenden und ausführlichen Darstellung der Geschichte der Oper" geben zu wollen! Zu zeigen, wie es nicht zu machen sei,

das finde ich, ist die einzige Anregung, die E. Krause mit seinem „Abrisse“ gegeben hat!

Und nun erst der Stil, in dem das ganze Buch von Anfang bis zu Ende geschrieben ist! Man schlage aufs Gerathewohl irgend welche Seite auf, und man findet fast überall kostbare Stilblüten, werth, sofort in den Briefkasten des „Kladderadatsch“ zu wandern. Hier nur wenige Beispiele:

In gewissem Sinne war Wagner mit Gluck verwandt, der, wenn er sich auch nicht selbst seine Textbücher schrieb, doch (!!) dieselben der ältesten Zeit entlehnte. *) ... Wenngleich Kistler den Ideen Wagner's bedingungslos huldigt, wie sich dies in seiner Oper „Till Eulenspiegel“ (1888), deren Textbuch er, wie das zu „Kunihild“ selbst verfaßte, zeigt, besitzt er doch daneben eine nicht geringe Ursprünglichkeit, welche darin besteht ... (S. 96) Lortzing ist ein „naturalistisch bevorzugter Tonsetzer“ (S. 75).

Ebenda:

Von Mozart nahm Lortzing das melodisch Natürliche; dem Studium der neuern französischen Partituren verdankt er hauptsächlich die seinem Wesen innewohnende Grazie.

S. 67 wird Adam's, des Postillon-Componisten, Ballet „Gisella“ wörtlich so beschrieben:

Der Inhalt dieses Werks: ein Mädchen, welches sich zu Tode tanzt, rechtfertigt eine Composition, in der nicht gesprochen oder gesungen, sondern nur musikalisch illustrirt wird.

Von Gounod's „Faust“ heißt es S. 70:

In Bezug auf das Festhalten der Dichtung enthält die Oper jedoch auch hier nur eine lose Aneinanderreihung der Situationen und charakterisirt mehr Margarethe als Faust.

Die Beispiele ließen sich ins Ungemessene vervielfältigen. Ich glaube nicht, daß ich es solcher Unfähigkeit gegenüber nöthig habe, thatsächliche Fehler und schiefe Vorstellungen, z. B. über das Wesen des Ensemblesatzes, desgleichen historische Irrthümer, falsche Citate, fehlerhafte Orthographie, Entstellungen von Namen u. dgl. im Einzelnen zu berichtigen. Die 130 Seiten dieses Buchs sind ein fortlaufender Protest gegen die Eitelkeit und Anmaßung Halbgebildeter, ihr kleines Licht im Glanze einer musikalischen „Sonne“ leuchten zu lassen. .

4. Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn Bartholdy und seine Briefe an mich. Von Eduard Devrient. Dritte Auflage. Mit der Porträtbüste Mendelssohn's in Stahlstich und einem Facsimile. Leipzig, J. J. Weber. 1891. 8. 4 M. 50 Pf.

Ein gutes Buch bedarf keiner langen, umständlichen Rede zu seiner Empfehlung. Es spricht für sich selber. Die dritte Auflage der vorliegenden Memoiren, die schlicht und einfach, ohne jede Vorrede, ohne alles Gepränge den Büchermarkt betreten hat, wird sich sicherlich neue warme Freunde und Verehrer zu der großen Zahl schon vorhandener erwerben. Ich kenne in der gesammten Mendelssohn-Literatur — die bekanntlich ziemlich umfangreich ist — kein Werk, das sich durch die schlichte, ergreifende Wahrheit und Lebendigkeit der Darstellung, durch die von den Superlativen des Enthusiasmus wie von der Kleinlichkeit philisterhafter Nörgelei in gleichem Maße freie, gebildete Sprache so empfiehlt, wie das vorliegende. Zum dritten male habe ich es und zwar (ich gestehe offen, daß ich kein Mendelssohnianer sans phrase bin) mit größtem Genusse gelesen.

E. Devrient's Freundschaft mit Mendelssohn beginnt in dessen jungen Jahren, mit den ersten größern Musikübungen im Mendelssohn'schen Hause, zu denen Devrient als Bassist zugezogen wurde, und schließt mit Mendelssohn's Tode. So bilden denn diese Erinnerungen eine leibhaftige Mendelssohn-Biographie, untermischt mit einer Reihe der liebenswürdigsten und interessantesten Briefe, die der Meister je geschrieben hat. Devrient's heißes Bemühen, einen Operntext für Mendelssohn ausfindig zu machen oder selbst zu verfassen, seine mehrfachen misglückten Versuche in dieser Hinsicht, bilden die interessantesten Abschnitte dieses Buchs. Nicht minder bemerkenswerth ist die authentische Darstellung, wie es in der berliner Singakademie zur Aufführung der Matthäus-Passion kam (S. 42 fg.) und wie schließlich die Singakademie nach dem Tode Zelter's, als sie die Wahl hatte zwischen dem jugendlich genialen Felix und dem bisherigen Vicedirector Rungenhagen, mit tödlicher Sicherheit Rungenhagen wählte und sich damit zu einem Vierteljahrhundert künstlerischer Mittelmäßigkeit und verflachender Musikmacherei verurtheilte. Man wollte Mendelssohn nicht, weil er zu jung war; „denn es sei nicht schicklich, daß so viele alte und hoch angesehene Männer und würdige Frauen (!) sich von einem so jungen Menschen sollten zurechtweisen lassen“. Und als über diesen „jungen Menschen“, der wenige Jahre nachher den „Paulus“ schrieb, am 22. Januar 1833 abgestimmt wurde, begab sich Folgendes (S. 147):

So lange die Mehrheit noch schwankte, wurden die Namen (von dem zur Auslosung bestimmten „angesehenen Beamten“) ruhig und anständig ausgerufen, sobald aber das Stimmenergebniß für Rungenhagen sich günstig stellte, begann der Ausrufende dessen Namen immer triumphirender zu betonen, dagegen den Namen Mendelssohn's erst mit kleinlautem, dann mit mitleidigem Tone zu lesen; ein Verfahren, das öfters Lachen erregte.... Da niemand von den Vorstehern dem Unfuge wehrte, forderte ich die mir zunächststehenden Bekannten auf, mit mir zu protestiren, man hielt mich zurück, ermahnte mich, keinen nutzlosen Skandal zu machen...

und Rungenhagen war mit 148 gegen 88 Stimmen (für Mendelssohn) erwählter Director der Singakademie. Solche Ehrenkränkung mußte der Componist des „Paulus“ und des „Elias“, der Neuentdecker und erste Dirigent der Matthäus-Passion in der berliner Singakademie durch diese selbst erleiden! Ein neuer Widerspruch in dem Wesen dieses Vereins, und nicht der schlimmste unter denen, die ich gelegentlich in meinem Aufsatze: „Aus den Annalen der berliner Singakademie“ („Magazin für Literatur“ vom 30. Mai d. J.) aufgedeckt habe. Mit demselben Freimuthe, derselben rührenden Hingebung, derselben scharfen Beobachtungsgabe ist alles geschildert, was mit Mendels-

---

*) Das Kapitel über Wagner habe ich bereits in der „Allgemeinen Musikzeitung“, 1891, Nr. 14 und 15 (insbesondere S. 195 fg.), einer kleinen Vivisection unterzogen, auf die ich hiermit verweisen möchte.

sohn während seines Lebens in nähere Berührung getreten ist. Die „Erinnerungen" geben somit nicht blos das lebendigste, sondern auch das getreueste Bild jenes Künstlers, dem, wie der Verfasser mit Recht sagt, „die Erde keine ihrer Freuden versagt, der Himmel alle Befriedigung seines Seelenlebens gewährt hatte", . . . dieser „glänzenden Erscheinung eines wahrhaft glücklichen und beglückenden Menschen".

5. Jenny Lind. Ihre Laufbahn als Künstlerin. 1820 bis 1851. Nach Briefen, Tagebüchern und andern von Otto Goldschmidt gesammelten Schriftstücken. Von H. S. Holland und W. S. Rockstro. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Hedwig J. Schoell. Mit 6 Heliogravüren, 8 Abbildungen und Musikbeilagen. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1891. 8. 18 M.

Das Buch will und kann keine kunstgemäße Biographie der herrlichen Jenny Lind sein, deren Name weit über das Persönliche hinaus die Vorstellung eines Begriffs geworden ist: des Begriffs absoluter und höchster Kunst des Gesanges. Es ist ein Denkmal treuer Liebe und höchster, man kann sagen, unbeschreiblicher Verehrung, welches ihr Gatte, Herr Otto Goldschmidt, auf Grund zahlreicher, bisher unbekannter Documente (Briefe, Tagebücher, Verträge u. dgl.) errichtet hat, bezw. durch die Verfasser des Textes hat errichten lassen. Die Kritik nimmt hier ohne weitere Prüfung und Wahl das Dargebotene hin und betrachtet den Inhalt als unschätzbares Material zu einer künftigen, in ruhig objectivem Tone verfaßten biographischen Darstellung dessen, was die kunstliebende Welt Jenny Lind zu verdanken hat, und was diese selbst der Kunst gewesen ist. Sie übt so die richtige Gegenwirkung aus zu der von leicht begreiflichem Enthusiasmus für die Künstlerin und von hingebungsvollster Theilnahme an Freud und Leid derselben getragenen Darstellung, die selbst den mit Staunen und Entzücken erfüllen muß, der in seinem Leben nicht das Glück genossen hat, die unvergleichliche Künstlerin zu hören.

Das Leben der Jenny Lind ist im allgemeinen ohne allzu schwere Erschütterungen verlaufen. Die seltsame Entfremdung mit ihren Aeltern, die kluge Art und Weise, wie sie sich von ihrem Einflusse loszulösen verstand, ohne die Pflicht der schuldigen Pietät gegen sie auch nur im geringsten zu verletzen, weist auf einen großen Charakter hin, wie er nur selten zu finden ist. Diesen Charakter hat Jenny Lind Zeit ihres Lebens in all und jedem gewahrt. Keine Auszeichnung, kein noch so stürmischer Beifall, kein brausender Erfolg, kurz nichts hat vermocht, ihr jene ruhige, stille, bescheidene Größe zu rauben, die den wahren Werth des Lebens niemals und nimmermehr in dem eigenen Verdienste und in der eigenen Leistungsfähigkeit findet, sondern stets bescheiden bekennt, daß das Ideal, welches menschlichem Streben gesteckt ist, noch weit jenseit der Grenzen liegt, welche zu erreichen möglich war.

Jenny Lind hat in ihrer Künstlerlaufbahn verhältnißmäßig nur wenige Rollen zur Darstellung gebracht. Im ganzen etwa dreißig, unter diesen aber sind es wiederum nur sechs, auf welche bei weitem der Löwenantheil ihrer Thätigkeit als dramatische Sängerin fällt: Amina („Nachtwandlerin"), Lucia, Norma, Alice („Robert") Regimentstochter und Agathe („Freischütz"). In diesen Rollen ist sie zusammen nach der II, 268 befindlichen Statistik 437 mal aufgetreten. Diese Zahl beträgt fast genau zwei Drittel ihrer gesammten künstlerischen Thätigkeit (im ganzen 677 Vorstellungen). Man sieht, auf welch engem Gebiete sie ihre Hauptthätigkeit sammelte. Wenn sie trotzdem auch in andern Opern, als Euryanthe, Vielka („Feldlager in Schlesien"), Pamina und Vestalin, das Entzücken fast aller Kritiker, insbesondere Rellstab's, erregte, so war doch ihre Natur für das Theater keineswegs so angelegt, daß ihr Wunsch, sobald als thunlich der Bühne Valet zu geben, nicht erklärlich gewesen wäre. Bereits im September 1845, dem Jahre ihrer berliner Triumphe, hegt sie die Absicht, die Bühne zu verlassen; sie fühlt sich durch das Bühnensingen allzu sehr angestrengt; das, was bei der Bühne, um einen allerdings nicht hervorragend edlen Ausdruck der Uebersetzerin zu gebrauchen, „drum und dran hängt" (II, 287), erschien ihr unerträglich; nervöse Reizbarkeit soll sich dazu gesellt haben, die Verwickelung des Künstlerlebens in das Netz kaufmännischer Speculation (II, 289), die Entweihung des Tempels der Kunst zu einem „Geschäftshause", wenn nicht gar zu einer „Diebeshöhle" (a. a. O.), die fortwährende „Anstrengung des Darstellens" — alles das wird uns als Grund mitgetheilt, warum Jenny Lind die Bühne verließ. Die Vermuthung liegt nach den oben berührten statistischen Thatsachen nahe, daß das ewige Einerlei von Amina, Lucia, Norma u. s. w. die Hauptursache gewesen sein mag, welcher jene Abspannung, jene nervöse Reizbarkeit und einen Theil der Hauptbeweggründe hervorgebracht haben mag, welche Jenny Lind bestimmten, ihre Bühnenlaufbahn aufzugeben. Aber wie dem auch sein mag, in dem mit mehr als erschöpfendster und ausgiebigster Ausführlichkeit dargestellten Lebensgange der Künstlerin gibt es keinen Entschluß, keine That, der man nicht seine vollste Sympathie bezeigen könnte.

Man muß daher vor allem Herrn Otto Goldschmidt, dem Gemahl Jenny Lind's, auf das höchste dankbar sein, daß er so viele und so reiche Quellen erschloß, die nicht blos für die Biographie seiner edlen Gattin, sondern auch für die Kunstgeschichte ihrer Zeit von höchstem Interesse und bleibendem Werthe sind. Hierzu sind in erster Reihe die Mittheilungen über die Beziehungen Jenny Lind's zu Mendelssohn und zu Robert und Clara Schumann zu rechnen. Von hervorragendem Interesse sind endlich noch die dem zweiten Bande als Anhang beigegebenen Cadenzen, Verzierungen und Solfeggien, mit welchen Jenny ihre Favorit-Arien auszuschmücken pflegte, sowie die beiden schwedischen Lieder: „Herdegossen" (der Hirt) von Berg, ihrem Lehrer, und das norwegische Echolied: „Kom kjyra", durch welche sie allerorten Stürme des Entzückens erregte.

Schließlich muß noch hervorgehoben werden, daß die Darsteller nicht geringen Werth darauf gelegt haben, zu zeigen, in welch hohem Maße Jenny Lind außer ihren künstlerischen Verdiensten sich als Wohlthäterin der nothleidenden Menschheit verdienstlich gemacht hat; wie sie nicht blos Künstler unterstützte, ihnen die Mittel zur Ausbildung gab, sondern durch Errichtung von Krankenhäusern, Musikinstituten und andern gemeinnützigen Anstalten in London, namentlich aber in ihrer Heimat unendlich segensreich gewirkt hat. Mit Recht sagte Lord Beaconsfield, damals noch Benjamin d'Israeli, 1849 in einer Rede gelegentlich der Feier des siebenten Jahrestags der Eröffnung des Brompton-Hospitals für Schwindsüchtige in London:

Jenny Lind's Freigebigkeit gegen das Hospital können wir nur als wunderbar bezeichnen. Sie kommt sozusagen wie eine himmlische Musik über uns, die jeden Sinn bezaubert, jedes Herz berührt, ein süßes Lied der Nächstenliebe, das jedes Ohr mit Staunen, Sympathie und Entzücken erfüllt. Ich sehe die Thaten dieser Dame als einen der bemerkenswerthesten Züge unsers Zeitalters an. Ich weiß nichts in der classischen Geschichte, nichts im Mittelalter, . . . ich weiß nichts, das sich mit der Laufbahn dieses bewundernswerthen weiblichen Wesens vergleichen ließe. Meine Herren, das erreicht ja fast das hohe Ideal der menschlichen Natur, wenn wir uns ein junges, unschuldiges, wohlthätiges Mädchen im Besitze eines unvergleichlichen, allgewaltigen Zaubers vorstellen, das die Herzen der Völker hinreißt und dann an der Stätte des Leidens, des Elends, der Sorgen kniet. (II, 203.)

Das Wort des nachmaligen großen Staatsmannes ist nicht blos das schönste, sondern auch das zutreffendste und wahrste, welches je über Jenny Lind gesprochen worden ist.

Die würdige Ausstattung, welche die Verlagshandlung F. A. Brockhaus dem Werke gegeben hat, spricht für die Pietät und die Verehrung, welche dieses Haus in so hohem Maße der ihm eng befreundeten großen Künstlerin dargebracht hat und noch darbringt.

6. Joseph Joachim. Ein Lebens- und Künstlerbild. Festschrift zu seinem 60. Geburtstage, am 28. Juni 1891, von Adolf Kohut. Mit einem Bildniß Joseph Joachim's. Berlin, A. Glas. 1891. 8. 1 M. 20 Pf.

Von den 96 Seiten dieses Büchleins enthalten mindestens 80 Seiten überall her entnommene Citate in Gestalt von Recensionen, Kritiken, Biographien, Charakteristiken unsers großen, vielgeehrten, herrlichen Meisters. Ein solches aus lauter Flickarbeit eiligst zusammengeschlendertes Buch nennt sich „Festschrift" zu Ehren unseres Joachim! Wäre es das Reclamebuch eines „geschäftsreisenden" Virtuosen, so entspräche diese Schrift einfach dem Brauche unserer Tage und man wüßte, was man davon zu halten hätte. Aber mit einem derartigen Reclamebuche den Festtag unsers großen Meisters zu verunstalten —, das hätte man doch selbst dem Pseudo-Musikschriftsteller Adolf Kohut nicht zugetraut. Wußte er nichts Besseres zum Geburtstage des Meisters zu bringen, so hätte er besser geschwiegen. Wenn jemand, der seine eigene musikalische Unfähigkeit sich selbst schon wiederholt so verbrieft und besiegelt hat, wie der Verfasser, sich bei dieser Gelegenheit zum Festredner „coram publico" aufwirft, so ist das eben auch coram publico zurückzuweisen. Was auf den 16 Seiten eigenen Elaborates in diesem Büchlein zu lesen ist, sind leere nichtssagende Phrasen, im schlimmsten journalistischen Schlenderstile hingeworfen; so oberflächlich, daß ein Citat daraus unmöglich ist. Nur die Flüchtigkeit und den „Geist" dieses Schriftstellers will ich in wenigen Strichen zu zeichnen versuchen. Man schlage S. 34 den Brief Liszt's an Stern (die ganze Stelle ist aus den „Erinnerungsblättern an Julius Stern von R. Stern" abgeschrieben, dort aber S. 147 in richtigem Französisch gegeben) auf und lese: „Vous savais", „se suis persuadé", „vous trouverais", „que je vous en ai fait"; oder auf S. 39 das classisch verunstaltete Citat: „Er konnte stets von sich sagen: ich sah, ich kam, ich siegte", desgleichen S. 59: „multum, sed non multa"; ferner S. 37, wo sich ein seitenlanges Citat aus der „Nationalzeitung" findet, mit dem alles Ernstes citirten Ausspruche: „Dieselben Züge" (Beethoven's, mit dem Joachim verglichen wird) „hatten ja oft von dem Bilde (Beethoven's), das über meinem Klaviere hängt, über (!) mich herabgesehen . . . wenn meine Finger die Sonate F-moll . . . stammelten". Herrn Wippchen in Bernau wird es interessiren, in Kohut's Buche einen — Ahnen reden zu hören! — Von den 80 Seiten Citaten etwas weiteres zu citiren, hieße „acta agere"! Und das nennt der Verfasser in der Vorrede den „ersten Versuch einer eingehenden Würdigung des allgemein verehrten Meisters"!

Heinrich Reimann.

Biographisches.

1. Quirinal und Vatican. Studien und Skizzen von Sigmund Münz. Berlin, Hüttig. 1891. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.
2. Aus bewegtem Leben. Erinnerungen aus dreißig Kriegs- und Friedensjahren von Hans Wachenhusen. Zwei Bände. Straßburg i. E., Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt. 1890. Gr. 8. 7 M.

Die Schilderungen, welche Sigmund Münz (Nr. 1) über hervorragende Staatsmänner Italiens, Republikaner und Aristokraten, und über Papst Pius IX. und die Vorgänge beim Conclave von 1878 entwirft, sind sehr lesenswerth. Es ist eine Galerie von großgesinnten Männern des neuen Italien, durch welche der Verfasser den Leser führt. Da ist kein kleinlicher Parteigeist, keine Beurtheilung der politischen Fragen lediglich vom Standpunkte des Parteiinteresses, keine Bloßstellung des Vaterlandes gegenüber dem Auslande, sondern unbedingte Unterordnung der Partei unter die großen Staatsinteressen, volle Hingebung an das Vaterland unter Aufopferung alles Persön-

lichen, edelster Patriotismus bei Wahrung der Unabhängigkeit und Größe des eigenen Landes. Was für eine prächtige Gestalt ist dieser Aurelio Saffi, der Schatten Mazzini's, einer der Triumvirn Roms im Jahre 1849, welcher sich als solcher hauptsächlich den administrativen und legislativen Aufgaben widmete und den untern Klassen ein besseres Los zu bereiten suchte. Er brachte mehrere Jahre in der Verbannung zu, lebte in der Schweiz und in England, kehrte 1860 in sein Vaterland zurück, lehnte alle Ehrenstellen, auch das Mandat eines Abgeordneten, ab, weil er nicht einem Monarchen dienen wollte, den er zwar achtete, aber nicht anerkannte. Und doch hat dieser Monarch, König Humbert, bei der Nachricht von dem Tode Saffi's, gegenüber der Witwe desselben in bewegten Worten sich über den großen Todten geäußert. Obgleich Sohn eines italienischen Grafen, bekämpfte er schon in seiner Jugend die Vorrechte der Geburt und machte von seinem Grafentitel niemals Gebrauch. In antiker Größe erscheint die Mailänderin Donna Adelaida, die Mutter Benedetto Cairoli's. Auf die Nachricht von dem Tode einer in den Bleikammern Venedigs verstorbenen Italienerin, deren Gatte von der österreichischen Polizei aufs Schaffot gebracht worden war, schwur sie, ihre beiden Kinder auf dem Arme haltend, sie werde dieselben so erziehen, daß sie einst im Kampfe gegen Oesterreich ihr Leben einsetzen würden. Was sie geschworen, kam zur Erfüllung. Ihre fünf Söhne kämpften gegen Oesterreich und die Bourbonen, vier derselben kamen in der Schlacht oder infolge der Kriegsstrapazen um; die Mailänder nannten diese Spartanerin „die beste unter den Müttern Italiens". Ihr Sohn Benedetto machte Garibaldi's „Zug der Tausend" mit und war später zweimal Ministerpräsident.

Im zweiten Theile seines Buchs spricht der Verfasser von Papst Pius und dem Cardinal-Staatssecretär Antonelli, welche beide in ihrer Jugend dem Ewig-Weiblichen warme Huldigungen dargebracht hatten, von der Occupation Roms 1870, bei welcher alle Regierungen Europas sich neutral verhielten, und von dem Conclave 1878, wo es sich für die versammelten Prälaten zunächst darum handelte, ob es in Rom oder im Auslande abgehalten werden solle. Als manche derselben von München sprachen, rieth Döllinger in einem Gespräche mit dem dortigen Nuntius dringend davon ab und machte es den Cardinälen zur Pflicht, sich mit den italienischen Behörden abzufinden und gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Der Verfasser, welchem ein reiches Quellenmaterial zur Verfügung steht, schildert Personen und Verhältnisse mit großer Klarheit und Sicherheit.

In seinen „Erinnerungen aus dreißig Kriegs- und Friedensjahren" (Nr. 2) beschreibt Hans Wachenhusen alles Interessante, was ihm auf seinen Kreuz- und Querzügen durch Europa zur Erscheinung gekommen ist. Er will nicht Geschichte schreiben, sondern nur erzählen, was er als Tourist, als Ethnograph, als Kriegsberichterstatter erlebt hat seit der Aufrichtung des zweiten Kaiserreichs, das sich als „Instrument der Vorsehung" ankündigte, um nach zwanzig Jahren komödiantischen Größenspiels das Werkzeug der eigenen Selbstvernichtung, der Wiedererwecker der deutschen Kraft, des deutschen Einheitsgeistes zu werden. Wo irgendein weltgeschichtliches Drama in Scene gesetzt wird, da findet sich der Verfasser als Beobachter und Berichterstatter ein. In dieser Eigenschaft finden wir ihn im Krimkriege, beim neuenburger Aufstande, im italienischen Kriege, beim polnischen Aufstande von 1863, im dänischen Kriege, im böhmischen Kriege, bei der Eröffnung des Suezkanals, im Kriege von 1870/71. Da er eine bekannte und beliebte Persönlichkeit war und überallhin die besten Empfehlungen hatte, so hatte er Gelegenheit, bedeutende Bekanntschaften zu machen und manches zu sehen und zu hören, was einem andern verschlossen bleibt. Bei der Mittheilung seiner Reiseerlebnisse zeigt er sich als anmuthigen, liebenswürdigen Erzähler, der nie trocken wird, sondern auch das Ernste mit feinem Humor zu behandeln und in die Kriegsbilder heitere Anekdoten einzuflechten versteht. Von diesen ist wol eine der besten diejenige, welche sich am 18. Juni 1866 beim Einmarsche der Preußen in Dresden zugetragen hat. Der Kapellmeister des 31. Regiments, Parlow, ließ dabei die Melodie jenes schmachtenden Liedes: „Ach wenn du wärst mein eigen!" spielen. Bei seinen Plaudereien über seine Besuche in Paris, Madrid und Neapel erwähnt er die grenzenlose Corruption, welche in allen gesellschaftlichen Kreisen, besonders an den Höfen heimisch war und an die schlimmsten Zeiten des römischen Kaiserreichs erinnerte. Kaiserin Eugenie und Königin Isabella kommen bei dieser Kritik sehr schlecht weg. Erstere führte in ihrer Jugend in Madrid ein leidenschaftliches, wildes Leben, dem sie durch einen Vergiftungsversuch ein rasches Ende zu machen suchte. Ihre Familienverhältnisse waren sehr unglücklich; der Vater, Graf Montijo, soll sich schon vor der Geburt der zweiten Tochter Eugenia von seiner Frau getrennt haben. Im königlichen Palaste zu Madrid wurden nachts die schändlichsten Orgien gefeiert, wie wir sie vom Regenten Herzog von Orléans her kennen. Solche intime Züge erklären manches, was später in der Politik Interesse erregt.

Wilhelm Müller.

Zur Völkerkunde.

1. Die Flutsagen. Ethnographisch betrachtet von Richard Andree. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1891. 12. 2 M. 25 Pf.

Wiederum, wie alle Forschungen dieses rühmlichst bekannten Gelehrten, eine gediegene, auf sorgfältiger Kritik beruhende Arbeit, und zwar über einen Gegenstand, der freilich schon oft von theologischer Seite eine eingehende Erörterung erfahren hat, von der Ethnologie aber bislang völlig vernachlässigt ist. Und doch sollte man denken, daß

die erste und wichtigste Frage für die Kritik der fragliche Nachweis über die Verbreitung, bezw. Universalität jener Ueberlieferung ist; was helfen sonst alle schönen sittlichen Betrachtungen und Ergüsse des Herzens? Diese empfindliche Lücke des Materials ist durch die vorliegende Schrift ausgefüllt, obschon, wie der Verfasser bescheiden meint, dieser erste Versuch gewiß noch sehr ergänzungsbedürftig sei. Um nun gleich diesen wichtigen Punkt zu erledigen, so sei bemerkt, daß in der That nicht, wie noch vielfach angenommen wird (so z. B. von Lénormant), jene Sage ein „allen Völkern der Erde gemeinsames Erbtheil aus der Urzeit des Menschengeschlechts“ ist — wie der landläufige Ausdruck etwa lautet —, sondern daß sie bei vielen Völkern völlig fehlt oder bei andern so sporadisch und farblos auftritt, daß ihr wenigstens jede tiefere sittliche Bedeutung abgeht. Ganz Afrika, Central- und Nordasien, Arabien, China und Japan, ebenso ganz Europa mit Ausnahme von Hellas ist für diese Vorstellung einer gewaltigen (sin, erst später wurde daraus Sünd) Flut ein todter Boden, und ebenso wenig bietet der ostasiatische Archipel; ganz besonders fruchtbar zeigt sich dagegen Amerika, namentlich die nordwestliche Küste. Woher das oder vielmehr welchen Schluß können wir aus dieser Thatsache ziehen? Jedenfalls den oben angedeuteten, daß wir es hier mit keiner allgemein menschlichen Idee zu thun haben, die zu der unentbehrlichen Ausstattung des menschlichen Geistes gehört. Dadurch wird nun zweitens die Tragweite eines andern Moments bestimmt, das man nicht selten mit besonderm sittlichen Pathos zu begründen versucht hat, nämlich die etwaige Abhängigkeit jener Berichte von der biblischen Darstellung. Freilich ist diese mitunter, um nicht zu sagen häufig, vorhanden, aber gerade dann, wenn die Vertreter der Ansicht von einer derartigen Beeinflussung sie am allerwenigsten zu behaupten geneigt sein sollten, d. h. in allen den Fällen, wo eine unmittelbare Uebernahme aus dem Christenthume oder eine mehr oder minder geschickte Verschmelzung echter, ursprünglicher Elemente mit biblischen seitens der Missionare vorliegt. Es kann hier, wie Andree an einem Beispiel es veranschaulicht, leicht Betrug und absichtliche Täuschung, und ebenso leicht Irrthum und Versehen des Berichterstatters mit unterlaufen; der gefragte und der Belästigung schließlich müde Eingeborene antwortet in einem solchen Kreuzverhör letzten Endes uns mit dem, was der unbequeme Examinator gern hören will, und so ist bald der schönste Zusammenhang und die innigste Harmonie mit dem hebräischen Flutberichte hergestellt, bis plötzlich der emsige Apostel einige Jahre später hören muß, daß er schmählich hintergangen ist. Andererseits muß freilich zugestanden werden, daß das Auftreten gleichartiger Züge an und für sich nicht unmittelbar eine Entlehnung verbürgt, wie z. B. die Sage bei den Fidschi-Insulanern, welche gleichfalls einen ausgeprägt sittlichen Hintergrund hat. Hier wird es ungemeiner Vorsicht bedürfen, kritischer Unbefangenheit, um in jedem einzelnen Falle das Echte, Ursprüngliche von der werthlosen Nachahmung zu unterscheiden. Im übrigen darf man nicht vergessen, so gewaltig und nachhaltig die Wirksamkeit der biblischen Erzählung auch immer ist, daß wir auch hier noch keine wirklich originale Schöpfung vor uns haben, sondern eine Copie nach chaldäischem Muster. Ebenso ist es bedeutsam, daß den Arabern, den unmittelbaren Nachbarn der Hebräer, die Flutsage völlig fehlt:

> Gewiß ist es auch ein schwerwiegender Grund gegen die vermeintliche Universalität der Flutsagen und gegen einen gemeinsamen Ursprung der letztern, daß die den Hebräern benachbarten Völker ohne Kenntniß derselben waren. Bei den Arabern findet sich nichts, was auf eine Flutsage hindeutet, trotzdem sie Semiten und die nächsten Nachbarn der Babylonier und Hebräer sind. Sie weichen in mythologischer Hinsicht überhaupt stark von den Nordsemiten ab, und ihre Götterwelt, vor dem Auftreten Mohammed's, ist eine durchaus andere, als jene der übrigen Semiten. (S. 135.)

Endlich handelt es sich um die Ursachen dieses mythologischen Processes. Kann von keiner Allgemeingültigkeit die Rede sein und ist andererseits die Bedeutung der mosaischen Ueberlieferung eine räumlich ziemlich beschränkte, so müssen für die Bezirke, denen eine ursprüngliche Bildung zukommt, offenbar zwingende örtliche Gründe maßgebend gewesen sein. Es wiederholt sich schließlich hier derselbe Vorgang, wie bei jeder andern mythologischen Schöpfung; treten dieselben oder doch wenigstens gleichartige äußere Ursachen ein und zwar auf den denkbar entlegensten Punkten des Erdballs, so ergeben sich auch bei der gleichen Veranlagung des menschlichen Geistes dieselben oder doch sehr ähnliche Vorstellungen, die je nach ihrem sonstigen Werthe für Religion und Sitte des betreffenden Volks sehr bedeutsam werden können. Dahin gehören (um zu unserer Aufgabe zurückzukehren) plötzlich hereinbrechende kolossale Ueberschwemmungen, wie sie durch Wirbelstürme und ganz besonders durch Erdbeben hervorgerufen werden — dagegen spielt das regelmäßig wiederkehrende Austreten großer Flüsse (wie der Nil oder Hoangho) gar keine Rolle —, und das trifft für die an solchen elementaren Katastrophen besonders reiche nordwestliche Küste Amerikas z. B. zu, wo wir den verschiedenartigsten Flutberichten begegnen. Auch die Beobachtungen von mitten im Lande aufgefundenen Versteinerungen sind, wie schon Tylor für das classische Alterthum es nachgewiesen hat, ein sagenbildender Factor gewesen. Uebersichtlich faßt Andree diesen ganzen Zusammenhang in folgenden Worten zusammen:

> Die Erdbebenfluten mit ihren verheerenden Wirkungen, örtliche Ereignisse, wie der beobachtete Durchbruch von Flüssen, die Betrachtung der auf dem Festlande gefundenen Versteinerungen von Meeresthieren, der Wirbelstürme mit den sie begleitenden Fluten, dieses also wird die Ursache, welche zu den Flutsagen Anlaß geben könnten und gegeben haben, soweit solche nicht kosmogonischer Art sind. Die weite Verbreitung solcher wirkenden Ursachen über die Erde läßt aber bereits den Schluß zu, daß es bei den Traditionen von Fluten sich nicht um eine einzige handelt, sondern daß ganz naturgemäß bei vielen Völkern Flutsagen entstehen mußten. (S. 152.)

2. Das goldene Zeitalter oder das Leben vor der Geschichte. Von Ludwig Büchner. Nebst einem Anhang: Das Culturmetall der Zukunft. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1891. Gr. 8. 6 M.

Der unermüdliche Vorkämpfer des Materialismus, zu dessen Gründern er gezählt werden kann — wenigstens hat sein bekanntes Werk: „Kraft und Stoff" vom Jahre 1855 die geschworene Feindschaft gegen die philosophische Speculation erst in die weiten Kreise der sogenannten Gebildeten getragen —, sucht auch das reiche Arsenal des Darwinismus seinen Zwecken dienstbar zu machen. Während er sich sonst mehr innerhalb der Grenzen der beschreibenden Naturwissenschaften hält und von hier aus seine polemischen Betrachtungen eröffnet, unternimmt er diesmal einen Streifzug in das dermalen so sehr beliebte Gebiet der Urgeschichte, indem er in einem populär gehaltenen Ueberblicke die Entwickelung der menschlichen Rasse von ihren mit mythischem Dunkel umschleierten Anfängen bis zur Gegenwart hin in materieller und geistiger Beziehung schildert. Ueberall wird auf die neuesten Forschungen Bezug genommen und die verschiedenen Autoren werden mehr oder minder ausführlich angeführt, sodaß das Buch auch nach dieser Seite eine ganz zweckmäßige Zusammenstellung der einschlägigen Literatur bietet. Es versteht sich nach dem ganzen Standpunkte Büchner's von selbst, daß in der Zeichnung jener unendlich weit zurückliegenden Vergangenheit gegenüber der im vollsten Triumphe der naturwissenschaftlichen Weltanschauung schwelgenden Gegenwart die Farben für die Ausmalung dieses Contrastes sehr grell gewählt sind, dort tiefer Schatten, hier eitel Licht und Segen. Hören wir ihn selbst, wie er am Schlusse seiner Untersuchung dieses Bild so ausführt:

Wenn die heutigen Menschen wirklich nur entartete und zum Theile verderbte Nachkommen eines ehemaligen höhern und bessern Geschlechts wären, so wäre nicht einzusehen, wie das Menschengeschlecht noch heute existiren könnte, da es ein allgemein anerkannter Erfahrungssatz ist, daß degenerirte oder entartete Völker oder Individuen keine lange Lebensdauer haben, sondern allmählich zu Grunde gehen. Kann irgendwer so sehr durch die Vorurtheile einer scholastischen Erziehung beeinflußt sein, um einen umgekehrten Gang der menschlichen Entwickelung für möglich zu halten? Kann irgendjemand ernstlich glauben, daß der Mensch, welcher in einem Paradiese als ein halb engelhaftes Wesen, voll von Schönheit und Kraft und begabt mit übermenschlicher Intelligenz, ein Beherrscher der Thierwelt, ein Bebauer des Bodens und seine Wohnungen mit Werken der Kunst schmückend, erschaffen, aber aus demselben durch göttlichen Zorn vertrieben wurde, um nach dem unwirthlichen Norden zu wandern, dadurch seine höhern Gaben und Vorzüge verlor, seine Kenntnisse vergaß und seine edeln Gewohnheiten aufgab, um ein roher Wilder zu werden und ein solcher Auswurf der Menschheit, wie dessen Ueberreste, gemischt mit den Knochen ausgestorbener Thiere und Seefische, an den Küsten von Skandinavien aufgehäuft sind? Wenn es einen solchen gibt, so möge er daran erinnert werden, daß, soweit unsere geschichtlichen Kenntnisse und alle gesammelten Thatsachen reichen, nicht ein einziger Fall eines Rückganges, welcher einer solchen Meinung als Stütze dienen könnte, bekannt geworden ist. Die Menschen haben, soviel wir wissen, ihren Schatz an Kenntnissen und Kraft immer vermehrt, anstatt ihn zu vermindern. Der Vorgang fremder Invasion war stets ein Anstoß zur Weiterentwickelung. Die Rassen haben sich immer gegenseitig erhoben und verbessert. Ihre Wanderungen sind wie der Fortschritt einer Feuersbrunst, welche um so stärker brennt, je weiter sie vorwärts schreitet u. s. w. (S. 318.)

Noch pessimistischer nimmt sich die Schilderung aus, welche Büchner nun im besondern von der sittlichen Verworfenheit und Ruchlosigkeit der Naturmenschen entwirft im ausgesprochenen Gegensatze zu den phantastischen Schwärmereien von der Gutartigkeit und Unschuld der edeln Wilden, wie sie ja namentlich das gefühlsselige und deshalb unwahre 18. Jahrhundert so vielfach erzeugte. So unzweifelhaft richtig diese Abwehr ist, so kann man doch auch des Guten zu viel thun, und es ist eine richtige Bemerkung, daß der durch den Darwinismus uns aufgedrungene Vergleich zwischen Mensch und Thier zu viel vom Bestialen in das menschliche Naturell hinübergespielt hat. Es ist nichts gegen den Satz einzuwenden, daß „in der Moral des Urmenschen allgemeine Principien weniger maßgebend sind als Nützlichkeitsgründe und gewisse conventionelle Uebereinkünfte oder Herkommen, welche in unsern Augen oft höchst lächerlich oder grundlos erscheinen", aber man darf doch nicht diese ganze folgenschwere Entwickelung als eine „geistige Dressur" bezeichnen, als ob sie dem Menschen nur von außen rein mechanisch, ohne eigenes Zuthun aufgenöthigt sei; dann fehlt es an jedem erklärenden psychologischen Zusammenhange. So unbestreitbar es ist, daß „die Gesellschaft als solche als der erste Anfang oder als die Grundlage aller menschheitlichen und civilisatorischen Entwickelung angesehen werden muß" (S. 250), so unerläßlich ist es doch auf der andern Seite, die Bedeutung des individuellen Bewußtseins zu betonen; ohne eine schlechterdings apriorische Anlage des Sollens, die jeder praktischen Erfahrung vorangeht, ist überhaupt der Begriff einer sittlichen Entfaltung völlig undenkbar. Dasselbe gilt von der Religion, wo unser Verfasser dem gerade in naturwissenschaftlichen Kreisen weit verbreiteten Irrthume huldigt (den besonders Lubbock vertritt), daß gewisse niedere Stämme völlig religionslos seien. Diese Meinung erhält sich mit einer unglaublichen Zähigkeit aufrecht trotz der schlagenden Entgegnungen seitens der zuständigen Beurtheiler in der modernen Völkerkunde. Natürlich, versteht man unter Religion ein bestimmtes dogmatisches System, wol gar in Verbindung mit einem genauen Cultus und Ritus; so kann der kümmerliche Aberglauben der rohesten Naturvölker eine solche strenge Prüfung nicht bestehen, und es ist nichts leichter, als unter dieser Voreingenommenheit, wie noch jüngst Max Müller in seiner „Natürlichen Religion" ganz treffend gezeigt hat, zu dem gewünschten und von vornherein schon feststehenden negativen Ergebnisse zu gelangen. Im übrigen sollte man auch nicht vergessen, daß nicht selten eine spätere Berichtigung von ungenauen, flüchtigen Beobachtungen eintreten kann und in der That eingetreten ist, die unser Urtheil demgemäß erheblich beeinflussen muß. Das ist, um nur

einen Fall anzuführen, z. B. eingetroffen bei der bekannten Schilderung der Feuerländer durch Darwin, der in ihnen wahre Teufel sehen zu müssen glaubte, ohne Spuren jeglichen geistigen Lebens, womöglich noch thierischer als unsere leiblichen Verwandten selbst, und doch erwies eine spätere gründlichere Erforschung des Landes und seiner Bewohner, daß jene Annahme mindestens sehr übertrieben sei und die Eingeborenen z. B. im Besitze einer ganz wohlgegliederten Sprache seien, eine restitutio in integrum, die Darwin ehrlich genug war, offen anzuerkennen. Noch unglücklicher ist die bekannte Figur des einzeln sein Dasein verbringenden Urmenschen, die sich auch bei Büchner wiederfindet, der hier ganz der wundersamen Theorie Häckel's von der Umwandlung des Alalus oder sprachlosen Ur- oder Affenmenschen in den echten oder sprechenden Menschen folgt:

Es existirte das Menschengeschlecht schon geraume Zeit mit seinem aufrechten Gange und der dadurch herbeigeführten charakteristischen menschlichen Körperform, ehe sich die Ausbildung der menschlichen Sprache und damit der zweite und wichtigere Theil der Menschwerdung vollzog. (S. 284.)

Schade daß diese interessante Verwandlung nicht noch einmal zu Nutz und Frommen der hartnäckigen Zweifler, zu denen wir uns ehrlich bekennen, wiederholt werden kann; bis dahin kann uns die oft betheuerte Versicherung, daß es wirklich sich so zugetragen habe, nicht die schmerzliche Lücke eines wissenschaftlichen Beweises ersetzen. Man sollte diesen mythischen Vorgang nicht innerhalb der angeblich immer exact verfahrenden Naturwissenschaft wieder aufkommen lassen, sondern ihn gerade so ad acta legen, wie die früher so bisher verspottete Gestalt des Rousseau'schen Wilden im „Contrat social", dem es auf einmal einfällt, einen Staat und eine Gesellschaft zu gründen, die unheilvollste Gründung, auf die er sich, wie bekanntlich der französische Philosoph meinte, einlassen konnte. Ebenso verfehlt ist unsers Erachtens die heftige Opposition, welche Büchner auf die ihm höchst unbequeme Teleologie eröffnet; selbst unter völlig rückhaltlosen Darwinianern ist es heutzutage ein offenes Geheimniß, daß manche unter den biologischen Erscheinungen (z. B. die Anpassung) ganz und gar räthselhaft werden ohne Zuhülfenahme jenes Erklärungsmittels, und das gilt im ganzen genommen auch vom Kampf ums Leben überhaupt. Kurz, die philosophischen Auslassungen, seien sie, wie meist, nur polemisch, oder auch selbständig aufbauend, halten wir durchweg für irrig oder wenigstens für schief, da sie letzten Endes eben der wissenschaftlich unhaltbaren Hypothese des Materialismus oder des einseitigsten Mechanismus entstammen, dagegen bietet der eigentliche anthropologische Theil des Werks eine ganz empfehlenswerthe Einleitung in den heutigen Stand der urgeschichtlichen Forschung. Der Anhang ist einer kurzen Lobpreisung des in unsern Tagen ja vielfach genannten Aluminium gewidmet, dem nach unserm Verfasser wegen seiner verschiedenen Vorzüge vor dem Eisen die Zukunft gehört; leider ist es zur Zeit noch (der sehr umständlichen Herstellung halber, da es nicht rein gefunden wird) zu theuer.

Th. Achelis.

Feuilleton.

„Unser Handel mit den Balkanländern. Sein Umfang und seine Entwickelungsfähigkeit mit besonderer Berücksichtigung der Hafenstadt Salonik auf Grund einer im Herbst 1890 ausgeführten Studienreise dargestellt von Dr. Wolfgang Eras, Syndikus der Handelskammer u. s. w. zu Breslau" (Leipzig, Spamer, 1891) ist der Titel einer kleinen Schrift, in welcher der bekannte Volkswirth für die Verlegung der subventionirten deutschen Postdampferlinie Brindisi—Port Said nach Salonik—Port Said eintritt. Diesem von der bremer Handelskammer zuerst geäußerten Wunsche, dem auch die Organe der Kaufmannschaft zu Leipzig, Dresden, Breslau und anderer großen Binnenplätze zustimmten, waren namentlich von österreichischer Seite Bedenken entgegengestellt worden, die der Verfasser an Ort und Stelle zu prüfen unternahm und die er nun als hinfällig zu bezeichnen sich berechtigt sieht. Die sachlich gehaltene und anregend geschriebene Schrift skizzirt den gegenwärtigen Handel Deutschlands mit der Balkanhalbinsel, der eine höchst entwickelungsfähige Zukunft verheißt. In zehn Jahren hat die Einfuhr von dort ins deutsche Zollgebiet um 74,35 Procent, die Ausfuhr aus diesem dorthin um 139,65 Procent sich gesteigert. Neben den vielversprechenden materiellen Erfolgen gedenkt der Verfasser auch der nationalpädagogischen Wirkung ausgedehnter Handelsbeziehungen zum Orient: „Die schöne gute Sitte, den jungen Mann hinauszuschicken in die Fremde, damit er sich in der Welt umsehe, seine Kraft bethätige und als reifer Mann ins Vaterland zurückkehre, diese Sitte pflegten in Deutschland bisher eigentlich nur die Hansestädter. In dieser Beziehung haben wir viel nachzuholen, um es den Engländern, Franzosen und Italienern gleich zu thun — auch im Orient!"

— Wir machen aufmerksam auf eine neue Schrift: „Aus Luxemburgs Vergangenheit und Gegenwart, historisch-politische Studie von Jan van der Eltz" (Trier, F. Lintz, 1891; Preis 2 M. 40 Pf.). Der Verfasser ist selbst Luxemburger und sagt mit seinen Landsleuten: „Mir wille bleiwe wat mer sin!" so lange dies nämlich geht. Als Motto hat er seiner trefflichen, auf alle vorhandenen Quellen gestützten und das Thema gründlich und objectiv behandelnden Arbeit die Worte vorgesetzt: „Das luxemburger Volk, wie seine Sprache ist durchaus deutsch." Er begnügt sich aber nicht mit der Aufstellung oder einem oberflächlichen Beweise dieser Behauptung, sondern beginnt seine Beweisführung mit dem Fundamente. Die Hälfte des 197 Octavseiten starken Buchs befaßt sich mit der Geschichte des Landes, die bis zur Thronbesteigung des Großherzogs Adolf fortgeführt ist. Das Buch selbst war freilich schon vor diesem Ereignisse geschrieben. Auf die historischen Beziehungen Luxemburgs zu Deutschland und Frankreich folgt der reflectirende Theil über Land und Leute in Luxemburg, der den Nationalcharakter, die Sprachenverhältnisse und anderes eingehend erörtert. Bei allem wissenschaftlichen Werthe, der dem Buche nicht abzustreiten ist, gibt sich dasselbe in gefälliger Form. Nicht nur in Luxemburg, sondern vor allem auch in Deutschland sind dem Werke zahlreiche Leser zu wünschen, um der großentheils noch herrschenden Unkenntniß oder Gleichgültigkeit in allen auf Luxemburg bezüglichen Fragen entgegenzutreten.

— „Heinrich Vierordt und seine Dichtungen. Eine literarische Studie von Julius Werner“ (Heidelberg, C. Winter, 1891) ist der Titel eines im Druck erschienenen „erweiterten“, dann aber wol sehr kurz gewesenen Vortrags, der sein Recht zum vervielfältigten Erscheinen nur in dem Falle erweisen würde, wenn es dem Schriftchen gelänge, recht vielen, die den hochbegabten Dichter noch nicht kennen gelernt, ein Führer zu ihm zu werden.

— Das Prachtwerk Friedrich Bernau's „Der Böhmerwald“ (Prag, Otto) ist mit den letzten sechs Lieferungen 19—24 zum Abschlusse gelangt. Unser in Nr. 38 d. Bl. f. 1890 gehegter Wunsch nach der Beigabe einer ausführlichen Karte des Böhmerwaldes ist nicht erfüllt worden, aber wol findet sich ein leider unvollständiges Ortsverzeichniß beigefügt. Die neuen Hefte bringen nach der Beendigung der Geschichte des Schlosses Kruman den Planskerwald in Südböhmen, das Hügelland der Salnauer Berge und das „böhmische Nürnberg“, die Stadt Prachatitz, die ihr bauliches Gepräge zu Ende des 16. Jahrhunderts erhalten hat, um uns dann noch einmal in die Wunder des Urwaldes, diesmal am Kubani, und von diesem gewaltigen Gebirgsstocke zuguterletzt ins altböhmische Californien, die Umgegend der Stadt Winterberg mit ihren einstigen Goldwäschereien, zu führen. Wir können das schöne, künstlerisch wie dem Texte nach werthvolle Werk nur empfehlen, und zum Schlusse lernen wir auch die Namen der betheiligten Künstler, unter denen Karl Liebscher weitaus hervorragt, und in übersichtlicher Weise das Maß ihrer Mitarbeit kennen.

— Von den hübschen „Europäischen Wanderbildern“ des Verlags Orell Füßli in Zürich ging uns gegen Ende der vorjährigen Reisezeit in Nr. 180 „Die Monte-Generosobahn“ von J. Hardmeyer zu, mit einer Anzahl trefflicher Zeichnungen J. Weber's, die das paradiesische Gelände zwischen dem Luganer- und Comersee, in dessen Mitte sich der berühmte Aussichtspunkt erhebt, in der Erinnerung des Besuchers wieder auffrischen. Jetzt beim Beginn dieses Sommers ist in den Nummern 186—188 endlich auch Karlsbad aufgenommen, von demselben Verfasser und Künstler, wie das erstgenannte Heft. Das nette Büchlein will nicht die in großer Zahl vorhandenen, in alle medicinischen und geologischen Einzelheiten eingehenden Bücher über Karlsbad verdrängen. Es bescheidet sich, dem Besucher in großen, aber charakteristischen Zügen ein Bild von der herrlichen Lage, dem dortigen Leben und Treiben während der Curzeit, dem Volk, der Gegend und seinen Sitten und Gebräuchen zu geben, was ihm alles wohlgelungen ist.

— Dr. Heinrich Pudor, welcher sich zeichnet als „ehemaliger Director und Besitzer des königlichen Conservatoriums in Dresden“ (richtiger als: Erbe seines Vaters), hat seiner Muse eine Broschüre von 29 Seiten abgewonnen, bei deren Taufe keine einzige der neun Musen Gevatter gestanden (Dresden, Oskar Damm, 1891). Wir sollen eingeführt werden in „Das Heroenthum in der deutschen Musik“; solches stellt sich dar in „Bach und das deutsche Gemüth, Beethoven und die deutsche Schwermuth, Wagner und die deutsche Sehnsucht“. Was nun die Ausführung dieses Themas anlangt, so können wir allerdings dem Verfasser das Zeugniß nicht versagen, daß er das Aeußerste leistet, was uns je auf musikalischem Gebiete vorgekommen ist! Dieses „Aeußerste“ sind Aeußerungen folgender Art: „Musiker sein und deutsch sein, ist dasselbe.“ „Eine Melodie kann man überall hinzufügen.“ „Nicht Rembrandt, sondern Bach soll der Erzieher sein.“ „Beethoven ist ohne Zweifel der volksthümlichste aller deutschen Musiker.“ „Das Herz des Deutschen ist zwar weit und groß, aber voll von dickem und schwerem Blut.“ „Jedenfalls wirken die heutigen schillerniederschlagenden Versuche sehr professorenstückwerkmäßig.“ „Im Glase sucht der Deutsche, was er sehnt; beim Trinken spricht sich der Zug der deutschen Sehnsucht aus.“ „Der Deutsche bringt es fertig, an einem Tage zehn Cigarren zu rauchen; er liebt es, als echter Mystiker, sich im Dunst zu baden!“ Daß auf so wohlfeile Weise jeder Mistiker zum Mystiker werden kann, ist uns zwar neu, vielleicht aber der billigste nürnberger Trichter, für welchen Prinz Carneval eine Nationaldotation aussetzen dürfte.

Bibliographie.

Anderegg, F., Bilder aus dem schweizerischen Bauern- und Aelplerleben. Bern, K. J. Wyß. 8. 1 M. 80 Pf.

Blaugy-Lebzeltern, Seraphine Freiin v., Novellen und Erzählungen. Illustrirt von F. Schlegel. Klagenfurt, v. Kleinmayr. 8. 3 M. 20 Pf.

Bonnell, W., Bilder aus drei Jahrhunderten brandenburgisch-preußischer Geschichte. 1. Bd.: Das Jahrhundert des Großen Kurfürsten. Berlin, Buchhandlung der Deutschen Lehrer-Zeitung. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Brecher, A., Im Schaukelstuhl. Heitere Gedichte. Berlin, Bibliographisches Bureau. 12. 2 M.

Campfranc, M. du, Schwester Luise. Antisklaverei-Roman. Autorisirte deutsche Ausgabe von Humanus. Münster i. W., H. Schöningh. 12. 1 M. 60 Pf.

Gedächtnissfeier für Heinrich Schliemann im Festsaale des Berlinischen Rathhauses am Sonntag, den 1. März 1891. Berlin, A. Asher u. Comp. Lex.-8. 1 M. 20 Pf.

Geffcken, F. H., Ein Streit um die Krone. Trauerspiel. München, A. Buchholz. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Gutmann, M. Ritter v., Konradin der letzte Hohenstaufe. Tragödie. Mähr.-Ostrau, J. Kittl. 8. 1 M. 20 Pf.

Kipper, P., Ich will dem Kaiser Rede stehen! 2. Tl. Die wiedergeborene Kirche. Berlin, Bibliographisches Bureau. Gr. 8. 1 M.

Krause, K. C. F., Zur Sprachphilosophie. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von A. Wünsche. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 3 M.

Kritik der christlichen Kirche von einem Christen. Berlin, Bibliographisches Bureau. Gr. 8. 60 Pf.

Kumm, F., Der deutsche Lehrerverein zur Hebung der Volksschule. In seiner Entwickelung und Bedeutung kurz dargestellt. Wittenberg, R. Herrosé. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Lamparter, E.; Gustav Adolf, König von Schweden, der Befreier des evangelischen Deutschland. 1. u. 2. Lfg. Barmen, D. B. Wiemann. 8. à 30 Pf.

Lehmann, E., Familie Körner in Dresden. Zum Gedächtnis an Theodor Körner's 100. Geburtstag (23. September 1891). Dresden, A. Köhler. Gr. 8. 50 Pf.

Lemke, H., Schüler-Lust, Lieb und Leid. Ein Jugendromänchen. Sangerhausen, B. Franke. 8. 1 M.

Lincke, A., Forschungen zur alten Geschichte. 1. Hft. Zur Lösung der Kambyses-Frage. Leipzig, G. Fock. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Loewenthal, E., Die Halbheiten und Widersprüche des Herrn von Egidy. Berlin, K. Siegismund. Gr. 8. 50 Pf.

Maag, R., Die Freigrafschaft Burgund und ihre Beziehungen zu der schweizerischen Eidgenossenschaft vom Tode Karls des Kühnen bis zum Frieden von Nymwegen. (1477—1678.) Zürich, S. Höhr. Gr. 8. 5 M.

Der wiedergeborene Manfred. (Renaskita Manfred.) Drama in drei Akten von K. R. Uebersetzt in die Esperantosprache von V. V. de Majnov. Nürnberg, F. Korn. Gr. 8. 50 Pf.

Mitsukuri, G., Englisch-niederländische Unionsbestrebungen im Zeitalter Cromwells. Tübingen, H. Laupp. Gr. 8. 2 M.

Paasch, C., Eine jüdisch-deutsche Gesandtschaft und ihre Helfer. Geheimes Judenthum, Nebenregierungen und jüdische Weltherrschaft. 4 Thle. in 2 Bdn. Leipzig, Th. Fritsch. Gr. 8. 9 M.

Pappritz, R., Thurii, seine Entstehung und seine Entwickelung bis zur sicilischen Expedition. Berlin, R. Gaertner. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Prümer, K., Dä Chronika van Düöpm (Dortmund). Ernste und spassige Epistel met allerlei schänne Biller. (Chronika niederdeutscher Städte. 1. Bd.) Leipzig, O. Lenz. 8. 2 M.

Die Religion der kommenden Zeit. Bekenntnisse und Studien über Moral, Religion und Kirche. Von einem modernen Theologen. Leipzig, M. Spohr. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Richebourg, E., Zwei Mütter. Roman in 2 Bdn. Mit Autorrecht aus dem Französischen bearbeitet von E. M. Vacano. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 1 M.

— — Der Sohn. Roman in 2 Bdn. Mit Autorrecht aus dem Französischen bearbeitet von E. M. Vacano. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 1 M.

Schrattenholz, J., Eduard Bendemann. Betrachtungen und Erinnerungen. Düsseldorf, C. Kraus. Gr. 8. 75 Pf.

Seld, A. Freih. v., Das Füsilier-Regiment Prinz Heinrich von Preußen (Brandenburgisches) Nr. 35. Ein Rückblick auf die Geschichte desselben. Zur Feier des 75jährigen Bestehens auf Befehl des Regimentskommandeurs Oberst von Specht bearbeitet. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 8. 1 M. 60 Pf.

Sievers, W., Afrika. Eine allgemeine Länderkunde. Mit ungefähr 130 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Chromodruck. 1. Hft. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gr. 8. 1 M.

Specht, C. A., Afrikanische Sitten und Gebräuche. Ein volksthümlicher Vortrag. Leipzig, E. Thiele. Gr. 8. 50 Pf.

Wörle, K., Deutscher Geschichtskalender über die wichtigsten politischen und kulturhistorischen Ereignisse für jeden Tag des Jahres von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Nach den besten Geschichtswerken zusammengestellt. Leipzig, Abel u. Müller. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Wünschmann, M., König Albert von Sachsen. Ein Lebensbild für das sächsische Volk. Glauchau, R. Dulce. Gr. 8. 75 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jenny Lind.

Ihre Laufbahn als Künstlerin.

1820 bis 1851.

Nach Briefen, Tagebüchern und andern von Otto Goldschmidt gesammelten Schriftstücken.

Von **H. S. Holland** und **W. S. Rockstro.**

Autorisirte deutsche Uebersetzung von **Hedwig J. Schoell.**

Mit 6 Heliogravüren, 8 Abbildungen und Musikbeilagen.

Zwei Bände. 8. Geh. 18 M. Geb. 20 M.

Eine treffliche Biographie Jenny Lind’s, der als „schwedische Nachtigall“ hochgefeierten Sängerin: allen, welche sie selbst noch gehört, gewiß besonders willkommen, aber von hervorragendem Interesse auch für jeden Freund der Musik und des Theaters. Das Werk erschien gleichzeitig auch in englischer und schwedischer Sprache. Die deutsche Ausgabe wird durch ein Vorwort von Otto Goldschmidt, dem Gemahl der Künstlerin, in Deutschland, ihrer „künstlerischen Heimat“, eingeführt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1891. **Siebentes Heft.**

Inhalt: Aus dem Leben eines Einsamen. Erzählung von A. von der Lahn. — Die Verfassungsgeschichte von Athen nach Aristoteles’ neu aufgefundener Schrift. Von Adolf Brieger. — Das Seengebiet von Deutsch-Ostafrika. (Mit einer Karte.) Von Brix Förster. — Robert Hamerling als Philosoph. Von Dr. Bernhard Münz. — Mythologie und Urgeschichte. Von O. Otfried. — Die Malerei auf der internationalen Ausstellung in Berlin. Von H. A. Lier. — Künstliche Kälte und ihre Anwendung. Von Bernhard Dessau. — Das Referendum in der Schweiz. Von Ludwig Fuld. — Todtenschau.

„Unsere Zeit“ erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Englische Bühne zu Shakespeare’s Zeit.

Zwölf Dramen seiner Zeitgenossen.

Uebersetzt von

F. A. Gelbcke.

Mit Einleitungen von **Robert Boyle.**

Drei Theile. Geheftet 15 M.

Eine wichtige Ergänzung der Shakespeare-Literatur, welche jedem Freunde des großen Dichters willkommen sein wird. Die neben Shakespeare hervorragendsten Dramatiker der Elisabethanischen Zeit sind durch je ein bedeutendes Stück vertreten.

Interessante belletristische Erscheinungen

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Das Geld.

Roman von

Emile Zola.

2 Bde. Preis geh. M. 5. —; fein geb. M. 6. —

Honni soit qui mal y pense.

Roman von

Walter Morgan

(Gregor Samarow).

3 Bde. Preis geh. M. 10. —; fein geb. M. 13. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des spanischen Nationaldramas

von

Adolf Schaeffer.

Zwei Bände. 8. Geh. 16 M. Geb. 18 M.

Der Verfasser unternimmt es auf Grund eingehendster Studien, in methodischer Weise durch das ausgedehnte poetische Labyrinth der altspanischen Komödie zu führen, welche den Gegenstand des Staunens und der Bewunderung aller Zeiten bildet. Das Werk ist für die zahlreichen Freunde der spanischen Literatur in Deutschland unentbehrlich, wird aber auch weitern Kreisen willkommen sein.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per $\frac{3}{1}$ $\frac{1}{1}$ $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{4}$ = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten durch unsere Plakate kenntlichen **Apotheken, Conditoreien, Colonialwaaren-, Delicatess-, Drogen- und Spezial-Geschäften.**

(Mit einer Beilage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 9. Juli 1891.

Auf dem Chiemsee.

II.

Nach kurzer Pause hub Karstens also an:

„Wenn Sie es nicht ermüdet, so will ich versuchen, Ihnen nachzuweisen, daß jeder von Ihnen recht, aber nicht ganz recht hat; daß es eine Einheit des Begriffs Bildung gibt, welcher Ihre zum Theile sich widersprechenden Ansichten fast ganz in sich aufnimmt. Vorher aber möchte ich bemerken und ganz besonders Ihnen, mein verehrter Dr. Schlauch, daß meine Ansichten nur als meine individuellen Erfahrungen zu betrachten sind, die nicht mit dem Anspruche apodiktischer Gültigkeit auftreten wollen. Wir haben es ja nicht mit einem wissenschaftlichen Probleme, sondern nur mit der Formulirung einer Anschauung zu thun. Es kommt alles auf die Fragestellung an. Fragen wir sofort: was ist Bildung? so ist die stricte Beantwortung schwieriger, als die: worin besteht Bildung, wie wird sie erworben? Auch die letzte Frage führt zur Anhäufung von Unklarheiten, weil nicht mit einem Schnitte das Wesen der Bildung aus der Allgemeinheit unserer Vorstellung davon herauszuschälen ist. Ich möchte eine Methode vorschlagen, bei der in erster Linie nach jenen Factoren gesucht wird, welche das anerkannte Gegentheil der zu erforschenden Erscheinung kennzeichnen. Ich stelle also zuerst die Frage: wer ist ungebildet? Ich nenne in erster Linie denjenigen ungebildet, der keine Rücksichten auf seine Nebenmenschen nimmt. Ein Einsiedler hat keine zu nehmen, da er sehr selten mit Menschen in Berührung kommt; die Schwierigkeit des Umgangs beginnt in mäßigem Grade bei dem Dorfbewohner und Kleinstädter. Sie steigert sich auf das höchste in den Centren weltmännischer Gesittung mit der Verpflichtung zur Geselligkeit. Ein Mann, der nur im Wirthshaus die Freuden der Geselligkeit aufsucht, gewinnt bequemer den Ruf eines Gebildeten als derjenige, welcher sich in Familienkreisen bewegt. Denn die Rücksicht gegen andere verlangt, daß man viel von dem verschweigt, was man denkt, und daß man namentlich in Gegenwart von Frauen und Mädchen die passende Form des Ausdrucks zu finden weiß. Auch im äußerlichen Benehmen zeigt sich, wer Rücksichten zu nehmen versteht oder nicht; ergo muß auch der, welcher schlechte Manieren hat, als ungebildet bezeichnet werden. Ich weiß sehr wohl, daß in Bezug auf gute Manieren die Nationen sehr verschieden denken. Doch so viel steht fest, daß es innerhalb der civilisirten europäischen Bevölkerung eine Gleichartigkeit der Anschauungen in dieser Beziehung gibt, welche es dem Vielgereisten ermöglicht, allgemein gültige Sitten zu erlernen und überall in der guten Gesellschaft sich wie zu Hause zu fühlen. Merkwürdig sind freilich die scharfen Gegensätze zwischen den toleranten Deutschen und den intoleranten Engländern. Aber ich bin überzeugt, daß der wirklich gebildete Engländer die Manieren eines gebildeten Deutschen nicht als schlechte, sondern nur als anders geartete betrachtet. Lassen Sie mich nun einen zweiten Punkt berühren. Mangel an Bildung äußert sich nicht nur im Wechselverkehr der Menschen untereinander, sondern auch beim Einzelnen in der Gleichgültigkeit gegen geistige Genüsse und in der Neigung zum Ordinären. Deshalb nenne ich auch denjenigen ungebildet, der sich gar nichts um die Schöpfungen unserer Schriftsteller und Künstler kümmert, ebenso jenen, welcher ausschließlich mit schmuzig pikanter Literatur sich befaßt, dessen Ohr sich nur an Walzern und Potpourris ergötzt und der bei Betrachtung von Kunstwerken nur vor Nuditäten, vor dem Frappanten und Gräßlichen bewundernd stehen bleibt. Mit dem bisher Gesagten dürften vielleicht Sie alle bis zu einem gewissen Grade einverstanden sein. Jetzt aber muß ich eine Frage aufwerfen, die jeder ganz nach seinen

persönlichen Erlebnissen beantworten wird. Ich frage: gibt der Besitz von wissenschaftlichen Kenntnissen oder überhaupt eine bestimmte Summe positiven Wissens allein das Recht, sich zu den Gebildeten zu zählen?"

„Das wäre sehr übel!" rief erschrocken der Künstler aus, wenn das die Hauptsache wäre, dann müßte ich mit fast allen meinen Genossen in die Reihen des ganz gewöhnlichen Pöbels gestellt werden."

„Ich verlange von jedem Gebildeten", meinte der Dichter, „daß er Verständniß für die Literatur hat. Dazu braucht man immerhin einige Kenntnisse; für leichte Lektüre die wenigsten, für schwere aber nicht etwa die meisten, sondern nur geschärften Verstand und geübte Phantasie; beides verschafft man sich nicht durch geisttödtende Gelehrsamkeit."

„Ein Loth Gelehrsamkeit", fiel das junge Mädchen ein, „scheint mir mehr werth zu sein als ein ganzer Centner von Schöngeisterei. Ich lasse jedem sein Vergnügen; aber das fühle ich doch, daß ich weit mehr Bildung mir erworben habe als die meisten meiner Schulgenossinnen, die sich mit der Seichtigkeit ihres Institutswissens begnügten."

Dr. Schlauch that vergnügt einen tüchtigen Zug aus seinem Maßkrug und sagte dann aufathmend: „Kommt man doch endlich auch einmal zum Wort! Ihre ganze Einleitung, verehrter Herr Philosoph, behandelte nur das Nebensächliche der Bildung. Die Hauptsache der Bildung bleibt: gediegenes und vieles Wissen. Nehmen Sie einmal einen Heros der Wissenschaft her, z. B. Schopenhauer. So ein Mann könnte doch so widerwärtig sich benehmen, wie er wollte; er könnte sogar recht grob sein im Umgange mit Männern und cynisch mit Frauen: wer würde es wagen, ihn einen ungebildeten Menschen zu heißen? Das Wissen allein schafft Ansehen; und wie die Menge sich vor der gewaltthätigen Autorität des Staates beugt, so unterwirft sie sich der geistigen Autorität der Bildung, die nur auf Grund positiver und wissenschaftlicher Kenntnisse gewonnen wird."

Professor Karstens zertheilte mit einer gelassenen Handbewegung die dicke Rauchwolke, die der triumphirende Dr. Schlauch vor sich hingeblasen, und begann nach einigen Momenten des Nachsinnens:

„Wie ich es mir gedacht, selbst in unserem kleinen Kreise gehen in diesem Punkte die Meinungen recht weit auseinander. Und doch muß es einen Vereinigungspunkt geben; denn keiner von uns wird auf das schmückende Beiwort eines Gebildeten verzichten wollen. Und mit Recht; wie könnten wir uns sonst auch über ein so schwieriges Thema so aufmerksam und eingehend unterhalten? Ehe ich fortfahre, müssen Sie mir eines principiell zugestehen, was ich von Anfang an hätte bemerken sollen, nämlich: daß es, wie unter den guten Menschen, so auch unter den gebildeten verschiedene Abstufungen gibt. Erlauben Sie mir nun, daß ich bei meiner gewohnten Methode bleibe und zuerst die Merkmale und Keime in einzelnen Gruppen aufsuche, ehe ich den Gesammtbegriff aufstelle. Den geringsten Besitz positiven Wissens weisen — es thut mir leid, so unhöflich zu sein, aber Sie werden es mir zugeben — unsere Frauen und Mädchen auf. Trotzdem kann ich, wenn ich alle die herrlichen Wesen, die nicht nur auf mein Herz, sondern auch auf meinen Geist beglückend gewirkt haben, an meinen Augen vorüberziehen lasse, trotzdem kann ich keiner die Auszeichnung, gebildet zu sein, versagen. Man darf nie glauben, durch eine wegwerfende Bezeichnung ein begründetes Urtheil gegeben zu haben, mein verehrtes Fräulein Emma! Institutsbildung klingt herb; ich erkenne die dort erworbenen Kenntnisse für vollkommen genügend an, um den Geschmack an reichlicherm Wissen und eine Beschäftigung der Gedanken anzuregen, welche zur Ausbildung eines fein- und warmfühlenden Herzens führt. Stellt man sich dagegen einen Jüngling vor, dessen Wissen nur diesem Institutswissen gleichkommt, so wird man ihn trotz liebenswürdigster Eigenschaften unter die Stufe der Achtung setzen, die man den Mädchen freudig gewährt. Man wird ihn zwar nicht ganz ungebildet, doch recht oberflächlich gebildet nennen. Ich lese in Ihren Zügen, lieber Sonnenbach, einige Verstimmung über solch einen Richterspruch. Allein mit euch Künstlern hat es eine eigene Bewandtniß. Ihr seid eine wenig gleichartige Masse; euch strömen die Jünger aus allen möglichen Schulen und Berufsarten zu, so daß man unter euch Männer mit den gediegensten, doch auch mit den geringsten Kenntnissen antreffen kann. Aber Ihr besitzt ein gemeinsames Gut, das euch zu Adligen der Bildung stempelt: das ist das Talent. Ich scheue mich jedoch nicht", — Karstens sprach das Folgende mit tiefer Erregung aus — „diejenigen unter euch zu dem Haufen der Ungebildeten dreimal zu verdammen, die ihr Talent nur verwerthen zur Darstellung des gemein Lüsternen und Häßlichen, die sich begnügen mit dem zufälligen rohen Abklatsch der Natur. Einen Menschen, der bettelarm an Ideen und unfähig ist, durch selbständige geistige Thätigkeit sich und andere aus der Monotonie der Alltäglichkeit zu erheben, den vermag ich nicht zu den Gebildeten zu rechnen. Die Quelle des Denkens und der belebenden Ideen kann aber nicht dem sterilen Boden der absoluten Unwissenheit entspringen und deshalb ist die unbedingte Voraussetzung jeder Bildung: Erwerbung von Kenntnissen. Die Masse und die Art der Kenntnisse gibt den Grad von Bildung an. Doch bedarf die Kenntnißgattung eines besondern Wahrzeichens, um die durch sie erworbene Bildung von rein technischer Fertigkeit, von dem gewöhnlichen Handwerkszeuge zum Broterwerb unterscheidbar zu machen: sie muß in sich die Kraft der Veredelung bergen, eine Kraft, welche die Steigerung des Empfindungsvermögens zur Werthschätzung des Guten und Schönen bewirkt. Mit demselben Kriterium scheidet man auch das intensive Wissen der Fachgelehrten von dem der allgemein Gebildeten ab. Es gibt Wissenschaften von der höchsten Bedeutung für das Menschengeschlecht, welche nichts mit der Veredelung des Gefühls und des Geschmacks zu thun haben, deren Ziel allein die Erkenntniß der Wahrheit, des Zusammen-

hangs zwischen Wirkung und Ursache ist. Die exclusiven Vertreter dieser Wissenschaften stehen außerhalb der allgemeinen Bildung. Faßt man ins Auge, wie sie die allgemeine Entwickelung des menschlichen Geistes befördern und wie die Resultate ihrer Forschungen schließlich auf das Gesammtwohl wirken, so muß man ihnen die höchste Stelle in der menschlichen Gesellschaft einräumen und sie über den Stand der allgemein Gebildeten setzen. Uns gewöhnliche Sterbliche befriedigt nicht, wie sie, die Befriedigung des Wissensdurstes allein; es bleibt da ein Rest übrig, die Sehnsucht nach einem immer frisch belebenden Element, nach einem Fluge hoch über die harte Denkarbeit — ich meine, es ist die Sehnsucht nach dem Schönen und Edlen. Sie erfaßt nur den, der durch ein verfeinertes Empfindungsvermögen befähigt geworden, die Wonnen der Außenwelt in sich aufzunehmen und liebevoll mittheilsam seinen Mitmenschen zu werden. Sie schafft erst den wahren, von der Jugend bis zum Alter dauernden Lebensgenuß. Wer die Empfänglichkeit für das Schöne und Gute in Kunst, Literatur und Natur gering achtet, wer den Geschmack daran sich verdorben, der wirft ein kostbares Geschenk der menschlichen Natur gedankenlos beiseite; er schließt sich aus von jener weitverzweigten Gemeinschaft von Männern und Frauen, die als Gebildete überall sich erkennen und die Hände reichen.

So weit für heute, meine verehrten Zuhörer! Wenn Sie zum Schlusse endlich meine Definition über das Wesen der Bildung verlangen, so kann ich Ihnen das nicht verargen. Sie enthält wie alle Definitionen Brauchbares, aber vielleicht nicht alles. Also ich meine: Bildung ist Veredelung des Gefühls und des Geschmacks in Begleitung vermehrten Wissens."

Der Philosoph stand auf, trat aus dem Dunkel der Bäume heraus und betrachtete, sich erholend, die unter dem Zauber eines mondbeglänzten Sternenhimmels vor ihm ausgebreitete Landschaft. Nach einigen Minuten wandte er sich wieder zur Gesellschaft, die schweigend das Gehörte überdachte, drückte jedem zum Abschiede freundlich die Hand und sagte: „Nun sehen Sie zu, was Sie mit meinen Sprüchen der Weisheit anfangen können. Viele Fragen schlummern noch unerörtert. Morgen ist auch noch ein Tag! Wir können dann weiter plaudern. Ich danke Ihnen, daß Sie mir erlaubten, meine Gedanken vor Ihnen auszuspinnen. Gute Nacht!"

* * *

Die Worte des Philosophen blieben während der nächsten Stunden und Tage nicht ohne einige bemerkbare Wirkungen auf die übrige Gesellschaft. Die geringste hatten sie auf Dr. Schlauch; er brummte nur manchmal vor sich hin: „Am Anfang und am Ende hat er nicht recht"! Seine Tochter blieb am folgenden Morgen ungewöhnlich lange auf ihrem Zimmer; als sie herunterkam, konnte ein aufmerksamer Beobachter entdecken, daß irgendetwas und irgendwo an ihr verändert war: ihr Haar war sorgfältiger geschlichtet, alle Knöpfchen und Häkchen ihres Anzugs saßen fest und geschlossen. Ganz gegen ihre Gewohnheit suchte sie die Bank unter den Weiden neben dem Kloster auf; da schaute sie von Tag zu Tag beglückter auf das Spiel der Wellen und auf die geschwungenen Linien der fernen Berge. Am auffallendsten war, daß sie, die seit Jahren kein Werk der schönen Literatur in die Hand genommen, jetzt den bittenden Vorschlag des Malers Sonnenbach freundlich annahm, ihm bei seinen landschaftlichen Studien Gesellschaft zu leisten und aus dem „Tasso", den er Herrn Stürmer entliehen, vorzulesen. Sonnenbach selbst hatte am Morgen nach jener Abendunterhaltung große Heerschau unter seinen Entwürfen und Skizzen gehalten und über viele einen dicken Kohlenstrich gezogen. Er war nicht mehr so ausgelassen lustig, wie früher; er grübelte viel. Eines Tages aber kam er freudestrahlend zu Karstens: „Jetzt hab ich's: morgen reise ich nach München und suche die unbestreitbare und unvergängliche Schönheit des Weibes auf — wissen Sie wo? — in der Glyptothek!"

In Emma und Sonnenbach hatte der Philosoph die Sehnsucht nach der Erkenntniß und nach dem Genusse des Schönen in Natur und Kunst erweckt.

Am tiefsten war der Dichter Stürmer von den Worten des Professors ergriffen worden. Sein Trachten galt bisher der Erforschung und Darstellung des menschlichen Elends und Lasters; das innigste Mitgefühl hatte ihn dabei geleitet. Was er gesehen, sollten alle sehen, um von gleichem sittlichen Ekel und gleichem Mitleid ergriffen zu werden; damit es allen sichtbar werde, strebte er mit der peinlichsten Genauigkeit die Schilderung des realen Lebens an. Unentrinnbar sollte der Nothschrei der Zertretenen und Verlassenen in die Ohren der Reichen und Vornehmen gellen, auf daß rettende Hände überall sich rührten. Der materielle Erfolg seiner Werke war mächtig. Was er und wie viel er auch schrieb, gierig griffen die Theaterdirectoren danach; denn es hatte Zugkraft, weil es erschütternd auf die Nerven und berauschend auf die Phantasie der Sinnlichen wirkte. Einen Erfolg im Innern der Menschen zu haben, das ersehnte er; aber gerade dieser blieb aus. Diejenigen, die sich entweder persönlich zu ihm drängten oder in der Presse ihn auf ihren Schild erhoben, waren für ihn niedrige und egoistische Geister. Die vornehm Denkenden betraten nie seine Schwelle; sie verabscheuten seinen Namen. Die altbekannten literarischen Autoritäten bedauerten die Irrwege eines dichterischen Genies. Aufrichtiges und lautes Lob spendete ihm nur eine zügellose Jugend und jene Sorte von Schriftstellern, die in dem aufgelockerten, schmuzigen Boden zu säen und reiche Ernte leicht zu gewinnen hofften.

Schon seit Wochen war er mit sich selbst zerfallen; neue Entwürfe tauchten in ihm auf, aber sie reizten ihn nicht mehr zum Schaffen. Eine quälende Sehnsucht trieb ihn endlich aus dem Kerker der Großstadt weit hinaus in das freie Gefilde, in die Einsamkeit jener Gegenden am Fuße der Berge, wo er als Kind und Jüngling die

fröhlichste Lebenszeit verlebt. So war er vor einigen Tagen nach Frauenwörth gekommen. Die zuvorkommende und verständige Art des Professor Karstens, der seine Werke kannte, nahm ihn ein und sie hatten schon manche Stunde zusammen verplaudert, ohne den Urgrund seines innerlichen Zerfalls zu berühren.

Heute Abend war ein hellleuchtender Schein auf die Irrwege gefallen, auf welche der poetische Reformationseifer ihn verlockt. Er erkannte während der Rede des Philosophen mehr und mehr, daß es des Dichters vornehmste Aufgabe sei, das Gefühl des Glücks im Menschen zu wecken und zu stärken, die Spuren des Freudevollen bis in die entlegensten Winkel der Armuth und des Elends zu verfolgen und aufzudecken. Es wurde ihm immer klarer, daß der für Geistiges empfängliche Mensch nach Befreiung von der erdrückenden Last täglich anstürmender, qualvoller Gedanken sich sehne und daß es Beruf des Dichters sei, hier die hülfreiche Hand auszustrecken und ihn, den Erschöpften, in das Eden schönen und heitern Genusses seiner eigenen besten Empfindungen zu führen. Er saß noch lange allein unter den Linden; der sanfte Mondschein und die milde Nachtluft beschwichtigten allmählich das Stürmen seiner Gedanken. Zwölf dröhnende Schläge der Klosterglocke weckten ihn aus vertieftem Sinnen. Er ging in sein Zimmer, an Schlaf dachte er nicht; er dachte an längstvergangene Zeiten zurück, wo nur reine Bilder seine Seele erfüllt, wo sein jugendfrisches Schönheitsgefühl überall eine Fülle von Freuden entdeckt hatte. Herrliche Dichterworte klangen von weiter Ferne wieder in ihm an. Hastig griff er nach Goethe's „Faust", den er nach alter Gewohnheit stets bei sich führte; er schlug ihn auf. Ja, da stand es:

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt —

Ihr drängt euch zu! nun gut, so mögt ihr walten —

Mein Lied ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang —

Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen
Nach jenem stillen, ernsten Geisterreich —

Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt auf Thränen:
Das strenge Herz, es fühlt sich mild und weich.

Eine selige Empfindung überströmte ihn; klare Worte, feste Gedankenziele fand er nicht; er verlor sich in Träume, in weit ausgesponnene, allmählich verbleichende, bis sie der Schleier eines Halbschlummers ganz verhüllte. Plötzlich flog ein frischer Morgenwind lebenerweckend in das Zimmer, das erste Frühroth leuchtete im Osten auf. Stürmer erwachte. „Hinaus, hinaus! der Sonne und der Klarheit entgegen!" rief es in ihm. Er eilte ans Ufer und bestieg ein Segelboot. Schwellende Lüfte trugen den Glücklichen über die schäumende Wasserfläche dahin. Die Sonne stieg an dem hellblauen Himmelsgewölbe empor; eine lustige Schar rosa gefärbter Wolkenflocken umflatterte sie; in reinen, scharf gezeichneten Linien leuchtete wie freudetrunken Gipfel um Gipfel im Süden auf.

Der Dichter stand aufrecht im Boote am Steuerruder, seine strahlenden Augen begrüßten die aus trüber Nacht sich ringende Welt und helltönend klang es in seiner befreiten Seele:

„Nimm mich wieder in deine Arme, du ewige Schönheit der Natur, du Quell der Gesundheit und Kraft! In Trümmer zerschlag' ich mein erfolgloses Streben, mit der Wucht des Grauens die Menschen zu verbessern. Nicht der Anblick des abschreckenden Lasters, nicht die Erkenntniß des überwuchernden Elends erhebt den Menschen zu mannhafter That, zu beglückendem Dasein — nein! nein! Mein Glaube war falsch; ich diente Götzen, nicht Göttern. Die Freude allein ist's, die den Menschen veredelt; die Freude an dem Zauber der Natur und an der Empfänglichkeit der eigenen Seele für das Höchste und Schönste. Die berauschende Glückseligkeit des Vereintseins mit der ewigen Macht der mich umgebenden Welt — das sei das Gefühl, aus dem fortan der Strom meiner Dichtung entquelle!"

Brix Förster.

Des Goethe-Jahrbuchs zwölfter Band.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Zwölfter Band. Mit dem sechsten Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten u. Loening. 1891. Gr. 8. 10 M.

Bernhard Suphan eröffnet den Reigen der „Neuen Mittheilungen" zunächst „Aus dem Goethe- und Schiller-Archiv" durch einen Aufsatz Goethe's aus der Zeit seiner Spinoza-Studien, 1784—85. Es sind drei Bogen, von Frau von Stein geschrieben, welche in den genannten Jahren dem Dichter öfter als Secretär diente, und zwar, wie einige von ihr berichtigte Irrthümer erweisen, nach dem Dictate Goethe's. Derselbe gedenkt in der Darstellung seines Lebens wie in seinen Briefen aus den achtziger Jahren wiederholt dieser Beschäftigung mit Spinoza, wobei er in der geistreichen Frau nicht allein die Gehülfin, sondern auch die anregende Kraft fand; gerade mit ihr diese Fragen durchsprechen zu können, machte ihm Spinoza doppelt lieb. Der Inhalt des Aufsatzes von Goethe entzieht sich hier der Betrachtung; Suphan faßt sein Schlußurtheil dahin zusammen, daß an Umfang und an Weite des Bereichs keine der gleichzeitigen Manifestationen mit unserm Aufsatze zu vergleichen sei.

Im Jahre 1816 erschien ein nunmehr lange verschollenes Stück des Irländers Charles Robert Maturin: „Bertram oder die Burg St.-Aldobrand." Dasselbe entsprach ganz der romantischen Richtung jener Zeit und fand

in England begeisterten Beifall. Goethe wandte damals dem Schriftleben der Engländer besondere Aufmerksamkeit zu; er lernte das Stück kennen, welches mit den etwa gleichzeitigen Dramen von Müllner und Zacharias Werner, sowie Grillparzer's „Ahnfrau" in der Häufung starker Bühneneffecte einige Aehnlichkeit gehabt haben muß; allezeit empfänglich und allezeit zugleich schöpferisch, wie er war, fand er an dem zwar dilettantisch formlosen aber von kräftiger Begabung Zeugniß ablegenden Werke derartigen Gefallen, daß er während eines Aufenthaltes zu Jena, Sommer 1817, einige Auftritte übersetzte, damit dem wunderlichen Werke eine unverdiente Ehre anthuend. Diese von Goethe übersetzten Scenen sind hier mitgetheilt, uns Nachlebenden ein Zeugniß, daß Goethe unendlich anregungsfähig war, wo er irgendeiner Begabung begegnete, mochte auch ein solch dilettantisches Talent der Theilnahme unsers Dichterfürsten nicht ganz würdig erscheinen.

Daß Goethe schon als junger Mann an der serbischen Volksdichtung seine Freude hatte, auch einige dieser Lieder für Freund Herder ganz vorzüglich übersetzte, ist bekannt. Eine Nachblüte dieser lebendigen Theilnahme für die südslawische Volkspoesie erwuchs dem Greise ein halbes Jahrhundert später aus der Bekanntschaft mit Therese Albertine Luise von Jakob, welche als Schriftstellerin sich mit einem aus den Anfangsbuchstaben ihres Namens gebildeten Worte Talvj nannte. Ihr Vater war Professor der Staatswissenschaften zu Halle und mit Goethe bekannt; er wich 1806 vor der Napoleonischen Herrschaft nach Rußland und lehrte in Petersburg und Charkow; so gewann die 1797 geborene Therese Kenntniß der russischen und gesammt-slawischen Sprache und Dichtung. Im Jahre 1816 kehrten Vater und Tochter nach Halle zurück; 1823 wurde durch das Erscheinen der von Wuk Stephanowitsch Karadschidsch gesammelten serbischen Volkslieder das Interesse für dieses Gebiet der Dichtung aufs neue erweckt und Therese von Jakob gab sich daran, einige dieser Volkslieder zu verdeutschen; im Frühjahre 1824 übersandte sie diese, übrigens ganz vortrefflich gerathenen Versuche dem Meister zu Weimar. Es ergab sich daraus ein bis zum Ende des Jahres 1824 nachweisbarer Briefwechsel zwischen Goethe und Therese, in welchem er als der väterlich berathende, allseitig theilnehmende Freund, sie als die aufs tiefste verehrende Schülerin des Meisters erscheint. Der Herausgeber Reinhold Steig bemerkt darüber:

> Der Briefwechsel ist ein schönes Denkmal für Goethe sowol wie für Talvj. Er läßt klarer in die frischen Bestrebungen zu Gunsten der serbischen Volkspoesie schauen. Er bedeutet noch mehr für beide im menschlichen Sinne. Goethe wohlwollend, warm aufmunternd, thätig fördernd, ins Große wirkend; Talvj voll Zagen sich ihm nahend, durch seine Theilnahme beglückt, von Bewunderung für ihn hingerissen, im Aufblicke zu ihm ihr Können erhöhend. Goethe liebreich rathend; Talvj mit Urtheil folgend. Im letzten Briefe bricht das schmerzliche Gefühl hervor, daß die Beziehungen zu Goethe nun bald enden würden. Ob keine Briefe mehr gewechselt worden sind, wage ich nicht zu sagen. Goethe erhielt jedenfalls noch im Jahre 1827 oder 1828 von Talvj neue serbische Lieder.

Auch wissen wir durch Goethe's und anderer Aufzeichnungen, daß Therese in diesen zwanziger Jahren mehrfach mit ihrem Vater Weimar und Goethe besucht hat; so im Herbste 1826 berichtet Grillparzer, daß er in einer Abendgesellschaft bei Goethe einen Hofrath Jacob mit seiner „ebenso jungen als schönen und ebenso schönen als gebildeten Tochter" traf.

„Musikerbriefe" ist die vierte Abtheilung überschrieben, welche zunächst neue, theilweise sehr werthvolle Briefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy an Goethe bringt; dieselben sind theilweise schon anderwärts abgedruckt. Ihnen folgen zwei Widmungsschreiben von Franz Schubert und Hector Berlioz, welche Goethe nicht beantwortet hat, weil ihm, dem Hochbetagten, der zugleich unter Zelter's musikalischem Einflusse stand, die neuartige Musik dieser obendrein damals noch unbekannten jungen Meister fremdartig erschien. Als Zugabe dürfen wir betrachten zwei Briefe von Mozart aus Goethe's Handschriftensammlung. Da sie bisher ungedruckt waren, so sind sie auch an dieser Stelle willkommen. Die erläuternden Bemerkungen zu allen diesen Musikerbriefen sind sehr fleißig gearbeitet.

Ueber Goethe's Tod und Bestattung bringt der nächste Abschnitt einen Brief von dem Goethe's Hause nahe befreundeten F. J. Frommann, geschrieben am 27. März 1832 an eine Unbekannte, wie vermuthet wird, Frau von Löw in Frankfurt; der Brief ist nur noch in einer alten Abschrift vorhanden. Er bringt manche bisher unbekannte Einzelheiten. Frommann berichtet, daß Goethe bis zum Tage seiner letzten Erkrankung, 15. März, sehr kräftig und munter, unbeschreiblich gut und freundlich gewesen sei. Am 15. März erkältete er sich:

> Am Mittwoch, den 21. schien er sich zu bessern, sodaß viele an seine Genesung glaubten, den Donnerstag Morgen war er munterer als die vergangenen Tage, und saß in seinem Stuhle, weil er vor Beklemmungen nicht liegen konnte, scherzte mit Ottilien, ließ sie mit ihrem Stuhle näher und immer näher rücken, blickte ihr mit unbeschreiblicher Freundlichkeit in die Augen und drückte ihre Hand, die er auch im Tode halb 12 Uhr noch festhielt. Eins der letzten Worte, die er ihr sagte: „Gib mir dein Pfötchen."*)
>
> .... Hinsichtlich der Anstalten zur Beerdigung waltete anfangs einige Unentschiedenheit und Aengstlichkeit, auch wol übel verstandene Sparsamkeit ob. Doch setzte es Ottilie und der Wille der weimarischen Bürgerschaft, der sich in Deputation, Zuschriften u. s. w. aussprach, endlich gegen den Kanzler Müller und die Vormünder, vielleicht auch gegen noch höhere Peinlichkeiten durch, daß er feierlich ausgestellt und nicht morgens um 6 Uhr, sondern nachmittags 5 Uhr beerdigt wurde. Die Ausstellung war gestern von 8 Uhr bis 1 Uhr nachmittags unten in dem Raume gerade vor der Hausthüre nach dem Hofe zu. Dieser war ganz schwarz geschlagen und alles Tageslicht ausgeschlossen von dem Raume zwischen der Hausthüre und Hofthüre, auch das Treppenhaus rechts war dunkel, die Menschen kamen durch den hintern Garten, gingen durch das Büstenzimmer, ein Eckchen des Eßzimmers und die große Haustreppe hinunter auf den kleinen Hausehren, wo die Ausstellung war. Dieser war in zwei Abtheilungen getheilt, der vorderste, wo sich die Leute aufhielten, war durch eine Lampe schwach erleuchtet und

*) Ein anderer Bericht faßt Goethe's letzte Worte zu Ottilie also: „Komm, mein Töchterchen, und gib mir ein Pfötchen."

zeigte Goethe's Wappen und eine Inschrift aus „Hermann und Dorothea": des Todes Bild u. s. w. im Transparent. Die zweite Abtheilung, in welche man aus dieser durch eine Art breites Fenster hineinsah, enthielt den Sarg und daneben zwei Reihen weißer Postamente mit 42 Lichtern auf silbernen Armleuchtern, zu den Füßen 3 Postamente, worauf seine Orden lagen. Im Hintergrunde standen 6 Cypressen, 3 an jeder Seite und dann 3 höhere Postamente, links mit einem ganzen Stoß Ehrendiplome, von denen die großen Siegelkapseln zum Theile herunterhingen, rechts mit dem Lorberkranze aus gediegenem Golde mit Früchten von grünem Smaragd, der ihm vor einigen Jahren aus Frankfurt verehrt wurde, in der Mitte mit der goldnen Leier an ein Bündel Pergamentrollen gelehnt, darüber drei Sterne (an der schwarzen Bekleidung befestigt). In dieser Umgebung nun lag der auch im Tode noch einzige Goethe, nicht platt auf dem Sarge, sondern mehr wie in einem Bette, mit etwas gehobenem Oberleibe und Kopfe, gekleidet in weißen Sammet*), mit einer Krause um den Hals, und grünem Lorberkranze um Stirn und Schläfe, die Hände gleichfalls frei, wie im Schlafe auf der schwarzen Sammetdecke liegend, die Unterleib und Füße und den ganzen untern Theil des Sarges bedeckte. Ich hatte anfänglich nicht Lust, Goethe im Tode zu sehen, da ich mir dachte, es könnte mir nur die Erinnerung verderben, wenn ich dies Gesicht ohne diese Augen sähe, aus denen mir noch so kurz vorher Feuer und Geist entgegengestrahlt hatten, doch entschloß ich mich sogar, mich unter die Ehrenwachen aufnehmen zu lassen, die zu beiden Seiten des Sarges standen. Da habe ich nun zweimal eine halbe Stunde gestanden und mich nicht satt sehen können an den edlen und schönen Zügen, dieser Stirn und Nase, auf denen der Ausdruck unglaublicher Hoheit und Ruhe lag, — keine Spur der Verwesung. Es haben einige eine Uebereinstimmung der Formen mit dem Kopfe des Dante finden wollen, und ich finde es nicht unbegründet, nur daß bei Goethe alles milder ist.

Die letzte dieser Mittheilungen bildet ein Abschnitt aus den Denkwürdigkeiten der Gräfin Henriette von Egloffstein, welche als vierzehnjähriges Mädchen im Herbste 1787 nach Weimar kam und im Hofkreise vorgestellt ward. Das gibt denn Gelegenheit zu einer Schilderung des Eindrucks, welchen die Herzoginnen Luise und Anna Amalia, sowie Karl August auf die junge Dame machten; ein Maskenfest, welchem Henriette im folgenden Winter, eine der Musen darstellend, beiwohnte, gibt Anlaß zu einem Berichte über Apollo-Einsiedel, Charlotte von Stein, Corona Schröter. Ueber den damals in Italien weilenden Goethe bringen diese Aufzeichnungen nichts; im übrigen sind sie erst 45 Jahre später niedergeschrieben, sodaß ihnen der Werth frischer unmittelbarer Beobachtung abgeht.

Die beiden Beiträge „Aus dem Goethe-Nationalmuseum" sind von C. Ruland geliefert. Der erstere „Zu Goethe's naturwissenschaftlichen Forschungen" bringt den Abdruck einiger auf die Farbenlehre bezüglicher Briefe von Seebeck, Hegel und Schweigger, Schriftstücke streng wissenschaftlicher Art, soweit die noch unsicher tastenden Versuche jener Zeit wissenschaftlich genannt werden können. Der Aufsatz gibt ebenso wenig Anlaß zu eingehenden Mittheilungen, wie der folgende, welcher über das im Goethe-Nationalmuseum befindliche Stammbuch der Frau Räthin handelt, ein Erbauungsbüchlein mit auserlesenen Sprüchlein der heiligen Schrift, dazwischen weiße Seiten für die Einzeichnungen von Freunden. Diese Einträge beginnen mit dem März 1748, also noch vor der Verheirathung; Bibelsprüchen gegenüber wäre für Weltliches nicht die richtige Stelle gewesen, und so sind es denn auch ausschließlich kleine Gedichte religiösen Inhalts. Die Freunde, die sich hier einschrieben, sind bis auf ganz wenige, wie z. B. Susanna von Klettenberg, völlig verschollen; die bedeutendste ist die letzte Eintragung, diejenige des Sohnes am Vorabend oder am Tage selbst der Abreise zur Hochschule. Gegenüber den Einsetzungssprüchen zum heiligen Abendmahl schreibt er:

Das ist mein Leib, nehmt hin und esset.
Das ist mein Blut, nehmt hin und trinckt.
Auf daß ihr meiner nicht vergesset,
Auf daß nicht euer Glaube sinckt.
Bey diesem Wein, bey diesem Brod,
Erinnert euch an meinen Tod.

Zum Zeichen der Hochachtung und Ehrfurcht setzte dieses seiner geliebtesten Mutter J. W. Goethe.
Ffurt d. 30. Sept. 1765.

Der zweite Hauptabschnitt des Buchs ist „Abhandlungen" überschrieben; allerdings wird man das Wort in etwas weitem Sinne nehmen müssen. Als erste derselben erscheinen Erinnerungen von und an Jenny von Pappenheim (Freifrau von Gustedt), verfaßt von Lily von Kretschmann. Jenny von Pappenheim kam als funfzehnjähriges Mädchen 1826 nach Weimar, wo ihre Mutter in zweiter Ehe mit dem Minister von Gersdorff verheirathet war. Jenny war ein auffallend schönes Mädchen, und der Dichter konnte lebenslang dem Zauber weiblicher Schönheit nicht widerstehen; er meinte, Jenny's Augen würden noch viel Unheil anrichten. An einigen Abendgesellschaften in Goethe's Hause nahm Jenny von Pappenheim theil; alsbald aber schloß sie sich innig an Goethe's Schwiegertochter Ottilie an. Nach der Erzählung ihrer Großmutter berichtet Lily von Kretschmann allerlei kleine artige Züge aus Goethe's letzten Lebensjahren. Auch nachdem Jenny von Pappenheim den Freiherrn von Gustedt geheirathet hatte und nach Westpreußen übergezogen war, blieb sie in lebendiger Beziehung zu Weimar und besonders zu der hohen Freundin ihrer Jugendtage, der nachmaligen Kaiserin Augusta, welche noch kurz vor ihrem Tode es aussprach: „Es gereicht mir zu großer Genugthuung, daß ich während meines ganzen Lebens diese ausgezeichnete Frau habe Freundin nennen dürfen." All das ist weiblich anmuthig erzählt; ergibt es nicht viel für unsere Kenntniß des greisen Goethe, so ist es doch hübsch zu lesen, besonders für die Leserinnen des Goethe-Jahrbuchs.

Dagegen führt die zweite Abhandlung: „Ueber den Gewinn unserer Anschauungen von Goethe's naturwissenschaftlichen Arbeiten durch die Publicationen des Goethe-Archivs, von Rudolf Steiner", das schwere Geschütz ernster Gedankenarbeit auf. Es handelt sich dabei um die Stellung, welche Goethe in seinen morphologischen Studien, vornehmlich in der Frage der Urpflanze, zu den Theorien der Gegenwart, insbesondere also zu derjenigen von Darwin,

*) Alle andern Berichte sprechen von einem weißen Atlasgewande.

einnimmt. Der Verfasser legt nun dar, daß Goethe bei seinen Untersuchungen mit großer Sorgfalt vorgeht. Er macht zahlreiche Beobachtungen und auf Grund derselben baut er seine Hypothesen auf, über welche sich eine ungedruckte Aufzeichnung treffend ausspricht:

> Hypothesen sind Gerüste, die man vor dem Gebäude aufführt und die man abträgt, wenn das Gebäude fertig ist; sie sind dem Arbeiter unentbehrlich, nur muß er das Gerüste nicht für das Gebäude ansehen.

So verfahrend gelangte Goethe während der sicilianischen Reise auf seinen Gedanken der Urpflanze, d. h. derjenigen Pflanze, welche die bezeichnenden Eigenschaften aller Pflanzen in sich vereinigt, die unterscheidenden Eigenschaften derselben aber ausschließt. Ebenso ist es mit dem Urthier. Jede bestimmte Pflanzen- und Thierform ist also nach Goethe's Auffassungsweise aus zwei Factoren zu erklären, aus dem Gesetze der innern Natur und aus dem Gesetze der Umstände, die auf jene einwirken. Luftwärme des Landes, Menge des Sonnenlichtes, Beschaffenheit der Luft der Umgebung u. s. w. wirken dahin, daß der Typus der Urpflanze eine gewisse Einschränkung erfährt; die Aufgabe der Wissenschaft ist es, nachzuweisen, warum der Typus umgewandelt erscheint. Aus einem im Goethe-Archive vorhandenen Aufsatz erkannte R. Steiner, daß Goethe die Lehre feststellt: der Forscher muß sich vom gemeinen Empirismus (der gemeinen Erfahrung) durch das Zwischenglied des abstracten Rationalismus (des allgemeinen Denkens) zum rationellen Empirismus (der wissenschaftlichen Erfahrung) erheben. Der Mann der gemeinen Erfahrung beobachtet, stellt das Beobachtete zusammen, ohne zu wissen, welche von den Bedingungen, die dabei in Betracht kommen, nothwendig und welche zufällig sind. Der Forscher denkt nach über die Gründe der Erscheinungen und sucht sie durch Vermuthungen zu erklären; der wissenschaftliche Denker versucht auf Grund der gemachten Beobachtungen und des daran geknüpften Nachdenkens die Naturgesetze zu erklären. Mit dieser Darlegung schließt der gediegene Aufsatz, von dessen zehn Druckseiten Großoctav diese Zeilen natürlich nur einen dürftigen Auszug geben können.

Ueber die Echtheit und Chronologie der Sesenheimer Lieder handelt die folgende Arbeit von Albert Bielschowsky. Der erste Band von Bernays' „Jungem Goethe" bringt elf Lieder, angeblich Goethe's aus der sesenheimer Zeit, Lieder, welche 1835 theils nach handschriftlichen, theils nach mündlichen Mittheilungen von Friederike Brion's hochbetagter Schwester Sophie durch Heinrich Kruse aufgezeichnet worden sind. Zwei derselben, „Kleine Blumen, kleine Blätter", „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde" hat Goethe selbst in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen, sodaß an ihrer Echtheit kein Zweifel aufkommen kann. Andererseits haben sich unter dem Nachlasse von Lenz auch sesenheimer Lieder gefunden, darunter drei, welche sich ebenfalls in der Niederschrift von 1835 finden. Unter diesen Umständen erklärt es sich, wenn wiederholt die Untersuchung aufgenommen worden ist, ob die nicht von Goethe selbst als sein Eigenthum anerkannten neun Gedichte wirklich von ihm herrühren oder nicht theilweise wenigstens von Lenz, welcher bekanntlich im Jahre 1772 der verlassenen Friederike Brion seine Huldigungen darbrachte. Derartige Untersuchungen sind nun eigentlich Sache der eingehendsten Goethe-Forschung, des sorgfältigsten Achtens auf des jungen Dichters sprachlichen und poetischen Ausdruck; also müssen wir uns hier damit begnügen, die Ergebnisse der Untersuchung kurz zu verzeichnen. Aus dem sprachlichen Ausdrucke wie aus den geschilderten Zuständen erhellt, daß Goethe nicht der Verfasser mehrerer dieser Gedichte sein kann, so von Nr. 4 bei Bernays: „Ach, bist du fort", Nr. 5: „Wo bist du itzt?", Nr. 8: „Bald seh ich Rickgen wieder", drei Liedern, welche gedichtet sind während einer Abwesenheit Friederikens; von einer solchen ist aber zur Zeit des Verhältnisses zu Goethe nichts bekannt, wohl aber 1772, als Lenz sie umwarb. Die Gründe dafür, daß Nr. 1: „Erwache, Friederike" ebenfalls von Lenz sei, scheinen mir dagegen nicht durchschlagend; wol mag es gelten von Nr. 3: „Nun sitzt der Ritter an dem Ort." So wären denn nach Bielschowsky fünf der sesenheimer Lieder von Lenz verfaßt, sechs von Goethe. Die nähere Bestimmung der Zeit, wann diese elf Lieder entstanden sind, dürfen wir hier übergehen; diejenigen Goethe's gehören im allgemeinen dem Jahre 1771, die von Lenz dem Jahre 1772 an; im Laufe der Zeit mag dann im Hause Brion die sichere Ueberlieferung, welchem der beiden Dichter, die Friederiken ihre Huldigung weihten, jedes Gedicht zuzuweisen sei, verloren gegangen sein.

„Die Kunst und Technik der Charakterschilderung in Goethe's «Dichtung und Wahrheit»" ist die folgende Abhandlung von Hermann Gilow überschrieben. Auch dieses ist eine feinsinnige Arbeit, welche aber gleichermaßen die Eigenschaft hat, daß sich der Gedankeninhalt derselben schlecht in engem Rahmen zusammenfassen läßt. H. Gilow führt uns ein in die verschiedenen Weisen des künstlerischen Verfahrens, welche Goethe wählt, um die in seinen Lebenserinnerungen auftretenden Gestalten zu zeichnen, sei es, indem er die Gegensätze im Wesen derselben Persönlichkeit darstellt, sei es daß er verschiedene Persönlichkeiten in wirksamen Gegensatz zueinander bringt, oder auch durch die fortschreitende Schilderung des Auftretens der Persönlichkeit uns das geistige Leben und Wesen derselben erkennen läßt. Dabei findet sich bei den allermeisten Charaktergemälden eine gewisse Uebereinstimmung darin, daß Goethe gemeiniglich beginnt mit dem Hinweise auf das Aeußere der geschilderten Persönlichkeit, ein Verfahren, welches der Verfasser durchaus zutreffend erklärt aus Goethe's lebendiger Theilnahme an Lavater's physiognomischen Studien; dann betrachtet Goethe das „Betragen" oder „Benehmen" des Geschilderten, d. h. die Weise seines Auftretens; zuletzt geht er über zur „eigentlichen Auskernung des geistigen Gehalts". So läßt er nach und nach das Bild des Menschen vor uns entstehen. Dies die

Grundgedanken des Aufsatzes; die nähere Begründung, wie sie der Verfasser an einer Reihe von Gestalten in „Dichtung und Wahrheit" gibt, entzieht sich hier der Darstellung.

Die dritte und letzte Hauptabtheilung umfaßt Miscellen, Chronik, Bibliographie. Unter den erstern sei hingewiesen auf die beiden Aufsätze, in welchen Daniel Jacoby die Verwandtschaft mancher Stellen des „Egmont" mit Shakespeare, mancher Stellen des „Wallenstein" mit „Egmont" nachweist; die Chronik bringt einen Nekrolog Ludwig von Urlich's von B. Seuffert; aus der Bibliographie werde erwähnt der einleitende Bericht G. von Loeper's über die in der weimarer Goethe-Ausgabe befolgten Grundsätze, welche in H. Düntzer bekanntlich einen scharfen Verurtheiler gefunden haben; von Loeper's Rechtfertigung vermeidet in anerkennenswerther Weise jede Gereiztheit und ist durchaus würdig und sachgemäß gehalten. Die Bibliographie, d. h. das Verzeichniß der im vergangenen Jahre über Goethe und seine Werke erschienenen Schriften muß hier wie früher übergangen werden.

Damit nehmen wir Abschied vom zwölften Jahrgange des Goethe-Jahrbuchs; nur erwähnt werde noch, daß demselben als künstlerische Beigabe eingeheftet ist das auch in Lavater's Physiognomik aufgenommene Profilbildniß Goethe's, 1776 gezeichnet von Kraus. Das Werthvollste desjenigen, was das Goethe-Archiv enthält, scheint veröffentlicht zu sein; gerade vom Dichter selbst bringt der vorliegende Band nichts Erhebliches; aber es ist jedenfalls erfreulich, daß wir in dem Goethe-Jahrbuch einen festen Mittelpunkt besitzen für die Veröffentlichung alles dessen, was an neuen Untersuchungen über Goethe vorhanden ist.

Wilhelm Buchner.

Erzählungen.

1. Doctor Hamlet und anderes. Deutsche und rumänische Geschichten. Von Marco Brociner. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1891. 8. 3 M. 60 Pf.

Der Verfasser hat sich in der deutschen Literatur rasch einen guten Namen gemacht, obwol — oder vielleicht weil — er ein Nichtdeutscher (Rumäne) ist. Zum Theile trug wol dazu bei, daß er die Stoffe aus seiner Heimat wählte und damit Neues und Interessantes bot, zum andern und zwar größern Theile verdankt er den Erfolg seinem unleugbaren frischen Talente. Für die Rumänen ist zumeist in allen Dingen und somit auch in der Literatur Frankreich Vorbild und Muster, und es ist daher immerhin auch erfreulich, wenn einer dieses Stammes einmal sich der deutschen Literatur zuwendet. Marco Brociner scheint zwar auch unter dem Einflusse der französischen Schule gestanden zu haben, überwiegend dürfte aber doch jener des deutschen Schriftthums und Geistes gewesen sein, und da er die nationale Eigenart nicht verleugnet, so ergibt sich in seinen Werken eine ganz anziehende Mischung orientalischen, romanischen und deutschen Elements. Das Buch enthält drei Theile: die Novelle „Doctor Hamlet", eine Reihe von sieben Lebensbildern unter dem Titel: „Die Liebesabenteuer des Herrn Bobrica" und eine Sammlung von zehn kleinen Geschichten. Die Novelle hat folgende Fabel. Ein junger Russe hat in Kiew einer nihilistischen Gesellschaft angehört und war dazu bestimmt worden, an einem verrätherischen Genossen das „Urtheil" zu vollziehen. Er hatte auch wirklich den Freund ermordet, aber nun trieben ihn Gewissensqualen fort, und er begann ein unstetes Leben. Eine Genossin Olga, die ihn leidenschaftlich liebte, mied er, seit diese ihn wegen seiner Gewissensbisse ausgelacht hatte. Der junge Mann kommt nun nach Wien, um in Studien — er ist Arzt, — Vergessenheit zu finden, wird mit einem armen, aber schönen und reinen Mädchen, Marie, das im selben Hause wohnt, bekannt, und dessen Wesen übt einen so beruhigenden und wohlthuenden Einfluß auf ihn, daß er sich mit Marie verlobt. Da erscheint plötzlich Olga, die in Zürich studirt hat, und jetzt in Wien die Klinik besuchen will; sie versucht zunächst den jungen Doctor wieder zu fesseln, und da ihr dies nicht gelingt, droht sie Marie, das Geheimniß des Doctors der russischen Botschaft zu enthüllen und diesen somit dem Gerichte auszuliefern, wenn jene nicht auf den Bräutigam Verzicht leistet. Marie, welche dem Geliebten nicht entsagen, aber ihn auch retten will, geht freiwillig in den Tod. Der junge Russe aber stellt sich jetzt selbst dem Gerichte. Das Düstere des Stoffs hat der Verfasser durch die Einführung humoristischer Gestalten zu mildern gesucht, und diese letzteren sind auch trefflich gelungen; sie bezeugen auch das scharfe Beobachtungsvermögen des Autors, der es ja hierbei mit fremden Elementen zu thun hatte. Der „Director" — eines Vogeltheaters — und der Diurnist Hipfer sind prächtig gezeichnet; das Gleiche gilt auch von den Hauptpersonen, dem melancholischen, mit sich zerfallenen und doch nach Glück dürstenden Doctor, und der in ihrer Einfachheit und Natürlichkeit rührenden Gestalt Mariens; weniger sorgfältig ausgeführt ist die Figur Olga's. Die „Liebesabenteuer des Herrn Bobrica" bieten Sittenbilder aus der rumänischen klein- und großstädtischen Gesellschaft; die sich darin allerdings nicht von der besten Seite zeigt. Die Geschichten sind humoristisch, besser gesagt, satirisch, das derbkomische Element tritt manchmal stark zu Tage, und fesseln dadurch auch dann, wenn man davon absieht, daß der Autor in Bobrica offenbar eine typische Figur geschaffen hat, welche für gewisse rumänische Zustände bezeichnend ist, und daß er mit diesen Satiren seinen Volksgenossen einen Spiegel vorhalten will. Die „Kleinen

Geschichten" haben nur zum Theile nationale Vorwürfe, und unter diesen ist die beste: „Schikele"; die Geschichte eines Talmudschülers, welcher die Tochter des Schächters heirathen will, aber vorerst als Liebesprobe einen Truthahn schlachten soll. Es sind zumeist Stimmungsbilder aus dem Seelenleben, mit tiefer Empfindung ausgeführt und wirkungsvoll, besonders dort, wo der echte Humor zur Geltung kommt. Namentlich sind als anziehend und vorzüglich ausgearbeitet die beiden Skizzen „Das Kasperl" und die „Zwillinge" zu bezeichnen. In der erstern führt das Spielzeug des verstorbenen Kindes ein Ehepaar, das sich trennen will, im letzten Augenblicke wieder zusammen, und die zweite schildert die Empfindungen eines supplirenden Professors, der bereits zwei Mädchen besitzt, und dem ein Zwillingspaar Mädchen beschert wird. Marco Brociner's Stil ist einfach und vornehm, ohne wuchernde Phrasen und doch des Schwunges nicht entbehrend.

2. Galizische Ghettogeschichten und Bilder von Alfred Steuer. (Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. Nr. 477. 478.) Halle a. S., Hendel. 1891. 8. 50 Pf.

Wir besitzen schon eine stattliche Reihe von Schriften über das jüdische Volk in „Halbasien" — wie K. E. Franzos die ehemals polnischen Landstriche bezeichnet — und es sind manche darunter, welche seinerzeit Aufsehen erregten und begierig von der Lesewelt verschlungen wurden. Wenn auch der Eigenart des Stoffs ein großer Theil des Erfolgs zuzuschreiben war, da ja absonderliche Verhältnisse, seltsame Gestalten und vielfach ergreifende Scenen geschildert wurden, so trug doch zu demselben auch die literarische Form viel bei. Es war zwar die Absicht, für das Judenthum in jenen Gegenden oder überhaupt Sympathien zu erwecken, meist nicht zu verkennen, aber diese Tendenz hatte zur Folge, daß die Verfasser mit begeistertem Schwunge und mit dem Aufgebot aller dichterischen Kraft ihren Stoff behandelten. So sind nicht wenige dieser polnisch-jüdischen Geschichten wirklich poetische Erzeugnisse von namhaftem Werth geworden.

Das vorliegende kleine Werkchen verfolgt, wie es im Vorwort heißt, den Zweck: „die Aufmerksamkeit auf Uebelstände hinzulenken", und erhebt den Anspruch „wahr zu sein". Der Verfasser hat sich in der That befleißigt, all den Schmuz — physischen und moralischen — und den Jammer, der in den galizischen Judenstädten herrscht, mit photographischer Treue zu schildern. Tiefes Mitgefühl für diese elenden Menschen bewegt ihn und verleiht ihm manchmal poetischen Schwung: aber man merkt doch, daß seine eigene Kraft nicht sehr groß ist und er im Banne von Vorbildern steht, die er nachahmt. Manches ist zu grell und das Abstoßende, Ekle tritt allzu sehr in den Vordergrund, und manchmal wird der Verfasser, wenn er poetisch sein will, phantastisch und unverständlich; wie z. B. in den „Grenzen der Menschheit". Die besten Stücke sind: „Eine Heimkehr", dann „Simson", die beide einen tragischen Stoff behandeln; in den „Fahrenden Leuten", und „Die Jagd nach dem Glück" kommt ein bitterer grimmiger Humor zur Geltung. Interessant sind diese Geschichten im ganzen, aber als leichte Unterhaltungslektüre wird man sie kaum bezeichnen können; der Eindruck, den der Stoff hervorruft, ist kein angenehmer.

3. In der letzten Stunde. Roman von H. Waldemar. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Janke. 1891. 8. 5 M.

Der Roman ist ziemlich langweilig, weder die Fabel, noch die Figuren vermögen zu interessiren. Es sind auch wirklich nur „Figuren", ohne Leben und so alltäglich, daß sie den Leser völlig gleichgültig lassen. Die Hauptperson sollte ein Mann sein, der rücksichtslos seinen Gelüsten fröhnend alle Frauen bezaubert und unglücklich macht, und kein Mittel scheut, um zu seinem Ziele zu gelangen. Dieser „Eichenmann" ist aber so unglücklich gezeichnet, daß man einfach das nicht glaubt, was er offenbar vorstellen soll. Auch die andern Personen sind so oberflächlich charakterisirt, daß sie durchaus keine Theilnahme erregen können; dazu ist auch die Sprache platt und nüchtern, es fehlt jedes poetische Element, und von Geist und Ideen ist keine Spur zu entdecken.

4. Von der Wasserkante. Bilder aus dem Seeleben von Philipp Kniest. Vierte Auflage. Oldenburg, Stalling. 1891. 8. 2 M.

Diese Sammlung von bremenser Geschichten erscheint in vierter Auflage, und dieser Erfolg ist nicht nur dem Localpatriotismus, sondern auch dem wirklichen Gehalte des Werks zu danken. Das Buch wurde bei seinem frühern Erscheinen in d. Bl. f. 1885 schon eingehend besprochen und wir können uns daher mit der Bemerkung begnügen, daß die Geschichten auch jenen, welche das Plattdeutsch nicht als Muttersprache haben, hohen Genuß bereiten werden. Es ist gesunder Humor und echte Poesie darin.

5. Die funfzig Semmeln des Studiosus Taillefer. Eine Studentengeschichte von Hans Hopfen. Berlin, Gebr. Paetel. 1891. 12. 2 M.

Auf dem Titelblatte fehlt das Wort „lustige", und im Grunde wäre es auch überflüssig gewesen, denn Studentengeschichten sind immer „lustig" oder sollen es wenigstens sein. In der vorliegenden Geschichte handelt es sich um einen Schwank, den ein Student nach glücklich beendetem Examen in heiterer Weinlaune ausführt. Taillefer will seinen Freunden und Corpsbrüdern etwas zum Andenken an ihn geben und kauft funfzig Semmeln, die er nun um jeden Preis an den Mann zu bringen sucht. Die letzte erhält ein junger Backfisch, und nach ein paar Jahren wird die Erinnerung an diese Semmeln auf einem Balle aufgefrischt; das Weitere läßt sich denken. Der Schwank ist mit gemüthlichem Humor erzählt und die Schilderung der Stimmung des Studenten ist ein köstliches Meisterstück, an dem man sich ergötzt.

Johannes Emmer.

Zur deutschen Culturgeschichte.

1. Geschichte des deutschen Briefes. Zur Culturgeschichte des deutschen Volkes. Von Georg Steinhausen. Zweiter Theil. Berlin, Gaertner. 1891. Gr. 8. 9 M.

Das reichhaltige, anziehende, ja in seiner Art bedeutende Werk, dessen ersten Theil wir in Nr. 34 d. Bl. f. 1889 anzeigten, ist nach kurzer Frist mit dem vorliegenden Schlußbande zu Ende geführt, und alle die Vorzüge, die seinem gediegenen Vorgänger nachgerühmt werden durften, stehen auch diesem zur Seite. Der Reiz der Behandlung ist in der vorliegenden Fortsetzung der angestellten Untersuchung sogar noch größer, weil wir hier in das eigentliche, classische Zeitalter des deutschen Briefs eingeführt werden.

Für das 17. Jahrhundert, mit dessen Vorführung unser Schlußband anhebt, ist, mit dem 16. verglichen, die wesentlichste Erscheinung des Umschwunges das Zurücktreten des Bürgerthums, das früher entschieden der bestimmende Factor gewesen, und das Hervortreten der höhern Stände, vor allem des Hofs. Ein scharfer Schnitt ging durch das deutsche Volk. Die veränderten äußern Verhältnisse erzeugten veränderte geistige und sittliche. Die Erschlaffung des Bürgerthums brachte Knechtssinn und Streberthum zur Blüte; denn der Einfluß der obern Stände fand bei den von ihm abhängigen Volksklassen nirgends einen nennenswerthen Widerstand. Was an den zahllosen Höfen der großen und kleinen Fürsten, sowie des hohen Adels gethan und gedacht wurde, galt für die Gesammtheit als vorbildlich. Dazu kam, daß eben jene Klassen in die aberwitzigste Ausländerei verfallen waren und so ihr Einfluß, den sie ohnehin auf die Sitten des Volks übten, nur noch schädlicher wurde.

Ein neuer Umstand ist auch die geradezu krankhaft vermehrte Reiselust, deren Ziel vorwiegend Italien und mehr noch Paris ist. Das Lateinische erhält sich noch eine Zeitlang als Briefsprache, doch nur bei Gelehrten und Geistlichen. An seine Stelle tritt bei den führenden Ständen das Französische, und soweit deutsch geschrieben wird, macht sich eine erschreckende Ausländerei breit. Bis um 1730 bildet ein mit lateinischen und italienischen Brocken versetztes deutsch-französisches Gemisch die Regel. Eine haarsträubende Unnatur tritt uns als das hervorstechende Merkmal des ganzen Zeitabschnitts entgegen. Der bombastische Schwulst der dramatischen Haupt- und Staatsactionen wird auf den Brief übertragen. Den geschmacklosen, endlosen Satzungeheuern des gesuchten und geschraubten Kanzleistils mit seinen verzwickten Bindewörtern öffnen sich weit die Schranken zu ungehindertem Einzuge. Hier ein Beispiel für viele: Der Rathsverwandte Christian Schwartze in Greifswald schreibt am 20. November 1627 wegen erhaltener Einquartierung an den Rath:

> Ehrnveste, Achtbare, Hoch- und Wollgelahrte, Wollweise, insonders gunstige Herren. Ob ich woll gentzlich gehoffet, dieselben würden über die zwischen unserm gnedigen Fürsten und Herrn und dero Herren Hoff- und Landrheten an einem und dem Kaiserlichen Vieegeneralen am Antheill zu Frantzburgk gar sollicite et exacte behandelte Capitulation steif und fest gehalten und von selbiger alß einiger Cynosura dero leider bewilligten Einquartierungsbürde ne latum unguem gewichen, sondern die böse Consequentz, daß, wan wir selbst solche pactiones publicas, quae in commodum omnium subditorum factae sunt, löcherlichk machen wollen, dardurch unsern Widerwertigen dieselben in andern höchst angelegenen Artikuln auch pro libitu zu brechen Anlaß gegeben werde, bedacht und die Rhattsverwandten, ebenmeßigk wie zu Demin und in andern Stedten geschiehet, von diesem onere befreihet gelaßen haben, innaßen ich dan je noch allewege, wan ich mich dessen bei einem oder andern erkundiget, darmit vertröstet worden, So habe ich dennoch gestern Mittags mit großer Consternation leider vernommen, daß man sich der obgemelten Exemption, ad placitum malevolorum quorundam Civium, gantz liederich, dennoch aber uff gewiße Maaße, begeben, Dahero dan auch mir ein Leutenant mit 12 Pferden, ungeachtet meiner beschwerlichen Leibes Blödigkeit u. andrer eingewandten Entschuldigungen einquartieret u. alsfort dessen Diener, welcher seines Gefallens Krippen u. Stelle vorenden leßet, angewiesen worden, u. s. w.

In womöglich noch erhöhtem Maße sind mit derlei zopfigem Quark die üblichen Hochzeits-, Tauf- und Todesanzeigen ausstaffirt. Aus ihrer Zahl mag ein bisher ungedrucktes Hochzeitschreiben (Christoph Heinrich Zobel von Gibelstatt an L. F. Behaim vom 1. November 1642) angeführt werden:

> Edell, Ehrnvestfürsichtig hoch- vnd wohlweiser, Insonders günstiger hochgeehrter Herr. Nechst offerirung meiner nach eüßerstem vermögen allezeit bereitwilligen dienste verhalte hiemitt meinem hochgeehrten herrn nicht, was gestallt Ich mich hiebevorn und noch bei lebzeiten meiner nunmehro in Gott ruhenden Frau Schwiegermutter, der vor weylen wohledellgebornen Frauen Susanna von Münster, gebornen von Herbilstatt, mitt der gleichsfallß wohledellgebornen Jungfrauen Amalia Sabina von Münster, deß weiland auch wohledell Gestreng Herrn Lorentzen von Münster (folgt dessen Titel) hinterlaßenen Eheleiblichen tochter in eheliche verlöbnis eingelaßen und dannenhero entschloßen, solch unser gethan Christlich Votum förderlichst confirmirn und durch Priesterliche Hand bestettigen zu laßen. Wann dann meinen hochgeehrten Herrn Ich bei effectuirung solcher unser wohlgemeinten intention vor andern eingeladenen herrn u. freünden gerne sehen u. haben möcht, bevorab weiln denselben mihr u. meiner geliebten Jungfrau hochzeitter inmitt aller angenehmer Affection wohl beygethan wißen thue, Alß gelangt an meinen hochgeehrten Herrn mein dienstfreündls: bitten, derselbe geruhe förderist Gott dem Allmächtigen alß selbst stifftern dieses heyl. standes zu seines Namens Preis, uns beeden verlobten aber zu sonderbahren Ehren u. freündschafft, nechst künftigen Sontags, den 13 Novembris alten Calenders, mitt seiner ansehligen gegenwart den angestellten Christlichen Actum zu Cohonestiren u. nach verrichtung des Gottesdiensts mitt den eingeladenen Hrn. u. gefreündten in fröhlichkeit zu vollbringen, auch mitt deme was der Allerhöchste aus seiner milden hand bei ietzig continuirlich: noch so schwehren Zeiten u. leuften bescheeren wirdt, günstig vor willen zu nehmen.

Das heißt doch höflich und — weitschweifig. Wollen wir hoffen, daß der edle, ehrenfest fürsichtige hoch- und wohlweise, insonders günstige hochgeehrte Herr Lukas Friedrich Behaim den angestellten christlichen Actum mit seiner ansehlichen Gegenwart cohonestirt und trotz der

schweren Zeitläufte mit den übrigen eingeladenen Gästen in Fröhlichkeit vollbracht hat.

Gegen solches vertracktes Kauderwelsch führten nur die deutschen Sprachgesellschaften, vorzüglich die „Fruchtbringende“, einen ziemlich aussichtslosen Kampf. Der neue alamodische Geschmack bedingte aber auch eine neue alamodische, affectirte und gezierte Complimentirart mit einer über die maßen schwerfälligen Betonung der Formen, Titel, Ceremonien, und hierin stand sogar die „Fruchtbringende“ hinter allen übrigen nicht zurück. Das „Edler Ehrenvester, Fürsichtiger, Wolweiser, Insonders Wolgeneigter geliebter Herr“ begegnet als ständige Anrede. Eine der beliebtesten Briefanleitungen, die von Talander, erörtert mit hochernsten Gründen für und wider, ob es besonders lieben oder lieben besondern, ob es gnädigen oder gnädigsten Gruß oder günstigen Gruß und wohlgeneigten Willen, ob es die Herren und euch oder euch allein u. s. w. heißen müsse. Für die altererbten Ehrwörter gemäß jedem besondern Stand wurden noch immer neue und wieder neue feine und feinste Abstufungen ausgetüftelt. Es macht für die Titulatur einen Unterschied, ob ein Diakonus graduirt ist oder nicht, ob man an einen Doctor der Medicin oder der Rechte, ob man an einen Gerichtsschreiber, der „etwas studirt hat“, oder an einen unstudirten schreibt. Das weibliche Geschlecht hatte noch seine besondern Auszeichnungen. Nur „in Ehren“ durfte man sich ihm nähern. Die Frau ist „Ehr- und Tugendreich“, ihr läßt man seinen freundlichen „Ehrengruß“ vermelden. Ein Vogt nennt einmal seine Herrin gar „Ew. Hochadl. Thugent“.

Gleich der Eingang jedes ordentlichen Briefs zeigt einen armseligen Mischmasch von Unsinn und knechtseliger Bedientenhaftigkeit. Man hat es nicht umgehen können, den Briefempfänger zu molestiren; man erkühnt sich, ihn in Unterthänigkeit heimzusuchen oder unterdienstlich, unterdemüthig zu behelligen; man bedauert, die hochwichtigen Negotien mit seinem Schreiben zu turbiren — das sind so die gewöhnlichen Floskeln. Natürlich darf auch um die Welt nicht versäumt werden, die eigenen geringfügigsten, doch stets bereitwilligsten und gehorsamsten Dienste anzubieten, und für einen Grobian gilt, wer nicht hübsch um „hochgeneigten pardon“ bittet, daß er „die wichtigen Geschäfte seines hochgeneigten Patrons und Gönners unterbricht“, durch „Stören der hohen Arbeit incommodiret“. Nur ein „groß günstiges Wohlwollen“, „die große und ungemeine Humanität“, „die hochgepriesene Leutseligkeit“ oder ähnliche treffliche Eigenschaften des Empfängers vermögen den Absender über die „Geringfügigkeit seines styli“ und allerhand andere ernste Bedenken zu beruhigen. An den streitbaren Theologen Joh. Fr. Mayer schreibt ein würtembergischer Diakonus wörtlich:

Seine Hochwürden v. Magnificenz werden Sich vielleicht anfänglich verwundern, wie Ich rauchendes Döchtlein mich erkühne, mit so geringer v. schlechter Feder vor dero hocherleüchte augen zukommen v. derselben hohe v. weltberuffene Geschäfften zu unterbrechen, aber wann Sie vernemmen, daß solches auß der empfindlichsten estime herkomme, welche Ich gegen dero allertheuriste Person auß Ihren ohnvergleichlichen Schriften v. Büchern gefasset .... so würd hoffendlich dero gottselige Humanität v. rechtschaffene Theologische Dexterität mir diese Schwachheit hochgeneigt v. väterlich zu gut halten.

Ein derartiger kriechender Sklavensinn wäre doch heutzutage in jedem Stande einfach unmöglich.

Und wie Eingang und Mitte, so der Schluß. Ein „unwürdiger, unterthänigster Diener“ oder „ärmster Client“ ist das mindeste, als was einer ersterben kann. Die Höflichkeit geht so weit, daß in einem vielgebrauchten „Briefsteller“ für eine Geburtsanzeige die hochfeine Wendung anempfohlen wird, durch die Vermehrung des eigenen Hauses die Zahl der willfährigen Diener vergrößert zu haben. Persönliche Bekanntschaft drückt man durch die anmuthige Wendung aus, man kenne den Herrn „seinem liebreichen Angesicht nach“.

Erst der Pietismus bringt, wie in einem frühern Zeitraume der Mysticismus, etwas mehr Natürlichkeit und Selbstachtung auch in den Briefstil. Durch das religiöse Empfinden lernte man überhaupt erst wieder fühlen. Und daneben sind's die Frauen, z. B. Lise Lotte, die Madame von Frankreich, die noch eine Ader reiner Menschlichkeit sich bewahrt haben.

Der Briefverkehr der einzelnen Gesellschaftsklassen, der Fürsten, Gelehrten, Kaufleute, nicht zu vergessen der Liebenden, zeigt noch seine besondern bemerkenswerthen Eigenthümlichkeiten. Die Schreiben der Fürsten, soweit sie die nähere Familie angehen, bewahren meist einen wohlthuenden ungekünstelten Zug. Die Briefe der Gelehrten vertreten häufig, wie einst schon bei den Humanisten, die gelehrte Zeitung oder Zeitschrift. Bei den kaufmännischen Berichten macht sich in erfreulichem Gegensatze zu der sonst allgemein auf den Thron erhobenen Weitschweifigkeit ein gewisses Streben nach Kürze geltend, wenn auch das übliche Laus Deo in Verbindung mit dem Datum und das „Hiemit Gott befohlen“ über und unter dem Schreiben sich noch das ganze Jahrhundert hindurch erhalten. In den Liebesbriefen dagegen treiben die schwülstigsten und hirnlosesten Redensarten nach wie vor ungeschwächt ihr Wesen. Da kommen Anreden vor wie „Hochedelgeborene, großehrenreiche Jungfrau, schönste und hochtugendseligste Nymphe“, Unterschriften wie „Meines hochwerthesten Trostes ewig getreuer Diener“, und in dem Herzenserguß eines von den unvergleichlichen Vorzügen seiner Angebeteten begeisterten Liebhabers heißt es: „Wie nun ihre besagte Tugend solche Liebe meinem Hertzen eingeflanzet, als beliebe sie auch selbe mit den gütigen Strahlen ihrer Gewogenheit zu beleuchten, mit dem Glantz ihrer Schönheit zu erhalten und mit gleichgesinnter Herzensneigung erfreulichst zu zeitigen und zu bereiffen: Maßen solche Früchte in dem Stand der h. Ehe allein ohne Nachreue genossen werden mögen.“ Man sieht, der junge Mann hat ebenso hübsche Kenntnisse in der Naturgeschichte, wie in der Moral.

Doch es ist Kürze geboten. Für das 18. Jahrhundert,

das eigentlich classische des deutschen Briefs, in welchem auch dessen Stil sich eine neue, gebildete und natürliche Sprache schafft, freilich um dann in die Bahn der Empfindsamkeit einzulenken, beschränke sich deshalb, wie ungern wir auch auf eine Besprechung der Sturm- und Drangzeit, sowie der Blütezeit von Weimar verzichten, diese Anzeige auf eine bloße kurze Inhaltsangabe. Die vier Hauptabschnitte führen die Ueberschrift: „Natürlichkeit und Freiheit" (1), „Der Briefcultus" (2), „Wie man miteinander verkehrte" (3), „Die Literatur im Brief und der Brief in der Literatur" (4). Schon aus diesen Andeutungen erhellt, wie etwa der Verfasser über den ganzen Zeitraum urtheilt. „Ueberall außerordentliche Schreibseligkeit, überall starkes Gefühlsleben, überall Freude an redseligen Herzensergießungen und innigem persönlichen Verkehr." In den letztvergangenen vierziger Jahren aber schwindet allmählich diese Art des Verkehrs der Menschen miteinander. Vor allem das Jahr 1848 mit seinen Vor- und Nachwehen hat unsere Weise zu denken und zu fühlen mächtig gewandelt:

> Das öffentliche Leben gewann eine gänzlich andere Bedeutung, das Gefühl wurde von dem rastlos aufstrebenden Verstande, die philosophische Redseligkeit von der exacten Wissenschaft zurückgedrängt. Die Literatur und das Theater konnten gegen die Politik und die Kammerdebatten nicht die alte Rolle behaupten. Und so schwindet auch allmählich der alte Brief. Nüchterner ist die Zeit geworden, die Ideale weichen vor dem realen, dem materiellen Zeitgeist scheu zurück.

Mit diesem treffenden Urtheile des Schlußwortes sei das inhaltreiche, gründliche und fesselnde Buch noch einmal warm empfohlen.

2. Die blinden Hessen. Eine sprachlich-historisch-heraldische Studie von F. Wiesenbach. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. 1891. Gr. 8. 1 M.

Wenige Ausdrücke sind über das ganze Deutsche Reich und weit darüber hinaus so verbreitet, wie der von den blinden Hessen, und kaum einer ist bisher so wenig aufgeklärt. Victor Jacobi glaubte des Räthsels Lösung gefunden zu haben durch die Entdeckung, daß „blind" hier für „blink" und dieses wiederum für „flink" stehe, während der Name „Hesse" dem Lande entlehnt sei, das so heiße, weil in ihm die beiden Hauptflüsse vor ihrer Vereinigung eine Figur bildeten ähnlich der einer Hesse, d. i. eines Kniegelenkes. Vilmar in seinem Idiotikon läßt dafür den kühnen Pfadfinder an etymologischer Verrücktheit leiden und stellt selbst, indem er die Identität von Chatti und Hessi für eine sprachliche Unmöglichkeit hält, die Vermuthung auf, es seien die Hessen nur ein Zweig der Katten gewesen, welcher als solcher einen patronymischen Namen geführt haben möge; für die Redensart „blinde Hessen" aber verweist er auf die ursprünglichere „blinde Hunde" oder „blinde Hundehessen" und denkt mit Grimm an eine uralte mythologische Stammsage, nach welcher der Ahnherr der Hessen entweder von einem Hunde erzeugt oder als Neugeborener für einen blinden Hund ausgegeben oder endlich blind geboren, nachher aber sehend geworden und ein desto gewaltigerer Held geworden sei.

Wiesenbach tritt nun wieder für die Identität der Chatti und Hessi ein, nicht als ob die eine Form aus der andern sich entwickelt hätte, sondern aus der gemeinsamen Wurzel, im Süden has, im Norden hat, sind beide Bezeichnungen, „Hesse" und „Ge-hatte", Chatte, hervorgegangen, und niemand anders als die Katze ist es, von welcher der Volksstamm der Hessen oder Katten seinen Namen erhalten hat. Zur Bestätigung dieser Annahme werden die von Körte angeführten Sprichwörter angezogen: „Die Hessen können vor neun nicht sehen"; „Er geht blind drauf los wie ein Hesse"; „Er läuft wie ein Hesse"; „Drauf los, es ist ein Heß!" sowie die volksthümlichen Redensarten: „Wo ist die Heß?" „Raus mit der Heß!" Weiter wird daran erinnert, daß Orte wie Katzenfurt, Katzen-Eschbach, Katzenellnbogen in Landschaften sich finden, die vom Hessenstamme ganz oder theilweise besiedelt waren. Fragt man aber, warum der Hessenstamm seinen Namen von der Katze erhalten habe, so verweist Wiesenbach auf das Abbild der Katze auf dem hessischen Banner. Weil seine Führer und Pfleger dies Abbild auf dem Schilde führten, hieß dieser Volksstamm das Katzengefolg, d. i. Hessenvolk. Has, häss, hat, katt aber ist, vielleicht noch von der asiatischen Urheimat her, der Löwe. Und nun lichtet sich auch manches Merkmal in dem Hessenwappen. Ob nicht die sieben Schindeln im nassauischen Wappen ursprünglich die Jungen des Wappenthiers andeuten, sich berührend mit dem Verse: „Unsre Katz hat sieben Junge"? Und wie, wenn die zehn roth und weiß gefärbten Querstreifen für den Löwen der hessischen Landgrafen etwa sagen wollten: Zehnmal schon hat das Tageslicht dieses Thier beschienen, darum ist dieser Häß nicht mehr ein blinder Hesse!? Dann würde der hessische Löwe dafür zeugen, daß der sprichwörtliche Ausdruck „blinder Hesse" schon aus grauer Vorzeit herrührt, ohne daß freilich auch schon aufgeklärt wäre, warum gerade ein Katzenthier zum Bannerbild gewählt worden.

Ob in dieser Darstellung manche Annahme nicht doch zu gewagt, mancher Schluß zu voreilig sei, darüber ließe sich wohl streiten. Jedenfalls aber hat uns der Verfasser eine Schrift geboten, die des Anregenden viel enthält und einen beachtenswerthen Versuch macht, durch zusammenhängende Vergleichung der in Betracht kommenden sprachlichen, geschichtlichen und heraldischen Verhältnisse die Frage, auf die es ankommt, zu klären.

Karl Sallmann.

Italienische Skizzen.

1. Italienische Gipsfiguren. Von Woldemar Kaden. Dritte Auflage. Oldenburg, Schulze. 1890. Gr. 8. 4 M.
2. Wanderbuch. Bilder und Skizzen. Von Adolf Stern. Dritte stark vermehrte Auflage. Oldenburg, Schulze. 1890. 8. 4 M.
3. Italienische Frühlingstage. Von Fritz Baumgarten. Freiburg i. Br., Mohr. 1891. 12. 2 M.

Daß neuere Reisewerke über Italien es zu einer dritten Auflage bringen, wie die beiden ersten der obengenannten, ist kein häufiger Fall. Allerdings haben ja die Namen A. Stern und W. Kaden einen guten Klang, und ihre vorliegenden Bücher bestätigen im ganzen nur das günstige Vorurtheil der an sie herantretenden Lesewelt. In einer Beziehung freilich ist zwischen ihnen ein großer Unterschied. Die Kaden'schen „Gipsfiguren" (Nr. 1) stellen nur einen unveränderten Abdruck der beiden vorhergehenden Auflagen dar; der einzige Unterschied besteht darin, daß der dritten Auflage die Jahreszahl der zweiten (1882) fehlt! Da wir nun die letztere in d. Bl. f. 1882 Nr. 30 zugleich mit einer andern Schrift desselben Verfassers („Skizzen und Culturbilder aus Italien") besprochen haben, so liegt kein Grund vor, auf das Buch hier nochmals näher einzugehen. Wir können nur wiederholen, daß der Verfasser mit der dem Dichter eigenthümlichen Feinfühligkeit für das Schöne wie für das Eigenartige in Natur, Kunst und Volksleben eine scharfe Beobachtungsgabe und eine anziehende oft glänzende Darstellungsweise verbindet, sowie daß er, neben vielem längst Bekannten, auch gar manches Neue aus von der großen Touristenstraße weit abliegenden Landschaften bietet. In der Vorrede rechtfertigt er den wunderlichen Titel seiner Schrift:

> In Italien ist nicht alles Marmor, was uns wie Marmor von hohem Sockel ansieht; vieles ist Gips und verdiente vielleicht nur dies Material. So habe auch ich einmal diesen zerbrechlichen Stoff verarbeitet.

Da diese „Gipsbilder" nun mit Lust und Liebe, wie er selbst hervorhebt, gefertigt sind, wird ihm aus der Wahl des Stoffs niemand einen Vorwurf machen. Aber diese Wahl rechtfertigt durchaus nicht, daß einzelne Kapitel des Buchs mit einer gewissen Oberflächlichkeit, man möchte fast sagen, Leichtfertigkeit behandelt sind, welche den Verfasser zu thatsächlich falschen Angaben und einander geradezu widersprechenden Urtheilen verleitet hat. Da wir dies bei unserer frühern Besprechung eingehend nachgewiesen haben, so grenzt es an das Unglaubliche, daß die falsche Darstellung des italienischen Wehrgesetzes (S. 39) in der folgenden Auflage ruhig stehen bleiben konnte.

Im Gegensatze gegen die Kaden'sche Schrift hat schon die zweite Auflage des Stern'schen „Wanderbuchs" eine wesentliche Bereicherung seines Inhalts, zumal durch das Kapitel „Auf altbekannten Pfaden", während die dritte (Nr. 2) noch mit den zuerst in den „Grenzboten" veröffentlichten „Römischen Frühlingstagen" einen Abschnitt hinzugefügt hat, der vielen Lesern der eindrucksvollste und anziehendste des ganzen Buchs bedünken dürfte. So erscheinen diese „Skizzen", wie der Verfasser mit Recht die einzelnen Aufsätze mannichfachen Inhalts bezeichnet, gegen die erste Auflage fast um das Doppelte vermehrt und zwar nicht nur an Umfang, sondern auch an Werth.

Der bunte Inhalt des „Wanderbuchs" läßt sich unter drei Gesichtspunkte zusammenfassen: 1) An Geschautes und Erlebtes anknüpfende kunsthistorische und kunstkritische Betrachtungen („Die Oberammergauer Passionsspiele 1871 und 1880"; „Baireuther Nibelungentage"; „Die Lutherfestspiele in Jena und Erfurt"; „An Corona Schröter's Grabe"); 2) Landschaftsbilder, hier und da mit eingestreuten historischen Excursen („Rhätische Wanderungen"; „Herbsttage in Wallis"); 3) Städtebilder, in denen Kunst, Natur und Geschichte miteinander verwoben sind („Venetianische Bilder"; „Römische Frühlingstage").

Wenn wir dem bei der Beurtheilung deutscher Schriften in der „Saturday Review" freilich nicht ungewöhnlichen oberflächlichen und absprechenden Urtheile eines englischen Kritikers gegenüber diesen Reisebildern überhaupt die von ihm vermißte „ausgeprägte Individualität und einen besondern Reiz des Stiles" entschieden zuerkennen, so möchten wir doch den Skizzen aus Venedig und Rom unbedingt den Preis zusprechen. Fehlt es Stern auch an Sinn und Verständniß für das Schöne und Erhabene in der Natur so wenig wie an dem Vermögen, dasselbe anschaulich darzustellen, so sind doch seine Landschaftsbilder etwas flüchtig gezeichnet und enthalten nichts, was nicht schon vor ihm zum Theile ausführlicher und charakteristischer geschildert worden wäre.

Ein ebenso anziehendes wie stimmungvolles Bild bietet dagegen der Besuch an Corona Schröter's Grabe zu Ilmenau in dem ungewissen Dämmerlichte eines stillen feuchtwarmen Sommerabends, nebst den sich natürlich anschließenden Betrachtungen über „die Schleier und Schatten", die immer noch über dem Leben und Wesen der schönen hochbegabten Künstlerin liegen, von der Goethe singt:

> Es gewährten ihr die Musen jede Gunst,
> Und die Natur erschuf in ihr die Kunst . . .
> Sie tritt herbei, seht sie gefällig stehn!
> Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.
> Und hocherstaunt seht ihr in ihr vereint
> Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Wenn auch ihrem Gegenstande nach „Venetianische Bilder" und „Römische Frühlingstage" im wesentlichen nichts darbieten können, was nicht schon hundertmal beschrieben und besprochen wäre, so ist uns dagegen unter allen den zahllosen Schilderungen entzückter oder auch enttäuschter Touristen kaum irgendeine vorgekommen, welche die Stimmung, in die der Anblick der beiden eindrucksvollsten Städtebilder Italiens, — um nicht zu sagen der Welt — den denkenden und fühlenden Besucher versetzen muß, so wahr, so voll und so ergreifend wiedergeben, wie die unseres Verfassers. Ohne sich viel auf Einzelheiten

einzulassen, versteht er es trefflich, die wesentlichen Momente, welche den Gesammteindruck bedingen, so klar und anschaulich hervorzuheben, daß auch der, welchem es nicht vergönnt war, jene Herrlichkeiten mit Augen zu schauen, unwillkürlich angeregt und in Stand gesetzt wird, sich mit seiner Phantasie ein in den Grundzügen zutreffendes Bild der beiden Städte auszumalen, während derjenige, welcher ihre Wunder durch eigene Anschauung in sich aufnehmen durfte, bei des Verfassers Schilderung die alten theuern Erinnerungen lebendig aufgefrischt und neu beseelt in sich aufsteigen sieht.

Die „Römischen Frühlingstage" bringen außer den Schilderungen des alten auch einiges aus dem neuern und neuesten Rom. So gleich zu Anfang die Schilderung der neuen herrlichen, leider bisher unvollendet gebliebenen Passeggiata Margherita (der Königin von Italien zu Ehren benannt), welche längs des Abhanges des Janiculus herlaufend, von San Pietro in Montorio bis über Sant' Onofrio hinanführt, wobei ihr leider der berühmte Klostergarten mit der Tasso-Eiche zum Opfer fiel. Sie bildet gleichsam ein Paroli, das die Römer den Florentinern boten, welche während ihres kurzen Hauptstadttraumes (1865—71) den herrlichen Spazierweg (Viale de' colli) an den südlichen Hügelabhängen bauten.

Es glückte Stern, durch einflußreiche Vermittelung, einer vom Papste celebrirten Messe in der Sala del consistoro im Vatican beizuwohnen. Von dem Eindrucke, den ihm die Persönlichkeit Leo's XIII. machte, heißt es (S. 281):

> So gewiß der Ausdruck des geistvoll milden, echt priesterlichen Gesichtes Papst Leo's auf jeden in der Versammlung gewinnend und ehrfurchtgebietend wirkte, so flößte auch die ersichtlich von Alter und Krankheit gebeugte, nur durch die starke Willenskraft aufrecht und würdevoll erhaltene Gestalt des Heiligen Vaters innige menschliche Theilnahme ein!

Nach einer vielleicht überflüssigen Philippica gegen die „Bädeker-Reisenden" läßt der Verfasser eine Reihe suburbaner päpstlicher Paläste aus der Zeit der Hochrenaissance in charakteristischen Bildern an unsern Augen vorüberziehen, von der ruinenhaften Magliana vor Porta Portese, dem weitberühmten Jagd- und Lustschlosse der Päpste des 15. Jahrhunderts, zu dem schönsten und berühmtesten Bauwerke Rafael's, der zwar etwas besser erhaltenen, aber doch auch in traurigem Verfalle begriffenen Villa Madama am Monte Mario und der Villa di Papa Giulio vor Porta del Popolo, welche jetzt die Sammlung der Gräberfunde aus dem etruskischen Falerii enthält, um endlich mit dem glänzenden Bilde der noch in voller Frische erhaltenen Farnesina zu schließen, dem schönsten Sommerhause der Erde, wie Burckhardt sie nennt, wo Stern das seltene Glück hatte, nicht nur Rafael's Galatea und Amor und Psyche im Erdgeschoß zu sehen, sondern auch die sonst dem Fremden sich hartnäckig verschließenden Räume zu durchwandern.

Ein prächtiges Landschafts- und Stimmungsbild bietet der Abschnitt „Villa Mattei", aus dem wir eine Stelle als Stichprobe herausnehmen:

> Die Nachmittagssonne steht tiefer, und die Farben über dem Campagnabilde sind wiederum verändert, die rosigen Wölkchen von vorhin tiefroth geworden, die lichtblauen Schatten in dunkles Violett übergegangen; um die Gräbermauern und Hügel der Via Appia, die Trümmer der Roma Vecchia flutet ein rother und orangegelber Schein, freilich nicht in der vollen Glut einer Herbstabendstimmung, aber doch glänzend und feierlich. Die Stille draußen, in die nur das Läuten kleiner Kloster-Vorstadtskirchen hereinklingt, entspricht der Stille der nächsten Umgebung. Das Gefühl, festwurzeln, bleiben und immer bleiben zu mögen, war hier nicht abzuwehren.

In dem Schlußkapitel „Das Pantheon" erreicht die Begeisterung des Verfassers im Anschauen des herrlichen, wenn auch aller seiner reichen äußern Verzierungen beraubten Tempels ihren Gipfel und streift fast an Verzückung:

> Die innere Gewalt, die in der unsagbaren Einfachheit, der Harmonie der Gliederung liegt, muß erlebt, kann nicht geschildert werden; wer das Pantheon nie betreten hat, wird im Ausdrucke des reinsten und nachhaltigsten Entzückens immer nur garstige Gemeinplätze finden. . . . Unter der Kuppel des Pantheons zerrinnen alle Zweifel an der dauerden Eindrucksfähigkeit des wahrhaft Erhabenen, und die tröstliche Empfindung, daß es ein Bleibendes gebe, quillt mit dem Tageslichte von oben herab in die Seele.

In dem Pantheon erblickt Stern durch seinen Erbauer und dessen Zeit, durch die Gräber Rafael's und Victor Emanuel's die Blüte der Römerherrschaft, die Renaissance und die Einigung Italiens, d. h. die drei größten Epochen der Halbinsel, gleichsam versinnbildet.

Fritz Baumgarten's „Italienische Frühlingstage" (Nr. 3) gibt die Eindrücke einer achtwöchentlichen archäologischen Studienreise durch Italien, die im Frühling 1889 von badischen Gymnasiallehrern unter Führung dreier heidelberger Professoren unternommen wurde, wieder. In lebendiger und zugleich anspruchsloser Darstellung, mit wohlthuender Wärme für den Gegenstand, aber ohne Exaltation geschrieben, dabei nicht ohne eine Ader frischen naturwüchsigen Humors, bieten sie eine angenehme und keineswegs interesselose Lektüre, obwol das meiste, was der Verfasser bieten kann, natürlich nur Altbekanntes flüchtig streift. Ich sage: das meiste; denn der Hauptzweck der Reise und die Führung ausgezeichneter Archäologen und Historiker brachte es mit sich, daß Baumgarten manches gesehen und sogar genau kennen gelernt hat, was dem gewöhnlichen Reisenden verborgen bleibt. Dahin gehört z. B. der Besuch der etruskischen Grabstätten bei Corneto und der Sammlung der in ihnen gefundenen Alterthümer; der Bericht über die Ausgrabungen in dem alten Suessula (dem heutigen Cancello bei Caserta), die Fürst Spinelli in Gegenwart der Gesellschaft vornehmen läßt, ebenso wie bei ihrem zehntägigen Aufenthalte in Pompeji auf Befehl der Regierung ihnen zu Ehren die Fundamente des ältesten Tempels der Stadt bloßgelegt werden. Ueberhaupt werden die Reisenden über alle Erwartung hinaus gefeiert. Das deutsche Archäologische Institut in Rom, dessen Mitglieder beiläufig nur italienische Reden halten, veranstaltet ihnen zu Ehren eine öffentliche Sitzung; Professor Herbig hält ein großes Ricevimento (Empfang) in Villa Lante ab, wo

der alte Consorte Bonghi, der bekannte Gegner des Dreibundes, ein Hoch auf Kaiser Wilhelm II. ausbringt; der gelehrte de' Rossi führt sie in Person in den Katakomben der Domitilla umher; in Neapel stellt ihnen die Stadt Logen im Theater zur Verfügung, und die dortige Universität hält eine öffentliche Sitzung um ihretwillen, bei der es an radicalen Reden von Professoren und Studenten in neapolitanischem Stile nicht fehlt; ja als sie die Caudinischen Pässe, die altberühmten furculae caudinae, besuchen, werden sie sogar in dem kleinen Neste Airola officiell feierlichst empfangen, angesprochen und bewirthet.

Der Verfasser hat ein helles Auge für die Eigenart des Volkslebens wie für das Schöne in Natur und Kunst. In letzterer Beziehung sind wir jedoch mit seinem Urtheil nicht immer einverstanden. Er ist offenbar mit den meisten jüngeren Archäologen so einseitig verrannt in den classischen Atticismus, daß ihn die Laokoon-Gruppe und der Apoll von Belvedere durchaus kalt lassen: „Sie haben trotz ihrer trefflichen Aufstellung für uns nur noch ein akademisches Interesse. Ihre Zeit ist gewesen.“ Daß er auch an der reizvoll verführerischen Aphrodite Kallipygos in Neapel kühl vorübergeht, versteht sich von selbst. Wir gestehen, daß uns bei aller hohen Verehrung für die Meister der perikleischen Epoche, deren Herrlichkeiten wir bekanntlich nur noch in mehr oder weniger verstümmelten Resten und in späteren Nachbildungen besitzen, dies unbedingte Verdammungsurtheil etwas unnatürlich und ungerechtfertigt erscheint. Mit den landläufigen Redensarten von theatralischer Pose, von Effecthascherei und mangelnder classischer Ruhe u. s. w. wird unserer Empfindung nach der gewaltige Eindruck, den diese Meisterwerke einer verhältnißmäßig moderneren Epoche und Auffassung machen, keineswegs aufgehoben oder als ungerechtfertigt erwiesen.

Otto Speyer.

Feuilleton.

Aus der „Collection Spemann“ (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft) liegen die Bände 11 bis 14 der vollständigen Sammlung der parlamentarischen Reden Bismarck's seit dem Jahre 1847 unter dem Titel „Fürst Bismarck als Redner“ vor. Sie umfassen die Zeit vom Frühjahr 1880 bis zum Schlusse 1885. Mit dem zwölften Bande ist infolge der Erkrankung des seitherigen verdienten Herausgebers Dr. Wilhelm Böhm der gegenwärtige Redacteur der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“, damals noch Professor zu Bonn, Dr. Alfred Dove, eingetreten und führt seit dem vierzehnten Bande die Arbeit allein weiter; hoffentlich über „das vom Schicksal gesteckte Ziel, den Rücktritt des Reichskanzlers im Frühjahr 1890“ hinaus, das einstweilen im Vorworte ausersehen ist. Denn wie diese Sammlung mit den Reden Bismarck's im Vereinigten Landtage anhebt, so werden wir auch keinesfalls in ihr missen wollen, was Bismarck in Zukunft zu sagen hat, da er nun in jene Lage gekommen ist, deren Eintritt er vor elf Jahren in seiner Reichstagsrede vom 8. Mai 1880 als möglich setzte, nämlich „von denselben Sitzen, wo Sie sitzen, hernach auch dem großen Gedanken der Nationalität, der uns vor zehn Jahren noch beinahe alle begeisterte, auch dann als Reichstagsmitglied Ausdruck geben zu können, auch gegen eine particularistische Handhabung der Reichsverfassung, welche etwa dann von hier aus vertreten werden könnte“. Daß Bismarck damit aber eben nur eine Möglichkeit setzte, nicht seinen Wunsch aussprach, in dieser ihm einzig gebliebenen Weise zu wirken, und warum es nicht sein Wunsch sein konnte, das betont seine Rede vom 4. Februar 1881: „Ein braves Pferd stirbt in den Sielen. Ich habe früher die Absicht zurückzutreten unumwunden erklärt, weil ich mich körperlich nicht leistungsfähig mehr fühlte, die Sache fortzusetzen, und weil ich bei meinen Collegen nicht überall die Unterstützung fand, deren ich bedurfte, — ich halte es für nützlich zu constatiren, daß ich von dieser Velleität ganz zurückgekommen bin; es fällt mir nicht ein, zurückzutreten. J'y suis, j'y reste. Ich sage, ich gedenke solange im Amte zu bleiben, wie Se. Majestät der Kaiser es für gut findet; Sein Wille ist das Einzige, was mich aus dem Sattel heben wird. Es hat viel zu dieser meiner Ueberzeugung auszuhalten beigetragen, daß ich gesehen habe, wer sich eigentlich freut, wenn ich zurücktrete. Nachdem ich die Herren schärfer ins Auge gefaßt habe, die meinen Rücktritt wollen, da habe ich mir gesagt: ich muß dem Vaterlande doch noch zu etwas nütze sein, wenn ich bleibe, und ich habe mich entschlossen, so lange ein Faden an mir ist, will ich dem Vaterlande dienen.“

Obgleich dies alles seinerzeit den Menschen in die Ohren geklungen hat, ist es doch gut, an solche Aussprüche und an den Zusammenhang, in dem sie gethan worden, zu erinnern. Denn wenn man ihrer besser gedächte, wäre nicht so viel verdrehtes Zeug über das künftige Verhalten Bismarck's als Reichstagsabgeordneter geredet worden, wie es thatsächlich geschehen ist, nicht von seinen Gegnern — denn das ist natürlich, ob es nun im Fanatismus feindlicher Gesinnung oder in wohlüberlegter Bosheit geschieht —, sondern leider auch von seinen verschämten Freunden. Wer nun den im Herbste bevorstehenden Redekämpfen über die Herabsetzung des Getreidezolls und den Handelsvertrag mit Oesterreich folgen und sich sowol vor Verwunderungen wie vor irrigen Muthmaßungen über des Reichstagsabgeordneten für Otterndorf Verhalten schützen will, der wird gut thun, die erwähnten Bände vorher zu studiren; außerdem auch jeder, dem es ein geistiges oder Herzensbedürfniß ist, die staatsmännischen Aeußerungen eines solchen Genius und Patrioten in unvergleichlich urwüchsiger Form sich wieder zu vergegenwärtigen oder auch erst kennen zu lernen; man nehme nur z. B. die Reden vom 24. Januar und vom 14. Juni 1882.

Bibliographie.

Aus der Pfeiferstadt. Alte und neue Lieder vom Verfasser der Pfeiferbrüder. Straßburg i. E., J. H. E. Heitz. 8. 1 M. 50 Pf.

Brockhaus, H., Die Kunst in den Athos-Klöstern. Mit 19 Text-Abbildungen, 1 Karte, 7 lithographirten und 23 Lichtdruck-Tafeln. Leipzig, Brockhaus. 4. 20 M.

Kerz, F., Die Schalablagerungstheorie. Eine Erweiterung der Laplace'schen Nebularhypothese. Leipzig, O. Spamer. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Die moderne Litteratur in biographischen Einzel-Darstellungen. 2. Bd. Hermann Heiberg von H. Merian. Leipzig, W. Friedrich. 8. 75 Pf.

Mayer, M. J., Das Moselthal von Alf bis Koblenz. Kaisersesch. 8. 1 M.

Nettelbladt, Dr. F. Freih. v., Suaheli-Dragoman. Gespräche, Wörterbuch und praktische Anleitungen zum Verkehr mit den Eingeborenen in Deutsch-Ostafrika. Mit einem Vorwort von C. Freih. von Gravenreuth. Mit einer Karte von Deutsch-Ostafrika. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Schopenhauer, A., über Urtheil, Kritik, Beifall, Ruhm, Wahrheit und Irrthum. Eine Sammlung von Stellen aus seinen Werken. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M.

— — Ueber Genie, große Geister und ihre Zeitgenossen. Eine Sammlung von Stellen aus seinen Werken. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoneen=Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

(Mit einer Beilage von **F. A. Brockhaus in Leipzig.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 29. —— 16. Juli 1891.

Schiller-Schriften.

1. Schillerstudien. I. Von Lothar Böhme. Freiberg, J. G. Engelhardt. 1891. Gr. 4. 1 M. 25 Pf.

Das vorliegende Gymnasialprogramm ist der erste Theil einer Reihe von Schillerstudien, welche der Verfasser nach und nach zu veröffentlichen gedenkt. Der Zweck derselben ist vorwiegend ein pädagogischer, sie sollen „dem Lehrer des Deutschen in den obersten Klassen eines Gymnasiums oder Realgymnasiums Gesichtspunkte darbieten, durch welche er nach und mit der Erklärung der Dichtungen, beziehentlich der für diese Stufe geeigneten prosaischen (?) Schriften unsers Schiller dessen Welt- und Lebensanschauung zu vermitteln vermöchte". Diese Absicht ist gewiß recht lobenswerth, denn, trotz mancher anerkennenswerthen Versuche zu bessern, herrscht doch nirgendwo in der Organisation unserer höhern Lehranstalten größere Zerfahrenheit als beim deutschen Unterrichte, und wird nirgendwo mehr gesündigt als bei der schulmäßigen Behandlung oder genauer genommen der Mishandlung unserer deutschen Classiker. Leider kann man aber nicht behaupten, daß der Verfasser der vorliegenden Schiller-Studie seinerseits etwas Erhebliches dazu beiträgt, einer bessern Behandlung Schiller's im Schulunterrichte die Wege zu ebnen. Denn nach dieser Richtung kam es doch vor allem darauf an — wissenschaftliche Ergebnisse von wesentlicher Bedeutung konnten ja hier wol nicht erwartet werden —, das zur Verfügung stehende Material nach den Gesichtspunkten der Schulpädagogik zu ordnen, klar zu disponiren und so dem Lehrer eine geeignete Handhabe für den Unterricht zu bieten. Statt dessen aber hat der Verfasser hier bei Besprechung der Anschauungen Schiller's wie seiner einzelnen Schriften blos mosaikartig zusammengestellt, was ihm an Material gerade zur Verfügung stand. Wird dadurch der Werth der vorliegenden Arbeit schon erheblich eingeschränkt, so noch mehr durch die selbständigen Urtheile, welche er in seine Referate einflicht und in denen das eigentlich Neue der Arbeit wol hauptsächlich zu suchen ist. Mit merkwürdiger Naivetät — oder soll man sagen Absichtlichkeit? — werden nämlich die einzelnen Dichtungen Schiller's vom „nationalen" und vom „religiösen", d. h. nämlich vom dogmatisch-christlichen Standpunkte aus beurtheilt, eifrig das herbeigezogen, was damit übereinzustimmen scheint, und mit dem Zeichen der Verwerfung das versehen, wobei das nicht der Fall ist. Namentlich in der Beurtheilung Schiller's vom Standpunkte des „praktischen Christenthums" aus, wie der Verfasser sich einmal gut ausdrückt, leistet er Unglaubliches. Man könnte fast annehmen, daß er die Absicht gehabt habe, in den Dichtungen Schiller's nach Belegen und Varianten für das Textwort „Wie groß ist des Allmächtigen Güte" zu suchen. Nein, in dieser Weise ist der Geist unseres großen Dichterphilosophen denn doch nicht zu fassen. Muß er sich erst einem inquisitorischen Verhöre in Bezug auf seine Rechtgläubigkeit unterwerfen, ehe die Schüler mit ihm bekannt gemacht werden, dann verbanne man ihn lieber ganz aus der Schule.

2. Die ästhetische Erziehung. Ein Beitrag zur Lehre Kant's, Schiller's und Herbart's. Von Robert Philippson. (Programm des König-Wilhelm-Gymnasiums zu Magdeburg.) Magdeburg 1890.

Weit mehr als die vorher besprochene Arbeit vermag die vorstehend bezeichnete zu befriedigen. Der Verfasser derselben gewinnt schon dadurch viel gegenüber dem der ersteren, daß er in dem immerhin begrenzten Rahmen eines Gymnasialprogramms nicht ein weitschichtiges Thema behandelt, welches oft zu unfruchtbarer Compilation verleitet, sondern eine bestimmte Frage aufwirft und diese an der Hand der Quellen bestimmt zu beantworten sucht. Es handelte sich ihm darum, zu zeigen, daß der Begriff

der ästhetischen Erziehung zwar von Schiller in erster Linie eingehend entwickelt, aber auch bei Kant schon, wenn auch nur andeutungsweise, vorbereitet und späterhin von Herbart wiederum aufgenommen worden ist. Dieser Nachweis wird in geschickter Weise geführt. Die Arbeit läßt deutlich erkennen, daß der Verfasser ein reifes Verständniß für die hier in Betracht kommenden philosophischen Fragen besitzt, und zugleich tritt bei ihm selbst ein schöner Enthusiasmus für die Gedanken zu Tage, deren historische Entwickelung er sich zur Aufgabe gemacht hat. Dadurch wird die Darstellung belebt und erhebt so die ganze Arbeit über die gewöhnlichen historischen Einzeluntersuchungen, die mit einem Wuste gelehrter Notizen den Leser zu erdrücken pflegen. Der objectiven Darstellung ist übrigens auch eine apologetische Tendenz beigemischt, indem der Verfasser durch seine Darlegungen gleichzeitig den Beweis erbracht zu haben glaubt, daß der Bildungsgang des Gymnasiums „von dem größten Weltweisen, dem idealsten Dichter, dem bedeutendsten pädagogischen Denker unseres Volks Beifall und Deutung empfangen habe". Daß dieser Nachweis erbracht worden ist, wird kaum bestritten werden können, aber damit ist über den Gegensatz von realistischer und humanistischer Schulbildung, der eben im Zeitalter der classischen deutschen Dichtung und Philosophie noch gar nicht in Frage kam, sondern erst ein Product der Neuzeit ist, nur wenig entschieden. Jedenfalls aber kann es nur freudig begrüßt werden, wenn hier auch vom pädagogischen Standpunkte aus auf das Ideal der ästhetischen Erziehung, welches dem Zeitalter des neuern deutschen Humanismus vor Augen schwebte und das dem unsrigen immer mehr zu entschwinden droht, wiederum mit Nachdruck hingewiesen wird.

Max Groeben.

Frauenschriften.

1. Heinz Wolfram. Roman von Frida Storck. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Janke. 1891. 8. 5 M.
2. Wahre Liebe. Roman von A. von der Elbe. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 6 M.
3. Professor Sylvan's junge Ehe und andere Novellen von Alexandrine von Holmblad. Dresden, Pierson. 1891. 8. 3 M.
4. Lose Blätter. Skizzen von Anna Haverland. Düsseldorf, F. Bagel. 1891. 12. 3 M.
5. Kleine Blumen, kleine Blätter gesammelt von Elise Polko. Mit dem Porträt der Verfasserin in Lichtdruck. Weimar, Jüngst u. Comp. 1891. 16. 2 M.
6. Die Reise nach dem Nordcap. Novelle von G. Hermstein. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 3 M.
7. Ohne Führer. Zwei Novellen von Juliane Déry. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1891. 8. 3 M.

Die Verfasserin des Romans „Heinz Wolfram" (Nr. 1) nimmt den Leser im Beginne durch die geschickte Zeichnung jenes echten altbürgerlichen Lebens gefangen, das leider immer seltener wird. Ohne großen Aufwand an rhetorischen Mitteln weiß Frida Storck uns für das Schicksal der beiden Schwestern Malchen und Finchen zu erwärmen, die in dem abseits von der Heerstraße gelegenen Städtchen Wartenburg das Kaufmannsgeschäft ihres verstorbenen Vaters führen und nur dem einen Gedanken leben: für ihren geliebten Bruder Heinz zu sorgen, der, untreu den Ueberlieferungen des Hauses, dem Geschäftsleben Lebewohl gesagt hat und ein stiller Gelehrter geworden ist. Im weitern Verlaufe hält die Verfasserin jedoch nicht, was sie eingangs versprochen, d. h. sie kommt über die gelungenen Schilderungen des einfachen, hausbackenen Lebens kaum hinaus und entschädigt uns nur durch ihre unleugbare Gabe, einzelne Personen besonders gut zu charakterisiren. Belebt wird die Handlung durch den Gegensatz, den des Titelhelden Braut, die gebildete aber unerzogene, also in den einfach spießbürgerlichen Kreis nicht passende Lotika zu den Schwestern des gelehrten Heinz bildet. Sonst aber zeigt das ganze Werk wenig Erhebung über das Mittelmaß der gewöhnlichen Frauenromane. Wenn die Verfasserin die Absicht hatte, den Segen der bürgerlichen Arbeit in weiblichen Kreisen zu verherrlichen, so hat sie diesen Zweck erreicht. Diese edle Art der Frauenemancipation zu schildern, ist in hervorragender Weise bisher allerdings nur der begabten Schriftstellerin Louise von François in ihrem Romane „Die letzte Reckenburgerin" gelungen. In „Heinz Wolfram" kommt der Held der Geschichte insofern nicht gut weg, als er seine beiden Schwestern gar zu sehr für sich sorgen läßt, und dadurch stets nur der Nehmende bleibt. Einen Mann will man aber doch lieber als Gebenden sehen. Der Roman scheint ein literarischer Erstling und läßt uns hoffen, daß die Verfasserin auf der eingeschlagenen Bahn mit Erfolg weiterschreiten werde. Sie wird dann wol auch ihre Vorliebe für Diminutive wie Pfädchen, Läubchen u. s. w. ablegen.

Segen der Arbeit, das ist auch der Grundzug des Romans „Wahre Liebe" (Nr. 2) von A. von der Elbe. Er beginnt nicht so gut wie sein Tendenzgenosse. Der Eingang ist langathmig, die Fortführung oft langweilig; manchmal will die Handlung nicht von der Stelle. Auch hier spielt der Mann eine klägliche Rolle, die jedoch dadurch motivirt erscheint, daß er ein weichlicher, leichtsinniger Aristokrat ist, der eben viel mehr braucht, als er besitzt, und dadurch sein edles Weib in den Abgrund selbstverschuldeter Armuth reißt. Dies Weib jedoch, von der Verfasserin mit Vorliebe und mit psychologischer Schärfe gezeichnet, ist die edle Vertreterin wahrer Liebe und führt den Weichling auf den rechten Weg, nicht ohne den härtesten Anfechtungen ausgesetzt zu sein. Befriedigend ist also der

Abschluß der allzu breit gehaltenen Geschichte, die wol in Leihbibliotheken ihren Platz finden wird. Auch hier geht's nicht ohne Pelzjäckchen und Pelzkäppchen ab. In den Frauenromanen herrscht nun einmal diese Verkleinerungsseuche.

Ueber den Durchschnitt erheben sich die „Novellen" von Alexandrine von Holmblad (Nr. 3), weil die Verfasserin stets eine Person in den Mittelpunkt ihrer Erzählungen stellt, die, mit besondern Charakter- oder Herzenseigenthümlichkeiten ausgestattet, fernab bleibt von dem Kreise der Alltagsmenschen und die sie dann auch mit anerkennenswerthem Geschicke zu schildern weiß. In den beiden ersten Erzählungen ist das leitende Motiv die Liebe eines ältern Mannes zu einem sehr jungen Mädchen. Die „Professor Sylvan's junge Ehe" betitelte ist in jeder Beziehung als die gelungenere zu bezeichnen; es gilt dies sowol dem Entwurfe der Lösung als auch der Durchführung der allerdings nicht schwierig gestellten psychologischen Aufgabe. In der zweiten „Natascha" lernen wir eine Familie kennen, deren Oberhaupt gestorben ist und die nun mit Nahrungssorgen zu kämpfen hat. Ein treuer Freund des Verewigten nimmt sich der Verlassenen an und sorgt für ihren Lebensunterhalt. Dies zu ertragen vermag Natascha, die Tochter des Hauses, nicht. Den Kinderschuhen kaum entwachsen, will sie selbst für die Ihrigen arbeiten und glaubt in kindlicher Zuversicht goldene Berge verdienen zu können. Die Täuschung bleibt nicht aus, ja die Gesundheit muß unter der übergroßen Last leiden. Der alte Mann, der Erhalter ihrer Familie, liebt sie, verlangt sie zum Weibe. Sie opfert sich, trotzdem sie einen andern liebt. Sie will die Schuld ihrer Familie abtragen, ihre Seele von dem quälenden Drucke der Erniedrigung befreien. Sie wird seine Frau — und sucht den Tod in den Wellen. Wir haben es also mit einem eigenartigen, harten Charakter zu thun; der Vorwurf ist interessant — aber die Durchführung befriedigt nicht. Abgesehen von der gewaltsamen Lösung ist vieles andere an der Novelle, was eine sichere, feste Zeichnung vermissen läßt. Als hätte die Verfasserin während der Arbeit geschwankt, welche Wendung wol die angemessenste, welche Art der Entwickelung wol die zutreffendste sei, verliert sie die Sicherheit und wird sogar breit — in der Novelle eine Sünde. „Das Malchen" endlich ist eine sehr einfache Geschichte, wie sie alle Tage vorkommt, deren anmuthige Heldin jedoch in sehr anziehender Weise geschildert ist. Die Charakteristik einzelner Personen pflegt der Verfasserin überhaupt zu gelingen und schon aus diesem Grunde darf man noch auf manche liebenswürdige Gabe hoffen. Daß in vorliegendem Buche zwei Erzählungen sich in Rußland begeben, scheint mehr Zufall, ein Localcolorit ist nicht festgehalten.

Anna Haverland tritt mit ihrem Erstlingswerke in die Oeffentlichkeit, indem sie uns ein nett ausgestattetes Bändchen von Skizzen (Nr. 4) schenkt. Gutes Deutsch, guter Wille und manche Wahrheit, diese drei finden sich in den literarischen Bilderchen, von denen einzelne doch viel zu einfach sind, um für die Existenzberechtigung des Buchs zu sprechen. Das Fabulirtalent zeigt sich aber auch in der einfachsten der Skizzen, ja ein leiser, frauenhafter Humor lächelt uns aus einer oder der andern an. Das Buch gehört inhaltlich wie seiner Ausstattung nach zu den Nippes, und man muß mit dem Urtheile wol noch zuwarten.

Wenn der Leser von einem Buche „Kleine Blumen, kleine Blätter" (Nr. 5) von Elise Polko hört, so weiß er schon im vorhinein, um was es sich handelt. Die Verfasserin plaudert in ihrer bekannten Art, in dem anmuthigen, hie und da sentimentalen Tone, nicht immer ohne Leichtfertigkeiten in der stilistischen Durchführung, über Vorkommnisse und Persönlichkeiten aus dem schönen Reiche der von ihr so sehr geliebten Königin Musika, immer bleibt sie die liebenswürdige Elise Polko, die ja in Frauenkreisen der Verehrerinnen gar viele zählt. Einen höhern literarischen Werth wird man dem vorliegenden neuesten, hübsch und fein ausgestatteten Buche nicht zuschreiben, das Verdienst aber auch nicht absprechen können, daß es, wie viele seine Vorgänger (von derselben Verfasserin) dazu beiträgt, auch das Laienpublikum für Kunst- und Künstlerthum zu interessiren.

Eine schöne Gabe ist „Die Reise nach dem Nordcap" (Nr. 6) von G. Hermstein. Zwei Eheleute, auf dem Punkte sich zu scheiden, finden und versöhnen sich auf einer Fahrt nach dem Norden. Das Geranke um diese einfache und durchaus nicht neue Geschichte, der übrigens auch hier keine neue originelle Seite zugedichtet ist, bildet die Beschreibung der Reise. Mit einer Novelle im künstlerischen Sinne des Wortes haben wir's keinesfalls zu thun. Daß die Verfasserin diese Reisebeschreibung eine Novelle genannt hat, wäre also der einzige Fehler dieser dankenswerthen, von einem schönen Talente zeugenden Gabe. Eine Frauenhand hat dies Gemälde der nordischen Welt geschaffen, aber man darf nicht glauben, daß diese zarte Hand nicht auch feste und markige Striche dort auftrug, wo es galt, die Riesenhaftigkeit der Bergeskronen Nordlands zu malen. Die Naturschilderungen sind prächtig, die Charakteristik der einzelnen auf dem Schiffe vertretenen Nationen ist zutreffend, humoristische Streiflichter huschen über diese vielsprachige Gesellschaft, und wenn wir an der Hand der Verfasserin die Ortschaften am Strande Norwegens betreten, so lebt und webt alles um uns her. Eine Reisebeschreibung, und doch liest man sie in einem Athem zu Ende. Ein gutes Zeugniß für dies in gefälliger Sprache geschriebene Buch, dem man gern einen großen Leserkreis wünscht. Diesen Erfolg wird die jugendliche Verfasserin gewiß auch einheimsen.

Zu den bedeutendsten Vertreterinnen des Frauenschriftthums, die den Kreisen der österreichischen Residenz entstammen — Betty Paoli, Gräfin Wickenburg-Almásy, Ada Christen, Eugenie delle Grazie, Freiin von Ebner-Eschenbach — tritt ein neues Talent, in der noch jugendlichen Juliane Déry. Ihr Buch „Ohne Führer" (Nr. 7) ist eine tüchtige Leistung. In den wenigen bis-

her veröffentlichten Novellen zeigt sie sich als eine durch und durch eigenartige Dichternatur. Ganz abseits von dem Wege, den sonst in Frauenerzählungen Hans und Grete wandeln, gehen ihre Helden oder Heldinnen. Ihr Seelenleben beschäftigt die Verfasserin in erster Linie und sie zeichnet dasselbe in prägnantester Weise. Sie thut dies andauernd und mit einer Kühnheit und Aufrichtigkeit, die bei einer Dame seltsam anmuthen. Sie zeigt aber auch überall, daß sie einen tiefen verständnißinnigen Blick in das Herz des Weibes gethan. Aber darauf beschränkt sich ihre Begabung nicht. Sie kennt auch die Gesellschaft, zumal die von Wien mit all ihren Licht- und Schattenseiten, und schildert dieselbe mit der unerbittlichen Wahrheitsliebe eines Kenners. Daß sie dabei ihr beobachtendes Auge mehr auf dem Dunkel ruhen läßt, berührt oft unangenehm. Sie zeichnet die Nullen der aristokratischen, aber auch der bürgerlichen Kreise mit besonderer Vorliebe, und wenn eine Gestalt in ihren packenden Gemälden vorkommt, die den Einer vor den Nullen bildet, so ist dieselbe nur kurz und einfach hingesetzt, wie man eben einen Einer nur kurz und einfach schreibt. Das will mir ein Mangel an Objectivität erscheinen. Im Gegensatze zu den Vertretern der sogenannten realistischen Schule findet sie ihre Aufgabe jedoch nicht allein in der mit Behagen vorgenommenen Zeichnung von Schattenbildern, sondern es weht ein Hauch verklärender Menschenliebe durch ihre dichterischen Gebilde. In den beiden Novellen des vorliegenden Buchs „Die Einwilligung" und „Am Kreuzweg" schildert sie je eine aristokratische und bürgerliche Null. Haarscharfe Charakteristik, knapp und vollständig, in der einen wie in der andern. Die beiden Novellen scheinen eine Entgegnung auf den Vorwurf, als wolle die Verfasserin nur die Hohlheit des aristokratischen Lebens schildern. Wer in „Am Kreuzweg" das Spießbürgerthum Wiens, die Vertreter der Gelehrten- und Abgeordnetenkreise kennen lernt, wer da einen Einblick bekommt in diese Welt der niedrigsten Eigensucht und unbeschreiblichen Nichtigkeit, der verzweifelt bei dem Gedanken, daß von solchen Leuten ein blühendes Gemeinwesen geleitet wird und wünscht sich einen gesunden Absolutismus herbei. Man glaube jedoch nicht, die Verfasserin habe die Farben zu grell aufgetragen — alles macht den Eindruck der Wahrheit, es sind eben Menschen, die uns da vorgeführt werden, Halbgötter hat Juliane Déry nicht auf dem Spielplane ihrer novellistischen Thätigkeit. Wir lesen mit hochgesteigertem Interesse diese poetischen Erzeugnisse, wir bewundern diese Seelenmalereien, aber unser Gemüth kommt dabei zu kurz weg. In diesem Punkte bleibt die Verfasserin weit hinter der Freiin von Ebner-Eschenbach zurück, so sehr sie beide im Grunde dasselbe sagen, wenn sie die Vertreter der aristokratischen Kreise schildern.

Juliane Déry wird ihren Weg machen, sie verfügt über ein bedeutendes Talent, über eine bedeutende Darstellungsgabe. Man wird gegen ihre Motivirungen etwas einzuwenden haben, man wird auch die Austriacismen beanstanden, die dann und wann den Stil verunzieren — aber es ist eben noch junger, jedenfalls edler Wein, der da gärt, und er wird uns gewiß noch im krystallklaren Becher der künstlerischen Form credenzt werden.

Karl Schrattenthal.

Gedichte aus allen Zungen.

1. Italien. Schilderungen alter und neuer Dichter zusammengestellt von Franz Eyssenhardt. Hamburg, Gräfe. 1890. 8. 5 M.
2. Griechische Volkslieder in deutscher Nachbildung von Gustav Meyer. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1890. 16. 2 M. 50 Pf.
3. Johan Ludwig Runeburg's Epische Dichtungen. Aus dem Schwedischen übersetzt sowie mit Einleitung, Anmerkungen und bibliographischem Anhang versehen von Wolrad Eigenbrodt. Zwei Bände. Halle a. S., Niemeyer. 1891. 8. 10 M.
4. Gedichte von Alexander Petöfi. Aus dem Magyarischen übertragen von Heinrich Melas. Zwei Bände. Hermannstadt, Krafft. 1891. 8. 7 M.
5. Gedichte von A. Kolzow. Deutsch von Moritz Michelsson. St.-Petersburg. 1890. 8. 2 M.
6. Um die Erde. Eine Auswahl der schönsten und kennzeichnendsten Dichtungen der wichtigsten Cultursprachen, übersetzt von W. Rudow. Wernigerode, Selbstverlag. 1891. 8. 3 M. 50 Pf.
7. Byron's Werke. Fünfter Band: Mazeppa — Beppo — Harold's Pilgerfahrt — Die Insel. Uebersetzt, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Adalbert Schröter. (Deutsche Hand- und Hausbibliothek. Nr. 176.) Stuttgart, Spemann. 1891. 8. 1 M.

Wohlbelesen und feinsinnig schildert der hamburger Stadtbibliothekar Dr. Franz Eyssenhardt, dem wir manche schöne Studie seiner Fahrten ins Sonnenland danken, „Italien" (Nr. 1) in poetischen Beschreibungen, Eindrücken und Gedankenflügen sowol der classischen Dichter Roms wie der Poeten neuerer Zeit von den ersten Regungen der Renaissance bis auf die Gegenwart. Einige wenige griechische Strophen aus älterer Zeit finden sich untermischt. Horaz, Vergil, Ovid, Juvenal, Martial, auch Persius und Statius, Catull, Properz sind reichlich vertreten; dann der weniger bekannte Rutilius Namatianus zu Anfang des 5. Jahrhunderts. Es folgen Dante, Antonio Pucci, ein Zeitgenosse Petrarca's, mit 100 prächtig klangreichen Terzinen über Florenz im Jahre 1373:

> Settantatré mille trecen correndo
> mi veggio vecchio, e non mi dice il core
> poter più oltre segnitar volendo etc.

Ariost, doch mit einem lateinischen Distichon, Michelangelo, Alessandro Tassoni, Giusti und Carducci; ferner einige ältere Spanier: Cervantes, Quevedo y Villegas, Jauregui; dann Lord Byron; endlich wir Deutsche: Goethe

und Graf Platen natürlich, Wilhelm von Humboldt, Schiller in seiner wunderbaren Kraft der Anempfindung des Niegeschauten, August Kopisch, Maler Friedrich Müller, Friedrich Rückert und Aug. Wilh. von Schlegel. Dieses so ziemlich die Dichter. Die Anordnung ist aber eine streng topographische: Italien im ganzen; die einzelnen Landschaften von Nord nach Süd, innerhalb derselben die Städte und einzelnen Oertlichkeiten oder Gebäude. Alles ist im Original gegeben; wo gute Uebersetzungen ins Deutsche vorlagen, sind sie mitgetheilt; nur Byron macht eine Ausnahme. Ob der Herausgeber sich die Kenntniß des Englischen nicht verbreiteter vorstellt, als sie in der That sich finden mag? Auffällig ist es, daß die Franzosen ganz unvertreten geblieben — der Schluß liegt nahe, daß nichts Mittheilenswerthes vorhanden ist.

Daß es dieser Anthologie an Mannichfaltigkeit nicht gebricht, wird man aus dem Dichterverzeichnisse wahrnehmen können. Ebenso wenig mangelt ihr die zusammenklingende Stimmung. Im einzelnen zieht sicherlich jeden das ihm unbekannt Gewesene am meisten an; und das dürften für den Nichtphilologen die lebensvollen Schilderungen aus dem Alterthume sein, wie sie uns besonders durch Juvenal und Martial geboten werden. Es gewährt einen hohen Reiz, zwischen der Zeichnung des modernen Volkslebens und den elegisch angehauchten Betrachtungen der Reste römischer Größe in jene Bilder aus dem Getriebe des kaiserlichen Italien zur Zeit seines höchsten Glanzes sich zu vertiefen und in den lärmenden Straßen der antiken Weltstadt und in den Villen am Meeresstrande Menschen zu finden wie wir in Bedürfnissen und Wünschen. Unter den deutschen Gedichten sind Wilhelm von Humboldt's Sonette und sein großer gedankenreicher Sang „Rom", geschichtsphilosophischen Inhalts, fast wie ein gehobener Schatz zu begrüßen. Am anschaulichsten bleibt doch immer Platen mit den köstlichsten Blüten seiner Muse. Für ihre Vereinigung mit der sorgsamen Auslese dieser Sammlung kann der Herausgeber des Dankes aller derer versichert sein, die Italien mit Victor Hehn's Augen anzuschauen gewohnt sind.

Durch die zweite Abtheilung seiner „Griechischen Volkslieder" (Nr. 2), die Lieder aus griechischen Dörfern Calabriens und Apuliens, verknüpft Gustav Meyer in seinem reizenden Büchlein die beiden classischen Länder aufs anmuthigste. Wie die Originale lauten, wissen wir nicht; wir haben es nur mit den Nachbildungen zu thun. Und diese sind nach dem Bekenntnisse des Uebersetzers von der Originalform der Griechenlieder vollständig unabhängig; er hat „danach gestrebt, die Lieder der Form und dem Tone unserer eigenen Volkslieder nahe zu bringen". Dies ist ihm jedenfalls sehr gelungen. Man höre nur die zwei:

Verlassen.

Mein Herz ist schwer, mein Herz ist krank,
Ich finde nicht Ruh noch Glück;
Ich hatt' einen fremden Knaben lieb,
Der ließ mich allein zurück.

Er sprach: „Wenn die Schwalben kommen im März,
Dann will ich bei dir sein."
Der März und der Mai vergingen längst,
Ich bin noch immer allein.

Der Klosterschüler.

Der junge Mönch am Fenster steht,
Das Mädchen lehnt in der Thür;
Er macht aus Zucker ein Wurfgeschoß
Und zielt in den Busen ihr.

„Halt ein, o Mönchlein, nimm dich in Acht!
Die Nachbarn werden's gewahr,
Und wenn der Bischof drum erfährt,
Er schneidet dir ab dein Haar."

„Und wenn der Bischof drum erfährt
Und schneidet mir ab mein Haar,
So setz' ich den rothen Fes aufs Haupt
Und führ' dich zum Traualtar!"

So vortrefflich sind alle. Sie athmen Sehnsucht, Liebe und Treue, oder Lebenslust und Sinnlichkeit, auch wol schalkhafte Laune und geben ein gar freundliches Bild der neugriechischen Volksseele.

Den Liedern aus Süditalien ist ihre Originalform gewahrt; so begegnen sie uns sofort als Bekannte, denn Woldemar Kaden hat in „Italiens Wunderhorn" (Stuttgart 1878) viele solcher aufgenommen. Es ist meist die achtzeilige, zuweilen die zehnzeilige Stanze, die dem Gedicht eine gewisse Würde verleiht; tritt der Bilderreichthum der Sprache dazu, wie in folgendem Liede, das den Mund freilich etwas voll nimmt, so gewinnt man einen Eindruck vom Reize und Adel wie von der Lebhaftigkeit der süditalienischen Volkspoesie:

Wenn Liebchen ihre Haare strählt, so gleicht
Sie einem Mandelbaum in Blütenhülle;
Kein andres Mädchen trifft, wie sie, so leicht
Die Kunst, zu ordnen diese blonde Fülle.
Die Sonne hemmt, hat sie ihr Haus erreicht,
Den Lauf, bewundernd solches Bild in Stille;
Wüßt' sie, daß diese Haare Seide sind,
Sie sengte sie mit einem Strahl geschwind.

Joh. Lud. Runeberg's, des edeln finländischen Sängers „Epische Dichtungen" (Nr. 3) liegen in ihrer Gesammtheit zum ersten male in deutscher Sprache vor. Möge diese Ausgabe den Anlaß bieten, daß der seit dem Jahre 1839 in die Weltliteratur eingeführte Dichter in Deutschland auch wirklich gelesen und bekannt werde. In unsern gebildeten Kreisen scheint er es fast bis auf den Namen nicht zu sein, trotz der zahlreichen deutschen Uebertragungen seiner einzelnen Werke, über welche das sehr vollständige bibliographische Verzeichniß des Herausgebers Dr. Wolrad Eigenbrodt berichtet. Von seinen Uebersetzern abgesehen, ist mir in Deutschland nur ein Kenner Runeberg's begegnet: mein verewigter Freund Emil Palleske, dem ich sogar die Bekanntschaft mit dem Drama „Die Könige auf Salamis" verdanke. Runeberg's Bedeutung liegt aber in seinen epischen Dichtungen, die mit einer Ausnahme dem finländischen Leben ihren Vorwurf

entnommen haben und es so treu und verständnißvoll widerspiegeln, daß der Dichter in seiner Heimat als der vollgültigste Dolmetscher der Volksseele der finländischen Nation längst anerkannt ist. Diese Stellung als Vertreter seines Volks weist ihm über seine persönlichen Eigenschaften hinaus einen bedeutungsvollen Platz in der Weltliteratur zu; indem man ihn kennt, lernt man Finland kennen, die Finländer in ihrem eigenthümlichen Zusammengewachsensein aus Finnen und Schweden, von dem das Bewußtsein sehr vielen Finländern unter dem leidigen Sprachzwiste heute abhanden gekommen ist, daher es nicht verwundern kann, wenn das richtige Verständniß des Verhältnisses bei dem Ausländer in die Brüche geht. So auch bei dem Herausgeber, der in seiner sonst tüchtigen ausführlichen biographischen Einleitung mit den Bezeichnungen finnisch und finländisch geradezu Würfel spielt. Professor Estlander in Helsingfors hat einige Berichtigungen dazu gegeben, deren Aufnahme am Schlusse des ersten Bandes zur Wiederherstellung der richtigen Gesichtspunkte dient.*) Finne und finnisch sind Bezeichnungen für die beiden Theile des Finland bewohnenden finnisch-ugrischen Völkerstammes, der Tawaster und der Karelier, Finländer und finländisch bezeichnen die Zugehörigkeit zum Lande und Staate Finland, abgesehen von der Abstammung und dem Culturstande der Einzelnen. Der Finne in jenem engern Sinne ist immer Finländer, der Finländer an sich aber keineswegs Finne. Runeberg hat kein Werk finnisch geschrieben; seine Dichtungen sind erst sämmtlich ins Finnische übertragen. Nichtsdestoweniger hat er den finnischen Volkscharakter in seinen Tiefen verstanden und ihn so sprechend in seinen dichterischen Gestalten verkörpert, wie das Sein und Wesen seiner gleich ihm auf schwedischer Cultur und Abstammung fußenden Landsleute und in seinem „Fänrik Stål“ auch der geborenen Schweden vom Westen der Ostsee. Gewähren „Die Elchjäger“, „Hanna“, „Der Weihnachtsabend“ und die kleinern epischen Erzählungen Bilder echt finländischen Lebens und des engen Zusammenhanges der verschiedenen Stämme und Stände, so ist in den „Erzählungen des Fähnrich Stål“ — der Name ist nicht durch „Stahl“ wiederzugeben, das å ist o mit vollem Munde gesprochen — aus dem Kriege gegen die Russen 1808 der Heldensinn und der Duldermuth des finländischen Volks und des finländischen Heeres in solch ergreifenden Zügen geschildert, daß wir in unserer Literatur nur einzelne sehr wenige Stücke dem zur Seite setzen können, vor allen andern: „Bei Dijon war's“. Zum Mittheilen an dieser Stelle ist alles zu umfangreich.

Die Uebersetzung Runeberg's hat ihre großen Schwierigkeiten; auch Eigenbrodt ist ihrer nicht immer Herr geworden; er hat aber manches überwunden, woran seine Vorgänger gescheitert. Das gilt nun freilich nicht vom letzten dieser, von der prachtvollen Uebertragung des „König Fjalar“ in freien Rhythmen durch Gottfried von Leinburg, die in Nr. 15 d. Bl. f. 1890 zur Anzeige gelangte. Allerdings brachte die Wahl der freien Rhythmen und die sehr freie Behandlung des Originaltextes dem, der ihr gewachsen war, auch wieder eine Erleichterung der Aufgabe. Eigenbrodt hat sich genau an die vierzeiligen Jambenstrophen Runeberg's gehalten. Aber schön ist es nicht. Mir will es scheinen, daß nur die echt finländischen Epen für diese Ausgabe genügt hätten; „König Fjalar“ und „Nadeschda“ konnten entbehrt werden, wenn es den Dichter Finlands bekannt und werth zu machen galt. Zur Erfassung der dichterischen Persönlichkeit Runeberg's ist die Kenntniß seiner Lyrik und der „Könige auf Salamis“ doch unumgänglich.

Kein größerer Gegensatz als das stille, in sich verschlossene, nachhaltige finnische Volk des granitnen Tausend-Seenlandes, wie Runeberg es lebenswahr abgebildet, und der stammverwandte feurige Magyar in der fruchtreichen Ebene des Alföld, dessen volksthümlichster Dichter, Alexander Petöfi, als sein unmittelbarster Vertreter gelten darf. Erst vor $2\frac{1}{2}$ Jahren hat Alexander Fischer's umfangreiche Petöfi-Biographie sein kurzes vielbewegtes Leben aufs ausführlichste erzählt. Seit wenigen Wochen ist zu den deutschen Uebersetzungen seiner Werke durch Moritz Hartmann, Opitz, Hugo Meltzl, L. Neugebauer eine neue der lyrischen „Gedichte“ (Nr. 4) getreten von Heinrich Melas in Schäßburg, nach der illustrirten Originalausgabe von 1884. In zwei Bänden liegen sie in chronologischer Reihenfolge unter Angabe des Entstehungsortes fast vollständig vor. Wir erfahren darüber im Vorworte:

> Bei der Durchsicht des Ganzen erwies es sich als zweckmäßig, diejenigen Gedichte wegzulassen, welche entweder einen poetischen Werth überhaupt nicht besitzen, oder in denen der Dichter im Feuer politischer Leidenschaft über das Maß des ästhetisch Gestatteten auch nur stellenweise so weit hinausgegangen ist, daß er den Eindruck ästhetischen Unbehagens hinterläßt. Indessen ist auch von den schwächern und von den politisch hochgespannten Stücken immerhin so viel beibehalten worden, als zur Kennzeichnung des Dichters, seiner Entwickelung und seiner Lebensverhältnisse, des Volks, aus dessen Seele er schrieb, und der Zeit, in der er lebte, erforderlich schien.

Dagegen bietet der Anhang eine Auswahl aus den jugendlichen Versuchen Petöfi's und aus den von ihm in seine Sammlungen nicht aufgenommenen Gedichten, bei deren manchem man schwer den Grund des Ausschlusses versteht, wie vor allen bei den beiden letzten im Buche aus dem Jahre 1847. Der bittere Schmerz des Vaterlandsfreundes, das zeitweilige Erlöschen jeder patriotischen Hoffnung spricht auch aus andern Liedern des Dichters, die er aufzubewahren keinen Anstand genommen hat; in keinem aber, scheint mir, kommt diese Empfindung zu so ergreifendem Ausdrucke wie im folgenden:

Bin nun wieder in der Heimat.
Meinen Hut und Wanderstecken
Leg' ich aus den Händen nieder
Und zur Leier greif' ich wieder,
Sie aus langem Schlaf zu wecken.

---

*) Zu den gegebenen Berichtigungen ist unter andern noch auf S. 19 hinzuweisen.

Welche Saite mag am weh'sten,
Markerschütterndsten erklingen?
Sie soll von des Fingers Sehnen
Und mein Herz von ihren Tönen
Unter schrillem Aufschrei springen.

Habe viel und doch nur Eines
Eingesehn auf meinen Fahrten:
Ungarns Kraft sah ich versiegen,
Sah mein Volk im Sterben liegen,
Weil wir jämmerlich entarten.

Unser Reichstag ist ein Markttag,
Eignen Vortheil zu erwerben;
Denn man gibt für das Gewissen
Titel dort und fette Bissen.
Volk, verdienst du nicht zu sterben!

Ja, wir werden, müssen sterben;
Aber nicht den Tod des Schwanes,
Der aus Wolken, die er trinket,
Todtgeschossen niedersinket
In den Schos des Oceanes.

Nein, wir sind im Staub geboren,
Würmer, die noch nicht zum Lichte
Menschlicher Gesinnung reichen;
Während wir am Boden schleichen,
Tritt man uns im Staub zunichte.

Wehe, weh dem Manne, den ein
Ungarweib im Schos getragen,
Dem des Vaterlands Verderben,
Seines Volkes sieches Sterben
Quälend an dem Herzen nagen!

Petöfi's Vaterlandsliebe ist, wie aus seiner unzulänglichen Bildung leicht erklärlich, nicht durch genauere Kenntniß seiner Heimatsgeschichte geläutert; sie schwärmt von einer goldenen Zeit Ungarns, die nur so angedeutet wird, daß man nicht klar werden kann, ob er die Raubzüge des 5. bis 10. Jahrhunderts oder Ludwig's des Großen und Matthias Corvinus' Herrschaft im Sinne hat. Aber er weiß die wenn auch sehr nebelhafte Vorstellung von der einstigen Bedeutung der Magyaren seinem Volke so glühend in die Seele zu pressen, daß man es voll begreift, wie sie vom Dichter entzündet werden konnte, zumal der in die Höhe geschraubten Größe der Vergangenheit das Elend der oftmals verzerrten Gegenwart gegenübergestellt wird. In der echten Poesie — und das ist Petöfi's Lyrik in ihren weitaus meisten Schöpfungen — kommt es nicht so sehr auf die Richtigkeit der Einzelzüge als auf die Wahrheit der Empfindung sowol wie der großen thatsächlichen Grundstriche an — und diese wurde nachempfunden und anerkannt von den Landsleuten des Dichters, mochte er ihnen zurufen:

So weithin auch der Weltgeschichte Stern
Sein Licht zurück in alte Zeiten schickt,
Wir sehn in unsern Händen stets den Dolch,
Den wir auf unser eignes Herz gezückt.
Und viele Stöße führte schon die Hand.
Nur durch ein Wunder lebt das Vaterland. — —

Wir bissen uns um einen Knochen wund
Wie auf dem Mist die feile Hundeschar,
Bis daß ein jeder mit Entsetzen sah,
Daß schon der Tiger in dem Lande war —
Bis der Tatar, der Türk' uns übermannt.
Nur durch ein Wunder lebt das Vaterland. — —

Und dort ist Mohacz! dort mit Roß und Helm
Versank der König in dem falschen Moor;
Auf seinem Grabe wuchs aus seinem Schwert
Ein Zaum, ein schrecklich harter Zaum hervor,
Den man um unsre blut'gen Nüstern band.
Nur durch ein Wunder lebt das Vaterland.

Und fragend — ach! der Hundertste nur fragt —
Schweift in die Zukunft meines Volks mein Blick:
Magyarenvolk, was wird dein Schicksal sein?
Vertraust du immer nur dem guten Glück?
Der Himmel gibt fürs Werdende kein Pfand.
Nur Muth und Kraft erhält das Vaterland —

oder in wenig späterer Zeit sie zum Kampfe anfeuern und in ihre Schlachten begleiten, wie in den Liedern „Lenkeï's Schwadron", in:

Laßt die roth-weiß-grüne Farbe! Ihre Zeit
Ist bereits vorüber.
Malt die Farbe, die sich jetzt für Ungarn ziemt,
Roth und Schwarz darüber! u. s. w. —

oder in:

Gibt es unter uns noch Einen,
Der sich bückt
Jetzt, da schon der Blitz um seinen
Scheitel zückt? —

und im Debrecziner Schlachtliede:

Es schmettert das Horn, die Trommel schallt,
Das Heer steht fertig, ein Waffenwald.
Vorwärts!
Der Säbel saust und die Büchse kracht,
Das Herz in der Brust des Magyaren lacht.
Vorwärts!

Laßt weh'n die Fahne, vom Winde geschwellt,
Im Angesichte der ganzen Welt!
Vorwärts!
Sie wisse, daß drauf, in Gold genäht,
Das heilige Wort der „Freiheit" steht.
Vorwärts! u. s. w. —

oder endlich mit ihnen sich allzu früh in damals noch eitler Hoffnung wiegen:

Nun sag' ich doch, der Ungar siegt zuletzt,
Ob Erd' und Heimat auch sich widersetzt.

Ehe der Dichter der Weck- und Mahnrufer seines Volks wurde, war er ihm vertraut und theuer geworden durch die wundervollen, von frühester Kindheit an selbstdurchlebten Bilder, die er ihm von seiner geliebten Puszta und dem Leben und Treiben auf ihr in einer mannichfaltigen Reihe prächtiger Poesien gemalt hatte. Da wird der Zauber der Natur auf der grenzenlosen Heide, die Fruchtfülle der fetten Ebene geschildert, der Hirt, der Räuber, der Zigeuner, das verlorene Schenkmädchen der einsamen Czarda gezeichnet; da werden die Vorgänge und Stimmungen seines eigenen Daseins zum Naturleben der Steppe in Beziehung gesetzt, mit ihm verwebt, wie in dem aus tiefstem Dichtergemüth entsprungenen „Der Storch" oder: „Hier ist das Unterland, das mich gebar . . ." und vielen

vielen andern. Und endlich hatte Petöfi seine Landsleute vom ersten Erscheinen in der Oeffentlichkeit (1843) an daran gewöhnt, in jede Lage und Wendung seines Schicksals, in jede Stimmung seiner Seele, jede Verliebtheit seines Herzens hineinzublicken: er stand in seinen Dichtungen klar vor ihnen, und bei allem leichten Sinn und allem Leichtsinn seines brausenden und gärenden Naturells war er doch auch wieder in der ganzen Innigkeit seines Eheglücks vor sie getreten und hat eine Fülle köstlicher Gaben aus dem ihm neuerschlossenen Borne seines Empfindungslebens dargeboten.

Wie Petöfi durch Heinrich Melas wiedergegeben ist, weisen die mitgetheilten Proben nach, deren keiner man die Uebersetzung aus der schwierigen Originalsprache anmerkt. Danach wäre es überflüssig, weiter ein Wort zu ihrem Lobe hinzuzufügen. Der ungarische Dichter liegt jetzt in einer Form vor, die ihn unter Deutschen zu voller Würdigung gelangen lassen kann.

Dasselbe wird sich nur zum geringen Theile von den durch Moritz Michelsson verdeutschten „Gedichten" A. Kolzow's (Nr. 5) sagen lassen. Denn „verdeutscht" sind von den 63 ausgewählten Nummern eigentlich nur 15, d. h. wirklich in deutsche Verse und Reime gebracht; die übrigen sind möglichst wortgetreue Uebertragungen in rhythmischer Strophenfolge, die wol die poetischen Gedanken und Bilder Kolzow's und auch das ursprüngliche Versmaß seiner Gedichte genau wiedergeben, aber im deutschen Leser nie die unmittelbare lyrische Stimmung erwecken können, wie eine vom Uebersetzer abgelehnte Bearbeitung es zu thun vermöchte. Man kann den russischen Dichter nach Michelsson's Arbeit studiren, wenn man anders des Russischen nicht mächtig ist; die Hoffnung, den günstigen Eindruck der Originale auf den deutschen Leser hervorzubringen, wird wol hinsichtlich der meisten Gedichte als eitel bezeichnet werden dürfen. Und das ist um des hochgeschätzten Volksdichters wie um des redlichen Strebens des Uebersetzers willen zu bedauern. Letzterer ist bei der Auswahl mit allem Bedacht bemüht gewesen, „nur das Beste und Gediegenste zu bieten, in welchem die urwüchsige Kraft, das Volksthümliche und Geniale des Dichters am schärfsten hervortritt"; aber seine Absicht, „das Natürliche, Charakteristische des Originals beizubehalten" ist nicht erreicht, ja in ihr Gegentheil verkehrt, weil der Zauber des Reims von ihm verkannt worden oder seine Herrschaft über die Sprache nicht so weit reichte, den Reim ungezwungen eintreten zu lassen. Man vergleiche die ganz verschiedene Wirkung der beiden folgenden Uebersetzungen, einer ungereimten und einer gereimten:

Hell die Sonne scheint,
Doch spät im Herbst,
Und die Blümlein blüh'n —
Doch nicht zur Zeit.

Aber Frühlings war
Die Steppe gelb,
Manches Wölkchen schwamm,
Kein Regen fiel.

Wo des Nachts der Thau,
Gefallen war —
In der Früh' das Gras
Da trocknete.

Und der Vögelein,
Der Schwalben Lied,
War ein Trauer- und
Ein Klagelied, —

Daß das Blut dabei
Erkaltete
Und die Seel' ergriff
Ein Todesschmerz.

So vergangen ist
Die Jugendzeit —
Ohne Liebeslust
Und Freude mir.

Dagegen:

Hab' ihn heißer geliebt
Als der glühendste Tag! . . .
So wie niemand noch sonst
Ihn zu lieben vermag.
Hab' gelebt auf der Welt
Nur in ihm, ihm allein;
Meine Seele, mein Heil,
Ja mein Leben war sein!

Welche Nacht, welcher Mond,
Wenn den Freund ich erwart',
Wie ich beb' . . . ich vergeh',
Bin so blaß und erstarrt!
Und da kommt er und singt:
„Du mein Morgenroth, — wo?"
Meine Hand er da nimmt
Und da küßt er mich so!

„Süßer Freund, o bezwing'
Deine Küsse voll Glut!
Ohne sie schon mit dir
Kocht's wie Feuer im Blut;
Ohne sie schon mit dir
Roth die Wangen mir glühn,
Und es wogt in der Brust,
Und die Augen vor Lust
Wie die Sterne dort sprühn!"

Eine Auswahl von Gedichten aus 33 Sprachen und Mundarten hat Wilhelm Rudow in seiner Anthologie „Um die Erde" (Nr. 6) gegeben. Das vielleicht Einzigartige und Staunenswerthe dieses Buchs ist, daß der Herausgeber allein der Uebersetzer aus all den verschiedenartigen Zungen gewesen, ein zweiter Mezzofanti oder vielmehr ein Größerer als dieser. Denn er hat die Lieder aus dem Tatarischen, Türkischen, Ungarischen, Hebräischen, Arabischen, Indischen, Persischen, Alt- und Neugriechischen, Lateinischen und aus sämmtlichen romanischen, germanischen und slawischen Sprachen nicht nur ins Deutsche übertragen, sondern als echter Dichter zu deutschen Liedern umgewandelt. Selbst Victor Hugo's schier überschwengliche Ausdrucksweise heimelt im deutschen Gewande trotz ihres immerhin großen Bilderreichthums uns vertraulich an, so im schönen umfangreichen Gedichte „Das All":

Wenn man euch sagt, die ganze Kunst der Dichtung
Sei nur ein abgestandner Göttertrank,
Ein Spielzeug für der Großen Langeweile,
Des Haufens, den sie euch zu Füßen zwang,
Nur eine Stickerei, die Reime flicht,
O, glaubt es nicht! u. s. w.

Prachtvoll sind die „Blumen des Bosporus" und andere Lieder des rumänischen Dichters Bolintinean wiedergegeben:

Komm Geliebtester, mein Busen,
Siehe, steht dir offen heut!
Komm geschwind, dich zu berauschen
An den Wonnen, die er beut!

Liebe Sonne, hör' mein Flehen,
Und beschleunige den Lauf! —
Eine Blume ist die Jungfrau;
In der Liebe blüht sie auf.

Eben lacht sie dir noch zu;
Mit dem Wind muß sie sich drehen.
Heut hast du mich noch geküßt,
Morgen kannst du weiter gehen.

Meine Brüste sind zwei Gärten,
Die die Liebe dir allein
Heute Nacht verstohlen öffnet;
Keinen andern läßt sie ein.

Liebster, ich vergeh' vor Wonne;
Meine Augen füllen sich,
Und mein Leib bebt gleich der Lilie,
Wenn der Glutwind drüber strich.

Auf die vielen einzelnen Kleinode dieses Schatzes der Poesie aller Culturvölker können wir nicht hinweisen, um so mehr aber wünschen wir den Blick zu lenken auf die edle künstlerische Fassung dieses Schatzes im vorliegenden Buche eines Dichters, der in seiner ganz ungewöhnlichen Vielseitigkeit mit seltenem Verständnisse den Ausdruck für das poetische Empfinden der Menschheit in Nord und Süd, in Ost und West gefunden hat, und seinerseits, wie er in dem leider sehr persönlich gehaltenen Vorworte klagt, des Glücks bisher entbehrt, verstanden und gewürdigt zu werden. Es wäre höchst unbillig, wenn seiner schönen Thätigkeit, die er in diesem Buche bekundet, die gebührende Würdigung nicht zutheil würde.

Wir schließen mit dem Hinweise auf einen neuen, den fünften Band der in der „Collection Spemann" erscheinenden Byron-Uebersetzung von Adalbert Schröter (Nr. 7), die neben „Mazeppa", „Beppo" und „Die Insel" auch „Harold's Pilgerfahrt" enthält und somit den übersetzungsbedürftigen Lesern von Eyssenhardt's „Italien" der reichen dort vorhandenen Auswahl aus diesem epischen Gedichte Byron's treffliche Dienste leisten kann, zumal keine andere Byron-Ausgabe so wohlfeil und in Einzelbänden zu erlangen ist. Daß der Benutzer der Schröter'schen Uebersetzung für das Entmissen des Zaubers, der aus dem Originale spricht, entschädigt werde, dafür bürgen Strophen, wie die über die Kaiserpaläste auf dem Palatin zu des englischen Dichters Zeit:

Cypress' und Epheu, Gras und Ginster wogen
Hier über Schutt und Trümmern, wild verschlungen,
Wo Säle einst geprunkt und Marmorbogen
Und Säulen ragten, welche längst gesprungen;
Und wo der Fresken Glanz die Zeit verschlungen,
Kreischt jetzt der Kauz im Wahn, es sei schon Nacht.
Was Forschung hier dem Einst hat abgerungen,
Ist dies allein: Hier ruht einstmal'ge Pracht.
Es ist der Kaiserberg. So stürzt Cäsarenmacht.

Friedrich Bienemann.

Wißmann's zweiter Zug quer durch Aequatorialafrika.

Meine zweite Durchquerung Aequatorial-Afrikas vom Congo zum Zambesi während der Jahre 1886 und 1887. Von H. von Wißmann. Mit 92 Abbildungen nach Zeichnungen Hellgrewe's und Klein-Chevalier's, sowie 3 Karten. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn. 1891. Gr. 8. 10 M.

Hermann von Wißmann, als Wiedereroberer Deutsch-Ostafrikas jetzt einer der volksthümlichsten Männer im Deutschen Reiche, begründete den Ruhm seines Namens zunächst als wissenschaftlicher Forscher, zumal durch die kühne Durchquerung des äquatorialen Afrika, die er an des treuen Mecklenburgers Pogge Seite von der Westküste her begann und, wie keiner vor ihm, glücklich bis zur Ostküste gegenüber von Sansibar durchführte. Die Anstrengungen dieser Reise hatten aber zeitweilig seine Kräfte derart erschöpft, daß er im Herbste 1885 sich genöthigt sah, in dem malariafreien Klima von Madeira Kräftigung zu suchen. Schon nach neunwöchentlichem Aufenthalte auf der herrlichen Insel und mit Hülfe einer Arsenikcur fühlte er sich neu gekräftigt und hätte am liebsten schon damals Dienst genommen in den seit Jahresfrist begründeten deutschen Colonien. Einstweilen gab es aber dort für ihn noch keine Arbeit, und andererseits war er auch dem Könige der Belgier noch für ein Jahr verpflichtet. Letzterer wünschte Wißmann's so erfolgreich bewährte Thätigkeit gar sehr wenigstens noch innerhalb dieses Schlußtheils der ablaufenden Contractzeit zu verwerthen und stellte demselben die Wahl: entweder die Verwaltung des ganzen innern Kongostaats oberhalb des Stanley-Pools zu übernehmen oder seine in dessen Süden begonnene Arbeit weiterzuführen, ausgehend vom Balubaland zwischen Kassai und Lulua womöglich die ganzen Südoststämme des Kongostaats an ihr (vorläufig von ihnen kaum geahntes) Unterthanenverhältniß zur belgischen Krone zu gewöhnen. Wißmann entschied sich für Uebernahme dieser zweitgenannten Aufgabe, und daraus ward schließlich eine zweite Durchmessung des ganzen äquatorialafrikanischen Landraums von der Mündung des Kongo bis zu derjenigen des Sambesi in den Jahren 1886 und 1887. Wißmann's Reisebericht setzt ausführlicher ein vom Einlenken des Dampfers „Peace" aus dem Kongo in dessen größten südlichen Nebenfluß, den Kassai, der zuletzt den Namen Qua führt. Alsbald umgab den Dampfer eine von Europäerhand noch völlig unberührte Wildniß. Wißmann fühlte sich nebst seinen Begleitern „in eine vorsündflutliche Zeit versetzt". Furchtlos, unbekannt mit der Tücke der wohlbewaffneten Weißen, sonnten sich die Flußpferde in der Sonnenglut, Elefanten zogen vereinzelt oder in Rudeln am Ufer, um sich in seichteren Flußstellen gelegentlich zu kühlen, Büffel schwärmten

arglos durch die Heerden der großohrigen Dickhäuter. Ueberaus mannichfaltig vertreten zeigte sich die Vogelwelt: regungslos auf Beute lauernde Pelikane, dichte Züge wilder Enten, eine schwanengroße Gänseart schwarzen Gefieders, auf Lagunen die Sporengans, auf dem Geäst der Uferbäume Kormorane, der schön gefärbte Königsfischer neben dem Schlangenhalsvogel und dem weißköpfigen Geier, Flußadler, die stolzen Flugs die Ufer entlang strichen, am Ufer selbst mächtige Riesenreiher, auf überschwemmten Flußinseln einherstelzend verschiedene Storcharten, dazu die Unzahl kleinerer Vögel wie Strandläufer, Rallen u. s. f.:

Wohin das Auge blickt, ist scheinbar stiller, ungestörter Friede unter den tausend verschiedenen Wesen, die alle der mächtige Strom, sei es durch seine kühlenden Fluten, sei es durch seinen Reichthum an animalischem Leben lockt. Man fährt erschrocken zusammen, wenn ab und zu einmal der gewaltige tiefe Laut des Bahemoth dröhnend die friedliche Stille unterbricht. Man lernt hier Laute kennen, die durch ihre Fremdartigkeit und Macht geradezu nervenerregend sind. So entsinne ich mich der Nacht nach einer erfolgreichen Jagd auf Elefanten in dieser Wildniß. Wir hatten damals nur weibliche Thiere und junge Elefanten erlegt und waren erstaunt, keinen Bullen unter der Heerde gefunden zu haben. Da, in stiller Nacht stellten sich die mächtigen Thiere, wahrscheinlich auf der Suche nach der Familie, ein. Sie hielten unweit des Lagers, an dem überall über hellen Feuern das Fleisch ihrer erlegten Weibchen getrocknet wurde. Die Witterung des Schweißes mußte wol die die Thiere überzeugt haben von dem Verluste, den sie unterdeß erlitten hatten, denn sie erhoben ein Klagen, so tief, so fremdartig und geradezu traurig klingend, daß ich vom Schlafe aufgeschreckt von den wunderbar ergreifenden Tönen tief berührt wurde.

Wie der Hauptstrom, der Kongo, so üben auch seine Nebenadern einen gewichtigen Einfluß auf die Beschäftigungsweise, auf Kunstfertigkeiten und Nahrung der anwohnenden Negerstämme. Die Badinga z. B. an dem ins Kassai-System gehörigen Lebue sind durch diese Flußader die gewandtesten Schiffer und tüchtige Bootzimmerer geworden. Ein vollbemanntes Badinga-Kanoe, in welchem bis zu zwölf Mann, hintereinanderstehend, die zwei Meter langen Ruder schwangen, blieb nicht hinter dem (allerdings wol mit seiner etwas lahmen Maschine nicht zu schnell fahrenden) Dampfer „Peace“ zurück. Es bot einen prächtigen Anblick dar, wenn die muskulösen braunen Gestalten, den einen Fuß auf den Rand des langen Bootes gesetzt, urkräftig und taktmäßig das Flußwasser mit ihren Rudern meisterten, daß das schlanke Fahrzeug blitzschnell unter begleitendem Gesange dahinschoß. Da die Badinga-Männer zumeist nur in ihren Kanoes sich bewegen, so ist ihr Gang schwerfällig. Dabei haben sie niemals nöthig weit zu gehen, denn ihre Pflanzungen befinden sich am Flußufer oder auf den Flußinseln, vollends ihre Reusen und Fischfallen suchen sie im Kanoe ab. Früh Morgens besorgt das der Badinga, nachdem er sich in den ersten Sonnenstrahlen durchgewärmt hat, sammelt dann von vier bis fünf Oelpalmen den in der letzten Nacht in die angehängte Kalebasse zugeflossenen Palmwein, besucht vielleicht ein Nachbardorf und fährt nach dieser gemächlichen Tagesleistung heim, um das inzwischen von seinem Weibe bereitete Mahl (Brei aus Maniokmehl mit gedörrten Fischen) einzunehmen, worauf schließlich ausgiebigster Genuß von Palmwein folgt:

Dann trifft man in palmenreichen Gegenden den männlichen Theil der Bevölkerung so häufig im Rausche und thut deshalb nicht gut, auch nachmittags in solchen Ländern die Reise fortzusetzen, denn im Rausche ist der Neger leicht zu Streit geneigt und verliert dann auch die sonst ihm eigene Furchtsamkeit, während, wenn man vormittags eintrifft, den Leuten durch Besprechung über den wunderbaren Fremdling und die Vorbereitungen zum Verkaufe nicht die Zeit gelassen wird, sich ihren täglichen Rausch anzutrinken. Sehr selten findet man betrunkene Weiber; sie haben zu viel zu thun, um sich dem Genusse in Ruhe hingeben zu können, denn die ganze Feldarbeit liegt ihnen ob, sie müssen für den Gebieter kochen, die eingebrachten Fische zubereiten zum Trocknen an der Sonne, die Hütten reinhalten, was meist mit großer Sorgfalt geschieht, und sonstige, auch bei uns dem Weibe und der Mutter zufallende Geschäfte verrichten, obgleich die Pflicht der Mutter hier nicht allzu viel erfordert, denn das kleine Schwarze wird im weitesten Sinne der Selbsterziehung überlassen.

Besonders eingehend sind Wißmann's Mittheilungen über das große Volk der Buschilange-Neger und ihr Land, denn dort verweilte er längere Zeit und erzielte den schönen Erfolg einer beide Theile befriedigenden Eingliederung dieses Gebiets in den Kongostaat.

Das Land breitet sich vom rechten Kassai-Ufer bis zum Lubi und Sankurru durch mehr als zwei Breitengrade (vom 5. bis über den 7. Parallelkreis) aus, eine weite Sandsteinfläche, geneigt gen Nordwest und allein durch die zahlreichen Flüsse und Bäche ausmodellirt, deren Wasser sich im gewaltigen Kassai sammelt. Manche Flußrinnen sind bis auf den unterlagernden Granit und Gneis in den Sandstein eingeschnitten; sie alle haben tiefe Furchen genagt, sodaß die einst einförmige Ebene ganz durchsägt erscheint in steilwandige Felsplatten, deren Höhe die gewöhnliche Verwitterung des Gesteins zu röthlichem Laterit aufweist. Auf diesen von der ursprünglichen Oberfläche des Landes hinterbliebenen Plattenresten dehnen sich Savannen, aber mit vereinzeltem Baumwuchse untermischte hochgrasige Fluren, sogenannte Baumsavannen aus; die Ufersäume der Flüsse dagegen sind mit dichterem Baumwuchs geschmückt, bisweilen klimmt der Wald auch die Gehänge des Flußthals hinan und begegnet sich auf der Plattenhöhe mit dem von einem Nachbarthale heraufreichenden Flußwald. Im ganzen muß das Land aus der Vogelschau wie eine lichtgrüne Marmortafel aussehen, in welcher nach allen Seiten dunkelgrüne Adern ziehen.

Die Baschilange, d. h. die Lange-Leute, bieten eins der größten und zukunftsreichsten Völker Südafrikas. Wißmann schätzt ihre Zahl auf nahezu anderthalb Millionen, was eine mittlere Volksdichte von 26 auf das Quadratkilometer (also fast das Drittehalbfache der Mitteldichte der Bevölkerung auf Erden überhaupt) ergäbe. Merkwürdigerweise sind die Baschilange wesentlich beeinflußt worden durch Mischung mit Baluba-Negern, östlichen Grenznachbarn, die von ihnen selbst so weit abweichen. Trotzdem führte die Unterwerfung der Lange-Leute durch (wie es scheint, nicht einmal sonderlich kopfreiche) Balubahorden zu so

gründlicher Umwandlung, daß dieselben von den ihnen im Norden wohnenden Völkern geradezu Baluba genannt werden, ja sich selbst gern so nennen, ähnlich wie man die Franzosen nach ihren Bezwingern, den Franken, so bezeichnet. Die Baschilange-Sprache wurde durch die Mischung mit Balubas am wenigsten verändert, aber die schmalbrüstige, langgliedrige Leibesbeschaffenheit, die den feinknochigen, muskelschwachen Lange-Leute eigen gewesen, näherte sich in verschieden starkem Grade von Stamm zu Stamm dem massiven, breitschulterigen Balubabau. Zum Bogen, der alten Langewaffe, wurde nun der Speer der Baluba gefügt, bis man neuester Zeit das Feuergewehr annahm.

Obwol der Landbau von den durchaus seßhaften Baschilange verhältnißmäßig fleißig und mit Verwerthung aller im tropischen Afrika überhaupt vorhandenen Culturgewächse betrieben wurde, war das Volk gleichwol bis vor kurzem sehr kriegerisch; ein Dorf lebte mit dem andern in steter Fehde. Da kam vor etwa fünfundzwanzig Jahren das Hanfrauchen auf und verbreitete mit seiner narkotisirenden Wirkung eine eigenartige Milderung der Sitte. Die Anhänger der neuen, ihnen bald unentbehrlich werdenden Sitte, die „Bena-Riamba" (d. i. Söhne des Hanfes) verbrüderten sich zu einem förmlichen Hanfcultus und scheuchten die minderzähligen Widersacher des neuen Genusses, die „Tschipulumba" gescholtenen wilden Conservativen in entlegene Gegenden, verfolgten und tödteten sie, wo sie konnten.

Wißmann ist voll des Lobes über dies bildungsfähige Volk, er bedauert nur, daß aller neuere Fortschritt, den dasselbe nun vollends in der Unterthanenschaft des Kongostaats gemacht hat, immer noch nicht die althergebrachte Arbeitsüberbürdung der Frau zu ermäßigen vermochte. Sie muß noch heute alle Feld- und Hausarbeit verrichten, während der Mann höchstens Zeuge wirkt, im übrigen jagt, Hanf raucht und schwatzt. Recht brav machen sich die Baschilange als Träger leichterer Lasten, natürlich die Hanfpfeife auch unterwegs wenigstens auf dem Rücken, im Karawanengeleite der Weißen. Der Unverdrossenheit und Ausdauer seiner 900 Köpfe zählenden Baschilange-Begleitung mißt unser Reisender ein gut Theil seiner Erfolge auch auf dem entbehrungs- und leidensvollen Zuge durch die Savannen- und häufiger noch Urwaldwildniß bis zum obern Kongo bei. Je mehr sich der Marsch dem Hauptstrome in der Richtung auf Njangwe, „die große Stadt der Araber" inmitten Südafrikas näherte, desto furchtbarer traten die Schrecknisse der plötzlich bis in dieses Herz des Südens vorgedrungenen Sklavenjägerei der Araber und ihrer Helfershelfer entgegen. Weite Länder, welche Wißmann auf seinem frühern Durchzuge vor wenigen Jahren noch in blühendem Wohlstande geschaut hatte, lagen ganz entvölkert. Der Urwald wucherte über der vormals gut bestellten Flur, die Schädel der Erschlagenen grinsten aus den spärlichen Trümmerresten einst stundenlang sich dehnender Dörfer; wo man früher Proviant die Hülle und Fülle erwerben konnte, war jetzt kaum eine Wurzel oder eine Wildfrucht zu bekommen.

Der gewaltigste afrikanische Araber unter allen diesen Sklavenhändlern, Tippu Tipp, war eben nach Eroberung der belgischen Station an den Stanley-Fällen (d. h. beinahe der ganzen Osthälfte des Kongostaates) nach der Ostküste zurückgereist; um so scheußlicher wütheten seine Leute, besonders die halbschlächtigen Küstenneger, welche (nach Art der Bastarde) vom Neger wie vom Araber nur die schlechten Charakterseiten zu erben pflegen und nun in bodenloser Grausamkeit gegen die nur mit elenden Speeren oder Bogen sich wehrenden Eingeborenen das Aeußerste leisten. Wißmann's Zug traf auf ein Lager der Leute Tippu Tipp's, in welchem einer von dessen Lieblingssklaven (die dieser kluge Menschenkenner zu seinen treuesten Unterthanen heranzuziehen weiß), der in seinem Wesen fast noch knabenhafte Said, den Befehl über wilde, menschenfresserische Kalebue-Neger führte. Ueber der Pforte, durch welche man ins Lagerverhau eintrat, wiesen funfzig am Pfortengebälk befestigte Menschenhände, den Leichen der Ermordeten abgehauen und in Fäulniß Pesthauch verbreitend, auf die grausige Leidenschaft der Kalebue hin, welcher Said Befriedigung schaffte. Der Verfasser berichtet:

Einige meiner Leute, die einen Verwundeten gegen Abend in das Lager Said's zurückgetragen hatten, kamen buchstäblich grau vor Furcht und Ekel zurück und meldeten, daß Said, der scheinbar unentschlossene Knabe, mit einem Revolver sich lange Zeit an den Gefangenen geübt habe, bis dieselben nach vielen Schüssen niedergesunken seien. Er habe dann seinen Hülfstruppen die Ermordeten übergeben und in wenigen Secunden seien die Körper derselben, in Stücke zerschnitten, von denselben nach ihren Feuern geschleppt worden, um als Abendmahlzeit zu dienen.

Noch ehe Wißmann Njangwe erreicht hatte, ließ er den weitaus größten Theil seiner Karawane zurück, um nicht wie ein Heerführer am Hauptsitze der Araber aufzutreten. Die Eroberung der Ostseite des Kongostaates (die dann so unerwartet dadurch wett gemacht wurde, daß Stanley mit Einwilligung des Königs Leopold Tippu Tipp selbst zum belgischen Gouverneur der Stanley-Fälle-Station einsetzte!) brachte Wißmann in eine sehr gefährliche Lage. Es half ihm nicht viel, daß er von früher her mit dem großen Araberhäuptling bekannt, in gewissem Sinne sogar befreundet war. Zur Zeit war dessen Sohn Zefu Statthalter am obern Kongo, und dieser empfing den Sendboten des Souveräns des Kongostaats naturgemäß sehr kühl. Ja es bestand die Absicht, sich der Person Wißmann's als Geisel zu bedienen, sobald belgischerseits ein Kriegszug zur Rückeroberung des Verlorenen unternommen würde.

Zum Glück geschah letzteres nicht, und so gelang es Wißmann, freilich unter selbstverständlichem Verzichtleisten auf die ihm übertragenen weiteren Organisationen innerhalb dieses nun in Araberhände gefallenen Südostens, mit seinem treuen deutschen Gefährten Bugslag den Tanganika-See und von hier aus (meistens im Boot) über den Njassa-See den Sambesistrom zu erreichen, schließlich in Quelimane

am Indischen Ocean seinen großen zweiten Durchzug quer durch Südafrika zu beenden.

Noch zwischen den beiden ebengenannten großen Seen (deren Natur er trefflich schildert) war er Zeuge von abermaligen Drangsalen, unter denen die dortigen Eingeborenen durch die vom Njassa eindringenden arabischen Sklavenräuber zu leiden hatten, zugleich von der seltsamen Lage, in welche die dort wirkende schottische Missionsstation kam, welche Negern das Christenthum predigen wollte, aber nicht die Macht hatte, deren Leben gegen die Häscher zu sichern, vor denen jene allnächtlich im Walde sich verbargen:

Was helfen den Eingeborenen Stationen, die große Mittel beanspruchen, sie zum Christenthum zu bekehren, aber nicht einmal ihr Leben, ihre Freiheit, ihr Eigenthum schützen können? Ist es nicht ein gottgefälligeres Werk mit denselben Mitteln, die die Missionen kosten, Stationen zu gründen, die zunächst dem wie Raubwild gehetzten Eingeborenen Schutz gewähren? Der Afrikaner nennt seine Vorgesetzten, nennt vor allem den, der ihn schützt, „Vater"; er würde sich allen Wünschen des Europäers gegenüber viel leitsamer erweisen, wenn er von ihm abhängig wäre, wenn er von ihm Schutz zu erwarten hätte. Die Missionare hier waren stets auf dem Sprunge, durch Flucht sich einem eventuellen Ueberfalle der Wawembaräuber (der hiesigen Lieferanten für die Araber) zu entziehen, sie hatten sogar mit den Eingeborenen über die Richtung ihrer Flucht verhandelt.

Die Katastrophe drängte zur Entscheidung. Es gärte im ganzen äquatorialen Ostafrika. Ueberall höhnte man seit dem schmachvollen Verluste der belgischen Nation an den Fällen die Weißen als „Weiber." Und eben der wackere Mann, der die frischen Eindrücke von den durch die Araber verursachten Greuel aus Afrika in die deutsche Heimat brachte, war dazu ausersehen, den wuchtigsten Schlag gegen die Unholde an der Küste unseres Schutzgebietes zu führen, wo nun mit thatkräftiger Beschirmung unserer Schutzbefohlenen ganz anders deren Civilisirung einsetzen kann zugleich mit unserer uns wie ihnen Segen stiftenden wirthschaftlichen Arbeit.

Alfred Kirchhoff.

Zwei merkwürdige Bücher.

1. Zur Psychologie der Zukunft. Von Karl Bleibtreu. Leipzig, Friedrich. 1890. Gr. 8. 4 M.

Daß von dem bedeutenden Werke eines namhaften Schriftstellers lange Monate hindurch so gut wie gar nicht geredet und geschrieben worden ist, wie dies dem obengenannten Buche Bleibtreu's geschehen, ist ein bedauerliches Vorkommniß, das durch die — beabsichtigten und unbeabsichtigten — Seltsamkeiten und Schroffheiten des Autors doch nicht zur Genüge erklärt wird. Sofern nicht ästhetische oder moralische Bedenken im Wege stehen — und das ist bei Bleibtreu's Werke keineswegs der Fall —, müssen auch seltsame und schroffe Ansichten Beachtung finden, wenn sie Wahres enthalten und von ehrlicher Ueberzeugung eingegeben sind. Verträte jedes Buch nur die jeweiligen Ansichten des jeweiligen Lesepublikums, so würde unsere jeweilige Literatur recht bald gar langweilig werden.

Nun, mag man übrigens der „Psychologie der Zukunft" Vorwürfe machen können, welche man wolle: den der Langweiligkeit kann man ihr unter keinen Umständen machen; im Gegentheile darf sie in hohem Grade fesselnd und anregend genannt werden.

Die bei weitem längsten Abschnitte des Werks behandeln die Psychologie der socialen Umwälzung und die der Kriegskunst, ein kürzerer Abschnitt die der Zukunftspoesie, einige kurze Kapitel den Classiker Racine, die moderne Auffassung der Liebe und endlich ein kleiner Aufsatz den Zusammenhang der Revolution und Spiritismus.

Der letztgenannte Aufsatz bespricht etwa in der Manier von Scherr's „Hammerschläge und Historien", aber mit weniger scharfer Beleuchtung des wirklich Historischen, Cagliostro und seine Rolle in der Halsbandgeschichte. Der nur als Vermuthung angedeutete, nicht positiv ausgesprochene Gedanke, daß, wie einst Illuminaten und Rosenkreuzer nicht ohne Zusammenhang mit der Geschichte der Entstehung der großen Revolution gewesen seien, so auch jetzt revolutionäre Umwälzungen auf spiritistische Bestrebungen sich stützen dürften, ist vielleicht die einzige Rechtfertigung dafür, daß der ganze Aufsatz unter die Flagge „Zur Psychologie der Zukunft" gebracht ist.

Was gar das an sich ganz lesenswerthe Kapitel über Racine anbetrifft, so durfte dieses keinesfalls unter jener Flagge mitsegeln.

Auch der Abschnitt über die Zukunftspoesie gehört nur sehr bedingterweise in das Buch. Bleibtreu unterscheidet im Gebiet der Liebe drei Stadien, das der Empfindung als solcher, das ihres Conflicts mit dem Gebiete innerer oder äußerer Sitte, und endlich das Stadium, in welchem dieser Conflict überwunden sei und „man objectiv vorurtheilslos die Leidenschaft in ihrem Verhältnisse zur sittlichen Weltordnung überschauen lernt". Jenes erste — lyrische — Stadium sei bis zum Ueberdrusse in der Poesie ausgenutzt; das zweite — dramatische — und das dritte — epische — Stadium aber böten noch für die betrachtende (poetische) Darstellung einen unendlichen Spielraum. Zunächst ist einzuwenden, daß derjenige, der mit schönem Gleichmuthe „vorurtheilslos" seine eigene Leidenschaft „überschaut", für den Psychologen vielleicht eine ganz anziehende Persönlichkeit sein mag, für den Poeten aber — er müßte denn vom Genus des Verfassers oder Herausgebers der „Erlebnisse einer Mannesseele" sein — kaum. Sodann darf, solange es Herzen gibt, die in Liebe schlagen oder geschlagen haben, bezweifelt werden, daß die lyrische Liebespoesie sich überlebt habe, daß sie kein — freudig oder schmerzlich klingendes — Echo in der Menschenbrust mehr wecke. Und endlich, das geflissentliche Aufsuchen neuer Conflicte von Liebesleidenschaft und Sitte (innerer

oder conventioneller) ist zum mindesten gefährlich, wie das Beispiel selbst der Besten (Paul Heyse) zeigt; mögen derartige Conflicte stofflich noch so interessant sein, Werth kann ihnen allein die Behandlung geben; diese aber, die poetische unbedingt, leidet, wenn sie als „Zergliederer" gleichviel ob von Leiden oder von Freuden auftritt und, um verständlich zu werden, auftreten muß. Bleibtreu, der sich gerade in diesem Abschnitte seines Buchs als von jeglicher Vorliebe für die widerwärtige Ibsen'sche Richtung frei erklärt, sollte die Gefahr wol kennen, die ein „Speculiren" mit Liebesproblemen für den Dichter mit sich führt.

Vielleicht ebenso anfechtbar, aber bei weitem gedankenreicher und origineller sind die beiden Hauptabschnitte des Buchs. Beide, namentlich aber derjenige über die Psychologie der Kriegskunst, zeugen von einer erstaunlichen Belesenheit, einem scharfen Durchdenken des Stoffs und einer Fähigkeit, Probleme aufzustellen und zu besprechen, wie sie, zum mindesten in solcher Vereinigung, äußerst selten anzutreffen sind.

Was der Verfasser als eins der Ziele der socialen Umwälzung, die kommen wird, hinstellt, ist die Verstaatlichung des Grund und Bodens etwa in der von dem Amerikaner Henry George befürworteten Art und die Steigerung des Gesammtconsums unter Heranziehung des jetzt in Hypotheken, Staats- und Communalschulden oder sonstigen nicht direct „arbeitenden" Werthen angelegten Kapitals. Für einen großen Theil des socialen Elends der heutigen Zeit macht er „nicht die Ueberproduction, von der jeder Kneipenkannegießer gehört hat, sondern den Unterconsum" verantwortlich. In gewissem Sinne ist das ein Spiel mit Worten; die Ueberproduction wird zu einer solchen, weil die Möglichkeit, sie ganz zu consumiren, eben nicht vorhanden ist; man ist durchaus nicht genöthigt, die Ueberproduction als solche für das primäre Uebel zu halten, wenn man sie für das sociale Elend mit verantwortlich machen will.

Die Betrachtung Bleibtreu's, daß durch verminderte Arbeitszeit der Lohn steige und so das Kapital aus jenen Papieren schließlich in die Taschen der Arbeitenden — vorübergehend — hinein müsse, ist richtig; sie ist das aber nur bis zu einer gewissen Grenze. Jede Verminderung der Arbeitsleistung der Gesammtheit nämlich hat am letzten Ende auch eine Herabsenkung des Culturgrades dieser Gesammtheit zur Folge, und mit dieser ist eine Minderung des gesammten arbeitenden Kräfte- und Geld-Kapitals verbunden. Uebrigens weist Bleibtreu selbst schon darauf hin, daß die Herabsetzung der Arbeitszeit für die Arbeitsfähigkeit des Einzelnen und also auch der Gesammtheit schädlich werden könne.

Bei der Untersuchung, welche Formen die Geistesarbeit unter socialistischer Herrschaft annehmen werde, kommt Bleibtreu zu Betrachtungen, die ins Einzelne zu verfolgen hier unmöglich ist, die aber in hohem Grade lesenswerth sind. Auch hier freilich findet sich manches Angreifbare. Neben diesem aber bietet Bleibtreu's Psychologie der socialen Umwälzung eine ganze Anzahl von Stellen, die sehr viel Wahres und dieses Wahre zum Theil in neuer Form sagen.

In dem noch umfangreichern zweiten Hauptabschnitte seines Buchs, der Psychologie der Kriegskunst, beleuchtet Bleibtreu unter anderm den Werth der europäischen Heere und schlägt dabei, was uns ebenso richtig als beachtenswerth dünkt, den des englischen durchaus nicht niedrig an; auch Oesterreichs und Italiens Armeen erfahren von ihm im ganzen gerechte Würdigung; Italiens jetziges und früheres politisches Verhalten wird hierbei ebenso nüchtern wie richtig beurtheilt.

Die Gefechtsbilder der Zukunft, welche Bleibtreu entwirft, weichen nicht allzu sehr von denen ab, welche verschiedene Schriftsteller ihrerseits schon entworfen haben. Außerordentlich abweichend aber vom allgemeinen Urtheile, wenigstens demjenigen außerhalb Frankreichs, ist Bleibtreu's Ansicht über die strategische Begabung — Moltke's, welchen letzteren er gerade so ungenirt tadelt wie er gelegentlich Friedrich den Großen oder sogar seinen militärischen Abgott Napoleon I. grober Fehler zeiht.

Es ist nun bequem zu sagen: „Wenn Bleibtreu die eine Ansicht hat, und Moltke, Friedrich der Große oder Napoleon I. die andere hatte, so wird wol Bleibtreu im Unrechte sein." Aber erstens ist eine derartige Argumentation doch gar zu dürftig, zweitens führt Bleibtreu für seine Ansichten eine Menge ganz annehmbarer Gründe ins Feld. Es wird jedenfalls eines sehr ernsthaften Eingehens auf diese Gründe bedürfen, ehe man Bleibtreu für einen leichtsinnigen „Besserwissenwoller" erklären darf. Eine von ihm geäußerte Ansicht ist verhältnißmäßig leicht zu widerlegen, nämlich die, daß man am 19. August 1870 im Deutschen Hauptquartier noch nicht recht gewußt habe, was am 18. geschehen sei. Der Brief des Königs Wilhelm I. vom 19. und sogar schon sein Telegramm vom 18. beweisen das Gegentheil. In welcher Depesche übrigens gesagt sein soll, daß der Angriff des pommerschen Armeecorps die Schlacht von Gravelotte entschieden habe, verschweigt Bleibtreu.

In einer Beziehung — das muß selbst in dieser Besprechung, die auf das rein Militärische nicht eingehen darf, gesagt werden — greift Bleibtreu in seinem Urtheil sehr häufig fehl: in der Ueberschätzung des Strategischen für den Kampf. Es kommt wirklich nicht darauf an, wo der Feind geschlagen wird, sondern darauf, daß er geschlagen wird. Für den Kampf (nicht etwa für den Aufmarsch) sind „innere Linie, concentrisches Vorgehen, Operationsbasen" u. s. w. Schulbegriffe, die dem sonst militärisch klar denkenden Verfasser, z. B. bei der Besprechung der Möglichkeit des Durchbruchs durch eine Cernirungsarmee, das Urtheil getrübt zu haben scheinen.

Schließlich sei noch bemerkt, daß das, wie gesagt, außerordentlich lesenswerthe, gedankenreiche Buch im ganzen recht gut geschrieben ist; einzelne Wiederholungen, so über Cromwell's „Ausgrabung" durch Hönig, über Napoleon's:

„die Carrière offen für die Talente", und einzelne Ausdrücke (man könne sich bei einer Nachahmung der Einschließung Bazaine's „eklig wehethun", oder „er leistete sich") hätten gelegentlich der Correctur vermieden, bezw. geändert werden sollen.

2. Die Politik des Unbewußten. Von Ottomar Beta. Zweite Auflage. Leipzig, Renger. 1891. Gr. 8. 2 M.

Der Gedankengang des Verfassers bewegt sich nicht in gerader Linie auf ein bestimmtes Ziel hin, er ist vielmehr aneinandergereihten Kreisringen vergleichbar, die, um je einen bestimmten Punkt gezogen, an den Berührungsstellen, unmerklich fast, ineinander übergehen. Die so gebildeten Mittelpunkte der Darstellung sind etwa folgende: Durch Zusammenleben von Völkern verschiedener Abstammung wird eine höhere Culturstufe erreicht, als sie jedes Volk für sich besaß. Der theils sehr erklärliche, theils geheimnißvolle Zug der nordischen Völker nach Süden bewirkt eine allmähliche Aufsaugung der südlichen Völker durch jene. Die Dreiheit ist die Form des schließlich Bestehenbleibenden im Weltenall, auch auf dem Erdballe wird eine Dreitheilung der Herrschaft stattfinden, bei der Europa, Afrika und Australien den germanischen Nationen Europas, Amerika denen Amerikas und Asien den Russen zukommen.

Nicht sowol diese Behauptungen selbst als vielmehr ihre Begründungen weichen den Gleisen herkömmlicher politischer und völkerpsychologischer Ansichten weit aus. Die Gedankenwelt des Verfassers ist groß und tief, reich und schön geschmückt; aber sie ist fremdartig, in viel höherm Maße noch, als die Bleibtreu's. Dieser empfindet es — und zwar mit einer Art von Stolz —, wenn er etwas Neues sagt, er macht geradezu darauf aufmerksam. Beta, der übrigens das Pseudonym Malthus II., unter welchem die erste Auflage seines Buchs erschienen war, jetzt hat fallen lassen, scheint sich des Fremdartigen und Ueberraschenden seiner Aussprüche kaum bewußt zu sein.

Einige dieser überraschenden Aussprüche seien in Folgendem wiedergegeben, wenn auch nur dem Sinne nach.

Rußlands Angehörige sind ohne Ausnahme in des Wortes verwegenster Bedeutung „Naturen" im Goethe'schen Sinne. — Das Christenthum ist das Erzeugniß semitischen Geistes und germanischen Gemüths. — Nach Westen hin haben Spanien, Portugal, Holland sich den politischen Ruin aus Amerika, England aus Indien geholt und ihre moralische Macht eingebüßt, während Deutschland gerade in sich erstarkte, weil es nie aus seinem Continente herausstrebte.

Die vorstehenden und andere Sätze lassen sich, von einem sehr hohen ungewöhnlichen Standpunkte aus, verfechten; aber Beta gibt sich die Mühe dazu nur selten, er scheint jene als selbstverständlich zu betrachten.

Aeußerst angreifbar sind seine Ansichten über die Schädlichkeit der Lebensmittelzölle, sehr beachtenswerth hingegen diejenigen über die Vertheilung des Grundbesitzes. Während z. B. Bleibtreu in der Zerstückelung desselben eins der socialistischen Heilmittel sieht, will Beta auch Großgrundbesitze erhalten sehen; die Unbelehnbarkeit des Grund und Bodens, als die eines Werkzeugs der nationalen Production, gilt ihm als eins der vornehmsten Mittel zur Erhaltung des Vaterlandes:

> Wenn jeder Grundbesitzer z. B. seinen Grund und Boden verpfändet, so kann es kommen, daß eine Nation nicht mehr im eigenen Lande zu Hause ist, sondern bei einer kapitalkräftigeren, das Geld billig liefernden Nation zur Miethe wohnt. Wie unendlich schwer aber ist es, diese einfachste aller volkswirthschaftlichen Propositionen einem deutschen Kopfe einzuprägen. Nach stundenlangem Argumentiren wird der continentale Teutone lachend fragen: Wie kann es denn anders sein?

Das hier und anderwärts enthaltene Lob englischer Institutionen darf nicht etwa zu dem Glauben verführen, Beta hege irgendeine Vorliebe für das Land, in dem er seine Jugend verlebt hat. Im Gegentheile, er wünscht, daß sich die Welt und Deutschland vor allem von der Bevormundung Englands los mache, einer Bevormundung, die sich auf den unberechtigten Anspruch stütze, die Welt sei überall in irgendeiner Form den Briten tributpflichtig. Beta wünscht ein Zusammengehen des Deutschen Reichs mit Rußland, dessen Freundschaft mit dem alternden Gallien völlig unnatürlich sei. Hier steht Beta, beiläufig bemerkt, im Gegensatze zu Bleibtreu, der eine Bethätigung der Fähigkeit der Deutschen, zu cultiviren, gerade nach dem slawischen Osten hin wünscht und deshalb von einem Kriege mit Rußland Ländergewinn Deutschlands im Osten erhofft.

Die Bemerkungen Beta's zur Psychologie der Völker, so anzweifelbar ihre Richtigkeit, wie schon angedeutet, theilweise auch sein mag, sind ebenso tief wie geistreich und fesseln auch da, wo man sie einseitig oder nur halbwahr finden kann. Ganz wahr, leider nur zu wahr, sind die über die politische Befähigung der Deutschen gemachten Bemerkungen, die vielleicht an heilsamer Schärfe noch gewonnen hätten, wenn dem Verfasser das Verhalten der politischen Factoren am Sarge Windthorst's schon bekannt gewesen wäre, ein Verhalten, bei dem man sich fragen mußte: „Hat mir mein Leben geträumt, oder ist es wahr?" Für den Fernerstehenden schwer controlirbar ist das, was Beta über das Verhältniß der Russen zu den Juden und zu den Deutschen, sowie zu der Erklärung der Abneigung der Russen gegen die Deutschen sagt.*)

---

*) Hier erlauben wir uns mit dem Bedauern einzusetzen, daß der Verfasser dies völlig haltlose Kapitel, wenn er es leider einmal geschrieben, nicht aus der zweiten Auflage getilgt hat. Es strotzt derart von widerwärtigen Ungeheuerlichkeiten, daß wir daran vorübergehen. Wir begnügen uns mit dem Proteste gegen Aussprüche wie S. 55, daß die „bevorzugte Ausnahmestellung das deutsche Element auch in den Ostseeprovinzen zu einer gewissen Stagnation geführt hat"; oder gar, S. 57: „Das Deutschthum, besonders das dem Russenthum conformere (!!?) der baltischen Provinzen ist ein Theil des russischen Volksthums gewesen; es bildete den Kopf des Reichs und wird es auch nach der Assimilation bleiben." Wenn der Verfasser unter „russisches Volksthum" die Gesammtheit der russischen Staatsbürger versteht, so läßt sich der Satz verstehen und es wäre nur die Assimilation, die dann eine gute Weile hat — Bemühen ist noch nicht Erfolg —, abzuwarten. Soll Volksthum in gewöhnlichem Sinne verstanden werden, so fehlt es dem Ausspruch an Sinn. Außerdem durch den ganzen Abschnitt die entsetzlichste Rechtschreibung russischer Ausdrücke! Z. B. stets „Bojarden" statt „Bojaren". D. Red.

In Vorstehendem hat aus dem reichen Inhalte des Werks nur andeutungsweise einiges herausgegriffen werden können. Was die Form anbetrifft, so ist die Sprache Beta's kraftvoll und schön, wenngleich sowol Kraft wie Schönheit häufig unter den eingestreuten Fremdwörtern leiden.

Victor Kurs.

Feuilleton.

Unter dem stolzen Titel „Die Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze“ hat Arno Holz ein Buch von 156 Seiten zu veröffentlichen für gut befunden (Berlin, Ißleib, 1891). Wir haben dasselbe mit wachsendem Erstaunen gelesen und wollen dem Autor gern bezeugen, daß es unter den tausenden von Büchern, die wir bisher studirt haben, buchstäblich einzig dasteht. Es ist uns nie ein Buch oder eine Broschüre vorgekommen, in welchem eine an Wahnwitz grenzende, ungeheure Anmaßung des Aburtheilens und des Versprechens so sehr im geradesten Gegensatze stünde zur bacillenartigen Winzigkeit der eigenen Leistung. Es würde heißen, dieser Ausgeburt des schamlosesten, unsäglich flachen Naturalismus zu viel Ehre erweisen, wenn wir uns hier eingehender mit ihr auseinandersetzen wollten, denn selbst das Hamlet'sche Wort: „Diese (literarische) That stinkt zum Himmel“ ist uns als Etikette solchen Buchs noch zu gut. Leider müssen wir für das Publikum einige Proben des Holz'schen Tons beibringen. Es mag angehen, daß dieser Gipfel aller kunstrichterlichen Weisheit Seite 2—3 einen Satz von 20 Druckzeilen bildet; hören wir aber Folgendes: Alle sogenannte Intuition läßt Holz als großbrockiges Zeug beiseite, überläßt er den Poseuren und Circusreitern; es war ein Esel, welcher sich das Wörtchen „Genie“ construirte, „denn wo das Genie auftritt, da hat das Naturgesetz plötzlich ein Loch — bumm“. „Die Gelehrsamkeit ist der Grützberg, durch den ich mich durchfressen mußte. Ja woll doch! Ich fraß und fraß, und der Grützberg wurde nicht alle.“ „Früher sollten wir das Walten eines uns gütigen Wesens verehren, das uns Hunger und Pest, Tod und Krankheit erleiden ließ, um uns seiner Liebe zu vergewissern; jetzt haben wir einen einzigen, riesenhaften Organismus, in dem jeder Schweißtropfen seinen Verstand hat.“ Nun ist das oberste Gesetz der Kunst — nach Holz — bisjetzt noch nicht gefunden. Nur auf dem Gebiete der Malerei kann es entdeckt werden. Ein kleiner Junge hat auf seine Schiefertafel ein Etwas gemalt, was Holz sich nicht enträthseln kann; der Junge sagt ihm: „Das ist ein Soldat“ und nun leitet Holz aus dieser Erscheinung das oberste Gesetz aller Kunst ab. Es lautet: „Kunst = Natur — x.“ „Die Kunst hat die Tendenz, wieder die Natur zu sein. Sie wird sie nach Maßgabe ihrer jedweiligen Reproductionsbedingungen und deren Handhabung.“ „Dieser Satz stößt (nach Holz) die ganze bisherige Aesthetik rettungslos über den Haufen, von Aristoteles bis herab auf Taine.“ Das ist vollkommen richtig: nie hat ein Aesthetiker bisher aus einem „Soldat“ den Weg bis zur Sixtinischen Madonna gefunden, wie Arno Holz. Nie hätten wir geglaubt, daß die heute so viel geschmähte „Aesthetik“ noch einmal völlig „verholzen“ könnte.

— Das zehnte Bändchen der „Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen, herausgegeben von C. Falkenhorst“ (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft), „Luftfahrten“, bietet viel Interessantes, das eben nicht am Wege liegt. Nach der Vorgeschichte der Aëronautik wird die erste Montgolfière beschrieben, der erste Versuch im gefesselten Ballon, die erste Luftfahrt in der freien Montgolfière; die kühnen Nachfolger und Forscher in den Lüften werden vorgeführt. Die Wirkung des Luftdrucks und im Gegensatze dazu die des Athmens in verdünnter Luft wird geschildert, welch letzterer durch Einathmung von Sauerstoff begegnet wird. Weitere Kapitel sind der Ballontechnik, der Verwendung des Ballons im Kriege, der Photographie vom Ballon und selbst vom Drachen aus und endlich dem lenkbaren Luftschiffe gewidmet. Mit diesem Bändchen wären die anziehenden und geschickten Zusammenstellungen im allgemeinen abgeschlossen; die noch ausstehenden sollen der Erinnerung an die Entdeckung Amerikas gewidmet sein.

Bibliographie.

Ahner, A., König Kreon. Trauerspiel in 4 Aufzügen. Mit freier Benutzung der „Sieben gegen Theben“ des Aeschylus, der Antigonefabel des Sophokles und einiger Motive altgriechischer Lyrik. Berlin, Vaterländische Verlags-Anstalt. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Aprent, J., Die Geschichte des Menschen. Ein Beitrag zur Begründung einer umfassenden und einheitlich abgeschlossenen Ansicht von der Welt und dem Leben. Leipzig, M. Spohr. Gr. 8. 2 M.

Bahrdt, W., Geschichte der Reformation der Stadt Hannover. Hannover, Hahn. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Gössgen, C., Rousseau und Basedow. Burg, A. Hopfer. Gr. 8. 2 M.

Jireček, C., Das Fürstenthum Bulgarien. Seine Bodengestaltung, Natur, Bevölkerung, wirthschaftliche Zustände, geistige Cultur, Staatsverfassung, Staatsverwaltung und neueste Geschichte. Wien, F. Tempsky. Lex.-8. 14 M.

Kipper, P., Ich will dem Kaiser Rede stehen! 3. Tl. Berlin, Bibliographisches Bureau. Gr. 8. 1 M.

Koch-Breuberg, F., Drei Jahre in Frankreich. Erinnerungen eines Truppenoffiziers aus dem Feldzug 1870/71 und der Occupation 1871—73. München, C. H. Beck. 8. 2 M.

Münch, W., Tagebuchblätter. Eindrücke und Gedanken in loser Aufzeichnung. Berlin, R. Gaertner. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Newton, J. R., Christus als Erzieher. Sieben Briefe an eine Dame. 1. u. 2. Tausend. Dresden, H. Minden. Gr. 8. 1 M.

Ostermann, W., Der psychologische Materialismus. Vortrag. Hamburg, Herold. Gr. 8. 80 Pf.

Reichau, H., Ursprung und Wesen der Schule. Berlin, E. Baensch jun. Gr. 8. 2 M.

Reitzenstein, J. Freih. v., Die königl. hannoversche Artillerie im Kriege 1866. Zur 25jährigen Gedenkfeier der Schlacht bei Langensalza, nach authentischen Quellen bearbeitet. Nebst einem Plane der Umgebung von Langensalza und einem Gedicht von M. v. R. Bremen. Gr. 8. 60 Pf.

Remay, Maria Ilse, Vom Herzen — zum Herzen! Gedichte. Leipzig, A. Danz. 12. 3 M.

Sattler, C., Reichsfreiherr Dodo zu Innhausen und Knyphausen, königl. schwedischer Feldmarschall. Seine Lebensgeschichte. Im Auftrage des Grafen Edzard zu Innhausen und Knyphausen bearbeitet. Mit dem Bildniß des Feldmarschalls. Norden, D. Soltau. Gr. 8. 12 M.

Sonntag, O., Wie kommt man zum Theater? Ein praktischer Leitfaden und Rathgeber für Bühnenkünstler und solche, die es werden wollen. Berlin, H. Schmidt. Gr. 8. 2 M.

Stauffenberg, D. v., Unter dem schwarzgelben Banner. Erzählungen aus dem österreichisch-ungarischen Offiziersleben. Dresden, E. Pierson. 8. 2 M.

Sturm, J., Neue Harfenklänge für Israel. Jüdische Poesien. Leipzig, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Taysen, A. v., Die äußere Erscheinung Friedrichs des Großen und der nächsten Angehörigen seines Hauses. Mit Bildnissen in Heliogravure, Lichtdruck und Holzschnitt. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 4. 6 M.

Teweles, H., Der 100. Geburtstag. Festspiel zur Grillparzer-Feier. Prag, H. Dominicus. 8. 80 Pf.

Tolstoi, Graf L., Die Bedeutung der Wissenschaft und Kunst. Aus dem Russischen von A. Scholz. Dresden, E. Pierson. Gr. 8. 2 M.

Ward, H., Fünf Jahre unter den Stämmen des Kongo-Staates. Deutsch von H. v. Wobeser. Mit Abbildungen nach Zeichnungen von H. Ward, V. Perard u. W. B. Davis. Vom Verfasser genehmigte Uebersetzung. Leipzig, C. F. Amelang. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Wehrmann, M., Aus Pommerns Vergangenheit. Abhandlungen zur pommerschen Geschichte. Stettin, M. Bosch. Gr. 8. 2 M.

Weiß, J., Kleiner Lachspiegel. Skizzen und Bilder. Leipzig, R. Werther. 8. 1 M.

Wertheimer, J., Im Süden. Von Algier nach Tunis. Wien, W. Frick. 8. 2 M.

Werther, W., Wanderbilder. Schilderungen aus der Länder- und Völkerkunde Europa's. Nach Hartwig, Kohl, Grube, Moltke, Schubert, Tschudi u. A. zusammengestellt. Leipzig, H. Oesterwitz Nachf. 8. 75 Pf.

Wigger, H., Die Monarchen kommen . . . Berlin, F. G. Fricke. 8. 1 M. 50 Pf.

Wothe, Anny, Im Klosterhof. Roman. Chemnitz, B. Richter. 8. 3 M. 50 Pf.

Zschokke, H., Humoristischer Hausschatz. Berlin, A. H. Fried u. Comp 12. 1 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von Rudolf Mosse in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

DIE KUNST IN DEN ATHOS-KLÖSTERN.

Von

HEINRICH BROCKHAUS,

Dr. philos. und Privatdocent für Kunstgeschichte an der Universität Leipzig.

Mit 19 Text-Abbildungen, 1 Karte, 7 lithographirten und 23 Lichtdruck-Tafeln.

4. Cartonnirt 20 M.

Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der kirchlichen Kunst mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln. Das Werk wird auch ausserhalb der Kreise der Kunsthistoriker und Theologen, für die es zunächst bestimmt ist, Interesse erregen. Ein Prospect ist durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsch-Ostafrika.

Geographie und Geschichte der Colonie.

Von

Fritz Förster.

Mit einer Karte von Deutsch-Ostafrika.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Zum ersten male wird hier Deutsch-Ostafrika in eingehender objectiver Weise nach Bodengestaltung, Pflanzen- und Thierwelt und Bevölkerung dargestellt und der colonisatorische Werth der einzelnen Landschaften in Verbindung mit den natürlichen Hülfsmitteln erörtert. Die beigegebene Karte ist in großem Maßstabe und sehr genau ausgeführt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ueber den Polarkreis.

Von

Th. von Bayer*.

8. Mit 5 Abbildungen und 1 Karte. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses neueste Werk der den allerhöchsten Kreisen angehörenden Verfasserin schildert eine Reise nach dem nördlichen Norwegen und verbindet damit eine auf sorgfältigen Beobachtungen und Forschungen beruhende Darstellung von Land und Leuten. Es hat deshalb ganz besonderes Interesse für alle, welche Schweden und Norwegen besuchen wollen oder besucht haben, darf aber auch andern Kreisen als anziehende Lektüre empfohlen werden. Durch die Reise des Deutschen Kaisers wird die allgemeine Aufmerksamkeit von neuem auf Norwegen gelenkt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche

von

Friedrich Bodenstedt.

Dritte Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Otto Wigand in Leipzig.

Dr. F. Wollny, Ueber den Hypnotismus. Nebst einem Anhange: Ueber die Todesstrafe nach neuem System. 32 S. Pr. 50 Pf.

Für Schriftsteller!

Ein junger Komponist sucht das Libretto zu einer Operette, auch gute Liedertexte sind erwünscht. Anfragen sind bis 30. September u. M. 3684 an Rud. Mosse, Leipzig, zu senden.

Verlag v. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Supplement zu Stanley Im dunkelsten Afrika

JEPHSON-STANLEY

EMIN PASCHA und die Meuterei in Aequatoria

Mit 48 Abbild. und 1 Karte.
Geh. 9 M. Geb. 10 M.
Auch in 18 Lfgn. à 50 Pf.

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel Dresden
UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten durch unsere Plakate kenntlichen Apotheken, Conditoreien, Colonialwaaren-, Delicatess-, Drogen- und Spezial-Geschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 23. Juli 1891.

Auf neuen und alten Bahnen.

1. Neues Leben. Moderner Roman von Kurt Grottewitz. Berlin, Lehmann. 1891. 8. 3 M.

Der junge Dr. phil. Horst Roemlitz ist mit dem Leben und Treiben der Gegenwart höchst unzufrieden. Er findet es veraltet, überholt, zum großen Theile auch unsittlich, weil es in so vielen Stücken nicht auf „natürlicher Grundlage" beruht. In seinen Anschauungen und Ueberzeugungen steht er also zu den Mitlebenden im Gegensatze; er fühlt sich als moderner Mensch, frei von Vorurtheilen; er glaubt aber auch, die Zeit sei reif, das bisherige Leben aufzulassen und ein „neues" zu beginnen, mit neuen Formen und mit „neuen Idealen". Er sieht in sich den Zukunftsmann und empfindet „eine unendliche, zehrende, das Herz zusammenpressende Sehnsucht" nach dem „Zukunftsweibe", dem „guten ebenbürtigen Lebenskameraden, der mit ihm kämpfte und tollte und mit ihm ginge durch Dick und Dünn".

Dr. Horst Roemlitz hat Glück. Er findet dies „Zukunftsweib" und zwar entdeckt er es in einer Vorlesung des (einst züricher) Universitäts-Professors Dr. Wilhelm Wundt. Da sitzt das „Zukunftsweib" mit „kurzgeschnittenem Lockenhaar" in der letzten Bank als eifrige Zuhörerin der Vorlesungen über die Unfreiheit des Willens. Und Dr. Horst Roemlitz setzt sich neben das „Zukunftsweib". Bewundernd betrachtet er es „mit einzelnen, schnell zur Seite gewandten Blicken". Stirn, Augen, das ganze Gesicht gefallen ihm ausnehmend:

> Besonders die Nase beschäftigte ihn lange. Das war keine Nase, wie die Maler sie malen, keine Backfischnäschen, kein Trotznäschen und auch nicht die gelangweilte, fiebernde Nase der schönen, reichen Damen des Salons, nein das war die Zukunftsnase (sic!).
>
> Ueber diese feste, feine, scharfgeschnittene Zukunftsnase wollte Horst noch einige allgemeine und gute Bemerkungen anknüpfen; indessen vergaß er dies Thema flugs wieder, als er einen Blick auf ihre Ohren warf.
>
> Keine Ohrringe! sagte er sich fröhlich. Gut, liebt also die barbarische Sitte von Hals-, Ohren- und Nasenringen (sic!) auch nicht.

Horst setzt seine Musterung fort; er kommt zu einem Ergebnisse, welches ihn durchaus befriedigt. „Das dunkelblaue, geschmackvoll gearbeitete Kleid" war „gar herrlich geeignet, die ganze Schlankheit, Straffheit und Anmuth ihres Körpers hervortreten zu lassen". Die Vorlesung nimmt ihr Ende; Horst findet Gelegenheit, der jungen Dame seine Begleitung anzubieten. Sie heißt Frieda Elnert. Mit dem Aelternhause hat sie sich zufolge ihrer Anschauungen überworfen. Diese Anschauungen stimmen vielfach mit denen Horst's überein. Und das gibt Veranlassung zur gegenseitigen Aussprache. Horst erzählt ihr,

> wie ihn das moderne Leben bestrickend umfange, und wie er jage und renne, das Neue zu erobern. Aber nirgends sei etwas, wofür man sich recht erwärmen könne. Da kämpfe man gegen allerhand Götzen, Willensfreiheit und Unsterblichkeit, als wenn es dagegen noch des Kampfes bedürfte. Ueberall bekrittele man das Alte, doch nirgends schaffe man das Neue. Zerstörung der alten Ideale, das sei der Kernzug der Zeit.
>
> Und er gerieth ins Feuer, denn die Sache griff an sein Herz, und sie richtete von Zeit zu Zeit ihre dunkeln Augen auf seinen Mund, und ihre Brust hob und senkte sich.
>
> Und er fuhr fort:
>
> Ja, der Realismus herrscht überall, in Kunst, Literatur, Wissenschaft und Leben. Und woher kommt er? Ha, man glaubt an das Alte nicht mehr. Die alten absolutistischen Ideen und Ideale haben ihren Werth für die Gegenwart verloren; man spottet über sie, man bekrittelt, verachtet, zerstört sie.
>
> Und überall, wo zerstört wird, da geht es derb, natürlich (sic!) und roh her. Die Leute mit den derben, brutalen Fäusten kommen obenauf und triumphiren. Die Roheit, die Häßlichkeit, die Conradi und Alberti herrschen in solchen Epochen!
>
> Aber warten Sie, jetzt kommt die Zeit des Bauens, des positiven Schaffens, und neue Ideale werden sich erheben aus dem

Schoße der Naturwissenschaft, neue Schönheiten tauchen auf, und unbekannte herrliche Gefühle werden die Schaffenden begeistern. Es kommt nach der Epoche der Nüchternheit die Zeit des Rausches.

Frieda hört diese Prophezeiungen mit wachsender Begeisterung an. Man trennt sich, mit dem gegenseitigen Wunsche und Vorsatze, sich bald wiederzusehen und das anregende Gespräch fortzusetzen.

Horst fühlt sich von dem Leben, welches er bisher geführt hat, angeekelt. Noch einmal, zum letzten male hält er eine Zusammenkunft mit einer Geliebten, der „kleinen blonden Anna", deren Gesicht den „Idealtypus der Confectioneuse und Maitresse" darstellt; dann verabschiedet er mit dem Mädchen das „alte" Leben für immer. Er will die „neuen Gedanken", die ihn beseelen, in That umsetzen; er will ein „neues Leben" beginnen, sollte dies auch im strengsten Gegensatze zu dem stehen, was man sonst für schicklich hält. Die bisherige Ethik ist eben in seinen Augen falsch. Ueber die „neue Ethik", über die „neuen Ideale" u. s. w. aber spricht er sich gelegentlich eines Spaziergangs, den er an einem Sonnabend Nachmittage nach einem Besuche bei Frieda mit ihr unternimmt, folgendermaßen aus:

Das ist das Unglück, daß wir noch in den alten Anschauungen erzogen sind; die Gefühle des alten Lebens stecken uns noch zu sehr im Blut. Das ist die schlimmste Tragik des modernen Menschen, daß er das Neue theoretisch erfaßt und doch vielleicht niemals praktisch erreichen kann. O, jetzt begreife ich so recht das Wort des jüdischen Philosophen Jesus von der Wiedergeburt. Ja, wir müssen aus der alten Welt zum neuen Leben wiedergeboren werden, wir müssen mit all unserm Gefühl, Wollen und Thun in die neue Welt hinüberspringen. So wie damals Jesus und Paulus und die andern Stifter der jetzigen Welt das heidnische Leben ganz aufgaben und den christlichen Wandel begannen, so müssen wir uns das christliche Blut aus unsern Adern fließen lassen und dieselben mit dem Blute der neuen Welt Darwin's und der übrigen Begründer der beginnenden Entwickelungsära erfüllen.

Und ja, das will ich, das will ich versuchen, ein neues Leben beginnen, ein Leben für das Neue. Denn der einzelne muß anfangen, und wir Gebildeten der Welt, wir haben die Pflicht, ein Beispiel zu geben zur Nacheiferung.

Es leuchtet mir jetzt klar entgegen, dieses neue Leben, ganz klar, das große Ideal ist jetzt gefunden, es heißt Menschheitsdienst, die geistig-physische Höherentwickelung der Menschenfamilie. Ja, das ist das größte Ideal, alle andern werden sich daraus ergeben. Wir wollen nicht mehr die Menschheit nach einem Uranfangsstadium, nach einem Paradies zurückführen, sondern wir wollen sie zu einem immer höheren, tüchtigeren Weltgeschlechte züchten und fortbilden. Die Gesetze der Zuchtwahl geben uns die Normen an, wie diese höhere Entwickelung erreicht wird. Alles Krankhafte, Untaugliche, Unthätige soll vom sittlichen Urtheil der Zukunftsmenschen als schlecht verworfen werden, und alles, was gesund, lebenskräftig, schaffenslustig ist, das soll als das Gute gefeiert und gepriesen werden. Vor dieser Anschauung wird die alte Moral mit ihrer Unterscheidung von gut und böse, mit ihrer Erhebung des Schwachen, Kranken und Mönchischen dahinschwinden.

Diese neue Ethik will ich praktisch durchführen; ich will sie im Leben anwenden.

Zu dieser „neuen Ethik" gehört auch eine „neue Liebe", nicht mehr die „alte, unpersönliche, dumme, altfränkische Liebe", sondern die „moderne, persönliche Kameradschaftsliebe". Die Kameradschafts l i e b e muß naturgemäß zu einer „sittlichen, persönlichen Ehe, einer vollen Kameradschafts e h e" führen, die aber weder mit der Kirche noch mit dem Standesamte etwas zu thun haben darf. Der Kernpunkt des „neuen Familienlebens", meint Horst, liege darin, daß die Ehe künftighin „ein sittliches Verhältniß wie die Freundschaft" sein solle, „das aufhöre, wenn die Liebe aufhöre, sowie ein Freundesbund aufhört, wenn die Freundschaft aufgehört".

Um es kurz zu machen: Horst und Frieda schließen eine solche „Kameradschaftsehe". Und zwar beginnt diese „neue sittliche Ehe" seltsamerweise im „Rausche der Leidenschaft" gelegentlich der Rückkehr vom Spaziergange auf einem „reizenden Grasplätzchen". Die „Leiber" des „Zukunftsmannes" und des „Zukunftsweibes" werden nach einem kühnen Versuche Frieda's über eine Hecke zu steigen, von wachsendem „unendlichem, übermächtigem Schauer" durchhaucht, und der Verfasser erzählt die Scene, wie sich die Liebenden „in süßer Herzlichkeit und naturgewollter Kameradschaft" umarmen, nachdem Horst „endlich männlich fest und verwegen" wurde, in einer Weise, welche bezeugt, wie viel der deutsche Schriftsteller an Sophistik zugelernt hat, seitdem Schlegel in der „Lucinde" Lüsternheit als Culmination der Sittlichkeit darstellte.

Die beigebrachten Auszüge dürften reichlich gezeigt haben, welchen Geistes die „neuen Menschen" des Verfassers sind, und wie das „neue Leben", das er so hochzustellen scheint, beschaffen ist. Absichtlich wurde dem Autor in so ausführlicher Weise das Wort gelassen; der Leser möge sich aus dessen eigenen im Zusammenhange gebotenen Worten das Urtheil bilden. Dem Recensenten will es scheinen, als ob Kurt Grottewitz immer und immer in jenen Fehler verfalle, den der Volksmund sprichwörtlich als Ausgießen des Kindes mit dem Bade bezeichnet. Kein Zweifel, daß unsere modernen Verhältnisse in vieler Hinsicht ungesund sind; kein Zweifel, daß viele Ehen unsittlich sind, trotzdem weder von Seite der Kirche noch von der des Standesamtes das Geringste gegen sie eingewendet werden kann; kein Zweifel endlich, daß Tendenzen und Ziele der gegenwärtigen Epoche einen negativen Charakter tragen. Darf man aber deshalb, wie der Verfasser thut, behaupten, daß alle Zustände corrupt, alle Ehen „nichts als Prostitutionsanstalten" sind; darf man die gegenwärtige Zeit socialer und literarischer Gärung als abgeschlossen erachten, darf man die Behauptung aufstellen, die Ideale seien abgebraucht und nichts mehr nütze? Von der Kühnheit dieser letzteren These sei abgesehen; was will Grottewitz an Stelle der bisherigen höchsten Ziele künstlerischen und socialen Strebens stellen? Menschheitsdienst! Man traut seinen Augen und Ohren nicht! Ist das wirklich ein neues Ideal? Strebten nicht alle großen Geister, mochten sie welcher Nation immer angehören, auf welchem Gebiete immer thätig sein, im Sinne dieses Ideals, welches nicht neu, sondern so alt ist, wie die Menschheit selbst?

Dieses Ideal als etwas Neues hinstellen, heißt eben dasselbe thun, wie wenn jemand behaupten wollte, das alte Einmaleins tauge nichts mehr; er aber habe die neue Entdeckung gemacht, daß 4 × 7 = 28 und 7 × 9 = 63 sei. Und wohin würde die Gesellschaft kommen, wenn die „Kameradschaftsehe“ von Horst praktisch durchgeführt würde! Mann und Frau sollen sich trennen, wenn sie keine Liebe mehr füreinander empfinden: das mag eventuell gut ausgehen, wenn die Entfremdung gleichzeitig bei beiden eintritt. Wie aber, wenn die Liebe nur im Herzen des oder der Einen aufhört, und dieser Theil ohne weiteres die Ehe verläßt, wie es Frieda im Verlaufe der „Kameradschaftsehe“ auch wirklich thut, wenn auch nur für kurze Zeit, im „Wahnsinn“? Und wie wird es Kindern wie dem armen Fritz ergehen, welcher aus der vom Staate nicht anerkannten „Kameradschaftsehe“ entsprossen ist? Es ist ja gewiß löblich, an Stelle des Unklaren Bestimmtes setzen zu wollen. Wer aber als Prophet eines neuen Lebens in die Welt schreiten will, darf nicht mit gewiß gutgemeinten, aber kindlichen Projecten vor das Publikum treten. Thut er dies doch, dann muß er es sich gefallen lassen, wenn man solches Gebaren unter Umständen als Product unklaren Denkens oder Aeußerung eines unberechtigten, überhebungsvollen Selbstgefühls bezeichnet. Und in der That, schon die Verse, welche als Leitspruch auf dem Titelblatte stehen, muthen seltsam an:

Ich lasse das Alte ganz dahinten
Und will ans Jetzt mich nicht mehr binden:
Es gilt die Epoche zu überwinden,
Zur neuen Schönheit den Weg zu finden.

Es ist Herrn Grottewitz dringend anzurathen, doch noch lieber behufs eingehenden und fleißigen Studiums zu den von ihm so verachteten Alten zurückzukehren. Er wird z. B. bei einem gewissen Friedrich von Schiller durch eifrige Lektüre immerhin noch etwas lernen können, und wäre es nur die Empfindung dafür, daß schlechte Verse wie die obigen schwere Versündigungen sind; er wird von einem gewissen Wolfgang von Goethe durch wiederholtes Studium die Ueberzeugung erlangen, daß man auch mit dem Blicke auf das Ideal der „alten“ Schönheit Unsterbliches zu schaffen vermag. Er wird dann auch erfahren, daß selbst die tönendsten, kühnsten Phrasen platte und falsche Gedanken nicht in werthvolle Geistesperlen verwandeln können, daß der Wortschatz der deutschen Sprache reich und groß genug ist, um auf absonderliche, geschmacklose Wortbildungen und Wort- und Satzverbindungen — wie z. B. „zweisame Gesellschaft“ (S. 71), „naturgewollte Kameradschaft“ (S. 70), „seine ganze Kraft wollte er anstrengen, überwältigend, bethörend, unheimlich, abgrundschwindelnd [sic!]“ (S. 179) — Verzicht leisten zu können.

Herr Kurt Grottewitz ist noch jung; bei all den Fehlern, welche seinem Buche in Rücksicht auf Inhalt wie auch Form anhaften, spricht aus dem Ganzen ein ehrlicher Wille, ein anerkennenswerthes Streben. Möge es ihm gelingen — wenn auch in anderem Sinne, als er es meint —, die Epoche zu überwinden, nicht so sehr die Zeitepoche, sondern die eigene Entwickelungsepoche, in der er selbst mit seinem Buche steht, möge er den Weg zur „alten“ Schönheit suchen und finden; dann erst wird er Werthvolles zu schaffen vermögen.

Im schroffsten Gegensatze zu dem „modernen“ Romane von Grottewitz steht das Buch:

2. Aus Dorf und Wald und Schloß. Drei Novellen von Villamaria. Berlin, Gebr. Paetel. 1891. 8. 4 M.

Es enthält eine Dorfgeschichte: „Sein Münd'l“, eine Waldgeschichte: „Adam und Eva“, und eine Schloßgeschichte: „Ohne Inschrift“. Gemeinsam ist allen drei Erzählungen eine schlichte und dabei doch künstlerisch vornehme Darstellung, welche bei aller Einfachheit ergreifend zum Herzen spricht und in süßem Wohllaut harmonisch dahinfließt. Der innere Gehalt der Erzählungen ist verschieden. In der Dorfgeschichte idealisirt die Verfasserin ihre Menschen, doch so, daß sie der Wirklichkeit recht nahe bleibt, in der Waldgeschichte schlägt sie zarte rührende Märchentöne an; die Schloßgeschichte ist in ihren Voraussetzungen wie in der Entwickelung selbst unwahrscheinlich, in einzelnen Charakteren geradezu verzeichnet, wiewol die Erzählung auf den Leser durchaus den Eindruck des wirklich Möglichen machen soll. Villamaria ist eine feinsinnig veranlagte Künstlernatur, welche überall da, wo sie ihrer Phantasie frei folgen darf, bei einfachen Stoffen Vortreffliches zu leisten vermag. Das Idyll gelingt ihr, wie nicht bald jemandem; die Netze des Intriguenspieles vermag sie nicht zu schlingen; sie selbst verstrickt sich in den Fäden und ist außer Stande loszukommen. Gern lassen wir uns von der Sage hinwegtäuschen über die rauhe Wirklichkeit des Lebens; wir haben nichts dagegen, daß uns derbe Bauerngestalten in abgemilderter Weise vorgeführt werden; wir verzeihen sogar, wenn freundliche Kunst die dunkeln Schatten des Lebens nur zart andeutet und auf helle Seiten wärmeres Licht fallen läßt; aber wir müssen uns weigern, wenn wir kalte Berechnung, die den Frieden eines guten edeln Menschen zerstört, als etwas kindlich Harmloses auffassen sollen; wir können einen Mann, der, sei es auch aus Liebe zu seinem Fürsten, einen gemeinen Meuchelmord verübt, nicht achten: all das letztere und noch mehr verlangt Villamaria von dem Leser der „Schloßgeschichte“. In dem Kreise, welcher der Verfasserin durch ihre natürliche Charakter-Veranlagung gezogen ist, leistet sie Liebenswürdiges und Vortreffliches; verläßt sie seinen Zauberbann, dann wird es ihr auch in Zukunft kaum besser ergehen wie diesmal.

Auf guten „alten“ Bahnen bewegt sich auch das Buch:

3. Ein stolzes Herz. Roman von Robert Byr. Jena, Costenoble. 1891. 8. 5 M.

Die Heldin ist ein vortrefflich gezeichnetes Mädchen, welches schweren, ihre jungfräuliche Ehre verletzenden Ver-

dacht auf sich ruhen läßt, um die verheirathete Schwester vor Schmach zu retten. Die Erzählung ist spannend vom ersten bis zum letzten Worte; geschickt im Aufbau weiß der Verfasser die Gewitterwolken, welche verderbendrohend über dem Schicksale seiner Gestalten aufziehen, im rechten Augenblicke zu zerstreuen und ohne Kunstmittel versöhnenden Abschluß zu bieten. Der Dialog ist ein besonderer Vorzug des Romans; er ist beredt, geistvoll und natürlich. Leider fehlt der Erzählung eins: ein tieferer ethischer Gehalt. Die Vorgänge sind insgesammt mehr äußerlicher Natur; sie entspringen nicht wirklich verinnerlichten Motiven; in ihrer Darstellung hinterlassen sie deshalb bei dem Leser keinen nachhaltigen Eindruck. So ist die Trägerin der Handlung eine interessante Persönlichkeit, aber ihre kalte Tugend spricht nicht zum Herzen. Der Roman bietet vorzügliche Unterhaltungslektüre; ein Familienbuch ist er nicht.

Wohlbekannte Wege betreten wir in dem Bande:

4. Zu spät. Die Kartenschlägerin. Novellen von Leopold von Sacher-Masoch. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. 1891. 8. 4 M.

Ohne Zobel und Hermelin geht es nun einmal nicht bei Sacher-Masoch. Von beiderlei Pelzwerk gibt es denn auch in den zwei Novellen die Hülle und Fülle. Das würde man schließlich mit in Kauf nehmen, wenn nur die Erzählungen selbst gleichwerthig wären. Aber der ausgezeichnet beanlagte Verfasser, der so manches Prachtstück von bleibendem Werthe geschaffen hat, ließ in diesem Buche seine Feder fleißig, jedoch ohne einem unwiderstehlich treibenden Schaffensdrange zu genügen, über die weißen Blätter gleiten, und was dabei herauskam, trägt den entsprechenden Stempel ziemlich werthloser Vielschreiberei. Manch vortrefflicher Gedanke, manche bezaubernde Einzelheit tritt aus dem rasch Hingeworfenen hervor, als Zeuge dessen, was Sacher-Masoch noch heute zu bieten vermöchte, wenn er ernsthaft und künstlerisch schaffen wollte, und zugleich als Anklage, weil er dies fast gar nicht mehr thut. Ueber die Hohlheit der Erzählungen vermag auch der äußere Aufputz nicht hinwegzutäuschen; was soll uns in der ersten Novelle eine seitenlange astronomisch-populäre Auseinandersetzung über die Frage, ob der Mars bewohnt ist; was soll uns in der zweiten die langwierige und zum großen Theile auch ermüdend langweilige Beschreibung der Hoffeste in Wien zur Zeit des Congresses! Ein Schriftsteller wie Sacher-Masoch müßte nicht zu so armseliger, leicht beschaffbarer Seitenfüllung seine Zuflucht nehmen. Wer viel aus Eigenem geben kann, soll keine bettelhaften Anleihen machen.

Ein Buch allerschlimmster Sorte ist:

5. Im Hause Willkem. Roman von L. Smreker. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. 1891. 8. 4 M. 50 Pf.

Ein entsprungener Züchtling spielt die Hauptrolle. Er stellt der Frau eines Millionärs nach, der ihn, durch seine Gentleman-Manieren bestochen, zu seinem Secretär gemacht hat. Der Secretär erschießt meuchlings seinen Herrn, fälscht ein Testament, wodurch er die Gattin des Gemordeten zur Universalin-Erbin macht und verlangt nun deren Hand. Aber glücklicherweise entlarvt ihn eine Freundin der bedauernswerthen Frau, ein junges Mädchen, das zufällig auf Besuch kommt. Im Zimmer dieses jungen Mädchens hat der Verbrecher vor Jahren seine Fesseln abgestreift und die Flucht ergriffen. Und diese Fesseln, welche das Fräulein „zufällig" — man höre und glaube es — bei ihrem Besuche in der Tasche hat, zwingen den Zuchthäusler, seine Identität zuzugeben. In solchen Unwahrscheinlichkeiten geht die Geschichte weiter. Schattenhafte Gestalten, die alles sind, nur keine Charaktere, eine krankhafte Sucht nach sensationellen Effecten, Mangel jeden Gefühls für Wahrheit und Natürlichkeit, Geschraubtheit des Dialogs, uncorrecte oft verworrene Ausdrucksweise: das sind die Eigenschaften dieser Fabriksarbeit. Es wäre schade, ein weiteres Wort über sie zu verlieren.

Siegfried Lederer.

Zur Frauenfrage.

1. Präludien und Phantasien. Die Zukunft der Frau, zweite vermehrte Auflage. Von Meta von Salis-Marschlins. München, Buchholz u. Werner. 1891. 12. 2 M. 50 Pf.
2. Die Libertad. Novelle. Zürich, Verlags-Magazin. 1891. 8. 1 M.

Die Frauenfrage ist nachgerade in ein Stadium getreten, das sie zu einer brennenden macht. Aus dem allgemein auflodernden Freiheitsgefühle, aus dem modernen Princip ist sie herausgewachsen und nun eine Macht geworden, gegen die ein Widerstand unnütz, umsomehr als dieser Macht auch Recht und Wahrheit zur Seite steht. Es ist ein Kampf gegen den herrschenden Altruismus, der mit einem sittlich freien vertauscht werden soll. Man hat die Frauenbewegung „cynisch" genannt — nun wohl, sie ist es, aber nach der prächtigen Erklärung F. von Vischer's, welcher sagt: „Der Cynismus ist ein Kampf der Gesundheit und Sittlichkeit gegen Verbildung und ihre Verdorbenheit." Dieser Vischer'sche Satz ist in seiner scharfen Kürze und Klarheit eigentlich die beste Kritik der beiden Bücher, die mir heute vorliegen. Auch sie wollen die Verlogenheit und Corruption vernichten, wollen Wahrheit und Freiheit an ihre Stelle setzen.

Ich habe letzthin in Nr. 13 d. Bl. gelegentlich der Besprechung ihres Romans „Die Schutzengel", Meta von

Salis-Marschlins in großen Zügen charakterisirt. Heute ist es mir möglich, dieser Charakteristik noch einige feine, aber sehr bezeichnende Striche hinzuzufügen, welche ihre Auffassung der Herkunft der Frau, Striche, welche die Dichterin betreffen. Das Gute, was ich damals gesagt, ist hier voll aufrecht zu halten — das Tadelnde, hauptsächlich das Zuwenigmenschsein, das tendenziös Schablonenhafte der Figuren betreffend, fällt in der Dichtung „Präludien und Phantasien" (Nr. 1) weg. Poetische Reflexionen und Ideen, eine hervorragend persönliche Figur im Mittelpunkte, klar geschaute Naturbilder — da war keine Gelegenheit geboten, Menschen in Tendenzen aufgehen zu lassen. Wo die Gelegenheit geboten war, hat die Dichterin, als feinfühlige Dichterin eben, die Form der Allegorie gewählt.

Es steckt ein gut Theil Biographie in dem Büchlein, das die Freiheit der Frau, die Gleichstellung, Gleichberechtigung der Geschlechter bezweckt. Unerschrocken, muthig geht die Dichterin auf ihr Ziel los, sie reißt rückhaltlos, rücksichtslos, von edlem Wahrheitsmuthe entflammt den conventionellen Schleier herab, sie zeigt die nackte Wahrheit, die nackte, also die sittliche, echt menschliche, menschenwürdige. Sie zeigt die unmoralische Gegenwart und die moralische Zukunft. Ich setze, behufs Charakteristik ein bezeichnendes Bild hierher:

Zu Dutzend malen blick' ich in der Nacht,
Die schweigend um mich brütet, nach der Stadt.
Der ganze, prächtige Lung' Arno hat
Sein traulich helles Lichtermeer entfacht,
Gespenstisch spielt der Schimmer in der Flut
Mit Wasser, Feuer; zitternd wogt das Naß;
Regt sich der Gegenelemente Haß?
Verstehn sie sich als Freunde lieb und gut?
Ein Schweigen rings! Wenn man es jetzt nicht wüßt',
Daß in der Finsterniß der Schrecken schleicht,
Die Welt und ihres Thuns vergäß' man leicht,
Wie einer Schuld, die endlich abgebüßt.
Doch so — wie wär' es, wenn die Mauer fiel,
Die Haus um Haus umhegend, auch versteckt,
Was sich an Frevel in den Winkeln reckt
Und wie Verbrecher treibt sein blutlos Spiel?
Den Dieb und Mörder ahndet das Gericht,
Ihn sucht es auf, an seine Ferse hängt
Des Häschers Furcht sich, seine Flucht bedrängt
Das erste scheue, fahle Morgenlicht.
Sie mein' ich nicht, die schon verurtheilt gehn
Vom Forum jeder staatlichen Gewalt.
Das Unrecht, das ein braver Bürger prahlt,
Das Männer sich mit Lachen zugestehn,
Das tritt mir grausig vor die Phantasie,
Wenn mich die Nacht ans offne Fenster lockt,
Und bis das Blut in meinem Hirne stockt,
Berechn' ich Satz um Satz der Lotterie.
Was setzt der Mann? das Mädchen? Jener nichts,
Sie alles, ach das nackte Leben oft,
Weil eine Mutter sie zu retten hofft
Durch Theilung eines schmählichen Gewinns.
Weil sie verhungert, weil sie kalt und bloß
Im Dunkeln steht, weil ihre Sinne wirr
Geworden im Tumult, weil in die Irr'
Sie einmal ging und man die Thüre schloß,
Die Gitterthür zurück ins Paradies;
Weil heimatlos sie eines Heims verlangt;
Weil ungeliebt sie nicht vor Liebe bangt,
Weil sie verloren, weil man sie verstieß.
In seines weichen Bettchens Kissen träumt,
Dieweil der Sturmwind um die Fenster tost,
Ein einzig Kind, von Mutterlieb' umkost,
Von Mutterlieb', die zärtlich überschäumt,
Wenn luftvoll sie den Schlummernden erblickt,
Des Vaters Abbild, und für den Gemahl
Fleht heiß die Frau um Güter ohne Zahl,
Eh' selber sie zur Ruh' zu gehn sich schickt.
Du bist so schön; wie? wärst du nicht auch fromm
Und dem Geliebten thät'st du nicht genug?
Er spricht es schmeichelnd und berührt im Flug
Die Wang' im Kuß und bittet: „Kleine, komm,
Ich hab' ein traulich Stübchen für uns Zwei,
Wein, Kuchen, Feuer, ein behaglich Bett;
Hier ist's verdrießlich, drinnen hell und nett
Und morgen früh da bist du wieder frei."
Nur 16 Jahr, von Kindheit an verwaist,
Schön wie ein Bild, von Rafael erdacht,
Nicht Dach noch Fach in fremder Stadt zur Nacht —
Wer weiß, wer hat erfahren, was es heißt?
Sie folgt, sie trinkt; ihr Wangenroth erglüht,
Und später hat sie schallend aufgelacht.
Am Morgen ist sie fragend dann erwacht
Und bald, ach bald in wüster Lust verblüht.
Er lächelt matt; sein Kind, sein junges Weib
Erfreut er mit der Gaben Ueberfluß.
Verführung und Verrath bringt ihm Genuß.
Frau oder Dirne nur ein Zeitvertreib!
An solches denkend blick' ich in die Nacht
Und sie belebt sich bald gespenstisch wild.
Und weist des Lebens wüstes Jammerbild.
Oft hat es mich um meinen Schlaf gebracht.

Ich habe dies ziemlich lange Citat hierher gesetzt, weil es die Eigenart, die Kraft und Fülle der Idee, den gesunden Wirklichkeitssinn und die poetische Feinfühligkeit der Dichterin gut wiedergibt. Ich würde auch gern noch die prächtige, die Moral ziehende Schlußdichtung hierhersetzen, wenn das nicht zu viel Raum wegnähme. Auf dieselbe besonders hinweisen will ich auch nicht, denn das ganze Buch ist ebenso lesenswerth wie sie. Ich habe die Bücher des Frl. Dr. von Salis-Marschlins mit allergrößtem Interesse gelesen, weil sie fern von allem Feminismus sind, weil in ihnen der männliche Geist einer Frau glüht, weil sie edel und kerngesund sind und eine Frage behandeln, deren baldige, endgültige Lösung im Interesse der Menschheit liegt.

Nicht minder entschieden vermag ich einzutreten für „Die Libertad" (Nr. 2), die Novelle einer ungenannten Verfasserin, und noch dazu einer solchen, die auf dem Gebiete der Frauenfrage Werke von bleibender, hoher Bedeutung geschaffen. Es ist nicht indiscret, wenn ich meine Vermuthung ausspreche, da es eben nur eine Vermuthung ist, für die mir kein Beweis zur Seite steht als der, daß ich gerade die Schriften und auch die kleinsten dieser Dame mit besonderm Interesse studirt, um ihre kräftig-

herbe Eigenart in vorliegender Novelle wiedergefunden zu haben meine: Irma von Troll-Borostyáni. Wie dem aber auch sei, „Die Libertad“ ist ein ganz prächtiges Büchlein, voll echten Ernstes, kraftvollen Empfindens, klaren Blicks, moderner Ideen. Es ist eigentlich keine Novelle, wenn man den alten Schulbegriff Novelle anerkennt, — es ist ein aus mehrern kleinen Skizzen einheitlich geformtes, tendenziös gefärbtes Bild. Ich habe andernorts den Begriff des Genrebildes in der Malerei als socialen Sittenbild, mithin Tendenzbild, genau bestimmt; nun, derartige Werke, wie das vorliegende, könnte man füglich Genrebilder nennen. Der Ausdruck Novelle, Roman ist in gewissem Sinne überlebt, er paßt nicht mehr für den neuen Zug, der in diese Werke, wie überall hin gekommen. Drei gleichgestimmte Frauen und ein Mann, der Gatte der einen, besprechen ihre Lebenserfahrungen, ihre Anschauungen, Zwecke und Ziele. Es sind drei „Emancipirte“ — ein Ehrenname, der jetzt noch Spottname ist, — d. h. nur bei denen, die kein Gefühl für das Wahre, sondern Furcht vor demselben haben, bei denen, die die Gleichberechtigung der Frau nicht wollen. Und das ist leider noch die Mehrzahl. Noch — aber nicht lange mehr. Die Verfasserin legt ihre Anschauungen und Ideen diesen drei Frauen in den Mund, auf deren Seite auch ganz der Advokat, „der nie eine Maitresse gehabt“, steht. Phil, Charlotte, Anne-Marie, — das sind Figuren aus einem Gusse. Mit ein paar Strichen stehen sie da:

Die rüstige, junge Frau war eine Zeit lang zwischen Tannen dahergeschritten, die ihre Wipfel vereinigten und eine stille, grüne Kirche bildeten. Da plötzlich that sich eine Lichtung auf, in die Enge schaute unvermittelt ein ferner, hoher Berg und in das Dunkel helle Sonne. Als ob diese Erscheinung ihre innersten Gedanken ausspräche, blieb die Wanderin stehen, die Augen fest auf jenen Berg gerichtet, mit einem Blick voll Sehnen, Trotz und Kraft; bis ein herber Schmerz sie an der Kehle faßte, und sie am liebsten laut aufgeschrien hätte und sich zu Boden geworfen. Aber sie that's nicht; es war ihre Art, die Etikette auch vor sich selbst aufrecht zu erhalten; die ganze Frau aber, vom Wirbel bis zur Zehe, war gespannt in diesem Kampfe mit sich selbst, bis ihr zuletzt, wie Tropfen Herzblut, die Worte von den Lippen kamen: „Ich soll nicht bitter sein? Wißt ihr denn, was es heißt, sein Bestes sterben fühlen und noch lächeln sollen?“ Noch eine Minute, während sie wieder Herr über ihren Körper wurde, und sie ging weiter mit jenem steten Schritt, der allein sie über Schwierigkeiten des Lebens weggetragen, und ohne ein anderes Wort, als bis sie angesichts der Villa stand. Da ging ihr ein fröhliches Lächeln über das Antlitz, und freudig wiederholte sie den Namen: Libertad.

Ist das nicht ein scharf umrissenes, charakterisirend prächtiges Bild?

Auch dies Buch ist ein Beweis, daß das moderne Princip auf allen Gebieten Kraft und Fülle gewinnt; zudem ist es schlicht und einfach, aber edel und ideenreich. Ich muß es als Pflicht der Frau hinstellen, diese Bücher zu lesen, — denn jede Frau hat die Pflicht gegen sich selbst, darüber nachzudenken, zu wissen, was sie eigentlich ist und in der Welt bedeutet — erst dann wird sie wahrhaft Frau sein. Und dazu verhelfen die beiden hier besprochenen Bücher, die ich nochmals wärmstens und eindringlichst empfehle.

Hans von Basedow.

Zur Psychophysiologie.

Der geniale Mensch von Cesare Lombroso. Autorisirte Uebersetzung von M. O. Fraenkel. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1890. Gr. 8. 10 M.

„Der geniale Mensch“ ist eine neue Auflage des frühern Werks „Genie und Irrsinn“ und unterscheidet sich von demselben durch eine durchgreifende Aenderung. Der berühmte Psychiater bekennt sich in dem vorliegenden Werke, welches durch die Wucht des gesammelten Materials überwältigt, zu der vorher in entschiedenster Weise von ihm zurückgewiesenen Behauptung, daß das Genie auf einer Psychose beruht. Wohl war er schon früher in der Lage, mehrere Entartungsmerkmale beim Genie zu entdecken, welche als Grundlage und Kennzeichen für fast alle erblichen Geistesstörungen dienen; aber die übertriebene Ausdehnung, welche die Degenerationstheorie damals erfuhr, und noch mehr der zu unbestimmte Charakter, welcher ihr aufgeprägt ward, flößten ihm ein gewisses Mistrauen ein. Die neuern Forschungen haben jedoch ergeben, daß die Natur jede Ueberhebung über die Natur rächt. Wie die Riesen für ihre Höhe mit Unfruchtbarkeit und mit verhältnißmäßiger Verstandes- und Muskelschwäche büßen, so sühnen auch die Geistesriesen ihre übermäßige Geisteskraft durch Entartung und Geisteskrankheit. Wenn man in das Leben einer großen Zahl hervorragender, bahnbrechender Personen einen genauen Einblick hält, so findet man in ihrem geistigen Gebaren etwas Mangelhaftes, Krankes, Pathologisches, wodurch sie den Geistesgestörten nahe rücken. Sie haben fixe Ideen, Vorurtheile, Angewöhnungen, Mangel an moralischem Gefühl, doppeltes Bewußtsein, Lücken im Denken, mitunter Hallucinationen und Wahnvorstellungen. Stolz, Empfindlichkeit, reizbares Temperament, Furcht sind Seelenzustände, welche bei ihnen bisweilen einen hochgradig krankhaften Anstrich bekommen. Das sind geistige Flecken an ihnen, welche, wenn es ihnen auch gelingt, sie zu verheimlichen, doch bei ihren Nachkommen in starkem, erschreckendem Maßstabe zu Tage treten. Eine Frau sollte sich daher besinnen, aus Eitelkeit den Sohn eines berühmten Mannes zu heirathen. Sie thäte im Interesse der Gesundheit ihrer Kinder besser, mit dem Sohne eines kräftigen unwissenden Bauern eine Ehe einzugehen. Ueberdies liefern die häufige Abstammung der Genies von Alkoholikern, von Schwach- und Blödsinnigen, von Epileptischen, die

unregelmäßigen Schädelgestaltungen bei den Geisteshelden und die ganz ungewöhnliche Steigerung der Geistesthätigkeit von Alltagsmenschen durch Kopfwunden, Schädelverletzungen und heftige Krankheiten einen unwiderleglichen Beweis dafür, daß das Genie eine Degenerations-Psychose aus der Gruppe der Epilepsie ist. Dieser Schluß wird auch durch das häufige Vorkommen einer vorübergehenden Genialität bei den Irren bestätigt.

Lombroso ist nicht blind gegen die Fälle, in denen geniale Menschen, wie Galilei, Kepler, Columbus, Leonardo da Vinci, Voltaire, Macchiavelli, Michelangelo, Cavour, Darwin u. a., in ungetrübter Heiterkeit ihres Daseins Kreise vollendeten, ohne von dem Unglücke niedergeworfen, von dem Wahnsinne berührt zu werden. Bei keinem einzigen unter ihnen soll die gewaltige Kraft und die Harmonie des Denkens gestört worden sein, bei keinem einzigen soll die Leidenschaft für Wahrheit und Schönheit die Liebe zur Familie und zum Vaterlande jemals völlig erstickt haben. Sie änderten niemals den Glauben oder den Charakter, sie schweiften niemals vom Ziele ab, sondern sie zeigten eine felsenfeste Ausdauer und Beharrlichkeit bei ihren Unternehmungen. Und doch mußten auch sie, nur allzu sehr, nach dem erhabenen Schwunge der Begeisterung die Martern des unwissenden Hasses, des Zweifels oder der Abspannung erfahren; aber deshalb irrten sie doch niemals vom rechten Wege ab. Ihre Lieblingsideen waren die Leitsterne, welchen sie unentwegt folgten; sie waren der Stolz und Triumph ihres edeln Berufs, für welchen jeder von ihnen geboren zu sein schien. Diesem etwaigen Einwande begegnet der Verfasser damit, daß die Epilepsie und ihre Abart, der moralische Irrsinn, nicht blos bei den Berühmtheiten unbeachtet bleiben kann, bei denen die Bewunderung ihres Namens und ihrer Werke dieses Verkennen bewirkt, sondern auch bei den Verbrechern, denen ein solcher Nachweis wenigstens die Ehre zurückgeben würde, da er sie von jeder Verantwortlichkeit freispräche:

Wer hätte glauben mögen, daß Cavour Selbstmordversuche machen, daß Richelieu epileptisch gewesen sein könne, wer hätte an Foscolo's krankhafte Impulse geglaubt, wenn Davis nach seinem Tode seinen Schädel nicht untersucht hätte? ... Wer hätte ohne Maxime du Camp's Enthüllungen etwas von Flaubert's Epilepsie gewußt, und wer in Darwin, ohne seine autobiographischen Aufzeichnungen und ohne Mittheilungen seines Sohnes, einen neuropathischen Menschen zu finden vermuthet, in ihm, der ein Musterbild als Vater und Bürger, so mäßig in seinen Bedürfnissen und so gar wenig eitel war?

Vierzig Jahre hindurch war Darwin nicht 24 Stunden lang gesund wie andere Menschen. Wie alle Neuropathischen konnte er weder Hitze noch Kälte vertragen; eine Unterhaltung, welche eine halbe Stunde länger als sonst dauerte, brachte ihn um den Schlaf und hinderte ihn den nächsten Tag am Arbeiten. Er stellte oft Experimente an, Experimente eines Schwachsinnigen, wie er selbst sie nannte. Conservativ, wie er war, benutzte er die Millimetertafeln eines alten Buchs, obgleich er von ihrer Ungenauigkeit überzeugt war. Auch mit seinen alten ungenauen chemischen Wagen wechselte er nicht. Er verdrehte sowol im Sprechen als auch im Schreiben ganze Sätze. Seine Gesichtszüge hatten einen blöden Ausdruck. Seine Nase war kurz und platt, die Ohren dick und lang, wie bei Skoda und Rokitansky. Columbus hatte, als er an der Küste von Jamaika landete, eine Gehörstäuschung. Er vernahm eine Stimme, welche ihm vorwarf, daß er sich der Traurigkeit hingegeben und nur schwaches Vertrauen auf Gott gehabt habe. Später erklärte er seine Entdeckungen aus dem Buche der Propheten und behauptete, was ihn betreffe, so habe sich eine alte Prophezeiung erfüllt, welche das Ende der Welt für den Tag verkünde, an welchem die christliche Lehre sich überallhin ergossen haben würde. Nach dieser Prophezeiung hätte die Menschheit nur noch 156 Jahre zu leben. Voltaire war hypochondrisch. „Was meinen Körper betrifft", äußerte er sich, „so stirbt er ab. . . . Ich habe die Wassersucht in Aussicht. Ich sah wol nicht so aus, aber Sie wissen, es gibt nichts Vertrockneteres als einen Wassersüchtigen. Krankheiten, grausamer als die Könige, verfolgen mich. Es fehlen mir nur noch die Aerzte, um mich fertig zu machen." Reisen und Vergnügungen hinderten ihn nicht, sich für todt oder sterbend zu halten, und er ärgerte sich über die maßen, wenn man ihm zu versichern wagte, er sei noch voller Kraft und Leben. Er glaubte bald an eine Entwickelung, welche den Auf- und Niedergang der Staaten bestimmt, bald an ein Fatum, welches die Welt beherrscht, bald wieder an eine Vorsehung. Die Veröffentlichung des Briefwechsels Michelangelo's hat eine neue Welt psychischer Anomalien aufgedeckt, welche wir keineswegs erwartet hätten. Eine der wichtigsten darunter ist die völlige Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geschlecht. Er scheint nie nach lebenden Frauenmodellen gearbeitet zu haben, sondern nur nach Leichen. In seinen Briefen stößt man beständig auf Widersprüche zwischen bedeutenden und kindischen Gedanken, zwischen Wollen und Ausdruck, zwischen Denken und Handeln. Täglich entdeckte er eine in früherer Zeit von ihm begangene Sünde und schickte Geld nach Florenz behufs Abhaltung von Messen und Unterstützung verschämter armer Familien; auch arme Mädchen ließ er aufsuchen, um sie zu verheirathen oder — zu Nonnen heranbilden zu lassen. Alles das that er, um das Paradies zu erwerben und seine Seele zu retten — er, welcher den Priestern nichts weniger als hold war, weil sie die ganze Welt ruiniren. Zeitweilig glaubte er ein reines Gewissen zu haben, und wünschte sich dann den Tod herbei, um nicht wieder in Sünden verfallen zu können; dann ward er aber wieder trostlos und fürchtete, eine Sünde damit begangen zu haben, daß er ein Künstler geworden sei. Er sprach mit wunderbarer Bescheidenheit von seinen Kunstwerken und bot dabei alles Mögliche auf, um den Adel seines Geschlechts nachzuweisen, nachdem er gefunden zu haben meinte, daß dasselbe in gerader Linie von den Grafen von Canossa abstamme. Er hing innig an seiner

Familie, an seinem Vater, seinen Brüdern und seinem Neffen. Und doch, wie oft behandelte er sie ungerecht und forderte von ihnen unter Vorwürfen, daß sie gemeine Seelen seien, die sich auf seine Kosten mästen wollen, eine unmögliche Zartheit der Empfindung!

Es sei mir gestattet, gegen Lombroso insofern anzukämpfen, als er das völlige Verwachsen des künstlerischen Genius mit seinem Kunstwerke für eine Hallucination ausgibt. Es läßt sich nun gewiß nicht leugnen, daß die selbstgeschaffenen Gebilde auf das schöpferische Genie den Eindruck voller Wirklichkeit üben. Die Gestalten, in denen es die in ihm nach Ausdruck ringenden heftigen Affecte entladet, in denen es selbst empfindet, denkt und redet, dünken ihm lebendige, greifbare Wesenheiten. Es lebt mit ihnen wie mit leibhaftigen Personen, sie bewegen sich vor ihm und es hört ihre Stimme; ihre Freuden machen es himmelhoch aufjauchzen und ihre Leiden bereiten ihm schweres Herzeleid. Dieses Schmelzen des Künstlers bei seinen eigenen Kohlen erklärt sich indeß aus der Natur und der Triebfeder seines Schaffens. Gerade weil der Künstler in seinen Gebilden sein Seelenleben plastisch zur Anschauung bringt, weil er sie mit seinem Herzblute nährt, sind sie ihm so sehr ans Herz gewachsen, daß er über ihnen sich selbst vergißt. Indem er in ihnen aufgeht, tritt er ganz aus sich selbst heraus; er lebt nur in ihnen und mit ihnen, er lebt nur ihr Leben. Mithin dürfen die Sinnestäuschungen der künstlerischen Genies mit denen der Wahnbethörten nicht entfernt verglichen werden. Die selbstvergessene Hingabe an die Ideale, welche des Geistes Kerkerwand zu sprengen drohen, ist es, welche den Gestalten der Einbildungskraft Leben und Odem verleiht; sie werden ihnen nicht durch die dunkle Naturgewalt von Hallucinationen eingehaucht, sondern durch die Freiheit des schöpferischen Vermögens, welches sich selber besitzt.

Bernhard Münz.

Rembrandt-Nachklänge.

1. Ueber Rembrandt als Erzieher von einem Erzieher. Leipzig, Zangenberg u. Himly. 1891. Gr. 8. 75 Pf.

Es war ein seltsamer Gedanke, der nicht leicht in einem andern Kopfe als in dem eines deutschen Schulmeisters entstehen konnte, den bunten Inhalt des vielbesprochenen Buchs: „Rembrandt als Erzieher" in „sachgemäße Gliederung" zu bringen und die einzelnen Orakelsprüche des ungenannten Autors so anzuordnen, wie man das etwa mit den Paragraphen eines Lehrbuchs zu thun pflegt. Aber nicht blos seltsam, weil unnöthig und zwecklos, war diese Arbeit, sondern vom Standpunkte einer strengern Logik auch unausführbar. Davon dürfte sich der Verfasser selbst überzeugt haben, da er gewiß fühlte, wie unzureichend die von ihm gewählte Eintheilung ausgefallen ist. Jedenfalls ist sein gutgemeinter Versuch, die werthvollen und die werthlosen Theile des Rembrandt-Buchs voneinander zu sondern und die Leser auf die Bedeutung der erstern hinzuweisen, nach unserer Ansicht vollständig mislungen. „Rembrandt als Erzieher" ist ein Buch so aus einem Gusse und von einer so einheitlichen Weltanschauung getragen, daß man eine entschiedene Stellung zu ihm einnehmen muß. Entweder pflichtet man den Grundgedanken des Verfassers bei oder man verwirft sie; tertium non datur. Uebrigens das sei zur Charakteristik der Broschüre bemerkt, gehört „der Erzieher" eher zu den Anhängern des Rembrandt-Mannes als zu seinen Gegnern. Vor allem gibt er ihm in seinen Darlegungen über unsere heutige Bildung und die Schule der Gegenwart recht, während er seine Geringschätzung der modernen deutschen Wissenschaft und ihrer Vertreter tadelt.

Leider aber ist er selbst sehr weit entfernt von der Klarheit der Gedanken, die er an dem Ungenannten vermißt. Seine kleine Schrift ist keineswegs frei von auffallenden Widersprüchen. Er findet z. B., daß der Ungenannte, „ohne rechtes eigenes Interesse an der Sache, ohne alle Begeisterung und Leidenschaftlichkeit geschrieben habe" (S. 3), und erklärt wenige Seiten weiter unten, daß es ein Vorzug des Mannes sei, „daß er für sein Werk seine ganze Person einsetze, sein ganzes Leben, mit seiner ganzen Kraft, Stärke und seinen Schwächen" u. s. w. (S. 7). Noch wunderbarer aber als dieser offenkundige Widerspruch will uns die Behauptung erscheinen, daß die Ausführungen des Rembrandt-Mannes „durchgehends einer subjectiven, individuellen Färbung entbehren" (S. 3). Wir haben nicht geglaubt, daß dieser Vorwurf dem Autor gemacht werden könnte, da es nach unserm Dafürhalten nichts Subjectiveres und Individuelleres geben kann als sein Buch. Indessen haben wir uns darin geirrt, vermuthlich weil wir zu wenig Fühlung haben mit jenen „höhern Kreisen", von denen der Verfasser schön sagt, daß sie „eine mehr und mehr ablehnende Haltung gegen das Buch einnehmen". Was diese „höhern Kreise" zu des „Erziehers" Schrift sagen werden, wissen wir gleichfalls nicht, vermuthen aber, daß sie ihm den Rath ertheilen, eine deutsche Stillehre zur Hand zu nehmen und aus ihr zu lernen, daß Wendungen wie: „Der ganz eigenartige Mann von einem Zeitgenossen" und Wortbildungen wie: „Bildungsvermittelungs-Beflissener" bei den bessern deutschen Schriftstellern nicht vorkommen.

2. Kaiser Wilhelm II. und Rembrandt als Erzieher. Von Heinrich Pudor. Dritte vermehrte Auflage. Dresden, O. Damm. 1891. Gr. 8. 80 Pf.

Der Verfasser, der, wie sich unsere Leser erinnern

werden, schon einmal „ein ernstes Wort über Rembrandt als Erzieher“ sprechen zu müssen meinte, hat mit diesem verunglückten Versuche noch nicht genug gehabt. Er hat daher noch einmal in dieser Sache zur Feder gegriffen und sich bemüht, „den Zusammenhang zwischen den Ideen Kaiser Wilhelm's II. und denjenigen von Rembrandt als Erzieher“ darzuthun, indem er den Kaiser als Förderer jener Ideen hinstellt und von seinen Maßregeln, namentlich von der von ihm betriebenen Schulreform, die Verwirklichung der Rembrandt'schen Ideale erwartet. Bei dieser Gelegenheit wendet er sich entschieden gegen Max Bewer's Unterfangen, Bismarck gegen den Kaiser auszuspielen, wobei er der historischen Größe Bismarck's volles Recht angedeihen läßt. Gleichzeitig aber stellt er auch die „Ernsten Gedanken“ des Herrn von Egidy auf dieselbe Stufe mit den Bestrebungen des Kaisers und des Rembrandt=Verfassers. Diese drei führenden Geister in Deutschland finden nach Pudor bei zwei Ausländern, bei dem Norweger Ibsen und bei dem Russen Tolstoi, kräftige Unterstützung. Denn alle diese Männer predigen gemeinsam das Evangelium der Liebe und die Nothwendigkeit der Rückkehr zur Natur. Wenn wir ihren Weisungen folgen, wird das Glück wieder in die Welt einziehen.

Man sieht, dieser Gedankengang Pudor's enthält in keiner Hinsicht neue Momente zur Lösung der die Gegenwart bewegenden Fragen. Da er aber diesmal leidlich vernünftig entwickelt ist, würden wir Herrn Pudor gern das Vergnügen gönnen, dem Drange seines Herzens Luft zu machen, wenn er nicht wieder einzelne Behauptungen in seine Schrift aufgenommen hätte, welche sehr ernste Bedenken über seine geistige Reife erwecken. In erster Linie haben wir bei dieser Behauptung seine kindlichen Ausführungen über die Koch'sche Entdeckung im Auge. Wer einen Satz schreiben kann wie den folgenden: „Vielleicht ist es auch höchst gefährlich für die Menschheit, daß Koch ein Heilmittel gegen die Tuberkulose fand“, der muß es sich gefallen lassen, daß sich bei vernünftigen Lesern starke Zweifel über die normale Entwickelung seines Verstandes regen. Ebenso befremdlich wirkt die Aufstellung, daß „die durch Luther ins Werk gesetzte Reformation sich überlebt habe“. Sie erscheint doppelt gewagt, wenn man am Schlusse die These findet, daß der deutsche Protestantismus allein die Neubelebung und Neubefruchtung der christlichen Religion herbeiführen könne. Am meisten aber wird man an Pudor irre, wenn man liest, daß er seinen eigenen Erlaß als Director an die Lehrer des königlichen Conservatoriums zu Dresden vom 1. Mai 1890, in dem er sich über die Grundsätze der musikalischen Bildung verbreitet, in Parallele stellt mit der kaiserlichen Cabinetsordre über die Schulreform vom 1. Mai 1889. Offenbar rechnet er sich also selbst zu den großen Vorkämpfern der neuern Zeit, eine Selbsteinschätzung, die wir einstweilen als viel zu hoch gegriffen bezeichnen müssen, denn bisher hat er in seinen Schriften nur bewiesen, daß er die Gedanken anderer zwar als unerhörte Orakelsprüche, aber meist nur halbverstanden wiederzugeben weiß.

A. Hermann.

Das deutsche Lied.

1. Das deutsche Lied der Neuzeit, sein Geist und sein Wesen. Von J. J. Honegger. Leipzig, Friedrich. 1891. 8. 3 M.

In zwei Bänden soll der Gegenstand abgehandelt werden. Der erste vorliegende bespricht zu leichterer Orientirung die abgeschlossene Vorepoche, etwa seit dem Jahre 1830, welche die wichtigsten Typen der Lyrik von heute vorgezeichnet hat, über Ideen= und Motivkreis der Classiker in wesentlichen Punkten hinausstrebend. Der zweite Band soll die Gegenwart behandeln. Im Folgenden versuchen wir den tiefen und reichen Gehalt des schönen Buchs gedrängt zu erfassen.

Der erste Abschnitt untersucht den Grundton des deutschen Liedes. Das ganze Menschenleben, die ganze Natur, für sich oder in Einklang oder Gegensatz, erfaßt in einem abgrundtiefen Gemüth, mit Innerlichkeit des Gefühls, sei's in Erkenntniß oder Ahnung und ausströmend in reinen Wohllaut, in schlichte rührende Worte oder hinreißenden wilden Klang: das ist das deutsche Lied. Die ewigen Motive aller Poesie finden hier ihren Ausdruck: Todtenklage, Jugendliebe, Treubruch, Heimkehr in fremdgewordenes Heim, Ruf aus verlorener Jugendheimat und ihrem stillen Glück, Reue; am tiefsten wirkt der Contrast. Stimmung liegt über allem, deutsche Träumerei, innig verknüpft mit der wechselnden Natur, Ahnung, tiefe Symbolik. Zuweilen wird die Gewalt der Gedanken selbst Poesie. Es steckt bei uns ein gut Theil Lebensphilosophie im Gedicht. Freilich bleibt nicht selten ein unaufgelöster Rest von Denken übrig, den eigentlich das Dichten ausschließt. Für unsere Tage die besten poetischen Gedanken sind: Mannesmuth, Charakter und Selbständigkeit, Stehen im Lebenskampfe, Treue gegen sich selbst. Zug zur Isolirung macht sich bemerkbar. Psychologisches Sondiren und Zeichnen bis zum Raffinement eignet unserer ebenso wenig epischen als idyllischen Zeit. Zwischen Hausbedarf und Kometennebel liegt die reine Poesie. Krankhaft ist die Vorstellung: der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch. Schauen und Träumen sind die zwei ewigen Dichtervorrechte. Wir alle schwanken in unsern Sympathien zwischen den Extremen: nun sind wir den Sonnenlauten zugethan, nun den Stimmen der Nacht, unser Herz Licht= und Nachtelfe.

Dies der Charakter des Liedes seit dem Jahre 1830. Noch war die Grenzverwischung und Kunstmischung nicht

zur heutigen Höhe gediehen. Nun die einzelnen Gattungen.

Die sinntiefe Symbolik der Natursympathie schafft das **Naturlied**. Im Waldliede vernehmen wir den Nachhall alter Götterstimmen, heimlich Lockendes oder finster Schreckendes. Deutsches Waldesrauschen weckt grenzenlose Sehnsucht dem, der es entbehren muß, wo es ihm doch so viel sagt: was ist italienischer Himmel, italienische Landschaft gegen deutschen Wald, und sei es im Herbstnebel! Und gar die Heide! Ueber sie geht es immer wie ein innerliches Schauern: sie brütet über den Räthseln des Todes. Aber auch freundlich und hold grüßt uns die Natur: intim schönes Naturgefühl, traut familiär, anheimelnd träumerisch, gern zur Liebessage sich wandelnd, spricht aus den Müllerliedern, einer eigenen, echt deutschen Gattung. Und der uralte Wanderdrang des germanischen Stammes, im Mittelalter zur Politik geworden, jetzt friedlicher und innerlicher, schafft sich das fröhliche, echt deutsche Wanderlied, welches zuweilen ausklingt in ein rastloses Suchen nach einem großen Glücke, worüber der Mensch sich selbst verlieren kann: wie der wandernde Spielmann, ein ernster Typus romantischer Poesie. Aber das herrlichste Lied, bald Tiefstes heraufwühlend, bald majestätisch einherbrausend, bald göttlichen Frieden athmend, bald reizendes Spiel sinniger Gedanken wie in Schaumflocken versprühend, singt das Meer ins deutsche Gemüth.

Was ist nun am Naturliede Poesie? Anschauung, Leben, Bewegung und die unerschöpfliche Mannichfaltigkeit der Erscheinungen. Fern bleibe jener aufdringliche geistliche Auferstehungsanklang, jenes Element, welches die religiöse Poesie nicht zur Entfaltung kommen läßt. Im Menschlichen bleibt alles beschlossen, Frühling und Sommer, Herbst und Winter, uns werden sie zu Gleichnissen für Menschliches. Wir können nicht außerhalb der Natur stehen: die Schätze der Jahrtausende als schwer zu werthendes Erbe hinter uns, müssen wir doch immer jeder mit kindlicher Neuheit und Unbeholfenheit das Leben von vorn anfangen.

Darum kann das **Liebeslied** nicht veralten, darum nicht das Gleichniß: Erwachen der Natur, Erwachen des Herzens. Inniger aber noch als das beglückende Gefühl erhoffter Gewährung oder vollen gegenseitigen Besitzes, der die höchste Erdenwonne für die Jugend bedeutet, spricht zu uns das unbeglückende: unerwidertes Sehnen, Scheiden auf Nimmerwiedersehen, verrathene Liebe, Treubruch, Entbehren. Hierfür hat sich das deutsche Lied die ergreifendsten Typen geschaffen, welche noch immer, sobald starker innerer Antheil an ihnen schaffen geholfen hat, bis aufs Herzblut gehen. Bei allem: Tropenblut und feuriges Umarmen, kein Fischblut: sonst die Hand davon!

Mit dem Gegenstande kann auch die Liebe gesteigert werden: Andacht ist geweihte höhere Liebe. Unser religiöses Abhängigkeitsgefühl hat keine schöpferische Weihe mehr. Mehr als der Himmel mit seinen ungewissen Freuden beschäftigt uns mit ihren zu gewissen Sorgen die Erde. Warum blüht das **geistliche Lied** nicht mehr? Seine Grundlage ist ihm entzogen: der Glaube, der Berge versetzt. Andacht ist nicht Dichtung. Um Poesie zu werden, fehlt unserm religiösen Liede die Anschauung; eine Hülfe würde das Hereinziehen anmuthiger oder großartiger Naturbilder gewähren. Aber auch so: der Moderduft des Christenthums, den schon Julian an der neuen Lehre fand, zu verwinden, fällt starken Charakteren schwer. Wer bekennt: vor deinem Throne liegt mein Saitenspiel, begibt sich aller Poetenvorrechte.*) Im übrigen liegt ebenso reine Andacht in der geschauten und gefühlten herzerquickenden Naturfeier. Der Tadel trifft Knapp, Spitta und Fröhlich. Gerok ist noch nicht genannt; ich finde, trotz seiner allgemeinen Beliebtheit passen Honegger's Worte auch auf einen großen Theil seiner Gesänge. Wahre Poesie sind Geibel's religiöse Lieder. Leider hat sich der Verfasser über das fruchtbarste Motiv religiöser Dichtung: Kampf um den Glauben (in unserm Sinne auch Sache starker Charaktere) nicht ausgesprochen. Vielleicht gibt der zweite Band Gelegenheit zu günstigeren Ausführungen: mir scheint, indem die ernst denkenden Laien unserer Tage vor unsern Augen ehrlich um einen Ruhepunkt für nicht fortzuleugnendes religiöses Gefühl ringen, der religiösen Poesie auch im ausklingenden 19. Jahrhundert ein neuer Weg gewiesen.

Der Kern von Wahrheit, der in dem überspannten beengenden ästhetischen Glaubenssatze unserer Tage liegt: der Dichter dürfe nur in seiner Zeit verweilen, schafft das **politische und sociale Lied**. Wenn auch nur die Bilder des unsterblichen Elends und Kampfes im Menschendasein und die gefiederten Pfeile der Satire auf Verkehrtheiten und Gewaltacte im Völkerleben wären: Poesie ist genug darin, zum Weinen und zum Lachen, Hiob und Juvenal. Hier reden die Contraste. Entschieden am besten gelingt uns die Weise der kleinen Satire; zur großen Leidenschaft des Hasses haben wir uns selten erhoben, und auch dann nur in der Declamation. Die Wirkungslosigkeit des deutschen politischen Liedes lag in seiner Neigung zur Phrase. Die Göttin Freiheit ist weiter nichts als eine zerfließende Nebelgestalt: kein festes Ziel, kein klarer Gedanke, Gefühlsausbrüche, augenblickliche Antriebe, nebelhafte Anstrebungen und Zukunftsrechnungen, Sturmlauf in den Herbstnebel, Schläge ins Blaue: das sind Herwegh's Lieder. Fester umrissen, mit etwas niedrigerem Fluge Dingelstedt und Hoffmann, ernst A. von Württemberg und Strachwitz, auch A. Grün, K. Beck. Aber nur wenn ein großes allgemeines Ziel, eine mächtige Zeitbewegung es trägt und seinen Gegenstand ausmacht, gewinnt das ernste politische Lied Sinn und Geist. Leider läßt sich den Kriegsliedern von 1870 und 1871 gegenüber nur zu oft der Satz anwenden: Emphase ist keine Poesie. Fremder Nationen Leid gestaltet sich uns leichter zu wirkungsvollem Gesange.

*) Die Phrase vorstehender Sätze wird durch den geistlichen Dichter Dr. Martin Luther, um nur den größten zu nennen, recht hübsch illustrirt. D. Red.

Etwas Heimatloses kommt in unsere politisch-sociale Poesie: wir wurzeln nicht mehr in der Vergangenheit, noch nicht in der Zukunft, die Gegenwart zerrinnt uns.

Das sociale Lied, früher mehr allgemein, verbittert sich zusehends durch Tendenz und sinkt von seiner poetischen Höhe. Seine Lebensbilder sind oft trüb und schwer, oft geradezu erdrückend, wie alle wahre Tragik gleichwol erhebend, wo am reinsten gehalten, da von hinreißender Innigkeit des Wesens. Freilich reicht hier der Dichtertraum dem Kinderglauben die Hand: bis alles sich erfüllt, geht schlafen oder kämpfen! Verirrung des Genius und doch im Wesen des dichterischen Schaffens begründet ist die Darstellung des socialen Elends in seiner abschreckenden Häßlichkeit: auch mit dem Weltelend nimmt es der Deutsche ernst. Hieraus entspringt die Vorliebe für das Ahasvermotiv. Unter den Typen des socialen Liedes ragen Auswandererlied und Verbanntenlied hervor. Meißner, Beck, Freiligrath, Dingelstedt, Hartmann kommen neben dem ältern Chamisso für das sociale Lied am meisten zu Worte.

Echt deutsch in seinen mannichfachsten Abstufungen ist das humoristische Lied im weitesten Sinne. Die intimsten Lebens- und Herzenserfahrungen lassen sich mit jener Art von daseinsfrohem behaglichen Humor und leichtem Lachen oder in der gemüthlichen Schwebe zwischen Weinen und Lachen behandeln, die dem deutschen Wesen eigen sind. Diese Elasticität hilft uns das Leben tragen. Ein Tropfen Galle dazu, und es entsteht die Satire: in dramatischer Kraft wirkend ist sie allerdings unsere Stärke nicht. Neuerdings selten geworden ist das helle breite Lachen über die unsterblichen Schwächen und Thorheiten unsers Geschlechts, die Kehrseite zum angeborenen Ernste unsers Wesens. Am besten steht uns jener zu stillem Lächeln verleitende Humor, der unbefangenste Ausdruck kindlichen Glücks und friedevollen Gemüths: meisterhaft bei Kopisch, Reinick, Mörike! Heine's Späße, in Galle übergegangene Schmerzen, werden einer eingehenden Analyse unterzogen, die Vorzügen und Schwächen gleich gerecht wird.

Auch der Spruch, von uns mehr auf Gehalt als auf Poesie angesehen, ist echt deutscher Art, ein rasch aufleuchtender Blitz der Denkwelt, dessen dienende Geister Witz und Scharfsinn. Ihm verwandt die Parabel. Das eigentlich sogenannte Lehrgedicht fällt außerhalb der Poesie.

Dies die eigentlich lyrischen Arten. Schoskind des Jahrhunderts ist die lyrisch-epische Poesie. Uns zieht dieser gemischte verschleierte Ton an, der dazu so gern noch etwas Mysteriöses, Traumhaftes annimmt, wogegen die einfache Kraftsprache des Epos nicht gelingen will. In allen Abstufungen gestaltet sich in That umgesetztes Gefühl und zu innerlicher Reflexion abgetöntes Handeln, Innen- und Außenleben in harmonischem Contact oder zerstörender Reibung zum Gedicht. Mischung der Stimmungen in den compositionellen Elementen schafft die lyrisch-epischen Arten. Eigentlich ist hier nur inneres Geschehen, und der Geist ist der des reinen intimen Liedes durch und durch. That wird Empfindung. Der Schmerz schafft tiefere Poesie als die Freude. Unwiderstehlich bewegt in diesen Traumgestalten das feingehaltene Zusammenstimmen zwischen der That, ihrem Widerhall im Menschenherzen und der Färbung der Naturscenerie, die drei Elemente zu Einem vollen Bilde verwoben. Gern mischt sich ein Zug pantheistischen Symbolisirens ein.

Poesie ist nicht ohne ihren rhythmisch abgewogenen Vers, wie der Geist nicht ohne seinen Körper; mit dieser einfachen Aufstellung, ohne weitere Begründung, geht Honegger zum Schlußabschnitt über: zu den Formen. Ich finde, die Begründung liegt in der noch immer andauernden Wirkung der poetischen Form, und das macht eine langwierige Auseinandersetzung mit den modernen Antiverslern unnöthig. Daß einzelne Formen in ihrer Beliebtheit wechseln, ist nicht Laune der Schaffenden, sondern geschichtlich bedingt, es ist Abspiegelung der Denkwelt. Unser so schwer in sich selbst versenktes und mit entfesselten Gestalten ringendes Jahrhundert liebt seine neuzeitlichen Formen. Den Vorzug verdient und erhält die neuhochdeutsche Reimzeile, die vierzeilige, welche des mannichfaltigsten Ausdrucks fähig ist, obenan. Viele Combinationen sind möglich, sie geben Leben und Farbe, Reiz und Bewegung. Die Neigung zu antiken Formen nimmt ab, die zu orientalischen ist undeutsch; in der orientalischen Richtung liegt ein großer ungelöster Widerspruch: pantheistische Phantasie und trockene moralische Reflexion wollen nicht zusammenstimmen. Uebrigens mit Takt behandelt, mag jede Form wirken und gelten.

Der Leser erkennt aus unserer ausführlichen Analyse, daß er einem bedeutenden Buche gegenübersteht. Es ist eine Freude, an der Hand Honegger's die Lyrik der behandelten Epoche zu durchmustern. Sein Urtheil ist gesund, ernst, tief, geschmackvoll, fein. Seine Betrachtungen, immer ausgehend von den besten Beispielen, dringen auf die Tiefe, zu gleicher Zeit, indem sie beides in Einklang setzen, Poesie und Leben erhellend. Der Vergleich mit dem Schaffen fremder Völker liegt immer nahe, deutsche Art nach Vorzug und Schranke ist einem am Schlusse des Buchs vollkommen deutlich. Und unabweislich drängt sich der Gedanke auf, wie viel die Poesie, vor allem die Lyrik, einem Volke sein kann und muß. Es ist eins jener besonnenen und doch kühnen Bücher, welche unbedingt befruchtend wirken müssen. Man merkt auf jeder Seite, wie es mit dem Leben des Verfassers sich entwickelt hat und gewachsen ist. Der Stil zieht an, wenn man sich hineingelesen hat: er ist mehr andeutend als ausführend; oft steckt in einem Nebensatze ein wichtiger theoretischer Gedanke. Echt modern erscheint die Poesie in engster Verbindung mit dem Leben, die Persönlichkeit des Dichters hilft seine Schöpfung erklären. Man kann gespannt sein auf den zweiten Band. Wol hat man zuweilen das Gefühl, verjährten Empfindungen, verjährtem Ausdruck in den behandelten Dichtungen gegenüberzustehen; aber blickt

man in unsere Gegenwart, so fragt man unwillkürlich: haben wir schon einen neuen, eigenen Ton gefunden?

Heinrich Löbner.

2. Die religiöse Lyrik der Deutschen im 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Neuzeit. Von O. Wetzstein. Neustrelitz, Barnewitz. 1891. Gr. 8. 4 M.

Hatte des Verfassers unlängst veröffentlichte Schrift: „Das deutsche Kirchenlied im 16., 17. und 18. Jahrhundert" (Neustrelitz 1888) naturgemäß die geistliche Liederdichtung des 19. Jahrhunderts nur andeutungsweise streifen können, so liegt nun die dort zum Schlusse gegebene kurze Skizze zu einem stattlichen Bande ausgeführt vor und verdient als das Ergebniß einer ernsten, umfassenden Forschung in all den Kreisen Eingang zu finden, die dem Gegenstande ihre Theilnahme entgegenbringen.

Um einen leichten und schnellen Ueberblick zu ermöglichen über das schier erdrückende weitschichtige Material, das von Jahr zu Jahr noch immer anschwillt, hat der Verfasser die biographischen und bibliographischen Bemerkungen in Fußnoten verwiesen und dadurch für sich den Vortheil gewonnen, im eigentlichen Texte eine zusammenhängende, lichtvolle, ebenmäßige Darstellung zu geben, die durch eine Masse von Einzelheiten nicht erdrückt, nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet erscheint. Des Nähern wird nach einer sehr lesenswerthen kurzen Uebersicht über die Entwickelung des religiösen Geistes im 19. Jahrhundert zuerst (S. 7—123) die katholische und dann (S. 124—290) die evangelische Liederdichtung behandelt. Daran reiht sich eine kurze Schlußbetrachtung (S. 291—328) und ein ausführliches Register über die angeführten Dichter.

Die katholische Liederdichtung führt uns zunächst die Romantiker mit den Convertiten vor, und man könnte über die Unzahl der letztern erschrecken, wenn man nicht wüßte, daß diese Kinderkrankheit glücklich überwunden ist. Da begegnen uns Fr. Schlegel, Luise Hensel, Ida Gräfin Hahn-Hahn, Luise von Bornstedt, Amara George (Mathilde Kaufmann), Cordula Peregrina (Schmid), Julie von Massow, Joh. Fr. Heinr. Schlosser, Fr. Raßmann, F. Herbst, Karl Baldamus, der übrigens später seinen Irrthum erkannte und sich von der römischen Kirche wieder lossagte, Fr. Franz von Maltitz, Ed. von Schenk, Lebrecht Dreves, Fr. Daumer, Georg von Dyherrn, K. Franz Weickum, A. von Klinkowström, J. G. Nothnagel, Adolf Ebeling, Heinr. Freudenfeld, Adolf von Berlichingen — adelige und bürgerliche, berühmte und unberühmte Namen. Aber auch die Zahl der an zweiter Stelle behandelten ursprünglich katholischen Liederdichter ist nicht klein, und es ist bemerkenswerth, wie auch bei der Gestaltung des Gemeindegesangs die römische Kirche ihre Herrschaftsgelüste nicht verleugnet und sich's nicht nehmen läßt, die Unveränderlichkeit des gewonnenen Bestandes nach Text und Melodie zum verbindlichen Gesetz zu erheben.

Die evangelische Liederdichtung zeigt uns zuerst den Aufschwung des religiösen Geistes in den Freiheitskriegen und seinen Umschlag in Liberalismus und Pessimismus, sodann die gläubige Liederdichtung der folgenden Jahrzehnte, indem nacheinander die Dichter der abgesonderten Glaubensgemeinschaften, der reformirten und der lutherischen, bezw. unirten Kirche besprochen werden. Hier wächst der Stoff fast ängstlich an, und es ist kein geringes Verdienst des Verfassers, dieses mächtig sich ausdehnende Gebiet durchmessen und sauber abgegrenzt zu haben. Dabei sind die benutzten Quellen reichlich und zuverlässig, die Darstellung ist warm und erschöpfend, bei der Ueberfülle des Stoffs selbst noch Raum gewonnen, den Leser mit den bemerkenswerthesten Proben hervorragender Dichtungen bekannt zu machen. Daß der eine oder andere diesen oder jenen Dichter vermissen wird, liegt in der Natur der Sache und ist dem Verfasser nicht zum Vorwurf zu machen. Wir erlauben uns z. B. auf Aug. Ferd. Huhn in Reval, den Dichter des herrlichen Bußliedes „Des Herren Güte ist's alleine", aufmerksam zu machen, ferner auf Neander in Mitau, Karl Graul, Ed. Mörike, den formvollendeten Schwaben, Möller, J. Fr. Räder, den Dichter des vielgesungenen „Harre, meine Seele", auch Sam. Gottlieb Bürde, H. A. Döring, Fr. Aug. Tholuck, Gerh. Stig.

Wie das Buch vorliegt, wird es die Theilnahme weiter Kreise anregen und die Freude an dem religiösen Liede der Gegenwart stärken und mehren helfen, und das ist ein Segen, durch den sich der Verfasser für die unendliche Mühe, die er hat aufwenden müssen, reichlich belohnt fühlen muß.

Karl Sallmann.

Zur Uebersetzungsliteratur.

König Oedipus des Sophokles. Von R. Meyer-Krämer. Berlin, Winckelmann u. Söhne. 1891. 8. 1 M. 20 Pf.

Quousque tandem? Der Herr Uebersetzer wird wahrscheinlich diesen Ausruf für sehr ungerechtfertigt und sein Werk für sehr gerechtfertigt halten, er hat sich ja „der höchsten bis auf die Stellung der Worte gewissenhaften Treue in der Nachbildung des Kunstwerks befleißigt" und meint, „nicht zum Schaden der Deutschheit und Deutlichkeit", meint ferner: „unter meinen Lesern sollten — das schwebte mir als Ziel vor — die Meister (sic! soll doch wahrscheinlich heißen die Meisten) den großen Geist der Urdichtung herübergerettet finden" u. s. w. Das ist viel, sehr viel gehofft, und mit dieser Hoffnung ist zugleich die Ueberzeugung ausgesprochen, daß bis auf Herrn Dr. R. Meyer-Krämer dieses Uebersetzungsideal unerfüllt geblieben sei. Nun, dieser Versicherung darf sich der Herr Doctor

(der Philologe zu sein scheint) wenigstens getrösten, daß seine Uebersetzung in der That ein Unicum unter allen vorhandenen ist — aber es gibt ja auch Unica der allerbedenklichsten Art. Zum Motto — ohne diese Marke gibt es heutzutage keinen Eintritt in den Musentempel — hat der Uebersetzer einen Spruch von Geibel gewählt, der den „Muth" verherrlicht; zwar bezieht er ihn — ich denke es wenigstens — auf den Oedipus, aber er paßt auch auf den Uebersetzer, denn Muth, viel Muth gehörte dazu, mit einer solchen Leistung vor ein Publikum zu treten, das doch der Eichelkost mehr oder weniger entwöhnt ist. Es wäre leicht, dem Herrn Dr. phil. andere Sprüchlein, die vielleicht, wenn beherzigt, seinen Wagemuth etwas abgekühlt hätten — z. B. jenes goldene delphische vom „Erkenne dich selbst" —, auf seine Pilgerfahrt durch die Dolmetschgauen mitzugeben, dem Leser aber wird am besten gedient sein, wenn wir ihm, statt lange Erörterungen, einige der „goldenen Früchte" vorsetzen, welche der Herr Uebersetzer in „silbernen Schalen" darzureichen glaubt. Wir greifen ohne Wahl die ersten besten heraus:

Chor.

Im Tausch von Worten
Kam dunkel dorten,
Auf ein Verdacht,
Und auch der nagt,
Der recht nicht hat.

Und bald nachher:

Herr, mehrmals sagt' ich's doch!
Doch wiss' es einmal noch:
Ich wär' als aberwitzig
Begriffs- und witzesstützig (sic!)
Wohl deutlich zu erkennen
Wollt' ich von dir mich trennen.

Oder:

Nicht mehr am unantastbaren
Erdreich-Nabel werd' ich beten,
Nicht zum Abai-Tempel fahren,
Zur Olymp'schen Stätte treten,
So nicht greifbar deutlich für alle Welt
Dies seinen Fug und Schick (!) erhält.

Hören wir auch einmal den Oedipus:

Von Finstre, ach!
Ein Flor um mich, abscheulich
Andringend, unbeschreiblich,
Im Banne unausweichlich
Und misbehaglich ist es!
Weh mir!
Weh mir gar nochmals! Wie einbohrt' in mich zugleich
Der Stiche Tollwuth, und Erinn'rung meiner Noth!

Diese Beispiele des gehobenen poetischen Stils mögen genügen. Aber auch dem Jambus des Gesprächs weiß der Uebersetzer einen eigenthümlichen „Chic" zu geben, einmal durch die Wortstellung:

Daß dieses nicht am besten also sei verübt
Des unterweise nicht mich, und gib Rath nicht mehr!
Ich weiß ja nicht, aus was für Augen blickend ich
Hätt' angeschaut den Vater einst in Todes Bann
Und dann die arme Mutter, denen zwei'n von mir
Unthaten, ärger als für Strangtod, sind verübt.

(Diese letzten Verse sind vielleicht absichtlich im unheimlichen Räthseltone der Sphinx gehalten; indessen, wenn man das Sophokleische Original daneben zu Rathe zieht, so bieten sie dem Verständnisse keine weitern Schwierigkeiten.)

Zweitens durch ebensolche, im Bunde mit der Alliteration:

Wer könnte mehr noch gottverworfen werden wohl?

Drittens durch hundertfältige Nachahmung des französischen Alexandriners, dessen Hauptschönheit bekanntlich, wenn auch nicht allseitig anerkannt, darin besteht, daß der Vers in der Mitte höchst regelmäßig in zwei gleiche Theile auseinanderfällt. Also z. B. gleich der zweite und vierte Vers unsers Dramas:

Was soll die Gruppe doch — wie ihr mir lagert hier?
Die Stadt ist allenthalb — mit Räucherwerk erfüllt.

Andere Characteristica der fraglos eigenthümlichen, gleichwol höchst fraglichen Uebersetzung wird der Leser leicht selber finden. J. Mähly.

Naturwissenschaftliches.

Die Darwin'sche Theorie von der Entstehung und Umwandlung der Lebewelt. Ihre Anwendung auf den Menschen, ihr Verhältniß zur Lehre vom Fortschritt und ihr Zusammenhang mit der Erfahrungs- oder Wirklichkeits-Philosophie der Vergangenheit und Gegenwart. In sechs Vorlesungen allgemeinverständlich dargestellt von Ludwig Büchner. Fünfte sehr vermehrte und mit Hülfe der neuesten Forschungen ergänzte Auflage. Leipzig, Thomas. 1890. Gr. 8. 5 M.

Die hervorragende Begabung des Verfassers, die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Untersuchungen in allgemeinfaßlicher Form zur Darstellung zu bringen, offenbart sich auch in der vorliegenden fünften stark vermehrten und mit Hülfe der neuesten Forschungen ergänzten Auflage des bekannten Werks. Im ersten Abschnitte (Vorlesung I) gibt der Verfasser zunächst einen Ueberblick über die Geschichte des Darwinismus, wobei auch die Vorläufer und Zeitgenossen Darwin's berücksichtigt werden. Es wird darauf hingewiesen, daß Fortschritt und Vervollkommnung nicht nothwendigerweise Begleiter der Abänderung der Organismen sind und daß es an Beispielen stehenbleibender oder rückläufiger Organisation nicht fehlt. Jene Verschiedenheit der Anschauungen, durch welche die Theorie Darwin's von derjenigen Lamarck's sich unterscheidet, Häckel's Monerentheorie und Nägeli's Idioplasmatheorie werden sodann eingehend besprochen. Im zweiten Abschnitte werden die gegen die Darwin'sche Lehre erhobenen Einwände erörtert. Trotz entschiedener Stellungnahme für den großen eng-

lischen Gelehrten ist Büchner der Ansicht, daß die Darwin'sche Lehre zur Erklärung aller Erscheinungen der organischen Welt nicht ausreiche, daß aber die von dem unlängst verstorbenen Moritz Wagner aufgestellte Migrationstheorie jene Lücke bis zu gewissem Grade ausfülle. Der folgende Abschnitt behandelt die Anwendung der Darwin'schen Lehre auf den Menschen, die Theorien betreffend die Abstammung des homo sapiens, seine Beziehungen zur Thierwelt, insbesondere zu den ihm am nächsten stehenden Anthropoiden (menschenähnlichen Affen), die zwischen dem Seelenleben des Menschen und demjenigen der Thiere bestehenden Unterschiede und eine ganze Anzahl von anderen einschlägigen Fragen. Wenn der Verfasser in dem folgenden Abschnitte bei der Erörterung betreffend das Alter des Menschengeschlechts (S. 245) bemerkt: „Das Dasein des Menschen reicht nicht blos rückwärts bis in die Zeiten des Diluviums, sondern höchst wahrscheinlich über diese ganze Periode hinaus noch bis in die letzten oder sogar mittlern Abtheilungen der großen Tertiärperiode hinauf", so ist diese Ansicht von der ehemaligen Existenz des Tertiärmenschen durch die Ergebnisse der neuerdings von Ameghino in den argentinischen Pampas (Südamerika) angestellten Untersuchungen vollinhaltlich bestätigt worden. Wir müssen es uns versagen, den reichen Inhalt des vorliegenden Buchs hier im einzelnen aufzuzählen und wollen nur noch bemerken, daß das Verhältniß der Umwandlungstheorie zur Lehre vom Fortschritt und die Anwendung derselben auf die Geschichte eingehend erörtert werden und daß in den beiden Schlußkapiteln der Zusammenhang der Darwin'schen Lehre mit dem Materialismus, bezw. mit der materialistischen oder Einheitsphilosophie, sowie die der materialistischen Philosophie der Neuzeit vorgezeichneten Aufgaben ausführliche Besprechung finden.

Moritz Alsberg.

Feuilleton.

Das dritte Heft der „Lateinischen Literaturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts. Herausgegeben von Max Hermann und Siegfried Szamatólski" (Berlin, Speyer u. Peters) enthält des Thomas Naogeorgus „Pammachius" in der Bearbeitung durch Johannes Bolte und Erich Schmidt. In der Einleitung zur Neuausgabe dieser 1538 bei Hans Luft in Wittenberg gedruckten Tragödie, der in den nächsten zwei Jahren nicht weniger als vier Verdeutschungen folgten, während weitere Auflagen des Originals zu Augsburg 1539 und zu Basel 1541 erschienen, wird über den Verfasser mitgetheilt: Thomas Kirchmeyer, geb. 1511 bei Straubing, gewann früh eine gediegene theologische und humanistische Bildung. Luther's streitbare Persönlichkeit zog ihn nach Mitteldeutschland. Er wurde 1535 Pastor in Sulza, 1541—46 in Kahla. Conflicte vertrieben ihn in Luther's Todesjahr aus Thüringen. In Eßlingen scheint er 1578 gestorben zu sein. „Kein dramatischer Pamphletist des Lutherthums hat den päpstlichen Stuhl mit so ungeheurer Wucht, die katholischen Gnadenmittel mit so genialer Laune angegriffen, wie das im «Pammachius» und in der Komödie «Mercator» geschah." Der Verfasser „verband Martyrium und Erlösung seiner allegorischen Figuren (Veritas, Parrhesia) mit dem Steigen und Fall des Papismus. Zeitlos und ortlos ist seine dramatische Generalanklage gehalten. Alle Gewinnsucht und aller Uebermuth wird hier in dem einen Gesammtvertreter Pammachius verkörpert. . . . Der Jurist Porphyrius vertritt den Curialismus mit all seinen Praktiken, Dromo den großen blind willigen Haufen. Julianus zeigt die tiefste Schwäche des getretenen Kaiserthums, der milde Nestor den Gegensatz zum ruchlosen Rathgeber des Papstes. Satanische Gesellen erscheinen als die «drei Gewaltigen» dieses antichristlichen Reiches; und nach dem unermüdlichen Aufgebot der Herrschsucht, Gier, Sophistik nimmt Naogeorg seine seltene groteske Kraft zusammen für das Bankett der Hölle, ein nur von Fischart's frei bearbeitetem «Jesuiterhütlein» übertroffenes Meisterstück inmitten der wüsten Teufelsliteratur lutherischer Pastoren."

— Von Dr. Rudolf Pfleiderer's „Bibel mit Bildern der Meister christlicher Kunst" oder „Illustrirter Hausbibel" (Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut) liegen die Hefte 26—40 (zu 50 Pf.) vor. Zu diesen 15 Lieferungen, die vom 6. Kapitel des Buchs Josua bis gegen den Schluß des 1. Buchs der Könige reichen, ist wieder ein vollwerthiger Schatz künstlerischer Erscheinungen zusammengetragen und in ihnen zu trefflicher Wiedergabe gelangt. Neben den für die spätere Einreihung beigegebenen großartigen Holzschnitte der vier Reiter der Offenbarung von Dürer und den Brend'amour'schen Holzschnitten nach dem Gemälde Eberh. Wächter's in Stuttgart „Hiob von den Freunden betrauert" und nach Bernardo Luini's Dornenkrönung aus der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand fallen Rafael's Loggienbilder zur Geschichte Josua's ins Auge und es tritt die erste Veröffentlichung des schönen Alfred Rethel'schen Gemäldes „Daniel in der Löwengrube" im Städel'schen Institut zu Frankfurt a. M. angenehm hervor. Das Buch Ruth ist nur durch schöne niederländische Stiche illustrirt. Zum 1. Buche Samuelis ist vieles zum ersten male ans Licht gezogen, so die Handzeichnung Holbein's im baseler Museum „Samuel tritt Saul entgegen", oder Pfannschmidt's Handzeichnung „David als König". Wir finden die prächtige Zeichnung Rethel's „David als Hirt rettet das Lamm vor dem Löwen und Bären" (als altkirchliches Vorbild des Heilands). In den neuesten Heften fesseln das herrliche Gemälde Singleton's „Samuel und Eli", Führich's „Nathan's Strafpredigt" in Phototypie und ferner die niederländischen Bilder mit der großartigen Gestalt des Elias; endlich David's Tod von Jan Victors in einer ausgezeichneten Phototypie nach dem in Kopenhagen befindlichen Gemälde. Rafael, Holbein, die deutschen Bilderbibeln aus älterer und neuerer Zeit haben dazwischen ihr Bestes hergegeben. Alle Bilder sind der Bibel würdig und zeugen vom erfolgreichen Bestreben des Herausgebers, eine Sammlung des Schönsten der christlichen Kunst in seiner Bilderbibel zu vereinigen.

— Johanna Spyri hat einen zweiten Band „Volksschriften" mit vier Bildern erscheinen lassen (Gotha, F. A. Perthes; Preis 2 M. 40 Pf.). In beiden, Lebensführungen in bescheidenen ländlichen Kreisen zeichnenden Erzählungen: „Im Leuchtensee" und „Wie es in der Goldhalde gegangen ist", bewährt sich der feine künstlerische Takt und die gesunde religiös-sittliche Anschauung der ausgezeichneten Jugend- und Volksschriftstellerin.

— In der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vormals Schottländer, ist Gerhard von Amyntor's märkisches Culturbild aus der Zeit des ersten Hohenzollern „Gerke Suteminne" in dritter Auflage in zwei Theilen zum etwas — von 13 auf 10 M. — geminderten Preise erschienen. Wir bedauern, daß bei der Vorzüglichkeit dieser historischen Erzählung und der

weiten Verbreitung, die das Buch durch Anschaffung für Volksbibliotheken und zu Schulehrenpreisen in den vier Jahren seines Daseins bereits gewonnen hat, der Verlagshandlung nicht noch eine weit stärkere Preisherabsetzung möglich erschienen ist. Zehn Mark für ein Volksbuch — und das ist „Gerke Suteminne“ in edlerem und wahrerem Sinne, als Wildenbruch's „Die Quitzows“ ein Volksstück ist —, für ein Buch im Bürgerhause ist zu hoch. Wir bedauern auch den entsetzlichen Druckfehler im Vorworte zu dieser Auflage, wo vom deutschen Bürsterstolze statt Bürgerstolze die Rede ist. Aus dem Vorworte zur zweiten Auflage setzen wir gern eine Stelle her, in welcher der Verfasser die mancherlei Zuschriften beantwortet, „in denen er, so zu sagen, aufs Gewissen gefragt wurde, ob sich denn alles, was er von seinem Helden zu berichten wußte, auch genau so und nicht anders zugetragen habe. In solchen Fragen liegt eine Verkennung der ästhetischen Bedeutung der historischen Dichtung, aus der man, wie aus einem Schulbuche, pragmatische Weltgeschichte lernen möchte; man übersieht dabei, daß es in der That zwei Arten von Wahrheit gibt; die eine wird von der wissenschaftlichen Geschichtschreibung, die andere von der historischen Dichtung geboten.... Es gibt eine idealistische Wahrheit, die voll und ganz dem wirklichen realen Leben entspricht, nur daß sie nicht ein schon vorhandenes Object sklavisch nachahmt, sondern ihren Stoff frei aus sich selbst herausschafft und gestaltet. Diese Art von Wahrheit wird nur in der Werkstatt des Dichters erzeugt; sie ist ein ästhetisch Schönes, das sich der Historiker.. nicht gestatten darf und nicht gestatten kann. Da aber diese idealistische Wahrheit nur aus der gewissenhaftesten Verwerthung mühevoll aufgesuchter und durchforschter geschichtlicher Quellen gewonnen werden kann, so bietet sie nie ein den historischen Thatsachen Widersprechendes, wohl aber etwas Höheres und Philosophischeres, als es je ein Kunstwerk rein wissenschaftlicher Geschichtschreibung zu bieten vermag.“ Der Held des Buchs ist kein Erzeugniß der Einbildungskraft; er hat thatsächlich gelebt und für seinen Herrn, den Kurfürsten, wacker gestritten; „wie er aber eingehender geschildert und zu einem Lichtquell gemacht wurde, der das ganze Volksleben der damaligen Zeit in schärfere Beleuchtung setzt, das wurde allein durch jenen geheimnißvollen Vorgang bewirkt, der sich nur in der Seele des Dichters vollzieht....“

In zweiter Auflage werden von derselben Verlagshandlung soeben ausgegeben die sämmtlich hier besprochenen Novellen von Otto Roquette „Frühlingsstimmen“, die Fortsetzung von Paul Lindau's „Arme Mädchen“ durch Felix Balden's „Ledige Frauen“ und Martin Bauer's Roman „Herzensirren“, mit ganz untergeordneten und carikirten Illustrationen von Paul Wendling versehen, die denen schlechterer Witzblätter ähneln und keineswegs dem Buche zum Schmucke gereichen.

— Ueber die Flora Deutschlands erscheint ein „Illustrirtes Pflanzenbuch. Anleitung zur Kenntniß der Pflanzen nebst Anweisung zur praktischen Anlage von Herbarien. Mit über 300 fein colorirten Abbildungen von Dr. Wilhelm Medicus“ (Kaiserslautern, Gotthold), in zehn Lieferungen zu 1 M. Die erste dieser mit dem Bildnisse des Verfassers und 8 Tafeln getreuer und feiner, nach der Natur gezeichneter Abbildungen liegt uns vor. „Die Pflanzen sind nach dem natürlichen Systeme in Familien, Gattungen und Arten aufgezählt“, bei den Gattungen und, wo es nöthig ist, auch bei den Arten sind die Linné'schen Klassen und Ordnungen angegeben. Besonderes Gewicht ist auf gute und möglichst volksthümliche Benennungen gelegt, neben denen der botanische Name nicht fehlt. Die Beschreibung, Standorts- und Wachsthumsverhältnisse sind thunlichst knapp gehalten.

— Die „Moderne Rundschau“, Halbmonatsschrift, herausgegeben von J. Joachim und E. M. Kafka (Wien, Leopold Weiß, I., Tuchlauben 7), erläßt ein Preisausschreiben für novellistische Skizzen im Umfange von 3—6 Seiten. Preise 150 M., 100 M., 50 M. Preisrichter nebst der Redaction: Dr. Wilhelm Lauser, Gustav Schwarzkopf, Dr. J. J. David, Dr. Friedrich M. Fels. Die genauen Bedingungen sind in Heft 7 der „Modernen Rundschau“ enthalten.

Bibliographie.

Adolf, K., Die Schmugglerstochter von Norderney. Historischer Roman. 2 Bde. Königsberg i. Pr., Hartung. 8. 6 M.

An den Alt-Reichskanzler. Erwiderung auf „Eine deutsche Bitte von A. v. Westarp“ von einem deutschen Manne. Berlin, C. J. Leo. Gr. 8. 25 Pf.

Andrea, A., Raïda. Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 8. 2 M.

Bamberger, L., Zum Jahrestag der Entlassung Bismarck's. 1.—4. Aufl. Berlin, Rosenbaum u. Hart. Gr. 8. 60 Pf.

Bauer, G., Wach auf! Ein freies Wort an die Zeitgenossen. Berlin, F. Schneider u. Comp. Gr. 8. 60 Pf.

Benda, A., Wie die Lübecker den Tod gebildet. Vortrag. Lübeck, W. Gläser. Gr. 8. 50 Pf.

Benrath, H., Mit der „Augusta Viktoria“ ins Mittelmeer vom 22. Jan. bis 21. März 1891. Reisebriefe. Hamburg, Verlag der Aktien-Gesellschaft „Neue Börsen-Halle“. 8. 2 M.

Bier, T., Glaube und Wissenschaft. Eine Streitschrift. Berlin, P. Hüttig. Gr. 8. 1 M.

Bösch, J. M., Das menschliche Mitgefühl. Ein Beitrag zur Grundlegung der wissenschaftlichen Ethik. Winterthur, M. Kieschke. Gr. 8. 1 M. 85 Pf.

Elsässischer Bücherschatz. Photographische Nachbildungen von Titelblättern seltener und wertvoller altelsässischer Drucke. Herausgegeben von P. Gerschel. 1. Lfg. Straßburg i. E., M. Gerschel. Gr. 4. 6 M. 40 Pf.

Carmer, H., Wilde Blumen. Sondershausen, F. A. Eupel. 12. 1 M. 50 Pf.

Deike, W., Schillers Ansichten über die tragische Kunst, verglichen mit denen des Aristoteles. Dissertation. Helmstedt. Gr. 4. 1 M. 60 Pf.

Dittrich, M., Meine Schulzeit in Chemnitz 1851—1862. Jugend-Erinnerungen eines Zeitungsschreibers. Leipzig, F. Geißler. 8. 50 Pf.

Eschstruth, Nataly v., Der Mühlenprinz. Erzählung. Jena, H. Costenoble. 8. 5 M.

Fiebig, A., Nur durch die Muttersprache führt der Weg zum socialen Frieden. Breslau, Preuß u. Jünger. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Frank, R., Naturrecht, geschichtliches Recht und sociales Recht. Leipzig, C. L. Hirschfeld. Gr. 8. 80 Pf.

Gabelentz, G. von der, Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse. Leipzig, T. O. Weigel Nachf. Gr. 8. 14 M.

Gersdorf, R., Die Standesehre des deutschen Offiziers und Rechtsanwalts. Eine vergleichende Darstellung. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 50 Pf.

Langen, C. v., Fabelhafte Geschichten! Offizier-Humoresken. Berlin, F. L. V. Laverrenz. 8. 1 M.

Langer's, A., Ausgewählte Romane. 1. u. 2. Bd. Wien, J. Dirnböck. 8. 4 M.

Laverrenz, C., Zwei Wanderungen durch das nördliche Afrika. Aegypten, Algerien. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 M.

Neubauer, E., Wallenstein und die Stadt Magdeburg. Magdeburg, A. Rathke. Gr. 8. 3 M.

Rhein, A. vom, Das Buch vom Pfarrer Kneipp. Sein Leben und Wirken als Seelsorger und Arzt. Mit einer Schilderung der Wörishofener Verhältnisse und einem Verzeichnisse einiger interessanter Heilerfolge. Mit dem Bildnisse des Herrn Pfarrer Kneipp in Stahlstich. Kempten, J. Kösel. 8. 1 M. 20 Pf.

Riezler, S., Gedächtnissrede auf Wilhelm von Giesebrecht. München, G. Franz. Gr. 4. 1 M. 80 Pf.

Sammlung pädagogischer Vorträge. Herausgegeben von W. Meyer-Markau. IV. Bd. 2. Hft. Was uns eint. Von W. Meyer-Markau. Bielefeld, A. Helmich. Gr. 8. 40 Pf.

Sardemann, G., Leben, Lieben, Glauben. Ausgewählte Gedichte. Herausgegeben von F. Sardemann. Gütersloh, C. Bertelsmann. 8. 1 M.

Schiller, H., Schularbeit und Hausarbeit. Ein Vortrag. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 60 Pf.

Singer, M., Jüdisches Blut. Erzählungen. Budapest, C. Grill. 12. 3 M.

Volckmann, E., Heiligendamm. Eine Skizze. Mit Illustrationen nach Original-Aufnahmen von B. Beckmann und Zeichnungen von H. Ulbrich u. A. Rostock, Volckmann u. Jerosch. 8. 50 Pf.

Vorbrodt, G., Principien der Ethik und Religionsphilosophie Lotzes. Ein Gedenkblatt zum 1. Juli 1891, dem zehnjährigen Todestage Lotzes. Dessau, R. Kahle. Gr. 8. 3 M.

Was für einen Kurs haben wir? Eine politische Zeitbetrachtung von Borussen. Gotha, K. Schwalbe. Gr. 8. 1 M.

Watzlawik, F., Raum und Stoff das Negative und Positive der Natur, zur Grundlage einer Ursachen-Wissenschaft dargestellt. Berlin, Ch. Claesen u. Comp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Weth, H., Die Orient-Reise der „Augusta Victoria“ vom Januar bis März 1891. Nach den Berichten in den Feuilletons des „Hamburger Fremdenblatt“ und des „Berliner Börsen-Courier“. Hamburg, A. Leckband. Gr. 8. 3 M.

Ludwig Windthorst, † 14. März 1891. Zur Erinnerung an sein Leben und Wirken. Köln, J. P. Bachem. 12. 20 Pf.

Worte an die Zeit. 1. Serie. Nr. 1. Lob der Parlamente. Eine Scherzrede für Wähler und Gewählte. Von F. Kretzschmar. Döbeln, H. Schmidt. Gr. 8. 80 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kunstkritische Studien über italienische Malerei.
Die Galerien
zu
München und Dresden.

Von **Ivan Lermolieff.**

Mit 41 Abbildungen. 8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Vorliegendes Werk des bekannten Kunstschriftstellers über zwei der berühmtesten deutschen Gemäldegalerien, zu München und Dresden, wird das Interesse aller Kunstfreunde umsomehr erregen, als der Verfasser ganz überraschende Beweise für seine Behauptungen liefert. Zahlreiche treffliche Abbildungen dienen zur Erläuterung.

In dem früher zu gleichem Preise erschienenen ersten Bande der „Kunstkritischen Studien": „Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom", legte Lermolieff in einer ausführlichen Einleitung auch seine kunstkritischen Grundsätze dar.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch das Britische Reich.

Südafrika—Neuseeland—Australien—Indien—Oceanien—Canada.

Mit einem Anhang:

Der Brand des Packetschiffes „France".

Von

Alexander Grafen von Hübner.

Zweite Auflage. Mit einer Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Eine um die Hälfte des frühern Preises ermäßigte zweite Auflage des Werks, in welchem der bekannte Verfasser des vielgelesenen Werks „Ein Spaziergang um die Welt" die neue Weltreise schildert, die er in den Jahren 1883 und 1884 ausgeführt hat. Scharfe Beobachtung, weiter Blick, vielseitigste Kenntniß und vollendete Kunst der Darstellung verleihen seinen Aufzeichnungen ein ungewöhnliches Interesse und hervorragenden dauernden Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die wichtigsten periodischen Erscheinungen
der Meteorologie und Kosmologie.

Von

Hermann Fritz.

Mit 10 Abbildungen und 1 Tafel. 8. Geh. 7 M. Geb. 8 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 68. Band.)

Dieses Werk führt die verschiedenartigen Erscheinungen vor, welche durch den Wechsel in der Sonnenthätigkeit beeinflusst werden. Durch den weiten Kreis dieser Erscheinungen, welcher die Perioden der Wein- und Getreideerträge und der Witterung, wie die vulkanischen Ausbrüche, die Erdbeben und Polarlichter umfasst, gewährt das Werk des auf diesem Gebiete bahnbrechenden Verfassers hervorragendes Interesse. Erhöhten Werth hat das Werk, seitdem nachgewiesen ist, dass in Europa tiefgreifende periodische Klimaschwankungen auch in der Gegenwart fortdauern.

Otto Wigand in Leipzig.

Dr. F. Wollny, Ueber den Hypnotismus. Nebst einem Anhange: Ueber die Todesstrafe nach neuem System. 32 S. Pr. 50 Pf.

BROCKHAUS'
Kleines
Conversations-Lexikon.

4. Auflage.
Neue durchgesehene Ausgabe.

Mit Karten und Abbildungen
auf 98 Tafeln,
darunter 13 Chromotafeln.

2 Halbfranzbände: 18 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die

Sprichwörtlichen Redensarten

im deutschen Volksmund

nach Sinn und Ursprung erläutert.

Ein Beitrag zur Kenntnis deutscher Sprache und Sitte

von

Wilhelm Borchardt.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Ein Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Urvasi.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Lobedanz.

Dritte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 30. Juli 1891.

Romane und Erzählungen.

1. Sapere aude! Roman von Kerstan. Drei Bände. Zweite Auflage. Leipzig, M. Spohr. 1891. 8. 10 M.

Der Roman ist in künstlerischer Hinsicht sehr mittelmäßig. Die Handlung schleppt sich durch drei große Bände, von endlosen Gesprächen häufig unterbrochen, mühselig fort und läßt den Reiz des Ueberzeugenden, Lebendigen, Menschlichen vermissen. Der Leser gewinnt überall den Eindruck des Ersonnenen — ersonnen ohne den Schwung und Adel einer anmuthigen und bildsamen Phantasie. So ist denn auch die gestaltende Kraft des pseudonymen Verfassers gering, die Darstellung farblos, der Stil correct zwar, doch etwas steifleinen. Unleidliche Participialfügungen finden sich häufig, z. B. „Fritz sich erheitert habendes Gesicht", „halbnackt aufgetreten seiende Tänzerinnen" oder gar: „Obwol in der Mitte der Dreißiger stehend, hatte die sich herausgebildet habende Rundung der Formen" — unschön und noch dazu falsch, denn die „Rundung" stand doch nicht in der „Mitte der Dreißiger".

Es handelt sich um das Schicksal mehrerer Personen, welche, vortrefflich in Denkart und Sitte, die Opfer mehrerer niedrig gesinnter Wucherer und Bankiers, welche dem Judenthume angehören, zu werden drohen. Zwischen diesen beiden Gruppen laufen die Fäden hin und her und vereinigen sich in der Hand eines Mannes, Edgar's, eines wahren Zauberers, eines echt deutschen Helden. Wir kennen ihn seit unserm Siegfried im Nibelungenliede. Er, der Inbegriff und das Ideal innerer und äußerer Vollendung, ist der Typus eines deutschen Mannes, der durch die Jahrhunderte hindurchging und in der vaterländischen Literatur in unzähligen Auflagen wiedererscheint bis zum heutigen Tage. Und es ist recht so. Die Volksüberlieferungen sind zu achten, denn sie sind der Hort des deutschen Geistes und der deutschen Poesie; und dann war es zu alten Zeiten und wird sein zu allen Zeiten die Aufgabe des Dichters, neben abschreckenden Menschenbildern Muster zu schaffen, die der Nachahmung werth und würdig sind. Edle Beispiele wirken veredelnd. Daran wird ein engherziger Naturalismus nichts ändern. Aber jener alte Typus, wenn er in neuem Kleide wiederkehrt, soll persönlich sein, ein Mensch aus Fleisch und Blut, keine arme Puppe, die Späne und Werg anstatt der Eingeweide in sich trägt. Nun, jener Edgar ist nicht das eine und nicht das andere, er steht in der Mitte. Der Verfasser will, daß wir uns die höchste Vorstellung von ihm machen: Edgar ist schön, groß, stark; bei den Frauen hat er ein fabelhaftes Glück; ein ansehnliches Vermögen enthebt ihn der gemeinen Sorge; er ist mit allen ritterlichen Uebungen vertraut und bewegt sich in den anmuthigsten und feinsten, durch die gute Sitte geweihten Lebensformen; wie die Klinge, so versteht er, ein moderner Ritter Hutten, die Feder zu führen; er ist geistreich, tief, ein Mann der Wissenschaft und Bildung; er ist der Schüler eines hundertjährigen Indiers, der, sich selbst hypnotisirend, lange Zeit lebendig todt im Grabe gelegen ist; Edgar wurde von dem mystischen Weisen eingeweiht in die prunklose Wesenheit aller Dinge der Erkenntniß; er besitzt geheimnißvolle Kräfte, kraft deren er auf die Menschen wirkt und bezaubernd seinem energischen Willen unterwirft; er erglüht für alles Edle und haßt alles Gemeine; er hat den Muth der Ueberzeugung und handelt nie anders als aus der Wahrhaftigkeit seiner Natur heraus, er ist kühn in seinen Impulsen und leidenschaftlich in seinen Entschlüssen, aber geläutert durch die Erfahrung der Welt; er kennt die edlen Regungen des Mitleids und er kennt die Großmuth, er ist ein Vater der Bedrängten, ein Tröster der Trauernden — kurz ein Magus des Nordens, ein moderner Messias. Sein Wahlspruch ist „Sapere aude", wag' es, weise zu sein. Er ist es in der Ordnung der

Angelegenheiten seiner Freunde. Diese sowol wie er und seine Familie haben Schlimmes von den Juden erfahren. Darum haßt er sie in ihrer Gesammtheit und geht so weit, ihnen allen einen neuen Schwefelregen von Sodom und Gomorrha zu wünschen. In dieser Verallgemeinerung, in dieser Uebertragung einer ursprünglich sittlichen Empfindung von einzelnen auf viele, von den Schuldigen auf die Unschuldigen liegt seine Schuld und sein Verhängniß: er und sein treues Weib gehen daran zu Grunde.

Alle diese Umstände sind indessen in dem Romane nicht die Hauptsache. Die Hauptsache sind die Ausführungen, welche der Verfasser seinem Helden in den Mund legt. Er verbreitet sich eingehend über alle möglichen Fragen unserer Zeit, über die Philosophie unseres unsterblichen Schopenhauer, über Wissenschaft, Moral, Politik, Socialismus. Kein Vorurtheilsloser wird es nun leugnen können, daß sich der Verfasser auf allen diesen Gebieten als unterrichteter und denkender Mann erweist, der von einem großen und freien Standpunkte aus Umschau hält und zu fesseln weiß, auch wenn er irrt. Es ist kein Zweifel, er hat selbst etwas von den Vorzügen seines Helden; sein Buch ist ungeachtet der hervorgehobenen Mängel sehr lesenswerth und vereinigt mit der Geschlossenheit der in ihm vertretenen Anschauungen edle Duldsamkeit gegenüber anders gerichteter Welt- und Lebensauffassung, sofern diese nur sittlich gegründet ist.

2. Ganganelli von Karl Frenzel. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 5 M. 50 Pf.

Ein prächtiges Gemälde in reichem Rahmen! Der Roman, welcher als vierter Band der „Gesammelten Werke" Karl Frenzel's erschienen ist, führt uns in eine große und bewegte Zeit: in das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts. Der Schauplatz ist zuerst Deutschland, dann Rom. Die Ereignisse drehen sich um die Aufhebung des Jesuitenordens. Die Hauptgestalt ist Ganganelli, als Papst Clemens XIV. Die Zeit der Jesuitenherrschaft war vorbei; Völker und Fürsten waren ihrer Gräuel müde. Ein neuer Geist war über die Menschheit gekommen, der seine Waffen gegen alles Morsche in der Welt richtete, Voltaire an der Spitze. Die Jesuiten waren todreif. Portugal war das erste Land, das sie aus seinen Marken verjagte. Frankreich folgte, es hob den Orden auf; Spanien unterdrückte ihn, Sicilien schaffte ihn ab. Unter diesen Verhältnissen bestieg der Franciscaner Ganganelli den päpstlichen Stuhl. Wie ihn die Geschichte zeigt, liebenswürdig und klug, so tritt er auch aus Frenzel's Dichtung hervor: eine Gestalt von innerer Anmuth, voll von Milde und Hoheit, bei der man gern verweilt, die Herz und Geist nachdrücklich beschäftigt. Ihm gegenüber steht sein Widersacher, Ricci, der allmächtige Jesuitengeneral. Auch er ist mit fester Hand gezeichnet, gerecht und weise, sine ira et studio, nicht ohne Züge von Größe, als ein Mann, der mit Fanatikermuth für ein Princip kämpft und gewillt ist, um dieses Princips willen die Märtyrerkrone zu tragen. Um diese beiden merkwürdigen Charaktere scharen sich ihre Freunde und Anhänger — hie Papst, hie Jesuit, so lautet der Feldruf. Dort wird mit den Waffen der Menschlichkeit gekämpft, hier mit Meucheldolch und Gift. Wie nun Frenzel mit dieser historischen Bewegung das Schicksal einiger Familien verknüpft, wie er die Handlung kunstreich und natürlich aufbaut, steigert, dramatisch belebt und zu einem sinnvollen Ganzen zusammenfügt — das kennen zu lernen ist von tiefem Interesse und gewährt einen nachhaltigen Genuß. Rom ist mit glühenden Farben geschildert, nicht minder die Menschen, die sich auf diesem einzigen und ewigen Schauplatze bewegen — das alles ist fein, geistreich, herzenswarm, ironisch. Besonders erregen zwei dämonisch gefärbte Frauengestalten unsere Theilnahme: Agathe, eine Deutsche, Faustina, eine Italienerin, die eine Ganganelli's, die andere Ricci's Freundin, beide Nebenbuhlerinnen; die eine geläutert durch triumphirende Liebe, die andere durch Leiden und seelischen Untergang. Aber wie gesagt, der Glanzpunkt des Werks ist der Papst. Er liebt die Jesuiten nicht, doch betrachtet er auch sie als seiner Obhut anvertraute Kinder. Die Darstellung seiner innern Kämpfe und Qualen ist meisterhaft. Lange zögert er mit der Aufhebung der Gesellschaft; er will sie reformiren; vergebens, sie mag von ihren angemaßten Rechten nicht lassen. Von den Diplomaten der bourbonischen Fürsten wie von den Jesuiten und ihrem Anhange in gleicher Weise bedrängt, gleicht er einem Korne zwischen zwei Mühlsteinen. Die Tiara wird ihm zur Dornenkrone, das weiße Kleid zum Nessushemde. Er, der die Ruhe des Greises besitzt, die Liebenswürdigkeit, welche einen Scherz nicht verschmäht, jene Heiterkeit der Seele, welche rechtschaffene Menschen bezaubert, er wird zu einem düstern, gebrochenen Manne. Als ihm einer seiner Freunde zuruft, die erwachte Aufklärung werde sich mit der Aufhebung des Ordens nicht zufrieden geben, sondern den heiligen Stuhl selbst zertrümmern, da rafft er sich auf zu den schönen Worten, seiner Weisheit letztem Schlusse:

„Und wenn auch, so ist es Gottes Wille! Er beseelt mich, er ist in mir mächtig. Was ist Rom gegen die Ewigkeit und die Gerechtigkeit? Wie dein Blick irrt auch der meinige durch die Nebel der Zukunft. Mir aber erscheint ein lichteres Bild. Mein Herz hängt nicht an diesen Flittern, an dieser Krone, laß uns wieder arm werden wie die Apostel und mit nackten Füßen durch die Länder pilgern. Ueberall wird der Himmel über uns sein, werden wir der süßesten und herrlichsten Wahrheit nachsinnen können. Vielleicht ist der Fall Roms das Glück der Welt. Wer kennt die Geheimnisse der Gottheit? Wenn wir des weltlichen Purpurs entkleidet sind, die Knechte der Knechte Gottes — mir ist, als wäre dann auch diesem armen unglücklichen Lande Italien noch ein neuer schöner Tag, eine Auferstehung bestimmt, eine Auferstehung zu Glanz und Ruhm! Ist die Leier Ariosto's und Tasso's auf ewig verstummt? Der Meißel Michel Angelo's zerbrochen? Hat der Norden uns alles, sogar die Musen geraubt? Nein, nein! Auch diesen gesegneten Fluren geht das Morgenroth auf. Mögen sie mich doch Lucifer schelten, in diesem Sinne will ich gern der Lichtbringer Italiens sein. . . ." So ging er hin und unterschrieb mit festem Zuge das berühmte Breve „Dominus ac redemptor noster". Der Orden Loyola's war

aufgehoben. Der Papst murmelte die geschichtlichen Worte: „Ich mußte es thun und würde es noch einmal thun, aber diese Aufhebung wird mein Tod sein!“

Es war so. Er starb an dem Gifte, das ihm die Liebe der Jesuiten credenzt hatte, gerade ein Jahr nach Ricci's Gefangennahme. Frenzel hält an dieser Ueberlieferung fest. Wir haben ein vortreffliches Gemälde der Geschichte und des Seelenlebens kennen gelernt und empfehlen es jedermann.

3. Das Geheimniß des Orgelbauers. Historischer Roman von Emil Böhme. Dresden, Pierson. 1891. 8. 3 M.

Allem Anscheine nach ein literarischer Erstling. Die Darstellung läßt noch zumeist die feste, sichere Hand vermissen. Die Bezeichnung „historischer Roman“ läßt sich kaum rechtfertigen. Die Geschichte hebt um das Jahr 1700 zu Straßburg an, um eine Zeit also, wo die schöne Stadt infolge jener Kriege Ludwig's XIV., welche die Geschichte Raubkriege nennt, dem deutschen Reiche entrissen und welsch geworden war. Indessen ist die historische Farbe nur sparsam aufgetragen, die Gegensätze zwischen deutsch und welsch werden nur gestreift, die Psyche der Zeit lernen wir aus dem Romane nur verschwommen kennen. Historisch ist dagegen die Gestalt des Helden, Gottfried Silbermann's, des Erfinders der Cymbale d'amour und des Erbauers von Orgelwerken, die von großem Werthe und bis jetzt noch nicht übertroffen sind, zumal jene, die in Freiberg und Dresden stehen. Auch die Bezeichnung Roman will nicht recht passen. Für einen solchen ist die Erfindung zu mager, ist die Ausführung zu wenig ins einzelne und besondere gehend, ist die Charakterentwickelung zu dürftig. Das Ganze ist eine Erzählung, die mit liebenswürdiger Begeisterung geschrieben ist und eine Reihe sympathischer Herzenstöne aufweist. Die Grundidee ist ebenso poetisch als wahr. Der junge Silbermann liebt eine Nonne, die widerwillig im Kloster weilt. Als er sie entführen will, wird die That im letzten Augenblicke entdeckt. Die Nonne stirbt am Herzschlag, als man sie zur Einmauerung führt. Silbermann, in tiefster Seele verwundet, lebt fortan als einsamer, unbeweibter Mann ausschließlich seiner Kunst. Sein Liebes- und Lebensunglück läutert ihn und begeistert ihn zu edlem Schaffen. Es ist sein und seiner wunderbaren Orgeln Geheimniß. Um all dieser guten Eigenschaften willen sei uns das Buch willkommen.

4. Das deutsche Lied. Erzählung aus den nationalen Verhältnissen Böhmens von Anton Ohorn. Berlin, Lüstenöder. 1891. 8. 80 Pf.

Der geschätzte Verfasser, der schon durch mehrere Bücher gezeigt hat, daß er etwas kann, schildert in der vorliegenden Erzählung die Zwistigkeiten zwischen Deutschen und Czechen in einer kleinen Stadt an der deutschen Sprachgrenze in Böhmen. Die Stadt war seit undenklichen Zeiten deutsch, wurde aber infolge czechischen Eifers und deutscher Laxheit in kurzer Zeit slawisirt. Nach und nach wird unter Kämpfen und Mühen das ursprüngliche Verhältniß wieder hergestellt. Diese Kämpfe und Mühen bilden den Inhalt der kleinen, hübschen Erzählung. Als Deutscher nimmt Anton Ohorn für seine Landsleute Partei, doch in durchaus gerechter und würdiger Weise. Er ruft ihnen zu: Laßt den Czechen ihr Nationalgefühl und bewahrt euch das eurige. Das ist das Beste und Richtigste.

5. Hochwalds-Geschichten aus dem baierisch-böhmischen Grenzgebirge von Maximilian Schmidt. Jena, Costenoble. 1891. 8. 4 M.

Maximilian Schmidt ist ein vielthätiger und vielgerühmter Schriftsteller. Er kann darauf verzichten, daß seinem Ruhmeskranze noch ein Blättchen eingefügt werde. Die Hochwaldsgeschichten aus dem Grenzgebirge von Baiern und Böhmen werden ihm seine alten Freunde erhalten. Er ist in jener Welt daheim, weiß zu schauen und das Geschaute in ansprechender Form zu erzählen. Es ist nicht zu leugnen, daß er mehr ins Breite als ins Tiefe geht. Auch wirkt die häufige Anwendung des Dialekts, zumal da von Humor wenig zu verspüren ist, ermüdend und zerrt den Leser zu sehr hinab in die uninteressante Alltäglichkeit des Lebens. Gottfried Keller hat für alle Zeiten gezeigt, daß man die Bauern durch höhere Mittel der Kunst wahr und lebendig zu charakterisiren vermag als durch den Gebrauch ihrer Mundart. Trotz dieser allmählich eintretenden Ermüdung wird man sich an den neuen Geschichten des geschätzten Verfassers gern eine Weile ergötzen.

6. Eine räthselhafte Katastrophe. Novelle von Gerhard von Amyntor. Zweite Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 1890. Gr. 8. 4 M.

Leider wird die „räthselhafte Katastrophe“, die Gerhard von Amyntor erzählt, nicht aufgeklärt. Ein unheimlicher Italiener, der über geheimnißvolle Kräfte verfügt, die Theorien des Spiritismus verficht, sich auf Hypnose und Suggestion versteht, im übrigen ein Schwindler ist, verfolgt ein junges, schönes Mädchen mit Liebesanträgen. Etwas Dunkles trägt sich zwischen ihnen zu, das wir nicht erfahren. Jedenfalls steht sie im Banne seines überlegenen Willens; denn obwol sie ihn verachtet und einen Offizier liebt, der mit heißem Herzen um sie wirbt, ergreift sie doch mit dem Italiener die Flucht, freiwillig und ohne jeden verständlichen Grund. Im Leben verstehen wir vieles nicht, weil wir Motive und Verhältnisse nicht kennen. Aufgabe der Kunst ist es, die Handlungen und Thaten verständlich zu machen, die Motive darzulegen, die aus den Verhältnissen und Charakteren sich ergeben. Wo das nicht geschieht, geht es ohne Aergerniß nicht ab. In dem vorliegenden Falle ist dies Aergerniß um so größer, weil die Novelle äußerst spannend erzählt ist; eine Neugierde wird wach gerufen, die keine Befriedigung findet. Geistreiche Bemerkungen und Betrachtungen gibt es in Hülle und Fülle. Die Umrahmung ist sehr glücklich: ein deutscher Offizier erzählt die Geschichte in einem Bivuak vor Metz während des Kriegs vom Jahre 1870, in tiefer Nacht. Aber was nützt die schöne Schale, wenn der Kern mangelhaft ist?

7. Ruhm. Novelle von Hans Hoffmann. Berlin, Gebr. Paetel. 1891. 8. 4 M.

Der Verfasser der Novelle „Ruhm" verdient den Ehrennamen eines Dichters. Er besitzt die Kunst des Fabulirens, jene gute alte Kunst, der wir die Sagen, also den Urkeim aller Poesie verdanken; und er weiß damit Tiefes und Herziges ernsthaft und scherzhaft zu verbinden. Die Erfindung ist ebenso merkwürdig als Menschen und Problem. Man spricht von einem Cäsarenwahnsinn, aber ebenso gut kann man von einem Künstlerwahnsinn sprechen. Nach dieser Richtung hin läßt uns Hans Hoffmann seltsame Einblicke in die krause Menschennatur thun. Eine Mutter liebt Spilling, ihren Sohn, mit verhängnißvoller, tragischer Zärtlichkeit. Sie treibt mit ihm Abgötterei, die ihn an den Rand des Verderbens bringt. Sie hält ihn für ein Genie und hetzt den armen Jüngling von Kunst zu Kunst. In keiner gelingt es ihm. Das Ergebniß ist, daß er an dem Gymnasium eines weltvergessenen Städtchens in Pommern als simpler Zeichenlehrer angestellt wird. Die in der Ferne lebende, durch eine Erbschaft in Wohlstand gekommene Mutter darf das nicht wissen. Spilling, ein Freund der Wahrheit, wird gezwungen, sein Dasein auf einer Lüge zu errichten. Er läßt die Mutter in dem Wahne, daß er in Petersburg als Berühmtheit lebe und einen großartigen Bau im Auftrage des allmächtigen Herrschers aller Reußen leite. Indessen hungert er daheim; von Muttern nimmt er nichts, denn sie muß ihn in guten Verhältnissen glauben. Auch reist er jährlich in den Ferien zu ihr und thut dort mit dem kummervoll ersparten Gehalte vor den Leuten als großer Herr. Ein Freund in Petersburg vermittelt zwischen Spilling und der alten Frau den Briefwechsel. Spilling entwirft üppige Schilderungen von der russischen Herrlichkeit; nach und nach lebt er sich ein in den Kartenpalast der Lüge; die Gebilde der Phantasie werden für ihn Wirklichkeit; Mutter und Sohn schwelgen in dem erdichteten Ruhme, ihr Künstlerwahnsinn feiert Orgien. Spilling aber bricht unter dem Zwiespalte zusammen. Seine Nerven werden überreizt, sein Gemüth wird krank, Erscheinungen des Irrsinns zeigen sich. Die Ferien kommen wieder, er kann nicht zur Mutter. Ein College übernimmt es, der Frau die traurige Botschaft zu überbringen. Sie versteht ihn nicht und hält ihn, Wiegand, für verrückt, und mit ihr ihre junge Gesellschafterin Constanze und die ganze Einwohnerschaft des Ortes. Es kommt zu drolligen Abenteuern. Nun hat aber Spilling, als er die Gemüthskrankheit heranschleichen sah, seine ganze Lebensgeschichte mit wunderbarer Seelenzerfaserung zu Papier gebracht. Die Aerzte finden das Schriftstück und schicken es an Wiegand. Die Wahrheit seiner Aussage bestätigt sich, Mutter Spilling liest das Manuscript des Theuern — und siehe: sie hat noch am Schlusse Trumpf und Triumph. Ihr Sohn ist ein Genie; er besitzt nicht allein eine große, nahezu poetische Phantasie, ihm eigen ist die Genialität des Herzens, die ihn befähigt, dem Wunsch und Wahne der Mutter das Leben zu opfern. Glücklich ist sie, daß sie ihn wieder, wie in den Jahren der Kindheit hegen und pflegen darf. Sie eilt zu ihm und er gesundet. Inzwischen wurde zwischen dem wackern Wiegand und der tapfern Constanze ein Fädlein gesponnen, das zu einem schönen Brautkleide auswuchs. Sie gehen nach Pommern, um sich dort mit Gänsebrüsten und andern guten Dingen eine eigene Speisekammer zu gründen. Wie uns nun der Verfasser hart an dem Tragischen vorbei in das lustige Reich des Komischen führt, wie er, ein Kaleidoskop der bunten Welt schaffend, mit dem Erhabenen das Lächerliche verbindet, wie sein sachlicher Humor einem tiefen Ernste entspringt, das alles regt an, bewegt und erhebt die Novelle zu einem kleinen Kunstwerke. Es verschlägt nichts, daß die Schreibweise hin und wieder schwerfällig ist. Diese Schwerfälligkeit gehört fast zum Stoffe. Das Buch ist keins aus der Anzahl, welches, kaum gelesen, wieder vergessen ist.

8. Hans Montague. Roman von Balduin Möllhausen. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1891. 8. 12 M.

Angenehme Unterhaltungslektüre, nicht mehr. Die Handlung rollt in alten ausgefahrenen Gleisen dahin, Irrwege und Abwege beschreibend, um langsam zu einem befriedigenden Ziele zu gelangen. Intriguen und Verbrechen, ähnlich wie sie ehemals in englischen Familienromanen behandelt wurden, bilden den Inhalt der drei Bände; Unglaubwürdiges müssen wir in den Kauf nehmen, Unmotivirtes und Unverständliches über uns ergehen lassen. Eine tiefere Gestaltung des Seelenlebens wird nicht versucht. Bunt wie die Schauplätze — Nordamerika, Skandinavien, Mexiko — sind die Geschehnisse. Weniger wäre mehr.

Fritz Lemmermayer.

Neue Lyrik und Epik.

Ich habe Lust, künftig an den Anfang oder das Ende jeder Besprechung eine Notiz über den Zustand der Bücher zu setzen, die von den Herren Verlegern zur Kritik versandt werden. Von den mir heute vorliegenden ist keins in Originalband gebunden, keins broschirt; eins ist beschnitten, die andern unbeschnitten. Von diesen ist eins beim ersten Lesen aus Faden und Leim gegangen, das andere von über 300 Seiten ist nicht einmal geheftet und stellte sich mir sofort nach dem Aufschneiden als Kartenspiel dar. Ich werde mir von der verehrlichen Redaction d. Bl. die Erlaubniß erbitten, Bücher wie das letztgenannte stets unaufgeschnitten und unkritisirt beiseite legen zu dürfen, damit wenigstens dieser Rücksichtslosigkeit der Herren Verleger ein Ende gemacht wird. Vielleicht drängen auch die

Herren Autoren darauf; denn wenn sie bedächten, in welcher Stimmung ein Kritiker nach mühseligem Aufschneiden von Hunderten von Seiten einem auseinanderfallenden Buche gegenüber sein kann, sie würden in ihrem eigenen Interesse die gute Laune des Kritikers durch anständig gebundene Bücher zu erhalten suchen.

Indem ich nun versichere, daß die etwaige schlechte Laune längst verflogen ist, wende ich mich zu den einzelnen Dichtungen, welche mir heute vorliegen. Kaum je hat mir der Zufall so grundverschiedene Dichtungen auf den Tisch gelegt wie diesmal. Und wenn ich ein Urtheil zum voraus geben soll: Dichter sind von allen nur der zuerst und der zuletzt Besprochene. Von dem ersten weiß ich es allerdings weniger aus diesem Bande als von seinen andern Dichtungen; denn „Scherzgedichte“ sind keine sichere Probe auf das poetische Kaliber eines Dichters. Der Band heißt nämlich:

1. Scherzgedichte von Johannes Trojan. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Liebeskind. 1891. 12. 3 M.

Die Dichtgattung, von welcher Trojan's Scherzgedichte vielleicht die hübschesten Vertreter sind, ist jedermann aus dem „Kladderadatsch“ und dem „Kladderadatschkalender“ wohlbekannt, und das wird niemand wundernehmen, der weiß, daß der gemüthvolle, weichfühlende, mit der Natur und ihren zarten Geheimnissen innig vertraute J. Trojan der Redacteur des „Kladderadatsch“ ist. Wer Trojan aus seinen sonstigen Dichtungen in Vers und Prosa kennt, der wird baß erstaunt sein, daß gerade dieser Mann in dem Steinhaufen, genannt Berlin, wohnt, statt irgendwo auf der Heide oder am Meeresstrande, und daß er Redacteur des stachlichtsten Blattes in Deutschland ist. Aber gerade diese Scherzgedichte zeigen, wie das Sprichwort: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand“, sich in seiner Wahrheit bewährt; denn in Trojan's Dichtergemüth rinnt ein Nebenquell, der ausgiebig genug ist, um gerade denjenigen Kanal zu speisen, der nun seit vielen Jahren durch den „Kladderadatsch“ hinflutet. Und daß durch diesen Quell sehr viele Menschen erheitert und erquickt werden, das wird niemand leugnen. Die Bächlein alle in Buchform zu sammeln, scheint freilich gewagt; aber diese zweite, vermehrte Auflage zeigt, daß das Wagniß gelungen ist. Nicht „lächelnd mit Thränen im Blick“ freilich lesen wir diese Scherzgedichte; das ist nur der Fall, wenn ein tiefergehender, aus dem Gemüthe quellender Humor uns entgegentritt, und das Charakteristische dieser Scherzgedichte und ihre Wirkung beruht eben auf der fingirten Verleugnung jedes Gemüths. Das mag dem gemüthvollen Dichter manchmal recht schwer geworden sein, aber er hat erreicht, was er erreichen will: daß wir hell auflachen. Und wer das in dieser Zeiten Schwere fertig bringt, der verdient einen ganz besondern Dank. Mit dem Reize zum Lachen ist's freilich so eine eigene Sache: wo der eine Mensch schlechterdings nichts zum Lachen findet, wobei der Unterschied von Mann und Weib oft geradezu überraschend ist, treten dem andern die Lachthränen in die Augen. Ich weiß nun nicht, ob es einem meiner Leser über die nachstehenden Proben so lachlustig zu Sinn wird, wie mir. Ich habe sie des Raumes wegen auch nur aus den kürzern Sachen ausgewählt. Aber das weiß ich, daß kein Mensch von gesundem Fühlen das Buch lesen wird, ohne wenigstens ein paar mal hell aufgelacht zu haben. Hier die Proben, die ich schon deshalb geben muß, weil es sehr schwer ist, gerade diese scherzhafte Spielart der Poesie so auf den Begriff zu bringen, daß der Leser, der sie nicht kennt, weiß, was er in dem Buche zu suchen hat.

Der Regenwurm.

Des Regenwurmes innrer Werth
Kommt für uns in Betracht,
Weil er, wie Darwin uns belehrt,
Das Erdreich fruchtbar macht.

Dabei doch ist er von Natur
So einfach und so schlicht;
Aufs Aeußere gibt er wenig nur,
Selbst Beine hat er nicht.

O Mensch, der du dich gar zu gern
So wichtig dünkst und groß,
Vom Regenwurm dich zeigen lern'
Nützlich und anspruchslos.

Maienlust bei Berlin.

Wie blüht im Glanz der Maien
So lieblich Baum und Strauch!
Jetzt schläft der Strolch im Freien,
Umduftet vom Blütenhauch.
Es schlagen so liebesehnlich
Die Vöglein überall.
Man rechnet drei Strolche gewöhnlich
Auf eine Nachtigall.

Das Quadrat.

Laßt uns das Quadrat betrachten,
Denn das ist dem Geist gesund.
Höher müssen wir es achten,
Als den Kreis, der gar zu rund.

Niemand kann es ihm bestreiten,
Daß es ist an Tugend reich.
Denn es hat vier gute Seiten,
Und sie sind einander gleich.

Ohne jeden falschen Dünkel
Steht es da auf dem Papier.
Denn es hat nur rechte Winkel
Und besitzt derselben vier.

Manchen Vorzug hat's unstreitig,
Den beim Dreieck man vermißt,
Und erfreut euch anderseitig,
Weil es so symmetrisch ist.

Ja, zur Lust der Weltbewohner
Ist's geschaffen in der That.
Reinlicher und zweifelsohner
Ist wohl nichts als das Quadrat.

Auch die scherzhafte Ballade, das lustige Idyll fehlt nicht, und der Wein und die Weinpantscher liefern dank-

baren Stoff zu manch weinfrohem und manch weinbösem Liede. Eine höchst gelungene Parodie auf Inhalt und Form der mittelalterlichen höfischen Dichtung eröffnet die Sammlung, in welcher auch allerlei Lebenselendigkeiten im lustigen Narrenkleide an uns vorüberziehen.

Allerlei Scherze und Humore treiben ihr Wesen in:

2. Aus der Pfeiferstadt. Alte und neue Lieder vom Verfasser der Pfeiferbrüder. Straßburg, J. H. E. Heitz. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Pfeiferstadt ist, wenn ich recht berichtet bin, Rappoltsweiler im Elsaß und der Verfasser dieser Gedichte ist ein Arzt, Dr. Ernst Jahn. Schade, daß in dem kleinen Büchlein alles untereinander ist: der heilige Ernst wie die Posse, das pathetische Gedicht wie die Ironie, die Ballade wie die kleinen Einfälle. Freilich um jedes Gedicht in der richtigen Rubrik unterzubringen, hätte die ganze Sammlung größer sein müssen. Sie macht den Eindruck, als ob der Verfasser uns zeigen wollte: seht, ich kann auf allen Gebieten der Dichtkunst etwas, ich beherrsche alle Arten der Poesie bis zur Moritat weiland Schartenmeyer's, und zwar kann ich's immer gar nicht übel, manchmal sogar packend, wie in dem wunderschönen Gedicht „Alpenglühen"; ich kann aber auch etwas ganz anderes. Denn hart neben diesem Gedicht, dessen letzter Vers lautet:

Den Stillgeliebten küßt mit letzten Gluten
Die Flammenfürstin, eh sie scheiden muß.
Ergluhe, Herz, obschon die Wunden bluten!
Auch dir galt einer Reinsten letzter Gruß —

wobei ich nur den allmählich Mode gewordenen Superlativ, „Reinsten", zu beanstanden habe — hart neben diesem Gedicht steht ein drolliges, in welchem der Dichter wünscht, allerlei Gethier zu sein, Krokodil, Kakadu, Elefant, und das mit der ganz überraschenden Wendung schließt:

Ich wollt', ich wär' ein Stachelschwein!
Wie wollt' ich dann voll Sanftmuth sein!
Ich ließ' dem Himmel seine Strafen
Und ging im Bett des Feindes schlafen.

Möge es dem Dichter gefallen, aus den Gedichten der vorliegenden Sammlung, und dem, was ihm das nächste Jahrzehnt bringt, uns eine gut angeordnete Sammlung seiner Gedichte zu schenken. Er wird dann nicht unbeachtet bleiben.

Mit dem Ertrage eines Menschenlebens haben wir es zu thun in:

3. Sinnpflanzen. Christliche Gedichte von F. Reiff. Stuttgart, Roth. 1891. 12. 2 M. 60 Pf.

Der Verfasser thut recht, diese Sammlung „christliche Gedichte" zu nennen. Nicht als ob sie irgendwie engherzig wären, denn dem Verfasser ist nichts Menschliches fremd; aber weil in allen Gedichten die christliche Weltanschauung den Grundaccord bildet. Vielfach freilich nicht blos den Grundaccord, sondern eine ganze Folge von Tönen, die manchem Leser nur allzu lang sich aneinanderreihen werden, ohne daß ein Ton nachhaltig im Herzen fortklingen wird. Das ist der Hauptmangel dieser Gedichte: sie sind alle, fast ohne Ausnahme lang, zum Theile sehr lang. Dem Verfasser fehlt die Kunst zu verdichten, und ohne diese Kunst wirkt, vollends beim Lesen, ein Gedicht niemals. Beim Vortrag mag es ja wol anders sein, und viele dieser Gedichte sind ohne Zweifel zum Zweck des Vortrags gemacht worden.

Im ganzen widerlegt auch diese Sammlung nicht die landläufige Ansicht, daß man „christlichen Gedichten" einen Mangel an poetischer Kraft von vornherein zugute halten müsse. Selbst Gerok hat diese Ansicht nicht durchaus widerlegt; denn seine „weltlichen" Gedichte stehen fast durchgängig über seinen „christlichen" Gedichten. Aber gerade Gerok hat in diesen „weltlichen" Gedichten gezeigt, daß die christliche Grundanschauung nicht blos kein Hinderniß ist für einen Dichter, sondern geradezu eine Förderung. Er hatte als echter Dichter es niemals nöthig, sein Christenthum zu verleugnen, mochte er sich an einen Stoff machen, welcher Art er immer war, und gerade weil derselbe Grundaccord durch alle seine Gedichte erklang, ist er ein Beweis, daß auch für den christlichen Dichter keine Saite des Menschenherzens ohne Klang ist.

4. Lyrisch-satirische Nadelstiche einer verspäteten Jungfrau. Wiedergegeben von Thusnelda Vortmann. Graz, „Leykam". 1891. 8.

Es thut uns Männern ganz gut, wenn wir ab und zu tüchtig heruntergeputzt und aus unserm Fürtrefflichkeitswahn aufgeschreckt werden, wie hier geschieht. Ich habe das Büchlein in seinem humoristisch-satirischen Theile mit großem Behagen gelesen, und dieses Behagen hat auch die ernsten Programmgedichte für Frauenemancipation des letzten Theils überdauert, die mich sonst sehr kühl gelassen haben. Die stachlichte Verfasserin wird sich schwerlich einbilden, durch ihre Nadelstiche die Männerwelt bessern zu können, und ebenso wenig, durch ihre Emancipationsgedichte ihre Bestrebungen unterstützt zu haben. Aber — und hier spricht aus der Satire der bitterste Ernst — ich begrüße mit Freuden diese Reaction der Frauenwürde gegenüber männlicher Liederlichkeit, um das liebenswürdige Fremdwort Libertinage in ehrlichem Deutsch zu geben. Und ich möchte die Lektüre dieses Schriftchens einem der unten besprochenen Dichter dringend empfehlen. Die Männerwelt muß sich hier bittere Wahrheiten sagen lassen, und das Schlimmste daran ist, die Hiebe, welche die Verfasserin austheilt, sind nicht unverdient:

So mancher nimmt's mit der Ehr'
Und Tugend sehr genau,
Betrifft es nur die Tugend
Und Ehre der eignen Frau.

Doch all die andern Frauen,
Wenn sie zu Gesicht ihm stehn,
Sie dürfen nicht so peinlich
Auf Ehr' und Tugend sehn.

Das Ehrenwort gebrochen
Das drückt das Gewissen nicht schwer,
Sie haben wol mit uns Frauen
Eine eigene Art von Ehr'.
— — — — — — — —
Weh! die Frau, die einmal strauchelt,
Wird gestraft voll Grausamkeit,
Doch den ekeln, interessanten
Lebemännern man verzeiht.

Daß die Verfasserin auch dem eigentlichen Erblaster der Deutschen, dem Saufen, und der hiermit gegen die Ehefrau verübten Brutalität einige scharfe — Nadelstiche sind es nicht mehr, schon eher Keulenschläge widmet, sei ihr ganz besonders verdankt. Ueberhaupt sieht sie da und dort hinein, und ihr Stich geht, so liebenswürdig er geführt wird, doch bis aufs Blut. Hier noch eine Probe, um wenigstens ein Gedicht ganz zu geben:

Der Männermarkt.

Hier gibt es Männer zu verkaufen,
Herbei, ihr Mädchen, kommt gelaufen!
Wollt ihr auch meine Course sehn,
Wie diese Herren im Preise stehn?
Ei, bringt nur die Säckel hübsch wohlgefüllt,
Sonst bleibt euer Sehnen ungestillt!
Seht, hier dieses Gräflein! ganz ohne Tadel,
Ei! ist sein Schneider und sein Adel;
Wenn er die Bürg'rin freit und ehrt,
Ist er wol Hunderttausend werth!
Doch euch verlangt nach Offizieren,
Um mit dem Gatten zu stolziren?
Hab' eine Schachtel voll von Soldaten,
Sind alle von innen ganz gleich gerathen,
Und kosten doch manche ganz enorm,
Je nach dem Tuch und der Uniform,
Die meisten aber bekommt ihr schon
Auch um die einfache Caution.
Viel billiger, seht, sind Civilisten,
Wählt! hier sind Heiden, Juden und Christen,
Die lassen sich kaufen und sich entlohnen
Auch mit Geschäften und Connexionen,
Doch ganz umsonst bekommt ihr Keinen!

Ei nun, mein Fräulein, was ist da zu weinen?
Was rinnen die perlenden Augentröpfchen
Aus Ihrem hübschen, romantischen Köpfchen?
Nun, schönes Kind, was erregt Ihr Bangen?
Was? Idealisten sie möchten erlangen,
Die nicht sich verschachern mit Hand und Seelen
Und nur sich aus zarter Liebe vermählen?
Mit schmachtenden Augen und lockig und hager?
Hab' solch Raritäten gar nicht auf Lager,
Die werden mein Fräulein auch schwerlich finden,
Die Rasse ist vor der Cultur im Schwinden;
Solch' Käuze sind immer mehr rar und spärlich,
Sah einen vor Jahren, hübsch ausgestopft
In einem Museum; dem wurden alljährlich
Der Staub und die Schrullen herausgeklopft!

Ich wünsche der Verfasserin ein lautes Echo in der Frauenwelt, weniger freilich ein Echo literarischer Art, als ein Echo der That. Denn die Frauen haben doch schließlich das Geschick auch der verdorbensten Männerwelt in ihren zarten Händen, und wenn die Männer so sind, wie sie im Spiegel dieser Gedichte erscheinen, so tragen sicher auch die Frauen einen Theil der Schuld.

5. Aus großer und kleiner Welt. Gedichte von J. Weiß. Brünn, Irrgang. 1891. Gr. 8. 2 M.

Eines jener Bücher, die einen wohlwollenden Kritiker in Verlegenheit setzen. Da und dort etwas ganz Nettes, sogar eine hübsche Ballade, wie „Helgi und Sigrun", einige liebenswürdige lyrische Kleinigkeiten, einiges, das nicht blos erdacht, sondern erlebt und in Poesie umgesetzt ist, und doch, wenn man zu Ende gelesen hat, die unabweisbare Frage: warum hat nun auch dieser Mann wieder seine Gedichte drucken lassen? Der wirkliche poetische Ertrag aus diesen neunzig Gedichten ist wirklich zu gering, ganz abgesehen davon, daß die Form manchmal ziemlich mangelhaft ist. Ich wüßte in der That nicht, wem ich diese Gedichtsammlung etwa schenken möchte und mit welchen Gründen ich sie mehr empfehlen könnte als Dutzende ihresgleichen.

6. König Siegfried's Einkehr. Dichtung von Hermann Wäschke. Zerbst, Gast. 1890. 8. 1 M.

Abermals eine Dichtung, die mich in Verlegenheit setzt; denn sie ist eine von jenen, die förmlich dazu herausfordern, sie zur Belustigung der Leser mit spaltenlangem Spott zu übergießen. Durch Paul Lindau ist diese Art der Kritik in den siebziger Jahren Mode geworden, und noch heute huldigen etliche Kritiker und solche, die es werden wollen, der Unart, mit einem Sprühfeuer von Witzeleien einen armen Käfer zu beleuchten, der ganz unten am Parnaß herumkriecht, ehe sie ihn auf die kritische Nadel spießen. Aber andererseits ist es auch nicht schön, mit plumpem Fuße einen solchen Käfer, dem es wirklich Ernst ist, am Parnaß emporzukriechen, einfach zu zertreten; denn sobald ich sehe, daß es einem Menschen Ernst ist mit seiner Sache, fällt mir die Keule aus der Hand, die ich schon erhoben habe.

Einer weitern Kritik von „König Siegfried's Einkehr" bedarf es wol für einen nachdenksamen Leser nicht.

Etwas höher steht:

7. Das Lied von dem Herrn von Falkenstein. Dichtung aus der Zeit der Everstein'schen Erbfehde von Heinrich Langenhagen. Leipzig, R. Richter. 1891. 8. 2 M. 50 Pf.

Die Everstein'sche Erbfehde war mir bisher ganz unbekannt, und ich bin durch diese Dichtung für dieselbe in keiner Weise interessirt worden. Es ist eben auch so eine Rittergeschichte mit eingestreuten Liedern, wie sie zu Dutzenden in den Magazinen der Verleger modern. Ich habe das ganze Gedicht gewissenhaft und langsam gelesen, aber schon einen Tag nachher ist mir kaum mehr das Gerippe der Sache geblieben, von irgendwelchem Eindrucke ist gar nichts mehr vorhanden, und von einem Verlangen, diese Dichtung noch einmal zu lesen, fühlte ich auch nicht das Geringste. Dagegen sind mir einige böse Verse im Gedächtnisse geblieben, wie:

Er schwieg, und Hellmut schwieg desgleichen —
Erschöpft war ihre Unterhaltung —
„Ich muß dich sehr beklagen", spricht der Graf,
„Und möchte gern ein Trosteswort dir sprechen."

Auch mehr als episch-naive Verse sind mir im Gedächtnisse geblieben, z. B.:

Der Graf springt schnell und wuchtig von seinem starken Roß,
Und tritt, von seinen Rittern gefolgt, ins Fürstenschloß.
Die Knechte ziehn die Pferde schnell in den Stall hinein,
Und Max und Hellmut bleiben im Hofe ganz allein.

Doch es wäre unrecht, das ganze Gedicht nach solchen bösen Stellen zu beurtheilen. Auch dieser Mann hat sich redlich Mühe gegeben, und wenn ich bedenke, welche Zeit er bei unzulänglicher Kraft auf die Ausarbeitung dieser Dichtung verwendet haben wird, so thut es mir fast leid, daß ich ihm nichts Freundlicheres sagen kann. Da und dort sind auch ein paar hübsche Stellen, einige Gedanken und poetische Wendungen; aber sie genügen nicht, um das Ganze über Wasser zu halten. Vielleicht wenn es nicht so gar lang und ausführlich gerathen wäre. So aber, fürchte ich, wird auch diese Dichtung klanglos zum Orkus hinabwandern.

Ob dem „König Haki" dasselbe Schicksal beschert ist? Ich glaube, daß ihm die Anlehnung an die Ynglinga Saga zugute kommen wird. Nach dieser nämlich ist gedichtet:

8. König Haki. Dichtung nach altnordischen Sagen von Friedrich Zander. Königsberg, W. Koch. 1891. 12. 2 M.

Es ist viel Blutgeruch in dieser Dichtung, und wer eine Abneigung gegen allgemeines Todtschlagen hat, wird sich nicht leicht mit ihr befreunden. Immerhin ist uns das ungefüge nordische Reckenthum stets sympathischer als die mit Minne verbrämten Rittergeschichten aus dem Mittelalter. Die poetische Kraft des Verfassers reicht nicht ganz hin, um den tragischen Stoff zu bewältigen, der Aehnlichkeit mit der Helgisage zeigt; es ist ja überhaupt schwer, Derartiges uns modernen Menschen sozusagen mundgerecht zu machen. Am besten gelingt es noch in kurzen lyrischen Gedichten; für breite epische Darstellung erweisen sich selbst größerer dichterischer Kraft gegenüber diese Stoffe spröd. Und gar gegen den Hexameter, der hier zu einzelnen Gesängen benutzt wird, sträubt sich das nordische Reckenthum mit Händen und Füßen. Die Form ist übrigens sorgfältig, namentlich vermeidet der Dichter den Hiatus, wol eingedenk dessen, daß es manche Kritiker gibt, die eine Gedichtsammlung zuerst nach dem Hiatus durchstöbern und danach ihr Urtheil über die Form einrichten. Es fehlt also hier richtig nicht an Formen wie: „Schwinger der Lanz'", „am vierten der Tag'", „traten ein in die Hall'", „beid' unbezwingliche Helden". Ich möchte gern, daß unsere deutsche Poetik sich endlich von dem aus der antiken Metrik herübergewanderten Hiatusschwindel befreie. Ich weiß wol, daß der Zusammenstoß zweier Vocale unschön sein kann, aber das oft zungenbrechende Zusammenstoßen zweier Consonanten kann im Deutschen noch viel unschöner sein. Das ist mir zum ersten mal bewußt geworden, als ich einst — ich glaube es war im Chor aus dem „Fliegenden Holländer" — in rascheſtem Tempo mitsang: „Besseres Getränk gibt Mädel aus dem Faß". Ich behaupte, dieses Zusammenstoßen von Consonanten ist zehnmal häßlicher als alle Hiaten der Welt, deren sich übrigens kein Dichter, auch Goethe nicht, enthalten hat. Und das Abwerfen vom Endungs-e schafft eben vielfach häßliche, undeutsch klingende Wörter, während bekanntlich die deutsche Sprache an dem Zusammenstoße zweier Vocale gar keinen Anstoß nimmt. Denn sämmtliche mit Vocalen anfangende Zeitwörter haben ja diesen Hiatus (gearbeitet, geendet u. s. w.) und vor der Zusammenfügung zweier Silben mit Zusammenstoß zweier Vocale scheut sich die deutsche Sprache bekanntlich keineswegs (be-ackern, be-irren und sogar zwei e be-enden). Es wäre also wirklich zu wünschen, daß das Gespenst des Hiatus endlich einmal zu spuken aufhörte und unsere Dichter ihre Aufmerksamkeit mehr auf Vermeidung häßlicher Consonantenzusammenstöße richteten. Diese empfindet man beim Lesen freilich nicht, aber beim Vorlesen sofort, und wenn man sich nicht gewöhnt hätte, nur noch das Auge zu berücksichtigen und das Ohr zu vernachlässigen, so wäre dieser Punkt längst beachtet worden. Für ein so dickohriges Geschlecht, wie das jetzige ist, gibt es freilich bald überhaupt keine Sprachmusik mehr.

9. Seltsame Geschichten. Ein Liedercyklus von Richard Zoozmann. Zürich, Verlags-Magazin. 1891. 12. 3 M.

Die Kritiken, welche diesem Buche beigedruckt sind, belehren mich, daß Zoozmann ein Dichter von Gottes Gnaden ist, ein eminentes Dichtertalent, ein echter Dichter, vielleicht sogar — unsere Zeit liebt ja die sprachliche Unnatur im Superlativ — ein echtester Dichter. Ich bedauere, diese Urtheile nicht ohne weiteres unterschreiben zu können. Zwar leugne ich keineswegs, daß durch Zoozmann's Adern Dichterblut rollt, daß es öfters in diesen Gedichten aus derjenigen Gegend her wetterleuchtet, wo die Göttin Poesie wohnt; ich leugne am allerwenigsten, daß eine Menge poetischer Verse in diesen Gedichten sich findet. Aber ich meine, all das berechtigt noch nicht, gleich von einem „Dichter von Gottes Gnaden" zu reden, ganz abgesehen davon, daß der Dichter selber über diese Phrase lächeln muß, weil er mit dem, was man so Gott heißt, gründlich aufgeräumt hat, und weil der Quell seiner Begeisterung ganz wo anders sprudelt als in jenen reinen, göttlichen Höhen, aus welchen auch heutzutage noch gewisse Idealisten unter unsern Dichtern ihre Verse herunterzuholen pflegen. Zoozmann's Muse ist das nackte Weib, oder vielmehr das ausgezogene Weib. Er hat sich offenbar an Heine gebildet, wie seine vielfach schlotterigen Verse und hinkenden Rhythmen zeigen, also gerade das zum Vorbilde genommen, was an Heine nicht nachahmungswerth ist. Seine Verse sind vielfach entstellt durch die

häßlichsten Prosaismen, nicht blos in seiner poetischen Erzählung „Betrogene Betrüger“, wo Dutzende von Versen nichts anderes sind als Prosa, in Versform gedruckt, sondern auch in seinen lyrischen Gedichten. Ein Dichter von Gottes Gnaden sollte ein Gedicht nicht beginnen:

> Schweigen laßt mich von den Stunden
> Dieses ersten trauten Abends —

oder mit nichtssagenden Gemeinplätzen arbeiten wie:

> Das alles gibt eine
> Berauschende Farbensymphonie —

oder Verse lauten lassen wie:

> Doch jetzt darf ich davon nichts sagen,
> Den Sinn erhitzt es mir zu sehr;
> Jetzt, wo die Abschiedsstunde schlagen
> Bald wird, macht es das Herz nur schwer.
> Drum, Josepha, gib dich zufrieden —
> Sei muthig, stark — nicht schwach und weich!

In den Bildern und Gleichnissen fehlt es vielfach an Geschmack. So z. B. wenn er der Geliebten das Mieder öffnet und von den Brüsten sagt:

> So ungebändigt stürzt vom Felsenkamme
> Der aufgestaute Bach trotz Wehr und Damme!

Das ist nicht blos groteske Uebertreibung, das ist einfach geschmacklos, und zudem deckt sich Bild und Wirklichkeit in keiner Weise. Aber der Vers an sich klingt und dröhnt, also muß er wol schön sein. Und zu allem hin fehlt es an der rechten dichterischen Anschauung; denn Bilder und Gleichnisse sind noch nicht dichterische Anschauung, und man kann nackte Frauenleiber genug angeschaut haben und doch in der poetischen Wiedergabe durchaus anschauungslos sein oder dichterische Anschauung mit Beschreibung verwechseln.

Damit komme ich auf den Inhalt des Buchs. Den Hauptinhalt bildet offenbar der Liebesdithyrambus „Josepha“, nicht blos weil er fast 100 Seiten einnimmt, sondern weil in ihm die größte dichterische Kraft ist. Denn die oben erwähnte poetische Erzählung ist nichts als ein in schlechte Verse gebrachter Schwank in der Art Boccaccio's, wobei es dem Realisten nichts verschlägt, jemand im Wagen aus Venedigs Thoren rollen zu lassen; „Ahasver“ hat der Dichter selbst als „Mosaik aus allerhand Einfällen“ bezeichnet, und man stellt die Schnurrpfeiferei schon hoch, wenn man sie in der Art Heine's findet. Die „Märchen“ aus dem Orient, in welche der Dichter theilweise ganz abendländische Dinge hineingeheimnißt hat, sind nicht ohne Humor und Satire. Daß sie poetisch sehr hoch ständen, kann ich nicht finden, trotzdem daß es auch in ihnen oft braust und wettert wie von einem poetischen Wolkenbruch.

Der Inhalt von „Josepha“ ist, kurz gesagt, ein Liebesrausch und zwar sehr realen Inhalts. Der Dichter hat ein berückend schönes Weib ihrem alternden Gatten entführt und lebt mit ihr Nächte des Genusses, bis beide endlich an der Sache genug bekommen und wieder auseinander laufen. Von der Art, wie sich da nächtliche Scene an Scene reiht, kann ich aus Achtung für diese Zeitschrift keine Probe anführen. Ich weiß wohl, daß die Poesie auch der nackten Schamlosigkeit noch etwas wie einen Schleier überzuwerfen vermag und Schmuz und Unsauberkeit wenigstens durch ein Spinnweb verdecken kann, daß sich in Prosa vieles häßlicher ausnimmt als in Versen; ich weiß ferner, daß die Kritik keine prüde alte Jungfer sein darf. Aber das weiß ich auch, daß Bordellpoesie Bordellpoesie bleibt und wenn die dichterische Kraft derselben noch so groß wäre. Ueberdies haben wir die nackte Sinnlichkeit längst viel naiver bei Boccaccio, mit Kunstarabesken umrankt bei Heinse und in viel schönern Versen in Grisebach's „Tannhäuser“! Welch ein Fortschritt seitdem! Selbst Wieland's Erotica und Heine's gelegentliche verbuhlte Lieder sind diesen neuesten Producten gegenüber „so hold, so schön, so rein“. Stümper sind sie freilich alle miteinander gegenüber gewissen, nur den Literarhistorikern noch bekannten Producten der Erotik aus dem vorigen Jahrhundert. Wirklich, wenn dies das Ideal unserer Jünglinge ist, was Zoozmann hier hinstellt: sinnlos in den Tag hinein zu buhlen, bis beide, Mann und Weib, vom Ekel ergriffen werden, weil sie kein höheres Band einigt, und dann wieder auseinander zu laufen; wenn an die Stelle des „guten, kindischen Christenglaubens“ dieser Glaube treten soll; wenn die Poesie keine andern Stoffe mehr findet, um ihre Kraft zu erproben, als solche, dann werden die Wogen des Paris-berlinerischen Unflats bald vollends über Deutschland zusammenschlagen. Ich weiß sehr gut, daß das Gebiet des Sinnlichen der Poesie nie und nimmer verschlossen werden darf, und daß der Storch, welcher die Kinder bringt, in das Reich der Fabel gehört; ich weiß ebenso gut, welche Macht die Liebe auch in ihrer sinnlichen Form ist, und wiederhole: diejenige Kritik, die nicht frei von Prüderie ist, wird kaum einem der neudeutschen Producte gerecht werden. Aber so lange Ethik und Aesthetik nicht zu trennen sind — und sie werden sich im Bewußtsein des Menschen nie ganz trennen lassen, es sei denn, daß die Menschheit sich zu einer geilen Affenheerde rückbildet —, so lange wird auch die Kritik Verwahrung einlegen müssen gegen einen solchen mit lotterigen Versen verbrämten Cultus des Weiberfleisches. Man hat sich seit etlichen Jahren gewöhnt, derartige Dinge in den Romanen wie in den lyrischen Sammlungen der modernen Realisten zu finden, man bedauert es vielleicht, weil der Roman sonst so trefflich ist, die Gedichte so „gottbegnadigt“ sind, und bereits fängt man an, es als etwas Unvermeidliches mit Achselzucken hinzunehmen und sagt etwa: „fin de siècle!“ Im Zeichen des niedergehenden Jahrhunderts! Ich fürchte aber, die Einbuße an sittlichem Gehalt wird, noch ehe das Jahrhundert zu Ende ist, so groß geworden sein, daß für das nächste verzweifelt wenig davon übrig bleiben und ein Sittlichkeits- und damit Culturbankerott ausbrechen wird, vor dem der Welt graust.

Richard Weitbrecht.

Kunstgeschichtliche Literatur.

1. Geschichte der Renaissance in Italien von Jakob Burckhardt. Dritte Auflage, unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Heinrich Holtzinger. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1891. Gr. 8. 12 M.

Dieser Band von 404 Seiten ist eine Abtheilung der „Geschichte der neuern Baukunst" von Jakob Burckhardt und Wilhelm Lübke, welche 1867 als Fortsetzung von Franz Kugler's Geschichte der Baukunst erschien. Schon die zweite Auflage trat mit einem bedeutend größern Reichthume an Illustrationen als die erste hervor, während die vorliegende dritte mit nicht weniger als 261 bildnerischen Beigaben geschmückt ist, deren durchgehende Sauberkeit der Ausführung wie Klarheit der technischen Ausprägung ich ausdrücklich anerkennend hervorheben muß. Noch hat der Verfasser der neuesten Auflage persönlich seine mitwirkende Theilnahme zugewendet; die Hauptsache aber der Verbesserungen und Erweiterungen rührt doch her von seinem jüngern Collegen, welcher sich bis jetzt vorzugsweise der Geschichte der Baukunst zugewendet hat. Ein solches Zusammenarbeiten von Verfasser und Herausgeber dürfte im allgemeinen schwerlich nachahmenswerth, sondern vielmehr durch die Eigenartigkeit von Burckhardt bedingt sein; immerhin gewährt es in vorliegendem Falle den Vortheil, daß bei der ungeheuern Fülle des verarbeiteten Materials vier Augen mehr sehen als zwei. Das Buch soll nicht ein Ausschnitt der Kunstgeschichte in Form der fortlaufenden Erzählung sein, sondern eine Darstellung nach Sachen und Gattungen, gleichsam ein zweiter systematischer Theil, wie dies seit Winckelmann mit der Kunst des classischen Alterthums geschehen ist. Es ergeben sich bei solch einer parallelen Behandlung des Zusammengehörenden manche Gesichtspunkte, welche die nach Künstlern zählende Geschichte nicht zu erzählen pflegt. Burckhardt läßt nun das ganze in zwei Bücher zerfallen, deren erstes die eigentliche Architektur, deren zweites die Decoration (im weitesten Sinne des Wortes) der damaligen Periode behandelt. Zur erstern rechnet er nicht blos die damals grundlegenden Bedingungen und maßgebenden Einflüsse, den Zusammenhang mit dem römischen Alterthum, die Formensprache der Frührenaissance und des 16. Jahrhunderts; nicht blos die Composition der Kirchen, Klöster und Paläste, sondern auch die Spitäler, Festungsbauten und Brücken, die Correctionen und neuen Stadtanlagen, die Villen und Gärten. Unter Decoration versteht Burckhardt die decorative Sculptur in Stein, Erz und Holz, den Schmuck der Fußböden, die Kalligraphie, die Façademalerei, die Malerei und Stucchirung des Innern, die Goldschmiedearbeiten und Gefäße, endlich die Decorationen des Augenblicks (Feste, Feuerwerke, Tischaufsätze u. s. w.). Diesen Stoff vertheilt Burckhardt an fortlaufende Paragraphen, deren leitende Gesichtspunkte er in äußerst umfänglichen Erläuterungen eingehend begründet; man würde aber sehr irren, wenn man meinte, diese durch kleinern Druck erkennbar gemachten Ausführungen nur als Anmerkungen ansehen zu dürfen. Die Paragraphen werden oft so kurz, daß sie eigentlich nur eine wegweisende Bedeutung übrig behalten; beinahe zahllos sind aber die überaus wichtigen und feinsinnigen Gedanken, welche der Verfasser in jene erläuternden Zusätze verflochten hat. Es fällt in letztere vielfach geradezu der Schwerpunkt, wol kaum immer zum Vortheile des Ganzen. Jedenfalls aber gruppirt Burckhardt ein ungeheures, äußerst mühsam erforschtes Material mit anscheinend spielender Leichtigkeit; er durchsetzt dasselbe völlig ungesucht und überzeugend mit so viel Geist, daß er gerade das, was bei vielen Gelehrten eine Rumpelkammer mit der Urväter Hausrath bleibt, zu einer Schatzkammer voll blendender Edelsteine macht. Fast könnte man den Satz aufstellen: hier ist die äußerste Grenze der unmittelbaren Verkettung von streng fachwissenschaftlicher Gelehrsamkeit und edlem Feuilletonstil erreicht; darüber hinaus würde die Aufgabe als bloßes Spiel behandelt sein. So behauptet das Burckhardt'sche Buch den Rang eines literarischen Kunstwerks, dessen Rahmen wie Füllung mit staunenswerther Anschaulichkeit, edelster Vornehmheit der Gedanken- und Formgebung, mit liebevollster und zartester Färbung des Einzelnen und Einzelsten behandelt sind. Burckhardt ist weniger ein Systematiker, wie z. B. Rudolf Redtenbacher in seinem ausgezeichneten Werke „Die Architektur der italienischen Renaissance" (1886), er geht weniger aus auf eigentliche Beweisführung als auf unmittelbare innere Gewißheit, welche durch geistvolles Erschauen und Zusammenwachsen mit dem Kunstwerke ersteht. Jedenfalls aber ist sein Buch ein bahnbrechendes Meisterwerk in seiner Art gewesen, für immer ein Quell reinen Genusses und bildendster Belehrung (mit gütiger Erlaubniß der Herren Studenten von Basel!) deutschen Geistes und Gelehrtenfleißes.

Aus dem die Architektur behandelnden Hauptabschnitte greife ich nun einige wichtige Stellen heraus, um einen schwachen Eindruck von der Bedeutung des Buchs zu geben.

Die italienische Gothik charakterisirt Burckhardt dahin, daß statt der Entwickelung der Form nach oben (wie bei der nordischen Gothik) mehr die Schönheit der Räume, Flächen und Massen erst das Ziel der italienischen Gothik und dann der italienischen Architektur überhaupt gewesen sei. Die gothische Baukunst war nach ihm lauter Rhythmus der Bewegung, die der Renaissance hingegen der Rhythmus der Massen. Ich würde meinerseits diesen Gedanken so ausdrücken: die Hochgothik des Nordens, insbesondere diejenige Westdeutschlands, leistet die organische Durchbildung der rein architektonischen Grundformen im Dienste eines zugleich idealen und praktischen Zwecks. Von einem bloßen „Rhythmus der Bewegung" im Unterschiede von einem „Rhythmus der Massen" läßt sich nicht reden, sondern nur von einer rhythmischen Proportion der Hauptglieder eines gothischen Bauwerks. Wenn die italienische

Gothik „beiden Schwesterkünsten eine viel freiere und größere Mitwirkung gestattete als die nordische", so ist das erstens nur sehr bedingt wahr, und zweitens durchaus nicht ein Vorzug der italienischen Gothik, sondern ein Verstoß gegen das gothische Princip. Warum betont Burckhardt nicht, daß die italienische Gothik über die Rücksichten auf das südliche Klima und das einheimische Material, über den unbewußten Zusammenhang des Volks mit dem altrömischen Geiste nicht hinauskommen konnte? Etwas gesucht erscheint mir die Wendung: „Die Kuppel des Doms von Mailand ist ein Weihgeschenk des Renaissance-Humors am Grabe der verblichenen Gothik." Wenn aber Burckhardt ganz richtig den Kuppelbau als stärksten Ausdruck des politisch-monumentalen Hochgefühls bezeichnet, wie kommt er dazu, diesen die höchste Potenz zu nennen, welche die Architektur überhaupt kennt? Ein organisch entwickelter Hauptthurm der Hochgothik, wie diejenigen von Freiburg, Köln, Hamburg und Ulm, ist mindestens eine ebenso großartige Leistung wie der gewaltigste Kuppelbau, und niemals wird bei einem Kirchengebäude ein Centralbau einen andern Eindruck machen als den einer centralisirenden absoluten Monarchie, übertragen vom Staat auf die Kirche. Ganz richtig bezeichnet Burckhardt den griechischen und den gothischen Baustil als die beiden einzigen, welche wahrhaft organisch aus einem selbständigen Urprincip heraus entwickelt sind; wenn er aber bemerkt, daß sie „einen excludirenden Gegensatz zu dem Raumstile eines neuen Weltalters bilden", so ordnet er in Wirklichkeit doch den letztern den ersten beiden unter, während er doch das Umgekehrte beweisen will. Die Beherrschung des Raumes ist doch zuletzt die Aufgabe und das Ziel eines jeden Baustils; aber der Eindruck eines gewaltigen architektonischen Raumes darf sich nicht als Selbstzweck dem Beschauer aufdrängen wie in den Kuppelbauten der Renaissance, sondern der ganze bauliche Organismus soll über das bloße Raumgefühl hinaus in uns das Gefühl erzeugen, als sei er das vollendete architektonische Gegenbild des Zwecks, dem er dient.

Wenn Burckhardt ferner sagt: Bogen auf Säulen sind bei richtiger Behandlung vollkommen entsündigt und werden herrschen bis an das Ende der Tage, so stimme ich zu; nur hätte Burckhardt einen stichhaltigen Grund für die unmittelbare Verbindung von Säule und Bogen angeben sollen. Ein solcher Grund liegt in der Gemeinsamkeit der Kreislinie; werden ferner Säulen und Bogen als Einheit, als einheitliches Bauglied gedacht, so werden sie von ein und derselben Kraft (sinnbildlich) durchströmt, es darf sich also nicht eine fremdartige Kraft wagerecht zwischen beide einschieben.

Weiter hebe ich folgende Bemerkungen heraus:

Der römische Pilaster, eine in Flachdarstellung übertragene Säule, hatte vortretende Säulen accompagniren helfen (wol besser: eingerahmt), sich zu jedem Mauerabschluß, zur Ecke hergegeben, auch wol die Halbsäule oder vortretende Säule schlechthin ersetzt (das ist nicht ganz richtig, denn nur an reicher entwickelten Prachtthoren bildet er an deren Nebengliedern ein lisenenartiges Ornament). Reihenweise hatten ihn die Römer an jenen Schaubauten angewandt, um, nach Abschluß der untern Hallenstockwerke mit Halbsäulen, das Auge über die geschlossene Wandmasse des obersten Stockwerks aufwärts zu leiten und letzterer ihre Schwere zu benehmen.

Es ist eine Sache des feinsten Taktes, die Gesimse, welche sich nicht in Flachdarstellung umsetzen lassen, wie die zum Pilaster umgedeutete Säule richtig zu den Pilastern und zugleich zum Ganzen zu stimmen. Das Kranzgesims selbst muß eins sein, denn es verträgt keine Unterbrechung; sodann muß jedesmal die Frage entschieden werden, ob es mehr ein Gesims des obersten Stockwerks oder des ganzen Gebäudes sein soll. Fenster und Pilaster bedingen sich in hohem Grade; der Wucht des Sockels, der Massigkeit des Erdgeschosses, der Unterscheidung der Fenster nach Stockwerke müssen in die allgemeine Harmonie verschmolzen werden.

Der florentinische Palast wurde ein gewaltiges Steinhaus, dessen Eindruck auf Wenigkeit und Mächtigkeit der einzelnen Elemente beruht. Die Rustika in ihren verschiedenen Abstufungen, je nach den Stockwerken und auf andere Weise, ist hier ein freies, nach Belieben verwendbares Element der Kunst geworden.

Die Inkrustation neigt sich unvermeidlich dem Decorativen zu auf Kosten des Architektonischen. Alles geht aus von der schön polirten Erscheinung der einzelnen Platte von Marmor irgendeiner Farbe, von Porphyr, Serpentin u. s. w. Die prachtvollen Arabesken, womit man den Pilaster oft ausfüllt, sind oft auch identisch mit denjenigen der Friese, das verticale Motiv mit dem horizontalen. Der Stil der Frührenaissance in Venedig verdient kaum noch den Namen eines Baustils. Wo wäre die moderne Baukunst geblieben, wenn sie dem venetianischen Kunstschreinergeist und Juweliergeist dauernd in die Hände gefallen wäre.

Dem zweiten Haupttheile des Buchs, welcher die Decoration behandelt, entnehme ich folgende, im Texte freilich zerstreut vorkommende Bemerkungen.

Die Renaissance zuerst respectirte und verherrlichte eine bestimmte Fläche als solche. Die Vertheilung oder Spannung des Ziermotivs im Raume, seine Beziehung zum umgebenden Rahmen oder Rand, der Grad seines Reliefs oder seiner Farbe, die richtige Behandlung jedes Stoffs schaffen zusammen ein in seiner Art Vollkommenes.

Die Formensprache der Renaissancedecoration ist ungeheuer reich und redet fast in jedem einzelnen Werke aus verschiedenen Tönen zu gleicher Zeit. Die mehr als hundertjährige Blüte dieser großen und verwickelten Kunstgattung verdankt man wesentlich dem Umstande, daß die größten Baumeister, Bildhauer und Maler sich derselben unaufhörlich annahmen und ihr oft einen großen Theil ihres Lebens widmeten.

Dem Erz ursprünglich eigen sind feierliche Pforten und Gitter. Die auffallend geringe Zahl solcher Pforten erklärt sich unter andern durch die Seltenheit vollendeter Façaden.

Die Intarsia ist eine jüngere Schwester des Mosaik und der Glasmalerei. Sie setzt, wie alles absichtliche Verzichten auf reichere Darstellungsmittel, schon eine hohe Verfeinerung des künstlerischen Vermögens voraus. Außer heiligen Gestalten und Geschichten vertraut ihr die Renaissance zwei ihrer wesentlichsten Aufgaben an: die Intarsien stellen theils möglichst schöne freie Ornamente dar, theils Ansichten von Phantasiegebäuden, welche als unerfüllte Programme des damaligen Baugeistes betrachtet werden müssen.

In bunt glasirten Bodenplättchen hatte das Mittelalter schon das Mögliche geleistet. Die ästhetische Frage, wie ein Marmorboden von einfacher Configuration aus Platten von zwei oder drei Farben in Harmonie mit einem großen Bau zu componiren sei, war besonders durch denjenigen des Doms von Florenz beantwortet. Seit der Biblioteca Laurenziana in Florenz wurde es Gesetz, daß das Bodendessin dem Deckendessin, resp. Gewölbedessin entsprechen müsse.

Die Façadenmalerei schwang sich empor zu ernsthafter Concurrenz mit der reinen Architektur, nachdem sie anfangs wol nur als ökonomisches Surrogat derselben gegolten hatte. Einige der größten Künstler ergriffen den Anlaß, monumental, mit großer Freiheit in der Wahl und Auffassung der Gegenstände für den täglichen Gebrauch einer ganzen Bevölkerung malen zu dürfen.

Auch Michelangelo wählte für seine hochernsten Gewölbemalereien in der sixtinischen Kapelle ein strenges Steingerüst zur Einfassung, allein er belebte dasselbe durch und durch mit den herrlichsten Füllfiguren jedes Grades und Vortrags und verschiedener Farbe, abgesehen von den Hauptgestalten und Historien.

2. Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt. Von Ernst Brücke. Mit 29 Holzschnitten von H. Paar. Wien, Braumüller. 1891. Gr. 8. 5 M.

Ein hochverdienstliches, in seiner Art geradezu classisches Buch, welches allen Künstlern zum eingehenden Studium dringend empfohlen werden muß. Wenn naturgemäß in den berühmten ähnlichen Werken des Polyklet, des Leonardo, Dürer, G. Schadow u. a. die Auffassung des Künstlers überwog, so hier diejenige des Anatomen. Dieser Gelehrte aber ist gesättigt mit kunstgeschichtlichen Kenntnissen, besonders eigener Anschauung von Originalen; er besitzt den feinsten ästhetischen Takt und erweist sich in seinen Urtheilen überall als sicher, maßvoll und weitherzig zugleich. So bildet sein neuestes Werk ein unentbehrliches Gegenstück zu den betreffenden Arbeiten der Künstler. Brücke hat seine Schrift von 151 Seiten so meisterhaft durchgeführt, daß man geradezu blind jede beliebige Stelle herausgreifen kann, ohne jemals eine Niete zu treffen. Es ist geradezu ein Genuß, auf solche Weise in eine streng wissenschaftliche Aesthetik des menschlichen Körperbaues eingeführt zu werden. Ein Auszug aus diesem Buche läßt sich gar nicht geben; gleichwol muß ich einige Bemerkungen des Verfassers herausgreifen, um an diesen dem Leser wenigstens eine Ahnung von der Gediegenheit des Ganzen zu geben.

Zunächst verwirft Brücke grundsätzlich das Kleben am Modell, besonders bei uns Deutschen, weil in unserm Körperbau häufiger Fehler vorkommen als bei den Italienern. Der Künstler soll die Fehler der menschlichen Gestalt genau kennen; er soll nicht ein abstractes, schablonenmäßiges Ideal sich zusammensetzen, wol aber eine von Fehlern befreite reine Natur herstellen. Schön nennt Brücke diejenige Gestalt, welche sich in allen Stellungen und in allen Ansichten, soweit solche in der idealen Kunst überhaupt zur Anwendung kommen, vortheilhaft verwenden läßt. Die Venus von Milo und die Mediceerin könnte man lagern, wie die Ariadne gelagert ist, und sie würden dieselben Schönheiten bleiben. Die Schönheit der menschlichen Gestalt ist nach Brücke bedingt durch folgende Factoren (in absteigender Linie): durch das Skelet, durch die Muskeln, durch das Fett, durch die Haut. Alle hierher gehörenden Gesichtspunkte führt er in feinsinnigster Weise aus.

Er tadelt mit Recht, daß Rauch's berühmte kranzwerfenden Victorien bei all ihrer Schönheit in den Schultern zu schwach und dürftig erscheinen. In Bezug auf die Bildung der Arme rügt er, daß Andrea del Sarto seinen Engeln mit Vorliebe Knabenarme gab, während spätere Meister jenen Gestalten auch bei sonst mehr vorherrschenden männlichen Typen Weiberarme malten. Ferner legt Brücke sehr richtig den größten Nachdruck auf die Linienführung; diese ist ihm — im Gegensatze zu der heute herrschenden Richtung — das erste und wichtigste in dem Kunstwerke, welches höhere Ansprüche erhebt.

Was die viel umstrittene Schönheit des weiblichen Körpers anlangt, so macht Brücke u. a. auch folgende Gesichtspunkte geltend. Die Antiken zeigen sämmtlich hoch angesetzte Brüste, während einzelne Meister der deutschen Renaissance die Neigung haben, die Brüste tiefer anzusetzen. Ein sogenannter Schwanenhals ist nur bei hoch und schlank gebauten Gestalten erträglich.

Die Weite der Hüften muß auch beim Weibe immer in einem bestimmten Verhältnisse bleiben zu drei Dimensionen: zur Länge der Gestalt, zur Schulterbreite und zum kleinsten Querdurchmesser des Rumpfes, den man zwischen Hüftbeinkamm und Rippen findet... Berühmt durch die Schönheit des Nackenansatzes sind die Mädchen und Frauen aus dem Römischen, besonders die Cioeiaren.

Brücke unterscheidet sehr scharf zwischen Gesichtsschädel und Hirnschädel, da deren Entwickelung keineswegs parallel gehe. Er warnt auf das eindringlichste vor dem frühzeitigen Tragen von Schnürleibern. Der Hals nähert sich bei den antiken Frauenbildern mehr der drehrunden Form, als dies bei den meisten Lebenden der Fall ist, und der Hals gilt auch an den Lebenden für um so schöner, je gleichmäßiger seine Rundung ist.

Gustav Portig.

Rodenberg's Dingelstedt-Biographie.

Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlasse. Mit Randbemerkungen von Julius Rodenberg. Zwei Bände. Berlin, Gebr. Paetel. 1891. 8. 8 M.

Sich in die Stimmung der „vormärzlichen", Zeit d. h. der dreißiger und vierziger Jahre zu versetzen, bildet für das seit dem Jahre 1866 emporgekommene Geschlecht ein Stück Arbeit. Ein directer Zusammenhang mit jener Periode hat für diejenigen, denen das Jahr 1848 der Anfang „ihrer" Zeit bedeutet, nicht mehr bestanden, an dem historischen Apparat zur Reconstruction der alten „neuen Zeit" fehlt es einstweilen noch. Für wissenschaftsreif wird das Zeitalter des jungen Deutschland, des Ausgangs unserer musikalischen Classicität, der Vorherrschaft des französisch gefärbten Liberalismus und der Herstellung unserer ersten deutschen Schienenwege voraussichtlich erst im Laufe des 20. Jahrhunderts erklärt werden. Die Söhne derjenigen, die damals jung waren, besitzen aber von sich aus weder das Zeug noch die Neigung, den specifischen Eigenthümlichkeiten ihrer Väter gerecht zu werden. Im Genuß eines Besitzes schwelgend, den sie selbst erworben

zu haben glauben, sehen die Allerneuesten auf die Schlußperiode der guten alten Zeit mit dem erhebenden Bewußtsein zurück, nicht nur klüger und glücklicher, sondern auch besser und tüchtiger zu sein, als die Väter waren. Kosmopolitismus und Sentimentalität, — ästhetischer Idealismus und politischer Dilettantismus — dazu kleinbürgerliche Beschränktheit und klägliche Stillosigkeit: lauter Dinge, die dem an der Neige des 19. Jahrhunderts stehenden Deutschen unerträglich und unwürdig zu sein scheinen, sollen die Signatur dieser jüngsten Vergangenheit gebildet haben. Was sollte damit für die reifen Söhne der Zeit anzufangen sein?

Zu Feststellungen darüber, ob die erste Hälfte des Jahrhunderts wirklich so traurig, die zweite so vortrefflich beschaffen gewesen, wie heutzutage angenommen wird, dazu ist die Zeit noch nicht gekommen. Bis auf weiteres werden Beiträge zur Charakteristik der hinter uns liegenden Periode vornehmlich nur für diejenigen bestimmt sein, die an dieser Periode Antheil gehabt haben und in dem einen oder andern Stück an den Ueberlieferungen derselben festhalten. An solche Leser scheint denn auch der Verfasser des vorliegenden, dem Andenken Franz Dingelstedt's gewidmeten Buchs gedacht zu haben. Zug für Zug spiegelt dasselbe die Stimmungen wieder, welche vor funfzig Jahren die herrschenden waren und die man damals die modernen nannte. Nichts von strenger, auf Textfeststellung und ästhetische Analyse gerichteter Kritik, — nichts vom Auseinanderhalten der verschiedenen Gebiete, auf denen die weiland führenden Geister sich versuchten, — nichts von Abwägung der obwaltenden politischen Möglichkeiten und der Methoden, nach welchen die Stürmer und Dränger der vierziger Jahre vorgegangen sind oder hätten vorgehen sollen! Der Verfasser schildert den Freund seiner Jugend aus den Stimmungen heraus, von denen derselbe während seines Lebensganges hin- und hergeworfen worden und die trotz ihrer innern Gegensätzlichkeit nicht nur bei ihm, sondern ebenso bei zahlreichen andern nebeneinander bestanden. Dingelstedt stellt den echten Jungdeutschen dar, der das eine Ufer verlassen hatte, ohne an das andere gelangen zu können, — der als radicaler Weltstürmer anfängt und als schöngeistiger Hofmann endet und der Zeit seines Lebens das eigene Bedürfniß nach Befreiung aus altbürgerlicher Beschränktheit mit dem Zeitbedürfnisse und das Verlangen nach „wechselnden Gestalten" mit dem Freiheitsdrange der Nation verwechselt hat. Einer Abwendung von den Idealen seiner Jugend ist Dingelstedt sich niemals bewußt geworden. Eine solche Abwendung aber hat stattgefunden. Den Kampf der Zeit mitmachen und einen Platz auf der Weltbühne erobern wollen — schließlich aber auf den Bretern, die die Welt bedeuten, heimisch werden und an der Herrschaft über diese Genüge finden — ist ein wunderlicherer Wechsel der Ziele überhaupt denkbar?

In der Brust des Deutschen der dreißiger und vierziger Jahre hatten diese Gegensätze nebeneinander Platz. Einem nicht unerheblichen Theile derselben galt die politische Bethätigung für nichts weiter als eine Form der literarischen Thätigkeit, der Kampf gegen das ewig gestrige (alle Zeit selbstverständlich und unentbehrlich gewesene) Philisterthum für gleichbedeutend mit der Heeresfolge der „neuen", freisinnigen Ideen. In naivster Weise wurden Autoritätslosigkeit und Selbstbestimmung der Individualität und staatsbürgerlich-constitutionelle Freiheit identificirt, poetische und politische Träume in den nämlichen Topf geworfen und in der nämlichen philosophischen Brühe aufgekocht!

Hätte Dr. Rodenberg sich darauf einlassen wollen, die eigenthümlichen Bildungs- und Gesellschaftszustände zu erklären, aus denen Figuren wie diejenige Dingelstedt's hervorgegangen sind, — er wäre damit nur mühsam zu Striche gekommen. Einfacher und zweckmäßiger ist der von ihm eingeschlagene Weg gewesen, die dem Leser vorgeführten Menschen für sich selbst nur in ihrer eigenen Sprache reden zu lassen und zur Verdeutlichung derselben nur so viel hinzuzufügen, als im einzelnen durchaus geboten erschien. Daß der Verfasser der Bildung der von ihm geschilderten Zeit näher steht als die Mehrzahl anderer Zeitgenossen und daß die Substanz dieser Bildung den Kern seiner eigenen Anschauung bildet, hat ihm die Lösung der übernommenen Aufgabe wesentlich erleichtert. Der zwischen damals und heute bestehende Gegensatz wird weder geleugnet noch übersehen, aber nur so weit berücksichtigt, als unbedingt nothwendig ist, — im übrigen aber der Standpunkt eingenommen, auf welchem Dingelstedt selbst sich bewegte und über den er, trotz seiner Zeugenschaft der Ereignisse von 1866 und 1870 nicht hinausgekommen ist. Ungefähr so wie der Verfasser seinen Freund auffaßt, hat dieser sich selbst genommen und dabei Beruhigung gefunden, — über das Maß der von Dingelstedt geübten Selbstkritik geht sein pietätvoller Biograph nicht hinaus. „Hätt' mich Gott anders gewollt, hätt' er mich anders gemacht."

Hält man an diesen Voraussetzungen fest, so versteht das Uebrige sich von selbst. In dem Spiegel von Dingelstedt's eigenen Anschauungen wird dem Leser das Bild der Zeit aufgewiesen, in welcher dieser immerhin merkwürdige und in seiner Weise liebenswürdige Mann emporgekommen war. Bis ins Einzelne erfahren wir, wie der Dichter des „Kosmopolitischen Nachtwächter", des „Oldenbarneveld" und der „Amazone" sich die Dinge zurechtgelegt hatte, zwischen denen er den Weg vom fuldaer Gymnasium bis zur wiener Hofburg zu nehmen gewußt. Er hat die Empfindung gehabt, in den verschiedenen Phasen seines Lebens „sich selbst gemäß geblieben zu sein". Wie dieses „selbst" dabei fährt, werden andere ausmachen, Dr. Rodenberg hat sich darauf beschränkt, Dingelstedt's gelegentliche Aufzeichnungen, vertraute Briefe und intime Selbstbekenntnisse in eine Selbstbiographie zusammenzufassen und die vorhandenen Lücken mit der Hand des Freundes zu ergänzen und zu glätten. Daß ihm das gelungen ist, möchte auch da eingeräumt werden, wo man die Aufgabe einer Dingelstedt-Biographie anders hätte gefaßt sehen wollen. H. S.

Der illustrirte Rosegger.

P. K. Rosegger's Ausgewählte Werke. Mit Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer. Lieferung 76 bis 105 (Schluß). Wien, Hartleben. 1890. Lex.-8. Jede Lieferung 50 Pf.

Die Schriften Rosegger's sind lange schon über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt und da nun diese hübsch und charakteristisch illustrirte Ausgabe derselben abgeschlossen ist, so gestattet sie einen Ueberblick über das gesammte Wirken des Verfassers. Es erscheint staunenswerth, wie derselbe eine solche Fülle von Gestalten, die sich alle mehr oder weniger auf dem heimatlichen Waldboden bewegen, schaffen, wie er die Wälder und Alpen immer neu und immer fesselnd schildern kann, wie er dem Sinnen und Denken des Volkes daselbst nachzuspüren und den Leser durch seine Darstellung hinzureißen versteht, sei es, daß er tiefsittlichem Ernste oder heiterem Humor zu seinem Rechte verhilft. Die Kraft und Phantasie eines so reich begnadeten Dichters ist umsomehr zu bewundern, als derselbe das selbst erwählte Gebiet nicht oft überschreitet. Immer meint der Leser, es gäbe nun keine Stelle des Volksgemüths mehr, welche Rosegger nicht schon berührt, welche er nicht klar gelegt hätte, und doch findet er immer wieder neue Seiten desselben auf, welche er im glänzenden Lichte seiner Darstellung beleuchtet und überraschend erscheinen läßt. Auf diese Gedanken verfällt man unwillkürlich, wenn man die Reihenfolge der nun bis zum Schlusse vorliegenden Lieferungen dieser illustrirten Ausgabe überblickt.

Es findet sich darin zunächst die erschütternde Waldbauerngeschichte: „Jakob der Letzte", worin die gegenwärtigen bäuerlichen Verhältnisse in der Heimat des Dichters so anschaulich und ergreifend geschildert werden. Daran schließt sich die merkwürdige phantastische Erzählung „Martin der Mann", jene Geschichte einer seltsamen märchenhaften Liebe. Weiterhin bieten die Lieferungen kleinere Novellen, Erzählungen und Geschichten, die Sammlungen: „Allerhand Leute", „Dorfsünden", „Feierabende", in letzterer die heitere und doch von so reicher Lebensweisheit zeugende „Abelsberger Chronik". Die schönen hochdeutschen Gedichte des Poeten sowie die insbesondere als Lektüre für das Haus und die Familie bestimmten „Aufsätze über Kinder und ihre Erziehung", worin gar manche wichtige Frage in gefälliger Form behandelt erscheint, verdienen besondere Aufmerksamkeit, ihnen schließen sich noch legendarische und märchenartige Stücke an.

Die trefflichen Illustrationen der Künstler, welche bekanntlich genaue Kenner von Land und Leuten in den Alpen genannt werden können und lange ihre Studien auf diesem Gebiete gemacht haben, sind nicht nur ein wirklicher Schmuck dieser Ausgabe, sondern erläutern in der That bildlich das Land und die Leute nach den Schilderungen des Dichters. Es wäre unbillig, der Verdienste nicht zu gedenken, welche sich Greil und Schmidhammer durch die so zahlreichen Landschafts- und Figurenbilder erworben haben, welche, wie Rosegger richtig im Nachworte selbst bemerkt, auch noch „des Lesers Seele zu neuen Gedanken und Vorstellungen anregen". Damit sei nun dies abgeschlossene schöne Werk den Freunden des Dichters empfohlen. Kein Zweifel, daß ihm gerade diese Ausgabe zahlreiche neue Freunde gewinnen wird.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Die Sammlung von Friedrich Spielhagen's „Ausgewählten Romanen" (Leipzig, Staackmann) ist mit den Lieferungen 84—113 zum Abschlusse gelangt. In 17 Bänden sind mit Ausnahme der Romane „Was will das werden?", „Noblesse oblige" und „Ein neuer Pharao" alle erzählenden Dichtungen Spielhagen's nun vereinigt. Unter dem Letztgebrachten nimmt fraglos „Platt Land", der fünfte Band der zweiten Reihe, die erste Stelle ein. Die großartige Erzählerkunst Spielhagen's und seine Sprache, die wunderschön sein kann, wie seine Technik des Aufbaus feiert hier um so mehr ungetrübte Triumphe, als die socialen und politischen Anschauungen oder, nach unserer Einsicht, Verzerrungen des Verfassers in diesem Werke nicht zu Tage treten, der Roman auf neuvorpommerschem Boden in der Darstellung eines auf dem Grunde einer Criminalgeschichte emporsteigenden Idylls seinen Selbstzweck hat. Der sechste Band enthält dann freilich wieder die vielleicht mislungenste und auch verdientermaßen am wenigsten genannte und bekannte Schöpfung der Muse des Dichters, den alle Welt berührenden und am Genfersee unter Betheiligung aller Hauptpersonen in Ach und Krach endenden Roman „Angela", der siebente Band aber bringt den „Uhlenhans", der ein eigenthümlich buntes Gepräge durch das Hineinspielen der freilich sehr unerquicklichen Wirkungen des Philhellenenthums der zwanziger Jahre in die Stille der rügenschen Buchenwälder und des zwischen ihnen verlaufenden Lebens des insularen Adels erhält. Aus ihm hebt sich einsam und ergreifend die Gestalt und das Gemüth des Titelhelden hervor, dem der Dichter nur Einen Augenblick unverhofften Glücksgefühls gewährt. Unter den kleinen Erzählungen des letzten Bandes ist nur die allerliebste, in steter Spannung erhaltende, dramatisch geschürzte: „Das Skelett des Hauses", rühmend zu nennen. Kein Zweifel, daß Spielhagen's Erzählerruhm durch diese Ausgabe eine sehr erweiterte Grundlage erhalten hat.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„The Times" bringt in ihrer Nr. 33344 einen gutgeschriebenen Uebersichtsartikel: „Neue deutsche Literatur", aus dem wir das Bedeutsamste und Wissenswertheste herausheben.

„Die hundertjährige Wiederkehr von Franz Grillparzer's Geburt veranlaßte zahllose Bücher, Gelegenheitsschriften und Feuilletonartikel, in denen Leben und Werke des großen österreichischen Dichters in jeder nur denkbaren Beleuchtung erschienen und sein Ruhm in allen möglichen Tonarten gesungen wurde. Denn, weil nun einige Schwärmer es so weit treiben, Grillparzer auf dieselbe Stufe mit Goethe zu stellen, haben es andere Kritiker unbilligerweise vorgezogen, seine Lorbern kurz abzuschneiden. Zu ange-

nehmem Gegensatze zu diesen beiden Extremen steht ein neues Werk, betitelt «Franz Grillparzer. Sein Leben und Schaffen. Von Richard Mahrenholtz» (Leipzig, Renger), in dem der Verfasser uns eine sehr anziehende und unparteiische Biographie geliefert hat. Grillparzer's Kindheit und Jugend werden zunächst behandelt, nebst des Dichters ersten literarischen Bestrebungen, in denen Mahrenholtz mannichfache Spuren einer Anlehnung an Körner's Denken und Fühlen, aber wenig oder gar keine Verwandtschaft mit dem Goethe's findet, dessen Einfluß auf Grillparzer sich aus einer spätern Periode herschreibt. Darauf werden Grillparzer's zwei Hauptwerke, «Die Ahnfrau» und «Sappho», einer sorgfältigen Analyse unterworfen." Der englische Kritiker bietet einen Auszug aus Mahrenholtz' Endurtheil über diese beiden Dramen, insbesondere ihr Verhältniß zu Goethe und dem englischen Theater.

Ebenda heißt es über „Das Volk in Waffen, ein Buch über Heereswesen und Kriegführung unserer Zeit, von Colomar Goltz, russischem Oberst" (Berlin, Decker): „Oberst Goltz, bereits bekannt als Verfasser mehrerer kriegsgeschichtlicher Werke, hat sich hier bemüht, das weitere Publikum in Wesen und System des Waffenhandwerks einzuführen. In diesem Versuche ist er bemerkenswerth erfolgreich: das Buch ist nämlich in einem leichten volksthümlichen Stile und ohne jede Pedanterie geschrieben, sodaß es von jedermann verstanden und verdaut werden kann, während militärische Fachleute unbedingt das durchgehende Verständniß bewundern müssen, mit dem der Stoff behandelt ist. Das Werk beginnt damit, daß es die heutigen stehenden Heere gleichsam aufmarschieren läßt, legt die Richtigkeit der allgemeinen Wehrpflicht dar, entwickelt die Grundsätze, nach denen ein Heer organisirt und eingetheilt wird, und bestimmt die Stellung des Offiziers zu seinen Untergebenen. Ein großer Theil des Buchs ist der Mobilisirung und dem Transporte von Heeren und dem thatsächlichen Kampfe, ferner dem Einflusse von Befestigungen und der Veranstaltung einer überseeischen Expedition gewidmet. Ebenso sind die Fragen, wie ein Heer zu verproviantiren und seine Verluste während eines Feldzugs zu ersetzen sind, Einzelabschnitten des Werks zugewiesen. Der Verfasser verweilt schließlich bei der Nothwendigkeit der Kriegführung, auch in dem gegenwärtigen Zeitalter, und räth seinen Landsleuten an, mit größtem Eifer den Punkt der Vervollkommnung ihrer nationalen Vertheidigungsmittel im Auge zu behalten."

„Ein anderes neues militärwissenschaftliches Werk in deutscher Sprache ist «Das deutsche Feld-Artillerie-Material, von R. Wille, Generalmajor» (Berlin, Bath). Wir kennen kein zweites Buch seines Schlags, das so klar und kundig die Organisation der deutschen Feldartillerie darstellte. Diese Beschreibung, die sich mit den Geschützläufen, Laffetten, Munition, Verschanzungen beschäftigt und von dem nebensächlichsten Bestandtheile des Geschützwesens Notiz nimmt, wird noch weiter, vermittelst zahlreicher in den Text aufgenommener Abbildungen sorgfältiger Ausführung, erörtert. Allen Leuten, die sich von der deutschen Feldartillerie Kenntniß verschaffen wollen, sei dies Werk empfohlen."

„Während in England, Italien, Frankreich, Belgien und Nordamerika seit langer Zeit Schulen errichtet worden sind, die im internationalen Rechte unterweisen, ist Deutschland bisher auf diesem Gebiete im Rückstande. In Zürich ist ganz kürzlich ein Institut gegründet worden, das erste seiner Art, wo internationales Recht in deutscher Sprache gelehrt wird, und Professor Dr. Meili hat eine Flugschrift verfaßt des Titels: «Die Codification des internationalen Civil- und Handelsrechts» (Leipzig, Duncker u. Humblot), in der die Wichtigkeit dieses Wissenzweiges betont wird. Ohne den Anspruch, den Gegenstand erschöpfend zu behandeln oder sämmtliche vorhandenen Bedürfnisse zu befriedigen, wie der Verfasser selbst in der Vorrede bekennt, gibt dies Büchlein viele werthvollen Auskünfte über eine Reihe von Punkten: wie die faktischen Gesetzesformen, die auf das Privatrecht bezüglichen Vorschläge, die geplanten Verträge der südamerikanischen Staaten, die Frage internationaler Privatgerechtsame, die bestehenden Abmachungen zwischen verschiedenen Staaten, auch über Fragen, die das internationale Erbrecht berühren. Die Einleitung zu diesem Werke liefert einen ausgezeichneten vergleichenden Ueberblick der mit dem Stoffe zusammenhängenden Literatur."

„«Ein Mann. Roman von Hermann Heiberg» (Leipzig, Friedrich). Der Rahmen dieser Geschichte ist so lose ausgeführt, daß beinahe jedes der 21 Kapitel, die sie enthält, auf gut Glück fortgenommen werden könnte, ohne dadurch die Erzählung zu beeinflussen. Die Charaktere sind überdies widerspruchsvoll, die Handlung oft schwach und verwirrt. Begabt mit einem guten Stile, einem scharfen Auge für die Schönheiten der Natur und einem gewissen Schatze von Weltkenntniß, ermangelt der Verfasser noch der Fähigkeit, vor unsere Augen ein lebensähnliches Bild heraufzubeschwören." Daran schließt sich eine recht eingehende Inhaltsangabe mit eingestreuten kurzen kritischen Bemerkungen über die Hauptpersonen, besonders Susanne und Dina, die beiden Töchter des reichen kieler Kaufmanns Johann Cricius.

„Obgleich kaum zehn Jahre seit Hackländer's Tod (gest. 1877) ins Land gegangen sind, ist dieser Schriftsteller jetzt so wenig bekannt und im Gedächtnisse der Lesewelt, daß ein Neudruck seiner Werke zum Frommen des heutigen Geschlechts außerordentlich wünschenswerth ist. In gesundem Humor, leichter, geistreicher Schreibart und einer anziehenden, der Trivialitäten baren Erzählung steht Hackländer in der deutschen Romanliteratur ohne Nebenbuhler da. Sein Verlust ist bisjetzt durch seine vielen Nachfolger noch nicht ausgefüllt worden. Der Verleger Krabbe in Stuttgart hat daher allen Liebhabern eines guten Romans einen Dienst erwiesen, indem er, der Menge krankhafter Erzeugnisse der Gegenwart gegenüber, Hackländer's reizende Geschichten in einer billigen Volksausgabe neu auflegte. «Gräfin Patatzky», der jüngste Band der ganzen Reihe, ist, obwol kaum unter des Schriftstellers beste Hervorbringungen einzuordnen, noch weit eher werth gelesen zu werden als zahllose neuere Novellen. . . . Die 80 Illustrationen von H. Schlittgen, die das Buch schmücken, bilden nicht zuletzt einen Gegenstand der Anziehung, da der Künstler mit den Gedanken des Dichters Schritt hielt, indem er an geeigneten Stellen der Erzählung mehr Nachdruck gab."

Endlich werden in knapper Recension noch zwei Erscheinungen des deutschen Büchermarktes empfohlen: „Die Aussprache des Deutschen; Praxis und Theorie. Von Wilhelm Vietor, Professor der englischen Philologie an der Universität Marburg" (Leipzig, Reisland), und die Neuausgabe des von Ernst Wasmuth in Berlin herausgegebenen und verlegten Prachtwerks: „Die architektonischen Denkmäler von Großbritannien und Irland." Das erste Buch wird als außerordentlich geschickt gearbeitet und nützlich, das zweite Werk als ein nach jeder Seite glanzvoll ausgeführtes gerühmt.

Bibliographie.

Auerbach, A., Der Kaufmann und die Sozialdemokratie. Berlin, O. Berger. Gr. 8. 50 Pf.

Baumann, J., Ein Lebensbund. Erzählung aus der Zukunft. Frankfurt a. M., C. Koenitzer. 8. 1 M. 60 Pf.

Drygalski, A. v., Kaleidoskop aus der militärischen Welt. Betrachtungen und Erinnerungen. Berlin, R. Eisenschmidt. 8. 2 M.

Erwachet! (Ein Gesuch eines Reichsangehörigen an die regierende Obrigkeit. Ein Gespräch von F. A. Ludwig.) Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 50 Pf.

Faber, W., Das Geheimnis des Glückes. Leipzig, Akademische Buchhandlung (W. Faber). 8. 1 M.

Stein, P. vom, In des Königs Rock. Erlebnisse eines preußischen Füsiliers. Stuttgart, R. Lutz. 8. 1 M. 25 Pf.

Vohsen, E., Ein Kolonial-Programm für Ostafrika. Berlin, F. Fontane. Gr. 8. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jesuiten-Fabeln.

Ein Beitrag zur Culturgeschichte von Bernhard Duhr S. J.

Zweite Lieferung. Erste und zweite Auflage. 8°. (S. 105—220.) 90 Pf.

Das Werk erscheint in ungefähr 6 Lieferungen, jede gegen 100 Seiten stark. Preis pro Lieferung 90 Pf.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint die

Erste wohlfeile Lieferungsausgabe von

Arthur Schopenhauer's Sämmtlichen Werken

in 45 wöchentlichen Lieferungen (von 5—6 Bogen) zum Preise von 40 Pf. für die Lieferung.

Diese **Originalausgabe** zeichnet sich durch **deutlichen Druck, gute Ausstattung** und **Vollständigkeit** aus und wird hier zu einem außerordentlich wohlfeilen Preise, sowie in einer die allmähliche Anschaffung ermöglichenden Lieferungsausgabe dargeboten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Separatausgaben aus Schopenhauer's Werken.

8. Jedes Bändchen geh. 2 M., geb. 3 M.

Soeben erschienen:

Arthur Schopenhauer über Genie, große Geister und ihre Zeitgenossen. Eine Sammlung von Stellen aus seinen Werken.

Arthur Schopenhauer über Urtheil, Kritik, Beifall, Ruhm, Wahrheit und Irrthum. Eine Sammlung von Stellen aus seinen Werken.

Zwei Sammlungen charakteristischer Aeußerungen Schopenhauer's über die in den Titeln genannten Themata, von besonderm Interesse mit Rücksicht auf Geistesrichtungen und Willensströmungen der neuesten Zeit.

„Köstliche Sammlungen.“ — Neue Zürcher Zeitung.

Früher erschienen:

Aphorismen zur Lebensweisheit. Zwei Bändchen.

Ueber den Tod und sein Verhältniß zur Unzerstörbarkeit unsers Wesens an sich. — Leben der Gattung. — Erblichkeit der Eigenschaften.

Philosophie der Kunst. Zwei Bändchen.

Ueber Religion und Schicksal.

Ueber das Geistersehn und was damit zusammenhängt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 9. Auflage. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Diese beliebte, bereits in neunter Auflage vorliegende Erzählung Gerstäcker's ist eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors.

Otto Wigand in Leipzig.

Dr. F. Wollny, Ueber den Hypnotismus. Nebst einem Anhange: Ueber die Todesstrafe nach neuem System. 32 S. Pr. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis).

Fortgeführt von A. Vollert.

Neue Serie.

Vierundzwanzigster Band.

8. Geh. 5 M.

Inhalt: Die Processe gegen Galileo Galilei vor der Inquisition in Rom. 1615/16. 1632/33. — Herzog Johann Friedrich von Weimar. Proceß wegen Magie. 1627 und 1628. — Donna Brigida. Todtschlag. Mexiko. 1888. — Der Proceß wider den Maler Joseph Johann Kirchner. Mordversuch am Freunde. Wien 1888. — Der Proceß Benthien. Mord. Hamburg 1889. 1890. — Die straßburger Falschmünzerbande. 1889. — Meineid oder Rechtsirrthum? Eine Dorfgeschichte aus dem Elsaß. 1889. — Die Ermordung des Dr. med. Cassan. Mord. Frankreich 1889. — Ein Beitrag zu dem Leben und dem Processe des Panduren-Obersten Franz Freiherrn von der Trenck und seine Haft auf dem Spielberg bei Brünn. 1741—1749. — Ein Beitrag zu den Processen wider die Carbonari in Italien. 1820—1838.

Wie die vorstehende Inhaltsangabe zeigt, führt dieser neue Band des beliebten Sammelwerkes eine große Reihe von interessanten Criminalfällen aus den verschiedensten Zeiten und Ländern vor. Die sachkundige und streng objective Behandlung, welcher „Der Neue Pitaval“ die dauernde Gunst des juristischen wie des Laienpublikums verdankt, wird auch diesmal nirgends vermißt werden.

Die 1.—4. Folge von je 12 Theilen liegen in zweiter Auflage vor und kostet jeder Theil 3 M. Die Bände der Neuen Serie 13.—24. Band kosten je 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dialektgedichte.

Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten,

nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwestersprachen.

Herausgegeben von

Hermann Welcker,

Professor an der Universität Halle.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

„Ein vortreffliches Album unserer Volkspoesie.“ — Post (Berlin).

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 6. August 1891.

Erzählungsliteratur.

1. Auf gerettetem Kahn. Roman von Karl Baron Torresani. Dresden, Pierson. 1890. 8. 4 M.

Dieses Buch, das vierte, das Baron Torresani geschrieben, bildet die Fortsetzung und den Schluß des Romans „Mit tausend Masten". Es enthält dieselben Fehler, die an diesem in Nr. 44 d. Bl. f. 1890 gerügt worden sind: der Verfasser platzt immer wieder und zwar sehr oft mitten in die Erzählung mit seiner Person hinein, allerdings nicht aus aufdringlicher Selbstgefälligkeit, sondern aus naiver Unbeholfenheit; seine Technik läßt eben noch sehr viel zu wünschen übrig, und auch an seinem Stile ist manches auszustellen; er schreibt doch gar zu wild drauf los. Man darf ihn aber deshalb beileibe nicht zum „jüngsten Deutschland" zählen, man thäte ihm damit schweres Unrecht; wohl ist jenes durch seine Formlosigkeit und Stilverwilderung bekannt, aber diese beiden Merkmale sind dort von ganz anderer Art. Man könnte Torresani höchstens mit Detlev von Liliencron vergleichen, insofern nämlich jene Eigenschaften, die diesem nachgerühmt werden, mit weit größerm Rechte auf ihn angewendet zu werden verdienen. Es ist in der Regel durchaus kein Vergnügen, in einem Buche das Gold aus den Schlacken herauszusuchen; bei Torresani aber thäte man es ganz gern, denn er plaudert so unterhaltend drauf los, daß man ihm seine vielen Mängel gern nachsieht, wenigstens während der Lektüre. Seine Natürlichkeit und ungesuchte Eigenart sind kaum genug zu schätzen, wenn man erwägt, daß die moderne Erzählungsliteratur fast durchweg zum Tummelplatze aufdringlicher Originalitätsucht und geistesarmer Schablonenhaftigkeit geworden ist. In Baron Torresani's Büchern liegt weit mehr als in denen aller Modeautoren zusammengenommen, mögen dieselben noch so gepriesen werden; um so dringender ist ihm in seinem eigenen Interesse zu empfehlen, seine Gedanken reifen zu lassen, zu prüfen, zu sichten, seinen Stil zu feilen und besonders: nicht zu viel zu schreiben.

2. Wo die letzten Häuser stehen. Eine Geschichte vom Alltag. Von M. Brée. Dresden, Pierson. 1891. 8. 3 M.

Fast denselben Titel führt auch ein Buch Chiavacci's, eine jener köstlichen Sammlungen von Bildern aus dem wiener Volksleben; nur ist dort von den „alten" Häusern die Rede, hier von den „letzten". Auch der Schauplatz und die Gesellschaftssphäre sind so ziemlich dieselben, nur sehen sie hier anders aus; es fehlt ihnen der goldene Sonnenschein, den Chiavacci's Humor ausströmt; und wenn dieser Autor auch keineswegs die Schattenseiten des Volkslebens vernachlässigt, so sieht er sie doch mit andern Augen an, und die Abgründe des gemeinen Verbrechens meidet er. Hier aber ist die männliche Hauptfigur eine jener wiener Typen, die als Taugenichts und Tage-, wol auch Taschendieb beginnen, kurz als „Pülcher", wie man in Wien sagt, und als Einbrecher und Raubmörder enden.

Ueberhaupt läßt sich ein Vergleich zwischen Chiavacci's Buch und diesem nicht recht anstellen, denn jenes enthält Miniaturbilder, dieses ein großes Gemälde aus dem wiener Volksleben; doch darf man wol mit Bestimmtheit annehmen, daß jener, auch wenn er eine so umfangreiche Erzählung schriebe wie diese, sie anders gestalten würde, ganz abgesehen von seiner Eigenart. Er kennt eben sein Gebiet bis in dessen kleinste Einzelheiten und weiß seine Beobachtungen trefflich zur Geltung zu bringen: dieses Buch dagegen macht den Eindruck, als habe sich der Verfasser nicht recht getraut Localfarbe aufzutragen; so meidet er es, die Oertlichkeiten näher zu bezeichnen, ja man weiß nicht einmal gleich, wo die Geschichte spielt, bis man so nebenbei erfährt, daß Wien gemeint ist. Derselben Scheu vor der Localfarbe ist es wol auch zuzuschreiben, daß der

Verfasser seine Personen durchweg im richtigsten Hochdeutsch sprechen läßt, wiewol sie alle dem niederen Volke angehören; ein sehr grober Verstoß gegen die Wahrheit, da man in Wien ja nicht einmal in den höchsten Kreisen richtig spricht, und namentlich gewisse umlautende Formen des Conjunctivs fast ganz außer Gebrauch sind.

Aber trotz dieser Schwächen verdient dieses Buch Lob und Beachtung, denn es erhebt sich entschieden über die Mittelstufe der gewöhnlichen Erzählungsliteratur.

Daß es eine „Geschichte vom Alltag“ enthält, wird vielleicht manchen Lesern und Kritikern nicht zusagen, zumal solchen, die noch im Banne des romantischen Zopfes stehen; aber gerade die Tragödien des Alltags erschüttern am tiefsten, denn sie sind wahr.

Die Katastrophe des Buchs ist, wie das so oft zu geschehen pflegt, etwas gewaltsam herbeigeführt und nicht ohne Mitwirkung des stets gefälligen Zufalls; doch wäre das nicht schwer zu vermeiden gewesen.

Alles in allem sagt man von dem Buche kaum zu viel, wenn man es dem einzigen namhaften Romane aus dem wiener Volksleben: „Wiener Kinder“ von Carlweis, an die Seite oder doch unmittelbar nachstellt.

3. Aus Roth-Rußland. Zersplittert. Zwei Novellen von Hermann Menkes. Dresden, Pierson. 1891. 8. 2 M.

Dieses Buch macht den Eindruck, als habe es ein unreifer Gymnasiast geschrieben, der sich für einen Dichter hält. Dem Verfasser fehlt es gänzlich an Gestaltungskraft; seine Personen sind hohle Schemen, bar aller Lebensfähigkeit; die überaus zahlreich eingestreuten phantastischen Stimmungsbilder entbehren vollständig der Plastik. Namentlich die zweite Novelle ist in ihrer Verschwommenheit kaum genießbar, zumal sie von bleierner Langeweile umgeben ist. Alles in allem stehen diese Novellen selbst hinter den seichtesten Familienblattgeschichten zurück. Von der Art ihres Stiles möge folgendes, der ersten Erzählung entnommene Bild ein Beispiel geben:

> Jene geheime Gewissensfalte in seinem Herzen, durch ein ganzes Leben betäubt, jetzt, in der Todesstunde, dehnte sie sich aus und schrie auf mit unstillbarer Stimme.

Eine schreiende Falte, in der That eine originelle Personifikation!

Nicht eben glücklich gewählt ist auch dieser Vergleich:

> Ueber allem lag gelblicher Sonnenschein, wie entzückende Lebensfarbe über ein glühendes, liebevolles Mädchengesicht.

Dieser Accusativ nimmt sich herrlich aus! Dem Verfasser ist er so lieb, daß er auch schreibt: „Manneshoch lag weißer Schnee über Berge, Hänge und Thäler.“ Nicht übel ist auch: „Den entlaubten Bäumen hing er Hesperidenfrüchte an die Zweige.“ In dem Satze: „So wuchs es heran, von süßen Täumen umwebt, mit denen die Mutter es umwob“, wird weben einmal schwach, das andere mal stark flectiert, obwol es beidemale dieselbe Bedeutung hat.

Das Verbum „flüchten“ gebraucht der Verfasser transitiv wie „fliehen“: „Daß der Schlummer mein Auge flüchtet.“ Bemerkenswerth ist ferner, daß der Held der zweiten Novelle sein Gesicht zum Himmel „breitet“. Daß er infolge von Gemüthsbewegungen ein „Nervenfieber“ bekommt, ist nicht verwunderlich, ist diese Krankheit unter Romanhelden doch so verbreitet.

Schließlich sei noch die gewiß interessante Thatsache erwähnt, daß jemand, der solches schreibt, wie dieses Buch enthält, auch als Kritiker auftritt.

4. Helene. Den Tod erkämpft. Zwei Erzählungen von M. Kolloden. Dresden, Pierson. 1891. 8. 3 M.

Eigentlich enthält das Buch drei Novellen, denn die zweite, die vom Verfasser als Doppelerzählung bezeichnet worden, besteht aus zwei ganz selbständigen Geschichten, denen nur der Schauplatz und einige Nebenpersonen gemeinsam sind. „Helene“ ist eine sentimentale Schablonengeschichte; die beiden andern Erzählungen sind dem slawischen Dorfleben im Osten Deutschlands entnommen und bieten manchen interessanten Einblick in diese traurigen Culturverhältnisse; namentlich gilt dies von dem zweiten Theile der Doppelgeschichte, der Novelle „Unter dem Marienbilde“; sie entbehrt selbst einer gewissen Tragik nicht, deren Hauptverdienst in der einfachen Darstellung liegt. Jedenfalls scheint der Autor das Leben, aus dem er seine Gestalten genommen, gut zu kennen, und so schließt das Buch besser als es begonnen.

5. Enterbt. Roman von Ewald August König. Zwei Theile in einem Bande. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 1891. 8. 4 M. 50 Pf.

Dieses Buch bietet eine Criminalgeschichte, d. h. die ganze Handlung dreht sich um die Entdeckung und Bestrafung eines Verbrechens. Solche Erzählungen müssen, wenn sie Beachtung verdienen sollen, geschickt ersonnen und durchgeführt werden, die Neugierde des Lesers wecken und bis zum Schlusse rege erhalten. Davon ist bei diesem Buche jedoch nichts zu merken; der criminelle Theil ist plump und ohne Interesse. Die obligat eingeflochtenen Liebesgeschichten sind überaus banal. Die Personen kommen nicht einen Augenblick aus der allergewöhnlichsten Schablone heraus und bedienen sich der verbrauchtesten, hohlsten Romanphrasen. An dem ganzen Buche ist auch nicht das geringste zu loben.

6. Glück! Roman aus der heutigen Gesellschaft von Boris von Bielsky. Berlin, Ulrich. 1891. 8. 3 M.

Das Glück, von dem in diesem Buche die Rede, ist das trügerische Phantom, das dem Spieler vorschwebt und ihn so oft ins Verderben lockt, so auch hier. Der Stoff ist, wie man sieht, nicht eben neu, ja sogar ziemlich verbraucht; auch die Behandlung desselben verräth keine besonderen Vorzüge; aber die Erzählung ist klar und verständig geschrieben, und das wirkliche Leben kommt darin zu seinem Rechte, sehr im Gegensatze zu so vielen andern Romanen, in denen ihm dasselbe vorenthalten wird.

Ist man mit diesem Romane zu Ende, so überrascht es, daß das Buch noch eine Novelle, „Ihr Cavalier" betitelt, enthält, von der der Umschlag nichts auch nur andeutet. Die Moral dieser kleinen Geschichte ist die, daß man in der Wahl seines Umganges nicht vorsichtig genug sein kann und niemand bei andern Leuten einführen soll, ehe man dessen Herkunft kennt.

7. Mein Pfarrer und mein Onkel von Jean de la Brète. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Natalie Rümelin. Stuttgart, Engelhorn. 1891. 8. 50 Pf.

Sieht man davon ab, daß dieses Buch eine Ich-Geschichte und somit auch deren nie ausbleibende Fehler enthält, so muß man ihm entschieden Lob zollen. Es schildert das Empfinden, Denken und Treiben eines ausgelassenen Backfischchens, eines wahren enfant terrible, in ergötzlicher Weise und nicht ohne feine Seelenkenntniß. Selbst wenn man keineswegs geneigt ist, das greuliche Chaos, das im Hirne eines solchen Backfisches herrscht, reizend zu finden, wie es wol nicht wenige thun, wird man seine Zeit bei der Lektüre dieses Buchs ganz angenehm verbringen. Nicht zum geringsten dankt man dies der Uebersetzerin, deren Verdeutschung es nicht einen Augenblick fühlen läßt, daß man es mit einer solchen zu thun hat. Wären doch alle Uebersetzungen so wie diese! Es wäre im Interesse des deutschen Lesepublikums wie der fremden Autoren.

Theodor von Sosnosky.

Literarhistorisches.

1. Wieland und Martin und Regula Künzli. Ungedruckte Briefe und wieder aufgefundene Actenstücke. Von Ludwig Hirzel. Leipzig, Hirzel. 1891. Gr. 8. 5 M.

Schon seit längerer Zeit ist es unter den Fachgenossen bekannt, daß Bernhard Seuffert, Professor der deutschen Literaturgeschichte in Graz, eine biographische Darstellung Wieland's in Arbeit hat, die ein Seitenstück zu Haym's „Herder" und zu Erich Schmidt's „Lessing" werden soll. Aber obwol bereits verlautete, daß Seuffert's Arbeit druckfertig sei, ist bis heute noch nichts davon veröffentlicht worden. Unter diesen Umständen muß jeder Beitrag zur Lebensgeschichte Wieland's willkommen geheißen werden, da ja unser Wissen gerade in Bezug auf Wieland noch sehr lückenhaft ist. Ludwig Hirzel hat in dem obenerwähnten, umfangreichen Buche eine Episode aus der Entwickelung des jungen Wieland herausgegriffen, indem er sein Verhältniß zu Bodmer in Zürich und zu dessen schweizerischen Freundeskreise auf Grund neu aufgefundener Briefschaften und Actenstücke behandelt. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit hat er alles herbeigezogen, was zur Aufhellung der damaligen Beziehungen Wieland's dienen kann. Leider aber hat er nichts von dem, was ihm unter die Hände gekommen ist, unterdrücken können und auch das Geringste und Nebensächlichste mit größter Breite und Ausführlichkeit behandelt, sodaß die Lektüre seines Buchs zu einer ermüdenden Arbeit geworden ist. Dazu kommt noch der Umstand, daß die züricher Zeit Wieland's und seine dort entstandenen Werke sehr wenig Interesse für uns haben, da sich wol niemand mehr für die seraphischen Schwärmereien des Jünglings, die er als Kinderkrankheit bald wieder ablegte, zu erwärmen vermag. Soll also diese Periode seines Lebens dem modernen Leser nahe gebracht werden, so bedarf es dazu einer großen Kunst psychologischer Charakteristik, wie sie David Friedrich Strauß in seiner Skizze von Klopstock's Jugendgeschichte so meisterlich entfaltet hat. Leider geht Hirzel eine ähnliche Fähigkeit vollständig ab. Sein Buch kann daher wol als eine werthvolle Vorarbeit und Materialiensammlung zur Geschichte Wieland's angesehen werden, bietet aber weiteren Kreisen viel zu wenig, als daß wir Veranlassung hätten, an dieser Stelle auf die Ergebnisse von Hirzel's Untersuchung näher einzugehen.

2. Akademische Festrede zu Grillparzer's hundertstem Geburtstage. Gehalten in der Aula des Carolinums von August Sauer. Prag, Calve. 1891. Gr. 8. 80 Pf.

August Sauer, dem wir die letzte bei Cotta erschienene Ausgabe von Grillparzer's Werken und eine erste wirklich kritische Sonderausgabe seiner Gedichte verdanken, hat die hundertjährige Geburtstagsfeier des Dichters zum Anlasse einer Gedächtnißrede auf ihn benutzt und in ihr die hauptsächlichsten Früchte seiner Grillparzer-Studien niedergelegt. Seine Rede ist als eine Musterleistung zu bezeichnen. Mit warmer Begeisterung für seinen Helden erfüllt und von einem hohen Standpunkte der Betrachtung, die die persönlichen Verhältnisse des Dichters und den eigenthümlichen Geisteszustand des vormärzlichen Oesterreich in überaus feinsinniger Weise gegenseitig abwägt, ausgehend, hat Sauer hier auf wenig Seiten ein klares, alle wesentlichen Punkte berührendes Bild von dem Leben und Wirken Grillparzer's gezeichnet, das sich der vorzüglichen Charakteristik Goedeke's im Grundrisse ebenbürtig zur Seite stellt. Wir dürfen daher von der in kurzer Zeit zu veröffentlichenden zweibändigen Biographie Grillparzer's aus Sauer's Feder Bedeutendes erwarten, und annehmen, daß ihre Lektüre recht genußreich werden wird, da Sauer nach der in seiner akademischen Festrede abgelegten Probe schon wegen seiner trefflichen Vortragsweise und wegen seiner schönen Sprache berufen zu sein scheint, das Leben des Dichters in einer Weise zu erzählen, die sowol den Anforderungen der Wissenschaft, als den Bedürfnissen ästhetisch gebildeter Literaturfreunde vollauf Genüge thut.

3. Fr. W. Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden“. Eine Studie von Heinrich Keiter. Dritte vermehrte Auflage. Mit einem Porträt in Stahlstich. Paderborn, F. Schöningh. 1891. Gr. 8. 60 Pf.

Fr. W. Weber ist seit einer langen Reihe von Jahren der erste katholische Dichter, dessen Werke auch in nicht katholische Kreise gedrungen sind und auch bei den Protestanten große Verbreitung gefunden haben. In der That verdient Weber diese allgemeine Hochachtung in hohem Grade. Seine Gedichte, vor allem aber seine mit reichlichen lyrischen Bestandtheilen durchsetzte Erzählung in Versen, „Dreizehnlinden“, sind so eigenartige, in der Form vollendete und ein wahrhaft dichterisches Empfinden verrathende Werke, daß man jedermann dringend rathen kann, sich eingehend mit ihnen bekannt zu machen, umsomehr als Weber nirgends, so viel wir wissen, seinen katholischen Standpunkt so hervorkehrt, daß er Andersgläubige verletzen könnte. Selbstverständlich ist man sich auf katholischer Seite vollständig über die große Bedeutung Weber's klar. Heinrich Keiter, der bereits mit zwei größern Arbeiten über die katholischen Dichter und Erzähler der neuern Zeit aufgetreten ist, bietet nun in der oben angeführten Schrift einen kurzen Abriß über das Leben Weber's, der seine schriftstellerische Laufbahn mit einer medicinischen Abhandlung begann und jetzt als Sanitätsrath zu Nieheim in Westfalen sich niedergelassen hat. Auf die biographische Erzählung folgt dann eine eingehende Charakteristik von Weber's poetischem Schaffen und eine treffende Würdigung seiner Verdienste um die deutsche Poesie. Da Keiter bei seinen Ausführungen Maß hält und ein entschiedenes Verständniß für die Schönheiten in den Werken seines Helden an den Tag legt, können wir seine Abhandlung als eine werthvolle Einführung in die Gedankenwelt Weber's empfehlen. Stimmen wir doch unsererseits gern dem Kernsatze in Keiter's Darlegungen zu, daß „in Weber ein Dichter und Künstler vor uns steht, wie ihn die deutsche Literatur seit Jahrzehnten nicht gesehen hat“.

4. Heinrich Leuthold. Eine kritische biographische Skizze von Heinrich Fenner. Basel, Schwabe. 1889. 8. 80 Pf.

Immer noch ist die Kenntniß von dem Leben und den poetischen Erzeugnissen des am 3. Juli 1879 zu Burghölzli in der Schweiz verstorbenen Dichters Heinrich Leuthold auf einen sehr kleinen Kreis von Literaturfreunden beschränkt, da selbst hochgebildete Männer kaum mehr als seinen Namen kennen. Es ist daher nicht unverdienstlich, daß Heinrich Fenner seinen im Lehrerkapitel zu Winterthur gehaltenen Vortrag über Leuthold in erweiterter Gestalt veröffentlicht hat. Er ist mit warmer Begeisterung für den Dichter geschrieben, bemüht sich, den traurigen Ausgang seines Lebens psychologisch begreiflich zu machen, und weist sowol die Schranken, als die eigenthümlichen Vorzüge in seinem poetischen Schaffen nach. Wir sind daher in der angenehmen Lage, die bescheiden auftretende Schrift Fenner's unsern Lesern als beachtenswerth zu bezeichnen.

5. Die Verwendung historischer Stoffe in der erzählenden Literatur von Leo Gregorovius. München, Buchholz u. Werner. 1891. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Die Frage über die Verwendbarkeit historischer Stoffe für die Kunst überhaupt kann als eine der schwierigsten der Aesthetik bezeichnet werden. Mag man immerhin nach den Erfahrungen, die wir in letzter Zeit sowol in der bildenden Kunst, als in der schönen Literatur damit gemacht haben, im allgemeinen geneigt sein, ein geringschätziges Urtheil über die Historienbilder und die historischen Romane zu fällen, so steht doch auch wiederum als Thatsache fest, daß einzelne hochbedeutende Werke wie Menzel's Gemälde aus der Zeit Friedrich's des Großen und Scheffel's „Ekkehard“ oder Konrad Ferdinand Meyer's „Jürg Jenatsch“ alle grundsätzliche Bedenken gegen die Verwendung historischer Stoffe mit einem Schlage über den Haufen werfen. Wer also in Bezug auf dieses so wichtige Problem der Aesthetik nur einigermaßen zur Klärung unserer Anschauungen beitragen will, der bedarf dazu nicht nur umfassende literarische Kenntnisse, sondern auch ein treffendes Urtheil und einen hellen Kopf. Beide Vorbedingungen scheinen nun aber dem Verfasser der vorstehenden Abhandlung abzugehen. Soweit wir sie gelesen haben — sie durchzulesen, schien uns bei ihrer Unklarheit unnöthig —, bringt sie uns nicht einen Schritt weiter, als wir längst schon waren. Gregorovius will die Verwendung historischer Stoffe für die hohe Dichtkunst, unter der er das Drama oder das Epos versteht, gestatten, verwirft sie aber für die Prosa-Erzählung, weil diese, „infolge ihrer Darstellungsweise menschlicher Probleme, Leidenschaften und Schicksale, nicht wie die hohe Poesie in eine Idealwelt erhoben und realen Verhältnissen entrückt, darstellen kann, sondern gerade im Gegentheile nur auf Grundlage realer Verhältnisse und in innigster Beziehung zu denselben“. Man sieht, diese Unterscheidung von hoher und minder hoher Poesie steht auf sehr schwachen Füßen und kann nicht als Lösung der aufgeworfenen Frage angesehen werden. Dasselbe gilt von der Kritik, die Gregorovius an eine Reihe historischer Dichtungen und Romane der neuern Zeit legt, namentlich an Freytag's „Ahnen“, die ihm zur wesentlichen Grundlage seiner Ausführungen dienen. Was er gegen diese vorbringt, erscheint uns durchweg kleinlich oder geschmacklos. Vor allem bekämpft er Freytag's Ideen über gewisse gemeinsame Geistes- und Charaktereigenschaften von Personen aus einer und derselben Familie. Er bezeichnet sie als „Spuk“ und sucht sie durch ziffermäßige Berechnungen lächerlich zu machen. Ob er mit seiner Bekämpfung der Erblichkeitsidee recht hat oder nicht, das geht uns hier nichts an. Mag diese Annahme Freytag's verkehrt sein, so sehr sie will, was hat das mit dem historischen Romane zu thun? Die Vorstellung der Vererbung spielt bekanntlich auch in Dichtungen, die ihren Stoff der Gegenwart entnehmen, eine große Rolle. Wenn sie falsch ist, so ist der historische Roman jedenfalls nicht daran schuld, mit dessen Wesen dergleichen Einfälle nicht

im mindesten zusammenhängen. Denn auf keinen Fall können wir zugeben, daß dieser Lieblingsgedanke Freytag's zu den „sonst undenkbaren Geschmacklosen“ gehört, „die durch historische Stoffe provocirt werden“. Es bleibt also dabei: das von Gregorovius gewählte Thema ist von höchstem Interesse, seine Behandlung desselben kann aber nicht als eine befriedigende Lösung der Frage bezeichnet werden.

A. Hermann.

Reisewerke.

1. Deutsch-Südwest-Afrika. Forschungsreisen durch die deutschen Schutzgebiete Groß-Nama- und Hereroland, nach dem Kunene, dem Ngami-See und der Kalaxari. 1884—1887. Von Hans Schinz. Mit einer Karte, 18 Vollbildern und vielen Text-Illustrationen in Holzschnitt. Oldenburg, Schulze. 1891. Lex.-8. 18 M.

Den zahlreichen Reiseberichten und Mittheilungen über Ostafrika steht im Buche des Dr. Hans Schinz nun auch eine vollwerthige Schilderung Deutsch-Südwest-Afrikas gegenüber. Angesichts der jüngsten vielfachen Verhandlungen über die gegenwärtige Lage und die Zukunft dieses ersten, aber am meisten vernachlässigten unserer Schutzgebiete, Verhandlungen, aus denen leider von keiner Seite in die Augen fallende und siegreiche Sachkenntniß sich äußerte, ist die vorliegende Veröffentlichung freudig zu begrüßen. Sie vermittelt eine zur Beurtheilung der bezüglichen Colonialverhältnisse ausreichende Bekanntschaft mit dem Lande und wird, auch wenn die Ergebnisse der geologischen Forschungen des Dr. Adolf Schenck veröffentlicht sein werden, sowol dem Privatmanne, der sich eine Ansicht über die Behandlung Südwestafrikas bilden will, wie dem Reichstagsabgeordneten, der nach bestem Wissen und nicht nach der Parteilosung stimmen mag, unentbehrlich sein. Für Deutsch-Ostafrika ermangeln wir noch eines solchen Werks, wie Dr. Hans Schinz es uns geboten hat. Es ist ein gutes Buch, und es ist dieses geworden durch die wissenschaftliche Befähigung und die sittlichen Eigenschaften des Verfassers, wie durch die völlige Unabhängigkeit, durch die er in den Stand gesetzt wurde, seinen Plänen in der von ihm gewünschten Ausdehnung und Zeitdauer nachzugehen, soweit nicht rein örtlich bedingte Hindernisse dem hie und da entgegentraten.

Der 1884 vom Handlungshause Lüderitz ausgerüsteten Erforschungsexpedition als Botaniker beigesellt, betrat der Verfasser Ende October den öden Strand von Angra Pequena und hatte bald Gelegenheit, während die Genossen zum Antritt der bergmännischen Erkundung des Landes das Eintreffen eines Lüderitz'schen Schiffes erwarten mußten, auf eigene Hand eine fast drei Monate währende Reise durch Groß-Namaland zu unternehmen. Gleich nach der Rückkehr erschien dann auch der ersehnte Schooner „Tilly“, um während der freudigsten Begrüßung bei ruhiger See und klarem Himmel am Felsen von Angrapoint mit allen mitgebrachten Werkzeugen und Maschinen zu scheitern und zu sinken. Immerhin brach der Leiter der Expedition nach dem auserſehenen Operationsfelde im Süden des Landes am Oranjeflusse auf. Da Schinz infolge seiner Reise und der auf ihr eingezogenen Erkundigungen von jener Gegend nichts für seine besonderen Forscheraufgaben erwarten zu können glaubte, entschloß er sich unter der bereitwilligen Zustimmung des Leiters der Expedition, des Herrn Pohle, und von ihm aufs liebenswürdigste unterstützt, fortan allein auf eigene Kosten seine eigenen Wege zu ziehen. Und diese sollten ihn von |Aus*), der ersten binnenländischen Niederlassung Lüderitz' im Osten Angra Pequenas, nach Norden bis an den Kunene, den Grenzfluß gegen das portugiesische Benguela, führen, von da nach Südosten zum Ngami-See und dann die Westgrenze der Kalaxari entlang wieder nach Groß-Namaland und Angra Pequena. Der Plan wurde mit vielen Kreuz- und Querzügen aufs genaueste durchgeführt, nur daß der Rückweg nicht unter den Hottentotten, sondern unter den Herero und in der Walfischbai ausmündete, die Reise am Rande der Kalaxariwüste also verkürzt wurde.

Wie schon auf seiner ersten dreimonatigen Reise ins Namaland hinein, so hat in noch ausgedehnterem Maße der Verfasser auf dieser großen, über 1½ Jahre sich erstreckenden Durchmessung des heutigen deutschen Schutzgebietes, zu dem jene Länder während seines Aufenthaltes dort wurden, sich nun keineswegs nur seinen botanischen Interessen hingegeben, sondern nach allen Seiten hin seine Aufmerksamkeit gewendet. Die geophysischen, wie die geologischen und ethnographischen Verhältnisse, die geschichtlichen Begebenheiten und die, wenn man so sagen darf, politische und die wirthschaftliche Lage des Groß-Nama-, des Herero- und des Ambolandes und endlich der Ngamiufer sind in gleicher Weise berücksichtigt und zu zweckmäßiger Darstellung gebracht. Wenn wir der sehr eingehenden und höchst lehrreichen Schilderung der beschwerlichen und meist über alle maßen langweiligen Reise im zwanzigspännigen Ochsenkarren bis zu den Grenzen eines der weiten Gebiete gefolgt sind und den Verfasser die wohlthätige, mitunter aber auch arg gefährdete Ruhe im gastlichen Hause der rheinischen oder finländischen Mission genießen sehen, erhalten wir die Beschreibung der Bevölkerung des zuletzt durchzogenen Landes; so zuerst die der Hottentotten, der Bastarde europäischer Abkunft, der Bergdamara und der Nama-Buschmänner. Auf die Bastarde und die Bergdamara setzt der Verfasser die Hoffnung für die Zukunft des deutschen Schutzgebietes in Südwest-Afrika. Die Seiten 110—126 sind in dieser Beziehung ebenso wie die Schlußseiten 516—525 der Aufmerksamkeit

*) Der einfache senkrechte Strich bezeichnet den dentalen Schnalzlaut, der mit dem Worte untrennbar verbunden ist.

der Colonialregierung und der Colonialgesellschaft in hohem Grade zu empfehlen. Es folgen die Ovaherero und daran geknüpft die Geschichte der Kriege zwischen Hottentotten und ihnen, an deren Schluß um die Mitte des Jahres 1890 denn auch der jüngst vielgenannte Hendrick Witbooi seine Stelle hat. Der Verfasser hat nach seiner Rückkehr dem Lande seiner Forscherthätigkeit natürlicherweise die Theilnahme bewahrt und ist mit den gründlichsten Kennern der dortigen Völkerverhältnisse, den Missionaren, in lebendigem Verkehre geblieben, sodaß er über die Vorgänge auf dem Laufenden erhalten ist und Gelegenheit hatte, manche von seinem Aufenthalte her ungeklärte Fragen und später aufstoßende Zweifel in brieflichem Austausche zu lösen. Die Ovambo bilden die dritte, die Seebewohner und die Buschmänner der Kalaxari die vierte und fünfte Völkergruppe. Die drei Schlußkapitel bieten dann die zusammenhängende geographische Darstellung des Gesammtgebiets der deutschen Interessensphäre, die Geschichte der christlichen Mission und die jüngste coloniale Entwickelung, seit Adolf Lüderitz 1882 ihr den Weg gebahnt hat, mit Ausblicken in und Winken für die Zukunft Deutsch-Südwest-Afrikas.

Die Kenntnißnahme dieser abschließenden Würdigung des Culturwerthes und der Cultivationsfähigkeit der weiten Landstriche ist aufs dringendste nicht nur allen Freunden unserer Colonialpolitik, sondern auch denen, die sich wenigstens noch Unbefangenheit ihr gegenüber bewahrt haben, zu empfehlen. Die durchaus günstigen Ergebnisse der Beobachtungen und Schlußfolgerungen des Verfassers werden den Leser dann schon von selbst dazu führen, die sorgfältige Begründung durch die vielen Einzelwahrnehmungen während des Gesammtverlaufs der Reise kennen lernen zu wollen. Dann wird die Ueberzeugung in weiten Kreisen Wurzel fassen, daß

> das Hauptaugenmerk einer im Hererolande interessirten Macht in erster Linie darauf gerichtet sein muß, ein für allemal die räuberischen Uebergriffe der Hottentotten zur Unmöglichkeit zu machen, und dies kann nur dadurch geschehen, daß man zwischen den beiden erbitterten Feinden eine neutrale Zone schafft, die der in Groß-Namaland zerstreuten Bastardbevölkerung überlassen werden müßte. . . . Eine bescheidene militärische Machtentfaltung, welche die eingeborene Bevölkerung im Bewußtsein erhält, daß jede Widersetzung unmöglich ist, wird auch dann nicht zu umgehen sein; denn daran muß man stets denken, daß es niemals gelungen ist, noch gelingen wird, dem Eingeborenen auf die Dauer nur durch moralische Macht zu imponiren.

Nur darf die Machtentfaltung freilich nicht derart sein, wie sie 1888 aus sieben Weißen und einigen uniformirten Bastarden zum Spott der Eingeborenen organisirt wurde:

> Wenn es dennoch zu keinem feindlichen Zusammenstoße mit den „Schutzbefohlenen", den Ovaherero, gekommen ist und wenn trotz aller Streitigkeiten der deutsche Name allmählich auch im Hererolande wieder zu Ansehen gelangt, so ist dies in erster Linie, ich betone dies, das Verdienst der rheinischen Missionare.

Hoffen wir, daß die Reichsregierung ein Verständniß für die richtige Einsicht des wackern Schweizers gewinne und den Muth fasse, mit der Forderung der nothwendigen Mittel an den Reichstag heranzutreten.

Dr. Hans Schinz ist, wie er im Vorworte mittheilt, von Georg Schweinfurth zur Theilnahme an der Expedition vorgeschlagen und aufgefordert worden. Er hat der Erwartung des größten der wissenschaftlichen Forschungsreisenden entsprochen. Wir meinen, daß an gründlichem Unterbau der Darstellung, an echter Wissenschaftlichkeit der Auffassung und Durchführung der Aufgabe, an umfassendem Blick und der Vielseitigkeit der Interessen sein Buch dem Meisterwerke „Im Herzen von Afrika" nahe steht. Es ähnelt ihm auch in der ausstrahlenden Gemüthswärme und in der klaren, einfachen, schönen, sachlichen Sprache, — ein hochwillkommenes Buch für den Freund gehaltvoller, von wissenschaftlichem Geiste getragener Lektüre. Den Abbildungen, die sämmtlich charakteristisch sind, und der vortrefflichen Karte gebührt volle Anerkennung.

2. Im Herzen der Haussaländer. Reise im westlichen Sudan nebst Bericht über den Verlauf der Deutschen Niger-Benuë-Expedition, sowie Abhandlungen über klimatische, naturwissenschaftliche und ethnographische Beobachtungen in den eigentlichen Haussaländern. Von Paul Staudinger. Zweite Auflage. Mit einer Karte. Oldenburg, Schulze. 1891. Lex.-8. 10 M.

Dieses Werk ist bei seinem ersten Erscheinen uns nicht zugegangen, daher jetzt bei seiner zweiten (Titel-) Auflage auf dasselbe hingewiesen sei. Es berichtet nicht aus den Gebieten der deutschen Interessensphären, aber es berührt letztere doch sehr stark. Der Verfasser begleitete im Jahre 1885 als Zoolog Robert Eduard Flegel's letzte Niger-Benuë-Expedition, welche die Erforschung einer etwaigen Wasserverbindung des Benuë mit dem Tschadsee, der Wasserverhältnisse des Benuë zum Congo und die Herstellung einer Verbindung des Hinterlandes von Adamaua nach Kamerun zum Ziele hatte. Bekanntlich wurde keine dieser Aufgaben gelöst und der hochverdiente Pfadfinder auf dieser großartigen Wasserstraße des westlichen Sudan wurde an ihren Ufern vom Fieber dahingerafft. Mit der Ausführung einer Nebenaufgabe aber war infolge der Erkrankung zweier Mitglieder der Expedition nach dem Eintreffen des in Europa länger zurückgehaltenen Flegel in Loko am Benuë der Verfasser betraut worden und diese wurde umsichtig und glücklich erledigt. Es galt die Ueberbringung von Briefen und Geschenken Kaiser Wilhelm's I. an die Sultane von Sokoto und Gandu, ersterer als „Beherrscher der Gläubigen" der Oberherr aller Haussastaaten, letzterer der bedeutendste seiner Vasallenfürsten und als sein Bruder in engerer Verbindung mit ihm als die zahlreichen übrigen Unterkönige, zu denen namentlich auch die Herrscher von Kano und Adamaua gehören. So sind denn die drei ersten und das letzte der zwölf Kapitel des ersten Theiles der Niger-Benuë-Expedition, die dazwischen liegenden acht der Hin- und Rückreise nach Sokoto Gandu und Kano gewidmet; der zweite Theil enthält die wissenschaftlichen Ergebnisse der Erforschung der Haussaländer, die seit Heinrich Barth und auch Gerhard Rohlfs nicht mehr in der Ausdehnung und nicht auf diesen Wegen durchstreift worden.

Paul Staudinger's Buch ist an sich in hohem Grade fesselnd, mag es idyllisches Jägerleben im tropischen Strand- und Urwalde schildern, die Mühseligkeiten der Flußfahrt oder die große Landreise durch die Halbculturländer des Sudan. Es gewinnt an großer und sehr schmerzlicher Bedeutung durch den Nachweis, wie bereits damals trotz der vom berliner Congo-Congresse anerkannten Freiheit des Niger die Vergewaltigungen der National African Company im Gange waren und mit welcher Frechheit und mit welchen Lügen und welcher Rücksichtslosigkeit gegen die europäischen Culturinteressen seitens dieser Gesellschaft gegen die Expedition vorzugehen versucht wurde. Es tritt ferner tief beschämend wieder der Mangel an Opferfreudigkeit und an Thatkraft in unserm Vaterlande hervor: die Expedition hatte nur dürftig ausgerüstet werden können; es fehlte vielfach an den nothwendigsten Schutzmitteln für die Gesundheit der Glieder der Expedition, an den ausreichenden und der Bedeutung der Gesandtschaft entsprechenden Geschenken an die Potentaten. Die Hoffnung, die Flegel in Deutschland auf das Zusammenbringen von nur 150000 Mark gemacht waren, verwirklichten sich nicht; die Reichsregierung bewilligte nicht die Mittel zur Weiterführung der Expedition. Als Flegel erst Jola erreicht hatte, Staudinger nach Loko zurückgekehrt war und ersterem folgen wollte, ging ihnen vom Vorstande der Afrikanischen Gesellschaft die Aufforderung zu, nach Hause zurückzukehren. Dazu kam schließlich das unwürdige Benehmen eines Herrn Bergmann in Lagos, des Vertreters der Firma Witt und Busch, der sein Haus der Aufnahme des erkrankten Begleiters Staudinger's für nur eine Nacht verschloß. Daß der Mann von seiner Firma entlassen oder auch nur öffentlich gerügt worden, ist nicht bekannt geworden. Solche Handlungshäuser sollten doch ein Bewußtsein davon haben, daß ihre Agenten und Vertreter in überseeischen Ländern die Ehre haben, die deutsche Nation mit zu vertreten. Darum stimmen wir wohl dem Schlußworte des Verfassers zu, ohne zu seiner Verwirklichung große Zuversicht zu tragen: „Die reichen Leute im deutschen Volke mögen die Mittel gewähren und dadurch den Ruhm ihres Vaterlandes vergrößern helfen!"

Ein bedauerlicher Mangel des Buchs ist das Fehlen eines Namen- und Sachregisters, wie es in vortrefflichster Ausarbeitung dem erstgenannten Werke und ausreichend auch dem folgenden beigegeben ist.

3. Deutsch-Guinea und meine Ersteigung des Finisterre-Gebirges. Eine Schilderung des ersten erfolgreichen Vordringens zu den Hochgebirgen Inner-Guineas, der Natur des Landes, der Sitten der Eingeborenen und des gegenwärtigen Standes der deutschen Colonisationsthätigkeit in Kaiser-Wilhelms-Land, Bismarck- und Salomo-Archipel, nebst einem Wortverzeichniß von 46 Papua-Sprachen von Hugo Zöller. Mit 4 Karten, 24 Vollbildern in Lichtdruck und Holzschnitt, 2 Panoramen, dem Porträt des Verfassers in Lichtdruck und 5 in den Text eingedruckten Skizzen. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 1891. Lex.-8. 18 M.

Dieses jüngste hochbemerkenswerthe Werk des rühmlichst bekannten Forschungsreisenden der „Kölnischen Zeitung" bietet ebenso wenig wie das Schinz'sche Buch durchweg Neues, aber neben sehr vielem und äußerst wichtigem Neuen wie jenes über Deutsch-Südwestafrika, so dieses über unser Südsee-Schutzgebiet die erste eingehende allseitige und kritische Darstellung der dortigen Verhältnisse und Lebensbedingungen. Das Neue ist die Schilderung der Inlandreise und der erstmaligen Ersteigung des Finisterregebirgs, und wem diese aus den Aufsätzen des Verfassers im genannten Weltblatte schon bekannt sein sollte, dem bietet sich noch immer als das Neueste das große 16. Kapitel des Buchs über die Papua-Sprachen unsers Südsee-Schutzgebiets mit dem Verzeichnisse von 300 Wörtern in 46 Papua-Sprachen. Hugo Zöller ist seines Zeichens nicht eigentlich Naturforscher, sondern Ethnolog und Linguist und, irren wir nicht, erst auf seinen Weltreisen zum Geographen geworden. Als so werthvoll seine auf persönlicher scharfer Beobachtung gestützten Berichte längst empfunden worden, sein Eigenstes legt er doch in den Sprachstudien nieder, für die besondere Begabung und der außerordentlich lebhafte Verkehr mit einer so großen Anzahl Völker und Stämme ihn besonders berufen erscheinen lassen. So wird denn das erwähnte 16. Kapitel nicht nur als grundlegend für die wissenschaftliche Erforschung der Papua-Sprachen bezeichnet werden dürfen, sondern im Falle der Befolgung der in ihm gegebenen praktischen Rathschläge eine einheitliche Verkehrssprache in Deutsch-Oceanien mit der Zeit erwachsen können. Zöller schlägt als solche das an der Astrolabebai, wohin gegenwärtig die Centralstation von Finschhafen verlegt worden, gesprochene Idiom des Bokadschim vor.

Der Gang des Fürst Bismarck als dem Gründer der deutschen Colonialpolitik gewidmeten und mit dem Facsimile seines Dankschreibens geschmückten Buchs ist der, daß nach dem langen Vorworte, in dem der Verfasser die Bedeutung und Beschreibung seiner Ersteigung des Finisterregebirgs verhältnißmäßig kurz zusammenfaßt, die erste und größte Station Finschhafen, die von Cooktown in Queensland aus am nächsten liegt, eingehend geschildert, dann das Europäer-Leben und die glücklich gelöste Frage der Beschaffung des Arbeitermaterials behandelt wird, worauf die Darstellung sich der Astrolabebai mit den Niederlassungen Constantinhafen und Stephansort, wo seit dem Frühjahre der Sitz der Oberverwaltung ist, zuwendet. Nach jeder Richtung hin erklärt Zöller die Astrolabebai für die zur Regierung wie zur Niederlassung und zum Plantagenbau geeignetste Gegend von Kaiser-Wilhelms-Land. Welch eine Veränderung weist das Ufer der Bai auf, seit am 30. Mai 1888 hier die erste deutsche Niederlassung begründet worden, gegen die Zustände, unter denen der russische Forscher Miklucho-Maclay in den Jahren 1871/72 und 1876/77 am selben Gestade dem Forscherdrange sich hingab!

Die folgenden drei Kapitel 5—7 erzählen nun im einzelnen die vom 3. October bis 1. November 1888 von

vier Weißen und einundzwanzig Neupommern und Neuguinea-Leuten, welch letztere bei dieser Gelegenheit zum ersten male für den deutschen Dienst gewonnen waren, unternommene erfolgreiche Expedition auf den Gipfelkamm des Finisterregebirges, der in 2660 Meter Höhe am 15. October erreicht wurde:

Die beiden Tage, an denen zum ersten male eines der Riesengebirge Deutsch-Neuguineas erklommen wurde, an denen zum erstenmale, seit die Erde steht, Sterbliche der nie besiegten Jungfrau Finisterre ihren Fuß auf den stolzen Nacken setzt, gehören jedenfalls zu den strapaziösesten meines bisherigen Lebens. Zu der Anstrengung gesellte sich die Lebensgefahr. . . . Rechts der schwindelerregende Abgrund, links der Abgrund, und wenn man nach rückwärts blickte, so konnte man das beinahe auch schon einen Abgrund nennen. Jeder Schritt vorwärts oder vielmehr aufwärts mußte erkämpft werden — denn das Gestein, in das man die wunden Füße einzuklemmen versuchte, bröckelte überall, und die Grasbüschel genügten wohl, um den Halt ein wenig zu verstärken, gaben aber sofort nach, sobald man sich an ihnen aufwärts zu ziehen versuchte. Gegen 8 Stunden mochten wir bei dieser halsbrecherischen Arbeit gewesen sein, da rief mir Yelliot (einer der weißen Begleiter) zu, ich möchte einmal nach rückwärts schauen. Mein Herz pochte, und nicht blos von der Aufregung des Bergsteigens; denn hinter den smaragdgrünen waldumkleideten Parallelketten des Finisterre begannen — kaum wollte ich meinen Augen trauen — im Westen, im Süden, im Südosten, beinahe auf der vollen Hälfte des Horizontes, aber weit, weit ab in ungeheuerer Ferne, himmelragende zackige Bergriesen, wie ich sie in solcher Versammlung nie vorher gesehen, eine ganze Welt von Montblancs und Monte-Rosas herüberzublicken. Sie schienen mir so unbeschreiblich, so furchtbar, so unerbittlich ernst auszuschauen, diese nie vorher erblickten Alpenhäupter, daß so etwas wie ein Schauder über mein Herz lief. Und als ob sie sich blos enthüllt hatten, um zu drohen, war, als ich mich — ich glaube blos wenige Minuten später — abermals umsah, schon alles, wie stets nachmittags, von den aus dem Thale heraufsteigenden Nebeln verhüllt. Es galt, wollten wir nicht die unleugbare Gefahr ins Ungemessene vermehren, uns mit Einsetzung aller Kräfte zu eilen. . . . Um 4 Uhr nachmittags standen wir auf dem flachen, von prächtigem moosbekleidetem Hochwald — die mächtigsten Riesenstämme lagen anscheinend von einem Orkan umgestürzt vermodernd am Boden — bestandenen Rücken der höchsten und mächtigsten aller Finisterre-Ketten.

Am andern Morgen war das Glück hold, eine durchsichtigere Luft glaubt der Verfasser auf der Insel nicht erlebt zu haben. Es war der ganze Verlauf des Bismarckgebirges, gemäß seiner Lage und seiner Höhe wol das wahre Rückgrat Neuguineas, zu überblicken. Die höchste schneebedeckte Spitze erhielt den Namen des Ottoberges, die nächsthohen wurden Herbert-, Wilhelm- und Marienberg benannt.

Die ganze zurückgelegte Wegstrecke, die, abgesehen von wenigen Kilometern, ganz und gar durch völlig unbekanntes, nie vorher von eines weißen Mannes Fuß betretenes Gebiet führte, wurde auf 240 Kilometer berechnet, wenn auch der höchste erreichte Punkt von der nächsten Meeresbucht in der Luftlinie nur 70 Kilometer entfernt war. Die Frage, ob das Innere Neuguineas bewohnt oder unbewohnt sei, beantwortet der Verfasser dahin, daß wahrscheinlich, abgesehen von den höchsten Gebirgsgegenden, das ganze Innere bevölkert, aber ausgenommen einzelne Striche längs der allergrößten Flußläufe, äußerst dünn bevölkert sei.

Nachdem dann die nordwestlichste Station Hatzfeldthafen und die zu den Admiralitätsinseln gehörigen Purdyinseln geschildert sind, folgen die höchst anziehenden Kapitel 9—11: „Natürliche Hülfsquellen, Plantagenbau und Rentabilitätsfrage", „Die Verwaltung", „Klima und Gesundheitsverhältnisse." Das Urtheil des vielerfahrenen Reisenden ist ein sehr günstiges und ermuthigendes. Er schließt seine Betrachtung über die Verwaltung mit den Worten:

Der bisherige Aufwand von nicht ganz 5 Mill. Mark ist an und für sich und in Anbetracht dessen, daß erst in Jahren auf eine Verzinsung der ausgegebenen und noch auszugebenden Kapitalien gerechnet werden kann, hoch zu nennen, erscheint aber niedrig, wenn man die ihm gegenüberstehenden Leistungen und Werthe, vor allem das Riesenwerk der Schöpfung eines deutschen Colonialreiches in der Südsee mit den von andern Nationen für ähnliche Leistungen verausgabten Summen vergleicht. . . . Mir ist die Thatsache, daß alles, was bisher in Neuguinea und seinen Dependenzen geleistet wurde, nicht mehr als irgendein umfangreicher öffentlicher Neubau in Berlin oder Hamburg gekostet hat, fast als ein Wunder erschienen.

Kapitel 12 und 13 beschäftigt sich mit Leben und Sitten der Eingeborenen von Deutsch-Neuguinea, Kapitel 14 und 15 mit dem Bismarck- und Salomo-Archipel, welche der Verfasser in der Begleitung des Landeshauptmanns Geheimraths Krätke und anderer Herren der Verwaltung auf den beiden Dampfern der Neu-Guinea-Compagnie besuchte, wobei die die Inseln Buka und Bougainville trennende Buka-Straße als solche festgestellt und die Bedingungen zur Anlage einer Salomo-Station untersucht wurden. Mit dieser nackten Andeutung des reichen Inhalts müssen wir die Leser auf das prächtige Buch selbst verweisen.

Friedrich Bienemann.

Schriften zur Theologie und Kirche.

1. Religionskrieg in Sicht? Ein Wort zum Frieden unter den christlichen Confessionen in Deutschland. Von M. Höhler. Zweite, verbesserte und mit einem Sach- und Personenregister versehene Auflage. Trier, Paulinus-Druckerei. 1891. 8. 1 M.

Als Motto sind dieser Schrift des limburger Domkapitulars vorgedruckt einige Sätze aus Nr. 4 der „Flugschriften des Evangelischen Bundes" von Beyschlag: „Wenn es erst gelungen wäre, unser deutsches Volk in zwei große Parteien zu zerreißen, die keinerlei Glauben und keinerlei Liebe mehr miteinander verbindet, von denen die eine nur noch fürchtet und haßt, was die andere liebt und ehrt — dann würde keine Reichs- und Heeresverfassung die aus-

einanderstrebenden Elemente zusammenhalten, dann würde der neue Dreißigjährige Krieg vorbereitet sein, in dem man im Bunde mit katholischen Mächten des Auslandes das römische Deutschland gegen das evangelische führen könnte" u. s. w. Hätte der Verfasser noch die folgenden drei Zeilen aus Beyschlag's Flugschrift zum Abdruck gebracht, so hätten die gelautet: „und dann könnte jene «letzte Schlacht» geschlagen werden, von der ein ultramontaner Mund — Professor Buß in Freiburg — schon vor dreißig Jahren geweissagt hat, «die letzte Schlacht auf dem brandenburger Sande»". Doch damit wäre ja an eine unliebsame Herausforderung und unkluge Aufdeckung der innersten Gedanken eines ultramontanen Heißsporns und an eine jener Katholikenversammlungen erinnert, die für die deutsche Romkirche den Kampfruf gegen die Evangelischen anstimmte, lange bevor noch dem preußischen Staate die Abwehr der mobil gemachten Romanisten in den Culturkampfgesetzen abgenöthigt war. Und Höhler's Schrift müht sich um den Nachweis der gekränkten Unschuld seiner Religionsgemeinschaft. Sie möchte uns weis machen, nur der bitterböse Evangelische Bund sei an allem schuld, wenn die confessionellen Gegensätze in Deutschland sich heutzutage verschärft haben, nur der schüre den Hader, nur der trübe dem arglosen Lämmlein das Wasser, um dann über es herzufallen und es zu würgen.

Wir empfehlen dem Verfasser zu besserer Selbstunterrichtung die diesjährige Aprilnummer der „Kirchlichen Correspondenz für die deutsche Tagespresse", Bernh. Rogge's Schrift: „Ist der Evangelische Bund ein Friedensstörer?", das Büchlein von Karl Fey: „Rom und die Toleranz, ein Wort für den Evangelischen Bund an Sebastian Brunner", und wenn sie ihm zur Hand sein sollte, Nr. 44 des „Mainzer Journals" von diesem Jahre mit seiner frechen Verlästerung von „Ein feste Burg ist unser Gott". Ein aufmerksames Lesen dieser Drucksachen könnte ihm wohl zu einer richtigen Schätzung des Werthes oder Unwerthes seines eigenen Urtheils verhelfen.

2. Das Sperrgelder-Gesetz und der Kampf mit Rom. Vortrag, auf der Versammlung der Synodalen, Aeltesten und Gemeindemitglieder der Ephorie Eilsleben gehalten zu Eilsleben, den 11. März 1891 von Borchard-Ummendorf. Barmen, H. Klein. 1891. 12. 40 Pf.

Dieser auf einer Versammlung der Synodalen, Aeltesten und Gemeindeglieder aus der Ephorie Eilsleben am 11. März d. J. gehaltene Vortrag verdient es, auch in weitern Kreisen bekannt zu werden. Er ist nicht blos geeignet, mit der behandelten Frage bekannt und auf ihre außerordentliche Wichtigkeit aufmerksam zu machen, sondern fesselt auch durch Lebhaftigkeit und Frische der Darstellung. Seinen Stoff hat er in vier Abschnitte zerlegt: „Das Revolutionsjahr 1848", „Das Vaticanum", „Der Culturkampf", „Der Kampf auf dem «brandenburger Sande», ein Trauerspiel in fünf Acten".

Einem einfachen Manne aus seiner Landgemeinde hat der Vortragende auf die Frage: „Was ist denn das für ein Gesetz, das Sperrgesetz, von dem ich in den «Sonntagsklängen» gelesen?" die Antwort gegeben: „Das Sperrgesetz bedeutet, daß Rom sein Maul so weit aufsperrt, daß es ganz Berlin mitsammt dem Reichs- und dem Landtage verschlingen möchte." Das ist etymologisch natürlich, wie der Redende das recht wohl weiß, unrichtig, aber schlagend und auch für das schlichte Fassungsvermögen eines Landmannes verständlich.

3. Die Entstehung des Christenthums. Von Albert Maria Weiß. Freiburg i. Br., Herder. 1891. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dieser Sonderabdruck aus dem dritten Bande von des Verfassers größerm Werke „Apologie des Christenthums vom Standpunkte der Sitte und Cultur" eignet sich seinem Inhalte nach sehr wohl dazu, als ein besonderes Ganzes einen Leserkreis zu gewinnen und für das umfangreichere, fünf starke Bände umfassende Gesammtwerk zu werben.

Der Gang der durch ein umfassendes Wissen gestützten und durch eine wohlthuende Frische fesselnden Untersuchung ist der, daß zuerst die Ursachen besprochen werden, die dem Alterthume sein Ende bereiteten („Wer ist der Todtengräber der Alten Welt?"), sodann der Ursprung des Christenthums als übernatürlicher Offenbarungsreligion nachgewiesen und zuletzt die Stellung des Judenthums in der Geschichte erörtert wird.

Sehr eingehend werden die Culturzustände der Alten Welt in ihrer Blüte und ihrem Abwelken behandelt, und gerade auf diesen Abschnitt hat der Verfasser einen bewundernswerthen Fleiß verwandt. Seine Belesenheit in den griechisch-römischen Classikern, sowie in den einschlagenden culturgeschichtlichen Werken aus alter und neuer Zeit macht es ihm möglich, ein durch Genauigkeit und Fülle anziehendes Bild der Cäsarenzeit zu liefern. Sein mildes, nüchternes Urtheil macht ihn nicht blind gegen die Vorzüge des bei aller äußerlichen Cultur dem Untergange verfallenen Heidenthums, als ob die Ehre des Christenthums eine Herabsetzung des Alterthums bedingte. Aber es fehlt auch nicht an der klaren Einsicht, wie berechtigt und nothwendig das Eintreten einer neuen, durch göttliche Kraft gewirkten Religion war, die keineswegs als ein natürliches Erzeugniß aus dem, was vorausgegangen, zu begreifen ist, sondern vielmehr als Reaction gegen die bestehenden Zustände, ja als Revolution sich durchsetzt. Zeigt die Kunst eine Höhe der Technik, wie sie noch nicht wieder erreicht ist, so weist das sittliche Leben im Gegensatze zu diesen Triumphen der Kunst und Technik einen zunehmenden Verfall auf, der zuletzt in einer wahren Epidemie der Selbstmorde endet. Als besonders gelungen möchten wir die Lebensbilder Seneca's, Epiktet's und Marc Aurel's hervorheben.

Von confessioneller Voreingenommenheit hält sich die Schrift ziemlich frei, wenn auch die Urtheile über Ed. Zeller, Ph. Wackernagel und M. Carriere nicht ganz gerecht sind. Auch darin wird Weiß bei unbefangenen Lesern nicht auf Zustimmung rechnen dürfen, wenn er Joseph II.

auf eine Linie mit Julianus Apostata stellt, oder wenn er als das unerreichte Ideal einer christlichen Heiligung die heilige Theresa anführt. Dieses Beispiel ist recht unglücklich gewählt.

4. Das Wunder des Glaubens und sein Selbstzeugniß. Alte und neue Methode der Apologetik von L. Keßler. Leipzig, J. Baedeker. 1891. Gr. 8. 3 M.

Vom Boden der Kant-Schopenhauer'schen Erkenntnißtheorie aus wird hier der Wunderbegriff einer neuen Untersuchung unterzogen, um ihn apologetisch zu rechtfertigen, der geschichtlichen und naturgeschichtlichen Betrachtung gebend, was ihrer ist, aber durch die Bedeutung der Acausalität des Wunders die religiöse Anschauung in das ihr zukommende Recht einsetzend. Der Verfasser macht deshalb vollen Ernst mit dem Tertullianischen Credo, quia absurdum. Eine geschichtliche oder naturgeschichtliche Auffassung, die es ihrer Natur nach nur mit causalen, wirklichen, d. h. natürlichen Erscheinungen zu thun hat, wehrt er entschieden ab. Nicht wirklich, sondern wesentlich ist ihm das Wunder und beweist ihm so gerade durch seine Unwirklichkeit, durch das Merkmal, daß es der causalen Welt entrückt ist, die Wahrheit seines göttlichen Ewigkeitscharakters. Als Voraussetzung des Glaubenswunders sucht Keßler die Bezeugung Gottes im Gewissen und die menschliche Unfreiheit nachzuweisen und darzuthun, wie das Wunder des Glaubens, um denkmöglich zu sein, in einem ausschließenden Gegensatze zur Causalität stehen kann und muß, und wie es eben darum sich ausschließlich selbst bezeugt, sodaß jede Apologie, die nicht von diesem Selbstzeugnisse ausgeht, vergeblich ist. In einem letzten Abschnitte wird dann im Anschlusse an das apostolische Symbolum zu zeigen versucht, wie solche evangelische Apologie der Predigt unserer Tage dazu helfen kann, wieder evangelische Predigt zu werden.

Die Schrift ist reich an eigenartigen, scharf- und tiefsinnigen Gedanken, deren Beweiskraft in vielen Stücken überzeugend sich Geltung verschafft. In ihrer religiösen Grundauffassung aus der Fülle eines Paulus und Luther schöpfend, geht sie mit den Leistungen unserer modernen Theologen scharf ins Gericht, ohne sich gegen das, was darin anerkennenswerth, zu verschließen. Gegen Schleiermacher, Steinmeyer, Kaftan, gegen Ritschl, Herrmann, Schulze ebenso wie gegen Lotze, Rich. Rothe und die Jesus-Biographen Beyschlag, Weiß, Pressensé, Keim macht Keßler den Voll- und Tiefsinn der Mystik eines Tauler und J. Böhme geltend, und es läßt sich nicht verkennen, daß er für die Halbheiten und Mängel einer auf Kosten des Glaubens um werthlose Zugeständnisse seitens der Wissenschaft feilschenden Theologie ein scharfes Auge und unbestechliches Urtheil hat. Mit der Bestimmung der Aufgabe für die Apologie, daß sie mit Berufung auf das Gewissen vor der Vernunft zu rechtfertigen habe, was der Verstand verwirft, hat er sicher das Richtige getroffen.

Den ethischen Grundzug, die Anknüpfung aller Glaubensthatsachen an das Gewissenszeugniß, das Dringen auf Werthurtheile, die Verwerfung von allen Aussagen über Gott, die nicht heilsmäßig gewiß sind, die Ablehnung der pietistischen Vorstellung von dem Stande der Erhöhung Christi hat Keßler mit der Ritschl'schen Theologie gemein, von der sich seine ästhetisch überlegene Auffassung doch wieder sehr bestimmt unterscheidet (vgl. S. 58: „Schon dieser Mangel — das fehlende Verständniß für das Wunder der Kunst — hindert die Ritschl'sche Theologie, dem Wunderthume des Glaubens und damit dem Glaubenszeugnisse von Christo gerecht zu werden", und S. 63 das Urtheil über Herrmann's Werk: „Religion im Verhältniß zum Welterkennen und Sittlichkeit").

Seinen Grundgedanken faßt der Verfasser S. 59 in die Worte:

> Nachdem Philosophie und Specialwissenschaften die Begreiflichkeit alles Wirklichen im Princip ausgemacht haben, verlangt es die Würde des Glaubens, diese Wirklichkeit für sein Wunder zurückzuweisen, dessen Unwirklichkeit, ich sage nicht zuzugestehen, sondern zu beanspruchen.

Ueber die Bedeutung des Wunders aber heißt es S. 86:

> Mit dem Wunder fällt jede Gewißheit, jedes Glaubensleben hin. In dem Wunder beschneidet man nicht Auswüchse, man tödtet das Herz des Glaubens, gleichviel ob man es verneint oder erklärt.

5. Der christliche Glaube und die Naturnothwendigkeit aller Dinge. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1891. Gr. 8. 2 M.

Diese namenlos erschienene Schrift will eine Antwort geben auf die drei Fragen: 1) Weshalb glauben und weshalb an Christus? 2) Ist die Erkenntniß von der Naturnothwendigkeit aller Dinge mit dem christlichen Glauben, insbesondere mit dem Gebet zu Gott, dem freien sittlichen Willen und der göttlichen Gerechtigkeit vereinbar? 3) Kann und muß der christliche Glaube mit der wissenschaftlichen Erkenntniß fortschreiten?

Die Antwort auf diese tief einschneidenden und einen wahrlich nicht kleinen und nicht zu verachtenden Theil unserer Gebildeten bewegenden Fragen lautet: 1) Der Act des Glaubens ist eine Nothwendigkeit, welche aus der Unvollkommenheit unsers Wissens entspringt. Insbesondere ist der christliche Glaube das Ergebniß der Einsicht, in der christlichen Lehre die göttliche Offenbarung und zugleich die edelste und naturgemäßeste Richtschnur für unser Leben gefunden zu haben. 2) Die Naturnothwendigkeit aller Dinge steht zum Gebet und den Beziehungen des Menschen zu Gott, zu der Freiheit des sittlichen Willens und zum Begriff der göttlichen Gerechtigkeit in keinem Widerspruch. 3) Der christliche Glaube kann und muß mit der wissenschaftlichen Erkenntniß fortschreiten und wissenschaftlich möglich sein.

Schon aus diesem Schlußergebnisse der angestellten Untersuchung ist ersichtlich, daß wir es mit einer glaubensfreundlichen, aufbauenden, von evangelischen Grundgedanken getragenen Arbeit zu thun haben. Der Gang der Untersuchung ist besonnen, die wissenschaftliche Ausrüstung weist

auf einen geschulten Theologen, das Bestreben, der Fülle und Wahrheit des christlichen Glaubens nichts zu vergeben, bleibt bei aller ruhig abwägenden Abhörung der Zeugen für und wider unverkennbar. Einzelne Entscheidungen, die getroffen werden, z. B. über die Willensfreiheit, fordern den Widerspruch heraus; andere, z. B. über das Gebet, halten sich nicht frei von Widersprüchen; noch andere möchte man bestimmter und zuversichtlicher gefaßt sehen. Wer sich anschickt, die bedrohte Grundfeste der christlichen Weltanschauung zu vertheidigen, hat zur Zaghaftigkeit wahrlich keine Ursache.

Treffend sind die Bemerkungen gegen die Forderung eines positiven, sinnfälligen Wissens auf religiösem Gebiete. Wenn über die Wirklichkeit der christlichen Heilswahrheiten ein solches möglich wäre, würde das Christenthum der begehrteste Gegenstand auf dem Markte der Eitelkeit und Selbstsucht sein. Von einer demüthigen, selbstverleugnenden Liebe, von einer freien, sittlichen Selbstbestimmung, überhaupt von einem moralischen Gehalt in der Religion könnte dann nun und nimmermehr die Rede sein. Ebenso einleuchtend ist der Hinweis darauf, daß die heutzutage von Gelehrten und Ungelehrten dem Naturgesetze untergeschobene Verkettung von Ursache und Wirkung wissenschaftlich unhaltbar ist; die Naturgesetze an sich haben kein objectives Dasein, sondern sind, wie Drummond schlagend zeigt, lediglich Ausdrücke für den ordnungsvollen Zustand der Dinge in der Natur, oder richtiger dessen, was eine hinlängliche Zahl befähigter Beobachter in der Natur findet. Daher denn auch die fatalistische Ergebung in das Unvermeidliche der Naturgesetze und das Gebet zu Gott darin vollständig sich decken, daß in beiden Fällen nicht der Factor des Wissens, sondern der Begriff des Unermeßlichen, Unerforschlichen für die Anschauungsweise ausschlaggebend ist. Theismus und Naturalismus gründen sich auf ein und denselben Glaubensact und unterscheiden sich nur im Glaubensinhalte.

Karl Sallmann.

Plattdeutsches.

1. Plattdeutsche Gedichte von Wilh. Bornemann. Mit Federzeichnungen von Th. Hosemann. Achte Auflage. Zweite bis achte Lieferung. Berlin, v. Decker. 1891. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

In rascher Folge sind nach der kürzlich angezeigten ersten Lieferung die nächsten und letzten sieben erschienen, und auch diese bringen wieder des Trefflichen, bleibend Werthvollen nicht wenig. Nach noch einem „Kindelbeer"-Lied ist es zunächst eine lange Reihe köstlicher, bis auf drei durchgehends heiterer Gedichte, meist Schwänke, die unter der Ueberschrift „Ländliches" zusammengefaßt sind. Da heißt es denn im „Sonndags-Danz":

Ingeklatscht, frisch Moagd un Knecht!
Hopsa! Juchhei! — so was't recht . . .
Noch en Walzer! just vör my
Un de schmucke Annesy.

Da wird auf den „Suerkohl" ein Loblied angestimmt:

En Pott vull Erften is ganz good,
Män dät Verdaun hät syne Not:
De sure Kohl hölt äöber nich
Sehr lang in Därm' un Moagen Stich.

Drum sin de Erften, wie't gehört,
Mit suren Kohl vermengeleert,
Denn schlieken se sich dörch so sacht,
Dät uns dät Herz im Liewe lacht.

Prächtig ist der bekannte alte Schnack von dem „Grofschmedsknecht und Schniedergesell" gelungen, von denen der eine durch eine gehörige Dosis Sauerkohl, Speck und Erbsen genest, während der andere daran unter den Händen des das Mittel verordnenden Arztes stirbt. Nach einer wirklichen Begebenheit ist die lustige Geschichte von dem „Luftball" erzählt, der von den Bauern für den aufgeblähten Satansmagen gehalten und, nachdem man ihn glücklich erbeutet, in der Scheunendiele aufgehangen wird. Die Satansnatur des Teufelsdings war ja auch zu augenfällig:

Recht har de Köster, denn et gung
En Damp herruter ut den Schlunk,
De rook noah Schweffel, Teer un Peck,
Ganz up de Oart as Düwelsdreck.

Von den übrigen Läuschen seien noch angeführt „De Wyhnachtsmarcht in Berlin", die drei köstlichen Luren von dem „Köster-Kroog", „Tyll Uhlenspeegels letztes Stück", „De Kehnappel", „De Köster föhrt den Düwel an", „Stöffel unnern Klappdisch", „Bescheiden sin", „Dät Kunschert in Groot-Schöppenstädt", „Aptheker-Schrull'n", „Hansgürgen will studeeren goahn", „Würtshusluft in Kraihwinkel", „En Schniedergesell word Scharprichter", „De Steen ut den Moand", „De Koh um Gottswill'n", „Fruen-Unsoal", von vielen andern zu geschweigen, die kaum an Werth dahinter zurückstehen.

Die „Natur- und Jagdbilder", die unter dem Titel „Jagdgedichte" auch besonders erschienen sind — es sind ihrer im ganzen neunzehn — sind voll frischen Lebens. Die „Vaterländischen Anklänge" bringen Erinnerungen an den „ollen Fritz", Blücher, Gneisenau, Kleist von Nollendorf, Bülow, Tauenzien und andere Helden der Befreiungskriege und schließen mit des „Königs Intog in Berlin". Ein letzter Dichtergruß ist dann noch „An de Allmärker und Garleger" gerichtet, während ein willkommener kurzer Lebenslauf aus der Feder des Herausgebers Karl Bornemann uns mit den persönlichen Erlebnissen des Dichters bekannt macht. Wir ersehen daraus, daß diesem der in der Jugend gehegte Wunsch, Theologe zu werden, sich zwar nicht erfüllte, daß er aber als hochgeschätzter Beamter sich bis zu der Stelle eines General-Lotterie-Directors aufschwang

und erst nach fünfzigjähriger Dienstzeit aus dem Staatsdienste ausschied. König Friedrich Wilhelm IV., der seinen Werth erkannte, hat ihn in hohen Ehren gehalten. Zu der im Mai 1851 stattgehabten Enthüllungsfeier des Reiterstandbildes seines großen Ahnen hat er den Dichter als den einzig noch lebenden nicht militärischen Vertreter jener Zeit mit einer feierlichen Einladung ausgezeichnet. Wenige Tage vor der Feier aber ist der also geehrte Veteran am 23. Mai genannten Jahres durch einen plötzlichen Tod aus diesem Leben abgerufen worden. Sein ältester Sohn war der spätere Minister und Präsident des Ober-Tribunals, ein jüngerer ist der Herausgeber der 7. und 8. Auflage unserer „Plattdeutschen Gedichte".

Es ist ein frisches, gemüthswarmes, humorvolles Dichtertalent, das uns diese bietet. Die Altmark hat keinen Zweiten aufzuweisen, der es so verstanden hätte, wie W. Bornemann, seine heimische Art in dem Tone der eigenen Mundart poetisch darzustellen. In der Handhabung des Reimes ist Bornemann selbst Fritz Reuter überlegen, und alles, was er dichtet, hat Erdgeruch, athmet Natur und Gesundheit, trägt den Stempel der Ursprünglichkeit an sich. Die Hosemann'schen Federzeichnungen aber gereichen dem Buche noch zu einer ganz besondern Zierde.

2. Sammlung plattdeutscher Dichtungen. Erster Band: Hei kümmt doch. Ne Geschicht ut'n letzten Krieg. Dei grot Prozeß. Von Max Sander. Bielefeld, Helmich. 1890. 8. 75 Pf.

Der rührige plattdeutsche Verlag von A. Helmich's Buchhandlung in Bielefeld hat es übernommen, eine Sammlung von neueren einschlägigen Dichtungen in Poesie und Prosa zu veranstalten, von der inzwischen auch schon das zweite und dritte Bändchen erschienen ist: „Kunterbunte Läuschen" von G. Hoffschläger (90 Pf.) und „Plattdütsche Dörpgeschichten" von E. Piening (1 M.). Unser erstes Bändchen erweckt für das Unternehmen das günstigste Vorurtheil. Ernst und Scherz theilen sich in die beiden mitgetheilten Erzählungen, deren erste uns in die Zeit des letzten großen Krieges führt, während die zweite uns nach Kamerun versetzt, um in der ergötzlichsten Weise das kleinstädtische Leben und Treiben aus dem Norden unseres deutschen Vaterlandes in der tropischen Landschaft einer unserer afrikanischen Colonien zu schildern. Allen, die Sinn haben für plattdeutsches Wesen und plattdeutsche Sprache und die an einer sinnigen, volksthümlichen Darstellung Gefallen finden, sei das Büchlein bestens empfohlen.

3. Ein Gespräch vom Frauenvolck und dem Ehestande. A. 1696. Ein Gespräch vom Mannvolcke und dem Ehestande. A. 1717. Die verkehrte Welt. Drei plattdeutsche Satiren von Caspar Abel. München, Buchholz u. Werner. 1891. 8. 1 M.

Den zeitgenössischen mundartlichen Dichtungen schließen wir drei wiederaufgelegte eines alten Dichters an, deren frühestes bald seine 200 Jahre zählt. Laut dem Vorworte dieses Neudrucks war ihr Verfasser, Caspar Abel (1676—1752), ein Altmärker und Prediger zuletzt in Wernsdorf bei Aschersleben. Im Jahre 1729 zuerst in Goslar mit einer Anzahl anderer Gedichte erschienen, deren erster Theil Uebersetzungen „satyrischer Gedichte" Boileau's sind, scheinen sie den Einfluß Joachim Rachel's, Lauremberg's, Canitz' und Neukirch's zu verrathen, wenngleich sie durchaus populär sind und, wie der ungenannte Herausgeber meint, auf jedes gelehrte Beiwerk verzichten. Das ist, auch abgesehen von einigen Fremdwörtern, denn doch nicht so ganz der Fall, wenn es in der dritten Satire heißt:

Wat Themistocles sin Söhn to den ollen Griken säh,
He wer' Herr in Grikenland, wyl de Mutter alles däh,
Wat he, un de Vader ock, wat de Mutter hebben wolde,
Geit dat nich noch also her, wenn man recht nafragen solde?

Aus dieser kleinen Probe wie aus dem Titel ersieht man, daß allgemein menschliche Thorheiten und auch solche des heutigen Tages verspottet werden. Man nimmt ferner aus den vier Zeilen wahr, wie die damalige und hier beibehaltene Rechtschreibung sich der Schriftsprache viel mehr anschließt und wie auch die Formen vom heutigen Plattdeutsch abweichen. Vielleicht hat der Dichter durch ein gewisses „Messingsch" seiner Poesie einen weiteren Kreis eröffnen wollen. Die Wiederauferweckung dieser sehr leicht verständlichen und daher auch für das große Publikum bestimmten Satiren in der hübschen kleinen Ausgabe von nur 24 Seiten darf willkommen geheißen werden.

Philosophisches.

1. Das goldene A-B-C der Philosophie, d. i. die Einleitung zu dem Werke „Philosophie im Umriß" von Adolf Steudel. Neu herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Max Schneidewin. Berlin, Stahn. 1891. 8. 4 M.

Am 7. April 1887 starb in Stuttgart, $81^3/_4$ Jahre alt, der königlich würtembergische Obertribunalsprocurator a. D. und philosophische Ehrendoctor von Tübingen, Adolf Steudel, Verfasser einer praktischen Philosophie (1877; 612 S.), einer Kritik der Religion, insbesondere der christlichen (1881; 1159 S.) und zumal eines großen Werks: „Philosophie im Umriß" (4 Bde., Stuttgart 1871—85). Als Rechtsanwalt war er 1850 Mitglied des Staatsgerichtshofs, welcher über den Minister von Wächter-Spittler abzuurtheilen hatte, weil er ohne ständische Einwilligung den Beitritt zum Interim vom 30. September 1849 erklärt hatte, einer Uebereinkunft mit Sachsen und Baiern, die Constituirung Deutschlands betreffend. Damals ward Steudel mit Uhland genannt; denn beide waren die einzigen Mitglieder, welche den Minister für schuldig befanden. Uhland blieb durch seine Dichtungen

berühmt und dankbar verehrt. Steudel aber wurde vergessen, und als von 1871 an der bereits Sechsundsechzigjährige die Frucht eines jahrelangen ernsten, eifrigen Philosophirens erscheinen ließ, da blieb er unbeachtet. Der Herausgeber, der in seiner Vorrede die verschiedenen Aufsätze nennt, in denen er bereits auf den schwäbischen Denker hinwies, hofft nun durch neue Herausgabe der Einleitung zu dem Hauptwerke des unbeachtet Gebliebenen, demselben die verdiente Beachtung zu verschaffen. Er nennt diese Einleitung ein goldenes A-B-C, da sie gut und edel wie Gold die ewigen Bedingungen des echten Philosophirens aufzeichne und die im Schwange gehenden Fehler dagegen aufdecke. Diese Bedingungen des Philosophirens entwickelt der Verfasser in folgenden Abschnitten:

A. Orientirung über den Gegenstand: Begriff und Aufgabe der Philosophie. Objective Forschung. Thatsachen des Bewußtseins. Das Begreifen. Reale Zwecksetzung. Zeitphilosophie. Voraussetzungslosigkeit. Schwierigkeiten. B. Von der Form der Philosophie und der Art des Philosophirens: Wissenschaft. System. Princip. Methode. Ausgangspunkt. Art und Weise des philosophischen Denkens. Beruf zur Philosophie. Wahrheit und ihr Kriterium. Sprache und Darstellung. Ungereimtheiten, Alogismen und einiges über die Zukunft der Philosophie.

Dieser von Seite 30 bis 125 sich erstreckenden Entwickelung läßt der Herausgeber Anmerkungen folgen, welche bei gleichem Umfange von Seite 126 bis 215 reichen. Zu den Hauptforderungen des Verfassers gehören, daß die Philosophie es mit der Wahrheit und nur mit der Wahrheit zu thun hat, daß sie auf das als thatsächlich erkannte Bestehen und Verhalten der Dinge sich stützen muß, daß sie nicht von unbegründeten Voraussetzungen ausgehen, nicht die Welt vom Studirtische aus aus bloßen Begriffen oder aus dem Inhalte von Worten entwickeln darf; daß die Philosophie kein Spiel der Phantasie sein soll, sondern ein Werk des klar und scharf zergliedernden Verstandes, dem wir denn freilich die Vernunft, welche das als gleich und ungleich Erkannte verbindet und gliedert, zugesellen müssen. Der Herausgeber selbst betont dabei die zu starke Bevorzugung des Verstandes; er rügt die Geringschätzung von Gefühl und Gemüth. Indeß in dieser Einleitung macht sich, da darin vorzugsweise Kritik geübt wird, dieser Mangel weniger geltend. Deshalb haben wir hier in der That ein A-B-C, das die größte Beachtung verdient und von jedem Philosophirenden beherzigt werden sollte. Wohlthuend wirkt dabei die Ruhe des Denkens, verbunden mit dem fühlbaren Streben, nur der Wahrheit gerecht zu werden. Zu rühmen ist die nur zuweilen durch veraltete und überflüssige Fremdwörter gestörte Klarheit der Darstellung, welche auch die Anmerkungen des eifrigen Freundes als zu viel erscheinen lassen. Belebt wird die Untersuchung durch eine Fülle von Citaten, welche in das geschichtliche Leben der Philosophie einführen, wobei aber freilich zumal die Citate aus Fichte, Schelling, Hegel, aus ihrem Zusammenhange gerissen, wunderlicher erscheinen, als sie es im Zusammenhange sind.

Wenn es sich nun blos um die Anzeige dieses A-B-C handelte, so wären wir zu Ende. Aber diese Anzeige soll ja zugleich hinweisen auf den Verfasser der „Philosophie im Umriß", den der Herausgeber als zweiten Schopenhauer rühmt. Da ist denn freilich die Kenntniß dieser Philosophie nöthig; denn sie läßt erkennen, ob die Forderungen der Einleitung darin verwirklicht sind. Steudel verwirft die Poeterei; aber wenn Schopenhauer in Busch und Feld, in Wasser und Licht, in Fels und Stein einen Willen, ein unbewußtes Wollen zur Erscheinung gekommen sieht, so sieht er dies durch Poeterei, welche nur spielartlich verschieden ist von jener, welche in Busch und Stein bewußte Geister wirkend sieht. Steudel fordert die reine, die vorurtheilsfreie Wahrheit. Aber das Vorurtheil besteht heute, daß der Philosoph die Bedürfnisse des Gemüths, die Träume des Herzens aufgeben müsse, und Steudel selbst sagt (S. 55), den Philosophen habe es seither an dem gehörigen Froste und an der nothwendigen Consequenz dabei gefehlt. Als Heroen preist man daher auch den, der sich am meisten frei macht von allem, was seither als heilig galt. Auch der Herausgeber (S. 9) sieht in Steudel ein dem Schopenhauer ähnliches heroisches Denkerleben, denn ein Ergebniß seiner Philosophie heißt:

Die Religionen sind unter der philosophisch zu rechtfertigenden Gotteserkenntniß zurückgeblieben, welche letztere das einzige metaphysische Staatsbekenntniß der Zukunft sein wird; die Dogmen des Christenthums können die — entscheidende — Prüfung des Verstandes nicht bestehen.

Aber dieses Ergebniß ist kein freies, sondern ein im heutigen Vorurtheile wurzelndes, ein durch die einseitige Werthschätzung des Verstandes und die bereits erwähnte Geringschätzung des Gemüths und des Gefühls beschränktes. Der Verstand ist nicht ohne weiteres der Richter über die Liebe, die er nie versteht, und die Religion der Liebe ist mehr als bloßes Dogma. Die Gotteserkenntniß, welche heute philosophisch gerechtfertigt heißt, würde am Kreuze rufen: Da seht ihr, daß die Welt schlecht ist, die Wahrheit nicht anerkennen will! Der Träger der heute verworfenen Religion der Liebe würde noch heute rufen: Vater vergib, sie wissen nicht was sie thun. Da kann kein Zweifel sein, wessen Wort das größte Heldenthum verkündet. Wir suchen daher auch das Heldenthum Steudel's nicht darin, daß er mit Schopenhauer die Religionen verwirft, sondern darin, daß er sich von Schopenhauer trennt, indem er, nach dem Herausgeber, das creatürliche Sein mit mehr Lust als Unlust verbunden sieht. Ihm, dem unbeachtet Gebliebenen, der den Schmerz des Mißerfolgs und der getäuschten Hoffnung nur zu reichlich empfunden haben wird, ist dieses Festhalten an der in der Religion der Liebe wurzelnden Gewißheit, daß mehr Lust als Leid auf Erden, um so höher anzurechnen. Und um so rückhaltloser schließen wir uns dem Hinweise auf Steudel an, als der versöhnliche Ton seiner Einleitung schließen läßt, daß auch im Hauptwerke, trotz der Be-

tonung des Schlechten, auch die Anerkennung des Guten zum Ausdruck gekommen ist.

2. Die Entwickelung der Menschen. Studien von C. Andresen. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. 1891. 8. 3 M.

Der Verfasser spricht sich in keinem Vorworte über Absicht und Anlage des Buchs aus. Was er bringt, nennt er Studien, und wir vergleichen es der Skizze eines Malers. Denn das große Gebiet, das behandelt ist, läßt sich auf 125 Seiten nur skizzenhaft darstellen. Der Verfasser deutet denn auch die Entwickelung des Menschen und der Menschheit nur im Großen und Ganzen an, dabei kritisch weder links noch rechts blickend, noch auch die eigene Anschauung ins Einzelne vertiefend, begründend. Hier die Inhaltsangabe:

Die erste Studie: Die Natur des Menschen, behandelt: Einleitendes. Animalische Beschäftigungen. Begriffsvermögen. Gesetz. Zufall und Wille. Gott. Glaube. Die zweite Studie: Das Zusammenleben der Menschen: Menschliche Thätigkeiten. Natürliche Gesetze. Staat, Völker. Naturgemäßes Leben. Bildung, Freiheit und Gleichheit. Die dritte Studie: Die heutige Menschheit: Christliche Religion. Organisation. Mildthätigkeit. Folgen der kirchlichen Religionen. Pfandrecht. Gleichheit des Erwerbs und der Volksmehrung. Gerechtigkeit. Nationen. Schluß.

Den Grund und Boden für die Gestaltung und Entwickelung der Menschheit erblickt der Verfasser in den Lehren Christi. In den kirchlichen Religionen freilich ist nach ihm Christi Lehre in zum Theile völlig widersprechender Weise enthalten. Auch in der Darstellung gibt sich das Streben nach reiner Religiosität und Sittlichkeit kund; sie ist einfach, ruhig, klar und anschaulich, weshalb diese Skizze namentlich für solche von Werth sein wird, welche weder Zeit noch Neigung haben, sich in umfangreiche Auseinandersetzungen zu vertiefen. Daß im Großen und Ganzen das Bild der Entwickelung das Gepräge der Individualität des Verfassers an sich trägt, ist kein Vorwurf; denn bisjetzt erschien noch keine Philosophie ohne solches Gepräge. Auf Einzelheiten aber könnte der Verfasser hie und da mehr achten. Mitleid (S. 20) wurzelt doch in etwas anderm als dem Gedanken, der Schmerz anderer könne auch uns treffen. Sonderbar reiht sich die Betrachtung des Pfandrechts an die der kirchlichen Religionen an. Ueberhaupt erscheint diese Betrachtung, welche fast allein in Einzelnes eingeht, als die schwächste. Wenn eine tüchtige Kraft für ein Gut nur 100000 Mark anzahlen kann, so ist es doch kein Unglück, wenn sie die andern 100000 Mark als Hypothek einschreiben läßt; und was die Schroffheiten des betreffenden Gesetzes anlangt, so hätte der Verfasser die neuern Bestrebungen auf Einführung eines Gesetzes, betreffend die Heimstätten, erwähnen müssen.

3. Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers. Gotha, F. A. Perthes. 1891. 8. 3 M.

Ein treffliches Buch, das in jeder Familie nicht nur vorhanden, sondern auch leicht greifbar daliegen sollte. Denn das Alltagsleben bietet des scheinbar Unerträglichen viel und das Buch gibt Rathschläge, es zu ertragen:

Die kleinen Leiden des Daseins sind die eigentliche Plage des Menschen, nicht die großen. — Die Nadel- und Mückenstiche des Schicksals sind das Unerträgliche; nicht seine Keulen- und Kolbenschläge verbittern das Dasein. — Die Bewährung in großen Schicksalen ist viel leichter als der Kampf mit kleinen Schwierigkeiten, widerstrebenden Verhältnissen und Neckereien des Augenblicks — so und ähnlich gefaßte Sätze sind in unsern Tagen die Losung. Mich selbst beherrscht ein krankhafter Zug zum Schwer- und Uebelnehmen von früher Kindheit auf. Als ältester Sohn guter, liebevoller Aeltern, denen ich aufrichtig ergeben anhing, artete ich körperlich und psychisch weichlich, weinte und schmollte leicht. Vor lauter Liebe legten die Aeltern den Grund zu dem, was ein langes Leben hindurch schwer auf mir lastete, mich eine hohe Meinung von mir fassen ließ, und aus dieser eingebildeten Vortrefflichkeit wuchs langes Elend heraus. Ehedem schrieb ich jede Misstimmung, auch gelegentliche Todessehnsucht auf Temperament, Nerven oder von außen Gekommenes und sah unüberwindliche Mächte darin. Jetzt habe ich zur menschlichen Willenskraft, deren bestes Theil aber nicht Menschenwerk ist, Vertrauen gewonnen und dabei die Ueberzeugung erlangt: alles Ungemach wird erst unerträglich durch das, was wir innerlich hinzufügen. Wer nur erst einmal einen richtigen Entschluß gefaßt hat, den kleinen Plagen des Alltagstreibens Geduld entgegenzusetzen, über Strömungen irgendwelcher Art nicht unwirsch zu werden, sich allen pflichtmäßigen Mühwaltungen, auch z. B. den angeblich geisttödtenden Geschäften, wenn sie nothwendig, ohne Murren und Märtyrerthum zu unterziehen, wird staunen, welch herrliche Uebungsschule sich ihm da eröffnet und wie rasch er von Klasse zu Klasse steigt. Schwächere können als Hülfsmittel in ihren Räumen die Wandtafeln aufhängen mit dem groß gedruckten Spruch: Mensch ärgere dich nicht! Mit größern Buchstaben sollte jedoch dabei stehen: Aergere aber auch keinen Mitmenschen! Freilich, ohne den Glauben an einen Gott der Liebe kein Heil, auch schon auf Erden. Und wer in Sachen der Religion und Sittlichkeit den Verstand allein will gelten lassen, der macht es wie jemand, der einen zu Alltagsgeschäften brauchbaren Diener hat, und sich deshalb gefallen läßt, daß dieser sich auch als Rathgeber in Gewissens- und Lebensfragen aufdrängt, obgleich er seine Unfähigkeit dazu bewies. Die Schlußworte sind: Der einzige sichere Weg zu einem befriedigten Leben und ruhigem Sterben ist unermüdlicher Kampf gegen Selbstsucht und Selbstgefälligkeit, treue Pflichterfüllung und unwandelbares Vertrauen auf eine liebevolle und weise Lenkung jeglichen Menschenschicksals.

Der Verfasser berichtet in seinem Buche, wie und warum er erst im hohen Greisenalter Frieden fand; er erzählt im wesentlichen Erlebnisse, äußere und innere Erfahrungen aus verschiedenen Lebensabschnitten, Erkenntnisse von Irrungen mit den daraus gezogenen Nutzanwendungen. Er trägt seine Erfahrungen, Betrachtungen und Rathschläge in leichtem Gesprächstone vor, anknüpfend an die alltägliche Unmittelbarkeit, sodaß er für nicht philosophisch Gebildete verständlich und für alt und jung, für Frauen und Männer anregend ist. Er bringt im ganzen 71 Abschnitte und ein Nachwort. Dieselben stehen nicht in systematischer Anordnung, wie einzelne Inhaltsangaben zeigen: 1) Bruchstücke, Gesprächston. 2) Persönliches. Liebe, gute Aeltern. Psychische Kaltwassercur. 3) Wenn dir es übel geht. Verschiedene Stimmen. Müßiggang. Arbeit. Unzufriedenheit. Be-

gehrlichkeit. Einfache, gute Menschen. Spruchweisheit, Socialrevolutionäre u. s. w. Aber sie reden von der Stärkung und Gesundheit des Leibes und der Seele des Einzelnen wie der Gesellschaft und berühren somit all das, was in unserer zumal nervös oder hygienisch und socialistisch erregten Zeit der Menschen Sinn und Herz bewegt. Wir können daher dem Buche nur eine verbreitete und beherzigte Aufnahme wünschen. L. Weis.

Feuilleton.

„Germania. Deutsche Dichter der Gegenwart. Bild und Wort. Herausgegeben im Auftrage der National Exhibitions Association Ltd. von Gustav Dahms" (Berlin, Gebr. Paetel, 1891. Gr. 4. 4 M.). Es ist das gelegentlich der „Deutschen Ausstellung in London" durch den Generaldirector John R. Whitley ins Leben gerufene Album „voll erlesener Proben aus dem reichen Schatze zeitgenössischer Dichtkunst in Deutschland, eine Gabe der Sympathie an die stammverwandte Nation jenseit des Meeres, deren eigene Geisteswerke bei uns allezeit die liebevollste Aufnahme, das tiefste Verständniß, die eingehendste Würdigung gefunden haben". Das Werk, dessen voller Erlös übrigens den Unterstützungskassen des „Deutschen Schriftsteller-Verbandes" und des „Vereins Berliner Presse" zugute kommt, enthält eine Sammlung lyrischer, epischer und dramatischer Dichtungen von siebzig „unserer hervorragendsten lebenden Schriftsteller und Schriftstellerinnen, Dichtungen, welche durch die Autoren selbst, als für ihre Kunstweise besonders charakteristisch, ausgewählt und eingesendet wurden". Jeder Beitrag ist mit dem Bildnisse des Autors nach dessen neuester Photographie geziert. Soweit unsere Personenkenntniß reicht, sind diese Bildnisse vortrefflich, wie die ganze Ausstattung des Buchs festlich ist und es im Originaleinbande, den die Verlagshandlung den Blicken der Recensenten vorenthalten hat, wohl zum Geschenk geeignet erscheinen lassen könnte. Das Titelbild schmücken zudem die Bildnisse der Königin Victoria und unsers Kaisers, es folgt das große Porträt des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha als des Ehrenpräsidenten der Deutschen Ausstellung in London und die Bildnisse ihres Leiters und seiner Mitarbeiter. Bei der an die siebzig Dichter und Dichterinnen ergangenen Aufforderung mag mancherlei Erwägung und Rücksicht, jedenfalls ein starkes berliner Selbstgefühl mitgespielt haben; die getroffene Auswahl kann mehr als einmal ein Lächeln hervorrufen. Wer etwa abgelehnt habe, das entzieht sich unserer Kenntniß, ebenso ob der Herausgeber oder die Verlagshandlung mit ihrem Kreise die Verantwortung für die Liste trägt. Aber daß unter andern Gustav Freytag fehlt und Oskar Blumenthal da ist, berührt mehr als seltsam. Unter dem von den Schriftstellern Gebotenen begegnen wir Altem und Neuem. Vermuthlich wird die für England besonders bestimmte Ausgabe doch nur Titelblatt und Vorwort nebst redactionellen Zuthaten in englischer Sprache geben, die Dichtungen aber unangetastet lassen.

— Vom Werke „Durch des Gartens kleine Wunderwelt. Naturfreundliche Streifzüge von Heinrich Freiherr Schilling von Canstatt" (Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn) sind die Lieferungen 2—4 ausgegeben, die immer mehr erkennen lassen, mit welch liebevollem Eifer sich der Verfasser in die Beobachtung der Natur versenkt hat und mit welch großem Geschick er das Verständniß für das, was er erforscht und erschaut, seinen Lesern beizubringen versteht. So werden hier zunächst die meteorischen Erscheinungen klar gemacht, dann erscheint unserm Auge die mikroskopisch kleine Thierwelt im Gießwasser, sowie weiteres thierisches Kleinleben im Gartenwasser. „Jugenderinnerungen einer Gartenkröte" zeigen in launig anschaulicher Weise den merkwürdigen Wandlungsvorgang dieses so sehr gefürchteten und misachteten Thiers. Die mikroskopisch kleine Pflanzenwelt im Gartenwasser, zuletzt die Diatomeen, bilden den Uebergang zur Schilderung des Pflanzenlebens des Gartens. Wie hier den ersten zarten Regungen des Samenkorns nachgeforscht, wie den Geheimnissen des Keimens und den ersten Kindheitstagen der Pflanze in ihrer Entwickelung nachgegangen wird, wie ihre Waffen, die Borsten und Wollhaare, aufgezeigt werden und das häßliche Reich der Sporen und Bakterien Behandlung findet — das legt Zeugniß ab von einer mühevollen Geistesarbeit und von einer Meisterschaft der Darstellungskunst. Das letzte Kapitel hebt mit der Pflanzenpflege an.

— Wie wir hören, wird in nächster Zeit ein literarisches Preisausschreiben veröffentlicht werden, welches für die biographische Literatur unserer Zeit nicht ohne Bedeutung bleiben dürfte. Die Verlagshandlung L. Ehlermann in Dresden wünscht für ihre biographische Sammlung: „Führende Geister", hervorragende Beiträge zu gewinnen, insbesondere eine Goethe-Biographie, und wird zu diesem Zwecke drei Preise von 3000, 1500 und 1000 Mark aussetzen.

Bibliographie.

Angerstein, W., Aus dem Westen unseres Vaterlandes. Drei Erzählungen. Berlin, R. Gaertner. Gr. 8. 3 M.

Bewer, M., Bismarck und Rothschild. 1. bis 4. Aufl. Dresden, Druckerei Glöß. Gr. 8. 50 Pf.

Bismarck-Briefe. Neue Folge. 3. Bdchn. Berlin, C. Heymann. 8. 2 M. 50 Pf.

Dostojewski, F. M., Raskolnikow's Schuld und Sühne. Deutsch von P. Styczyński. Berlin, O. Janke. 8. 3 M.

Falkenhorst, C., Schwarze Fürsten. Bilder aus der Geschichte des dunkeln Weltteils. 1. Tl.: Fürsten des Sudan. Leipzig, F. Hirt u. Sohn. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Gilman, N. P., Die Teilung des Geschäftsgewinns zwischen Unternehmern und Angestellten. Ein praktischer Beitrag zur Arbeiter- und Lohnfrage. Mit Erlaubnis des Verfassers umgearbeitet und auf den neuesten Stand ergänzt von L. Katscher. Leipzig, E. Wartig's Verl. Gr. 8. 6 M.

Herkner, H., Die sociale Reform als Gebot des wirtschaftlichen Fortschrittes. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Hermann, E., Kaiser Hadrian in Baden. Ein Festspiel. Baden-Baden, F. Spies. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Hoffmeister, H., Wildefüer. Eine historische Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Osterwieck, A. W. Zickfeldt. 12. 75 Pf.

Hoernes, R., Die Herkunft des Menschengeschlechts. Vortrag. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 60 Pf.

Hungerford, M., Verschwundene Diamanten. Roman. Autorisirte Uebersetzung von L. Wechsler. Mannheim, J. Bensheimer. 8. 3 M.

In Lörrach vor zwanzig Jahren. Erzählungen eines Zeitgenossen. Lörrach, C. R. Gutsch. Gr. 8. 60 Pf.

Jahn, M., Methodik der epischen und dramatischen Lektüre. Leipzig, Dürr. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Jordan, W. A., Psalmen. Goslar, L. Koch. 8. 2 M. 40 Pf.

Komische Käuze. Humoresken von H. H. v. Huckebein. Stolp, H. Hildebrandt. 8. 40 Pf.

Keller, F., Hoidlbörla'. Eine Sammlung von Gedichten in schwäbischer Mundart. Kempten, J. Kösel. 12. 90 Pf.

Michailow, A. (A. Scheller), Um ein sorgloses Leben. Ein Petersburger Sittenroman. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von E. Schor. Mitau, E. Behre. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Vassalli, A., Die aufrührerischen Weiber von Hollopolln. Lustspiel. Aarau, H. R. Sauerländer. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Vonderhalde, E., Katholischer Sinn und protestantischer Geist. Ein kritischer Vergleich. Leipzig, O. Wigand. 8. 60 Pf.

Wahle, J., Das weimarische Hoftheater unter Goethes Leitung. Zur Feier des 100. Jahrestages seiner Gründung. Braunschweig, G. Westermann. Lex.-8. 1 M. 50 Pf.

Wald-Zedtwitz, E. v., Goldene Thränen und andere Erzählungen. Berlin, O. Janke. 8. 1 M.

Zeissberg, H. R. v., Zwei Jahre belgischer Geschichte (1791, 1792). 1. Thl.: Von der Convention im Haag bis zum Tode Kaiser LeopoldsII. Wien, F. Tempsky. Lex.-8. 5 M. 10 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Diebolder, J., Darwins Grundprincip der Abstammungs-Lehre an der Hand zahlreicher Autoritäten kritisch beleuchtet. **Nebst einem Nachtrag über neuere Vererbungstheorien. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.** 8°. (VIII u. 87 S.) M. 1.20.

Gruber, H., S. J., **Der Positivismus** vom Tode August Comte's bis auf unsere Tage (1857—1891). Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach". 52. Gr. 8°. (VIII u. 194 S.) M. 2.60.

Bildet die Fortsetzung zu der früher im gleichen Verlage erschienenen Schrift desselben Verfassers: **„August Comte, der Begründer des Positivismus.** Sein Leben und seine Lehre". Gr. 8°. (VII u. 144 S.) M. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Ludwig Feuerbach.

Sein Wirken und seine Zeitgenossen

mit Benutzung ungedruckten Materials dargestellt von

Wilhelm Bolin.

Oktav. 366 Seiten. Preis geh. M. 6. —

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Now Ready. FIRST NUMBER OF August 1891.

"THE TAUCHNITZ MAGAZINE"

AN ENGLISH MONTHLY MISCELLANY FOR CONTINENTAL READERS.

Price 50 Pfennig or 65 Centimes.

Sold by all Booksellers and Railway Libraries throughout the Continent.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die sittliche Weltordnung.

Von

Moriz Carriere.

Zweite erweiterte Auflage.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

(Bildet auch den 13. Band von Carriere's Gesammelten Werken.)

Der berühmte Verfasser gibt in diesem Werke, von dem eine zweite Auflage nöthig geworden ist, die wissenschaftliche Entwickelung der seinen weit verbreiteten Schriften über Kunst, Religion und Geschichte zu Grunde liegenden Ideen. Er geht dabei nicht von Abstractionen und Voraussetzungen, sondern vom vollen blühenden Leben aus, welches er zu verstehen und dessen Princip er so zu erfassen sucht, daß es den Thatsachen der Wirklichkeit, dem Mechanismus der Natur wie der Freiheit des Geistes gewachsen ist und für jeden Wahrheitsuchenden die Kluft zwischen Glauben und Wissen überbrückt. Die zweite Auflage ist wesentlich erweitert, namentlich auch durch Bezugnahme auf die neuesten Schriften zur Ethik. Die klaren fesselnden Ausführungen des Verfassers sind nicht nur für Philosophen und Theologen, sondern auch für jeden gebildeten Laien von größtem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1891. Achtes Heft.

Inhalt: Aus dem Leben eines Einsamen. Erzählung von A. von der Lahn. (Schluß.) — Rußland und Finland. — Zur Bodenbesitzreform. Von Ottomar Beta. — Die Umgebung von Salzburg im Winter. Von Bartholomäus von Werner. — Das staatsrechtliche Verhältniß der deutschen Schutzgebiete zum Reiche. Von Adolf Fleischmann in München. — China am Scheidewege. Von Gustav Krenke. — Todtenschau.

„Unsere Zeit" erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.



Zu haben in den meisten durch unsere Plakate kenntlichen Apotheken, Conditoreien, Colonialwaaren-, Delicatess-, Drogen- und Spezial-Geschäften.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Im Innern Afrikas.

Die Erforschung des Kassai während der Jahre 1883, 1884 und 1885.

Von

Hermann von Wißmann,

Ludwig Wolf, Curt von François, Hans Mueller.

Dritte verbesserte Auflage.

Mit einem Titelbild, über 100 Abbildungen und 3 Karten.

8. Geh. 12 M. Geb. 14 M.

„Eines der inhaltreichsten und anregendsten Bücher der deutschen Afrikaliteratur." Prof. Dr. Ratzel.

Reichscommissar Major von Wißmann hat die vorliegende Auflage mit einem interessanten Vorwort eingeführt.

(Mit einer Beilage der **Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigentheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 13. August 1891.

Neue Lyrik und Epik.

1. Trutznachtigall. Von Karl Henckell. Stuttgart, J. H. W. Dietz. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Zu keiner Zeit haben die Lyriker es sich nehmen lassen, markig und fest, preisend oder verurtheilend, das Wesen einer zeitgeschichtlichen Erscheinung in Liedern auszudrücken. Ich meine nicht jene großen Scharen der sogenannten politischen Dichter, welche ihre Muse zu Dienstleistungen einer Partei, die mit dem Tage kommt und geht, herabwürdigten, sondern jene wenigen unsterblichen, welche Wesenheit von Verwesung unterscheidend, auf die Dauer im Wechsel, auf die unveräußerlichen Güter der Menschen begeistert und begeisternd hinwiesen. Auf deutscher Erde ist allen voran Walther von der Vogelweide zu nennen und Klopstock darf nicht vergessen werden. Sie haben die Zeit mit ihren Schäden und Schwären begriffen und, reiner Vaterlandsliebe voll, die Saiten ihrer Leier gestimmt, um in edelm Zorne das Unrecht zu brandmarken und das Recht, die gute Sitte, alles Schöne, was das arme Erdengeschlecht sein eigen nennt, zu vertheidigen gegen Glimpf und Schimpf. In diesem Sinne war auch ihre Muse, was diese Schöne immer war und ist: conservativ, bewahrend, behütend, nicht im Dienste einer Partei, sondern unmittelbar im Dienste der Menschheit stehend. Ein politischer Lyriker ist unter den Modernen vorzüglich Karl Henckell, nicht in der landläufigen, sondern in jener höhern Bedeutung. Freilich ist er weniger Poet als Frondeur. Vieles gefällt ihm nicht in der bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung; er will vieles anders haben, besser und gerechter. Er hat besonders einen ungezügelten Drang nach dem, was man gemeinhin Freiheit nennt, und fordert sie ungestümen Herzens, ein lyrischer Sansculotte. Er fordert sie nicht immer in poetischen Worten und Versen, er ist oft in seinen Bildern und Vergleichen tollkühn, in seinen sprachlichen Neubildungen geschmacklos; aber es ist ihm ernst mit seinen Gefühlen, in seiner Brust flattert die Oriflamme der Begeisterung für Menschenrecht und Menschenwürde, und gegen ihre Bedränger ist er voll reinen Hasses. Darum ist uns Karl Henckell vom Anbeginne seines Wirkens an sympathisch und darum sei ihm die Ehre, die ihm gebührt.

Das vorliegende Buch enthält ein phantastisch-romantisches Festspiel, „Glühende Gipfel" genannt, in welchem als Hauptpersonen ein Dichter, ein Arbeiter und mehrere allegorische Figuren, ein Sorgensatan, Freude, Schmerz, auftreten, ähnlich wie in den unübertrefflichen, sinnigen, melancholisch-naiven Volksstücken Ferdinand Raimund's. Freilich so harmlos, so kindlich, so ganz aufgehend in dem schönen Spiele der Phantasie wie dieser ist Henckell nicht. Er hat eine haarscharfe sociale Tendenz. Der Dichter schreibt nicht allein mit Tinte, sondern mit „Blut und Blei". Er sagt von sich:

> Ich bin ein deutscher Socialist,
> Von einem neuen Geist entbrannt.
> Die Welt, die keine Grenze mißt,
> Die Menschheit ist mein Vaterland.

Er begeistert den Arbeiter für seine Ideen, für den Freistaat der Zukunft, in welchem der Reiche den Armen nicht mehr brandschatzt, für jenen idealen Staat, welcher von Plato bis Bellamy tausenden von Herzen als verheißungsvoller Stern vorgeschwebt hat. Der Dichter, von Freude und Schmerz begleitet, weiß eindringlich zu sprechen. Der Arbeiter versteht ihn:

> Zur Arbeit allesammt berufen,
> Und alle Menschen zum Genuß,
> Glückschimmernder Erkenntniß Stufen
> Erobern wir nach Schicksalsschluß.
>
> Nicht mehr in feuchten Höhlen kauern
> Soll ein verhungerndes Geschlecht,
> Nicht mehr auf Gunst und Gnade lauern
> Soll der gequälte Löhnerknecht.

Nicht soll die eis'ge Noth verletzen
Der zarten Kinder knospend Heil,
Nicht werden Kinder mehr zu Metzen,
Dem goldnen Wollustmolche feil.

Auch die Widerstrebenden werden besiegt. Der Sorgensatan macht Witze; die Arbeitergruppen der Vergangenheit und Gegenwart mit ihren Führern Gildemeister und Ringkönig schließen sich dem Zukunftsreigen an und erwarten den Tag der Erlösung, während sich hoch oben auf den Bergen — die Vorgänge tragen sich in der Schweiz zu — das reinste, tiefste Alpenglühen zeigt.

Wir sagen aus vollem Herzen Amen! Freilich was der Dichter in der begeisterten Stunde, die millionenmal mehr werth ist als der Bettel naturalistischer Krämererfahrung, träumt und schafft, es wird niemals ganz und voll zur Verwirklichung gelangen. In sein zartes Gewebe greift der rauhe Sturm der Welt. Seine Ideale zertrümmern an Menschenschlechtigkeit, Menschenwahn und Menschendummheit von beiden Seiten. Aber er muß sie dennoch hegen diese Ideale, muß ein Prometheus sein, der das Licht bringt. Andererseits wird manches, vieles sogar von den berechtigten socialen Forderungen unserer Zeit in Erfüllung gehen. Ein weltgeschichtlicher Gedanke wird niemals umsonst geboren. Der weltgeschichtliche Gedanke: einen Ausgleich zu schaffen zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, ist gottlob vorhanden und er wird nicht wieder vertilgt werden.

Die lyrischen Stücke, die Henckell's Buch enthält, sind nur theilweise ansprechend — mehr Spreu als Weizen. Aber der Dichter ist ein Sturmgeist; es soll uns nicht verdrießen, wenn er auch dürre Blätter herumwirbelt.

2. Drei Weiber. Von Wilhelm Arent. Mit einer Einführung. Zürich, Verlags-Magazin. 1891. 12. 1 M.
3. Aus dem Großstadtbrodem. Von Wilhelm Arent. Mit einem Geleitswort von L. von Prager. Zürich, Verlags-Magazin. 1891. 12. 2 M. 40 Pf.

Arent ist ein echter, ursprünglicher Lyriker, der sein schönes Talent leider in Spielereien und Reimereien verzettelt. Er dichtet leicht und darum viel und glaubt, alles, was er dichtet, drucken lassen zu müssen. Er hat keine Selbstkritik, keine Werthbestimmung für gut und schlecht. So sind denn die genannten Bücher mit einem Ballast angefüllt, der weder dem Verfasser noch seinen Lesern Freude machen wird. Vieles ist platte Prosa. So wenn es gleich im „Prolog" heißt:

Ja, ich verbanne mich
In Amerikas Hochwaldprairien,
An des Missisippi Riesenflut! . . .
Wenn dann
Schwarmweis' oft die wilden Schwäne ziehen:
Dann, dann seh' ich Deutschlands Rebenglut!
Und wie Schutz in wildem Handgemenge
Mit Indianervolk, in Räubernoth,
In des Todes fürchterlicher Enge:
Flammt mir dann der Freiheit Morgenroth.

Das ist weder schön noch sinnig. Es ist in dem Buche häufig von den Armen die Rede. Aber das Herzergreifende, welches die ältern deutschen Dichter diesem Gegenstande abzugewinnen vermochten, fehlt. Das einzige Gedicht Chamisso's „Die alte Waschfrau" wiegt schwerer als ganze Bände derartiger moderner Sachen. So etwas zu sagen, gilt freilich als reactionär; aber es ist ein wahrer Segen, reactionär zu sein. Die sinnliche Liebe spielt bei Arent ebenfalls eine große Rolle. Er hat früher erotische Lieder gedichtet, die von wahrhafter Schönheit sind und neben dem Besten auf diesem Gebiete bestehen können; es ist ihm hierin vielleicht kein moderner Lyriker ebenbürtig, jene sogenannten „Naturalisten" gewiß nicht, jene aufgebauschten Versfexe, welche Liebe mit thierischer Brunst verwechseln und mit einer dem deutschen Geiste fremden Zucht- und Schamlosigkeit das Geschlechtsleben mit Ekstase und Schwulst aufdecken. . . . Ist auch Arent mitunter zu weit gegangen, seine Leidenschaft war poetisch im Ausdruck, war mit Anmuth und Innigkeit vereinigt. Diese guten Eigenschaften fehlen ihm auch in dem vorliegenden Buche nicht, aber sie sind seltener geworden. Er negirt sich selbst, an Stelle der Ursprünglichkeit ist „Mache" und Affectirtheit getreten. Gedichte wie das folgende überwiegen:

Der Wollust Flammenrosen
Wie brünst'ge Tiger kosen
Auf weichem Pfühl . . .
Und Faltern gleich den losen,
Der Sehnsucht Duftmimosen
Der Sklavin Leib umblühen! . . .
Nun strömen heiße Fluten
In wilden Lustminuten
Zum kranken Herzen hin.
In blut'ger Bisse Gluten
Der Leib will still verbluten,
Im Arm der Königin! . . .

Wilhelm Arent, es hat schon einmal einen Lohenstein und Hofmann von Hofmannswaldau gegeben! Das Uebel besteht darin, daß er, von falschen Theorien verführt, um jeden Preis „modern" sein will. Modern, d. h. im Herzen seiner Zeit wurzelnd, war noch jeder rechtschaffene Dichter; aber er war zugleich poetisch, er suchte das Schöne auf Erden wie seine tägliche Nahrung. Denn die Schönheit ist die ureigene, ewige Aufgabe der Kunst und ihr Zweck besteht darin, durch die Schönheit das unaussprechliche Leid des Lebens zu überwinden. Das ist keine neue Entdeckung; doch können in unserer Zeit des ästhetischen Schwulstes und Wirrwarrs alte goldene Wahrheiten nicht oft genug wiederholt werden. Wir hoffen zuversichtlich, daß Arent sich selbst und sein Talent wiederfinden und das „Moderne" nicht in einem Sammelsurium alles Verwerflichen in unserer Zeit sehen werde.

4. Nicht rasten und nicht rosten! Jahrbuch des Scheffel-Bundes in Oesterreich für 1891. Geleitet von Franz Pomezny. Wien, Hartleben. 1891. 8. 2 M.

Die Schriftstellergesellschaft dieses Buchs ist gemischt; aber welche Gesellschaft ist es nicht? Wir wollen uns

durch unbedeutende Sachen die Lust nicht verderben lassen und uns an die gelungenen halten. Ebner-Eschenbach's und Groller's Aphorismen sind treffend, die Erinnerung der Friederike Goßmann an den unglücklichen Johann Orth, den freiwillig herabgestiegenen Erzherzog von Oesterreich, ist pietätvoll. Grasberger steuerte eine reizende Erzählung bei und Guido List's Weihnachtsgeschichte „Cotwich“ ist in der fesselnden und gründlichen Weise geschrieben, mit der der geschätzte Verfasser die deutsche Vergangenheit bald poetisch, bald wissenschaftlich zu behandeln weiß. Josephine von Knorr, eine der besten unter Oesterreichs Dichterfrauen, ist in ihren Gedichten feinsinnig wie immer. Weiter blätternd und lesend, fanden wir in dem Buche noch allerlei Ansprechendes, das dem Andenken des sprachgewaltigen Dichters des „Ekkehard“ gewidmet ist.

5. Funken. Gedichte von Konrad Nies. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1891. 8. 2 M.

Konrad Nies — ein Name, der mir zum ersten mal begegnet und den ich nicht mehr vergessen werde, denn es ist der Name eines echten Dichters. Warme und volle Töne zittern und grollen aus seinen Poesien; er ist ein Dichter nach kräftiger, alter, deutscher Art, der singt, wie ihm ums Herz ist, unbekümmert um andere, ohne Bedacht auf Geschmack und Mode, der singt von Lust und Leid, das kommt und geht in ewigem Wechsel, wie Tag und Nacht, wie Sommer und Winter, wie Leben und Tod. Er ist persönlich, ganz er selbst, darum schiert es uns wenig, wenn sich hin und wieder Anklänge an große, alte Muster finden. Mit einer schweren Zweifelfrage hebt er an:

Ein neues Buch!? — Was soll der Welt dein Sang?
Was mächt'gen Drangs die Seele dir bezwungen,
Empfunden ward's von Größ'ren und gesungen;
Was soll des Alten neuer Wiederklang?

Aber:

Was wahr, darf kühn der Flug zur Höhe wagen!

Ja, es darf. Und Konrad Nies ist wahr in der Empfindung, stark in seinem Lieben und Zürnen, beseelt im Ausdruck, rein in Versen und Bildern. Schon die Bescheidenheit, die in der citirten Strophe liegt, thut wohl. Ein moderner Dichter, der nicht heute über Goethe die Nase rümpft und morgen über Grillparzer oder Keller eine anmaßende Dummheit sagt, ist wahrhaftig ein weißer Rabe. Nies hat es nicht nothwendig, denn er kann selbst etwas. Gleich die Widmung an die Mutter ist ein gültiger Beweis:

Meerentrückt, in blauer Ferne schwand
Meiner Jugend sagenschönes Land.

Was im Lenz das Leben mir verhieß,
Spärlich nur die Welt mich finden ließ.

Duft und Blüten weben mir ums Haupt;
Schutt und Kehricht mir den Fuß bestaubt.

Noch bannt Sonnenglanz die Dämmrung fahl,
Doch im Nebel löscht schon Strahl um Strahl.

Jede Glut zuletzt in Rauch verweht;
Freundschaft auch und Liebe kommt und geht.

Eins nur bleibt, das nimmermehr verloht:
„Mutterliebe“ überlebt den Tod.

Trüben Satz am Grund birgt jeder Quell:
Mutterlieb' quillt ewig sonnenhell.

Und zurück zu ihr flieht heimatwärts
Aus dem Staub der Welt das müde Herz.

Was gesungen es in Lust und Leid,
Treuer Mutterliebe sei's geweiht!

Auch in Nies' Gedichten — „Funken“, die zünden — pulst der Schlag des sterbenden Jahrhunderts; auch er ist ein Bürger unserer Zeit und sieht hoffnungsvoll einer bessern Zukunft entgegen; aber er schreit nicht, wie es zahlreiche „Modernste“ thun: ich bin ein Moderner, ein Kämpfer, ein todesmüder Fechter, ein geierzerhackter Prometheus! Er wirft nicht, bombastisch sich aufblähend, mit modernen Phrasen, Schlagworten und ähnlichen Windbeuteleien um sich; nein, er denkt und empfindet und dichtet. Er ist nicht, wie unsere jammerseligen Jüngsten und Grünsten, die noch nichts erlebt haben und doch ungeheuer blasirt thun, die sich ihre Stoffe, weil die eigene Brust hohl ist, aus eklen Nachtcafés holen und, weil sie von allen Musen und Grazien verlassen sind, sich feile Dirnen als Musen erkaufen. Nein; auch er steht, wie jeder tapfere Mann, im Kampfe der Zeit und singt:

Wir suchen mit brennenden Seelen
Erlösung aus tosendem Streit,
Und ob wir auch irren und fehlen
Wir dienen in Treue der Zeit.

Aber die Wortprahler, die mit dem unverstandenen Begriffe Freiheit herumwerfen, wie Kinder mit einem Federballe, weiß er scharf zu züchtigen:

Sie wähnen, Frührothschimmer
Führ' sie zum Tag empor,
Indessen Irrlichtflimmer
Herab sie zieht ins Moor.

Ins Moor — ihm steht der Himmel näher. Er schwingt sich mit den Lerchen auf und trillert. Aber er vergißt der Erde nicht und ihres Elends. So ruft er einer Gefallenen in die schwarze Grube hinunter:

Und keiner weiß, daß hier ein Herz begraben,
Das einst, an hohen Idealen reich,
Dem Schönen schlug unendlich liebeweich.

Mit einem edeln Sonett wird des todten Robert Hamerling gedacht. Darin nennt er ihn einen „Unversöhnten“. Das war Hamerling gewiß nicht. Schwer krank, sagte er einmal, bald nach dem Erscheinen der köstlichen Satire „Homunculus“ zu dem Schreiber dieser Zeilen: „Da rufen sie: wie verbittert, wie zerfallen mit sich und der Welt muß dieser Hamerling sein. Ich bin es nicht. Bitte, sagen Sie es den Leuten.“

Aus Amerika bringt Konrad Nies lebendige Farben, und alte Sagen gestaltet er liebenswürdig und anmuthig. Er kennt und achtet die poetischen Schätze der Volksüber-

lieferung und versteht sie zu heben. Das ist Dichterpflicht. Besteht des Dichters Aufgabe doch großentheils darin, die Sagen und Mären vor der Verderbniß zu behüten, sie umzudichten und mit dem Stempel seines Geistes und des Geistes seiner Zeit zu versehen. Er ist viel mehr Finder als Erfinder. Daß die innern Vorzüge der vorliegenden Gedichte auch äußere (formelle) mit sich bringen, versteht sich eigentlich von selbst. Bewegt ist der Rhythmus, rein das Metrum, fest gefügt sind die Strophen mit ihren Reimen und Klängen. Wir wünschen dem Verfasser Glück, d. h. keinen Platz auf Golgatha neben den Kreuzen seiner Vorgänger.

6. Der Student von Padua. Die Promotion. Eine gute Haut. Von Arnaldo Fusinato. Deutsch von Friedrich Adler. Autorisirte Uebersetzung. (Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes, Nr. 510.) Halle a. S., O. Hendel. 1891. 8. 25 Pf.

Fusinato ist ein italienischer Dichter, dessen Thätigkeit in die vierziger, funfziger und sechziger Jahre fällt. Seine humoristischen, satirischen und politischen Gedichte erfreuten sich in seinem Vaterlande großer Beliebtheit und werden auch jetzt, nach seinem Tode, noch gelesen. Das vorliegende Heftchen enthält einige seiner Stücke, von Friedrich Adler in ein gutes Deutsch übertragen, unter denen das größte der „Student von Padua“ ist. Mit harmlosem Humor wird der allgemeine Typus eines Studenten entworfen. Die Definition lautet: „Student ist einer, welcher nicht studirt.“ Alles verläuft auf das fröhlichste und gemüthlichste. Man gönnt der muntern Jugend ihre Sorglosigkeit und Freude und freut sich mit ihr.

7. Ums höchste Gut. Eine erzählende Dichtung von Helene Lantzius-Beninga. Varel, Aequistapace. 1891. 8. 1 M. 80 Pf.

Die Verfasserin entrollt Bilder aus jener gewaltigen Zeit, als Herzog Alba in den Niederlanden eine drückende Gewaltherrschaft ausübte und sich die Bevölkerung mit Löwenwuth ihr widersetzte. Der wichtigste Schauplatz der Dichtung ist Emden in Ostfriesland, dessen verrätherischer Herzog es mit dem Spanier hielt. Der Held der Begebenheiten ist Treslong, der, im Dienste Oraniens stehend, für sein Vaterland und die Lehre Calvin's an der Spitze der Wassergeusen kämpfte. Von Ostfrieslands Grafen Edzard gefangen und zum Tode verurtheilt, wird er auf die Bitte eines Mädchens, Namens Algunde Beninga, ihn ihr zum Ehemanne zu geben, nach uraltem Rechtsbrauche zum Leben begnadigt. Hierauf erobert Treslong seine Vaterstadt, die niederländische Festung Briel, und befreit endlich Emden von der Schmach, an die Spanier verhandelt zu werden. Alle diese blutigen Ereignisse, durch freundliche und friedliche Liebesepisoden unterbrochen, werden sachkundig und in wohlklingenden Versen besungen. Es sind erhabene Beispiele der Treue, des Muthes, der Vaterlandsliebe, welche die Verfasserin begeistert vorführt. Ihr Ausdruck hat Farbe und Leben. Auch für das gemüthliche Kleinleben, wie es bekanntlich in jedem unserer berühmten Epen eine Rolle spielt, hat sie Sinn, ohne kleinlich zu werden und ihr episches Hauptziel, Kampf, Noth und Tod vorzuführen, aus dem Auge zu verlieren. Die Versmaße wechseln. Folgende Strophen mögen als sprachliche Probe dienen:

Süßer Lenzhauch streift die Lande
Schmückt sie neu mit jungem Grün,
Sprengt der Knospen zarte Bande
Und läßt Flur und Hain erblühn.

Aber nicht zu frohen Tagen
Kehren Lenz und Sommer ein:
Schwarzer Wolken Schatten jagen
Durch den hellen Sonnenschein.

Denn es nahn die wilden Reiter,
Pest und Hunger, Krieg und Tod;
Weh! der Ruf der grimmen Streiter
Grausenvoll der Menschheit droht!

Aus des Sommers dumpfer Schwüle
Kriecht der Seuchen zahllos Heer,
Und des Herbststurms feuchte Kühle
Schreckt empor das wilde Meer.

Hunger naht mit Geierschwingen,
Schlägt die scharfen Krallen ein;
Und im Bruderzwiste ringen
Wild im Hasse die Partei'n.

8. Stirb und werde! Dichtung von Adolf Brieger. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1891. 8. 2 M.

Ein schöner, traurig schöner Liebesroman in Gedichten. Konrad liebt Irene, seine Base, das Weib seines Freundes. In des Gatten Abwesenheit leben sie tändelnd und scherzend dahin, wie Kinder. In reizenden Versen schildert der Verfasser dies traumhafte, ahnungsvolle Glück; es ist, als ob man Amor und Psyche selbst kichern hörte — Schalkhaftigkeit und Anmuth gehen Hand in Hand. Ihre Liebe ist rein. Sie hält die Pflicht, ihn ein kräftiger Manneswille aufrecht. Der Gatte kehrt heim, Eifersucht erwacht in ihm; Konrad, tief verwundet, flieht das Haus. Nach einer Weile schreibt ihm der Freund, daß er ihm Unrecht gethan und daß er wiederkommen möge. Irene aber, die das Gleichgewicht ihrer Seele gefunden, warnt und räth zum Fernebleiben:

Und mußt nicht du auch erst gesunden
Von schicksalsvoller Leidenschaft? —
So bleibe fern, bis du gefunden
Der Glücksentsagung Heldenkraft!

Entsagung — ein furchtbares Wort! Konrad liest es:

Ich las es frostdurchschauernd, ungerührt
Von ihrer Thränen Spuren auf dem Blatt.
Mir war die Kehle qualvoll zugeschnürt,
Und meinen Geist trieb um ein wirbelnd Rad.

Er ist ein lebensvoller Mann, jung und begehrlich. So kommt er denn nach Wien und stürzt sich in den Strom der Welt:

Ich grüße dich, du schönes Wien!
Magst mich „Tannhäuser" grüßen.
Ich wollt', ich Thor, der Welt entfliehn;
Jetzt will die Buß' ich büßen.

Nun soll in flutenden Genuß
Mein müdes Leben münden! —
So gib mir deinen Weihekuß,
Mich selig zu entzünden.

Und kann ich nur Vergessenheit
Aus deiner Schale trinken,
So will ich ohne Herzeleid
Ertrinken und versinken.

Karin, ein schönes, üppiges, pikantes Weib, eine Seelenlose, lernt er kennen — sie ist für sein zerstörtes Innenleben gerade recht. In seines Begehrens Lust und Glut heirathet er Karin und schwelgt mit ihr im „Entzücken hochzeitlicher Stunden". Die Ernüchterung folgt dem Sinnenrausche. An seinem träumerischen Hinbrüten merkt sie, daß sein Herz einem andern Weibe gehöre. Der Dämon erwacht in ihr, das Eheunglück beginnt, er verläßt sein kaltes Heim. In der Ferne erfährt er, daß Karin mit einem Modegecken im Ehebruche lebe. Er erscheint vor den beiden, entdeckt sie in der Sünde. Zuerst will er den Verführer, dann sich erschießen. Er thut keins von beiden. Hat er ein Recht dazu? Hat er nicht Karin gefreit in der Liebe zu Irene? Hat er nicht auch die Treue gebrochen, wenn nicht physisch, so doch tausendmal in Gedanken? Wieder flieht er und lebt dahin in seinem Gemüthselend. Karin treibt es toll und toller und verfällt dem Wahnsinne. Irene aber ist mit ihrem Gatten wirklich glücklich geworden, ein Kind hat ihre Herzen in Liebe und Treue vereinigt. Konrad sucht und findet in der Arbeit Trost und im Glücke jener Eheleute:

Nein, ich kann nicht elend werden,
Da das Glück sich euch ergibt
Euch, die auf der ganzen Erden
Als die Einz'gen ihr mich liebt.

Frucht bringt deines Gatten Streben,
Segen thaut auf all sein Thun.
Und daheim ein wonnig Leben,
Rein Genießen, selig Ruhn.

Nun der erste Glanz der Liebe
Aus des Kindleins Augen bricht,
Rührt das laute Weltgetriebe
Eure stillen Seelen nicht.

Nun ein Hauch des Geists im Worte
Von den zarten Lippen fließt,
Ist's, als ob der Dinge Pforte
Sich euch selbst auch neu erschließt.

Gern beschwör' ich Engelscharen
Hoch in frommen Wahn entrückt,
Daß sie möchten euch bewahren,
Was so innig euch beglückt.

Plötzlich wird dieser Friede durch ein Unglück gestört: Irenens Gatte stirbt. Alte Wünsche werden in Konrad lebendig, vernarbte Wunden wieder aufgerissen. Er wirbt um die Freundin, und sie sagt nicht nein, wissend, daß sie im Sinne des Todten handle. Die wahnsinnige Karin aber, von der Liebe ihres ehemaligen Mannes in Kenntniß gesetzt, kommt auf Irenens Gut; im Garten trifft sie Mutter und Kind; schon ist sie, von der Raserei der Eifersucht und des Hasses besessen, bereit, das Kind zu tödten, als Konrad als Retter herbeieilt und nun selbst von Karin die Todeswunde empfängt. Die Tragödie ist zu Ende. Irene lebt fort in „lebenslangem Leid".

Diese Inhaltsangabe besagt wenig. Man muß die Dichtung lesen, um sich ihres Reizes und Werthes bewußt zu werden. Sie ist prickelnd ohne Frivolität, wahr ohne naturalistischen Wahrheitsprunk, schön ohne Süßholzraspelei, stimmungsvoll ohne gezierte Stimmungsmacherei. Der Scherz und der Ernst, die Zartheit und die Leidenschaftlichkeit der Sprache verdient alles Lob. „Stirb und werde" — der tiefe Sinn ist der: du mußt Schuld und Leid der Welt hinter dir haben, um zu einem reinen Sein aufzuerstehen. Das ist die uralte, trostreiche Weisheit des Christenthums.

Fritz Lemmermayer.

Aus der Fremde.

1. Physiologie der modernen Liebe. Von Paul Bourget. Nachgelassene Fragmente eines Werks von Claude Larcher, gesammelt und herausgegeben von seinem Testamentsvollstrecker. Einzig autorisirte Uebersetzung von Ottmar Dittrich. Budapest, Grimm. 1891. 8. 3 M.
2. Lügen. Roman von Paul Bourget. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von A. Hauny. Budapest, Grimm. 1891. 8. 3 M.
3. Hunger. Roman von Knut Hamsun. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. von Borch. (Nordische Bibliothek, Bd. 17.) Berlin, S. Fischer. 1891. 8. 3 M.
4. Der Pflegling der goldenen Pforte. Roman von Bret Harte. Deutsch von Paul Heichen. Halle a. S., O. Hendel. (Bibliothek der Gesammtliteratur, Nr. 483. 484.) 1891. 8. 50 Pf.

In dem zweiten der von Paul Bourget oben aufgezählten Bücher schließt die kurze Vorrede folgendermaßen:

Und so hoffe ich denn mit Zuversicht, daß dieser hochinteressante Roman in der deutschen Uebersetzung dem berühmten Autor endlich auch über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus allgemeine Verbreitung, gesteigerte Anerkennung erringen wird.

Bei Gelegenheit der deutsch-französischen Auseinandersetzungen jüngster Zeit hat ein zugleich geistreicher und ernster Mitarbeiter des pariser „Figaro" versucht, die innern tiefern Gründe darzulegen, warum die Deutschen und Franzosen sich nicht verstehen und, nach seiner Meinung, nie verstehen werden: einfach weil sie in allem Wesent-

lichen verschieden empfinden, grundverschieden. Der Mann des „Figaro" spricht dabei überraschende Wahrheiten aus. Er hat tief beobachtet, und er erhärtet seinen Hauptsatz an höchst belehrenden Beispielen. Ein solches steckt auch in dem angeführten Vorrede-Schlusse. Während dem Franzosen, wie den Alten, alles Fremde gleichbedeutend ist mit Feindlich, dem er nur mit einem mistrauischen Qui vive! das Gewehr in der Hand entgegentritt und das er höchstens gelten läßt, wenn es sich vorher auf Gnade oder Ungnade ergibt, sieht der Deutsche im Fremden kaum etwas Fremdes, streckt jedem biedermeierlich seine Tatze entgegen und gibt seinen Kuß der ganzen Welt.

Dies wollten wir wieder einmal feststellen. Wie weit der Deutsche damit kommt, wird ja die Weltgeschichte lehren, oder hat sie es zum Theile vielleicht schon gelehrt?

Der Bourget-Uebersetzer aber kommt mit seinem gutherzigen Wunsche der Weltgeschichte hintennach gehinkt; denn Paul Bourget ist heute in Deutschland zwar nicht so bekannt wie Zola, aber doch bekannter als etwa Friedrich Nietzsche, von dessen Vaterland China es aber auch ein bischen weit ist bis zum Mutterlande der Frau Heimburg. . . .

Von der „Physiologie der modernen Liebe" (Nr. 1) besonders ist bei ihrem Erscheinen fast in allen deutschen Blättern für Literatur und in sehr vielen Feuilletons großes Aufsehen gemacht worden, namentlich auch in solchen Zeitungen, die nie Raum und Zeit haben für ein deutsches Buch. Die deutschen Bücher sind aber auch nicht so interessant. Natürlich!

Interessant ist die „Physiologie" von Bourget in der That, auch im guten Sinne. Sie enthält viel fein Beobachtetes und viel scharf Gedachtes, daneben Geistreiches in Masse selbstverständlich.

Am interessantesten ist sie mir als Document der Völkerpsychologie. Das Buch ist in dieser Hinsicht ebenfalls ein schlagender Beweis für den Grundgedanken des oben angeführten Figaro-Artikels, ein Beweis für die Wahrheit, daß Deutsche und Franzosen auch in der Liebe, wie in allem Wesentlichen, grundverschieden empfinden und — noch grundverschiedener darüber schreiben, schreiben müssen. Dies sollten besonders alle Franzosennachahmer ernstlich bedenken, umsomehr, da dieselben ja ohnedies, in seltsamstem Widerspruche, überzeugt sind von der Unnachahmlichkeit derjenigen, die sie nachahmen.

Und Bourget ist vielleicht unter allen heutigen französischen Schriftstellern der französischste — wie Zola, nebenbei bemerkt, der am wenigsten französische ist, merkwürdigerweise. Wenn man nach einer Formel sucht, welche, vom Technischen abgesehen, die psychologische Verschiedenheit des deutschen und französischen Schriftstellers am erschöpfendsten ausdrückt, so erschöpfend und so genau, als eben eine Formel es im Stande ist, so muß man darauf kommen: es ist der Gegensatz des Männlichen und Weiblichen. Der französische Schriftsteller ist weiblich im Vergleiche zum deutschen. Dies bewahrheitet sich schon materiell durch die auffallende, alles zurückdrängende Wichtigkeit der Geschlechtsfrage im französischen Schriftsteller. Aber auch im formalen Sinne bestätigt sich die Formel; denn in dieser Hinsicht ist, neben der gefälligen Leichtigkeit, Geschmeidigkeit, Anmuth und Schönheit des Stils, nichts charakteristischer für den französischen Schriftsteller als seine Abneigung gegen allzu strenge, sachliche Logik und Stetigkeit des Denkens, seine Schwäche für Widersprüche, besonders geistreiche, sein Entsetzen vor allzu gründlichen Auseinandersetzungen, seine Unbekümmertheit hinsichtlich zu weitgehender, unerwiesener Behauptungen, seine Vorliebe zum Plaudern im Gegensatze zum Redehalten, seine Meisterschaft, an den Dingen immer nur die Seite zu sehen, die er gerade sehen will, und nicht zum wenigsten seine unbegrenzte, bis zur Frivolität gehende Gefallsucht.

Mit diesen Zügen ist der französische Schriftsteller im allgemeinen und Paul Bourget im besondern in Umrissen gezeichnet. Wäre die individuelle Schattirung und Färbung zu ergänzen: eine eigenartige Mischung altfranzösischer Leichtfertigkeit mit modernem Pessimismus und eine stellenweise bis zur Pedanterie gehende Spitzfindigkeit in psychologischen Fragen. Und demgemäß hat sein Buch verschiedene sich widersprechende Eigenschaften: es ist leichtfüßig, kurz angebunden und doch auch wieder pedantisch umständlich; es ist zugleich, nach Form und Inhalt, pikanter Roman und ernsthaftes Lehrbuch; es bietet neben den packendsten Farben, den glühendsten Scenen des Lebens die abstractesten Sätze, die spitzfindigsten Formeln; es ist frivol und zugleich fromm, beides mit Absicht, mit vollem Bewußtsein.

Was kann man mehr verlangen?

Das Merkwürdigste ist aber an dieser „Physiologie der modernen Liebe", daß ihr Verfasser sich vor nichts ängstlicher hütet, als uns seine Meinung über die Liebe zu verrathen. Man weiß oft nicht, will er sich über seinen Gegenstand oder über seine Leser lustig machen. Und dann, im Handumdrehen, sieht er wieder ganz ernsthaft aus. Die Ehe kommt als Möglichkeit eines Verhältnisses der Liebe im ganzen Buche nicht in Betracht. Gerade so wie mit seinem Urtheile über die Liebe verhält es sich mit dem über die Frauen: Bewunderung und Verachtung laufen darin fortwährend nebeneinander her. Es geht ihm hier wie in allen andern Stücken: indem er jetzt eine bestimmte Seite seines Gegenstandes im Auge hat, vergißt er alle andern. Es scheint ihm gar nicht darum zu thun zu sein, in einem gegebenen Augenblicke durch Zusammenfassung den Gegenstand einmal als Ganzes, in seiner vollen Rundung zu sehen. Er scheint mit Absicht „impressionistisch" zu verfahren.

Man hat auch deutscherseits diese „Physiologie der modernen Liebe" das Werk eines ernsten Geistes genannt; ich lasse dies dahingestellt, ich weiß aber eins: daß das, was wir Frivolität nennen, die wahre Seele des Werks

ist. Und Frivolität ist eine formale Eigenschaft. Sie beruht vorliegendenfalls in Folgendem: Wo gewisse Schriftsteller, deutsche vor allem, sagen würden: was die Welt, was die Kirche, was altmodische Moralisten Sünde nennen, ist gar keine Sünde, sondern Natur, und was sie Tugend nennen, ist gar keine Tugend, sondern Larifari — da sagt Bourget: Sünde ist zwar Sünde und bleibt Sünde und vor der Tugend muß man den Hut abziehen; aber damit ist es auch genug; denn die Sünde allein ist schön, die Sünde allein ist lustig, die Tugend aber ist häßlich und vor allem aber langweilig wie ein anglikanischer Sonntag; also daß jeder, der kein Dummkopf ist, es natürlich vorziehen wird, zu sündigen soviel er nur kann, „zu leben in Schönheit" und am Ende lustig zur Hölle zu fahren, als gleich von vornherein vor Langerweile zu verenden. Damit ist auch der Haupt- und Grundgedanke des ganzen Buchs ausgesprochen. Sehr ernst klingt vielleicht das folgende gesperrt gedruckte „Axiom" (XVIII):

Wenn die moderne Gesellschaft das Kunststück zu Stande gebracht hat, eine Frau durch das Theater und die Literatur, durch die Musik und die Unterhaltung, durch Beispiele und Rathschläge zu überzeugen, daß es für sie hienieden kein Glück gibt als die Liebe, legt sie es ihr durch die Stimme eines mit einer Schärpe umgürteten Herrn nahe, dieses einzige Glück zu opfern ... wem? Der Bequemlichkeit eines Mannes, der sich funfzehn Jahre mit Dirnen herumgetrieben hat; der Scheinheiligkeit eines Bundes von Frauen, von denen einige alle Freudenfeuer angezündet, die Mehrzahl bedauert hat, weder Freude noch Feuer zu besitzen; — alles, um dem Befehle eines Gesetzes gerecht zu werden, welches beim Weinglase von Gesetzgebern ausgearbeitet wurde, die eine Majorität von Gewissenlosen darstellen, und von denen neun unter zehn ihr Leben damit zugebracht haben, ihr Programm zu verleugnen. Das ist die Civilehe in ihrer ganzen Vornehmheit, die bis jetzt durch die kirchliche Trauung verunstaltet wird, die ihr nachfolgt. Aber es ist alle Aussicht vorhanden, daß diese Verunstaltung verschwinden wird.

Wenn man nur wüßte, was man damit anfangen soll. Und ebenso verhält es sich mit der folgenden Stelle der Vorrede, besonders mit deren Schluß:

Allerdings, ich kenne den Einwand.... Er ist in etwas würdigerer Form so gemacht worden: Von der Keuschheit muß man in keuschen Worten sprechen.... Und doch heißt es dem Künstler die Aufrichtigkeit untersagen, die auch ein mächtiger Vorzug eines Buchs ist, wenn man ihm den freien Gebrauch seines Griffels untersagt, unter dem Vorwande, daß verderbte Leser immer nur die Partien in seinem Werke aufsuchen werden, die ihren sinnlichen Genüssen entsprechen. Meine Meinung ist, daß man dieses Problem, wenn es sich darbietet, lösen muß, wie Napoleon die des Code zu lösen pflegte: er stellte sich, bevor er ein Gesetz machte, einen gewissen Bauer, einen Bürger, einen Edelmann vor, auf den dieses Gesetz Anwendung finden sollte; stellen wir uns einen unbefangenen Leser von fünfundzwanzig Jahren vor: was wird er von unserm Buche denken, wenn er es schließt? Wenn er nach der letzten Seite sich veranlaßt sieht, mit mehr Ernst an die moralischen Fragen des Lebens zu denken, so ist das Buch moralisch. Es ist Sache der Väter, Mütter und Gatten, die Lektüre desselben den Jünglingen, Mädchen und jungen Frauen zu verbieten, für welche auch ein medicinisches Werk ebenso gefährlich werden könnte. Diese Gefahr geht uns nichts mehr an. Wir haben nur, so weit es in unserer Macht steht, richtig zu denken, und das zu sagen, was wir denken. Ich für meinen Theil halte mich an das Wort, welches mir ein ehrwürdiger Priester sagte: „Man darf der Seele keinen Schaden zufügen", und bin sicher, daß ihr die Wahrheit nie einen zugefügt hat....

Ein Wort über die Frömmigkeit unsers Autors. Dieselbe scheint wirklich ernst gemeint zu sein; Bourget hat ja vor Jahren seinen „Disciple" nur zu dem Zwecke geschrieben, um den Atheismus zu widerlegen. Aber wenn sie auch noch so ernst gemeint ist, diese Frömmigkeit, etwas sehr seltsam sieht sie aus. Sie erklärt z. B. die Nachfolge Christi für einen der interessantesten psychologischen Romane der Weltliteratur. Und noch eigenthümlicher spricht sich ihre Natur an folgender kräftiger Stelle aus:

... Wenn ich nicht Katholik aus Ueberzeugung wäre, nun, so würde ich es aus Verachtung für diese traurige Zeit werden, um einen Balkon zu haben, von dem aus ich dieses Volk anspucken kann.

Der deutsche Leser darf aber hier Katholicismus ja nicht im Gegensatze zu Protestantismus ansehen; das Wort bedeutet bei einem Franzosen einfach Christenthum.

Diese Art Frömmigkeit, die indeß in ihrem letzten Grunde nichts weiter ist als das Bedürfniß, sich vom atheistisch gewordenen Pöbel soviel als möglich zu unterscheiden, tritt in den heutigen französischen Schriftstellern von Tag zu Tag deutlicher hervor. Nur ein derber Kerl, eine ungeheuere Kraft wie Zola, kann „dergleichen aristokratischen Sport" entbehren, wenigstens einstweilen noch.

Auf die grellen Widersprüche Bourget's in seiner Abschätzung der Moralwerthe und in seiner Beurtheilung socialer Zustände und ihrer moralischen Wirkungen will ich nicht eingehen; er gibt sie selber zu und entwaffnet damit die Kritik. Jedenfalls aber liefern sie den Beweis, daß, wie fast immer, so auch in Paul Bourget, der Pessimismus weniger eine Ueberzeugung als eine Stimmung ist.

Einige dieser Urtheile sind erwähnenswerth, weil sie zu charakteristisch sind, so das über die Töchtererziehung. Bourget findet die ältere, streng klösterliche Erziehung, welche das Mädchen ohne Lektüre und fast in gänzlicher Unwissenheit ließ, günstiger als die heutige, die ihm ein Greuel ist, also daß ihm die deutsche ein hundertfacher Greuel sein müßte.

Begreiflicher ist uns Deutschen Bourget's Pessimismus hinsichtlich der französischen Knabenerziehung, um so mehr, da diese Frage gegenwärtig sehr lebhaft angeregt ist. Leider fehlt es hier an Raum, sonst möchte ich die ausdrucksvollste Stelle folgen lassen, wenn auch nur, um zu zeigen, daß wir auch noch hie und da etwas haben, worum uns die Franzosen beneiden könnten, und dann auch zur Beherzigung für diejenigen, welche auch in Deutschland den Werth des häuslichen Einflusses auf die Erziehung falsch anschlagen und im Sinne einer viel zu geringen Würdigung desselben das Schulwesen reformiren möchten.

Von einheitlicherem Gepräge als die „Physiologie" ist der Roman „Lügen" (Nr. 2) — wovon jene die Fortsetzung sein soll —; er macht auch einen durchweg bessern

Eindruck; er steht als Kunstwerk unvergleichlich höher und ist unleugbar das Werk eines Meisters. Bourget zeigt in dem Buche sein bedeutendes Talent von seiner würdigsten Seite. Dasselbe ist nicht so urkräftig und gewaltig wie dasjenige Zola's, den Bourget als Meister verehrt; es ist aber dafür reich an ganz besondern Feinheiten. Vor allem ist sein Pessimismus gerechter als der Zola's. Sein Bild des Lebens entbehrt der Lichter nicht; seine Darstellung der Menschennatur wird allem, was in ihr liegt, in gleichem Maße gerecht. Bewunderungswürdig ist die Charakteristik des Schriftstellers Claude Larcher — dem Bourget später die „Physiologie der Liebe" zuschreibt —, einer genialen Natur mit den feinsten Eigenschaften des Geistes und Gemüths, die aber in der entwürdigendsten sinnlichen Leidenschaft immer mehr verkommt und einem sichern Untergange entgegengeht. Nicht weniger interessant und überzeugend erscheint in René Vincy, dem Helden, die feine Mischung von Unschuld der Seele und Schwächen des Charakters, von hohem reinen Dichterernste und weltlicher Eitelkeit. Im ganzen Buche ist nur die Heldin, diese Dirne in Gestalt einer Dame der großen Welt, ohne versöhnenden Zug; sie ist ganz Teufelin und noch dazu eine der gemeinen Art.

Die männlichen Hauptpersonen des Romans sind Dichter, und das Buch enthält, nebenbei, eine Darstellung des Verhältnisses der französischen Schriftstellerwelt zur Welt an sich, zur höhern Gesellschaft. Larcher spricht sich darüber einmal sehr pessimistisch aus. Vincy schwärmt für die Damen der großen Welt, die er nicht kennt:

„Wenn diese Weiber nur auch Seelen aus dem Stoffe ihrer Kleider hätten!" unterbrach ihn höhnend Claude.... „Ich bewundere Sie wirklich", setzte er hinzu; „glauben Sie denn zufällig, daß Sie zu jener Welt gehören werden, weil Frau Komof Sie empfängt, die selbst eine Fremde, deren Hôtel gemiethet ist und bei der Sie fünf oder sechs Neugierigen begegnen, die Ihnen sagen werden, daß sie jeden Tag vor Tisch empfangen? Sie werden in die Welt gehen, Sie werden es sogar oft thun, falls es Ihnen Spaß macht, Sie werden jedoch ebenso wenig als ich oder irgendein Künstler von Begabung zu derselben gerechnet werden, und zwar einfach aus dem Grunde, weil Sie nicht in ihr geboren sind, Ihre Familie derselben nicht angehört. Man wird Sie empfangen, Sie sogar auszeichnen, aber versuchen Sie es einmal aus ihrer Mitte eine Lebensgefährtin wählen zu wollen, und Sie werden schon sehen.... Doch ist dies eine Gnade, die ich Ihnen nur wünschen kann.... Denn, du lieber Himmel, wenn Sie die Frauen kennen würden, die Sie für so zart, fein und vornehm halten!... Nichts als sammt und sonders von Worth oder Laferrière angezogene — Albernheiten.... Kaum zehn unter ihnen, die einer aufrichtigen Regung fähig sind. Die Anständigsten noch diejenigen, welche einen Liebhaber aus Neigung nehmen. Wenn Sie dieselben zu seciren vermöchten, so fänden Sie an Stelle des Herzens die — Schneiderrechnung, in Ermangelung von Grundsätzen ein halb Dutzend — Vorurtheile, und endlich das krankhafte Bestreben, diese oder jene zu verdunkeln.... Wir beide aber hier in diesem Wagen sind wol auch recht blöde. Wir sind sozusagen begabte Männer, hätten daheim viel Arbeit zu thun und stehen statt dessen im Begriffe — Sie noch dazu in gespannter Erwartung — uns unter die Menge dieser sogenannten Damen von der Welt zu mischen!"...

Und ein Weltmann, der Baron Desforges äußert sich:

... Es ist einer der blödesten Gebräuche unserer Zeit, in der sogenannten Gesellschaft Schriftsteller aufzunehmen. Wir schädigen sie, indem wir ihnen die Zeit rauben, sie schaden uns, da sie uns lästern. Man hat mir kürzlich von der Tochter eines jener Herren, die ihrem Vater beim Verfassen seiner Werke behülflich ist, folgenden bezeichnenden Ausspruch erzählt: „Wir gehen niemals in die Welt, ohne mindestens zwei Seiten nützlicher Notizen mit heimzubringen." Mir ist der Geschmack, vor Phonographen zu reden, geradezu unbegreiflich, — noch dazu vor beschränkten Phonographen!...

Aber auch das Wesen der schriftstellerischen Kunst selber wird öfter berührt. Bourget hat davon hohe Begriffe; an einer Stelle liest man:

Sein Schwung machte sich nicht mehr in glücklichen Ausdrücken Luft. Der Grund hierfür war in verschiedenen Ursachen zu finden, eine vor allem war physischer Natur: das aufs äußerste gesteigerte Sinnenleben nämlich; die andern waren moralischer Art, er beschäftigte sich nämlich unausgesetzt mit Susannen, konnte ihrer niemals vergessen; eine Ursache jedoch, und zwar die mächtigste, war rein intellectueller Art: der Dichter stand nämlich unbewußt unter dem Banne des Erfolgs, ein Bann, der selbst das reichste Genie — tödtet. Er gedachte beim Schreiben und Schaffen immer des Publikums. Er vergegenwärtigte sich im Geiste die erste Aufführung, sah die Journalisten in ihren Logen, hier und dort Menschen aus der großen Welt und vorn in einer Parterre-Loge Frau Moraines. Er vernahm im vorhinein das Tosen des Beifalls, welches für dramatische Autoren ebenso demoralisirend werden kann, wie die Höhen der Auflagen für den Romanschriftsteller. Er empfand anstatt der natürlichen uneigennützigen Freude am Gestalten selbst, welches die Grundlage jeden lebensfähigen Werks bildet, jene andere Vision, die darauf bedacht ist, Wirkung hervorzurufen. Er war noch zu jung, um jene Technik zu besitzen, die ältere Schriftsteller erlangen, welche im Stande sind, die glühendsten Sätze niederzuschreiben, ohne dabei auch nur die leiseste Erregung zu empfinden, und denen es auf diese Art gelingt, selbst die geschultesten Kritiker zu täuschen.

Zum Schlusse heißt es:

Ach! wenn Dichten nur Gedanken entwickeln hieße, gleichwie der Geometer (sollte auf deutsch Mathematiker heißen), still und emsig vor seinen Problemen sitzend, dieselben dann kurz und bündig in gewählten Ausdrücken zusammenfaßt, ja, wenn es das hieße, dann könnte der Nächstbeste eben Schriftsteller werden, gerade so wie man Notar oder Ingenieur wird. Dann gebrauchte man ja blos Geduld, Methode und Zeit.... Nein, schriftstellern heißt etwas ganz anderes.... Und sich im Sprechen immer mehr begeisternd: Vor allem heißt es leben, das Leben in seiner eigenen Art genießen, eine ureigene Empfindung, einen Geschmack dafür haben hier, hier im Gaumen.... Es heißt, sich selbst der Beobachtung preisgeben und in ein Object verwandeln, dem man künstliche Leidenschaft einimpft. Was Claude Bernard mit seinen Hunden, Pasteur mit seinen Kaninchen thut, sollen wir mit unserm Herzen versuchen und demselben jedes Virus der menschlichen Seele einätzen. Wir müssen alle Empfindungen, deren ein Mensch unsersgleichen fähig ist, selbst empfunden haben und wäre es auch nur für eine Stunde, — und all das, damit ein Fremder in zehn Jahren, in hundert Jahren, in zweihundert Jahren, wenn er ein Buch, ein Kapitel, vielleicht nur einen Satz von uns liest, ergriffen innehält und sagt: „Ja, das ist wahr", und das Uebel erkennt, an dem auch er leidet....

Der fromme Priester, an welchen die Worte gerichtet sind, weiß darauf nur zu antworten: „Beati pauperes

spiritu" ... Und er hat wol recht, auch in noch einem andern Sinne, als er's meint.

Mit den beiden Büchern von Paul Bourget mag der Roman „Hunger" von Knut Hamsun (Nr. 3) mit vollem Fuge zusammengestellt werden; denn wenn bei irgendeinem dichterischen Werke die Bezeichnung „psychologisch" am Platze ist, so bei diesem. Und zwar ist dasselbe nicht sowol ein „psychologischer Roman" als vielmehr eine fortlaufende Reihe psychologischer Studien. Von Handlung keine Spur, nichts als Zustände, körperliche und noch mehr seelische. Es ist in gewissem Sinne ein geniales Buch, ganz im Ernste gesprochen, aber es ist vor allem ein unmenschliches, ein wahnsinnig verrücktes Buch.

Unsere biedern Vorfahren, die sich mit Gerstenberg und seinem „Ugolino" kritisch zu beschäftigen hatten, müßten dieses Buch lesen, um den richtigen Begriff vom Fortschritte in der Literatur und Kunst zu bekommen. Nicht einmal, viermal läßt Knut Hamsun seinen namenlosen Helden verhungern, d. h. bis auf ein Haar hin. Viermal geht die Geschichte von vorn an, wenn überhaupt bei der Natur dieses Werks von vorn und hinten, von Anfang und Ende geredet werden kann. Man könnte das Ganze mit Leichtigkeit so in hundert Theile zerlegen, daß dieselben, bunt untereinander gemengt, ein neues Ganzes gäben, bei dem kein Mensch die Art seines Zustandekommens vermuthen würde. Wir erfahren eben in dem ganzen Bande kaum etwas anderes, als daß der Held nichts zu essen hat, daß es ihn hungert, daß er in seinem Hunger in der Stadt herumläuft — in Christiania nämlich —, daß er vor Hunger die närrischsten Gedanken ausheckt, indem er über seinen äußern und innern Zustand zugleich die hellsichtigsten und verworrensten Reflexionen ausspricht, daß er so immer mehr verkommt, äußerlich und in seinem Intellect, und daß er zuletzt blödsinnig wird, worauf er, Schriftsteller wie er ist, dieses Buch vom Hunger schreibt, seine Geschichte. Wenigstens ist es so dargestellt. Wir brauchen das aber nicht zu glauben. Derjenige, der das Buch in Wahrheit geschrieben hat, muß sein Gehirn doch wohl beieinander gehabt haben, trotz allem; denn es stehen viele sehr feine Sachen darin: Schilderungen seelischen Jammers, die einfach großartig sind und den tiefsten Eindruck nicht verfehlen, die freilich noch sicherer wirken würden, wenn sie weniger gehäuft erschienen.

Der zum vierten male Dreiviertel-Verhungerte betrachtet einmal seinen Körper und bei dem Anblicke schüttelt es ihn; er hat ein Gefühl wie der an Reinlichkeit gewöhnte Mensch gegenüber schmuziger Leibwäsche; es graut ihm, diesen Körper um sich zu haben.

Das Buch enthält Töne, die durch Mark und Bein gehen, gegen deren Wahrheit man sich kaum verschließen kann. Manches wird man dagegen mit bedenklichem Kopfschütteln entgegennehmen, und sehr viel des Dargestellten ist einfach uncontrolirbar, wenn man nicht zufällig selber schon einmal verhungert ist — was ja übrigens bei einem deutschen Kritiker nicht außerhalb aller Möglichkeit fällt.

Eine liebenswürdige Seite des Buchs bildet der moralische Charakter des Helden, welcher auch im größten Elende kaum verdirbt: der arme Teufel ist freigebig wie ein König (ein König im Sprichwort, versteht sich). Zum Betteln ist er schlechterdings unfähig; es wird ihm hundertmal schwerer als das Verhungern. Zwar stiehlt er einmal, aber in einem Zustande gänzlicher Unzurechnungsfähigkeit. Oefter flucht er auch und rast; aber er wird immer gleich wieder sanft und mild, und dann hat er etwas so unendlich Rührendes. Er ist mit einem Worte ein erbaulicher Mensch, ein wahrer Heiliger, ein Ideal — bis auf die dumme Schwäche, einen ganzen Band hindurch nichts als verhungern zu wollen.

Die Welt außerhalb des Helden wird von dem Romane sehr wenig berührt, aber wo es geschieht, meisterhaft gezeichnet, mit scharfen charakteristischen Strichen, mit feinen Localtönen.

Oben wurde gesagt, daß im ganzen Buche keine Spur von Handlung vorkäme. Eine kleine Episode, die übrigens gar keine Folgen hat, mag als Ausnahme hiervon gelten. In das entsetzliche Hungerelend leuchtet einmal eine Frauenschönheit hinein und zwar auf eine ganz geheimnißvolle romantische Weise. Ihre Erscheinung wirkt auf den Leser wie ein goldener Sonnenstrahl und ein Stückchen blauen Himmels nach unendlichen trüben Tagen. Aber sie wird vom Dichter nicht glücklich verwendet.

Ein von den sämmtlichen voraus besprochenen Werken grundverschiedenes Buch ist „Der Pflegling der goldenen Pforte" von Bret Harte (Nr. 4), ein Roman ganz im alten Stile. Abenteuerliche Verwickelungen und Ueberraschungen bilden hier fast den Kern der Sache. Alles läuft auf Spannung hinaus, und das Ganze scheint, trotzdem einige heikle Punkte berührt werden, mit voller Absicht für weibliche Leser geschrieben zu sein. Schon eine kurze Inhaltsangabe wird dies darthun.

Die Geschichte spielt in Californien (natürlich), in San Francisco, in der guten alten Zeit; sie beginnt damit, wie Käthe Howard, „ein stadtbekanntes Frauenzimmer", auf dem Rathhause erscheint und dem erstaunten Bürgermeister und dessen Adjuncten, dem Colonel Pandleton, erklärt, daß sie eine Tochter habe, im Kloster Santa-Clara, welcher sie ihr ganzes, sehr bedeutendes Vermögen in aller Form Rechtens übergeben und die sie gleichzeitig einer Vormundschaft unterstellen wolle, an welche sie als Mutter alle ihr zustehenden Rechte und Pflichten für ewig und unwiderruflich zu übertragen gedenke, damit das Kind nie erfahre, wer seine Mutter war. Die Sache wird sogleich abgemacht, der Bürgermeister und der Colonel übernehmen die Vormundstelle. Es ist aber ein Dritter erforderlich, und dazu wird der junge achtzehnjährige Secretär des Bürgermeisters, Paul Hathaway, bestimmt. Das Kind scheint, obwol im Kloster erzogen, bis jetzt namenlos geblieben zu sein, in der Urkunde aber bedarf es eines Namens. Man

ist in einiger Verlegenheit, und der junge Secretär schlägt, zu Hülfe gerufen, merkwürdigerweise den Namen Yerba Buena, zu deutsch Gutkraut, vor, weil die Spanier eine Art medicinisch verwendeter Weinrebe also benannten. Doch auch eine kleine californische Insel heißt so, und als Yerba in die Backfischjahre kommt, erklärt sie jedermann, daß sie nach dieser Insel ihren Namen trage und also ein Sprößling der berühmten spanischen Familie der Arguellos sei, welche diese Insel einst besessen und welche sich darnach Arguellos de la Yerba Buena heißen. Solches erzählt sie auch mit voller Ueberzeugung dem zu einem berühmten Politiker herangereiften Paul Hathaway, und sowol dieser als der alte Colonel Pandleton versuchen es nicht, sie von ihrem Irrthume zurückzubringen. Die Mutter, Käthe Howard, ist verschwunden, und die beiden Vormünder glauben durch geschickte Ausnutzung der romantischen Backfisch-Träumerei am einfachsten die Gefahr unbequemer Entdeckungen zu umgehen. Auch gesetzlich stößt die Sache auf gar keine Schwierigkeiten; der schönen Waise von Santa-Clara wird bei ihrer Mündigkeitserklärung richterlich der volle Name Maria Concepcion de Arguellos de la Yerba Buena zuerkannt. Mittlerweile verliebt sich Paul Hathaway in sein ehemaliges Mündel und wirbt um sie (auf dem alten Schloß zu Baden-Baden). Sie aber, welche die Hand von Prinzen zurückgewiesen, verweigert sich auch ihm, und zwar obwol sie ihn liebt, aus dem großmüthigen Grunde, weil sie sehr wohl weiß, wie es um ihren hochtrabenden Namen bestellt sei und daß ihr Herkommen ein Geheimniß umgebe, dessen Aufhellung sie zu fürchten habe. Sie meint, Paul besitze keine Ahnung von dem wahren Sachverhalte, und dasselbe glaubt er von ihr. Keines wagt zu sprechen, weil jedes dem andern nicht genug Größe zutraut. Paul sieht so, dem Anscheine nach, sein Glück durch die Schlinge zu Fall kommen, die er selbst gedreht hat, durch einen Namen, dessen zweifacher Urheber er war. Aber wo die Noth am größten ist, da ist Gott am nächsten. Zu Neuyork im St.-John-Spital trifft Käthe Howard als geistliche Krankenschwester den todkranken und verarmten Colonel Pandleton und theilt ihm mit, daß ihre Tochter mit vollem Rechte den angeeigneten Namen führe. Nach ihrer Erzählung ist Yerba nicht nur das Kind des unterdessen verstorbenen Don José d'Arguello, sondern auch durch eine nachträgliche gesetzliche Ehe der beiden Aeltern und einen testamentlichen Act des Vaters dessen volle bürgerliche Erbin, die Papiere sind in Ordnung. Solches wird ihr, die sich zufällig in einer Villa bei Neuyork aufhält, vom edlen Pandleton sofort mitgetheilt. An demselben Tage kommt auch Paul von Baden-Baden her in Neuyork an. Man erfährt dies auf der gedachten Villa, Paul wird dorthin (von Yerba's Freundin) eingeladen, jedes Misverständniß klärt sich auf und alles wird gut. Yerba und Paul geben sich den Verlobungskuß in einem blühenden Sumach-Busch, der sich über dem Paare schließt und es verhüllt im Glorienscheine seines Blütenmeeres, aber „nur während eines einzigen, einzigen Augenblicks".

Daß Tausende solche Geschichten, namentlich wenn sie wie hier geschickt erzählt sind, mit Vergnügen lesen, nichts erscheint begreiflicher; aber unverständlich ist, wie ein dichterisches Talent eine Freude daran haben kann, sie zu schreiben. Und das Talent verleugnet sich im vorliegenden Falle keineswegs; es zeigt sich deutlich in der Zeichnung der Charaktere und in der stimmungsvollen Färbung vieler Einzelheiten.

Bret Harte wird bekanntlich besonders geschätzt wegen seiner getreuen Darstellungen des californischen Lebens in seiner ersten Zeit. Auch dieses Buch enthält gewiß manchen feinen charakteristischen Zug jener dem Dichter so heimischen Zustände. Es ist aber für den deutschen Kritiker schwer, solches zu beurtheilen. So viel ist sicher, daß Harte's Darstellung der Verhältnisse und der Oertlichkeit von Baden-Baden nicht glücklich genannt werden kann. Er hätte, wenn er den berühmten Ort aus eigener Anschauung nicht kannte, ihn lieber nicht so deutlich genannt. Mit seiner Schilderung der Bahn- und Bahnhofzustände in dem lieblichen Schwarzwaldwinkel wirkt er geradezu lächerlich.

Noch wäre ein Wort über den Uebersetzungswerth der abgehandelten Werke anzufügen und zwar ein Wort fast unbedingten Lobes. Die Uebersetzung der beiden französischen Bücher (Nr. 1 und 2) verräth ernstes und redliches Streben, mehr als man bei derartigen Veröffentlichungen — in einer fremden Sprache — erwartet. Dennoch ist die „Physiologie" fast ein wenig schwerfällig ausgefallen und läßt an manchen Stellen die Klarheit, Leichtigkeit und Gefälligkeit des Originals vermissen. Besser zeigt der Uebersetzer der „Lügen" sich seiner Aufgabe gewachsen. Seine Arbeit ist vor allem reinlich, nicht das Geringste ist unübersetzt geblieben. Er hat aber außerdem alle guten Eigenschaften des Urtextes in seinen eigenen Stil herübergenommen. Der Roman „Hunger" liest sich vollends wie eine ursprüngliche Dichtung. An der Uebertragung des Bret Harte von Paul Heichen ließe sich dagegen manches aussetzen. Auch die ewige geschmacklose Verwendung des Sperrdrucks für einzelne Wörter oder Satztheile ist hier zu tadeln. Man sollte doch nach und nach begreifen, daß ein Buch der ernsten Literatur etwas anderes ist, als eine Reclame-Anzeige oder ein Wahlaufruf.

Benno Rüttenauer.

Eine deutsche Stadtgeschichte.

Geschichte der Stadt Halle an der Saale von den Anfängen bis zur Neuzeit. Nach den Quellen dargestellt von Gustav F. Hertzberg. II. Halle während des 16. und 17. Jahrhunderts. (1513—1717.) Nebst vier lithographischen Abbildungen und einem Holzstich. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1891. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Die alte Salzstadt an der Saale gehört im 16. und 17. Jahrhundert ebenso wenig wie im Mittelalter zu den Städten, die in der materiellen und geistigen Entwickelung Deutschlands eine führende Stellung einnehmen, und dieser Umstand muß natürlich auf jede Behandlung der Geschichte Halles seine Rückwirkung ausüben: eine allein schon durch ihren Stoff das Interesse fesselnde Darstellung wie etwa bei Köln oder Lübeck oder auch nur bei Magdeburg darf man hier nicht erwarten. Es wird dadurch die Aufgabe des Historikers wesentlich erschwert, da er erst durch die Art seiner Behandlung dem Stoffe die größere Anziehungskraft geben muß. Dem Verfasser der Geschichte Halles ist es nun durchaus gelungen, ein Werk zu schaffen, das auch über den engen Kreis eines örtlichen Interesses hinaus geeignet ist, die Aufmerksamkeit derer auf sich zu ziehen, denen die Erkenntniß der deutschen Vergangenheit von Werth ist. Wenn Halle auch nicht eine leitende Rolle in der deutschen Geschichte gespielt, so bietet doch seine Vergangenheit so manche Züge, die über den Durchschnitt einer deutschen Stadtgeschichte herausragen, und diese haben bei Hertzberg eine sachverständige und klare Darstellung gefunden. Dahin gehört gleich das erste Kapitel: „Der Kampf um die Reformation." Gerade in Halle machte sich jenes Ablaßunwesen, das schließlich das Einschreiten Luther's hervorrief, besonders breit, und noch lange nach den wittenberger Thesen grassirte hier der abgeschmackteste Reliquiencult; die hallische Sammlung, die in dem Hallischen Heiligthumsbuche 1520 beschrieben wurde, repräsentirte mit ihren 8933 Partikeln und 42 ganzen Heiligenkörpern einen Ablaß von 39245120 Jahren und 220 Tagen. Sehr merkwürdig nun, wie in der Stadt, die die Residenz des Cardinals Albrecht, des Gegners Luther's war, die Reformation immer weiter um sich griff und schließlich, indem die Stadt mit Geschick die Geldnoth des Erzbischofs zu benutzen verstand, vollkommen den Sieg gewann; man fand auch in Justus Jonas, dem Freunde Luther's, einen Organisator, der den Uebergang aus dem alten Glauben in den neuen gewandt und energisch durchführte. Auch der Sieg Karl's V. im Schmalkaldischen Kriege änderte in den religiösen Verhältnissen Halles nichts Wesentliches; so wenig fühlte sich noch die Stadt in ihrer Kraft gebrochen, daß sie es versuchte, die Spannung zwischen dem Kaiser und Moritz von Sachsen zu benutzen, um sich zur freien Reichsstadt aufzuschwingen, ohne daß sie freilich mit diesem Streben Erfolg gehabt hätte. Damit indeß hört die politische Geschichte Halles für lange Zeit auf, von Interesse zu sein, und auch die Darstellung Hertzberg's verlegt von jetzt an mit Recht immer mehr ihren Schwerpunkt auf die Schilderung der innern Verhältnisse. In der Zeit zwischen der Reformation und dem Dreißigjährigen Kriege finden wir in Halle einen sichtlichen Wohlstand: Handel und Salinenwesen blühen; die Stadt wird architektonisch erneuert. Dann aber kommt durch den unheilvollen Krieg eine vieljährige Leidenszeit für die Stadt; schnell thürmt sich eine Schuldenlast auf, die es sobald nicht wieder zu beseitigen gelang; der Wohlstand ist für lange hinaus vernichtet, ein wirkliches Proletariat ist entstanden. Die Regierung des Herzogs August von Sachsen-Weißenfels vermag, trotzdem dieser Fürst für das allgemeine Beste bemüht ist, hier doch nur wenig Wandlung zu schaffen. Eine neue Periode beginnt für die Stadt mit der Besitzergreifung durch Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Freilich mit der Selbständigkeit der Stadt ist es nun vollends vorbei; vor allem wird jetzt die Machtbefugniß des Raths in kirchlichen Angelegenheiten wesentlich beschränkt zu Gunsten des neu geschaffenen Landesconsistoriums. Hatte bisher in Halle ein einseitig orthodoxes, ja manchmal geradezu fanatisches Lutherthum geherrscht, so bringen jetzt die Hohenzollern, allerdings zum Misvergnügen des Raths und der Geistlichkeit, die Toleranz zur Geltung. Auch der Typus der hallischen Einwohnerschaft wird durch den Zuzug neuer Elemente sehr bedeutend verändert: in erster Linie wirkt hier die Einwanderung französischer Reformirten, daneben die von Pfälzern und Schweizern; es beginnt sich jetzt auch in Halle eine Industrie zu entwickeln. Die althallischen Eingesessenen freilich stehen den fremden Eindringlingen ebenso wie den Hohenzollern feindlich und unzufrieden gegenüber. Die Misstimmung wird dann noch weiter gesteigert durch die finanziellen Maßnahmen der neuen Landesherrschaft. Der Kurfürst reformirt die städtische Verfassung, erweitert die landesherrliche Controle über den städtischen Haushalt, führt die Accise ein, bewirthschaftet den ihm zustehenden Theil der Salinen in eigener Regie. Noch schärfer geht Friedrich Wilhelm I. vor, der die freilich unerträgliche Schuldenlast durch einen kühnen Schnitt beseitigt: die Schulden der Stadt werden auf zehn Procent ihres Nennwerthes herabgesetzt, mit andern Worten: die Stadt muß sich bankrott erklären. Während so durch die durchgreifenden Maßregeln der Hohenzollern Ordnung in die städtische Verwaltung und Finanzlage gebracht wird, hat bereits die Entwickelung begonnen, die Halle zur ausschließlichen Schulstadt machen und es, wenigstens für einige Zeit, an die Spitze der geistigen Bewegung des Deutschland der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts führen sollte. Durch die neuen Eingewanderten war ein reformirtes Gymnasium begründet worden; durch A. H. Francke wurden jene Stiftungen ins Leben gerufen, die noch heute seinen Namen führen, und

die durch ihre Ausdehnung und Einrichtung bald allgemeine Bewunderung erregten. Das Wesentlichste aber war wieder das Werk der Hohenzollern, die Begründung der Universität, die ebenfalls nur unter starkem Widerstreben der Einwohner, insbesondere des Rathes ins Dasein trat und an der vor allem Thomasius, der erste jener bahnbrechenden hallenser Professoren, wesentlichen Antheil hatte. Mit diesen für die Stadt äußerst wichtigen Maßregeln der beiden ersten hohenzollernschen Könige schließt Hertzberg seinen zweiten Band.

Seine Darstellung ist gewandt und flüssig, vermag unsere Theilnahme auch da noch lebendig zu erhalten, wo es sich um an sich ziemlich trockene Dinge handelt. Daß er manchmal weiter ins Einzelne geht, als dem Leser, der sich nicht speciell mit hallischer Stadtgeschichte beschäftigt, lieb ist, wird man dem für seinen Wohnort warm empfindenden Verfasser gern verzeihen. Besonders anzuerkennen ist, daß sich Hertzberg mit Erfolg bemüht hat, das städtische Leben in allen seinen Richtungen zu erfassen und zu schildern, daß er sich nicht, wie dies in Stadtgeschichten so häufig der Fall, mit der politischen, kirchlichen und literarischen Geschichte begnügt, sondern daß auch das wirthschaftliche Element voll zur Geltung kommt. Auch hinsichtlich der Verfassung kann man nicht sagen, daß sie der Autor vernachlässigt hätte, nur hätten hier die im Laufe der Zeit eingetretenen Veränderungen doch noch etwas schärfer betont und in ihrer Bedeutung mehr hervorgehoben werden können. Hertzberg hat neben den gedruckten Quellen auch vielfach sich in den handschriftlichen Materialien umgesehen; freilich kann er eine gewisse Vorliebe für die gedruckte Literatur und das chronikalische Element nicht recht verleugnen. Ob es nicht vielleicht möglich gewesen wäre, umfassender noch auf die gleichzeitigen Acten zurückzugehen und noch ausschließender auf ihnen die Darstellung aufzubauen als es hier geschehen, muß ich dahingestellt sein lassen, da mir eine Einzelkenntniß dessen, was an städtischen Acten erhalten ist, abgeht.

Walther Schultze.

Von allerlei Land und Leuten.

1. Allerlei aus Albion. Von Wilh. F. Brand. Leipzig, Reißner. 1891. 8. 2 M.

Das gesellschaftliche Leben in England, besonders das in London und seiner näheren wie ferneren Umgebung zieht hier in hübschen, aus eigener Anschauung geschöpften Zeitbildern an uns vorüber.

Das beinahe verborgene Hofleben (Königin Victoria zeigt sich seit dem Tode ihres Gemahls höchstens drei- oder viermal das Jahr über in London auf wenige Stunden) beginnt den Reigen. Es folgen Einblicke in das öffentliche und häusliche Leben der höhern Stände, in das vom deutschen so grundverschiedene, fast mittelalterlich klösterliche Universitätsleben, Erlebnisse im berüchtigten londoner Nebel, Skizzen vom Badeleben in Brighton und vom Elend des „Ostendes“ von London.

2. Mostar und sein Culturkreis. Ein Städtebild aus der Hercegovina. Von Karl Peez. Leipzig, Brockhaus. 1891. Gr. 8. 4 M.

Ein siebenmonatlicher Aufenthalt in Mostar gab dem Verfasser Veranlassung, diese anziehende neuösterreichische Hauptstadt der Hercegovina monographisch darzustellen.

Wie eine edle Perle in ihrem Muschelgehäuse, so ruht Mostar in einer Weitung des Narentathales, rings umschlossen von mäßig hohem Felsgebirge. Im Laufe unsers Jahrhunderts hat die Bevölkerungszahl des Städtchens wol immer zwischen 10- und 15000 geschwankt; die Angabe von 29116 für 1873, so blendend genau sie erscheint, hält der Verfasser mit vollem Rechte für übertrieben, denn die verläßliche Zählung von 1885 ergab nur 12665. Nur ein wenig mehr als die Hälfte davon kommt auf den mohammedanischen Glauben, ein größeres Viertel auf die orientalisch-christliche (oder orthodoxe), ein kleineres auf die römisch-katholische Kirche. Die Bevölkerung gehört trotz dieser scharfen Trennung nach den Bekenntnissen ganz überwiegend dem Serbenstamme an, und zwar dessen westlicher Hälfte, der serbokroatischen; nur ein kleinerer Bruchtheil entfällt auf echt osmanische Türken. Der Durchschnittsbewohner von Mostar ist also ein serbischer Slawe, aber nicht ein Bosniak, sondern ein Hercegovce. Zwischen diesen beiden Spielarten der westserbischen Hauptgruppe zeigen sich nicht unbedeutende Charakterverschiedenheiten: der Bosniak ist ruhiger, demüthiger, ausdauernder; der Hercegovce warmblütiger, mehr von südländischem Naturell; in dunklerer Gesichtsfarbe, lebhafterm Auge, geschmeidigerer Gestalt ähnelt er mehr dem Dalmatiner.

Die Hercegovina ist kein reiches Land. Mostar mit seinen beiden Fruchtfeldern, dem Bjelopolje und dem Mostarskopolje, mit seinen Weinbergen ist eine Oase in dem kahlen Gesteine. Aus der Landwirthschaft konnte daher die Bevölkerung keinen Gelderwerb in größerm Maßstabe gewinnen. Die früher in einigen Zweigen blühende Industrie ist auf ein bescheidenes Niveau gesunken. Einzig der Handel hat sich als Erwerbsquelle von Bedeutung aufrecht erhalten. Die Handelsbilanz des Landes und der Stadt ist bis heute zwar stets passiv geblieben, jedoch hat der ganze Verkehr durch die Occupation eine Anregung erhalten. Die große Militärgarnison, die zahlreiche Civilbeamtenschaft, die Bauunternehmungen und ihre Angehörigen bringen beträchtliche Geldsummen in Umlauf, welche zumeist der einheimischen Bevölkerung oder den zugewanderten Handel- und Gewerbetreibenden zugute kommen. Mit der dieser Bevölkerung innewohnenden Sparsamkeit wird jeder Kreuzer beiseite gebracht und in sichern Verstecken aufgehoben. Hierbei spielt der alte Strumpf eine traditionelle Rolle. Eine jede Ausgabe, und sei es die geringste, wird sorgfältig vorbedacht und vorbereitet; die Lebensbedürfnisse werden, sobald die

Zehrung auf eigene Kosten geschieht, mit wahrhaft spartanischer Genügsamkeit und Entsagungsfreudigkeit auf das geringste Maß eingeschränkt. Dagegen kennt der Hercegovce keine Sparsamkeit, wenn es sich um den Schmuck seiner Frau handelt, und nimmt bedeutende Auslagen auf sich, um das Wams derselben mit schwerer Goldstickerei verzieren zu lassen oder um ihr ein Halsband, ein Diadem von hundert und mehr Goldstücken umzuhängen. Selbst Dienstmädchen tragen oft Goldmünzen in mehreren Reihen um den Hals.

3. Aus den La Plata-Staaten. Eine Reise nach Südamerika von W. Kreuth. Wien, Hartleben. 1891. Gr. 8. 3 M.

Die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit haben den Blick Europas von neuem nach den weiten Gebieten gelenkt, welche die Flußadern des Paraná-Systems oder, wie man zu sagen pflegt, des La Plata durchziehen. Nach den Eindrücken von nicht ganz einjährigen Reisen schildert uns der Verfasser einen Theil jener umfangreichen Lande, voran die beiden Großstädte, die gleich Pfortenwächtern den Fremden empfangen, welcher vom Atlantischen Ocean her den unabsehbaren, erst tief im Binnenlande mit Gebirgen durchzogenen Ebenen sich nähert, sodann das Leben „auf dem Kamp" von Entre Rios und einige Züge der gegenwärtigen Physiognomie des allzu wenig bei uns richtig gewürdigten Freistaats Paraguay.

Gerade die unparteiischen, sichtlich wahrheitsgemäßen Erörterungen über Paraguay und das Gedeihen der vielberufenen deutschen Ansiedelungen dortselbst haben deshalb Werth. Haben wir es doch in Paraguay mit einem an Größe Italien vergleichbaren Lande von theilweise hoher Fruchtbarkeit zu thun, dem nur in allerseltsamster Weise Menschen- und Kapitalkraft geraubt wurde. Der unselige Krieg, in welchen der Staat mit seinen drei ihm weit überlegenen Nachbarn gerissen worden war und von 1865 bis 1870 währte, verminderte nämlich seine vordem schon mäßige Bevölkerung von $1\frac{1}{3}$ Millionen um rund eine Million; es waren beim Friedensschlusse fast nur Frauen und Kinder übrig geblieben. So haben denn im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre die Frauen nicht blos die Feldwirthschaft, sondern auch den Kleinhandel Paraguays in die Hand genommen und spielen naturgemäß auch im öffentlichen Leben der Hauptstadt Asuncion die Hauptrolle. Die mittlerweile herangewachsene männliche Generation sieht das Vorrecht ihres Geschlechts im süßen Nichtsthun. In feuerrothe Ponchos gehüllt schlendern die jungen Burschen durch die Straßen, blos mit Cigarrenrauchen beschäftigt, während die Frauen (allerdings auch die nie fehlende Cigarre im Munde), sauber weiß gekleidet, nach den weitläufigen Markthallen mit ihren Lasten eilen, wo es von lauter Schwatzen, Feilschen und Kreischen summt wie in einem Bienenstocke:

Der vornehme Paraguayo spricht zwar ein sehr mangelhaftes Spanisch, schreibt es fast gar nicht, sondern bedient sich im wechselseitigen Verkehre gerade so wie der gemeine Mann der (indianischen) Guaranisprache, doch halten die Leute ebenso wie in Argentinien auf gute Manieren und führen mitunter recht luxuriöse Haushaltungen. Die Frauen verheirathen sich sehr häufig mit Europäern und sollen dann ganz vortreffliche Hausfrauen sein.

Die nördlichste Provinz des Freistaates, San Salvador, lag seit dem Kriege der fünf Jahre völlig entvölkert; kein Mensch mochte wieder in den entlegenen Winkel einziehen, wo nun die ursprüngliche Vegetation wieder den Culturboden mit tropischer Ueppigkeit überzog, die rothen Kapuzineraffen sich in den Baumwipfeln tummelten, nur vom Jaguar, nicht mehr vom Menschen gescheucht. Die Regierung in Asuncion brachte endlich das Land auch der Nordprovinz unter den Hammer. Für wahre Schleuderpreise konnte man da Latifundien erkaufen. Es geschah auch; nur kam es fürs erste noch gar nicht zu neuer Besiedelung, sondern jeder der Käufer wartete als Speculant nur auf den günstigen Augenblick, sein Riesenlandgut mit Gewinn wieder zu verkaufen. Eine dem Verfasser verschwägerte (wol also deutsche oder deutsch-österreichische) Familie in Buenos-Ayres dachte anders: eines Tags wurde eine Masse von Geräth und Vorrath aller Art zusammengepackt, um den Paraná aufwärts zu fahren und das Stück erworbener herrlicher Wildniß in San-Salvador urbar zu machen, dann auf dem neu der Cultur gewonnenen Erdreich sich häuslich einzurichten. An dieser Ausfahrt nahm der Verfasser theil und er malt uns ein paar ganz hübsche Bilder vom etwa zweimonatlichen „Stillleben in der Wildniß", den Nimrodsfreuden und den gar bald sich lohnenden Culturarbeiten. Bedeutungsvoll fügt er zum Schlusse seinen Schildereien hinzu:

Herrn Sch.'s Beispiel eiferte zur Nachahmung an. Heute, nach Jahresfrist, besiedelt eine englische Gesellschaft das Territorium zunächst der zerstörten ehemaligen Hauptstadt der Provinz und beabsichtigt große Kaffeeplantagen anzulegen, im Osten bewirthschaftet ein Spanier eine Estancia, auf welcher bereits mehrere hundert Rinder weiden, während im Süden sich eine Colonie deutscher und schweizer Feldarbeiter etablirte, die der fruchtbaren, so lange brach gelegenen Erde die reichsten Ernten zu verdanken hat.

Man sieht: Paraguay verdient nicht, wie es leider bei uns geschieht, als ein nichtsnutziges, ja abschreckendes tropisches Fieberland verschrien zu werden. Vielmehr sollte man besonders unsere unbemittelten Auswanderer auf dieses so sehr nach schaffenden Händen sich sehnende Centralland Südamerikas aufmerksam machen, wie es der als Pionier deutscher Colonisation Paraguays uns zu früh vom Tode entrissene Bernhard Förster mit Wort und vorbildlicher Colonistenthätigkeit in Paraguay selbst so wacker erstrebte. Alfred Kirchhoff.

4. Aus nordrussischen Dörfern. Erlebtes und Studirtes von Georg Böhling. Minden i. W., Köhler. 1890. 8. 1 M.

Inhalt: 1) „Eine Stunde auf einer russischen Landstraße"; 2) „Nordrussische Dörfer und Felder, Feiertage und Arbeit"; 3) „Alte und neue Formen russischen Aberglaubens"; 4) „Das litauische Volkslied und seine Stoffe"; 5) „Rußlands Sprache und Griechenland und Rom". Es ist ein recht interessantes und hübsch geschriebenes Büchlein, das uns der sprachkundige Verfasser, ein Deutscher aus der Gegend von Hannover, der zur Zeit in Petersburg wohnt, zum besten gibt. Nicht oberflächliche Schil-

derungen eines der Landessprache unkundigen flüchtigen Reisenden sind es, die uns hier geboten werden, sondern Beobachtungen eines Mannes, der einige Jahre daran gewendet hat und Literatur und russisches Volksleben sichtlich gründlich studirt hat. Besonders interessant werden uns diese Skizzen dadurch, daß er beständig Vergleiche anstellt mit deutschem Volks- und Gemüthsleben. Seine Belesenheit, seine Kenntniß des russischen Sprichwörterschatzes, in dem sich das russische Bauernvolk gern bewegt, ist wirklich sehr achtungswerth, und er führt diese Redensarten, die so charakteristisch sind, beständig wörtlich an. An den Ausläufern des Waldaigebirges, sagt der Verfasser in der Vorrede, sind diese Schilderungen entstanden. Das Landleben ist ihm in seiner deutschen Heimat bereits vertraut und lieb gewesen: „Und wenn ich auch nicht den wuchtigen Hammer geschwungen und im Felde die Aehren gemäht habe, so habe ich doch als Knabe manche Stunde die Harke geführt und manche Garbe gebunden, weiß, was Arbeit heißt und fühle tief die Ehre des Fleißes der Hände. Auch aus diesem Grunde glaube ich mit größerm Rechte über ländliche russische und deutsche Verhältnisse sprechen zu dürfen." Der letzte dieser Aufsätze ist ein sprachvergleichender; auf diese Vergleichungen von Sprache und Denkungsart des Russen mit dem Deutschen und andern Völkern legt der Verfasser überhaupt ein Hauptgewicht; dadurch weiß er den Leser aber auch gerade am meisten zu fesseln. Weitere Aufsätze dieser Art sollen später gesondert im Druck erscheinen. Endlich wolle man nicht vergessen, daß der Titel heißt: „Aus nordrussischen Dörfern", und daß das hier Mitgetheilte nicht für ganz Rußland gilt, sondern nur für den Norden, oder noch richtiger gesagt auch nur für einen Theil dieses ebenfalls sehr ausgedehnten Nordens des Zarenreichs.

Arved Jürgensohn.

Gemeinnütziges.

Die Hygiene der Haut. Von Paul Mantegazza. Königsberg, Matz. 1891. 8. 1 M.

Die Genien der Sprachen fassen das Wort Haut gar oft im Sinne von Körper, Leben und Gesundheit. Wir begegnen in allen Sprachen den Ausdrücken: Seine Haut zu Markte tragen, mit heiler Haut davonkommen, in keiner gesunden Haut stecken, sich seiner Haut wehren u. s. w. Zur Ehre des Volksgeistes müssen wir ihm nachrühmen, daß er sich auf einer richtigen Fährte bewegt, wenn er der Haut eine so hohe Wichtigkeit beimißt. Sie athmet, sie scheidet aus, sie nimmt auf und empfindet. Durch die Haut hindurch kommt das Blut, welches das Leben ist, mit der Luft in Berührung, hier nimmt es Sauerstoff auf und sondert Wasser und Kohlensäure ab. Mit einem Worte, die Haut hat im Vereine mit den Lungen die Aufgabe, das Blut zu beleben und von seinen Auswurfstoffen zu reinigen. Wir haben daher allen Grund, ihr die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, und wir können dies um so leichter thun, als ihre Pflege wesentlich auf ihrer Ueberflutung mit kaltem Wasser beruht. Es ist eine wissenschaftlich festgestellte Thatsache, daß alle jene, welche unter dem Einflusse der Kälte und der atmosphärischen Veränderungen leiden und eine Neigung zu Erkältungskrankheiten, wie Katarrhe, Rheumatismen, Nervenschmerzen u. dgl., besitzen, diese gefährliche Empfänglichkeit durch allmähliche Gewöhnung der Haut an kaltes Wasser vollständig verlieren. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß der Gebrauch des kalten Wassers das Leben verlängert und in uns das heilige Feuer der Thatkraft entzündet. Sehr sinnig richtet der Verfasser am Schlusse seines Büchleins einen eindringlichen Appell an die Gesetzgeber und Menschenfreunde, Badeanstalten für die Armen zu schaffen, „auf daß am Sonntag ein jeder Arbeiter für wenige Pfennige seinen Körper vom Schmuze und vom Staube der Arbeit reinigen könne; auf daß er, wenn er seine Familie zur Erholung ausführt, nett und sauber erscheine; auf daß das Brot, das er seinen Kindern reicht, nicht mit dem Schmuze der Werkstätten besudelt sei".

Bernhard Münz.

Feuilleton.

Im achten Hefte des funfzehnten Bandes der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" (Stuttgart, Belser) behandelt E. Dennert „Die geschichtliche Entwickelung der Descendenztheorie". Der Verfasser selbst bezeichnet diese Studie als Vorläuferin zu einem größern Beitrag zur Beurtheilung der Darwin'schen Lehre. Allerdings merkt man an der losen Aneinanderreihung der Kapitel, an der äußerlichen Sammlung von Materialien, an dem Auszugartigen der Urtheile, daß man es hier zunächst mit einer umfänglichen Vorrede zu thun hat. Gleichwol muß die große Belesenheit des Verfassers, noch mehr aber die sachliche und eindringende Schärfe seines Urtheils, die große (vielleicht manchmal zu weitgehende) Vorsicht in seinen Folgerungen unbedingt anerkannt werden. Wir können allen denen, welche über den heutigen Stand der Descendenzlehre sich Klarheit verschaffen wollen, diese Dennert'sche Arbeit nur warm empfehlen. Dennert erkennt an, daß im Pflanzen- und Thierreiche nach einem gemeinsamen Plane und aus einem gemeinsamen Ursprunge ein allmähliches Aufsteigen von den einfachsten zu immer zusammengesetztern und vollkommenern Formen stattfinde. Die Descendenzlehre darf aber nicht als Vorwand für eine materialistische Weltanschauung genommen werden. Nach dem Tode Darwin's (1882) ist dessen eigentliche Schule zerfallen und neue Lehren krystallisiren sich aus seinem Systeme

heraus. Unter den neuesten Erklärungsversuchen ist der Eimer'sche hervorzuheben, welcher den bei Darwin eine so große Rolle spielenden Zufall leugnet und der natürlichen Zuchtwahl eine ganz untergeordnete Bedeutung übrig läßt; aber auch er vermag die Entstehung von wahren Artcharakteren nicht zu erweisen. Wahrscheinlich wird sich die Abstammungslehre in Zukunft beschränken müssen auf den Nachweis, aus welchen Factoren das einem jeden Organismus von vornherein mitgegebene Entwickelungsgesetz sich zusammensetzt; dieses Gesetz aber vermag ebenso wenig wie das Leben selbst sich aus eigener Kraft zu erzeugen, sondern weist über sich hinaus auf eine alles Leben und alle Gesetze schaffende Macht.

Im ersten Hefte des sechzehnten Bandes desselben Sammelwerks empfangen wir eine treffliche Abhandlung über das sehr zeitgemäße Thema: „Der Hypnotismus“, von C. Ziegler. Der Verfasser gibt zunächst einen geschichtlichen Ueberblick in gedrängter, aber durchaus befriedigender Fassung. Uebergehend zur Erklärung der hypnotischen Erscheinungen stellt er den Satz auf, daß der Hypnotiseur das Hirnrindengebiet seiner Versuchsperson mehr oder weniger völlig außer Thätigkeit setzt und dadurch dauernd die bewußte Aufmerksamkeit in Beschlag nimmt, das Bewußtsein einseitig concentrirt. Die Ausschaltung der Zellen der Hirnrinde wird erzielt durch Ueberreizung eines Nervs, zumeist des Sehnervs; also Ermüdung der Hirnrinde ist das ursächliche Moment der Hypnose. Mit dem Selbstbewußtsein fehlt dem Hypnotisirten zugleich die Fähigkeit zu bewußten Willensäußerungen. Ohne Gefahr ist die Anwendung des Hypnotismus nur bei Hysterischen; auch können Geisteskranke gewisser Art durch Eingebung von den sie beherrschenden Wahnvorstellungen befreit werden. Der Arzt kann sich die Aufhebung des Schmerzgefühls zu Nutzen machen und während der Hypnose chirurgische Operationen und andere schmerzhafte Eingriffe ausführen. Die Gefühlsaufhebung in der Hypnose kann aber ebenso leicht in den Dienst einer verbrecherischen Absicht gestellt werden. Nicht geringer aber sind die Gefahren, welche die Hypnose für das geistige Leben in sich birgt. Der hypnotische Zustand ist nichts anderes als eine versuchsmäßig erzeugte Geisteskrankheit und ist mit der als „Paranoia“ bezeichneten Verrücktheit nahe verwandt. Der Hypnotismus ist ein durchaus krankhafter Zustand und wirkt bei allen Menschen, mit Ausnahme der ausgeprägten Hysteriker, im höchsten Grade schädlich auf Körper und Geist. Der Hypnotismus ist nicht etwa ein neuer Zeuge gegen den Materialismus, denn die Hypnose liegt nicht über dem Durchschnitte des normalen Geisteslebens, sondern tief unter demselben. Die christliche Apologetik kann von dem Hypnotismus keinen wesentlichen Gebrauch machen, wohl aber die Feinde des Christenthums. Ein gewissenhafter Mensch wird nicht einen andern hypnotisiren, sich aber auch nur von einem mit dem Hypnotismus gründlich vertrauten Arzte in hysterischen Krankheitsfällen hypnotisiren lassen.

— Eine neue „Lösung des Welträthsels“ bringt Wilhelm Pförtner auf den Büchermarkt (Leipzig, Reißner, 1891). Sie umfaßt 38 Seiten, ist also billig; sie soll „einige befähigte Geister aufmerksam machen auf den Brennpunkt unserer kritischen Tage“, befindet sich also selbst noch im Stadium des Aufdämmerns. Den Verfasser lehren all seine Forschungen, nur an einen Stoffwechsel zu glauben; auch die Fäulniß ist ihm ein vollkommener Ausdruck des Stoffwechsels. Die Sünde ist ihm ebenso wie das Gute und Böse selbst ein Erzeugniß der menschlichen Gesellschaft. Das Gewissen ist Rechtsgefühl, durch Dressur, Gewohnheit, Erziehung, Beifall, Erfahrungen und Nachdenken gewonnen. Darum spricht man mit Recht auch bei Thieren von „Gewissen“. Wir sollen nicht ruhig und sicher sein; es gibt für den Menschen weder Wissen noch Wahrheit, sondern beides nur subjectiv, weil alles Objective nämlich außerhalb unserer Fassungs- und Vorstellungskraft liegt. Der Inhalt der sogenannten Offenbarung ist theils unsinnig, unzureichend und unsittlich, theils überflüssig. Wir wissen nichts von allem, was jenseit der Natur liegt; es gibt nur Fortdauer, nicht Fortleben. Das Christenthum löst die drei Grundprobleme des menschlichen Daseins nicht. Jesus ist das leibhafte Urbild des Menschen; aber das Christenthum in seiner jetzigen Gestalt hat keinen Anspruch auf den Namen „Religion“. Wir stehen am Anfange einer neuen Zeit: „Hie Christenthum — hie Menschenthum!“ Wenn wir wirklich vor einer neuen Weltepoche stehen, so ruft uns dieser „Pförtner“ zu: „Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung fahren.“

Bibliographie.

Arnswaldt, K. H. v., Die preußische Intelligenz und die Legitimität der Dinge. Hannover, H. Feesche. 8. 40 Pf.

Beetz, K. O., Die Lehrerbildung, eine soziale Frage. Mit einem Begleitworte von F. Polack. Gotha, E. Behrend. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Bettingen, F., Wesen und Entwickelung des komischen Dramas. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 M.

Brehmer, W., Die Gründung und der Ausbau der Stadt Lübeck. Lübeck, Schmersahl. Gr. 8. 50 Pf.

Brinkmann, W., Kirche und Humanität im Kampfe gegen die leibliche und sittliche Noth der Gegenwart. Berlin, W. Hertz. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Carter, T. T., Erinnerungen aus dem Leben und Wirken der Diakonisse Harriet Monsell. Deutsche vom Verfasser autorisirte Bearbeitung von M. v. K. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 1 M.

Deppisch, K., Denkwürdigkeiten, zumeist in Form von Reiseschilderungen. 4. Sammlung. Würzburg, F. X. Bucher. 12. 60 Pf.

Drummond, H., Das Schönste im Leben. Deutsche autorisirte Ausgabe. 1. bis 6. Aufl. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 1 M.

Eisenlohr, A., Lieder eines Heimgegangenen. Gedichte. Mit einem Vorwort von E. Frommel. Heidelberg, C. Winter. 12. 2 M. 50 Pf.

Elsner von Gronow, Christine, geb. v. Roenne, Skizzen. Breslau. Gr. 8. 75 Pf.

Finke, H., Ungedruckte Dominikanerbriefe des 13. Jahrhunderts. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 5 M.

Freese, A., Gustaf Vasa. Schauspiel. Jena, H. Costenoble. 8. 2 M. 50 Pf.

Galitzin, Fürst D., Die Fürstin. Autorisirte Uebersetzung von Marie von Petzold. Berlin, Norddeutsches Verlags-Institut. 8. 1 M. 50 Pf.

Giese, F., Offene poetische Epistel an den Herrn Grafen Adolf von Westarp. Neuß, R. Schnura. Gr. 8. 20 Pf.

— — De fürstbischöflick Mönsterske Hauptmann Franz Miquel un sine Familje. Lüstige un genöglike Vertelsells ut de guede olle un de leige niee Tid. Mönster i. W. 1892. Neuß, R. Schnura. 8. 3 M.

Gumppenberg, H. v., Das dritte Testament. Eine Offenbarung Gottes. Seiner Zeit mitgetheilt. München, Münchener Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Poessl. Gr. 8. 80 Pf.

Haas, A., Rügen'sche Sagen und Märchen. Gesammelt und herausgegeben. Greifswald, L. Bamberg. 8. 2 M. 50 Pf.

Halpert, D., Schneeflocken des Schicksals. Novellen. Breslau, V. Zimmer. 8. 1 M. 20 Pf.

Hammann, O., Die kommunistische Gesellschaft. Lehren und Ziele der Socialdemokratie. Berlin, R. Wilhelmi. Gr. 8. 1 M.

Haym, R., Das Leben Max Dunckers, erzählt. Mit Max Dunckers Bildniß. Berlin, R. Gaertner. Gr. 8. 10 M.

Hegel, J., Erinnerungen aus meinem Leben. Berlin, Evangelische Vereins-Buchhandlung. 12. 1 M.

Kretzer, M., Der Millionenbauer. Roman. 2 Bde. Leipzig, B. Elischer Nachf. 8. 6 M.

Kummer, J., Das Mädchen vom Schneitberg. Ein Sang aus meinen Heimatbergen. Sondershausen, F. A. Eupel. 8. 1 M. 50 Pf.

Locher, F., Geld und Recht oder wie man eine Million stiehlt. Zürich, C. Schmidt. 8. 1 M. 80 Pf.

Mantegazza, P., Die Hygiene der Sinne. Königsberg i. Pr., H. Matz. 8. 1 M.

Memoiren eines Ulmer Ersatz-Reservisten. Zürich, C. Schmidt. Gr. 8. 60 Pf.

Meyer, G., Ueber den Unterschied zwischen Naturgesetz und Sittengesetz. Gedanken über die Stellung des Menschen in der Natur. Straßburg i. E., J. H. E. Heitz. Gr. 8. 60 Pf.

Miller, An die deutschen Bundesfürsten! An die deutsche Armee! An das gesamte deutsche Volk! Ein Aufschrei mißhandelter Soldaten, deutscher Landeskinder. Stuttgart, R. Lutz. Gr. 8. 60 Pf.

Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. Mit Benutzung amtlicher Quellen herausgegeben von Freih. v. Danckelman. 4. Bd. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 9 M.

Roloff, G., Politik und Kriegführung während des Feldzuges von 1814. Ein Beitrag zur Geschichte der Freiheitskriege. Berlin, Mayer u. Müller. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Rosegger, P. K., Gedichte. Wien, A. Hartleben. 8. 3 M. 60 Pf.

Wallace, L., Jesu Kindschaft. Ernste Betrachtungen. Berlin, Heichen u. Skopnik. 12. 1 M. 50 Pf.

Wallis, W., Menschen und Schicksale. Gesammelte Skizzen. München, C. Merhoff. 8. 1 M. 50 Pf.

Winkler, R., Ein neues Weltsystem. Aus den natürlichen Gegensätzen von Kälte und Wärme abgeleitet. Nürnberg, Fr. Korn. Gr. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 20. August 1891.

Dichtung und Wahrheit.

Dichter und Denker gelten allgemein als ganz verschiedenartige Charaktere, welche miteinander nicht das geringste gemein haben. Dichtung und Wahrheit betrachtet die öffentliche Meinung als ganz voneinander gesonderte Gebiete. Wem der holde Genius der edeln Kunst die Stirn geküßt hat, der ist nach ihr für die Wissenschaft verloren. Die künstlerische Bethätigung, der erhabene Flug, der poetische Schwung ist ihr zufolge ein Hemmniß für die wissenschaftliche Arbeit. In welch großem Irrthume sie hierin befangen ist, mag ihr schon daraus klar werden, daß sie selber Männer, welche der Dichtung höchsten Preis ersungen und errungen haben, mit dem Beinamen der „Dichterphilosophen" krönt. Um nur einige Beispiele anzuführen, so nenne ich Homer, Aeschylos, Sophokles, Dante, Shakespeare, Lessing, Herder, Schiller, Goethe, Leopardi und Byron. Diese Thatsache ist ein lauter, nicht aus der Welt zu schaffender Protest gegen die grundsätzliche Scheidung von Kunst und Wissenschaft. Eine solche kann unmöglich bestehen, wenn die Fürsten im Reiche der Poesie, die dichterischen Genies es wagen dürfen, in den Fragen der Weltweisheit ein Wort mitzureden, und der strenge Rath der Wissenschaft ihrer Stimme andächtig und ehrerbietig lauscht.

Dichtung und Wahrheit sind aber nicht nur nicht grundsätzlich voneinander getrennt, sie wandeln sogar denselben Weg, sie jagen demselben Ziele nach. Nicht einige wenige Dichter genießen das Vorrecht, den Namen von Dichterphilosophen tragen zu dürfen, sondern jeder vollwerthige, echte, wahre, seinen Beruf erfassende Dichter ist als solcher Philosoph. Der Beruf des Dichters ist es ja nicht, lediglich zu erdichten, er hat seine Aufgabe beileibe nicht erfüllt, wenn er unbekümmert um das, was ihn umgibt, sich in eine märchenhafte, abenteuerliche, romantische Traumwelt hineinspinnt und der Phantasie die Zügel schießen läßt. Er hat sich vielmehr in dem Fahrwasser des Realismus zu bewegen, er muß sich in die großen Gärungen und Kämpfe der Gegenwart, in die gewaltigen Umgestaltungen in Glaube und Sitte, in Erziehung und Gesellschaft vertiefen und seine Schöpfungen mit einem von hier aus bereicherten Geiste durchsetzen. In der That sehen wir denn auch allemal in den Zeiten großer Kunstperioden die Kunst mit der unmittelbaren Wirklichkeit in innigster Wechselwirkung stehen; die ihr hingegebenen Jünger wurzeln in dem Leben ihrer Zeit und ihres Volks. Die griechischen Dichter sind in ihren Stoffen und Formen durch und durch griechisch. Desgleichen entlehnt Shakespeare, wenn auch nicht immer die Stoffe, so doch durchwegs seine ganze Gedankenwelt und Darstellungsweise, seine Formen, Situationen und Charaktere seiner unmittelbaren Umgebung. Oft genug ist es auch bemerkt worden, daß man den leidenschaftlich fanatischen Charakter des Spaniers in den Werken des Murillo oder Velasquez wiederfindet, die spießbürgerliche Beweglichkeit des Holländers in den derben Genrebildern der niederländischen Schule, die heitere Lebenslust des Vlamländers in den Bildern eines Rubens oder Van Dyck, die strahlende Sinnlichkeit und Ueppigkeit der italienischen Renaissance in Tizian oder Paolo Veronese u. s. w.

Die classische Dichtung darf sich mithin des Realismus mit mehr Recht rühmen als der sogenannte Naturalismus, denn sie greift in das volle Leben hinein, ohne jedoch über den Einzelheiten und Zufälligkeiten desselben das Allgemeine und Wesentliche zu übersehen. Sie erforscht mit bienenartigem Fleiße die ehernen großen Gesetze, nach welchen wir unseres Daseins Kreise vollenden. Wie ein Liebender über seines Mädchens Wesen mit der zärtlichen Weisheit eines begeisterten Herzens Klarheit zu erringen sich bemüht, so verweilt sie hingebungsvoll und in stiller

Andacht selbst bei den unscheinbarsten Aeußerungen der Natur, an denen sie das Walten des im kreisenden Wechsel beharrenden ewigen Geistes zu entdecken vermeint. In künstlerischer Selbstbeschränkung hinter die Gegenstände zurücktretend und in ihnen aufgehend, richtet sie unentwegt ihren Sinn auf die Beantwortung der an uns von dem flüchtigen Leben unaufhörlich gestellten psychologischen, ethischen, ästhetischen, politischen und socialen Fragen. Der Einbildungskraft strenge Manneszucht auferlegend, belauscht sie die Geheimnisse des Mikrokosmos, um ihm alsdann durch eine Wiedergeburt in einer seiner Idee angemessenen Form das Schicksal des fabelhaften Vogels Phönix zu bereiten, welcher nach der Verbrennung aus der Asche schöner und wundervoller denn je hervorgegangen. Sie verhält sich zu der Wirklichkeit, wie der Wein zur Traube; sie ist, um es kurz zu sagen, ein Licht, das wie die Sonne aus rauher Erde goldene Früchte zieht. „Ich lasse", so bekennt Goethe in einfachen, schlichten Worten, „die Gegenstände auf mich einwirken und bemühe mich, sie mit Genauigkeit wiederzugeben. Das ist das ganze Geheimniß dessen, was die Menschen übereingekommen sind, die Gabe des Genius zu nennen." Desgleichen erkennt Schiller den Genius daran, daß er „in der Natur die Natur mehrt".

Wie die Wissenschaft, so muß demnach auch die Dichtung aus dem Tage die Ewigkeit schöpfen, mit reiner Hand die Wahrheit entschleiern und die Natur natürlich darstellen, in ihrer Echtheit und Vollkommenheit. Sie muß sich, wofern sie nicht einer Eintagsfliege gleichen, wofern sie die raschlebige Gegenwart überdauern und noch in fernen Jahrhunderten gewürdigt werden will, der Lösung gewaltiger, allgemein menschlicher Probleme widmen. Indem die Dichtung uns die Menschen, denen sie in höherm Sinne realistisch auf den Grund sieht, nicht, wie sie sind, sondern, wie sie sein sollen, vorführt, begegnet sie sich mit der praktischen Philosophie, welche ja auch aus den Menschen, wie sie sind, die Menschen, wie sie sein sollen, entwickelt, dem Leben die Harmonie des Lebens abgewinnt. Sie legt die Früchte ihres Nachdenkens, die in den Bedrängnissen des Kampfes ums Dasein herangereifte Weltanschauung nur in einer andern Form nieder als „die alte Schwiegermutter Weisheit", wie Goethe sie nennt; sie erscheint nicht in einer nüchternen, prosaischen Gewandung, weil sie sich nicht an den Verstand, sondern an das Gemüth wendet. Nicht trocken und hausbacken zu belehren, sondern zu veredeln und anzuregen, darauf kommt es ihr an. Die Tendenz ist ihr weniger eine Krücke als ein Spazierstöckchen. Dem das Feuer von den unermeßlichen Höhen des Olymp auf die Erde herniedertragenden Prometheus ähnlich, ist die Dichtung in ihrer Vollendung von dem heiligen Streben geleitet, in des Menschen Brust das läuternde Feuer der Begeisterung für die hehren Ideale zu entzünden, diese aus ihrer Unnahbarkeit und Unzugänglichkeit zu reißen, die Menschheit unbewußt aus des Daseins ödem Strande zu ihnen zu erheben. Demgemäß tischt sie die Ergebnisse der Philosophie nicht in jener von des Gedankens Blässe angekränkelten Zubereitung auf, welche dem großen Publikum nicht mundet, sondern sie durchsetzt sie mit dem sinnigen, die Herzen erobernden Zauber der Unmittelbarkeit und heitern Sinnlichkeit. Sie haucht ihnen Leben und Odem ein, sie gibt ihnen greifbare Gestalt, sie veranschaulicht sie plastisch und verdichtet sie zu Fleisch und Blut. Ihr ist die herrliche, erhabene Aufgabe anvertraut, die Schätze der Wissenschaft in den Volksgeist, wenn ich so sagen darf, hineinzuschmeicheln, ein Buch der Welt und der Menschheit für die Welt und die Menschheit zu schreiben. Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit des trefflichen Vorwortes, mit welchem der unvergeßliche Dichter des „Ekkehard" eben diese Dichtung versieht, zu gedenken und aus demselben die zündende Einleitung anzuführen. Das Vorwort beginnt also: „Dies Buch ward verfaßt in dem guten Glauben, daß es weder der Geschichtschreibung noch der Poesie etwas schaden kann, wenn sie innige Freundschaft miteinander schließen und sich zu gemeinsamer Arbeit vereinen. Seit Jahrzehnten ist die Hinterlassenschaft unserer Vorfahren Gegenstand allseitiger Forschung; ein Schwarm fröhlicher Maulwürfe hat den Boden des Mittelalters nach allen Richtungen durchwühlt und in fleißiger Bergmannsarbeit eine solche Masse alten Stoffs zu Tage gefördert, daß die Sammelnden oft selber davor erstaunten: eine ganze schöne in sich abgeschlossene Literatur, eine Fülle von Denkmalen bildender Kunst, ein organisch in sich aufgebautes politisches und sociales Leben liegt ausgebreitet vor unsern Augen. Und doch ist es all der guten auf diese Bestrebungen gerichteten Kraft kaum gelungen, die Freude am geschichtlichen Verständnisse auch in weitere Kreise zu tragen; die zahllosen Bände stehen ruhig auf den Bretern unserer Bibliotheken, da und dort hat sich schon wieder gedeihliches Spinnweb angesetzt und der Staub, der mitleidslos alles bedeckende, ist auch nicht ausgeblieben, sodaß der Gedanke nicht zu den undenkbaren gehört, die ganze altdeutsche Herrlichkeit, kaum erst aus Tageslicht zurückbeschworen, möchte eines Morgens, wenn der Hahn kräht, wieder versunken sein in Schutt und Moder der Vergessenheit, gleich jenem gespenstigen Kloster am See, von dem nur ein leise klingendes Glöcklein tief unter den Wellen dunkle Kunde gibt." Nachdem Scheffel alsdann mit drastischem Humor geschildert hat, wie die gelehrte Geschichtschreibung einen gelehrten literarischen Wust für Gelehrte aufspeichert, an dem „die Mehrzahl der Nation theilnahmslos vorübergeht und mit einem Blicke zum blauen Himmel ihrem Schöpfer dankt, daß sie nichts davon zu lesen braucht", beantwortet er die Frage, wie mit Erfolg eine geschichtliche Wiederbelebung der Vergangenheit erzielt werden könne, folgendermaßen: „Gewißlich nur dann, wenn einer schöpferisch wiederherstellenden Phantasie ihre Rechte nicht verkümmert werden, wenn der, der die alten Gebeine ausgräbt, sie zugleich auch mit dem Athemzuge einer lebendigen Seele anhaucht, auf daß sie sich erheben und kräftigen Schrittes als auferweckte Todte einherwandeln." Und dem eigenen Romane

auf den Leib rückend, beichtet er traulich: „Den Poeten ereilt ein eigenes Schicksal, wenn er sich mit der Vergangenheit genauer bekannt macht. Wo andere, denen die Natur gelehrtes Scheidewasser in die Adern gemischt, viel allgemeine Sätze und lehrreiche Betrachtungen als Preis der Arbeit herausätzen, wachsen ihm Gestalten empor, erst von wallendem Nebel umflossen, dann klar und durchsichtig, und sie schauen ihn ringend an und umtanzen ihn in mitternächtigen Stunden und sprechen: Verdicht' uns! So kam es auch hier" u. s. w.

Also ist die Dichtung zur Verdichtung berufen. Sie ist ein Gewebe von Morgenduft und Sonnenklarheit, Anmuth und Würde, Dichtung und Wahrheit. In dieser ihrer Stellung zur Weltweisheit gemahnt sie gewissermaßen an das Verhältniß Plato's zu Aristoteles. Aehnlich jenem Denker, welcher in Sehnsucht, seines Ursprungs theilhaftig zu werden, sich nach der Höhe bewegt und alles, was er äußert, auf ein ewig Ganzes, Gutes, Wahres und Schönes bezieht, dessen Forderung er in jedem Busen anzuregen strebt, stellt sie das ganze Leben unter die Begriffe des Schönen und der Liebe, findet sie in dem heißen Verlangen nach der Schönheit der Idee die Verklärung des Lebens. Und wie der Schöpfer der Ideenlehre wie von einer Glaubenserfahrung von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß

Frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt,

wie in dem sonnigen Geiste Plato's der farblose, schattenhafte Begriff zu einem wahrhaft Seienden erwächst, bei welchem er mit Phantasie und Empfindung verweilen kann, also verwandelt auch der jugendfrische, lebensfreudige, der Heiterkeit der Antike hingegebene Genius der farbenhellen und farbenfrohen Poesie die aus streng philosophischem Boden hervorgesprossene graue, fahle Theorie in Gestaltungen, an denen Anschauung und Gefühl erwarmen. Die Poesie theilt mit Plato den unabweislichen Drang und Trieb, nicht nur zu denken, sondern auch in dem Gedachten zu leben.

Als höhere Einheit von Realität und Idealität, Natur und Geist, Subjectivität und Objectivität stellt sich uns die Dichtung übrigens schon lange vor dem Bestande einer wissenschaftlichen Forschung dar. Es mag wol wie eine Uebertreibung klingen, es ist im Grunde aber doch keine, wenn Herder von dem Vater Homer urtheilt, daß er im Vereine mit Sophokles, Dante und Shakespeare „der Psychologie und Menschenkenntniß mehr Stoff geliefert habe, als selbst die Aristoteles und Leibniz aller Völker und Zeiten". Wird doch dieses Urtheil durch ganz Hellas bestätigt. Homer ist in seinen Wirkungen für sein Volk geworden, was kein anderer Dichter für das seinige gewesen, — weder Ossian für die Schotten, noch das Nibelungenlied für die Deutschen. Er ist den Hellenen die Quelle fast aller möglichen Erkenntniß und Weisheit, er ist, um mit Plato's Republik zu sprechen, der Lehrer und Bildner von Hellas gewesen. Alle bedeutenden Aeußerungen des griechischen Culturlebens wurden an ihn angeknüpft. Dichter machten kein Hehl daraus, daß sie die Brosamen vom Tische Homer's auflesen, Malern und Bildhauern saßen seine herrlichen Verse als Modell, die Anfänge der Mathematik, Astronomie und Naturphilosophie lehnten sich an seine Schilderungen der Götter und Menschen an, Gesetzgeber legten ihn ihren Gesetzen zu Grunde, und auch Herodot, der Vater der Geschichtschreibung, rankte sich an ihm empor. Alle ohne Unterschied trugen ihn in Herz und Mund. Er war für die Griechen das Buch der Bücher, die hellenische Bibel.

Bernhard Münz.

Erzählende Literatur.

1. Wenn man jung ist! Neue Novellen von Balduin Groller. Dresden, E. Pierson. 1891. 8. 3 M.
2. Moderner Todtentanz. Kohlenskizzen von Karl Pröll. Vierte Sammlung. Berlin, H. Lüstenröder. 1891. 8. 2 M. 50 Pf.
3. Aus vergilbten Blättern. Roman von Konrad Telmann. Berlin, O. Janke. 1891. 8. 5 M.
4. Am Glück vorbei. Von *** Aus dem Französischen übersetzt von L. F. Devrient. (Collection Spemann.) Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 1891. 8. 1 M.
5. Die hehre Gottheit, oder: Der letzte der 'Tzins. Roman aus der Zeit der Eroberung des Aztekenreiches von Lewis Wallace. Ins Deutsche übertragen von Paul Heichen. Zwei Bände. Berlin, Heichen u. Skopnik. 1891. 8. 5 M.
6. Aus dem Adlergebirge. Erinnerungen und Bilder aus dem östlichen Deutschböhmen von Eduard Langer. Erster Band. Prag, H. Dominicus. 1891. Gr. 8. 4 M.

Balduin Groller ist in dieser Zeitschrift einmal „der geborene Plauderer" genannt worden: mit vollem Rechte; das zeigt auch sein neuestes Buch: „Wenn man jung ist" (Nr. 1). Was er auch anfaßt, das wird, wenn auch nicht wie bei dem unseligen König Midas Gold, so doch unterhaltend, fesselnd und meistens auch herzbefreiend. Die erste Geschichte berichtet von „kleinen Gefälligkeiten". Dr. Ferdinand Rutt stellt sich uns zuerst brieflich vom schwarzen Erdtheile aus vor. Dafür sehe ich allerdings keinen rechten Grund, aber auch keinen rechten dagegen. Nach Europa und nach Wien, der Geburtsstätte des Groller'schen Plaudergeistes, zurückgekehrt, übernimmt er es, einem geadelten Geldmenschen eine „kleine Gefälligkeit" zu erweisen. Der Sohn dieses Herrn liebt die schöne Buchhalterin seines Vaters und zwar hat er, wie Ferdinand, der Sohn des Präsidenten, ehrliche Absichten, was für den Herrn J. J. von Stahl genau so wie für Herrn von Walter ein erschwerender Umstand ist. Der Afrika-

reisende übernimmt nun frivolerweise den Auftrag, den jungen Mann seiner Geliebten abwendig zu machen. Der ungeschickte Versuch bringt ihm von seiten des Verletzten eine Duellforderung ein, er ist aber anständig genug, um den Zweikampf durch Abbitte zu vermeiden. Die Beschützerin des Mädchens, Gräfin Terka Solymossy, sucht den Gegner unschädlich zu machen, indem sie mit ihm kokettirt, verliebt sich aber dabei so ernstlich in ihn, daß ihr, nachdem sie die Liebenden glücklich zusammengebracht hat, nichts übrig bleibt, als die Adelheid von Runeck in den „Journalisten" zu spielen, indem sie ihm schreibt: „Bitte, thun Sie mir den einzigen Gefallen und heirathen Sie mich!" Natürlich thut ihr Dr. Rutt mit größtem Vergnügen diesen Gefallen. „Auch eine Künstlerfahrt" schildert einen Erbummel wiener Künstler mit köstlichem Humor. Groller ist ein Meister in der Gestaltenzeichnung. Die dritte Novelle: „Die rothe Schleife", spielt, wie die erste, in der aristokratischen Gesellschaft, in die uns der Erzähler ohne Gethue, ohne Patchouli und ohne Stallduft einzuführen weiß. Die Liebe zwischen einem genialen Baumeister und einer „Hochgeborenen" droht durch ein Verkennen von seiten des erstern zu einem tragischen Ausgange zu führen. Die Novelle endigt aber ähnlich wie die erste, ohne daß man das als störend empfände.

Balduin Groller hat diesem Bande, dem siebenten seiner erzählenden Schriften, aus besonderm, zufälligem Anlasse ein Vorwort vorangeschickt. Er spricht sich über „die neue Mode" aus. Die von ihren lautesten Wortführern als schöpferisch, als eine neue Aera heraufführend gepriesene realistische Bewegung bezeichnet er als Revolution, und gerade deshalb unfähig, dauernde literarische Zustände zu schaffen. Sehr scharf geht er mit der Manie ins Gericht, welche, wie in „Vor Sonnenaufgang", von allen Seiten Unrath auf die Bühne karrt, und nicht minder entschieden verwirft er den Charakter des Reflexionsmäßigen, ohne Phantasie Ausgetiftelten, welchen ein Theil der Ibsen'schen Dramen hat. Im Gegensatze zu den Uebertreibungen und den innern Unwahrheiten tritt er für den alten echten Realismus ein, welcher fast so alt sei, wie die Kunst selbst. Pro domo sprechend schließt er: „Auch wer ein freundliches Bild malt, kann ein Realist sein; wenn es gut werden soll, muß er sogar ein Realist sein."

Es könnte scheinen, als ob Groller mit dieser seiner Anschauung zu der von Karl Pröll einen unausgleichbaren Gegensatz bildete. Pröll bietet uns schon den vierten Band jener „Kohlen-Skizzen" dar, die er charakteristisch genug „Moderner Todtentanz" (Nr. 2) betitelt. In der ersten der betreffenden Erzählungen, „Worin Frieden", erscheint ein Maler, von dem es heißt:

> Er wurde ein Kunstjünger im modernen Geiste, welcher das Alltagsleben, das Alltagsleiden zu erfassen und ohne Beschönigung wiederzugeben suchte. Die unerbittliche Wahrheit, welche farbige Tröstungen verschmäht und die stumpfe Noth, das zagende Verkümmern als Zeugen wider eine gleichgültige Gesellschaft herbeiruft, im Helllicht erscheinen zu lassen, hielt Richard für die seiner Bildkraft allein würdige Aufgabe.

Auch Pröll ist ein solcher Maler. Ich behaupte nicht, daß er das Schöne und Erfreuliche in dem Leben der Gegenwart leugne, auch nicht, daß er nur das Schlimme und Schlechte sehen wolle. Es gibt eine Anzahl tendenziöser Realisten, welche es schlechterzogenen Knaben nachmachen, jenen Rangen, welche auch bei dem schönsten Wetter und bei ganz leidlichen Wegen immer mit schmutzbespritzten Kleidern nach Hause kommen, so lange es noch eine Pfütze gibt, in die sie hineinspringen können. Zu diesen gehört Karl Pröll nicht. Er wendet sich mit voller Bewußtheit der Nachtseite des modernen Lebens zu, weil er die Uebel dieser Gegenwart für sein Theil zu heilen bestrebt ist und als erste Stufe dazu die Aufdeckung des verborgenen Schadens betrachtet. Im Banate geboren, wo aufgegebene Vorposten des Deutschthums in hartem Kampfe zu ringen haben, ist er frühzeitig auf Kampf gestellt und macht, überzeugungsvoll und gewissenhaft, wie er ist, all sein geistiges Vermögen dem Kampfe gegen das, was ihm verderblich erscheint, dienstbar. Der Kämpfer weltlicher Wahrheit und Wohlfahrt berührt sich in diesem Punkte mit dem fanatischen geistlichen Bußprediger der fünfziger Jahre Alban Stolz, wenn er auch nicht geflissentlich das Gräßliche sucht, wie dieser. Vor dem einen großen Theile der „Naturalisten", die ihn ja wohl zu den Ihrigen zählen werden, unterscheidet er sich nicht nur durch den sittlichen Ernst, sondern auch durch die Klarheit. Er sieht, welcher Humbug auf ästhetisch-ethischem Gebiete mit den Naturwissenschaften getrieben wird, und weist nach, wie Ibsen und die Ibsenianer auf dem Umwege der Vererbungstheorie gewissermaßen wieder zu der Schicksalsdramatik zurückverschlagen werden. Er selbst gesteht den Naturwissenschaften den Beruf, wenn ich so sagen darf, zu, eine ernste Weltanschauung zu bilden, „welche allen Menschen das Vorrecht einer Pflichterfüllung für gemeinsame Zwecke und auch nur dieses zuweist". Ich bezweifle auf das entschiedenste, daß man aus den Naturwissenschaften, wenn überhaupt ein ethisches System, in strenger Folgerichtigkeit ein anderes System als das des unbedingten Egoismus entwickeln kann. Die Weltanschauung, welche Pröll aus ihr entwickelt sehen will, würde der Tod der Liebe wie der Kunst sein, aber die Ehrlichkeit ihres tapfern Verfechters ist nicht anzuzweifeln. Diese Ehrlichkeit zeigt sich auch in der außerordentlich herben Kritik des süddeutschen, vor allem des österreichischen Wesens, dessen Liebenswürdigkeit Pröll mit angeerbter Willensschwäche und ungenügender Charaktererziehung in Verbindung bringt und der er die norddeutsche Art als rauher, aber gediegener vorzieht. Das Buch enthält kurze Novellen, Erzählungen, Skizzen und endlich auch Nummern von überwiegend dialogischem Charakter, in welchen der Verfasser seine tief durchdachte Weltanschauung entwickelt. Alles ist interessant, alles bekundet hervorragende Denk- und Darstellungskraft, aber vielfach riecht es hier stark nach Carbol.

Völlig frei von solchem Geruch, aber auch ohne hervorstechende Eigenart ist Konrad Telmann's neuester

Roman. „Aus vergilbten Blättern" (Nr. 3) will der Erzähler die fingirte Geschichte von drei Generationen geschöpft haben, aber was daher entnommen sein soll, wird als fortlaufender Roman erzählt, mit allen Künsten des Romanschreibers, sodaß sich der denkende Leser fortwährend fragt, wie der Erzähler das aus jenen ihrem Inhalte nach charakterisirten Papieren soll haben können. So leistet diese Fiction dem Dichter gar nichts, wenn nicht das, daß er mit einer Verliebung anfangen und mit der dazu gehörigen Verlobung endigen kann. Ja sie schadet. Es macht einen peinlichen Eindruck, daß, infolge dieser Einkleidung, der Sohn den Ehebruch seiner Mutter erzählen muß. Der Verfasser ist ein tüchtiger Psycholog, weiß gut zu schildern und unterhaltend und fesselnd zu erzählen, auch ist, kein geringes Lob in unsern Tagen, seine Sprache rein.

Der Roman „Am Glück vorbei" (Nr. 4) ist das Werk eines ungenannten conservativen und katholisch-frommen Franzosen, welches, so achtbar auch die Gesinnung des Verfassers ist, eine Uebersetzung doch kaum verdient hat. Der Ungenannte tritt, ohne es zu wollen, für das Divorçons ein. Denn wenn sich der Held der Erzählung von seiner ehebrecherischen Frau hätte scheiden lassen, so wäre er und das Weib, das ihn liebt, nicht am Glücke vorbeigetrieben.

Der neue Roman von Lewis Wallace, „Die hehre Gottheit" (Nr. 5), ist — ein alter Roman, das erste, wenigstens das erste größere Werk des amerikanischen Schriftstellers, vor mindestens vierzig Jahren geschrieben. Als nun der Roman „aus den Tagen des Messias" „Ben Hur" zuerst bei den für den Stoff aufs höchste interessirten Amerikanern und Engländern, dann auch bei den auf dem Gebiete der Kunst ja so leicht durch die Begeisterung fremder Nationen angesteckten Deutschen einen Erfolg hatte, welcher zu dem künstlerischen Werthe des breit und schwerfällig geschriebenen Buchs in gar keinem Verhältnisse steht, da schien es einem unternehmenden Manne zweckmäßig, auch das ältere Werk Wallace's den deutschen Lesern zugänglich zu machen. Es heißt „The fair God (or the last of the 'Tzinz)", was Heichen so verkehrt wie möglich mit „Die hehre Gottheit" übersetzt, während es, wie ein Dutzend Stellen des Buchs zeigt, den milden Gott bezeichnet. Quetzal, seinem Wesen nach der Sonnengott, verschmäht blutige Opfer, im Gegensatze zu Huitzil (Witzliplitzli), dem Kriegsgotte. Der Roman hat zwei verschiedenartige, nicht harmonisch ineinander gebildete Bestandtheile; einmal das Geschichtliche: dessen ist in der ersten Hälfte herzlich wenig, desto mehr in der zweiten, und dann das Erfundene, mit welchem es sich umgekehrt verhält. Nun hat Wallace, um mit einer gewissen Wahrheit erfinden zu können, allerdings das Land Anahuac, die Denkmäler der alten Zeit und die Sitten der gegenwärtigen Bewohner möglichst genau kennen zu lernen versucht und, soweit die spärlich fließenden Quellen dies möglich machten, auch den Charakter und die Cultur des alten Aztekenvolks studirt. Aber wie wenig boten hier die Quellen! So hat man bei der Lektüre meistens den Eindruck, als ob die Mexicaner und Mexicanerinnen des Verfassers wesentlich Gebilde einer im modernen Leben groß gezogenen und in ihm befangen gebliebenen Phantasie seien, hie und da mit Zügen geschmückt, die von sogenannten Naturvölkern, wie die Malaien der Südsee dafür gelten, entlehnt sind. Seine Helden, seine Priester, seine Pulque-Philister lassen meistens aus dem fremdartigen Costüm heraus ein sehr bekanntes Gesicht erblicken. Die historischen Vorgänge aber erscheinen, mir wenigstens, in der romanhaften Ergänzung und Umhüllung keineswegs interessanter und imponirender als in rein historischer Darstellung. Nicht selten fehlt es auch der Erzählung an Uebersichtlichkeit. So ist vor allem der Bericht über die Vorgänge, welche sich in jener Schreckensnacht auf dem Damme abspielen, ein Muster, wie man nicht erzählen soll. Endlich ist der Schluß unbefriedigend. Die eine der liebenden Prinzessinnen, Renezin, ist von dem Pferde ihres Liebhabers erdrückt worden, die andere, Tula, ist sicher an der Seite des geliebten Guatämozin, den sie unfehlbar auch heirathen wird. Die ganze, doch so kluge Regierung des neuen Königs enthält uns aber der Verfasser vor.

In dem Buche findet sich manche anziehend geschilderte Scene, mancher echt poetische Zug, wenn der Verfasser auch gar zu viel mit dem Arbeitszeuge der gewöhnlichen Romanschreiber, geheimnißvollen Grotten, verborgen gehaltenen hellseherischen Jungfrauen, unglaublicherweise unentdeckt bleibenden Verkleideten und was dergleichen mehr ist, arbeitet.

Die Uebersetzung ist zum Theile leidlich, zum Theile schlecht: werthlose Fabrikwaare. Ich sehe von sachlichen Misverständnissen ab, wie: Schilde aus gefütterter Baumwolle (? II, 152), zu einem Balkengestell zusammengenagelte Breter (II, 212). Schon der Titel ist ja ein Misverständniß. Ich will ein paar Proben von der Sprache geben, die an schlechtes Zeitungsdeutsch erinnert:

„Der Auflauf nahm größere Umfänge an" (II, 76); „Das Silber, von welchem der Markt ausgeplündert wurde" (II, 96); „Hochgradig" (II, 120 und öfter); „Du spottest mit mir" (II, 191); „Panik" (öfter); „in seinem (des Tragsessels) Innern, warm und behaglich gebettet, drang das Getöse zu den Ohren der Prinzessin" (II, 235).

Misverständniß und Sprachfehler verbinden sich an folgender Stelle:

Um dem Leser die Scene klar zu machen, muß er sich vergegenwärtigen, daß die Dammstraße eine Gehfläche von nur acht Schritt Breite hatte, während der Kanal bei etwa gleicher Breite sich (sie?) in rechten Winkeln kreuzte und zu beiden Seiten mit Mauern von wahrscheinlich 12 Fuß Höhe eingefaßt war (II, 233);

letzteres ist, nach dem Voraufgehenden, durchaus unverständlich. Eine bessere Uebersetzung hätte das Buch doch verdient.

Eduard Langer's „Aus dem Adlergebirge" (Nr. 6) dient einem jedem Deutschen sympathischen Zwecke, ist von trefflicher Gesinnung eingegeben, verdient aber als Ganzes

kein Lob, weil — es eben kein Ganzes ist. Langer lobt Riehl; wenn er nur mehr von Riehl's Kunst gelernt hätte!

Wo das Adlergebirge und sein Hauptort Rokitnitz zu suchen ist, erfährt der Leser, der kein Geograph und nicht gewohnt ist, die Karte immer zur Hand zu haben, auf Seite 192 fg. Die erste Abtheilung des ersten Bandes ist betitelt „Studentenstreiche". Man erwartet etwas Humoristischeres, als man schließlich findet, und auch etwas Charakteristischeres, denn, abgesehen vom Dialekt, hätten sich diese Vorgänge ebenso gut in Schlesien, im sächsischen Erzgebirge oder in Schwaben abspielen können. Die zweite Abtheilung heißt „Land und Leute", ein verheißungsvoller Titel. Und was finden wir unter diesem Titel zuerst? Eine Monographie — als solche sollte sie gedruckt sein — über einen Schriftsteller Moriz Reich, von welchem der Verfasser hier handelt, „um mit den Erscheinungen des geistigen Lebens zu beginnen". Nun ist Moriz Reich in Rokitnitz geboren und hat seine engere Heimat zum Schauplatze der Handlung einer ganzen Anzahl von Novellen gemacht, aber mit dem geistigen Leben von Rokitnitz — soweit es ein solches gibt — hat dieser hochbegabte, liebenswürdige und unglückliche Schriftsteller nicht mehr zu thun, als er mit dem von Tarnopol haben würde, wenn er dort geboren wäre, nämlich gar nichts. Höchst werthvoll ist die „Lebensgeschichte" Reich's von Alfred Meißner, welche Langer mittheilt, höchst werthvoll sind auch die Proben von Reich's Lyrik. Die einzelnen Gedichte stehen an Gediegenheit nicht gleich, aber im ganzen offenbaren sie einen reichen eigenartigen Geist und ein feines Formgefühl, auch in ihrem metrischen Bau. Auch eine Anzahl Briefe von Meißner bilden eine schätzbare Zugabe.

Das folgende Kapitel, welches wirklich in diesen Abschnitt hineingehört, ist „Hieronymus Brinke" überschrieben. Brinke war ein echter Volksdichter von ganz entschiedener Begabung. Sein humoristisches und satirisches Vermögen gibt ihm eine mehr als blos örtliche Bedeutung, wenn schon die Dialektgedichte, so werthvoll sie für den Sprachforscher sind, schwerlich eine weite Verbreitung finden würden. Sein Testament, in ziemlich frei gebauten hochdeutschen Versen abgefaßt, wage ich als ein fast classisches Denkmal deutschen Humors zu bezeichnen. Die Grabschrift soll lauten:

Hier ruht ein Mann, der nicht nach Reichthum strebte
Und weniger für sich als für andere lebte;
Wär' er auch reich geworden, was hätt' er jetzt mehr?
Er faulet so gut wie ein Millionär.
Das Sterben war ihm leicht und gering,
Weil sein Herz nicht an Erdengütern hing.

Nun möcht' ich verfügen über mein Haus,
Jedoch Legate gehn voraus.
Meine Legatare werden vielleicht brummen,
Denn ich vermache ihnen keine Geldsummen,
Jedoch vermache ich, was sie nicht haben,
Meine Eigenschaften und Geistesgaben.

Von den Legaten hier nur ein ganz kurzes:

Den Mürrischen und Sauertöpfen,
Die nur Verdruß und Aerger schöpfen,
Vermache ich meine Gleichgültigkeit,
Meinen Frohsinn und Zufriedenheit.

Erwähnt möge noch werden „Grülicher Mundart" mit einigen Gedichten von Wilhelm Oehl, und „Das Kriegsjahr 1866. Frei erzählt nach Gregor Rätz"; eine immerhin recht lesbare humoristische Idylle. Adolf Brieger.

Neue lyrische Gedichte.

1. Diorama von Karl Henckell. Zürich, Verlags-Magazin. 1891. 8. 3 M. 60 Pf.
2. Von der Lebensstraße von Georg Egestorff. Leipzig, Friedrich. 1891. Gr. 8. 3 M.
3. Gedichte von Fritz Tyrol. Dresden, Pierson. 1891. 12. 1 M.
4. Traumphantasieen und Dionysische Lieder. Dichtungen von Georg von Schulpe. Leipzig, Moldenhauer. 1891. 12. 2 M.
5. Gedichte von Richard Hugo. Dresden, Pierson. 1891. 12. 4 M.
6. Dichtungen und Gedichte von Franz Wichmann. Dresden, Pierson. 1891. 8. 5 M.
7. Herbstfäden von nah und fern. Dichtungen und Nachdichtungen von Albert Weiß. Dresden, Pierson. 1891. 8. 1 M.
8. Maientraum und Winterschnee. Gedichte von Josef Schwaab. München, Nißler.
9. Gedichte von Paul Kunad. Dresden, Pierson. 1891. 8. 75 Pf.
10. Knospen und Blüten. Gedichte von J. von Hurter. Wien, Frick. 1891. 8. 3 M.

Zwei „Jüngstdeutsche" mögen die heutige Rundschau über neue Lyrik eröffnen: Karl Henckell und Georg Egestorff mit ihren jüngst erschienenen Gedichtsammlungen!

Von Karl Henckell zunächst liegt neues Lyrisches unter dem Titel „Diorama" (Nr. 1) vor. Das Buch — ich habe mich in diesem Sinne bereits andernorts ausgesprochen — bedeutet gegenüber den frühern lyrischen Veröffentlichungen des talent- und geistvollen Henckell eher einen Rück- als einen Fortschritt. Seinem von Anfang an auf den Schild gehobenen Ideale getreu, tritt der jugendliche Poet auch in dem „Diorama" für Freiheit, Fortschritt und Humanität kräftig ein und zwar bald positiv, bald negativ, d. h. hier mit den Waffen pathetischer Verherrlichung, dort mit denjenigen satirischer Abschilderung. Aber neben dieser gesunden Opposition gegen alle rückschrittlichen und volksfeindlichen Elemente in Staat und Gesellschaft ist in dem „Diorama" eine gute Dosis ungesunder Sucht nach dem Bizarren und Barocken des Gedankens wie des Ausdrucks, was den Dichter

zu manchen Geschmacklosigkeiten verführt. Wer kann an Wendungen seine Freude haben, wie da sind „die Natürlichkeit, die dralle Runkelrübe", und „der Eiterocean der Lüge"?! Ganze Gedichte dieses „Diorama" müssen überdies als Cynismen bezeichnet werden, so „Weinmarkt" und „Schäker", „Arbeiterreise" und „Der kleine Idiot". Ein gut Theil der politischen Gedichte dieser Henckell'schen Sammlung trifft dagegen ins Schwarze. Man lese doch „An die deutsche Nation", „Das Ausnahmegesetz", „Te Deum" u. a. m. Wie weiß der tapfere Streiter mit dem Worte so manche politische „Größe" von heute in das richtige Licht zu rücken, wie weiß er sein politisches und religiöses Glaubensbekenntniß uns in dem Gedichte „Der Reformer und sein Metrodist" klar und scharf zu entwickeln!

Karl Henckell zieht in allen seinen Poesien die politische Debatte und das sociale Problem in den Bereich seines Schaffens; überall tritt er mit Entschiedenheit für die Forderung ein: die Dichtung von heute soll aus der subjectiven Selbstbespiegelung des Poeten hinaustreten in die große Welt menschheitlicher Interessen; sie soll alles Akademische und Conventionelle abthun und sich durch und durch erfüllen mit modernem Bewußtsein. Kraft der programmatischen Bedeutung dieser von ihm vertretenen Richtung gehört Karl Henckell zu den vornehmsten Vertretern der jüngstdeutschen Schule.

Dieser Schule darf man in gewissem Sinne auch Georg Egestorff beizählen, den Verfasser der Gedichte „Von der Lebensstraße" (Nr. 2). Er hat etwas Strammes, Soldatisches an sich und erinnert in dieser Beziehung mehrfach an den Hauptmann a. D. und Sänger der „Adjutantenritte", Detlev von Liliencron, den er in seinen Gedichten auch mehrmals verherrlicht. Es ist viel frisches Leben und unmittelbare poetische Kraft in diesen Egestorff'schen Gedichten. Mit echt soldatischem Feuer machen sie gegen alle Nachzügler des Mittelalters, besonders aber gegen ihre literarische Spielart Front. Egestorff ist der „Kothurngethürmten" herzlich müde und will mehr Wahrheit und Natürlichkeit haben in unserm künstlerischen Schaffen wie in unsern gesellschaftlichen Gewohnheiten, im öffentlichen Leben wie in allen Institutionen des modernen Staates. Man kann die Berechtigung dieser Forderung nicht leugnen, und darum sollte das gebildete Deutschland über den Egestorff'schen Gedichten beileibe nicht zur Tagesordnung übergehen.

Ein schätzenswerthes Talent, das vermöge seiner socialkritischen Schärfe manches Verwandte hat mit den Vertretern des „jüngsten Deutschland" ist Fritz Tyrol in seinen „Gedichten" (Nr. 3). Bekundet Tyrol in seinen Liedern viel Wärme der Empfindung und Reichthum der Phantasie, so geht er in der Rubrik „Am Strande" — er versetzt uns in ein modernes Luxusbad — den Thorheiten und Nichtigkeiten des heutigen vornehmen Lebens mit scharfer Satire mannhaft zu Leibe, während er in der Novelle in Versen „Die Braut" in den bekannten leicht geschürzten Ottaven, die bei uns besonders Graf Schack mit Geschick handhabt, eine eindrucksvolle Liebesepisode schildert. Das sind die drei Stücke, aus denen die Sammlung sich zusammensetzt. Tyrol, ein wie wir sehen in den verschiedensten Sätteln gerechter Poet, leistet in der Satire, also in „Am Strande", sein Bestes. Aber wie tiefe Herzenstöne er daneben anzuschlagen versteht, als Beleg dafür stehe hier das Lied:

Sehnsucht.

O Kind, mein liebes Kind,
Wo bist du hingegangen?
Mein Herz kennt nichts als Bangen,
Seit wir geschieden sind.

Allabends kommt zu mir
Ein eitel-thöricht Sehnen;
Nicht zwing' ich meine Thränen,
Dann blick' ich aus nach dir —

Als lägen, wie gewohnt,
Dort unten noch die Wälder,
Davor die stillen Felder
Und drüber ging' der Mond.

Doch wie in wachem Traum
Seh' ich auf fremde Gassen,
Darüber stehn die blassen
Sternlein — man sieht sie kaum.

Und doch, hör' ich den Wind
Empor die Stiegen steigen,
Dann muß ich lauschend neigen
Mein Ohr, als käm' mein Kind.

Ach Gott, du kommst ja nie!
Viel Tritte nahn und hallen,
Thun an der Thüre schallen,
Doch niemand öffnet die!

Die Tyrol'schen „Gedichte", obwol in keiner Weise hervorragend, gehören zu denjenigen, von denen der empfindungsvolle Leser nicht anders scheiden kann, als mit dem Wunsche: Auf Wiedersehen.

Mit „Traumphantasien und Dionysischen Liedern" (Nr. 4) tritt der bekannte Georg von Schulpe auf den Büchermarkt. Diese Gedichte stehen in mehr als einer Beziehung hinter den frühern Schulpe'schen Poesien zurück. Schulpe schreibt zu viel und läuft Gefahr, sich auszuschreiben. Kein neuer Gedanke in diesen „Traumphantasien und Dionysischen Liedern"! Namentlich die letzteren sind nichts als Clichés von längst bekannten und längst abgebrauchten poetischen Motiven: Anakreon und sein modernes Gefolge! In dem ganzen Hefte ist kein Klang aus dem Bewußtsein der Zeit heraus, und wenn Schulpe in der einzigen Stelle, wo er überhaupt auf die heutige Zeit zu sprechen kommt, sie gegenüber von Alterthum und Mittelalter mit dem kurzen Worte „Du sinkst" abthut, so ist das denn doch allzu summarisch geurtheilt, als daß man beistimmen könnte. Die Sammlung enthält im Grunde genommen nicht viel mehr als Reminiscenzen an die längst verklungene romantische Epoche. Die Form ist überdies nicht immer abgeklärt und ausgeglichen genug, um feineren Ansprüchen genügen zu können. Eine so willkürliche und

planlose Vermischung gereimter und ungereimter Verse, um nur ein Beispiel anzuführen, wie wir ihr in dem Gedichte „Im Amphitheater" begegnen, ist jedenfalls geschmacklos. Der talentvolle Dichter — ich habe ihn als solchen stets proclamirt — kann sich selbst keinen bessern Dienst leisten, als indem er sich im Hinblick auf den leicht — nur allzu leicht — flüssigen Born seiner Poesie zuruft: weniger ist mehr!

War bei den drei zuerst besprochenen Poeten eine fest ausgeprägte Physiognomie unverkennbar und tritt diese bei Schulpe schon empfindlich zurück, so verschwindet sie bei den hier zum Schlusse noch zu würdigenden sechs Parnaßcandidaten bedauerlicherweise gänzlich.

Da ist zunächst Richard Hugo mit „Gedichten" (Nr. 5). Dem Verfasser wird alles zum Liede: persönliches Empfinden, philosophisches Denken, geschichtliches Geschehniß, Erlebniß des Tages und ewiges Menschheitsschicksal. Die Universalität des Dilettantismus! Aber er ist ein gewandter Verskünstler und gebildeter Kopf! Charakteristisch für ihn ist, daß er alles Pathos meidet und eine gemäßigte Temperatur des Gefühls liebt. Man liest seine feinen lyrischen und didaktischen Sachen und Sächelchen mit einem gewissen ruhigen und beschaulichen Vergnügen, aber man wird nicht recht warm bei der Lektüre seiner Verse; man empfängt nicht den Eindruck: hier ist ein Dauerndes und Bleibendes, weil ein Eigenartiges und Besonderes! Das Los der Ephemeren, das er in den nachfolgend mitgetheilten Strophen so sinnig besingt, dürfte auch das Los dieser Hugo'schen „Gedichte" sein:

Lenz ist droben, das fühlen die Todten;
Aus ihrem Grabe dringen die blauen
Veilchen hervor, ihrer Sehnsucht Boten.

Lange säumt noch, um satt sich zu schauen,
Feiernd die Sonne; Strahlen und Düfte
Schaukeln sanft auf der Luft, der lauen.

Da verläßt ihre feuchtkühlen Grüfte
Eine beschwingte Schar Ephemeren,
Steigt empor in die warmen Lüfte.

Wohl uns, wohl uns! die Decken, die schweren,
Werfen wir von uns, schweben im Lichte;
Ewig wird unsre Wonne währen.

Wohl, wir leben! befreit vom Gewichte
Zwängender Kleider! Auf nun zum Reigen
In der Sonne, dem Glanzgesichte!

Tanzen woll'n wir, uns senken und steigen,
Fliehen und fassen, froh uns vereinen,
Nie ermüdend uns drehn und neigen!

Silberwolken gleich schwärmen die Feinen,
Schlürfen in Hast die Fülle des Lebens.
Läßt die Sonne nun ab zu scheinen,

Und verschwendet der Mond noch vergebens
Bleicheres Licht, da sinken die Flügel,
Müde schon des geliebten Schwebens.

Auf der Wiege, die kann sie verließen,
Wellengetragen abwärts sie fließen,
Zarter Leichen ein dunkler Hügel.

Wie dem übrigens nicht talentlosen Hugo, so fehlt auch alle Eigenart Franz Wichmann, der in den „Dichtungen und Gedichten" (Nr. 6) gar zu viel Spreu unter seinen Weizen mischt. Das Beste und Reifste in der Sammlung dürften die Rubriken „Aus der Zeit", „Vermischtes" und „Kleinigkeiten und Sprüche" enthalten, aus welch letzterer hier einige Proben Platz finden mögen:

Wo immer die Rücken am krümmsten,
Da sind die Köpfe am dümmsten.

Ich habe in der Bibel einst
Mit einem Weibe gelesen;
Sie ist bei Hölle und Paradies
Mir stets voraus gewesen.

In Kirchen brauchst du nicht zu beten,
Die helfen nicht — —
Ist Gottes Hülfe dir von nöthen,
Sag's frei ihm ins Gesicht.

Freue dich des Traumes Spende
Wahrheit läßt dich nie genesen,
Und die Träume sind am Ende
Deines Lebens Glück gewesen.

So Sonnenschein wie Regen
Hat alles seine Frist;
Es muß ja doch herunter,
Was einmal droben ist.

Das Edelste am Manne ist der Zorn;
Wem nie das Blut im Wirbelsturm gekocht,
Der hat auch recht zu lieben nie vermocht,
Und all sein Leben ist ein taubes Korn.

Das Ideal der heutigen Zeit,
Ein Dämon hat es eingegeben:
Sie haben sich vom Wahn befreit,
Um ohne Ideal zu leben.

Kürzer noch als über die Wichmann'schen Gedichte kann ich mich über die Werke der vier zum Schlusse zu streifenden Poeten fassen. Es sind: „Herbstfäden von nah und fern", Dichtungen und Nachdichtungen von Albert Weiß (Nr. 7), „Maientraum und Winterschnee" Gedichte von Josef Schwaab (Nr. 8), „Gedichte" von Paul Kunad (Nr. 9) und „Knospen und Blüten", Gedichte von J. von Hurter (Nr. 10).

Weiß bekundet ein gewisses Talent. Im Episch-Lyrischen erweist er sich recht gewandt, wie die Balladen und Romanzen von der Insel Rügen beweisen. Die Nachdichtungen aus dem Niederdeutschen, dem Englischen, dem Französischen, dem Polnischen, dem Russischen, dem Czechischen und dem Ungarischen, die er uns bietet, legen Zeugniß ab für ein hübsches Aneignungsvermögen und eine nicht gewöhnliche Formgewandtheit und Sprachenkunde. Aus den Weiß'schen Originalliedern hier ein beliebiges Stück:

Vor unsrer Thür.

Vor unsrer Thür' vorbei am Zaun,
Bis an die Knie im Tang,
Vom Morgen- bis zum Abendgrau,
Das war mein liebster Gang.

Da spielt' am Strand im Sonnenschein
So gern ich tagelang
Bis ich, den spät er trug hinein,
Großvaters Hals umschlang.

Da wünscht' ich mir: Wär' ich so groß,
Wie er, wenn er mich trug!
Großvater rief und ließ mich los:
„Das wirst du früh genug!“ —

So kam's: ich sah mit Thal und Höhn
Die Welt schon für und für
Und fand sie doch nicht halb so schön
Wie einst — vor unsrer Thür.

Der warme Gemüthston dieses Liedes und mancher anderer Weiß'scher Gedichte wird jeden Leser ansprechen. Wärme der Empfindung ist auch der Grundton der Schwaab'schen, der Kunad'schen und der von Hurter'schen Gedichte, über die im übrigen nur noch zu registriren ist, daß sie dem Durchschnitte nach conventionelle Lyrik enthalten und das Mittelmaß poetischer Begabung nirgends überschreiten. Ernst Biel.

Militärschriften.

1. Erinnerungen eines ehemaligen pfälzischen Reservelieutenants aus dem deutsch-französischen Feldzuge 1870/71. Ein Beitrag zum 20. Jubiläum der Schlacht bei Sedan. Mit Plänen der Schlachtfelder von Weißenburg, Wörth, Sedan und Paris. Kaiserslautern, Crusius. 1891. 8. 2 M. 40 Pf.

Es ist jetzt bereits eine ganze Anzahl von derartigen Kriegserinnerungen, die der Schreiber dieser Zeilen gelesen und besprochen hat. Bisjetzt hat er noch in jeder Neues, Interessantes und sympathisch Berührendes gefunden, und das ist auch bei dem vorliegenden Werkchen der Fall; die warmherzige Vaterlandsliebe des „fröhlichen“ Pfälzers, die darin ihren Ausdruck findet, wird jeden patriotischen Leser in Nord- wie in Süddeutschland für die „Erinnerungen“ einnehmen. Der Pfälzer hat Mund, Hand und Herz auf dem rechten Flecke, gerade wie es auf jenem berühmten 1866er Bankett im Kroll'schen Saale zu Berlin der damalige preußische Ministerpräsident, Graf von Bismarck, vom Berliner rühmte; mit dem berliner Soldaten — und das ist, mag's auch der Pfälzer selbst nicht gern wahr haben wollen, ein Lob — hat der pfälzische viel Aehnlichkeit.

Auch die eigenen Erlebnisse des Erzählers dürfen auf Theilnahme Anspruch machen. So seine Begegnung mit Blumenthal, die fälschliche Gefangennahme der (jetzt gerade in Berlin „reisenden“) bärtigen Dame als eines Spions, die Erzählung von dem Schlosse in Sceaux, wo dem Nichtsahnenden, der einsam zu seinem Observatorium emporsteigt, plötzlich ein Gewappneter entgegentritt, der sich dem rasch den Säbel Ziehenden als dessen Spiegelbild entpuppt, und anderes mehr.

Von allgemeinerem Interesse möchte auch die nachfolgende Stelle des Werkchens sein:

Ich weiß nicht, ob es allen Mitkämpfern vor Paris aufgefallen ist.... Wenn die Befehle unserer Armeeverwaltung wegen ihrer Bestimmtheit, Schneidigkeit und Offenheit immer etwas Interessantes und Beachtenswerthes während des ganzen Feldzugs an sich trugen, so waren Feldgeschrei und Losung, welche im Heere täglich ausgegeben zu werden pflegen, für den aufmerksamen Soldaten stets insofern von großem Interesse, als daraus nicht allein das Erkennungszeichen der deutschen Militärs, sondern meistens auch die jeweilige Lage der Armee und des Kriegs herauszulesen war. Während wir bisher immer Feldgeschrei und Losung erhalten hatten, wie z. B. „Immer noch nicht und Erbswurst“, „Fest drauf los und Treptow“, „Warte noch und Moltke“, kamen sie jetzt und in den letzten Tagen etwa wie folgt: „Werde bald und Bismarck“, „Hat ihn schon und Hartmann“, „Bald zu End' und Kronprinz“ u. s. w.

Ebenso wird man mit Vergnügen die nachstehende urwüchsige Aeußerung eines bairischen Feldwebels lesen, der seiner Mannschaft die Turkos- und Zuavenbilder erklärte: „Des san d' Wilden, aber ihr braucht euch nit z' fürchten; wenn ihr sie gehörig trefft, nachher schlagen's a Rad so gut wie die allerzahmsten.“ — Wie jeder Einzelzug aus jener nun schon zwanzig Jahre hinter uns liegenden großen Zeit, so ist auch die Begegnung des Verfassers mit Kaiser Wilhelm I. — und zwar selbstverständlich diese ganz vorzugsweise — interessant:

Als der Kaiser an uns vorbeiritt, bemerkte er: „Ah! Da sehe ich ja auch Baiern! Nun, was haben Sie zum Waffenstillstande gesagt? Sind Sie froh, daß der Krieg nun zu Ende geht?“ Und als wir einstimmig mit „Jawohl, Majestät!“ antworteten, fuhr er fort: „Ich habe meinen Generälen am 19. Januar schon gesagt, nun sei es fertig mit den Ausfällen, allein sie haben noch nicht recht dran glauben wollen.“

Wohlthuend wird jeden, der das „französische“ Elsaß bereist hat, auch die mitgetheilte Ansprache des Gemeindedieners von Reichshofen berühren:

Die Lit, die Bese hun, die solle uf's gemine Hüs kumme, sunscht dhet se der Herr Maire zwinge mit force.

In Summa: für jeden Leser — auch, trotz der zahlreichen pfälzischen Provinzialismen, für den norddeutschen — ein sehr unterhaltendes Buch, das sich um so mehr empfiehlt, als es manche Armeebefehle, sowie eine Anzahl Schlachtpläne und Karten enthält und so die Zurhandnahme eines eigentlich kriegsgeschichtlichen Werks bei seiner Lektüre entbehrlich macht.

2. Erinnerungen einer österreichischen Offiziersfrau aus dem Kriegsjahre 1866. Von Freifrau A. von Holzhausen-Gablenz. Gotha, F. A. Perthes. 1891. 8. 1 M.

Das Leben des Offiziers in Oesterreich-Ungarn ist — und war namentlich in frühern Zeiten — ein weit bewegteres als das seiner Kameraden in den Heerestheilen des Deutschen Reichs. An den zahlreichen Versetzungen

von Böhmen nach Dalmatien und von Galizien nach Steiermark nehmen die „Regimentsfamilien", wie natürlich, thätigen Antheil; in Bezug auf Gemeinschaftlichkeit der Reise, gemeinsame Einrichtung für Verpackung und Transport des Mobiliars u. s. w. hat sich eine gewisse Praxis des „Versetztwerdens" gebildet, die in Deutschland vergeblich gesucht werden würde. Indessen die Reise, welche die Verfasserin des vorgenannten Schriftchens zurückzulegen hatte, erfolgte doch unter andern als den gewöhnlichen Friedensverhältnissen. Aus der kleinen romantisch gelegenen Bergfeste unweit Udine mußte die Verfasserin wegen des Ausbruchs des Kriegs von 1866 zuerst in die Gegend von Klagenfurt und dann nach Wien, nachdem sie „in dreimal 24 Stunden den gesammten Hausrath in 21 Kisten verpackt" hatte.

Als sie in Wien weilte, wußte sie zwei Brüder auf preußischer, ihren Mann und den jüngsten Bruder auf österreichischer Seite fechtend; Nachrichten über sie liefen verhältnißmäßig erst spät ein, und diejenigen, die betreffs der Kämpfe selbst in Wien verbreitet wurden, erkannte sie bald als unzuverlässig.

Eine so eigenthümliche Sachlage durfte wol darauf Anspruch machen, geschildert zu werden; freilich hat sich die Verfasserin begnügt, nur eben das von ihr persönlich Erlebte — übrigens zum Theile recht fesselnd und stellenweise erheiternd — zu schildern, sodaß das Büchlein seinem Inhalte nach ein wenig knapp ist. Das darf um so mehr bedauert werden, als einige der von der Verfasserin eingestreuten Urtheile über die damaligen österreichischen Zustände von einer recht guten Beobachtungsgabe Zeugniß ablegen, und als die Verfasserin durch ihre, theilweise auch in dem Schriftchen namhaft gemachten Verwandten in damaliger Zeit gewiß manches erfahren hat, dessen Mittheilung auch jetzt noch Interesse haben würde.

Besonders gut liest sich derjenige Theil der „Erinnerungen", der sich auf das Leben in jener kleinen Alpenfeste und den dortigen Haushalt der deutschen Offiziersfrau mit seinem kroatischen und italienischen Personal bezieht.

3. Geschichte der deutschen Reiterei in Einzelbildern. Von Hermann Vogt. Nach dem Tode desselben fortgesetzt von Hans von Trützschler. Illustrationen von Richard Knötel. Fünftes Heft: Deutsches Reiterleben im Dreißigjährigen Kriege. Sechstes Heft: Die Husaren des großen Königs. Rathenow, Babenzien. 1891. Gr. 8. Jedes Heft 1 M.

Das erstgenannte Heftchen schildert die deutsche Reiterei in jener trübsten Zeit deutscher Geschichte, da in deutschen Regimentern mehr Fremde als Einheimische dienten und da andererseits Deutsche in fremden Heeren, die ihr Vaterland in schrecklichster Weise verheerten, Kriegsdienste nahmen. Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" hat den Leser im allgemeinen und in Einzelheiten mit jener Zeit vertraut gemacht. Indessen bietet auch das vorliegende Schriftchen, das eben das auf die Reiterei des damaligen Kriegs Bezügliche ordnend zusammenfaßt, manches Neue. So war wenigstens dem Schreiber dieser Zeilen die mehrfach citirte Schrift des Pfarrers W. Andreas Ortel: „Pagage, das unrechtmessige, unchristliche und unverantwortliche Rauben und Plündern" unbekannt, aus der unter anderm folgende tolerante Ansicht über das „erlaubte Plündern" wiedergegeben wird: „Es hat aber Gott der Allerhöchste das Rauben nicht gantz verboten, sondern vielmehr auff gewisse Maße zugelassen, Sintemal Er das Rauben und Plündern im Kriege seinem Volck, den Israëliten, selbst befohlen hat."

Kleinere Bemerkungen, wie die, daß nicht auf den Trommeln gewürfelt wurde, oder daß das „blaue Regiment Südermannland", von dem Schiller's Oberst Wrangel als von dem seinigen spricht, keine Collets von blauer Farbe trug, sondern nur blaue Fahnen führte, werden Malern und Theaterregisseuren willkommen sein.

Was das zweite Heftchen, „Die Husaren des großen Königs", anbetrifft, so mag es auf den ersten Blick überraschen, daß ein — wie gesagt worden ist — „verhältnißmäßig so bekanntes Gebiet" hier von neuem betreten wird; allein bei näherem Zusehen ist dies Gebiet eben kein sehr bekanntes. Man kennt aus der Geschichte, und mehr noch aus der Kriegsgeschichte, die Thaten einzelner hervorragender Reiterführer und einzelner Regimenter, auch wol Schwadronen, aber die Geschichte der Entstehung der preußischen Husaren und ihrer Leistungen unter Friedrich dem Großen ist doch, selbst in der Armee, durchaus nicht allgemein bekannt. Und so füllt auch dieses Heft der verdienstvollen Unternehmung in Wirklichkeit eine Lücke aus.

Vor allem mag es manchen überraschen, aus dem Hefte zu ersehen, daß die Husaren durchaus nicht für „voll" als Cavalerie galten. So wurde den Husaren durch das Reglement befohlen, selbst wenn sie attakirten, mit Karabiner oder Pistolen zu feuern, und weiter werden ihnen Verhaltungsbefehle für den Fall gegeben, daß sie mit ordentlicher Cavalerie zu thun hätten. Mehr Werth als auf ihr Fechten scheint der König auf ihre Erkundungen gelegt zu haben; es heißt im Titel 6 seiner Instruction:

> Wenn Husarencommandos aus der Armee geschickt werden, so muß ein General oder Oberst, der dies Corps commandirt, sein wie eine Spinne in der Spinnwebe, welche man nicht anrühren kann, ohne daß sie es nicht fühlet; ebenso darf auf ihn nichts Feindliches kommen, ohne daß er nicht lange davon avertirt ist.

Dabei erwiesen sich übrigens die Husaren, nicht blos im Erkundungsdienste, sondern auch im Kampfe, auch mit „ordentlicher Cavalerie", als so hervorragend tüchtig, daß man billig sich über die geringe Schätzung wundern darf, welche der Waffe zutheil wurde. Eine der ersten Lieutenantsstellen der neuen Truppe wurde einem „kleinen, äußerlich überaus unansehnlichen Menschen, einem unverschuldeter Händel halber cassirten Dragonerlieutenant" gegeben — Zieten. Auch seine Thaten vermochten nicht ganz das Vorurtheil gegen die Husaren zu beheben, der Husaren, die, zum Theile von Unadeligen commandirt, „ein kroatisch Kleid, keinen ordnungsmäßig geflochtenen

Zopf im Nacken trugen, denen das Haar in wilden Strähnen ums Haupt flatterte, nur an den Schläfen durch eingebundene Bleikugeln beschwert". Noch nach Czaslau äußerte Friedrich der Große von einem tapfern Rittmeister: „Er ist mir zu toll und allzu brav bei den Husaren; den will ich bei die Cavalerie setzen."

Das kleine Werkchen, welches neben anderem Interessanten auch die bekannte Anekdote vom schlafenden Zieten richtig stellt und die Gefangennahme des schwedischen Husarenjunkers Blücher durch einen bei den Bellinghusaren dienenden Würtemberger erzählt (dieser rief dem verwundeten kleinen Blücher zu: „Wart', du wieschtes Buberle, ich erwisch dich doch!"), sei auch Nichtmilitärs empfohlen. Für den Militär wird besonders die am Schlusse des Werkchens befindliche Tabelle betreffs der Uniformirung der alten neun preußischen Husarenregimenter von Werth sein.

4. Aus dem Feldzuge 1866. Briefe aus dem Felde und Predigten und Reden im Felde von D. Fricke. Leipzig, F. Richter. 1891. 8. 3 M.

Beim Ausbruche des Kriegs von 1866 hatte die königlich sächsische Armee keine organisirte Feldgeistlichkeit. Der evangelische und der katholische Feldpropst, nur wegen des Kriegs und für den Krieg ernannt, „stießen" gewissermaßen zum Heere. Zum evangelischen war Prof. D. Fricke in Leipzig ernannt worden; er hat die Stelle vom 16. Juni an bis Anfang November, mehrere Wochen nach dem am 21. October 1866 unterzeichneten Friedensschlusse bekleidet. Während dieser ganzen Zeit gab er den Seinen Nachricht von seinen persönlichen Erlebnissen und seiner amtlichen Wirksamkeit durch Briefe, die, nach nunmehr 25 Jahren erst veröffentlicht, dennoch den ganzen Reiz der Frische tragen und dabei eine ungeschminkte Aufrichtigkeit neben christlicher Liebe und Thatkraft, sowie ein warmes Herz für das engere sächsische und weitere deutsche Vaterland erkennen lassen.

In ihrer Schlichtheit und redlich-christlichen Gesinnung, welche letztere sich auch in den zum Theile sehr formvollendeten Predigten ausspricht, erinnern sie an das Tagebuch eines mehr als 100 Jahre vor Fricke in ähnlicher Weise wie dieser „mit Kriegsvolk gezogenen" Mannes, des Pastor Seegebarth; auch in der freimüthigen Zurücknahme oder Verbesserung eines ersten Urtheils. So klagt — um dies gleich vorweg zu erwähnen — Fricke über einen Fall katholischer Unduldsamkeit: „Auf dem Schlachtfelde sind wir gute Genossen, und werden zugelassen, mit zu bluten: in einem gemeinsamen Gotteshause sind wir, obgleich Christen wie sie, nicht zugelassen, selbst wenn uns hier das eigene fehlt." Aber bald darauf schreibt er, er könne bezeugen, daß man den protestantischen Sachsen „z. B. in Laxenburg und Guntramsdorf seitens der barmherzigen Schwestern mit der aufopferndsten Liebe, ebenso wie von den Cistereiensern in Heiligenkreuz entgegengekommen ist. Die Gottesäcker sind uns geöffnet, ja zum Theile selbst die Glocken geliehen und katholische Geistliche im Geleit unserer Todten gewesen."

In politischer Beziehung urtheilen Fricke's Briefe ohne jede Schärfe. Wohl beklagen sie die — fälschlich gemeldeten — „Aushebungen", die Preußen in Sachsen vorgenommen, und die Art des Ausbruchs des Kriegs, sowie die Modalitäten, unter denen die Friedensverhandlungen vor sich gehen, aber eine eigentlich antipreußische Gesinnung blickt doch nirgends durch, und ein echt deutsches Gefühl ist es jedenfalls, das die folgenden Zeilen dictirt hat:

Sollte der Krieg an der Seite, d. h. dann im Vasallenthum Frankreichs, des Erzfeindes von Deutschland, geführt werden, so ist mein Entschluß gefaßt: ich lege sofort mein Probstamt nieder. Denn ich halte einen Bund mit Frankreich gegen Deutschland für ein Verbrechen, an welchem ich mich nicht betheiligen werde.

Der berechtigte Stolz des Sachsen auf die Heldenmüthigkeit und Gesittung der sächsischen Armee bricht an manchen Stellen durch; so, wenn Fricke rühmt, er habe auf dem Rückzuge von Königgrätz keinen sächsischen Soldaten ohne sein Gewehr gesehen, oder wenn er klagt, der Soldat, „jetzt auch der Sachse schon", lacht über den Jammer des Landmannes, dem die Felder zertreten worden.

Wenn der beste Theil des innern Werthes, den das Buch hat, der christlich-festen und christlich-milden und warmherzigen Gesinnung des Verfassers zu danken ist, so sind doch auch die rein äußerlichen Erlebnisse des letztern so frisch und dabei liebenswürdig geschildert, daß das Buch zahlreiche Leser aus allen Ständen verdient und erhalten wird. Und das um so mehr, als an Stellen, wo er nicht verletzen kann, ein feiner Humor auf der Darstellung ruht. Hierfür, gleichzeitig als Schluß der Besprechung, eine Probe:

Beim Anblick dieser Heerde von 2000 Ochsen wurde ich einigermaßen versöhnt mit dem oft so widerwärtigen Streite der Nationalitäten, besonders in Oesterreich. Die native Verschiedenheit macht sich nämlich auch hier in überraschender Weise geltend. Obwol alle Ochsen, können doch die einen, welche polnische sind, mit den andern, den ungarischen, nicht zusammen sein, weder im Stalle noch auf der Heide, noch überhaupt beim Austreiben. Friedlich untereinander, die polnischen und die ungarischen, führen sie blutigen Krieg in jenen beiden Abtheilungen untereinander ohne Möglichkeit der Aussöhnung! Daß wir noch immer mit diesem Gethier auf Einer Stufe stehen und noch nicht dahin gelangt sind, diese physische, wenn auch relativ berechtigte Verschiedenheit durch ein Höheres auszugleichen!

Victor Kurs.

Zur Poetik.

1. Kunstbüchlein gerechten gründlichen Gebrauchs aller Freunde der Dichtkunst durch Richard Kralik. Wien, C. Konegen. 1891. 8. 2 M. 40 Pf.

Nach Art der alten Receptbücher behandelt das geistvoll geschriebene Werkchen in kurzen gedrängten Einzelabschnitten das gesammte Gebiet der Dichtkunst, ohne auf Beweisführung auszugehen, lapidarisch und in zuversichtlichem Tone. Die Grundanschauungen des Verfassers sind etwa folgende: Ohne klare Weltanschauung ist keine Kunst möglich; diese Weltanschauung muß religiös sein und als solche Aufschluß geben über den Zusammenhang vom Unendlichen und Endlichen, sie muß bejahend sein. Das Leben ist vorübergehender Kampf gegen das Uebel, unter dem Einflusse höherer Mächte, sein Wesen also Leiden. Von Furcht und Mitleid soll die Kunst uns befreien, indem sie uns dies Leben in stetem Bezuge aufs Ewige, Vergängliches Ausgleichende, miterleben läßt. Nur zwei Arten der Darstellung sind möglich: erhaben und lächerlich, indem entweder die überragende Größe des Ewigen oder die Niedrigkeit des Irdischen besonders betont wird. Stoff der Kunst ist die Sage als der glücklich gelöste Versuch dichterischer Weltanschauung; sie braucht nur auf die jeweiligen besondern Bedürfnisse bezogen zu werden. Ein Irrthum ist die Charakterdarstellung, wie sie bisher geübt wurde. Charakter ist Princip der Individualität, jeder hat sein Recht in sich, nur das Thun unterscheidet den Freund vom Feinde Gottes. Persönlichkeit ist gleich Handlung, Handgemeinwerden mit einem andern: das fließt aus den Verhältnissen und ist durch diese bedingt, nicht durch den Charakter. Handeln ist somit Leidenschaft, d. h. ein Thun, welches mit anderm Thun in Conflict geräth. Die Nothwendigkeit dieses Streites ist das Thema aller Poesie, welche aufzuzeigen hat, wie dieser Streit nur von einem außerirdischen Punkte aus zu überwinden ist. Diese ganze Weltbewegung ist das Schicksal. Ein System will der Verfasser nicht aufstellen, denn „die Kunst ist kein System, sondern ein Ereigniß". Im Anschlusse an die Grundgedanken bringt er seine Ansichten über Form, bisherige Leistungen und die einzelnen poetischen Gattungen zum Ausdrucke, überall selbständig, originell, vom Landläufigen abweichend oder Bekanntes in neue Beleuchtung rückend. Im Grunde steht er ganz auf dem Boden der ältern Romantik. Was ihn von der modernen Poetik scheidet, ist, daß sein Dichter im Besitze des Geheimnisses ist, wir aber danach ringen. Es ist eben eine katholische Poetik; über der wahren müßte der Spruch stehen: nicht daß ich's schon ergriffen hätte, ich jage ihm aber nach. Wer indessen die letzte Folgerung nicht zieht, dem verspreche ich einen hohen Genuß von diesem neuen „Kunstbüchlein".

2. Goethe's Iphigenie. Ein Vortrag von W. Heinzelmann. Erfurt, H. Neumann. 1891. Gr. 8. 60 Pf.

Goethe's „Iphigenie" ist nicht nur ein bedeutsames Denkmal der dichterischen, sondern vor allem der religiösen Entwickelung ihres Schöpfers. Aus den prometheischen und faustischen Stimmungen der frankfurter und ersten weimarer Jahre gelangt Goethe zuletzt zu einer positiven Anschauung. Der Niederschlag dieser Erfahrungen ist die „Iphigenie". Sittlicher Idealismus verbindet sich mit unbedingter Hingabe an die Gottheit, die sich im Kampfe bewährt. Gehorsam der Wahrheit und Treue gegen sich selbst machen und erhalten Iphigenie zur Entsühnung ihres schuldbeladenen Geschlechtes fähig: die Vorsehung hat sie für diesen Zweck aufbewahrt. Es handelt sich im Drama um Sein oder Nichtsein des religiösen Glaubens und der sittlichen Liebe im Gegensatze gegen die antike Anschauung. Goethe entscheidet sich im christlichen Sinne. Die „gewisse Zuversicht" Iphigeniens, die in thatkräftiger Selbst- und Weltüberwindung sich bewährt, der Jakobsglaube, der ringt und siegt, das ist der Kern des Dramas. Das ist christlich, zwar nicht biblisch, aber protestantisch-christlich „bis auf die Knochen".

Dieser Ausführung kann man zustimmen: das Drama ein Bahnbereiter des Reiches Gottes, ein Wecker des bewußten persönlichen Glaubens. Weiter könne, meint der Verfasser, die weltliche Poesie nicht gehen. Dagegen möchte ich einwenden: es gibt nur eine Poesie, es gibt nur ein Christenthum, natürlich im höchsten Sinne, seine Quelle ist nicht nur die Bibel, sondern das ganze Leben. So gut die Iphigenie persönliches Leben ist, so gut ist sie persönliches Christenthum. Die Erfüllung ist doch auf alle Fälle nicht diesseits. „Iphigenie" ist eine religiöse Urkunde in dichterischem Gewande, an der wir uns vollenden sollen, wie es Goethe an ihr gethan.

Heinrich Löbner.

Culturgeschichtliches.

Culturwandel und Völkerverkehr von Hermann Brunnhofer. Leipzig, Friedrich. 1891. Gr. 8. 6 M.

Obzwar auf den ersten Blick scheinbar zum Gelehrtenrüstzeuge schwersten Kalibers gehörig, verdient dieses Buch zweifelslos eine genauere Beachtung seitens jedes höher Gebildeten. Wir leben in einem Zeitalter, das auf die beiden vom Verfasser begeistert vertretenen Gesichtspunkte ganz besondern Werth legt: umfängliche und nicht an der Oberfläche haftende Sprachkenntniß, die sich zur Sprachbildung erweitert, und angemessene Weite und Tiefe der

cultur- und socialgeschichtlichen Anschauung. Man lernt heute die fremden Sprachen nicht nur rein äußerlich, nicht blos um sich im nothwendigen Verkehre mit Landeseingeborenen verständigen zu können. In unsern Tagen möchte jeder den Glauben vermeiden, als klebe ihm der gesammte mühsam erworbene Rohstoff noch an den Fingern und auch der Dilettant gibt sich wenigstens einen Anflug, als habe er etwas von Sprachgeist und Sprachseele läuten hören. Gegenwärtig zählt man unter die Bestandtheile der Durchschnittsbildung, nicht zum wenigsten in der Sprachkenntniß, Dinge, die vor zwei Menschenaltern einem Fachgelehrten in seiner Laufbahn erheblich Vorschub geleistet hätten. Da berührt es nun überaus angenehm, wenn ein kundiger, verständnißvoller und gewandter Mann auftritt, um der breiten Menge der Wißbegierigen nett und anziehend eine Reihe wichtiger Probleme dieses Gebietes im innigen Zusammenhange mit sonstigen Vorgängen der allgemeinen Cultur und den Ereignissen des Weltlebens vorzutragen. Und ein solcher ist Professor Dr. Hermann Brunnhofer in St.-Petersburg, längst den „Sprachwissenschaftern" durch gediegene Arbeiten bekannt, die sich sowol nach Seiten der Forschung wie in der Darstellung auszeichnen. Brunnhofer, der den Culturhistoriker und den Sprachforscher nach Einzelkenntnissen und nach Ausbreitung der geistigen „Fernschau" (bezeichnenderweise hat er seit Jahren eine Zeitschrift dieses Namens herausgegeben) vereinigt, wäre sogar ein Stilist von oberem ästhetischen Range, wenn ihn nicht die Fülle der gespendeten Einzelheiten und der unstillbare Drang, aus den Abgründen uralten Sprachgutes mit philosophischem Spaten unerwartete Reichthümer hervorzuwühlen, fast Schritt für Schritt fortrissen. Aber andererseits bringt gerade diese abwechselungsvolle, öfters springende Art und Weise der Mittheilung ein ungemein belebendes Element hinein.

Sein neuestes Buch zerfällt in drei große Gruppen, denen die zum Theile aus ältern Artikeln des Verfassers neu bearbeiteten oder zusammengeschweißten Abhandlungen untergeordnet sind: die Abtheilung „Sprachleben" enthält sechs, die „Culturentwickelung" betitelte fünf, die dritte, die die Ueberschrift „Weltverkehr" trägt, wiederum sechs Aufsätze.

An die Spitze gestellt ist eine ausführliche Studie über „Die Cultursprachen und die Sprachherrschaft", die gleichsam Brunnhofer's Programm und wissenschaftliche Gesammtbeurtheilung seines Sondergebietes darbietet. Stimmungsvoll leitet eine „Vorbetrachtung" ein, die einen raschen Blick über die Riesenfamilie der menschlichen Sprachen wirft. Brunnhofer besitzt eine ausgebreitete, bisweilen geradezu poetische Phantasie, und es will uns beinahe bedünken, als ob ihm diese Buntheit seiner Einbildungskraft öfters exotische Farben vorgaukle und ihn zu etwas gewagten Muthmaßungen verführe. In sinnreicher Weise entwickelt er z. B. das Stadium der Handelssprachen, die allmählich zu Verkehrssprachen niedern Schlags werden, stellt ihnen dann die Kirchensprachen entgegen, die aus rein liturgischen Idiomen hervorgehen. Die höchste Stufe stellen die Weltsprachen dar, die berufen sind, den geistigen Austausch der Culturvölker zu vermitteln; sie allein greifen in das Getriebe der allgemeinen Politik bestimmend ein. Aeußerst vergnügliche Skizzen, aber doch nur dem ehrlichen Freunde eines wahren Sprachbewußtseins recht zugänglich, betreffen „Die Thierstimme in der Menschensprache der Urzeit" und „Die Aesthetik der Sprachen. Ein neues Gebiet des Naturschönen"; namentlich die letztere, mit einer Menge passender Lesefrüchte ausgestattet, befriedigt das Bedürfniß der höhern Unterhaltung ebenso wie das der Belehrung. „Ueber die sogenannte Weltsprache Volapük" gibt Brunnhofer aus physiologischen, ästhetischen und geschichtlichen Gründen ein kräftig abweisendes Urtheil ab. Zwei kleine Plaudereien schließen diesen ersten Abschnitt. „Welthistorische Punkte der Vielsprachigkeit" weist kurz auf den Zusammenfluß der verschiedensten Sprachen an großen Handelscentren, z. B. auf afrikanischem Boden, hin; „jedes kommende Jahrzehnt wird diesem Sprachgewimmel neue Elemente zuführen". „Die geographische Namensherkunft des Hexenmeisters Pineiß in Gottfried Keller's Seldwylermärchen: Spiegel, das Kätzchen" bietet eine classische Probe der Fortschritte in der heutigen Etymologie; auch für den Laien begreifbar ergibt sich hier Pineiß als „Pinienwald(er)", zumal wenn er bekannte Familiennamen wie Eichenwald u. a. danebenhält.

Die Abtheilung „Culturentwickelung" druckt zunächst den großen vortrefflichen Essay „Die Quelle des Aberglaubens" aus dem geographischen Wochenblatte „Globus" (1874) mit einigen Verbesserungen und Zusätzen ab. Feinsinnig umgreift Brunnhofer das mächtige Reich des Aberglaubens, beleuchtet die Entstehung des letzteren nach scharfen Periodeneinschnitten (elementar, combinirend, speculativ) und wendet sich sodann zur Ueberwindung des Aberglaubens. Eine ausgezeichnete Ergänzung vom philosophischen Standpunkte lieferte jüngst Professor Ludwig Strümpell in der Schrift „Der Aberglaube, was er ist, woraus er entspringt, wie er sich überwinden läßt" (Leipzig 1890). Aus der Zeitschrift „Kosmos" (1878) wird eine knapp gehaltene Betrachtung „Ueber den gemeinsamen Ursprung des Sonnendienstes und der Erdverehrung" wiederholt. Hier arbeiten die beiden Lieblingsbeschäftigungen des Brunnhofer'schen Studiums harmonisch ineinander, die Sanskritforschung und die religionsgeschichtliche. Er liebt es, aus den Abschnitzeln seiner weit ausholenden Untersuchungen Bausteine für ein von ihm ersehntes neues Haus der Wissenschaft zu formen, das die allgemeine und vergleichende Mythologie nach durchaus reformirten Grundsätzen bewohnen soll. „Der Reiz der Leichenverbrennung" gewinnt für ein vielerörtertes Thema die historische Unterlage, während „die abergläubische Verehrung des Sinnlosen und Häßlichen" als Stütze der z. B. auch von Schiller gründlich gepflegten ästhetischen Beobachtungen dieser bedeutsamen Frage allerhand Thatsachen älterer Ueberlieferung zusammenträgt. Endlich

erscheinen „Giordano Bruno's Seelenwandlungslehre und der Glaube der Zukunft" in naher Beziehung; denn Brunnhofer leitet die vermuthete höhere Humanitätsreligion der Zukunft her aus der zuerst von seinem Helden Giordano Bruno (dessen Weltanschauung er in drei trefflichen Schriften 1882, 1889, 1890 dargelegt hat) verfochtenen und seines Erachtens mit den Folgerungen des Darwinismus völlig vereinbaren Lehre von der unzerstörbaren Fortdauer der Seelen, die in der Ewigkeit des Kosmos fußt.

Vom Abschnitt „Weltverkehr" erzählt Kapitel 1 die Weltreise des Venetianers Marco Polo, ohne neuerschlossene Quellen benutzen zu können; Kapitel 2, ein „Vortrag gehalten im Rathssaale von Goldingen in Kurland 15. Mai 1890" — wie lange werden dort noch Vorträge in deutscher Sprache gehalten werden dürfen! — berichtet „Ueber Adolf Bastian's ethnologische Weltreisen" mit Aushebung charakteristischer Lieder der Pernauer, Barmanen und Polynesier. Daran reiht sich ein rascher Blick „Ueber die Reform des geographischen Unterrichts" (aus „Fernschau", 1886, abgedruckt), der die Hülfsmittel der Schulstunde praktischer zu gestalten und steten Nachdruck auf die centripetale Stellung der Geographie in der modernen Tagesbildung zu legen verlangt, ja sogar daß sie „recht bald ein Centralfach alles Schulunterrichts werden möge"! Zwei noch tiefer in das Leben der Praxis hineingreifende Stoffe erledigt Brunnhofer hiernach unter den Titeln „Ueber den Werth der decorativen Verpackungskunst im Welthandel" (1. „Die Lehre vom Versand und die Verpackungskunst", 2. „Die Kunst des Arrangements", 3. „Die Kunst der Ausstattung") und „Die weltbürgerliche und vaterländische Wirksamkeit ethnologischer Gewerbemuseen". Der erstgenannte Artikel gehört in den Bereich der neuerdings auch systematisch dargestellten „Aesthetik des täglichen Lebens" und zeigt, daß ein grundgelehrter Herr wie Professor Brunnhofer kein Stubenhocker und Bücherwurm zu sein braucht; der zweite führt eine im höchsten Sinne gemeinnützige Frage mit den Hülfsmitteln eigenster Erfahrung vor: Brunnhofer darf sich nämlich (S. 267) mit Recht rühmen, Begriff und Namen des ethnologischen Gewerbemuseums geschaffen und in Aarau, wo er bis zum Vorjahre segensreich gewirkt hat, mit kühner Entschlossenheit und Begeisterung in die That umgesetzt zu haben. Schön und voll klingt Brunnhofer's Buch mit der Betrachtung „Ueber compassive, präventive und impulsive Humanität" aus. Man stoße sich nicht an den lehrhaften Fremdwörtern. Ein edler und hochfliegender Geist zieht hier das Schlußergebniß seines Wollens und Strebens, und die tiefen Gedanken seines Forschens treten zurück und er ruft aus: „Das Herz geht uns auf, unser Blick begeistert sich, die Pulse jagen schneller, sobald wir das Wort sprechen hören: Humanität"! Um so seltsamer erscheint da der Umzug Brunnhofer's von seiner Geburtsstadt Aarau, wo er als freier Schweizerbürger im ungestörten Betriebe wissenschaftlichen und gemeinnützigen Schaffens sein eigener Herr war, nach Rußland, wo heute jeder selbständigen Meinungsäußerung russischer Befehl den Riegel vorschiebt. Will er vielleicht an Ort und Stelle den Zauber kosten, den der Klang des Wortes Humanität dort ausübt, wo es nicht ausgesprochen werden darf? Gleichviel! Wir danken ihm aufs innigste für den unaufwiegbaren Vollgenuß, den uns seine mannichfaltigen Aufsätze mit der sie zusammenhaltenden hohen wissenschaftlichen und sittlichen Tendenz gewährten. Sie seien jedem Freunde gediegener Lektüre warm ans Herz gelegt; denn der Leser ist bald unwillkürlich mit dem Gemüthe betheiligt und obwol keine Zeile einer Vorrede ihn anspricht und fast nirgends ein unmittelbares Auftreten des Verfassers stattfindet, tritt er doch bald zu diesem in ein enges und vertrautes Verhältniß, wie es nur wenige Erzeugnisse deutscher Fachgelehrsamkeit zu Wege zu bringen vermögen.

Julius Deckel.

Feuilleton.

Unsere an Broschüren und Flugschriften reiche Zeit hat ein neues Unternehmen gezeitigt. Ein und derselbe Herausgeber, der Privatdocent Dr. Eugen Wolff in Kiel, redigirt für den Verlag von Lipsius u. Tischer daselbst zwei Reihen von Abhandlungen: 1) „Deutsche Schriften für Literatur und Kunst"; 2) „Deutsche Schriften für nationales Leben". Im ersten Hefte der ersten Reihe gelangt durch den Herausgeber zur Erörterung das Thema: „Sardou, Ibsen und die Zukunft des deutschen Dramas"; desgleichen im ersten Hefte der zweiten Reihe die Frage: „Nationale und humoristische Erziehung", worüber sich der Reihe nach aussprechen Karl von Kalckstein, Minna Cauer und Albert Eulenburg. Wir gestehen offen, daß wir diesen etwas ins Kraut schießenden buchhändlerischen Unternehmungen gegenüber zurückhaltender geworden sind; hier aber fühlten wir uns angenehm enttäuscht. Die beiden uns zur Zeit vorliegenden, ziemlich umfänglichen Arbeiten dürfen wir als gediegen nach Form wie Inhalt bezeichnen; die vertretenen Anschauungen und Ziele erscheinen uns als zeitgemäß im besten Sinne des Wortes, als eine seltene Durchdringung eines gesunden Fortschritts mit echt conservativer Gesinnung. Die in Rede stehenden Schriften gehören zu denjenigen, welche den Referenten in Verlegenheit bringen, sobald er Stellen aus ihnen anführen will: je mehr Gutes, um so schwieriger die Auswahl. Unter diesem Vorbehalte seien nachstehende Aussprüche angemerkt: „Eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den Schauspielen der Lindau, Lubliner oder gar Blumenthal lohnt nicht der Mühe: sie haben von den Kunststücken der französischen Dramatiker in Ton und Technik einiges gelernt, haben allerhand «moderne» sociale «Probleme» aufgegriffen, um sie rein äußerlich abzuthun." „Auch Wildenbruch trägt trotz aller seiner Vorzüge durchaus nicht das Wesen tragischer Größe in sich." „Heutzutage findet sich keine klare Herausarbeitung überragender Helden, kein voll ausgetragener Conflict, auch der historisch-heroische große Stil verflacht sich nach der Richtung des Schauspiels." „Das nationale Drama führe die York und Blücher und Gneisenau, die Stein und Hardenberg, die Moltke und Bismarck, die verbündeten Fürsten und die Napoleons mit keckem Griff auf die Bühne. Nur wird

hier der Stil Schiller's weniger Aussicht bieten, lebensfähige Gebilde zu erzeugen, als etwa die Darstellungsweise Heinrich von Kleist's."

— Vom vierzehnten Bande des „Repertorium für Kunstwissenschaft", redigirt von Hubert Janitschek, liegen uns das zweite und dritte Heft vor (Stuttgart, Spemann; Wien, Gerold u. Comp., 1891). Auch diese Hefte enthalten die üblichen Beigaben wie Literaturberichte u. s. w., wodurch dieses Repertorium zu einer Geschichtsquelle für die Zukunft wird. Besonders aber heben wir hervor folgende Beiträge zum zweiten Hefte: 1) „Der Große Kurfürst von Brandenburg. Neues über sein Verhältniß zur bildenden Kunst", von Georg Galland; 2) „Der deutsche und niederländische Kupferstich des 15. Jahrhunderts in den kleinern Sammlungen", von (dem überaus fleißigen) Max Lehrs; 3) „Studien zur Geschichte der karolingischen Kunst", von Paul Clemen; 4) „Giovanni Pietro de Ranis (Nachtrag)", von Joseph Wastler; 5) „Excerpte aus Joh. Fichard's «Italia» von 1536", von August Schmarsow. — Das dritte Heft bringt zunächst die dritte Fortsetzung der werthvollen Abhandlung: 1) „Das Abendmahl Christi in der bildenden Kunst bis gegen den Schluß des 14. Jahrhunderts", von Eduard Dobbert; 2) „Der deutsche und niederländische Kupferstich des 15. Jahrhunderts in den kleinern Sammlungen", von Max Lehrs; 3) „Ein Jugendbild des Leonardo?", von Franz Rieffel; 4) „Der Maler Heeremans", von Corn-Hofstede de Groot; 5) „Der Meister des Rehlingeraltars in der augsburger Galerie", von A. Schmid. Der wissenschaftliche Werth dieses „Repertoriums" wird auch durch alle diese Abhandlungen wieder bewiesen.

— Ernst Mayer hat ein „Handbuch der Astrologie" herausgegeben (Berlin, R. v. Decker, 1891). Wir haben nicht ohne ein gewisses Befremden von dieser Veröffentlichung Notiz genommen, da dieses Büchlein ungefähr in derselben Weise die Neugier befriedigt wie Traumbücher, Kartenlegerei u. s. w. Ein Prospect der Verlagshandlung belehrt uns darüber, daß wir es hier mit etwas viel Höherem zu thun haben. Die Alten hätten die Erfahrung gemacht, daß die Sonne, der Mond, der Umlauf der Gestirne in engem Zusammenhange stehen mit dem Wechsel der Jahreszeiten, mit Ebbe und Flut, mit dem Gedeihen aller Erzeugnisse der Erde. Daraus hätten sie den Schluß gezogen, daß ähnliche Wechselbeziehungen beständen zwischen den Gestirnen und allem, was ist und geschieht. In dem Bestreben, die Geschicke der Menschen voraus zu berechnen, hätten die alten Astrologen gewisse Regeln zusammengestellt und in ein System gebracht, welches gegenwärtig nur noch einzelnen Gelehrten bekannt ist. (Gott sei Dank!) Um diesen interessanten Gegenstand auch dem Laien zugänglich zu machen und ihm Gelegenheit zu geben, daß er diese interessante uralte Wissenschaft (sic!) näher kennen lerne, sei dieses „Handbuch der Astrologie" verfaßt worden. Wir haben unsererseits nur hinzuzufügen, wenn man von jetzt ab Reichs- und Landtagen, Feldzügen, Lotteriespiel, Dummheitsconcurrenzen, Pferderennen u. s. w. das Horoskop auf Grund dieses Büchleins stellt, so kann jedenfalls viel Zeit und Geld erspart werden.

— „Das neue Heil" nennt A. von Sommerfeld die von ihm entwickelten Grundzüge einer natürlichen Weltanschauung (Zürich, Verlags-Magazin, 1891). Er erörtert folgende Themata: 1) „Zur Philosophie der Erlösung"; 2) „Die Metaphysik des Monismus"; 3) „Zur Psychologie des Mitleids"; 4) „Ueber Sinnlichkeit"; 5) „Zur Charakteristik der Moderne". Der Verfasser ist nicht unbegabt, bringt aber dem Dilettantismus bedenkliche Opfer. So z. B. würde es sich E. von Hartmann entschieden verbitten, daß die Grundlage seiner Philosophie Mainländer's Philosophie der Erlösung sein solle. Nominativ und Accusativ sind nicht scharf unterschieden in dem Satze: „Das Lebensprincip in allen Geschöpfen wird stets die Todessehnsucht (wessen?) überwuchern." Die Freiheit des Willens ist ja oft schon mehr oder weniger geleugnet worden; wohin aber soll es führen, wenn A. von Sommerfeld schreibt: „Mord, Diebstahl, Lüge u. s. w. sind durch unsere Beschaffenheit derartig vorher bestimmt, daß ein zum Verbrecher gewordener Mensch nur ein Sklave aller Naturgewalten ist, die ihn selbst producirt haben." Der Verfasser charakterisirt sich weiter durch folgende Aussprüche: „All unsere Gefühle sind heute kaum etwas anderes als ein Wellenschaum auf dem Meere der Wollust. Die Unterdrückung aber der Wollust ist der sittliche Proceß der Menschheit und gleichzeitig die steile Bahn, die zum echten Mitleid führt." „Unterdrückung der Wollust sei der sittliche Heilungsproceß der Menschheit." Der philosophischen Weisheit letzter Schluß lautet bei A. von Sommerfeld: „Aus dem Zusammenaddiren entstehen Resultate und aus dem Zusammengehen des Lebens (?!) entsteht die höchste und größte Endsumme: das Gesetz." Selbst dann, wenn der Verfasser diesen Gallimathias auf seine Kosten drucken läßt, thäte er besser, „das neue Heil" armen Leuten als einen Ersatz für Strohfeuer zu schenken, anstatt andere Strohköpfe in Brand damit zu setzen!

Bibliographie.

Abel, C., Vierzehn Tage Arrest. Eine wahre Geschichte. Eine Fortsetzung von „Vier Wochen Vizewachtmeister". Zürich, C. Schmidt. Gr. 8. 80 Pf.

Büttner, H., Aus dem Tagebuch der Königin Natalie, Erlebnisse der serbischen Regentin, nach authentischen Quellen mitgetheilt. Berlin, H. Schmidt. 8. 1 M.

Dragomirow, M., Neue Folge gesammelter Aufsätze. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Premier-Lieutenant Freih. v. Tettau. Hannover, Helwing. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Fischer, E. L., Theorie der Gesichtswahrnehmung. Untersuchungen zur physiologischen Psychologie und Erkenntnisslehre. Mainz, F. Kirchheim. Gr. 8. 7 M.

Franzl, H., Nationale und soziale Zustände im deutschen Böhmerwalde. Mit einem Vorworte von A. H. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Hertwig, P., Lotosauge, der Jünger Buddhas. Altindische Sage aus der Zeit um 400 v. Chr. Epos. Leipzig, G. Fock. 12. 1 M. 50 Pf.

Graf Hochberg als Erzieher. Despektirliche Betrachtungen aus dem Zuschauerraume der königlichen Oper zn Berlin. Von einem Musikfreunde. Berlin, C. Malcomes. Gr. 8. 60 Pf.

Jacobowski, L., Funken. Neue Dichtungen. Dresden, E. Pierson. 8. 2 M.

Jaeger, H., Die Stanley'sche Expedition und ihre Auftraggeber. Nach den Berichten von Casati, Emin-Pascha, Peters, Jephson und Stanley kritisch beleuchtet. Hannover-Linden, C. Manz. Gr. 8. 3 M.

Jäger, O., Der Schwabenlandsturm zur Berliner Schulreform. Rechenschaftsbericht. Ludwigsburg, O. Eichhorn. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Jókai, M., 20,000 Jahre unter dem Eise. Roman. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Wechsler. Berlin, O. Janke. 8. 2 M.

Klose, M., Habmichlieb im Riesengebirge. Schweidnitz, G. Brieger. 8. 1 M.

Kobell, Luise v., Ignaz von Döllinger. Erinnerungen. Mit 1 Titelgravure. München, C. H. Beck. 8. 2 M. 80 Pf.

Kuhlenbeck, L., Reform der Ehe. Philosophische, kulturgeschichtliche und naturrechtliche Randbemerkungen zum 6. Gebot. Leipzig, Rauert u. Rocco. Gr. 8. 2 M.

Wandernde Künstler. Panorama der Artistenwelt und des Cirkuslebens. Von Signor Domino. Berlin, S. Fischer. 8. 3 M. 50 Pf.

Lanckoronski, K. Graf, Rund um die Erde. 1888—1889. Geschautes und Gedachtes. Mit 2 Kartenblättern. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Gr. 8. 10 M.

Michels, A., Leben Ottos des Kindes, ersten Herzogs von Braunschweig und Lüneburg. Mit Urkundenregesten. Einbeck. Gr. 8. 2 M.

Drei Monate in Amerika. Plaudereien über eine Reise in den Vereinigten Staaten von einem deutschen Offizier. Berlin, J. Bohne. 16. 1 M.

Der papierne Papst. Leipzig, O. Wigand. 8. 60 Pf.

Rausch, K., Das Problem der Armuth. Vorlesungen über die sociale Frage. Berlin, E. Staude. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Die Reichs-Schwiegermutter kommt! Aus den Geheimnissen einer politischen Ehe geplaudert von einem Hausfreund. 1. bis 3. Aufl. Berlin, F. G. Fricke. Gr. 8. 60 Pf.

Richter, J. W. O., Deutschland in der Kulturwelt. Eine geographisch-statistische Vergleichung unseres Vaterlandes mit den hervorragendsten Ländergebieten der Erde. Mit einem Briefe des verewigten Feldmarschalls Herrn Grafen von Moltke an den Verfasser. Leipzig, R. Voigtländer. Gr. 8. 6 M.

Römer, A., Psychiatrie und Seelsorge. Berlin, H. Reuther. Gr. 8. 80 Pf.

Schmick, J. H., Die nachirdische Fortdauer der Persönlichkeit. Beleuchtung dieser Frage durch neuere und neueste Einblicke in die Menschennatur. Vorträge und Gespräche. Leipzig, M. Spohr. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schober, Thekla v., geb. v. Gumpert, Unter fünf Königen und drei Kaisern. Unpolitische Erinnerungen einer alten Frau. Glogau, C. Flemming. 8. 6 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sahără und Sûdân.

Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika.

Von

Dr. Gustav Nachtigal.

Dritter Theil (Schluss). Herausgegeben von **E. Groddeck.**

Mit einem Porträt in Photogravure, einer Karte, zwei Schrifttafeln und Generalregister zum I.—III. Theil.

8. Geh. 15 M. Geb. 16 M. 50 Pf.

Der vorliegende Band bildet den Abschluss des classischen Werks Gustav Nachtigal's: „Sahără und Sûdân“. Er umfasst die Heimreise von Kûka durch Wadâï und Dâr-Fôr. Gerade Wadâï und Dâr-Fôr, von jeher durch den Fanatismus ihrer Bewohner berüchtigt, sind durch die mahdistische Bewegung allen Europäern unzugänglich geworden, weshalb Nachtigal's eingehende Schilderungen um so werthvoller geworden sind. Ein ausführliches Register zu allen drei Bänden erhöht den Werth des Bandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an eine Freundin

von

Wilhelm von Humboldt.

Zwölfte Auflage.

Mit einem Facsimile, einem Vorwort und Sach- und Namenregister.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Das berühmte Buch, welches durch die geistvolle Aussprache über die tiefsten, den denkenden Menschen bewegenden Fragen des Lebens und durch die edle ungekünstelte Sprache zu einer bleibenden Zierde der deutschen Nationalliteratur geworden ist, liegt nun schon in zwölfter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Separatausgaben aus Schopenhauer's Werken.

8. Jedes Bändchen geh. 2 M., geb. 3 M.

Arthur Schopenhauer über Genie, große Geister und ihre Zeitgenossen. Eine Sammlung von Stellen aus seinen Werken.

Arthur Schopenhauer über Urtheil, Kritik, Beifall, Ruhm, Wahrheit und Irrthum. Eine Sammlung von Stellen aus seinen Werken.

Zwei Sammlungen charakteristischer Aeußerungen Schopenhauer's über die in den Titeln genannten Themata, von besonderm Interesse mit Rücksicht auf Geistesrichtungen und Willensströmungen der neuesten Zeit.

„Köstliche Sammlungen.“ — Neue Zürcher Zeitung.

Früher erschienen:

Aphorismen zur Lebensweisheit. Zwei Bändchen.

Ueber den Tod und sein Verhältniß zur Unzerstörbarkeit unsers Wesens an sich. — Leben der Gattung. — Erblichkeit der Eigenschaften.

Philosophie der Kunst. Zwei Bändchen.

Ueber Religion und Schicksal.

Ueber das Geistersehn und was damit zusammenhängt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **W. Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Zehnter Jahrgang.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt: Die deutsche Politik des Fürsten Schwarzenberg bis zu den Dresdener Conferenzen. Von Adolf Beer. — Die Strategie Friedrich's des Großen in den Feldzügen von 1756 und 1757. Von Georg Winter. — Ursprung, Wesen und Bedeutung der Philosophie Friedrich's des Großen. Von H. Fechner. — Fürst Alexander Danilowitsch Menschikow. Von Arthur Kleinschmidt. — Aus dem Leben eines Professors der Medicin im 15. Jahrhundert. Von Alfons Huber.

Ein neuer Jahrgang des bekannten Sammelwerks mit vielfach interessanten Beiträgen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Emin-Pascha.

Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin-Pascha's aus den ehemals ägyptischen Aequatorialprovinzen und deren Grenzländern.

Herausgegeben von

Dr. Georg Schweinfurth

und

Dr. Friedrich Ratzel

mit Unterstützung von

Dr. R. W. Felkin und Dr. G. Hartlaub.

Mit Porträt, Lebensskizze und erklärendem Namenverzeichniß.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Eine Sammlung der zahlreichen bisher nur theilweise bekannten werthvollen Arbeiten Emin-Pascha's, namentlich auch der in seinen ausführlichen Reisebriefen enthaltenen Berichte: das einzige Werk, welches eine Uebersicht seines Schaffens und Wirkens gibt.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 27. August 1891.

Wahrheit und Dichtung.

Haben wir in dem voraufgegangenen Aufsatze das Verhältniß der Dichtung zur Wahrheit festgestellt, so sei in dem gegenwärtigen als Gegenstück dazu das Verhältniß der Wahrheit zur Dichtung ins Auge gefaßt. Wir wollen den Denker in seiner Werkstätte inmitten seiner Gedankenarbeit belauschen, um ihm das Zeugniß auszustellen, daß er ein Dichter ist. Also hat den Denker schon Giordano Bruno beurtheilt. Von ihm rührt das große Wort her: Non est philosophus nisi qui fingit et pingit, und er mußte darüber wohlweislich Bescheid wissen, denn er war der philosophische Genius Italiens.

Ein trauriger Denker ist, wer nicht dichtet; ja noch mehr, er ist eigentlich gar kein Denker. Er wandelt und weidet, um mit Goethe zu sprechen, im dunkeln Genusse und den trüben Schmerzen des augenblicklichen beschränkten Lebens, gebeugt vom Joche der Nothdurft. Er vermag nicht über die herkömmlichen Anschauungen hinauszukommen, sich über das unmittelbar zu seinen Füßen ausgebreitete Sein zu erheben; er kann sich zu keinem originellen, selbsteigenen Gesichtspunkte emporringen, den Dingen keine neue Seite abgewinnen. Alle Erfindungen und Entdeckungen sind Dichtungen. Es erhellt dies zur Genüge daraus, daß sie nicht sogleich mit dem Rüstzeuge der Wissenschaft angethan erscheinen, sondern erst allmählich mit demselben versehen werden. Sie treten zunächst als Vermuthungen auf und werden nach und nach durch Beobachtungen und Versuche zur Gewißheit erhärtet. Großen, bahnbrechenden Ideen haften bei ihrem Entstehen manche Lücken an, welche im Laufe der Zeit ausgefüllt werden. Es sind Sprünge an ihnen bemerkbar, und nur langsam werden die fehlenden Mittelglieder ergänzt, wenn anders sie überhaupt ganz und völlig ergänzt werden können. Die Wahrheit offenbart sich als ein dünner, schwacher Lichtschimmer, bevor sie in ihrer vollen Glorie erstrahlt, bevor sie vor unsern geblendeten Augen ein farbenprächtiges Meer von Licht ausgießt. Sie thut es anfangs der lieblichen Galatea gleich, deren neckisches Benehmen Vergil also schildert:

> Aepfel wirft Galatea nach mir, das schelmische Mädchen,
> Flieht zu den Weiden zurück, doch wünscht sie vorher sich gesehn.

Indem der Menschengeist also den Beweisgründen vorauseilt, ihnen in kühnem Fluge unvermittelt das Ergebniß vorwegnimmt, verräth sich die Phantasie. Vollends gibt sie sich zu erkennen, wenn der Menschengeist in jähem Schwunge das Banner von Ideen aufpflanzt, welche im Hinblicke auf die dünngesäeten Beobachtungen und Erfahrungen noch lange nicht spruchreif sind, wenn er es prophetisch Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden zuvorthut, wie wir dies schon bei den ältesten griechischen Denkern wahrnehmen können. Finden wir doch die Keime der Theorie Darwin's in der Lehre Anaximander's von Milet, wonach die frühesten thierischen Organismen ihre Lebensweise geändert haben, nachdem die Bedingungen andere geworden waren, und die Menschen aus Thieren anderer Art entstanden sind. Und Heraklit's Lehre von dem steten Flusse aller Dinge, in welcher Hegel die Grundzüge seiner eigenen Weltansicht niedergelegt sieht, stimmt in ihrem Kerne so genau mit gegenwärtig herrschenden und allgemein anerkannten physikalischen Lehren überein, daß ein zusammenfassender Ausdruck der letzteren sich mit dem aristotelischen Berichte über die Doctrin jenes Philosophen nahezu wörtlich deckt. Diese ist selbstverständlich nichts anderes und kann nichts anderes sein als eine Verallgemeinerung aus der Erfahrung, — aber eine Verallgemeinerung von so genialer, weil das Wesentliche aus einem unzergliederten und darum vielfach irreleitenden Beobachtungsmaterial sicher herausgreifender Art, wie nur wenige andere Grundlehren der alten Naturphilosophen.

Der Verstand ist an die strengen, ängstlichen Gesetze der Logik gebunden; nüchtern und bedächtig im Vollbewußtsein derselben, schreitet er an sein Werk; er strebt unbedingter Wahrheit nach, und da sollte er von dem Baume der Erkenntniß eine unreife Frucht, wie es die Hypothese ist, pflücken können? Der Vernunft ist es gegeben, zu erkennen, aber nicht zu ahnen; sie besitzt die Fähigkeit zu erforschen, aber nicht zu errathen; sie geht den Dingen systematisch und planmäßig zu Leibe, sie bewältigt sie aber nicht blitzartig und im Handumdrehen. Indem die Hypothese sich demgemäß als solche durch ihren Charakter als eine Schöpfung der Einbildungskraft kundgibt, zeigt sich die Dichtung als die Vorstufe und Triebfeder der Wahrheit. Die wissenschaftliche Thätigkeit ist immer nur eine vorbereitende, sichtende, prüfende; sowie es an das geistige Aufbauen geht, tritt die frei schaffende plastische Gestaltungskraft in ihr unweigerliches und unbestreitbares Recht. Forschen ist Stückwerk, Kunst ist Ganzwerk. Das kühle Denken hat die Theile in der Hand, die Phantasie schlingt um sie das geistige Band. Indem sie ohne Zuhülfenahme der Erfahrung dem sogenannten Gesetze der Totalität gemäß als Sinn für Identität, um uns eines von Bain gebrauchten Ausdrucks zu bedienen, unter den verwickeltsten Bedingungen Uebereinstimmungen entdeckt, unter den fremdartigsten, ja sogar widerstreitendsten Hüllen gemeinsame Grundverhältnisse zu Tage fördert, entfesselt sie die Vernunft und fordert sie heraus. Sie schafft ihr den belebenden Funken, an welchem sie sich entzünden, die Idee, an welcher sie sich messen und den Meister erproben kann.

Welch große Rolle das freie, bewegliche Geisteswalten in der Entwickelung der Wissenschaft spielt, wollen wir an einigen Leuchten der Wissenschaft darthun. Kepler hob als einen bedeutsamen Zug der Begabung des Kopernicus die Geistesfreiheit hervor, mit welcher er im Stande gewesen, abseits von der Erfahrung große Geheimnisse der Natur zu enthüllen; äußerte er sich doch über ihn: „Copernicus vir maximo ingenio et, quod in hoc exercitio magni momenti est, animo libero." Ueber Kepler selbst fällt Alexander von Humboldt, da er die außerordentlichen Himmelserscheinungen im Tycho-Kepler'schen Zeitalter in Betracht zieht, folgendes Urtheil: „Wenn ich in diesen Betrachtungen über den Einfluß der unmittelbaren Sinnesanschauung Kepler vorzugsweise genannt habe, so war es, um daran zu erinnern, wie sich in diesem großen, herrlich begabten und wunderbaren Manne jener Hang zu phantasiereichen Combinationen mit einem ausgezeichneten Beobachtungstalente und einer ernsten strengen Inductionsmethode, mit einer muthigen, fast beispiellosen Beharrlichkeit im Rechnen, mit einem mathematischen Tiefsinne vereinigt fand, der in der «Stereometria doliorum» offenbart, auf Fermat und durch diesen auf die Gründung der Rechnung des Unendlichen einen glücklichen Einfluß geübt hat. Ein solcher Geist war recht vorzugsweise vor allen dazu geeignet, durch den Reichthum und die Beweglichkeit seiner Ideen, ja durch die Wagnisse kosmologischer Ahnungen, Leben um sich zu verbreiten, die Bewegung zu vermehren, welche das 17. Jahrhundert unaufhaltsam seinem erhabenen Ziele erweiterter Weltanschauung zuführte." Von Newton, der der Sage nach dem herabfallenden Apfel die Idee vom Grundgesetze des Planetensystems dankte, erzählt Whewell, daß sich bei jeder Untersuchung, die er anstellen wollte, in der untersten Tiefe seines Geistes eine verborgene Quelle öffnete, von welcher sich sogleich ein Strom von Ideen und Ansichten und Suggestionen ergoß, daß er mit scharfem Blicke alle die Gegenstände, welche dieser Strom mit sich führte, bemerkte, und die wahren, für seine Zwecke geeigneten Ereignisse hastig und mit fester Hand aus der Menge herausgriff, während er alle übrigen, ohne von ihnen gestört zu werden, vorbeirauschen ließ. Und um mit einem berühmten Physiker, der in unsere Zeit hineinragt, abzuschließen, so läßt sich John Tyndall über seinen Freund und Vorgänger an der Royal Institution, über Michael Faraday, dem es kaum jemand in der Zahl seiner folgenschweren Entdeckungen gleichgethan hat, in der ihm gewidmeten Gedenkschrift also vernehmen: „Vermischt mit mancherlei Dunklem und Verwirrtem zeigen sich zuweilen Blitze wunderbarer Einsicht, und Aeußerungen, welche weniger das Ergebniß des Nachdenkens als das einer plötzlichen Offenbarung zu sein scheinen. Ich will mich hier auf ein einziges Beispiel dieses Ahnungsvermögens beschränken: Wheatstone hatte durch seine höchst sinnreiche Erfindung eines schnell rotirenden Spiegels bewiesen, daß die Elektricität Zeit braucht, um einen Draht zu durchlaufen, indem der Strom die Mitte des Drahtes später erreicht als die beiden Enden desselben. Faraday sagt: Wenn die beiden Enden des Drahtes in Wheatstone's Versuchen unmittelbar mit zwei großen der Luft ausgesetzten isolirten Metallflächen verbunden wären, sodaß die durch den ersten Inductionsact erzeugte Elektricität, nachdem der Bogen für die Entladung geschlossen ist, im ersten Augenblicke aus dem Innern des Drahtes auf seine Oberfläche übergehen, und sich hier sowie in der Luft über den umgebenden Leitern vertheilen könnte, dann wage ich vorauszusetzen, daß der mittlere Funken noch mehr als früher verzögert werden würde; und wenn diese beiden metallischen Oberflächen die innere und äußere Belegung einer großen Leidener Flasche oder Batterie wären, so müßte die Verzögerung des Funkens noch viel größer sein. Dies war nur eine Prophezeiung, denn der Versuch war nicht gemacht worden. Sechzehn Jahre später jedoch, beim Eintritt der rechten Bedingungen, war Faraday im Stande zu zeigen, daß die Beobachtungen von Werner Siemens und Latimer Clark über die unterirdischen und unterseeischen Drähte großartige Erläuterungen des Princips seien, welches er im Jahre 1838 ausgesprochen hatte. Die Drähte und das umgebende Wasser wirken wie eine Leidener Flasche, und die von Faraday vorausgesagte Verspätung des Stroms wird in jeder Depesche, welche durch ein solches Kabel geschickt wird, ersichtlich. . . .

von Bunsen's hundertjähriger Geburtstag.

— 25. August 1891. —

Nachstehende Werke von **Christian Karl Josias von Bunsen** liefere ich bis Ende 1891 zu den beigesetzten wesentlich **ermäßigten Preisen:**

Bunsen, C. K. J. Gott in der Geschichte oder der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung. In sechs Büchern. 3 Theile. 8. Früher 30 M., jetzt 15 M.

Ein geistvolles, anregendes Werk für alle Gebildeten, mit Pascal's „Pensées" und Humboldt's „Kosmos" vergleichbar.

„Eine neue Theodicee im höhern geschichtlichen Verstand."

Allgemeine Zeitung.

—— Hippolytus und seine Zeit. Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit. 2 Bände. 8. Früher 21 M., jetzt 10 M.

Eine der hervorragendsten Erscheinungen der theologischen Literatur, in gemeinverständlicher Weise geschrieben.

—— Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. 2 Bändchen. 3. unveränderte Auflage. 8. Früher 8 M., jetzt 3 M. 50 Pf.

Freimüthiges Eintreten für Gewissensfreiheit und gegen alle hierarchische Bevormundung.

Briefe von Alexander von Humboldt an Christian Carl Josias Freiherrn von Bunsen. 8. Früher 4 M., jetzt 1 M. 50 Pf.

Vertraute Briefe mit den interessantesten Mittheilungen über Personen und Zustände der damaligen Zeit.

Biographie Bunsen's.

Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe. Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von F. Nippold. 3 Bände. 8. Früher 27 M., jetzt 12 M.

Inhalt: I. Jugendzeit und römische Wirksamkeit. Mit einem Porträt Bunsen's nach Richmond. — II. Schweiz und England. — III. England und Deutschland. Mit einem Generalregister und einem Porträt Bunsen's.

Leipzig, im August 1891.

F. A. Brockhaus.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

„Faraday's Einbildungskraft war immer thätig, um die möglichst ausgedehnten Anwendungen von den gewonnenen Versuchsergebnissen zu machen. Ich kenne niemand, dessen Geist bei der Berührung mit einer neuen Wahrheit gleiche Kraft und Schnelligkeit des Generalisirens gezeigt hätte. Zuweilen habe ich die Wirkung seiner Versuche auf seinen Geist mit der eines sehr entzündlichen Stoffes verglichen, welchen man in einen Schmelzofen wirft; das Hinzukommen jeder neuen Thatsache entwickelte augenblicklich Licht und Wärme darin. Das Licht entsprang dem Geiste und half ihm, weit über die Grenzen der Thatsachen hinauszusehen, die Wärme aber entsprang dem Gemüthe und trieb ihn an, den neu geoffenbarten Bereich ganz zu erobern. Allein obwol seine Einbildungskraft unbegrenzt war, zügelte er sie dennoch wie ein gewaltiger Reiter, und erlaubte ihr nie, seinen Verstand aus dem Sattel zu werfen. Infolge dieses weiten Umblicks, welchen ihm seine lebhafte Phantasie verlieh, erhob er sich von den kleinsten Anfängen zu den erhabensten Zwecken."

Es ist Aufgabe der Wissenschaft, die Dinge im weitesten Sinne in ihrem Zusammenhange zu erfassen, ihre Beziehungen zueinander, deren es gar viele und verschiedene gibt, klar zu stellen. Einem der Lösung harrenden vielverschlungenen Knäuel kann aber füglich nicht gleich von vornherein ziel- und zweckbewußt begegnet werden; in der träumerischen Verlorenheit erst wird der Ariadnefaden gefunden, der durch das Labyrinth der Natur geleitet. Durch das Spiel der Phantasie nur gelangt man zum Ende, indem sich in demselben eine die vorhandenen Vorstellungselemente zu einem in sich harmonischen Accorde verschmelzende Verbindung ergibt, an welche das Denken unverweilt anknüpft, um sie auszubauen und zu vertiefen. Erst aus der innigen Durchdringung des Bewegungsdranges und des Hemmungsvermögens, aus der geistigen Paarung der Dunkelheit und der Klarheit gehen lebendige Neubildungen hervor. Das Meßbare und das Unmeßbare sind stets aufeinander angewiesen. Ungebundenheit und Gebundenheit fordern und ergänzen sich gegenseitig, wie Strömung und Gegenströmung des elektrischen Fluidums. In jedem Manne von Geist muß die Seele des Don Quixote und die Seele Sancho Pansa's sich beisammen finden. Don Quixote's Seele, um vorwärts zu schreiten, die betretenen Wege zu verlassen, um Anderes und Besseres als die gewöhnlichen Menschen zu leisten; Sancho Pansa's Seele, weil die Originalität zu nichts führt, wenn sie nicht durch gesunden Sinn, richtiges Urtheil und Erkenntniß des Wirklichen erleuchtet wird. Darum, weil sie nicht Don Quixote's Kühnheit und Gestaltungskraft besaßen, sind so viele bedeutende Gelehrte an großen Entdeckungen und Werken vorübergegangen, ohne sie auszuführen. Aber viele arme Thoren haben an Chimären ihr Sinnen verschwendet ohne Nutzen für sich und die Menschheit, weil ihnen Sancho Pansa's hausbackene Weisheit gefehlt hat. „Ich bin vor allen Dingen ein Mann des Handelns", sagte Ferdinand von Lesseps vor etlichen Jahren in seiner akademischen Antrittsrede, fügte aber nichtsdestoweniger gleich hinzu, er habe dennoch einen großen Respect vor den Träumern: nichts werde wirklich, was nicht vorher ein Traum gewesen; die Einbildungskraft sei ein guter Hebel für die schwer beweglichen menschlichen Dinge, und je entfernter das Ziel, desto höher müsse gezielt werden. Wenn aber all unser Wissen mithin nichts anderes ist als eine aus Blüten dichterischer Eingebung gereifte Frucht, wenn der Denker nothgedrungen Dichter ist, bevor der Denker in ihm zur Erscheinung kommt, dann mögen wir ruhig und getrost behaupten, daß es nicht Philosophen schlechthin, sondern einzig und allein nur Dichterphilosophen gibt.

Bernhard Münz.

Zwei neue Romane.

1. Spottdrossel. Roman von E. Vely. Mannheim, J. Bensheimer. 1891. 8. 5 M.
2. Das Kreuz am Ferner. Ein hypnotisch-spiritistischer Roman von Karl du Prel. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1891. 8. 7 M.

Es liegen mir gerade zwei Bücher vor, die den Kritiker wohl in Verlegenheit setzen können, das eine, weil es gut und doch nicht gut, das andere, weil es auf der seltsamen Basis des Uebersinnlichen aufgebaut ist.

E. Vely's „Spottdrossel" (Nr. 1) ist, wie gesagt, ein guter Roman mit sehr großen Mängeln. Gut ist die Tendenz, gut ist der Wahrheitsmuth, gut das Bestreben nach realistischer Durcharbeitung — die Mängel ergeben sich daraus, daß das Können nicht immer mit dem Wollen Hand in Hand ging, ein Umstand, der wol daher zu datiren, daß die geschätzte Verfasserin durch ihr bisheriges Familienblatt-Romanschreiben einen Theil ihres schönen, kraftvollen Talents freiwillig beiseite gesetzt und nun nicht so schnell wiedergefunden hat.

Der Hauptvorzug des Romans ist der, daß, wenn er auch nicht auf socialen Ideen aufgebaut ist, doch einen social-ethischen Hauch spüren läßt. Auch hier grollt, wenn auch nur verstohlen, die Rechtlosigkeit, die Qual der Unterdrückten gegen die Brutalität der Unterdrücker, ein Zug, der in den Bauernverhältnissen, die E. Vely schildert, vielfach und kräftig ausgedrückt werden konnte und zum Ausdruck gelangt ist. Da hat die Verfasserin, erfüllt von dem ethischen Gehalte ihrer Idee, entsprechend grau in grau gemalt, mit scharfen muthigen Druckern — und das ist ihr entschieden zu danken, so hat das Buch Rückgrat mit festem Mark. Das ist nicht genug zu loben, denn die Frauenromane kranken ja fast alle an Rückenmarksschwindsucht.

„Spottdrossel" ist eine schwäbische Bauerngeschichte mit

gut gezeichneten Figuren. Ursel steht prächtig da in ihrem brutalen Stolze, in ihrem Elende in der Ehe, in ihrem Aufjauchzen bei dem Tode ihres Mannes und ihrem sexuellen Aufrasen; hart, brutal, kräftig steht auch Jörg Kun da und Rupert Schülin; fein, fast in dem Tone eines Wilhelm Raabe, ist die alte Martha gezeichnet, prächtig in seiner unterdrückten Wuth, in seiner Oberflächlichkeit, seinem Leichtsinn Hans. Aber trotz aller Charakteristik, trotz der prächtigen Züge sind es nur Typen — Menschen, Bauern sind es nicht. So natürlich sie auch aussehen, so brutal-kräftig auch ihr Gebaren, so fern von allem Schwulste sie auch gehalten — naturwüchsig sind die Menschen nicht, auch nicht Ursel, auch nicht der Alte. Es sind da höchst charakteristische Züge zusammengetragen, die wohl beobachtet sind, vielleicht auch etwas von Zola's „La terre" beeinflußt — denn daß E. Bely dies Buch gelesen, nehme ich an, da sie ja eine ernst strebende, denkende Künstlerin —; aber einzelne Züge, und mögen sie noch so wirklich sein, vermögen doch keine ganzen Menschen hinzustellen. Dazu kommt noch, daß das Empfinden dieser Bauern oft zu ausgeklügelt, zu verfeinert ist. Und das ist sehr schade, wäre hier mehr Wirklichkeit, mehr Roheit möchte ich fast sagen, dann wäre das Buch ganz vortrefflich.

Ich möchte hier noch auf einen Punkt kommen, der mir sehr wesentlich erscheint: E. Bely hat ihre Bauern im Dialekt reden lassen. Das ist gewiß sehr löblich, denn es gibt Zeugniß von dem Bestreben der Verfasserin, möglichst wahr zu sein —, aber leider ist ihr Dialekt sozusagen ein Salon-, ein Literaturdialekt, d. h. er ist künstlich zusammengesetzt. Es mischt sich in das Schwäbische zuviel Bairisch, zuviel Hochdeutsch. Zudem ist es mit Dialektworten allein nicht gethan. Der Dialekt beeinflußt die ganze Sprechweise des Menschen — er ist herausgewachsen aus dem Charakter desselben. Der Dialekt darf nicht nur, wie ein Kleid, dem Menschen umgehängt sein, er bildet einen untrennbaren Bestandtheil eines ganz bestimmten Menschen, und das hat E. Bely nicht genügend beachtet. Jede dialektische Redewendung bildet einen den Menschen charakterisirenden Zug. Dialekt bezeichnet mehr den Volkscharakter als den Sprachcharakter — das darf nie außer Acht gelassen werden. Mit dem Entstehen der charakteristischen Züge einer Figur muß auch der Dialekt entstehen — in vorliegendem Buche erscheint er willkürlich. Und das ist einer der Hauptfehler desselben. Empfehlen will ich es trotzdem — es ist weit mehr als Mittelwaare, wenn es auch nicht ganz auf der Höhe steht; es zeugt von ernstem Streben und schönem Talent, dem ich nur wünschen möchte, daß es auf der hier beschrittenen Bahn bleibt. Ist das der Fall, wird E. Bely bald wahrhaft Gutes, ja, wol auch Bedeutendes leisten.

„Das Kreuz am Ferner" von Karl du Prel (Nr. 2) ist ein Buch, das man wol des Nähern betrachten muß, denn es führt ein neues Element, den Hypnotismus, den Spiritismus zum ersten male ernstlich, d. h. mit wissenschaftlichem Ernste in die Belletristik ein. Wohl entstanden früher Romane, wie Gregor Samarow's „Unter fremdem Willen" — aber das waren durchaus seichte, frivole Machwerke, frivol, weil sie mit einer ernsten Frage spielten, die zu ergründen sie nicht fähig waren. Mit dem vorliegenden Buche ist das ein ganz ander Ding, da finden wir sittlichen Ernst, Ueberzeugungstreue. Karl du Prel ist Kenner auf dem Gebiete des Hypnotismus und Spiritismus. Seine zahlreichen Werke über diese Frage weisen aus, daß er sich ernst und tiefgehend mit dem Uebersinnlichen beschäftigt. Die Ergebnisse seiner Studien liegen vor allem vor in seiner „Philosophie der Mystik", „Mystische Studien", „Hypnotismus und Somnambulismus in Bezug auf Strafrecht" und zahlreichen Artikeln in der Zeitschrift „Die Sphinx". Der vorliegende Roman ist nun eigentlich nur ernstlich zu besprechen, wenn man diese Werke, wenn man die Weltanschauung du Prel's kennt. Nun — ich kenne sie, genau. Ich habe früher die Werke aus rein sachlichem Interesse eingehendst studiert, weil ich mich orientiren wollte über eine Frage, die immerhin von hoher Wichtigkeit, positiv oder negativ ist. Ich sah mich allerdings genöthigt, auf Grund naturwissenschaftlicher Studien die übersinnliche Weltanschauung von mir abzuweisen, infolge dessen ich natürlich diese Werke du Prel's so kritisiren mußte, wie es die Naturwissenschaft verlangte, worauf ich wieder für du Prel ein Angriffsobject wurde. Ich bemerke das, um zu beweisen, daß ich klar und mit vollem Verständnisse an die Besprechung des vorliegenden Romans herantreten kann, daß mir durch das Studium der du Prel'schen, Forel'schen und anderer Werke die nöthige Handhabe, der Untergrund zur Besprechung dieses Romanes geboten ist. Und das ist allerdings sehr erforderlich, denn ein oberflächliches Aburtheilen, ein Vonderhandweisen im ganzen ist hier nicht angebracht, weil man fein unterscheiden muß zwischen dem, was wissenschaftlich begründet und möglich ist, und dem, was durch den Weiterbau dieses Möglichen ins Mystische hinein eben unmöglich wird.

Der Roman zeichnet sich vor allen Dingen dadurch aus, daß er einen ganz neuen Ideengehalt aufweist und daß er, trotz alles Uebersinnlichen, völlig realistisch sich gibt, eine contradictio in adjecto, die völlig wahr ist. Du Prel hat einen kräftigen Wirklichkeitssinn, das beweisen seine prächtigen Naturschilderungen, dann seine echten Menschen, wie Moidele und der alte Doblanes, und auch die Uebrigen. Wenn sie sich zum größten Theile vom Spiritismus beherrschen lassen, so ist das ihre Sache; ich will vorläufig ganz davon absehen, daß du Prel verkörperte Tendenzen schaffen wollte. Stellt man sich einmal auf ihren Standpunkt, dann entwickeln sie sich vollständig folgerichtig und psychologisch klar. Allerdings — die einzelnen Uebergänge, die Entwickelungsphasen hätten noch feiner durchgearbeitet sein können, aber man könnte diese plötzlichen psychologischen Rucke und Sprünge mit den durch Fernsehen und Aehnliches hervorgerufenen Seelenaffecten erklären, wie denn auch, gibt man die Möglichkeit der

Ueberzeugung bei den Persönlichkeiten zu, die verrücktesten Handlungen völlig logisch sind.

Die Erzählung setzt stimmungsvoll einfach ein — es ist eine schlicht und poetisch erzählte Liebesgeschichte, zwischen dem Grafen Alfred und Moidele, die mit dem Tode der letzteren und dem Verschwinden ihres Kindes endet. Das stille Sehnen Alfred's, sie wiederzusehen im Traume, der Wunsch, sein Kind wiederzufinden, treibt ihn zum Studium des Uebersinnlichen, in dem ihm seine Schwester Leonore, bald auch sein Freund Morhoff, der der Verlobte Leonore's wird — übrigens bildet die Verlobungsscene eine prächtige, poetische Episode — unterstützt und bestärkt. In seinen übersinnlichen Studien gereift, geht er nach Aegypten, um durch den hellsehenden Derwisch Mustapha sein Schicksal zu erfahren; dann nach Indien, um den ebenfalls hellsehenden Fakir Corvindasamy zu befragen. Der citirt auch Moidele, die ihrem Geliebten thaufrisches Edelweiß bringt, sieht den in Steiermark erfolgten Tod Morhoff's und schließlich das von Alfred Gewünschte. Er, Alfred, würde am Todestage Moidele's, an jenem Kreuze, das er an der Stelle errichtet, wo sie verunglückt, seinen Sohn wiederfinden, durch einen „Mann mit der Narbe", den er schon vorher in Venedig einmal sähe. Natürlich kommt alles so, da ja sonst der Roman keine Tendenz hätte. Dahinein sind noch einige Episoden geflochten, unter denen vor allem besonderes Interesse beanspruchen kann die Vergiftung der Gräfin Leonore durch den jungen Förster Theodor, infolge eines diesem von Somirof suggerirten Befehls. Das ist so der Gang der Handlung in großen Zügen. Die Gefahr lag nahe, hier in das Gebiet der Colportageromane zu verfallen, und das hat du Prel nicht gänzlich vermieden. Das Scheusal Somirof, Alfred's Tod, das ist recht schlecht gearbeitet. Hingegen ist, ich betone es nochmals, Kapitel 1—8 eine prächtige, poetische, einfache Erzählung für sich, die in dem Ganzen eingebettet liegt, wie etwa der Oberhof in Immermann's „Münchhausen". Hier ist du Prel echter Dichter, wie er in seinem hochbedeutenden Buche „Kampf ums Dasein am Himmel" echter Gelehrter ist. Der keusche, zarte Hauch, der über dem anmuthigen Moidele und ihrer Liebe zu Alfred liegt, die Zartheit des Empfindens und doch die Kraft und Größe der Liebe — das ist einem echten Dichtergemüthe entsprossen; das schließt nicht aus, daß du Prel hier voll und ganz Realist ist, wie er in kleinen, feinen, sprechenden Zügen beweist. Das sind echte Menschen mit echt menschlichem Empfinden! Schon um dieser schlichten Geschichte willen ist der Roman lesenswerth.

Ich möchte den Ideengehalt noch beleuchten. Du Prel hat in Anmerkungen die vielen heiklen Fragen des Uebersinnlichen wissenschaftlich belegt. Nun wohl, da sind ja Documente, Beweise für den, der die angezogenen Autoritäten eben für — Autoritäten hält; uns aber, die wir auf schlicht empirischen Boden stehen, können sie es nicht sein. Metaphysische Schwärmerei verträgt sich nicht mit dem Thatsachensinn der Naturwissenschaft, und Thatsachen, die einzig beweisen, finden sich nicht. Aber immerhin, ein paar Körnchen Wahrheit findet man doch.

Die Hypnose, die Suggestion ist eine wissenschaftlich anerkannte Thatsache, wenn auch nicht in der Ausdehnung der Schärfe, die ihr du Prel zuerkannt. Fraglich ist die posthypnotische Suggestion, die jedenfalls nur bei höchst sensiblen Wesen möglich wäre: nun, in der Beziehung, hat du Prel allerdings Glück, denn alle die von ihm im Romane geschilderten Menschen sind sehr empfängliche Medien. Es thut sich hier eine Frage von forensischer Bedeutung auf, eine Frage, die du Prel selbst in einem Buche behandelt hat: das hypnotische Verbrechen. Sehr lehrreich ist die Vergiftungsepisode, die Auseinandersetzungen Tiedemann's sind durchaus faßlich und anregend, durchaus wissenschaftlich: das sind Sachen, in denen man mit du Prel voll und ganz Hand in Hand gehen, für deren Behandlung man ihm nur wärmstens danken kann. Das Fernsehen, Tischrücken, Geistererscheinen muß ich hingegen in jene Welt verweisen, die man die der Ammenmärchen nennt. Du Prel ist eine hochbedeutende, wissenschaftliche Erscheinung, die leider in ein Gebiet übergegangen, das man nicht ernst nehmen kann, und das ist sehr zu bedauern. Im vorliegenden Romane prägt sich dieser Zwiespalt recht aus.

Jedenfalls kann ich den Roman du Prel's wärmstens empfehlen: es ist ein Buch, das sich weit über die landläufige Muse erhebt und trotz vieler Irrungen und Uebertreibungen doch eine Fülle von Schönheit und Anregung bietet, zudem Fragen aufwirft, die von hoher, ja allerhöchster Bedeutung sind. Jedoch muß ich den Leser vor kritiklosem Aufnehmen der du Prel'schen Ideen warnen, empfehlen kann ich hingegen das Studium der in den Anmerkungen erwähnten Werke insofern, als durch allgemeine Kenntnißnahme die sehr nöthige Klarheit in die Fragen kommen dürfte. Ich kann nur nochmals betonen, daß der Roman du Prel's entschieden lesenswerth ist, mag man auch von seinen Ideen denken, wie man will.

Hans von Basedow.

Neue Dramen.

1. Die schlimmen Brüder. Schauspiel in vier Acten und einem Vorspiel von Paul Heyse. Berlin, Hertz. 1891. 8. 2 M. 60 Pf.

„Die schlimmen Brüder" bilden das vierundzwanzigste Bändchen von Paul Heyse's „Dramatischen Dichtungen". Das folgende Bändchen macht somit das Viertelhundert voll und ich will nur wünschen, daß dies Jubiläumsbändchen des schreibfertigen Dichters sich Heyse's bessern

Dramen, seinem „Hans Lange“ und „Colberg“, anreihen möge, von denen das eine 1866, das andere 1868, also in rascher Aufeinanderfolge entstanden ist. Zwar verleugnen auch diese beiden Dramen den Novellisten nicht und lassen als Dramen genommen gar manches zu wünschen übrig, aber sie haben sich wenigstens bühnenfähig erwiesen und werden ab und zu auf jeder Bühne als gesunde Kost willkommen geheißen werden, was man von den übrigen Heyse'schen Dramen fast ausnahmslos nicht sagen kann. Was dem Dichter an dramatischer Gestaltungskraft abgeht, das ersetzt er zumeist durch die berückende Sprache. Schade nur, daß all dieser äußere Prunk doch nur augenblicklich über den Mangel an dramatischem Gehalt seiner Bühnenstücke hinwegtäuschen kann. In den „Schlimmen Brüdern“ schwelgt der Dichter förmlich in einem Meere von blumenreichen Phrasen und sauber und kunstvoll gedrechselten Reimen, und wer sich das Denken abgewöhnt hat, wer durch die Musik der Heyse'schen Verse seine Sinne bestricken lassen will und Lust hat, sich willenlos in den Bann Heyse'scher Beredsamkeit zu begeben, der lese dies neueste Drama des Dichters, und ich wette, die überwältigende Wirkung all dieses Reimgeklingels auf das arme Opfer wird nicht ausbleiben. Hat der Leser aber die letzten Verse an seinem Ohre vorüberrauschen lassen, so wird er sich vergebens fragen, was denn eigentlich des Pudels Kern war. Heyse hat sich zwar anscheinend diesmal zu einer wirklich großartigen Idee aufraffen wollen. Der Teufel ist erbittert darüber, daß ihm Gott durch den eingeborenen Sohn immer mehr Seelen entreißt. Er beschließt, einen Trumpf auszuspielen, indem er mit einer Maid gleich drei Söhne zeugt, eben die schlimmen Brüder, drei nette Knaben, von denen einer des Vaters würdiger als der andere, obwol sie schließlich den eigenen Vater verfluchen und scheinbar gebessert vom Dichter entlassen werden. Was uns aber Heyse, bis es dahin kommt, vor Augen führt, das ist so zerfahren, dabei so widerlicher Natur und von einem solchen Raffinement, daß man sich billigerweise fragt: wird Heyse in seinem nächsten Drama fähig sein, die Handlung, sofern überhaupt von einer solchen streng genommen die Rede sein kann, noch abstoßender zu gestalten? Das ganze Drama, etwa das genrebildartige, manche hübsche Züge aufweisende Vorspiel abgerechnet, ist eine einzige Buhlerei, und ich möchte wirklich das deutsche Mädchen, die deutsche Frau sehen, welche ohne Schamerröthen dieses Drama bis zu Ende lesen oder gar im Theater mit anzusehen vermöchte.

Die drei saubern Brüder haben es auf eine „fromme“ Herzogin abgesehen. Freilich ist auch diese Herzogin, so sehr Heyse sich bemühen mag, uns das Gegentheil glauben zu machen, nicht viel besser als ihr buhlerischer Gemahl. Im Herzen ist sie ihm gerade so ungetreu, wie er ihr, und von einer so laxen Moral wie die meisten Heyse'schen Dramenfiguren überhaupt. Ginge es nach dem Herzen dieser Herzogin und scheute sie sich nicht vor den Folgen der Entdeckung, die brave Herzogin wäre eine ebenso vollendete Ehebrecherin, als ihr Herr Gemahl ein vollendeter Ehebrecher ist. Ob diese Herzogin durch eine Handlung oder nur mit dem Herzen Ehebruch treibt, das ist doch ganz gleichgültig, und der Dichter täuscht sich und uns, wenn er uns einreden will, trotz aller ihrer bösen Triebe, denen sie nur zu gern nachgegeben hätte, sei die Herzogin doch eine kreuzbrave Frau, da sie ja sich den Buben, welche ihr nachgestellt, körperlich nicht hingegeben, weil sich das eben augenblicklich nicht so recht schicken wollte. Wirkt schon der im Schlafgemache der Herzogin spielende dritte Act des Heyse'schen Werks abstoßend, so weiß ich in der That nicht, was ich zu dem Schlußacte sagen soll, und ich begreife es vollkommen, wenn derselbe bei der bisher einzigen Aufführung im weimarischen Hoftheater dem Dichter eine gründliche Niederlage eingetragen hat. Heyse versetzt uns in diesem Acte in die Schloßkapelle, wo die vermeintlich todte, aber in Wahrheit nur scheintodte Herzogin aufgebahrt ist. Wir hören des Predigers Leichenrede und der Knaben Trauergesang. Der eine der schlimmen Brüder, ein Bildhauer, erhält, obwol sein Bruder vom Herzog fast auf frischer That des Ehebruchs mit der Herzogin ertappt worden und er ein noch schlechterer Kerl als der Ertappte ist, den unter diesen Umständen zum mindesten etwas befremdlichen Auftrag vom Herzog, „die Huldgestalt“ in Marmor nachzubilden, und allein gelassen, hat er vor der vermeintlichen Leiche keinen andern Gedanken, als dies Götterbild von Tugendboldigkeit „mit trunken unersättlichen Augen“ ohne das „neidische Florgespinst“ zu schauen, während von der Seite aus der Kirche der Grabgesang weitertönt, und nur ein augenblicklicher Schreck verhindert den gleich seinen saubern Brüdern trotz seiner Herkunft doch strafbar sentimental angekränkelten Helden, die Leichenschändung, zu der er sich eben anschickt, wirklich auszuführen. Dann kommt sein vom Glück etwas mehr begünstigter Bruder, der Dichter (der dritte Bruder ist Sänger und Musikus). Die Herzogin — Elisabeth heißt die Wackere — ersteht vom Scheintode, wähnt sich im Himmel und raspelt dem Buhler ihr Liebesbekenntniß ab, daß einem gruselig dabei werden kann:

> O das war süß! So lind wie Frühlingshauch!
> Noch nie so Liebes mir geschah!
> Mein holder Freund war mir so nah —
> Er sprach von Lieb' und küßte mich auch u. s. w.

Und wirklich ist sie, als sie einsieht, daß sie noch auf Erden weilt, eben daran, dem Buhlen, dem liebsten von den drei allerdings recht schlimmen Brüdern „ein überschwenglich Glück zu schenken“, da schrickt sie vor dem zufällig in der Kapelle befindlichen Marmorbild ihres Sohnes zusammen und — besinnt sich, aus Furcht, weil das Kind „traurig schüttelt sein blasses Haupt“ und ruft dem „theuren Freund“ zu: „So laßt uns scheiden!“ Dann stirbt sie wirklich, da sie von dem „theuren Freund“ im vorigen Acte eigentlich wirklich tödlich verwundet worden war und der Teufel ihr nur ein bedingungsweise retten-

des Kraut in die Wunde geträufelt, dessen Wirkungskraft, sobald der Teufel sie nicht mehr leben lassen will — und jetzt will er nicht mehr — sofort versagt. Die drei Teufelssöhne aber versprechen brav zu werden, obwol ihr Vater, der doch seine Brut kennen muß, und wir mit, an diese Besserung nicht glauben will.

Von allen Ehebruchsdramen, die Heyse bisher geschaffen, dünkt mich dies sein neuestes das unleidlichste, es ist bei seiner schwachen Motivirung und seiner durchweg brüchigen Moral geradezu Gift für reine Herzen, für unreine natürlich erst recht. Sollte Paul Heyse nicht endlich einsehen können, daß dies Spielen mit der Sünde, dessen sich wieder und wieder seine Dramenhelden schuldig machen, ebenso schlimm wie die Sünde selber, ja noch weit schlimmer gefährlicher als diese ist? Wenn unsere junge Naturalistenschule kecker und kecker ihr Haupt erhebt und uns das Laster und die Sünde in ihrer ganzen Nacktheit vorführt, so ist das gewiß beklagenswerth. Vor dergleichen Geistesproducten aber weiß ein sorglicher Hausvater wenigstens die Seinen zu schützen. Vor der Sünde in der verlockenden Gestalt, in der sie Paul Heyse uns neuerdings mehr und mehr vorzuführen sich gemüßigt findet, gibt es so leicht keine Errettung, wenn es nicht der wohlmeinenden, aber das Volkswohl noch über das Wohl des Dichters stellenden Kritik endlich gelingt, den Dichter an seine Pflicht zu erinnern, an die Pflicht, mit dem ihm von Gott so reichlich zugemessenen Pfund in einer Weise zu wuchern, die einzig und allein ihm und seiner unbestreitbar hohen Begabung geziemt. So leichten Sinns wie bisher darf ein Paul Heyse mit seinem Lorber nicht spielen. Und wird Heyse auch ein Dramatiker wie Schiller und Kleist nie werden, daß er, was Keuschheit und Bühnenwirksamkeit betrifft, auch seinen Mann zu stellen vermag, das hat er mit seinem „Hans Lange" und „Colberg" gezeigt. Für seine Ehebruchsdramen, welche auch an Bühnenwirksamkeit die beiden erwähnten Werke keineswegs übertreffen, bedanke ich mich aus Rücksicht auf unser Volk, wie auf Rücksicht auf ihn selber, der auch auf dramatischem Gebiete noch manchen ganz annehmbaren Lorber zu pflücken, irre ich nicht, berufen ist, wenn er nur will. Und Paul Heyse muß endlich wieder ernstlich wollen, weil er das seinem Volke und sich selber schuldig ist.

2. Der verschleierte König. Ein Bühnenmärchen in drei Aufzügen von Rudolf Lothar. Dresden, E. Pierson. 1891. 8. 1 M.

Rudolf Lothar, für mich ein Neuling auf dramatischem Gebiete, verräth in diesem seinen „Verschleierten König" noch den Anfänger; daß sein Werk in der jetzigen Gestalt sich dauernd die Bühne erobern kann, möchte ich bezweifeln. Die Idee, welche jedes Drama durchdringen muß, erscheint mir bei Lothar gerade so wie bei Heyse noch nicht genug herausgearbeitet, obwol man bei Lothar wenigstens die Tendenz im allgemeinen durchschimmern sieht und diese Tendenz eine durchaus ethische ist. Ein orientalischer König, der der Sitte gemäß sich bisher seinem Volke nur verschleiert gezeigt, verschwindet plötzlich, da ihn ein Mädchen aus dem Volke gefesselt hat. Sein Narr benutzt die Gelegenheit, schwingt sich unerkannt und verschleiert zum König auf, tritt aber sofort zurück, als der echte König sich in Begleitung seiner jungen Gemahlin unverhüllt dem Volke zeigt, und der echte König, dem nun das Volk, da es ihn erkennt, begeistert zujauchzt, tritt wiederum in seine ererbten Rechte ein. Die Sprache der Dichtung ist dramatisch belebt, die Handlung im ganzen gleichfalls durchaus wirksam und die einzelnen Charaktere sind genügend ausgearbeitet, kurz vor einer Erstlingsleistung, wenn der „Verschleierte König" eine solche ist, alle Achtung, wiewol diese Arbeit als ein wirklicher Gewinn für die Bühne noch nicht gelten dürfte.

3. Heimgekehrt. Ein patriotisches Festspiel von Heinrich von Zimmermann. Teplitz, Selbstverlag. 1890. 8.
4. Die Räuber. Genrebild in zwei Aufzügen von Heinrich von Zimmermann. Teplitz, Selbstverlag. 1890. 8.

Heinrich von Zimmermann habe ich mehrfach als zwar nicht großen, aber doch tüchtigen, anerkennenswerthen Dichter zu schätzen und der Lesewelt vorzuführen zu meiner Freude Gelegenheit gehabt. Wenn aber Stillstand Rückschritt bedeutet, so bedauere ich aufrichtig sagen zu müssen, daß diese beiden dramatischen Kleinigkeiten unbedingt als ein Rückschritt in der schöpferischen Thätigkeit des Dichters bezeichnet werden müssen. H. von Zimmermann begann in glückverheißender Weise mit größern Werken, neuerdings scheint er sich auf Kleinarbeit beschränkt zu haben, ohne indeß in dieser Beschränkung sich als Meister zu zeigen. Schon seine dramatische Kleinigkeit „Der Weihnachtsabend" nach Dickens konnte ich nur bedingt loben. Sein patriotisches Festspiel „Heimgekehrt" kann ich zu meinem Bedauern gar nicht loben. Es ist ein schwächliches Werk, nicht würdig des Namens Heinrich von Zimmermann. Der Verfasser schildert, wie der Bauer Jakob nach langjähriger Verbannung unter gänzlich veränderten Verhältnissen in sein österreichisches Vaterland zurückkehrt, und reiht vollständig unvermittelt daran eine Huldigung von Vertretern und Vertreterinnen der verschiedenen Völkerschaften der habsburgischen Monarchie für den jetzigen Kaiser derselben, in völlig poesieloser Sprache. Ja ich stehe nicht an zu erklären — und ich bin mir der Bedeutung meiner Behauptung vollbewußt —, daß die patriotische Gelegenheitsdichtung einfach ihren Bankrott eröffnen kann, wenn sie nicht fähig sein sollte, Besseres noch als dieses nichtssagende Opus zu zeitigen. In dieser Weise verherrlicht zu werden, das hätte selbst ein schlechter Fürst nicht verdient, um wie viel weniger ein guter, wie Kaiser Franz Joseph! H. von Zimmermann aber hat sich in diesem Falle seine Aufgabe denn doch zu leicht gemacht und scheint gänzlich vergessen zu haben, daß man auch ein Gelegenheitsgedicht, soll es nur annähernd ein Kunstwerk sein, nicht sozusagen aus dem Aermel schüttelt.

Schiller's heute noch unübertroffene „Huldigung der Künste" sollte ihm ein classischer Beleg dafür sein, wie eigentlich auch eine Gelegenheitsdichtung in dramatischer Form beschaffen sein muß. Nicht jeder ist nun freilich ein Schiller. Wer aber bei Abfassung solch eines Werks sich so arm an dichterischer Kraft wie selbst an patriotischem Schwung zeigt, der thäte doch besser, sich an eine derartige immerhin nicht ganz leichte Aufgabe überhaupt nicht heranzuwagen.

Auch das zweite Werk des Verfassers, „Die Räuber", obwol etwas besser als „Die Heimkehr", ist weit davon entfernt, ein Kunstwerk zu sein. Auch diese „Räuber" sind nicht mehr als eine bloße Gelegenheitsdichtung, und auch als solche ohne höhern Werth, und daran kann auch der Umstand nichts ändern, daß das Werk in Totis und Mannheim — übrigens mit nicht unbestrittenem Erfolge! — die Bühnenprobe bestanden hat. Der Autor führt uns in dieser Gelegenheitsdichtung nach Mannheim, am Tage vor und während der Aufführung der „Räuber". Handlung wie Charaktere sind aber so skizzenhaft entworfen und durchgeführt, daß man an diesem Zweiacter das, worum es sich handelt, allenfalls ahnen kann, während ein Dichtwerk doch nothwendigerweise für sich selber sprechen, sich aus sich selber erklären muß. Daß dies hier nicht der Fall, dafür kann sich Herr von Zimmermann am besten selber die Probe auf das Exempel machen, wenn er statt des Namens Schiller irgendeinen unbekannten Namen einzusetzen beliebt. Er selber wird wol am besten einsehen, daß dann die ganze planlose und abgerissene Handlung den Zuschauer kühl bis ans Herz lassen wird und muß. Die einzig bühnenwirksame Figur, die noch dazu nicht einmal den Reiz der Neuheit für sich hat, ist der literaturfeindliche Druckereifactor Lanius. Alle andern Personen mit Einschluß von Schiller und Margarethe Schwan sind weiter nichts als Schemen, ohne Mark und Bein, trotz aller hochtönenden Reden, die sie im Munde führen. Nach diesen beiden neuesten Proben seiner dichterischen Thätigkeit kann ich Herrn von Zimmermann nur den wohlgemeinten Rath ertheilen, daß er sich nunmehr wieder auf sich selber und sein schönes Talent besinne. Er kann mehr und hat auch bereits mehr geleistet. Mit derartigen dramatischen Nichtigkeiten indeß schädigt er selber in bedenklicher Weise seinen Dichterruhm.

5. Kaiser Otto der Dritte. Drama von Julius Brand. München, L. Finsterlin. 1891. Gr. 8. 60 Pf.

Kaiser Otto III. hat hier den Helden einer Tragödie abgeben müssen, obwol er in Wahrheit kaum als tragischer Held verwerthet werden kann. Der geschichtliche Kaiser Otto III. als Sohn der griechischen Kaisertochter Theophano schon von Kindheit an dem Deutschthum entfremdet, sieht in Rom seine eigentliche Heimat, will von Rom aus die Welt beherrschen, stirbt aber schon jung, mit 22 Jahren, am Fieber, nach anderer Nachricht an innern Geschwüren. Sein Tod ist aber doch eigentlich nicht als die unmittelbare Folge seiner unbändigen Herrschergelüste zu betrachten und steht mit diesen in gar keinem directen Zusammenhange, vielmehr wäre Otto, auch wenn er Deutschland nicht mit so hochfahrenden Plänen verlassen hätte, wol kaum ein längeres Leben beschieden gewesen. Brand hat sich nun redlich bemüht, die Geschichte zu Gunsten der Tragödie zu corrigiren: er läßt Otto den römischen Verschwörer Crescentius halb und halb deshalb hinrichten, weil ihn selber nach des Crescentius Weibe Stephania gelüstet. Er buhlt dann mit Stephania, kommt mit dieser, man erfährt im Grunde nicht recht weshalb, auseinander, thut noch so manches andere, was ihn ebenfalls nicht zum Helden einer Tragödie stempelt, und stirbt schließlich in Paterno, worauf Stephania, die ihn erst aus Rache hat ermorden wollen, sich selber den Tod gibt. Die ganze Handlung, in der auch der Papst Sylvester II. eine recht traurige unhistorische Rolle spielt, ist ziemlich ungefüge und unmotivirt und vermag uns dauernd ebenso wenig wie der Titelheld zu fesseln, von dem man wirklich nicht recht weiß, was er will, ganz abgesehen davon, daß der zweiundzwanzigjährige Jüngling, als welcher Otto starb, mit seinen superklugen Reden eine allzu unglaubhafte Figur ist und schon etwas dazu gehört, wenn wir im Ernste diesen halben Knaben sich als „Vater" seiner geliebten Römer aufspielen sehen. Nicht verschwiegen soll indeß werden, daß die einzelnen Charaktere, mit Ausnahme gerade des von Otto selber, ganz glücklich gezeichnet sind, und daß die Prosa, in welcher die Dichtung sich gibt, eine markige Sprache verräth, welche von der Bühne herab eine gewisse Wirkung schon zu erzielen im Stande wäre. Einen vollen Bühnenerfolg indeß vermag ich trotzdem mir auch von diesem Drama nicht zu versprechen. Karl Siegen.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Goethe's ethische Ansichten. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie unserer Dichterheroen. Von Ernst Melzer. Neiße, Graveur. 1890. 8. 50 Pf.

Ein getreues Bild der ethischen Anschauungen unsers großen Dichterfürsten zu zeichnen, ist ein höchst dankenswerthes Unternehmen, dankenswerth um so mehr, als jene mikrologische Goethe-Forschung, die unter dem Namen „Goethe-Philologie" jetzt auch unter ihren Anhängern anfängt, einigermaßen in Verruf zu kommen, sich um derartige Fragen einer systematischen Erkenntniß bisher fast gar nicht gekümmert hat. Freilich erfordert aber auch gerade die Darstellung von Goethe's ethischen Anschauungen nicht nur das umfassendste Studium seiner Werke, sondern auch das feinste und geistesverwandte Verständniß für den

Dichter und seine Epoche. Von diesem letztern ist auch der Verfasser der vorliegenden Studie noch weit entfernt, obwol dieselbe innerhalb der engern Grenzen, welche er sich für seine Aufgabe gesetzt hat, durchaus verdienstvoll ist. Der Verfasser, der schon früher einige Studien veröffentlicht hat, welche die Philosophie unserer Dichterheroen betreffen, geht bei seiner Arbeit von der Anschauung aus, daß für ein gründliches Verständniß unserer großen Dichter die Betrachtung der in ihren unsterblichen Leistungen niedergelegten Geistesschätze vom philosophischen Standpunkte aus nicht entbehrt werden kann. Dem kann man nur in jeder Beziehung beipflichten und eine derartige philosophische Behandlungsweise auch dann schon als verdienstlich anerkennen, wenn der Versuch, wie es bei vorliegender Schrift der Fall ist, nicht so ausgefallen ist, wie man hätte erwarten können. Die Ursache ist: dem Verfasser fehlt es an der rechten philosophischen Vertiefung, sowie an der Concentration in der Darstellung. Der erstere Mangel tritt gleich auf den ersten Seiten, in der Einleitung, fühlbar hervor. Der Verfasser polemisirt dort unter anderm gegen Otto Harnack's Schrift: „Goethe in der Epoche seiner Vollendung", und glaubt diesem vorhalten zu können, daß er Pantheismus und Theismus für vereinbare Größen halte. Allein weiß denn der Verfasser nicht, daß gerade diese Vereinigung von Theismus und Pantheismus das hervorstechendste Merkmal der Philosophie unserer classischen Dichter, besonders aber Herder's und Goethe's bildet, und daß in der Neuzeit noch ein so strenger Denker wie Lotze ebenfalls diesen zwischen Pantheismus und Theismus vermittelnden Standpunkt sich zu eigen gemacht hat? Gerade dieser eigenartige „Leibnizische Pantheismus", wie ihn Kuno Fischer bezeichnet, ist überdies für Goethe's moralische Ansichten gerade da von besonderer Bedeutung, wo Pantheismus und Theismus sich berühren oder für ihn ganz zusammenfallen, weil vornehmlich die Vorstellung der freien Individualität, der sittlichen Persönlichkeit Goethe sowol wie Herder es unmöglich machten, den Pantheismus im Sinne Spinoza's streng consequent, d. h. naturalistisch zu fassen. Von hier hätte also eigentlich der Verfasser seinen Ausgang nehmen und zeigen müssen, wie diese philosophische Wendung, welche durch Goethe's ethische Grundanschauungen bedingt war, nun wieder auf seine Reflexionen über ethische Fragen zurückwirkte, so sehr die festen Grundzüge seiner ganzen Persönlichkeit auch hier mit ziemlicher Stetigkeit hervortreten. Der Verfasser indessen begnügt sich damit, in fünf Abschnitten, für welche der Eintheilungsgrund nicht recht ersichtlich ist, die in Goethe's Werken, namentlich auch in seinen Briefen und in den Unterredungen mit Eckermann und dem Kanzler Müller zerstreuten Aeußerungen über ethische Fragen zusammenzustellen und mehr oder minder geschickt zu gruppiren. Anzuerkennen ist dabei der Fleiß, mit welchem die einschlägigen Stellen gesammelt worden sind. Im letzten Abschnitte versucht der Verfasser sodann auch, die historische Entwickelung der ethischen Anschauungen Goethe's, die eigentlich in der ganzen Schrift den leitenden Faden hätte abgeben müssen, gesondert darzulegen. Die bezüglichen Ausführungen beschränken sich indessen blos auf eine kurze Betrachtung der Einwirkungen Spinoza's und Kant's und kommen schon darum nicht über einige allgemeine Andeutungen hinaus. Nichtsdestoweniger darf man, wie gesagt, die vorliegende Arbeit wol als verdienstvoll bezeichnen, sie ist mit Wärme geschrieben, namentlich ist sie auch durch die sorgfältig mit Angabe der Quellen belegten und ausgewählten Aeußerungen Goethe's, die hier in Betracht kamen, recht werthvoll, und so mag sie in Bezug auf Goethe's ethische Anschauungen allenfalls dem Zwecke entsprechen, den der Verfasser sich gesetzt hat, nämlich „vorzugsweise solchen gebildeten Lesern des Dichterfürsten zu dienen, welche, ohne genauere philosophische Studien gemacht zu haben, einen Leitfaden zur Vergegenwärtigung der Haupt- und Kerngedanken eines der größten Dichter unserer Nation wünschen".

2. Materialien zu Gotthold Ephraim Lessing's Hamburgischer Dramaturgie. Ausführlicher Commentar nebst Einleitung, Anhang und Registern zusammengestellt von Wilhelm Cosack. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Paderborn, F. Schöningh. 1891. 8. 4 M. 80 Pf.

Der verdienstvolle Commentator Lessing'scher Schriften, dessen bereits in vierter Auflage erschienene Laokoon-Ausgabe vor kurzem hier besprochen ist, gibt vermehrt und verbessert die zweite Auflage der „Materialien zur hamburgischen Dramaturgie" heraus. Ein solcher Commentar ist hier ebenso wie beim „Laokoon" ein dringendes Bedürfniß, denn ohne erklärende Anmerkungen und Erläuterungen würden heute wol nur noch wenige jene beiden Werke gründlich studiren können. Vor allem aber wird der Schulunterricht aus diesen Commentaren den größten Vortheil ziehen, und hier dürften denn auch die Arbeiten Cosack's wol am meisten benutzt werden. Die vorliegenden „Materialien zur hamburgischen Dramaturgie" sind mit großem Fleiße und anerkennenswerther Sorgfalt gearbeitet. Man darf sich der Führung Cosack's in fast allen Einzelheiten mit Sicherheit anvertrauen. Einzelne kleine Ungenauigkeiten sind zwar auch hier in der zweiten Auflage noch zu verzeichnen: so wird Hume S. 173 als „skeptischer Moralphilosoph" bezeichnet, während es doch heißen müßte, daß er ein Philosoph war, der auf erkenntnißtheoretischem Gebiete einen skeptischen Standpunkt vertrat, daneben aber sich hauptsächlich mit moralphilosophischen Fragen beschäftigte. Hier war aber Hume nichts weniger als Skeptiker. Zu bemerken ist auch noch, daß es wünschenswerth wäre, wenn bei einer etwa nothwendigen neuen Auflage auf die Inhaltsangaben der einzelnen Dramen etwas mehr Sorgfalt verwendet würde. Das Bestreben, möglichst knapp zu sein, läßt hier den Verfasser oft zum Lapidarstil greifen, und dadurch wird die Klarheit der Darstellung nicht selten sehr beeinträchtigt. Hier gilt auch vom Verfasser das Wort: Er wäre kürzer gewesen, wenn

er nicht gar so kurz hätte sein wollen. Doch wird durch derartige kleinere Mängel der Werth des vorliegenden Werks kaum wesentlich beeinträchtigt, und so sei es auch in seiner neuen Auflage allen Lessing-Freunden warm empfohlen, und der Wunsch hinzugefügt, daß es dem Studium des Lessing'schen Meisterwerks — trotz Professor Albrecht — viele neue Freunde gewinnen möge.

3. Schiller als Philosoph. Von Kuno Fischer. Zweite neubearbeitete und vermehrte Auflage. In zwei Büchern. Erstes Buch: Die Jugendzeit. 1779—1789. (Schiller-Schriften, 3. Heft.) Heidelberg, C. Winter. 1891. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Das vorliegende Werk kündigt sich als Neubearbeitung eines ältern an, ist aber thatsächlich eine neue Schrift. Der dritte jener Schiller-Vorträge, welche Kuno Fischer vor einer Reihe von Jahren in Jena gehalten hat, behandelte die Philosophie des Dichters, zog aber im wesentlichen nur die Kant'sche Periode in Betracht und berücksichtigte aus der vorkantischen Zeit nur die „Philosophischen Briefe" und besonders die Theosophie des Julius. Indessen beschränken sich nicht auf diese allein die Darlegungen, welche Schiller vor seiner Bekanntschaft mit dem königsberger Denker, die in seinem Entwickelungsgange Epoche macht, über seine philosophischen Anschauungen gegeben hat. So ergab sich für den Verfasser die Nothwendigkeit, wenn anders er den Titel seiner Schrift, „Schiller als Philosoph", im vollen Umfange gelten lassen wollte, jene Jugendperiode eingehender darzustellen. Dies geschieht in dem vorliegenden Werke, auf welches als zweite Abtheilung demnächst die Kant'sche Periode Schiller's folgen soll.

Mit gewohnter Meisterschaft hat auch hier Kuno Fischer wiederum sein Thema behandelt, die Verbindungsfäden aufgewiesen, welche die einzelnen Stadien der philosophischen Entwickelung unsers Dichters wie die einzelnen Werke, in welchen dieselbe sich darstellt, verknüpfen und diese letztern mit der Klarheit, welche allen Schriften Kuno Fischer's eigen ist, analysirt. Es kamen hier neben den „Philosophischen Briefen", die, wie bemerkt, auch früher schon wenngleich weniger ausführlich behandelt worden waren, und neben dem tiefsinnigen Gedicht „Die Künstler", das bereits den Uebergang zur philosophischen Reifeperiode bildet, namentlich die nur fragmentarisch erhaltene erste Dissertation Schiller's in Betracht, in welcher er eine Art Philosophie der Physiologie gibt, und sodann der ebenfalls Fragment gebliebene Roman „Der Geisterseher", in dessen Mittelpunkt das philosophische Gespräch steht. Namentlich die Analyse des letztern ist von besonderer Feinheit und ich möchte sie in dieser Rücksicht ganz besonders hervorheben. Kuno Fischer zeigt hier den bisher fast ganz unbemerkt gelassenen Zusammenhang des Geistersehers mit dem „Don Carlos" einerseits und den „Philosophischen Briefen" andererseits, er unterscheidet in dem philosophischen Gespräche die Entwickelung der Züge der frivolen und der moralischen Freigeisterei, welch letztere im Gegensatze zu der erstern auch als Geistesfreiheit bezeichnet werden kann. Beide Arten der Freigeisterei werden zwar von dem Prinzen entwickelt, aber nur die erstere, die frivole, charakterisirt diesen, durch die zweite schildert Schiller sich selbst, wobei er die eigenen Charakterzüge, mit denen er seinen Marquis Posa und den Julius der „Philosophischen Briefe" ausgestattet hatte, zu einer Einheit zusammenfaßt. Schiller hatte zwar auch die unechte Freigeisterei in den voraufgegangenen Jahren persönlich wie dichterisch erlebt, aber er hatte sie

bis zu einem Grade ausgelebt und überwunden, daß er sie von sich abstieß, dagegen das echte Wesen derselben in sein Gemüth großartig und innig aufgenommen, sodaß es in seine Charakterart überging. . . . Geistesfreiheit und Freigeisterei sind so verschieden, wie die Arten des Zweifels, aus denen sie stammen. Der Zweifel aus Erkenntnißbedürfniß führt zur Ueberzeugung und Geistesfreiheit, denn die Ueberzeugung macht frei, indem sie bindet: dieser Zweifel ist der Wille zur Wahrheit. Dagegen der Zweifel aus Zweifelsucht führt zur Freigeisterei, denn er besteht im Widerwillen gegen alle Ueberzeugung, welche die Kraft zu binden besitzt, gegen alle endgültige Wahrheit, welche als solche eine intellectuelle Gebundenheit mit sich bringt. Die Freigeisterei stammt aus dem Willen zur Ungebundenheit, aus der pflichtvergessenen und leichtfertigen Gesinnungsart, weshalb Frivolität und Freigeisterei so eng miteinander verknüpft sind. Man könnte die unechte und echte Freigeisterei auch als die frivole und moralische unterscheiden.

Es sei noch bemerkt, daß Kuno Fischer seinem Werke in der Einleitung eine kurze Uebersicht über den Zustand der Philosophie in Würtemberg während der Jugendperiode Schiller's voranschickt. Hier wäre wol eine größere Ausführlichkeit am Platze gewesen, namentlich aber würde eine Charakteristik Friedrich Abel's gerade von seiten des Verfassers von hohem Interesse gewesen sein, jenes vortrefflichen Mannes, der einer der bedeutendsten Vertreter der Aufklärung ist und der auf unsern Schiller während seiner Jugendperiode unzweifelhaft den größten Einfluß geübt hat. Vielleicht aber hat sich der Verfasser diese Aufgabe für eine andere Gelegenheit vorbehalten: wenigstens kündigt er in der neu erschienenen dritten Auflage seiner Darstellung des Leibniz'schen Systems eine selbständige, ausführlichere Behandlung der deutschen Aufklärungsperiode an, welche vorher nur in einem übersichtlichen Anhange dargestellt wurde. Es wäre sehr zu wünschen, daß dem Verfasser, der wie kein anderer zur Lösung dieser Aufgabe berufen ist, die Zeit gegönnt sei, um uns bald mit dem angekündigten Werke beschenken zu können.

Max Groeben.

Biographisches.

1. Aus dem Tagebuche Erzherzog Johann's von Oesterreich, 1810—1815. Zur Geschichte der Befreiungskriege und des Wiener Congresses. Herausgegeben und erläutert von Franz Ritter von Krones. Innsbruck, Wagner. 1891. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Von der Gewöhnung, die philologische Methode auf Quellen-Publicationen aller Gattungen und Arten anzuwenden und geschichtliche Aufzeichnungen nicht anders denn mit Haut und Haaren an die Oeffentlichkeit zu bringen, hat die Wissenschaft reichlicheren Vortheil gezogen als die Literatur. Die Kunst geschmackvoller Verarbeitung historischer Denkmäler zweiten Ranges droht verloren zu gehen, seit jede Zeile, von welcher die Forschung möglicherweise Vortheil ziehen könnte, unter die Lupe und dann unter die Presse gebracht, wenn nicht gar autographirt wird. Von der Alleingültigkeit dieser Methode erfüllt, erliegen jüngere Gelehrte nicht selten der Gefahr, von ihrem Unterscheidungsvermögen zu verlieren und statt lehrreicher Aufsätze und Beiträge ungenießbare Bücher zu Stande zu bringen.

In die Kategorie der letzteren braucht die vorliegende Publication noch nicht gestellt zu werden, wenn sie ihren Platz gleich hart an der Grenze derselben eingenommen hat. Mit den 48 Druckseiten, auf welchen der Herausgeber den Hauptinhalt der die Jahre 1810—1815 umfassenden Tagebücher Erzherzog Johann's von Oesterreich wiedergibt, wäre es eigentlich genug gewesen, dieselben erörtern die in Betracht kommenden Erlebnisse und die Meinungsäußerungen des Tagebuchschreibers mit einer Ausführlichkeit, die die Wiedergabe des Originaltextes entbehrlich erscheinen läßt. Um so entbehrlicher, als der von dem Mistrauen Franz' I. verfolgte neunte Sohn Kaiser Leopold's dem Mittelpunkte der politischen Geschäfte sein Leben lang fern gehalten wurde und als sein Beobachtungstalent zu bescheidener Natur war, um ihm auch nur die Stellung eines in Betracht kommenden Kritikers zu ermöglichen. Ueber Dinge heikeler Natur, z. B. die Verfolgungen, denen er im Jahre 1813 ausgesetzt war und die die Thätigkeit seines Bruders Karl lahm legten, schweigt der loyale Bruder, während die Mehrzahl der Ereignisse, die ihm bekannt wurden, von andern Zeitgenossen eingehender und sachkundiger behandelt worden ist. Was der Erzherzog über Stein, Metternich, Schwarzenberg, Wrede, Lord Castleragh u. s. w. zu sagen hat, ist von kaum übertroffner Unbedeutendheit und macht dem guten Herzen des wohlmeinenden Kaisersohnes reichlichere Ehre als der Einsicht desselben. Im Grunde genommen sind ihm Dilettanten von der Art Gagern's und wohl dressirte Tories aus der Schule Castlereagh's lieber als die wahrhaft bedeutenden Männer der Zeit. Zum Beobachter erhebt der Zuschauer des Wiener Congresses sich überhaupt nur gelegentlich. Selbst über Ereignisse von weltgeschichtlicher Bedeutung, z. B. die Entweichung Napoleon's aus Elba zeigt er sich mangelhaft unterrichtet, rücksichtlich anderer Punkte kommen seine Notizen höchstens als Bestätigungen oder Widerlegungen der einen oder der andern Version in Betracht. Von entschiedener Parteinahme für die verschiedenen miteinander ringenden Richtungen kann endlich aus äußern wie aus innern Gründen nicht die Rede sein. Da wo der Erzherzog allenfalls hätte eingreifen können, mangelt es dem liebenswürdigen Optimisten an dem gehörigen Zeuge, die Regel aber bildet eine Gebundenheit an Händen und Füßen, welche jede selbständige Willenskundgebung ausschließt und den Kaiserbruder in die Reihe vornehmer Figuranten herabdrückt. Was übrig bleibt, sind Einzelheiten des fürstlichen Hof- und Familienlebens, die von künftigen Specialgeschichtschreibern beiläufig werden benutzt werden können, Urtheile von mitunter recht disputabler Natur und Beiträge zu der eigenen Lebensgeschichte des Mannes, der als „Reichsverweser" des Jahres 1848 zu einer nicht eben beneidenswerthen Rolle berufen werden sollte.

Sittengeschichtlich bemerkenswerth erscheint das wunderliche Deutsch, dessen dieser alle Zeit gut deutsch gewesene Fürst sich bedient. Seine Sprache entbehrt nicht nur jeder Bestimmtheit der Interpunktion, des Satzbaues und des Stils, sondern enthält Wendungen, die an Unverständlichkeit streifen (die „wilde Rolle" des Baron Koller, die „äußerst einzigen Grundsätze Consalvi's", „es (Baiern) ist ein Gallicismus", „ich sprach W. so frei und ernst, wie ich es dachte" u. dgl.).

2. Joseph Mazzini und die italienische Einheit von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1891. Gr. 8. 4 M.

Die Lebensgeschichte eines nationalen und demokratischen Fanatikers, geschrieben von einem aristokratischen Kunstenthusiasten und Dichter! Joseph Mazzini und Graf Schack! Man hat nur nöthig, diese beiden Namen zusammenzuhalten, um im voraus zu wissen, daß das vorliegende Buch ein verfehltes sein mußte. Die Lektüre der kleinen Schrift bestätigt denn auch von der ersten bis zur letzten Seite, daß der Verfasser trotz persönlicher Bekanntschaft und sogenannter Freundschaft mit seinem Helden von dem Wesen desselben eine nur höchst undeutliche Vorstellung gewonnen und daß er den berühmten Italiener bona fide für denjenigen gehalten hat, für welchen derselbe von deutschen Enthusiasten gehalten sein wollte. Andern die gleichen Vorstellungen beizubringen, war ein um so aussichtsloseres Unternehmen, als die neuere Geschichte Italiens in Deutschland bis ins Einzelne bekannt ist und als die Mehrzahl der diesem Gegenstande gewidmeten Schriften Mazzini's Thätigkeit mit einer Ausführlichkeit behandelt, welche allgemein gehaltene Ausführungen von der Art der vorliegenden gegenstandslos erscheinen läßt. Um so gegenstandsloser, als Graf Schack den Versuch unternommen

hat, seinen Helden auf Unkosten der wahren Begründer Neu-Italiens zu verherrlichen und die unhaltbaren Gesichtspunkte zu vertheidigen, nach denen Mazzini die Politik Victor Emanuel's und Cavour's beurtheilte. Wer auch nur das Reuchlin'sche Buch über Italien gelesen hat, weiß ein für alle mal, daß Mazzini während der letzten funfzehn Jahre seiner Wirksamkeit von einer Thorheit in die andere getaumelt und schließlich zum Hemmschuh der Sache geworden ist, der er sein Leben widmen gewollt. Rücksichtlich dieses Punktes steht das Urtheil der Geschichte so unumstößlich fest, daß zu bezüglichen Auseinandersetzungen mit dem Verfasser die Veranlassung fehlt.

Bedauerlicherweise gilt das Nämliche von dem rein biographischen Gehalte des Schack'schen Buchs. Der Verfasser begnügt sich mit allgemein gehaltenen Andeutungen über den günstigen Eindruck, den Mazzini's Persönlichkeit ihm gemacht, nimmt zu einer Charakteristik derselben aber nicht einmal den Anlauf. Aus dem kurzen, kaum einen Druckbogen umfassenden Abschnitt, den Gustav Freytag's „Leben Mathy's" dem Begründer des „jungen Italien" widmet, ist in dieser Rücksicht mehr zu holen als aus der gesammten Schack'schen Schrift, die über die Entwickelung Mazzini's und deren verschiedene Phasen so gut wie nichts sagt, und zwischen dem jungen und dem alten Mazzini ebenso unterscheidet, wie zwischen dem praktischen Agitator und dem „Philosophen". Die letzten Lebensjahre des merkwürdigen Mannes, insbesondere seine Beziehungen zu den Ereignissen von 1866 werden endlich so kurz abgethan, als ob sie für die Beurtheilung desselben überhaupt nicht in Betracht kämen. Vollends unerfindlich ist die Absicht der in dem Anhange getroffenen Auswahl aus Mazzini's kleinen ästhetisirenden Schriften, die in jedem Worte und jeder Zeile den gutgläubigen Dilettanten verrathen, der Augenblickseindrücke zu Augenblickszwecken niedergeschrieben hatte. Daß „Goethe und Byron abgeschlossen haben und daß dies zugleich die philosophische Erklärung ihrer Werke und das Geheimniß ihrer Popularität ist", daß „der Genius fast immer identisch mit der Tugend sei", „daß Gott über dem irdischen Himmel wohnt", „daß das Leben der Völker und die Hymnen der Märtyrer die einzigen unsere Zeit überlebenden Elemente der Dichtkunst sind" — das hätte Mazzini ungesagt lassen können, weil damit überhaupt nichts gesagt ist. Phrasen wie diese und ihnen verwandte sechzig Jahre nach ihrer ersten Niederschrift noch einmal zum Abdrucke bringen, heißt ihnen allzu viele Ehre anthun. An dem Urtheile über Mazzini werden diese Dicta ebenso wenig ändern, wie an dem Urtheile über das Schack'sche Buch, dem unglücklichsten, das überhaupt aus der Feder des Verfassers geflossen ist.

3. Aus dreiundfunfzig Dienstjahren. Erinnerungen des Weimarischen Staatsministers G. Th. Stichling. Weimar, H. Böhlau. 1891. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Daran daß das Gedeihen Deutschlands und seiner Cultur vornehmlich auf Treue und Tüchtigkeit im Einzelnen gegründet ist, sind wir durch das vorliegende Buch abermals erinnert worden. Anspruchslos und bescheiden, aber mit protokollarischer Genauigkeit hat der neulich verstorbene vieljährige und allgemein geschätzte Leiter der weimarischen Staatsangelegenheiten, Staatsminister Gottfried Theodor Stichling, über sein arbeitsreiches Leben und dessen Ergebnisse Bericht erstattet. In dem Leben des tüchtigen Mannes ist es ebenso normal und solide zugegangen, wie in seinem Buche. Aus einer alteingesessenen, mit Wieland und Herder in verwandtschaftliche Beziehungen getretenen Beamtenfamilie geboren, in seiner Vaterstadt erzogen, vierundzwanzigjährig als Geheim-Referendar in den höhern weimarischen Staatsdienst gezogen, glücklich verheirathet und von dem Vertrauen seiner Mitbürger und Vorgesetzten unwandelbar begleitet, hat Herr Stichling eine Normal-Existenz geführt, um die man ihn beneiden könnte. Wem gegönnt gewesen, länger als ein halbes Jahrhundert an der nämlichen Stätte und innerhalb der nämlichen, festen, wenngleich enggezogenen Schranken zu wirken, dabei an den Entwickelungen seiner Zeit gemessenen Antheil zu nehmen und innerhalb seines Hauses reine und volle Befriedigung zu finden, dem hat das Leben geboten, was es überhaupt bieten kann: ungetrübte Harmonie des Daseins.

In dem Bewußtsein, an der rechten Stelle zu stehen, hat der Verfasser über seine natürliche Sphäre niemals hinauszugreifen gesucht und sich beschieden, dem allgemeinen Strome der deutschen Entwickelung zu folgen. Aus dem Unbehagen, das die Erschütterungen der Jahre 1864 und 1866 bereitet haben, macht er kein Hehl, er weiß sich indessen in dieselben zu schicken und die Interessen, deren Pflege ihm zunächst anvertraut ist, mit denjenigen des weitern Kreises, in welchen er gezogen wird, in die gehörige Uebereinstimmung zu bringen. In jedem Verhältnisse geht es sauber, gewissenhaft und ordnungsmäßig zu, allenthalben wird ebenso sorgfältig zu Werke gegangen, wie bei Zusammenstellung des Buchs, in welchem über Leben, Meinungen und Thaten des frühern Ministers Bericht erstattet wird. Amtliche und außeramtliche Thätigkeit, Theilnahme an staatlichen und gemeinnützigen Angelegenheiten, gute und trübe Tage des eigenen Hauses, Anerkennungen und Belohnungen, die der gewissenhafte Staatsdiener zu erwerben gewußt, — alles findet auf den 191 Seiten dieser Selbstbiographie seinen saubern, sorgfältig ausgemessenen Platz. Wie sich's gebührt, fehlt auch der Anhang nicht, in welchen des Verfassers vornehmlichste Reden, Denkschriften und Vorträge gesammelt sind, um im einzelnen zu verdeutlichen, worauf es mit der Summe dieser zierlich abgerundeten Existenz abgesehen gewesen.

Große, welterschütternde Erlebnisse und Wirkungen wird der Leser in einem so beschaffenen Buche nicht suchen und nicht finden können. Dafür wird er das Wort des Dichters bestätigt finden, nach welchem nicht der Tummelplatz des Lebens, sondern sein Gehalt ihm den Werth gibt. Glücklich das Land, dem mit Männern solch tüch-

tigen Schlags gedient ist und das dieselben hervorzubringen und an die rechte Stelle zu setzen weiß!

4. Friedrich Albert Lange. Eine Lebensbeschreibung von O. A. Ellissen. Mit dem Porträt F. A. Lange's. Leipzig, J. Baedeker. 1891. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Wenn das vorliegende Buch einen ungleich weitern Leserkreis in Aussicht nehmen darf als andere Schriften verwandten Inhalts, so hat es diesen Anspruch in noch höherem Maße seinem Gegenstande als seinem Verfasser zu danken. Nicht als ob gegen die einfache, geschmackvolle und (wie die Franzosen sagen) „sympathische" Art der Darstellung irgendwelche Ausstellungen von Erheblichkeit zu erheben wären: im Gegentheil läßt sich O. A. Ellissen nachrühmen, daß er seine Aufgabe durchaus richtig aufgefaßt und die Arbeit in zweckmäßiger Weise den Anforderungen des ziemlich bunt zusammengesetzten Leserkreises angepaßt habe, dem an ausführlicheren Mittheilungen über Leben und Entwickelungsgang des Verfassers der „Geschichte des Materialismus" gelegen ist. Der Held des Ellissen'schen Buchs hat bekanntlich der geringen Zahl moderner Menschen von scharf ausgeprägter Parteirichtung angehört, die unter Freunden und Gegnern gleiche Anerkennung, gleich günstige Meinung gefunden haben. Ein vorgeschrittener socialistisch angehauchter Demokrat, der unter anderm Vorkämpfer des schweizerischen Referendums und bei Gelegenheit Gönner des jugendlich emporstrebenden Bebel gewesen; ein Philosoph, der die wissenschaftliche Stellung des modernen Socialismus zu bestimmen und eine ganze Anzahl quasi verfemter Namen zu rehabilitiren versucht hat, und der sich dennoch so allgemeine Anerkennung zu erwerben gewußt, daß sein früher Tod den aufrichtigen Antheil aller erregte, denen die Sache ehrlicher und unbefangener Forschung am Herzen lag; ein Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung", dessen Hauptwerk seinerzeit von der „Kreuzzeitung", der „Norddeutschen Allgemeinen" und der „Neuen evangelischen Kirchenzeitung" ebenso günstig beurtheilt worden, wie von der „Saturday Review", dem „Examiner" und der „National-Zeitung"! So seltener Gunst hat nur eine Persönlichkeit von der unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit, Unmittelbarkeit, Wärme und Tüchtigkeit Lange's theilhaft werden können: ein Mann, der bei allem, was er schrieb und was er that, den ganzen Menschen einsetzte und der einen wirklichen und vollen Menschen einzusetzen hatte.

Unzweifelhaft wird die Zahl der Freunde Lange's durch das vorliegende Buch noch vermehrt werden. Was Ellissen über seinen Helden zu berichten hat, bestätigt in allen Stücken den günstigen persönlichen Eindruck, den die „Geschichte des Materialismus" bei ihren Lesern zu wecken gewußt. Wie sollte dem anders sein bei einem Manne, der sich als Privatmann ebenso bewährt hat, wie als Schriftsteller und als öffentlicher Charakter und der an jede der ihm gestellten Aufgaben mit hohem sittlichen Enthusiasmus und reiner Seele herangetreten ist. Gerade da, wo man gegen die von Lange eingeschlagene Richtung die nachdrücklichsten Einwendungen erhoben hat, wird man die meiste Bereitschaft zeigen, den hohen Adel der Natur dieses Mannes anzuerkennen, der im besten Sinne von sich hätte sagen können, nihil humani a me alienum puto. In diesem Quasi-Materialisten hat ein Stück religiöser Gesinnung, in diesem kosmopolitisirenden Demokraten ein Stück Patriotismus gelebt, um welchen mancher in echter Wolle gefärbter Vorkämpfer für Altar und Thron ihn hätte beneiden können. Goethe's Wort:

> Denn die Gesinnung, die beständ'ge,
> Sie macht allein den Menschen dauerhaft —

ist seiner ganzen Bedeutung nach auf Lange anzuwenden, dessen gesammte Wirksamkeit auf dem Grunde sittlicher Gesinnung und ehrlich erworbener Ueberzeugung ruhte, ohne daß er je den Versuch angestellt hätte, aus dieser Uebereinstimmung des innern mit dem äußern Menschen Metier zu machen oder sich als heroischen Charakter aufzuspielen.

Dem Verfasser muß angerechnet werden, daß er keinen Panegyrikus, sondern eine wirkliche Biographie geschrieben und trotz wesentlicher, hie und da etwas scharf accentuirter Uebereinstimmung mit dem Geschichtschreiber des Materialismus Ausstellungen gegen das System desselben keineswegs verschwiegen oder zurückgehalten hat. Der kritische Ernst, mit welchem das Hauptwerk Lange's durchgesprochen wird, zeigt uns den Biographen als selbständigen, mit der Natur des erörterten Gegenstandes gründlich bekannten Gelehrten, dem vor allem an der richtigen Bezeichnung von Lange's wissenschaftlicher Stellung gelegen war und der seiner Aufgabe voll gerecht zu werden geglaubt hat, indem er der Wahrheit die Ehre gab. Seines Gegenstandes würdig, wird das Ellissen'sche Buch überall da eine günstige Aufnahme finden, wo man von der Rolle weiß, welche die „Geschichte des Materialismus" in der deutschen Literatur (und nicht in dieser allein) gespielt hat. H. K.

Philosophisches.

1. Moralphilosophie. Eine wissenschaftliche Darlegung der sittlichen, einschließlich der rechtlichen Ordnung von Victor Cathrein, S. J. Zweiter Band: Besondere Moralphilosophie. Freiburg i. Br., Herder. 1891. Gr. 8. 9 M.

Dieses ausführliche Gebäude der Moralphilosophie hat mit dem gegenwärtigen zweiten Bande seinen Abschluß gefunden. Der erste Band schlug den Weg der analytischen Induction, der zweite dagegen schlägt den der synthetischen Deduction in der Bearbeitung dieses ganzen Gebiets ein. In jener handelte es sich hauptsächlich um die principielle Begründung des Standpunktes des Verfassers im allgemeinen, während sich hier das Interesse vielmehr vorzugs-

weise auf die specielle Durchführung desselben in den einzelnen Seiten und Erscheinungsgebieten des Stoffs richtet. Daß auch die Lehren vom Staat und vom Recht ohne weiteres mit in das Gebiet der Moralphilosophie gehören sollen, mag für einige neuere Ansichten und Theorien vielleicht nicht als vollkommen berechtigt erscheinen; es ist aber doch zuletzt auch hier das moralische Moment oder der moralische Zweck das eigentlich wahre und entscheidende Princip. Wir sind auch durch unsere ganzen neueren Lebensverhältnisse wiederum der antiken Auffassung von der wesentlichen Einheit der Ethik und Politik näher geführt worden, da alle blos private oder persönliche Moral theils die allgemeinen Einrichtungen der Gesellschaft überhaupt zur Voraussetzung hat, theils in ihr selbst die entscheidenden Grundgedanken und Motive hierfür enthalten liegen müssen. Eine staatlose Moral konnte nur für solche Zustände als genügend erscheinen, in welchen so wie im spätern Alterthume die gesellschaftliche Ordnung in vollständiger Auflösung begriffen war und das Individuum in sich und seiner Befriedigung allein den Zweck seines Daseins zu besitzen schien. Religion, Staat und Moral sind an sich oder naturgemäß zu einer untrennbaren Einheit verbunden. Dieses war der Fall in den früheren gesünderen Zeiten oder Zuständen des Alterthums. Der gleiche Satz aber hat auch für unsere neueren, ausgedehnteren und inhaltreicheren Lebensverhältnisse Geltung, und es kann daher auch von streng christlicher Seite aus nur mit Recht auf jene Grundanschauung der echten antiken Philosophie zurückgegriffen werden. Welchen Gefahren und Irrwegen eine staatlose und blos persönliche moralphilosophische Speculation unterliegt, hat unter anderm auch der neuere Pessimismus gezeigt. Die ganze Anlage des Werks ist eine wissenschaftlich ebenso berechtigte als die Durchführung eine genaue und sorgfältig eingehende, und es gibt sich unbeschadet der sonstigen Besonderheit der Stellung des Verfassers immer ein freies und offenes Verständniß für alle gegebenen Verhältnisse und Fragen des Wirklichen zu erkennen. Konrad Hermann.

2. Arthur Schopenhauer über Genie, große Geister und ihre Zeitgenossen. Eine Sammlung von Stellen aus seinen Werken. Leipzig, Brockhaus. 1891. 8. 2 M.

Die Schrift enthält eine Reihe von Stellen aus den Werken Schopenhauer's, welche sich im großen und ganzen auf das Wesen des Genies und dessen Verhältniß zu den Zeitgenossen beziehen. Schopenhauer hat sich in diesen Gegenstand mit einer ganz besondern Vorliebe vertieft und kommt bei jeder Gelegenheit, bald in längern, bald in kürzern Ausführungen, auf denselben zurück. Da die bezüglichen Bemerkungen überall in seinen Werken zerstreut sind, so war es für den Herausgeber nicht leicht, sie alle ausfindig zu machen. Um so größern Dank werden ihm seine Landsleute dafür zollen, daß er sich der schweren, mühevollen Aufgabe unterzogen hat, die verwandten und zusammengehörigen Aussprüche des Philosophen herauszusuchen und in einer gewissen Ordnung zu gruppiren.

3. Arthur Schopenhauer über Urtheil, Kritik, Beifall, Ruhm, Wahrheit und Irrthum. Eine Sammlung von Stellen aus seinen Werken. Leipzig, Brockhaus. 1891. 8. 2 M.

Die vorliegende Sammlung ist mit dem aus dem vollen Leben gegriffenen Motto: „Mit den Irrthümern der Zeit ist schwer sich abzufinden: widerstrebt man ihnen, so steht man allein; läßt man sich davon befangen, so hat man auch weder Ehre noch Freude davon", versehen. Sie schließt sich unmittelbar an die vorherige Schrift an und ist eine Ergänzung und Vervollständigung derselben. War in dieser hauptsächlich von dem Verhältnisse bahnbrechender Männer zu ihren Zeitgenossen die Rede, so behandelt die uns jetzt beschäftigende Zusammenstellung vornehmlich die Frage, woher es kommt, daß die Sonne des Genies das Schicksal der Sonne theilt, daß man nach nichts eifriger als nach ihren Flecken späht, die Augen verschließt, wenn sie ein Meer von Licht von sich ausstrahlt, und ihr erst dann freundlich zunickt, wenn sie sich zum Untergange anschickt.

Bernhard Münz.

Feuilleton.

Heft 3 und 4 des funfzehnten Bandes der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" (Stuttgart, Belser) enthält im Umfange eines Buchs eine außerordentlich eingehende Abhandlung des Pfarrers Hermann Werner: „Der religiöse Wahnsinn". Der Verfasser ist früher Irrengeistlicher gewesen und verfügt daher über eine große Erfahrung auf diesem Gebiete; hierzu kommen ein achtungswerthes Studium aller einschlagenden Fragen, eine überaus seltene Vereinigung von kritischer Nüchternheit und religiöser Wärme. Der religiöse Wahnsinn ist eine ebenso schwer zu verstehende und zu behandelnde als schmerzliche Nachtseite des Menschenlebens. So traurig es sein mag, so ist doch der wirklich ausgebrochene Wahnsinn immer noch das relativ leichter zu ertragende Uebel, als der viel gefährlichere erst im Werden begriffene Irrsinn. So wenig wir materialistisch gesinnt sind, so meinen wir doch, daß diese Frage der Vorstufen des Wahnsinns einst noch eins der wichtigsten Kapitel der Wissenschaft und der Gesetzgebung bilden wird. Was religiösen Wahnsinn anlangt, so wird solcher doch wol mehr der (fachmännischen!) Behandlung von Geistlichen zu unterliegen haben, als von Irrenärzten. Für diesen Zweck erachten wir die Werner'sche Schrift geradezu als grundlegend; sie ist nicht blos sehr interessant, sondern auch hoch verdienstlich. Wir geben nur die Ueberschriften der Hauptabschnitte, nicht aber die der Unterabtheilungen an, den Leser ahnen zu lassen, daß ein Auszug auch nur der wichtigsten Gesichtspunkte wegen Ueberfülle des Materials unmöglich ist. Nach einer Einleitung werden die Merkmale des Irrsinns im allgemeinen und des religiösen insbesondere beschrieben. Dann werden die Ursachen des Irreseins im ganzen und speciell der Einfluß der Religion auf seine Entstehung untersucht; die Bildung und die Formen des religiösen Wahns, endlich die Behandlung der religiös Wahn-

sinnigen werden eingehend geschildert. Es sollte uns freuen, wenn durch die Werner'sche Schrift mehr Klarheit und Sicherheit in einen leider noch immer recht dunklen Bereich des menschlichen Geisteslebens gebracht würde.

Das siebente Heft des funfzehnten Bandes desselben Sammelwerks enthält eine Abhandlung von Ludwig Kelber über „Das katholische Passionsspiel in Oberammergau und das protestantische Christus-Drama". Der Verfasser meint, daß das Passionsspiel in Oberammergau nur den Schein eines Gottesdienstes an sich habe; in Wirklichkeit sei es eine theatralische Aufführung der Passion. Er stellt nun aber den höchst bedenklichen Satz auf, daß „die dramatisch-mimische Kunst als das fähigste und berufenste (?!) Glied im System der Künste zur Feier des Heiligen" geeignet sei. Er verlangt, daß endlich aus den katholischen Mysterien des Mittelalters eine protestantische heilige Tragödie erstehe (welch ein Widerspruch!). Das Passionsspiel in Oberammergau sei Naturalismus, sei rohe, crasse, drastische Empirie. (Darin liegt ein Moment von Wahrheit; der Verfasser vergißt aber, daß die dortigen Spiele nichts weiter sein wollen, als epische Darstellungen mit einzelnen, volksthümlich dramatisirten Scenen. Eine wirkliche Tragödie ist hiervon himmelweit verschieden; wäre auch für diesen Gegenstand unmöglich.) Er verlangt die Idealisirung des Dialogs und Monologs durch das iambische Versmaß. (Also Christus, die Schächer, Judas und Consorten sollen alle in demselben Versmaß reden? Welch eine Ungeheuerlichkeit!) Der Verfasser stellt nun dem katholischen Passionsspiel das protestantische Christus-Drama entgegen. Er hofft, daß ein christlich gesinnter dramatischer Dichter sich dieses höchsten Kunstgegenstandes bemächtigen werde. Das, was irgend anstößig oder mimisch nicht darstellbar sei, könne hinter die Bühne verlegt werden. (Wer entscheidet über das „Anstößige"? Was bleibt eventuell als Handlung auf offener Bühne übrig?) Geradezu naiv aber ist es, wenn der Verfasser annimmt: der Dichter könne selbst übernatürliche und wunderbare Vorgänge in die Bühnenaufführung hineinwirken lassen. „Ist erst die dichterische Leistung gelungen, so wird man sich über die Möglichkeit und Berechtigung der mimischen Darstellung derselben leichter einigen können." Gewiß! Bei dieser Logik wohnen die leichtesten Gedanken leicht beieinander! Wenn aber Kelber endlich sagt: „Das Christus-Drama soll unserer geistigen und religiösen Reife entsprechen", so bedauern wir schließlich erklären zu müssen (den [unklaren] guten Willen des Herrn Kelber in allen Ehren): daß die Christus-Tragödie immer wieder abhängig sein soll von der wechselnden, „geistigen und religiösen Reife" (wessen?), erscheint uns als eine solche Herabziehung der Christus-Gestalt in den Wechsel der Culturstufen, daß uns das naive Passionsspiel in Oberammergau trotz aller seiner Schwächen hundertmal lieber wäre als eine Tragödie im Sinne Kelber's.

— Von dem gewaltigen neuen lexikalischen Unternehmen der Langenscheidt'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin, „Muret's encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache", liegt die zweite starke Lieferung (Bogen 11—24) vor, die uns ein genaueres und schärfer gefaßtes Urtheil über diese hochbedeutsame Leistung ermöglicht. Wir halten nicht mit dem Ruhmestitel zurück, daß dieses groß angelegte und mit erstaunlicher Gediegenheit ausgeführte Werk bestimmt erscheint, ein Stolz unsers Volks, ein neues deutsches Nationalwerk zu werden. Waren wir schon bisher um den Besitz des prächtigen Sachs-Villatte'schen Wörterbuchs des Französischen zu beneiden und mit diesem genialen Hülfsmittel so überaus befriedigt, daß wir uns ohne seinen Gebrauch gar nicht mehr denken können, so beschenkt jetzt derselbe rüstige und weitausschauende Verleger, Professor G. Langenscheidt, die deutsche Lesewelt mit dieser nach jeder Seite und Zug um Zug vortrefflichen Gabe, die berufen ist, ein weiterer Vermittler zwischen den beiden heute wie nie gemeinsam hochaufstrebenden germanischen Hauptvölkern zu werden. Es wird gewißlich in baldiger Zukunft eine Zeit kommen, wo das Englische und neben ihm das Deutsche den Weltverkehr und das internationale Cultur- und Bildungsleben beherrschen wird (vgl. Professor A. Kirchhoff in d. Bl. f. 1891, S. 398[b]). Dann dürfte kaum ein anderes Volk mit gründlichen Kenntnissen dieses natürlichen Volapük in ähnlicher Weise ausgerüstet sein wie das unsere, und zu diesem Erfolge werden die uns verfügbaren ausgezeichneten Lernhülfsmittel die Hauptsache beigetragen haben. Zu einem in seiner Art vollendeten verspricht sich Muret's Wörterbuch zu entwickeln, auf das wir später nochmals zurückzukommen gedenken, insbesondere nach Beginn des Erscheinens von Sanders' ergänzendem deutschen Theil.

Bibliographie.

Abriß der Geschichte des Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm I. (2. Ostpreußisches) Nr. 3. Bearbeitet für die Unteroffiziere und Mannschaften durch Offiziere des Regiments nach den Akten und unter Benutzung der Regimentsgeschichten des Hauptmann Becker, des Major Pauly und des Hauptmann v. Kleist. Mit 6 Bildnissen und 4 farbigen Uniformbildern. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 12. 70 Pf.

Blicke in Herz und Welt. Von dem Verfasser von „Schild und Pfeil". Bremen, C. E. Müller. 8. 3 M.

Dimidow, P., Juden-Elend im Lande der Romanows, geschildert. Berlin, Friedrichs u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Engelhard, R., Beiträge zur Kunstgeschichte Niedersachsens. Göttingen, Deuerlich. Gr. 4. 2 M. 40 Pf.

Erhardt, L., Ueber die Grundlagen unserer höheren Schulbildung. Berlin, H. Lüstenöder. Gr. 8. 1 M.

Eye, A. v., Des Räthsels Lösung. Sonette. Leipzig, M. Spohr. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Foerster, W., Weltzeit und Ortszeit im Bunde gegen die Vielheit der sogenannten Einheits- oder Zonen-Zeiten. Berlin, F. Dümmler. Gr. 8. 60 Pf.

Der christliche Glaube und die Naturnothwendigkeit aller Dinge. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 2 M.

Haas, H. E., Giftblüten am Lebensbaume des Volkes. Graz, U. Moser. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.

Heyck, E., Geschichte der Herzoge von Zähringen. Herausgegeben von der badischen historischen Commission. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. Gr. 8. 16 M.

Jourdan, E., Die Sinne und Sinnesorgane der niederen Tiere. Aus dem Französischen übersetzt von W. Marshall. Leipzig, J. J. Weber. 8. 4 M.

Kollmann, A., Deutsche Puppenspiele. Gesammelt und mit erläuternden Abhandlungen und Anmerkungen herausgegeben. 1. Hft. Leipzig, F. W. Grunow. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Lassalle's, F., Ausgewählte Reden und Schriften. 1. Lfg. Leipzig, K. F. Pfau. 8. 40 Pf.

Mehring, F., Kapital und Presse. Ein Nachspiel zum Falle Lindau. Berlin, Brachvogel u. Ranft. Gr. 8. 2 M.

Müller, E., Ein Rückblick aus dem Jahre 2037 auf das Jahr 2000. Aus den Erinnerungen des Herrn Julian West. 1. u. 2. unveränd. Aufl. Berlin, C. Ulrich u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Rümelin, L., Die Erkenntnis. Eine naturwissenschaftliche Studie über den kausalen Zusammenhang der Naturerscheinungen, enthüllend den Zweck der Schöpfung, den Zweck unseres Daseins, und den wahren Begriff der menschlichen Seele. Leipzig, M. Spohr. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Schäfer, D., Geschichte und Kulturgeschichte. Eine Erwiderung. Jena, G. Fischer. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Schneider, O., Transcendentalpsychologie. Ein kritisch-physiologischer Entwurf. Leipzig, W. Friedrich. Gr. 8. 10 M.

Schroeder, L. v., Delhi, das indische Rom und seine Campagna. Mitau, Behre. Gr. 8. 60 Pf.

Seidlitz, W. v., Raphaels Jugendwerke. Zugleich eine Antwort an Hrn. Dr. W. Koopmann. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Stadelmann, F., Erziehung und Unterricht bei den Griechen und Römern. Triest, F. H. Schimpff. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Stein, A. (H. Nietschmann), Marlene. Eine Dorfgeschichte. Barmen, H. Klein. 12. 1 M.

Stieve, F., Der oberösterreichische Bauernaufstand des Jahres 1526. 2 Bde. München, M. Rieger. Gr. 8. 20 M.

Stille, G., Der Kampf gegen das Judenthum. Leipzig, G. Uhl. Gr. 8. 3 M.

Sutter, C., Johann von Vicenza und die italienische Friedensbewegung im Jahre 1233. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Szimits, J., De Banater Schwob. Neue Folge: De Heedschwob. Humoristische Gedichte in banat-schwäbischer Volksmundart. Temesvar, A. Ramel. 16. 90 Pf.

Tambour, R., Die literarische Hyksosherrschaft unserer Zeit. III. Buch: Ein literarisches Wunderkind. Wien. 1890. 8. 4 M. 80 Pf.

Uschner, K. R. W., Das Proletarierkind. Schauspiel. Berlin, A. Hein. Gr. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

(Mit einer Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 3. September 1891.

Romane und Geschichten.

1. Dornröschen. Roman von Egon Fels. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1891. 8. 12 M.
2. Eine Reichstagsrede. Roman von O. Elster. Leipzig, Elischer Nachf. 1891. Gr. 8. 4 M.
3. Der Kanzler von Florenz. Von Hans Blum. Berlin, Gebr. Paetel. 1891. 8. 6 M.
4. Hinter den Kulissen. Roman von W. Nemirowitsch-Dantschenko. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russischen übersetzt von Alexis Markow. Berlin, Wilhelmi. 1891. 8. 3 M.
5. Zehn Geschichten von Fritz Mauthner. Berlin, Schorer. 1891. 8. 3 M. 50 Pf.

Eigentlich ist jeder Gebildete der Ansicht, daß jede Schöpfung der Phantasie, die nach fester Gestaltung strebt, danach streben muß, sich zum Kunstgebilde zu verkörpern. Gleich dem Bildhauer, gleich dem Maler, soll auch der Schriftsteller Künstler sein. Ist es da nicht schmachvoll, einer literarisch gebildeten Gesellschaft unter altbeliebtem poetischen Titel ein Machwerk in drei Bänden — „Dornröschen" von Egon Fels (Nr. 1) — vorzuführen, das nicht allein jeder künstlerischen Anforderung Hohn spricht, sondern auch gegen die elementarsten Regeln der Schulgrammatik verstößt! Ein neues Eigenschaftswort lernen wir kennen in „often Wiederholungen". Hier eine kleine Probe der stilistischen wie künstlerischen Behandlung; die Verfasserin, die beständig die eigene Persönlichkeit in den Vordergrund drängt, redet wieder im eigenen Namen: „Man sage mir nicht, daß diese Personenschilderung übertrieben sei, sie ist buchstäbliche Wahrheit, und es laufen Tausende solcher Aristokraten in der Welt herum, und je ärmer, je bettelhafter ihre wirkliche Existenz ist, desto hochmüthiger geberden sie sich, desto geringschätziger, ja desto verächtlicher sieht diese Sorte auf das «Bürgerpack», auf den «Plebs», auf die «Rotüre» und wie alle die Titel heißen, mit denen diese Rasse das Bürgerthum zu benamsen beliebt, herab." Die Casusfehler, von denen jede Seite wimmelt, werden selbstverständlich dem Setzer Schuld gegeben, bis man auf Sätze trifft wie: „sie war schweigsam und kümmerte sich nie um Dinge, die ihr nichts angingen", die dann freilich in ihrer Wiederholung solch schonende Auslegung nicht mehr zulassen, wohl aber berechtigen, das Buch entschieden zuzuklappen. Selbst der gewissenhafteste Beurtheiler ist doch nicht verpflichtet, einen grundschlechten Roman — die Menschen darin sind ebenso unmöglich wie die Verhältnisse — auszulesen, dessen Verfertigerin gegen die grammatischen Grundregeln der Sprache, in der sie schreibt, die ärgsten Verstöße macht.

Eine unverdiente Ehre wird diesem „Dornröschen" zutheil, das hier zu gleicher Zeit erwähnt wird mit einer ernstgemeinten Leistung wie „Eine Reichstagsrede" von O. Elster (Nr. 2). Fragen der Gegenwart, welche den Brennpunkt des allgemeinen Interesses bilden, werden in einer Weise behandelt, die dem Romane nicht unangemessen ist: Verkörperung der Ideen in ihren Trägern. Die Gestalten sind scharf charakterisirt, das Typenhafte in ihnen läßt das Allgemeine, das sie darstellen, um so entschiedener heraustreten. Jedenfalls verdient an sich schon das Streben Anerkennung, im zeitgenössischen Roman den allgemeinen geistigen Gehalt der zeitbewegenden Fragen zum wesentlichen Mittelpunkte des Interesses zu gestalten; in objectiver Weise ein Erheben über den einseitigen Standpunkt der Parteien, das sich im kräftigen Handeln bethätigt, als berechtigt und erstrebenswerth darzustellen. In der Rede, die den gedanklichen Mittelpunkt bildet und auch durch ihre Folgen die romanhafte Katastrophe veranlaßt, wird manch beherzigenswerthes Wort gesprochen: — „Meiner Meinung nach kann die sociale Frage nur durch das Volk,

durch jeden einzelnen im Volke und durch die Gesammtheit des Volkes gelöst werden, wenn jeder ohne Ausnahme sich bestrebt, das sittliche Niveau des Volkes wieder zu heben und an seinem Platze versöhnend, vermittelnd, friedebringend zu wirken.... Soweit meine schwache Kraft reicht, existirt keine sociale Frage! Meine Arbeiter sind meine Kameraden; meine Arbeiter nehmen theil an meinen Sorgen und Mühen, an meinen Freuden und meinem Gewinne! Meine Arbeiter fühlen sich eins mit mir.... Thue jeder auf seinem Platze das Gleiche ... leben wir nicht über, sondern mit dem Volke."

Mit Lebendigkeit entrollen sich im natürlichen Laufe der Darstellung bunte Bilder aus dem mannichfach bewegten Leben der Reichshauptstadt, im Theater, auf dem Weihnachtsmarkte, im Straßentreiben mit seinen Auswüchsen, im Reichstage. Besonders die Schilderung der entscheidenden Sitzung, deren Schluß die Rede des Helden, Graf Bannewitz, bildet, ist von so anschaulicher Lebendigkeit, daß nur die Rücksicht auf den Raum von ihrer Anführung abzustehen zwingt. Daß das specifisch romanhafte Element — die Liebe in Entsagung wie Erfüllung — hinter den allgemeineren Inhalt zurücktritt, daß die Herzensbedürfnisse den Verstandesforderungen weichen oder vielmehr durch diese sich hindurchringen müssen, um schließlich Herzenssache zu werden, ist der Wirklichkeit mehr angemessen als dem Romane und verleiht dem Bilde jenen Zug der Wehmuth, der keiner Darstellung des Menschenlebens fehlen darf. Der Lebenswahrheit leider weniger gemäß sind dagegen die praktischen Folgen, welche der bewußten Rede hier zugeschrieben werden. Ein Mann, der in der That so geredet hätte wie Graf Bannewitz, sich so über alle Parteien erhoben und jeder solche Wahrheiten zugerufen, wäre schwerlich einstimmig wiedergewählt, sondern von jeder der Parteien auf das entschiedenste bekämpft worden. Die Nachlässigkeiten in Sprache und Druck wird hoffentlich eine zweite Auflage ausmerzen; das ernste Buch verdient sie.

„Der Kanzler von Florenz" von Hans Blum (Nr. 3) ist Konrad Ferdinand Meyer gewidmet und mit vollem Rechte, denn ein Hauch von dem Geiste des großen Schweizers durchweht diese Arbeit. Eine große Zeit wird darin in dichterischer Weise von neuem belebt in charakteristischen Gestalten und Zügen. Da ist kein Genügen an bloßer naturalistischer Wahrheit in Form und Farbe, sondern das Streben in idealer Zeichnung und Gestaltung Personen wie Zustände in dichterischer Schöpfungskraft plastisch zu verkörpern. Schade, daß sich der Herr Verfasser zum Schlusse verleiten ließ, den prophetischen Ausblick auf die einstige Erfüllung des hohen Ziels seines Kanzlers — die Einheit Italiens unter einem Fürsten, der tiefe Sinn des „Principe" — durch billiges Ausmalen bestimmter Züge der eingetretenen Verwirklichung zu sehr in Einzelheiten herabzuziehen. Die unbestimmte Größe eines phantasievollen Traumgebildes hätte dem Träumer als einstige Erfüllung seines patriotischen Strebens den gleichen Trost gewährt, und dem Leser, der bisher unter dem erhebenden Eindrucke einer bedeutenden dichterischen Gestaltung des Wirklichen zum Wahren gestanden, nicht plötzlich in das beschränkte bekannte Wirkliche zurückversetzt. Die Huldigung, welche die letzten Seiten dem Hause Savoyen zu umständlich darbringen, nähert in zu bekannten Zügen der Erde das, was in freier Schöpfung über sie hinaus gehoben erschien in die höhere Sphäre der Kunst.

Wenn der sogenannte historische Roman überhaupt als Kunstschöpfung zu rechtfertigen ist, so scheint mir diese Rechtfertigung gerade darin zu liegen, daß er nicht die platte, mehr oder minder archaistische Richtigkeit als Ziel ins Auge faßt, sondern die dichterische Wiederbelebung des Vergangenen, die in Ton und Stimmung, in der ganzen Atmosphäre, welche als Lebenspenderin die Neuschöpfung umgibt, gerade das schöpferische Element der Dichtung mit beabsichtigtem Wollen zum Bewußtsein bringt. Konrad Ferdinand Meyer's Größe in seinen historischen Leistungen („Richterin" u. s. w.) scheint mir in dieser Richtung zu liegen. Dem Autor des „Kanzlers", der den Spuren des Meisters folgt, gelingt es, die räthselhafte Größe des Niccolo Macchiavelli, deren endgültige psychologische Lösung der Geschichtsforscher noch nicht gefunden, in lebensvoller Plastik zur Einheitlichkeit zu gestalten.

Um den Kanzler gruppiren sich in bewegter Handlung bedeutende Zeitgenossen wie freigeschaffene Gestalten der Phantasie.

Eine schöne, gehaltene, durchaus nicht archaisirende Sprache macht das Lesen der interessanten Arbeit, die ein Stück versunkener schicksalsvoller Welt zu neuem Leben erstehen läßt, noch ganz besonders angenehm, wie die folgenden Zeilen besser als Worte beweisen mögen:

„Niccolo Macchiavelli fühlte sich wahrhaft verjüngt, als er am nächsten Frühmorgen an der Seite Dittmar's durch die Porta San Gallo aus den Mauern von Florenz hinausritt und der guten Straße folgte, welche durch den Apennin nach Bologna führt.

In glückseligstem Einklange stand die hohe Stimmung seiner Seele mit dem Frieden und Sonnenglanz, welcher aus der herrlichen Landschaft ringsum vernehmlich und herzerfrischend zu ihm redete, mit Glockenklang, Kinderliedern und Vogelsang, mit Himmelsblau, rauschenden Wellen, blitzenden Landhäusern und wogenden grünen Baumkronen.

Viele Jahre lang hatte er dem Sang der Vögel, dem Plätschern seines Bächleins und Brunnens im Arbergaccio, dem Rauschen seiner Baumwipfel gelauscht mit jener hoffnungslosen Wehmuth, mit welcher die wesenlosen Schatten der abgeschiedenen Geister des Alterthums den dunkeln Gestaden der Unterwelt nahten, von der es keine Rückkehr mehr gab zu Licht und Leben. Und heute erschien ihm dasselbe Singen, Klingen und Rauschen wie die Offenbarung eines neuen Frühlings von unvergleichlicher Kraft und Schönheit.

Der einzige gestrige Tag schien alles Leid des vergangenen Jahrzehnts ausgetilgt und versöhnt zu haben, die Erfüllung der höchsten und edelsten Hoffnungen zu verheißen, welche den einsamen vergessenen Mann über den dunkeln Strudeln der Verzweiflung emporgehalten hatten. Hinauf in lichte sonnige Höhen wies die Bahn des gestrigen Tages, wie der Weg, auf welchem der Reiter jetzt dahintrabte."

Nicht allein weil sie Mode geworden, sondern weil sie durch ebenso bedeutende wie eigenartige Eigenschaften die moderne Vorliebe rechtfertigt, erregt die neuere russische Literatur mit jedem ihrer Erzeugnisse sofort die Erwartung eines besondern Interesses. Der Uebersetzer von „Hinter den Kulissen" von W. Nemirowitsch-Dantschenko (Nr. 4) erwähnt im Vorwort, in dem er einige biographische Notizen über seinen Autor gibt, daß dieser, der den russisch-türkischen Krieg als Correspondent einer großen russischen Zeitung miterlebte: „sich den größten Namen erwarb mit seinen Romanen, Novellen und Erzählungen aus dem russisch-türkischen Kriege ... sie erlebten in Rußland in ganz kurzer Zeit mehrere Auflagen und zählen zu den bedeutendsten Werken der russischen Literatur."

Dieser Mittheilung gegenüber muß das Bedauern ausgesprochen werden, daß die Wahl des Uebersetzers nicht einem der betreffenden Erzeugnisse zutheil geworden. Der vorliegende Roman, dem er den Vorzug vor ihnen gegeben, rechtfertigt diesen auch nicht durch eine einzige hervorragende Eigenschaft. Die schmachvollen Theaterverhältnisse, die seinen Inhalt bilden, unterscheiden sich von dergleichen Darstellungen aus nichtrussischen Romanen einzig dadurch, daß sie noch um einen Schatten crasser, noch um eine Stufe gemeiner sind. Mit Widerwillen verkehrt man in der unangenehmen Gesellschaft, in der keine feinbeobachtete Charakteristik für die schablonenhaften Gestalten der Hauptfiguren und ihre gleich schablonenhaften Erlebnisse Antheil erregen kann. Das Buch überrascht durch völligen Mangel aller jener Vorzüge, welche die bedeutenderen russischen Romane charakterisiren. Sehr enttäuscht wird es aus der Hand gelegt. Selbst die Uebersetzung, die sich im ganzen fließend liest, ist nicht einmal frei von sprachlichen Nachlässigkeiten.

Mit Bewunderung erfüllt in „Zehn Geschichten" von Fritz Mauthner (Nr. 5) vor allem die reiche Mannichfaltigkeit der Farben, über die der Verfasser verfügt, wie die entschiedene Sicherheit, mit der er über sie gebietet und jeden Ton in seinen Abstufungen mit festen Pinselstrichen zum charakteristischen Bilde zu gestalten weiß. Da erheitert in der ersten „Peter der Grobe" die Verbindung naiver Harmlosigkeit mit bäurischer Schlauheit durch ebenso wahre wie feine Beobachtung, und gibt im letzten Satze den Schlußpunkt ihres Ergebnisses in schalkhafter Weisheit zum besten: „Lost mal! Wenn du schon so dumm bist, Peterl, und hast ein gutes Herz, so sei wenigstens so gescheit und laß dir's nicht merken!"

Der neckisch-behaglichen Stimmung dieser ersten Skizze, die in all ihrer leichten Heiterkeit so treu dem naturwüchsigen Leben abgelauscht ist, steht dann in der letzten Erzählung „Der Todten-Doctor" ein schauerliches phantastisch-realistisches Stimmungsbild nervenbeängstigend gegenüber, während in den acht Geschichten, die zwischen dem heitern Anfange und dem Alpdrucke des Endes liegen, die mannichfachsten Töne anklingen, und an mehr oder minder ansprechendem Stoffe stets in packender Naturwahrheit durchgeführt werden. Als die bedeutendste der Sammlung möchte ich „Zur steinernen Jungfrau" hervorheben, in der auf dem bewegten Hintergrunde eines gewaltigen Naturereignisses — der Eisgang veranlaßt „in einer alten deutschen Stadt nicht weit von der östlichen Grenze" eine furchtbare Ueberschwemmung — die Charaktere der Handelnden, die plötzlich den festen Boden der Convenienz wie den festen Boden der wohlbegründeten schützenden Erde unter den Füßen verlieren, in eigensüchtiger Niedrigkeit wie in selbstvergessendem Heldenthume zu uneingeschränkter Geltung kommen. Mit psychologischer Sicherheit werden die fein beobachteten Scenen geschildert, die im Anfange noch durch kleine humoristische Zwischenfälle erhellt werden, sich aber fortschreitend zu düsterer Tragik steigern. Von der lebendig ergreifenden Darstellung möge die einleitende Schilderung einen Begriff geben:

„Gegen zwei Uhr morgens tönten an diesem Donnerstag dumpfe Kanonenschüsse in die Stadt herein und warnten vor Gefahr. Es war das Zeichen, daß im Süden das Eis sich in Bewegung setzte. Ein paar Nachtschwärmer und die Eishauer des Flusses waren die einzigen, welche die Schüsse vernahmen. Der Rettungsausschuß und die Behörden erfuhren die Sache erst beim Morgenkaffee und legten ihr keine große Wichtigkeit bei. Man hatte eben wieder einmal das schöne Schauspiel eines Eisgangs und dann vielleicht etwas Wasser in den am tiefsten gelegenen Gassen. Von 8 Uhr morgens ab strömte die Bevölkerung nach dem Flußufer und der altersgrauen steinernen Brücke, um nach dem gewohnten Brauche diesen Tag mit Gaffen zu verbummeln. Der Anblick lohnte wol die verlorene Zeit.

Auf dem Flusse, der sich gerade hier unterhalb der Mühlen und Wehre verbreiterte, trieb in Wirbeln und Strudeln unabsehbar und schwindelerregend ein Getümmel von kleinen und großen Eisschollen abwärts. Wie Meeresbrandung bei Sturm schäumten und rauschten Eis und Wasser durcheinander und stürzten sich in furchtbaren Katarakten durch die Schleuse und über das Wehr und schlugen krachend gegen die Dämme der Mühlen und drängten sich, knirschend und bäumend, zwischen den Eisblöcken und zwischen den felsenfesten Brückenpfeilern hindurch. So kamen die unheimlichen Massen schon seit Stunden ohne Lücke den Fluß herunter und ergötzten mit ihrem Toben die Tausende, welche im lauen Frühlingswinde, dicht aneinander gepreßt, hinblickten. War das gleichmäßige Strömen schon ein prächtiger Anblick, so steigerte sich die

Wirkung, wenn mächtige Eisschollen gegen die Eisbrücke splitterten, an den schrägen Bäumen pfeilschnell hinauffuhren und über deren Kopfe hinweg Eisquader auf Steinquader mit donnernden Schlägen aufstießen. Die Kinder versäumten die Schule, die Frauen den Markt, alles blieb im Banne der furchtbar schönen Erscheinung.

Plötzlich änderte sich das Bild. Ein winziger Gegenstand hatte den Zauber vollbracht. Erst waren es nur einige müßige Flößer, welche das Ding erkannten, dann aber streckten sich tausend Arme aus und tausend Augen spähten nach dem auf- und untertauchenden röthlichen Holzstück. Eine leere Wiege! Eine Wiege, wie sie so roth bemalt in den Bauernhäusern des Südens üblich war. Todtenstille herrschte auf der Brücke. Der Strom nahm keine Wiege mit, bevor er nicht den Bauer und die Bäuerin umgerissen und das Haus zerstört hatte.

Langsam stieg das Wasser. An den Steinen der Quaimauer konnte man das Wachsen genau beobachten. Und langsam kamen den Fluß herunter andere Zeugen von Zerstörungen. Ein Dachstuhl schwamm mit den Eisschollen heran und ging erst am Wehr in Stücke. Große Mengen Heu trieben mit. Die Hörner einer Kuh wurden gesehen.

Da wechselte allmählich das Eis und das Wasser Farbe und Natur. Ein alter Flößer sagte zuerst, was das bedeutete, und bald wußte es die ganze Menge. Der gefährliche Nebenfluß, der aus dem Walde kam, hatte seine Dämme zerbrochen und wüthete heran. Dann gnade Gott den armen Leuten! Seit den vierziger Jahren war das nicht geschehen. Die Hunderte, die in dem bedrohten Stadttheile wohnten, eilten schreiend und weinend davon. Die übrigen harrten begierig auf die Schrecknisse, welche kommen mußten. Und sie kamen und kündigten sich schon von weitem durch gespenstisch drohende Gestalt und durch ein neues, dumpfes Toben an. Der Fluß führte den Wald gegen die Stadt."

Es fällt schwer abzubrechen in der Schilderung, die mit steter Steigerung von dem furchtbaren Naturereignisse zu seiner Wirkung auf die davon Betroffenen übergeht und den lebhaft erregten Antheil bis zum Schlusse in Spannung erhält. M. Benfey.

Neue Dramen.

1. Junker Thaddäus. Schauspiel in fünf Aufzügen von Engelbert Rehbronn. Nach dem Epos „Pan Tadeusz" des Adam Mickiewicz. Posen, Decker u. Comp. 1891. Gr. 8. 3 M.
2. Mensch bin ich. Schauspiel in fünf Acten von A. Wernekinck. Trier, F. Lintz. 1891. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
3. Artaxerxes. Drama in zwei Abtheilungen von Karl Nikolaus von Gerbel-Embach. Dresden, Selbstverlag. 1891. 8. 60 Pf.
4. Theoderich. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Wolff. Leipzig, O. Mutze. 1891. 8. 2 M.

Die Grundlinien der dramatischen Dichtung, die scharfe Trennung zwischen diesem Gebiete und dem lyrischen wie dem epischen darzulegen und die Werkstatt eines Dramatikers von dem psychologischen Standpunkte aus zu beleuchten, wäre eine dankenswerthe Aufgabe nicht nur für den Freund theoretischer ästhetischer Studien, sondern auch für den Schaffenden. Wären die grundlegenden Anschauungen über das Wesen des Dramatischen überhaupt mehr bekannt oder dieselben aus einem dramaturgischen Handbuche leicht zu schöpfen, so blieben vielleicht Hunderte von Dramen ungeschrieben, und aus der selbst dann noch zu erwartenden Ueberproduction ließe sich mehr Brauchbares ausscheiden als jetzt. Brauchbares nicht in dem Sinne des Theaterunternehmers, wohl aber in dem eines an äußere Rücksichten nicht gebundenen Dramaturgen, der das Werk nach dem Gesichtspunkte der Aufführbarkeit prüft. Nicht jedes Werk, welches keinen Bühnenerfolg erringt, braucht als Drama verwerflich zu sein und umgekehrt. Die Bedingung aber, daß es mit Rücksicht auf die Bühne und ihre Anforderungen verfaßt ist, ist unabweislich. Leider muß auch dies immer wieder betont werden, und es müßte dies ein Hauptkapitel in dem dramaturgischen Handbuche bilden, dessen unsere angehenden Dramatiker durchweg bedürften, selbst wenn sie ausgesprochenes dramatisches Talent besäßen.

Von dieser schönen Gabe, welche den dramatischen Dichter auf seiner dornenvollen Laufbahn sogleich einige Schritte fördert, besitzen die Verfasser der vier vorliegenden Dramen fast ebenso wenig als von den Kenntnissen theoretischer Art, die wir kurz angedeutet haben. Zwei derselben, Wernekinck und Rehbronn, haben sich zu ihren Werken durch epische Dichtungen anregen lassen und sich über die Frage, ob ein epischer Stoff zur dramatischen Bearbeitung geeignet sei oder nicht, ziemlich leichten Herzens hinweggesetzt. Das Drama „Junker Thaddäus" (Nr. 1) ist daher denn auch nicht viel mehr als eine mit mäßigem Talente gearbeitete Umsetzung des Epos von Mickiewicz in Rede und Gegenrede, von einer Breite und Unbeholfenheit der Sprache, von einer ermüdenden Langathmigkeit des Dialogs und von einem Mangel an dramatischer Kraft in diesem, daß nur das Pflichtgefühl dem Recensenten einen Ansporn dazu zu geben vermag, die mehr als 180 Seiten (!) durchzuarbeiten. Von der poetischen Schwungkraft und dem Rhythmus der Verse mögen einige Proben Zeugniß ablegen:

Ob beide sich gefallen oder nicht,
Darauf kommt es so wenig an, als ob
Ein Fichtenbaum mit Birnen sich bedeckt.
Der Nutzen des Behagens ist nicht groß;
Das müssen wir mit Ernst ins Auge fassen,
Ob es ein glücklich Ehebündniß wird u. s. w.

Ich gab mir Mühe sie heranzubilden;
Wenn sie mir aber auf dem Land verwildert,
So werd' ich dem mit Festigkeit begegnen.

In diesem iambenähnlich zerhackten, leierigen Stile ist das ganze Drama verfaßt. Von einer Exposition, einer folgerechten Entwickelung der Handlung oder gar von einer tiefern Charakteristik der Personen ist nicht die Spur zu finden. Selbst einen Helden, um den sich das Interesse des Ganzen vereinigt, hat das Werk nicht aufzuweisen, das besser ungeschrieben geblieben wäre.

Etwas mehr Interesse flößt Wernekinck's Bearbeitung des Ebers'schen Romans „Homo sum" mit dem wunderlich verdeutschten Titel „Mensch bin ich" (Nr. 2) ein. Eine lebendige dramatische Ader schlägt zwar in diesem Werke auch nicht. Der Held des Dramas, Paulus, fesselt uns weniger durch seine Handlungen, als durch seine Leiden. Ein derartiger Charakter des passiven Dulders ist überhaupt zu dieser Aufgabe nicht geeignet. Aber die Charakteristik der Personen ist mit Sorgfalt durchgeführt, die Handlung, wenn auch etwas lahm und schwachbrüstig, doch anziehend, sodaß man das Buch nicht ganz unbefriedigt aus der Hand legt, werden wir doch wenigstens mit einem dichterischen Talent bekannt, das zwar einen Beruf zum Dramatiker erst noch erweisen soll.

Ob dem Verfasser des „Artaxerxes", K. R. von Gerbel-Embach (Nr. 3), die moralischen Spiele des Hans Sachs bekannt sind, wissen wir nicht. Eine geistige Verwandtschaft zwischen ihnen und seinem Drama in zwei Acten besteht jedenfalls, nämlich der Mangel an Handlung und die theoretisirende Behandlung des sittlichen Moments. Themistokles, von seinen Landsleuten verstoßen, kommt zu seinem Feinde Artaxerxes und findet bei diesem mit seiner Lieblingssklavin gastliche Aufnahme; das ist die Handlung. Alles andere ist moralisirender Dialog, Unterhaltung darüber, ob der Krieger dem siegreichen Feinde verzeihen soll oder nicht: eine geeignete Aufgabe für den deutschen Aufsatz in Secunda, im Drama aber recht langweilig. Das Interessanteste an dem Werke ist die Naivetät des Verfassers, die ihn verführt, unter den Titel das stolze: „Bühnen gegenüber Manuscript" zu setzen und in einem Anhange ausführliche Bühnenanweisungen zu geben. Verlorene Liebesmühe!

Ein Hüne gegen diese dramatischen Däumlinge ist Franz Wolff, dessen „Theoderich" (Nr. 4) wenigstens dramatisches Talent verräth. Ob das Stück eine Aufführung erleben wird, möchten wir trotzdem bezweifeln. Denn der Stoff desselben liegt uns trotz des etwas künstlich hineingebrachten patriotischen Beiwerks recht fern, und das Allgemeinmenschliche darin ist nicht kräftig und lebendig genug, um diese Kluft zu überbrücken. Mit einigem germanischen Enthusiasmus nach bekanntem Muster ist es noch lange nicht gethan. Immerhin verdient das Stück ernsthafte Beachtung. Die Exposition ist zwar nicht genügend breit angelegt, sie umfaßt aber eine Reihe entwickelungsfähiger Keime und regt das Interesse an. Die Charaktere, anfangs nur skizzenhaft angedeutet, wachsen sich im Verlaufe der geschickt geführten Handlung zu anziehenden Bildern aus und die Sprache des Ganzen entbehrt einer satten poetischen Färbung wie des dramatischen Lebens nicht, wenn sie auch im allgemeinen etwas knapper geschürzt werden möchte. Das Ringen des germanischen Geistes, den insbesondere die Heldengestalt des Hildebrand charakteristisch verkörpert, mit dem romanischen Geiste, dessen Ränken der vertrauende Theoderich zum Opfer fällt, ist treffend gezeichnet, und das lyrische Element, durch die Episode des Liebesverhältnisses der Tochter des Gothenkönigs, Amalaswintha, zu dem Sohne des Boëthius vertreten, entbehrt seiner Wirkung nicht, wenn auch die darin zu Tage tretenden Conflicte zwischen den Wünschen des Herzens und den Geboten der Pflicht weder neu noch mit neuen Mitteln dargestellt sind. Der Hauptvorzug des Werks aber ist, daß hier ein, wenn auch epischer Ueberlieferung entstammender Stoff von vornherein mit dem Blicke auf seine dramatischen Momente aufgegriffen und dramatisirt behandelt wird. Und wenn unter vier Dramen eins wenigstens mäßigern Anforderungen genügt, so ist dieses — nach Lage der Verhältnisse leider — immer noch ein erfreulicher Procentsatz. Leonhard Lier.

Schriften über die Bibel.

1. Die Bibel. Ihre Autorität, ihr Inhalt und ihr Werth. Von Paul Vallotton. Preisgekröntes Werk der waadtländischen Abtheilung der nationalen evangelischen Union. Aus dem Französischen übersetzt mit ausdrücklicher Autorisation des Verfassers von W. Müller. Gotha, F. A. Perthes. 1891. Gr. 8. 6 M.

In einer Zeit der religiösen Erschütterung und des sittlichen Verfalls, wo vieler Ueberzeugung durch die Angriffe überwunden wird, denen die geoffenbarte Wahrheit preisgegeben ist, handelt es sich nicht allein darum, diejenigen auf den rechten Weg zu bringen, welche die Wahrheit suchen, alle diejenigen zu den heiligen Offenbarungen des lebendigen Gottes zurückzuführen, die sich von ihm fernhalten, sondern auch alle diejenigen zu befestigen, deren Vertrauen zu dem heiligen Buche gestört ist. Und zu diesem Endzwecke muß gezeigt werden, worin die Thatsachen bestehen, auf die wir uns stützen, um in der Bibel das Wort Gottes zu erblicken; die Gründe müssen klargelegt werden, weshalb wir in diesen Blättern das göttliche Licht suchen und jenen göttlichen Beistand, der so oft in unsern Herzen Worte und Kundgebungen des Dankes erweckte, sodaß wir ausriefen: „O Gott, dein Wort ist die Wahrheit; wohl denen, die es hören und bewahren!"

So heißt es in dem Begleitwort, welches das Comité der nationalen evangelischen Union des Waadtlandes dem infolge eines im Jahre 1877 ergangenen Ausschreibens eingelieferten und mit dem ersten Preis gekrönten Werks bei dessen Veröffentlichung mit auf den Weg gab, einem Werke, das dazu dienen sollte, in populärer Fassung das

Verständniß der Bibel zu erleichtern. Damit ist denn auch schon gesagt, daß der Standpunkt des Verfassers in erster Linie der religiöse ist. Ohne zu der kritischen Methode der Bibelforschung scheelzusehen, die Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer durch strenge und eingehende Analyse zu übenden Controle der heiligen Schriften vielmehr voll und rückhaltlos anerkennend, will er doch aus den heitern Höhen des Glaubens die religiöse Wahrheit, welche die Bibel zum Gegenstande hat, ihre Entwickelung, ihre Geschichte, ihre Offenbarung durch Jesus Christus, ihre Verbreitung durch die Apostel, ihre unendlichen Hülfsmittel, ihren unerschöpflichen Reichthum ins Auge fassen. Durch langes, ernstes Nachdenken, durch loyale Forschung und durch persönliche Erfahrung davon überzeugt, daß Gott durch die Bibel zu uns redet, daß sie die religiöse Wahrheit enthält, daß Jesus Christus, das göttliche Wort, selbst die lebendige Wahrheit ist, will er dem Leser das Bild dieser Wahrheit bieten, wie uns diese in ihren verschiedenen Phasen unter der Beleuchtung der biblischen Worte erscheint, und so glaubt er dem Bedürfnisse der christlichen Kirche zu entsprechen, insbesondere dem der protestantischen Kirche, deren Losungswort darin besteht, das Evangelium mit der Freiheit zu vereinigen.

Zur Lösung seiner Aufgabe wendet sich der Verfasser nach einer kurzen Einleitung, welche die allgemeine Idee der Bibel behandelt, zuerst den allgemeinen Fragen der Offenbarung, Inspiration, des Ursprungs, der Sammlung und Erhaltung der heiligen Schriften zu, um dann in drei weitern Abschnitten das Alte Testament (Gesetz, Propheten, Volk Israel, Dichter und Weise), das Neue Testament (Jesus Christus, die Evangelien, die Apostel und die christliche Kirche, die apostolische Lehre) und endlich Werth und Gebrauch der Bibel (die Bibel und ihre Geschichte, das Lesen der Bibel) zu besprechen.

Mit freiem Blicke, nüchternem Urtheile, reicher Belesenheit und wohlthuender Wärme stellt er uns die Bibel als das, was sie ist, die klare, lebenskräftige, unversiegliche Quelle der ewigen Wahrheit vor Augen. Berührt in manchen Abschnitten seines Werks die besonnene Ruhe und gewissenhafte Gründlichkeit aufs angenehmste, zieht uns in anderen die klare, echt volksthümliche Darstellung an, so weiß der Verfasser wieder in anderen durch begeisterten Schwung der Gedanken und hohe Schönheit der Sprache mit fortzureißen. Die deutsche Uebersetzung ist fließend und ansprechend, sodaß wir nicht zweifeln, es werde, wie wir es von Herzen wünschen, Vallotton's werthvolle Arbeit auch in dieser Gestalt viele dankbare Leser finden.

2. Die Entstehung des alttestamentlichen Kanons. Historisch-kritische Untersuchung. Von G. Wildeboer. Gotha, F. A. Perthes. 1891. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Das im Jahre 1889 erschienene Werk des bekannten groninger Professors liegt uns hier, durch den Verfasser selbst vervollständigt und verbessert, in einer vom Pfarrer Dr. Risch gelieferten trefflichen Uebersetzung vor, und wir halten es für ein nicht geringes Verdienst der rührigen Verlagshandlung, daß sie auf diese Weise die des Holländischen unkundige deutsche Theologenwelt mit dem sehr beachtenswerthen Buche bekannt macht. Denn nachdem, vorzüglich durch Wellhausen's Aufstellungen, über die Fragen, welche Wildeboer behandelt, ein lebhafter Widerstreit der Meinungen unter uns entfacht ist, muß es für jeden Theologen von hohem Interesse sein, diese Fragen von einem berühmten Gelehrten, der seine Urtheilsfähigkeit genugsam erwiesen, einer erneuten Betrachtung unterzogen zu sehen.

Wildeboer trifft in seinen Ergebnissen vielfach mit Wellhausen und seinem Landsmanne Kuenen zusammen. Der traditionellen Anschauung über die Entstehung des alttestamentlichen Kanons, die seitens unserer Reformatoren von den Juden einfach übernommen ist, vermag er nicht zuzustimmen. Die herkömmliche Auffassung, welche das ganze mosaische Gesetz, wie wir es im Pentateuch aufgezeichnet finden, schon zu Beginn der Geschichte Israels vorhanden sein läßt, gilt ihm für ungeschichtlich. Aber er sieht auch keinen Grund ein, weshalb wir den Kanon der Juden im allgemeinen nicht annehmen sollten, nicht deswillen, was ihre Schriftgelehrten haben geben wollen, sondern um deswillen, was sie thatsächlich überliefert haben. Sie meinten uns nur die Thora zu überliefern, glaubten nur die Kabbala des Gesetzes uns zu hinterlassen, und haben in Wirklichkeit uns die Geschichte des Rathschlusses Jahve's mit seinem Volke in die Hände gegeben, welcher Rathschluß in Jesu Christo erfüllt ist. Aus Gesetz und Propheten, als den Quellen für die israelitische Religionsgeschichte, lernen wir verstehen, wie das Zeugniß Jahve's durch den Dienst seiner Propheten sich kundgethan und zu behaupten gewußt hat. In den Hagiographen wird uns vor Augen gestellt, inwiefern Jahve's Rathschluß durchgeführt werden konnte, ohne daß das nationale Band, welches Israels großen Schatz umschlossen hielt, zerrissen wurde und welchen Einfluß das prophetische Zeugniß in Israel ausgeübt hat. Nur was außerhalb dieses Rahmens fällt (das Buch Esther?), ist thatsächlich nicht kanonisch oder mußte es nicht sein.

Des Näheren unterscheidet Wildeboer eine zeitlich auseinanderliegende Kanonisation für die drei Schichten oder Gruppen von Schriften, welche das Alte Testament uns bietet. Das Gesetz läßt er, nachdem Josia schon das Deuteronomium zu Ansehen gebracht, unter Esra und Nehemia zu allgemeiner Geltung kommen. Die Kanonisation der prophetischen Bücher erfolgte nach seiner Meinung um 200 vor Christus. Die Hagiographen, wie er nachzuweisen sucht, zum Theile schon vorhanden, ja, wie z. B. Ruth und Klagelieder, mit diesen verbunden, als die Propheten heilig erklärt wurden, hält er für abgeschlossen im Laufe des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, jedenfalls vor 200 nach Christus. Die jüdischen Schriftgelehrten, welche die Kanonisation vollzogen, nicht immer

ganz freiwillig, sind, nach Wildeboer's Auffassung, trotz ihrer mangelhaften Einsicht Mitarbeiter an einem Werke gewesen, dessen rechte Bedeutung sie selbst nicht gefaßt haben, oder, im Bilde geredet, sie haben an einem kostbaren Teppich gewoben, waren aber an der Rückseite aufgestellt, sodaß sie das eigentliche Muster nicht sehen konnten:

So ist oftmals Gottes Weg mit den Menschenkindern. Jedoch wir, die wir die wahre Bedeutung von Israels ganz einzigartiger Geschichte kennen, weil wir in Jesu Christo das Ziel kennen, auf welches alles hinausläuft, wir können die leitende Hand des großen Werkmeisters darin bemerken.

Mit diesen Worten und einem die allmähliche Entstehung des Kanons betonenden Ausspruch des rechtgläubigen, frommen Valentin Loescher schließt der Verfasser seine Untersuchung, die er in den knappen Rahmen von nur anderthalbhundert Seiten gebracht hat, ein schlagender Beweis, daß man nicht weitschweifig zu werden braucht, um gründlich zu sein. Durch ein angehängtes Namen- und Sachregister, sowie eine Uebersicht der aus Bibel, Talmud u. s. w. entlehnten Stellen, die im Texte besprochen worden, wird dem Leser ein willkommener Dienst geleistet.

3. Unsere Gegenwart und Zukunft im Spiegel der Weissagung des Johannes. Von Joseph Pape. Braunschweig, Wollermann. 1891. Gr. 8. 3 M.

Eine neue Auslegung des neutestamentischen Prophetenbuchs den bereits vorhandenen schier unzähligen hinzuzufügen, ist immer ein Wagniß. Von allen Seiten her ist in alter und neuer Zeit der Inhalt der Apokalypse beleuchtet worden, ohne daß die Schwierigkeiten, welche dessen Erklärung bietet, wesentlich sich verringert hätten. Es ist die zeitgeschichtliche, die kirchengeschichtliche, die reichsgeschichtliche und die endgeschichtliche Deutung versucht worden, und das Ergebniß aller dieser Deutungen ist, daß keine von ihnen für sich allein genügt. Insofern also schlägt der Verfasser unsers Buchs den rechten Weg ein, daß er die vier möglichen Deutungen verbindet und durch ihre Zusammenfassung zu gewisseren Schlüssen zu kommen sucht. Für die erbauliche Betrachtung wird das auch genügen, und der Verfasser bietet für diese manchen schätzenswerthen Wink. Nur wird er eingestehen müssen, daß neben der von ihm gebotenen Auslegung im ganzen wie im einzelnen noch so manche andere, wie die Dinge einmal liegen, gleichberechtigt sind. Und wenn er sich auch die Beschränkung auferlegt, vornehmlich dasjenige herauszustellen, was die Apokalypse für unsere Zeit und das nächstkommende christliche Alter verkündet — er erwartet mit diesem das noch vor der Endzeitsherrschaft des Antichristenthums zu erhoffende und beim Siege der christlichen Wahrheit zu erreichende Friedensalter der Menschheit —, so kann ihm doch darin nicht recht gegeben werden, daß trotz der zugestandenen großen Schwierigkeit der Erklärung vor allem die Apokalypse die große christliche Offenbarungsquelle sei für das Kommende und daß wir an ihr sicherlich bei unserem Ausschauen in die Zukunft den getreuesten Anhalt fänden. Nein, dazu ist das Buch zu dunkel, und sollte es dieses leisten, so wäre sein Zweck verfehlt. Im einzelnen bietet der Verfasser manches Beachtenswerthe, und die wissenschaftlichen Errungenschaften früherer Arbeiten sind gewissenhaft berücksichtigt.

Karl Sallmann.

Biographie und Specialgeschichte.

1. Memoiren eines alten Diplomaten. Berlin, Eckstein Nachf. 1891. 8. 3 M.
2. Geschichte der deutschen Einheitsbewegung im 19. Jahrhundert. Von Rudolf Goette. Erster Band: Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1807—1815. Gotha, F. A. Perthes. 1891. Gr. 8. 7 M.

Der anonyme „alte Diplomat" (Nr. 1), welcher über die Erfahrungen eines langen und reichen politischen Lebens verfügt, hat es sich zur Aufgabe gemacht, Erinnerungen aus der neueren Geschichte Preußens und Deutschlands, die mehr oder weniger offene Beziehungen zu den Wirren der Gegenwart haben, dem Lesepublikum mitzutheilen. Er bespricht die ausgedehnte Thätigkeit des Freiherrn von Stockmar, die Politik des Fürsten Bismarck und des Grafen Beust, die hannoversche und braunschweigische Frage, den „Sultanismus" des letzten Kurfürsten, die diplomatische Mission des frankfurter Senators Müller 1866, das Verhältniß Bismarck's zum berliner Hof, den Plan der Gründung einer berliner Nuntiatur, die Opposition der conservativen Partei gegen Bismarck, die Mishelligkeiten zwischen letzterm und dem Grafen Arnim. Der Verfasser ist bemüht, möglichst viel Neues, was nicht schon in den bekannten Geschichtsbüchern sich findet, seinem Buche mit auf den Weg zu geben, und dies ist ihm auch gelungen, besonders gleich im ersten, dem Leben Stockmar's gewidmeten Abschnitt, welcher das „Factotum" der Familie Coburg und dadurch in die Geheimnisse der europäischen Politik eingeweiht war. Weniger neu ist, was der Verfasser über Abneigung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm gegen die „Bismarckerei" sagt, welch erstere im Zusammenhang steht mit den Stimmungen des englischen Hofs. Es ist ja bekannt, daß die Kronprinzessin in erster Linie englische Politik trieb und großen Einfluß auf die Anschauungen ihres Gemahls ausübte. Im Jahre 1865, als es sich um die Annexion der Elbherzogthümer handelte, schrieb Vitzthum, in Osborne sei man entschieden augustenburgisch und ebenso entschieden antibismarckisch; die Kronprinzessin von Preußen und ihr Gemahl theilen diese Gesinnung;

von einer Aussöhnung mit dem Machthaber (Bismarck), dessen Herrschaft das Leben Wilhelm's kaum überdauern werde, sei nicht die Rede. „Es war mir recht angenehm", schrieb der Herzog von Cumberland 1878 an die Königin Victoria, „daß der deutsche Kronprinz und meine Cousine, die Kronprinzessin, einer friedlichen Ordnung der bestehenden Misverhältnisse besonders geneigt sind." Der Gegensatz war so scharf, daß in der Conflictszeit, für den Fall einer Thronveränderung, bereits liberale Ministerlisten in Berlin cirkulirten. Interessant sind die wenigen Zeilen, welche in den entscheidenden Tagen von Nikolsburg die Kaiserin von Rußland, bekanntlich eine darmstädter Prinzessin, an König Wilhelm schrieb: „Ich flehe zu Füßen Ew. Majestät und unter Thränen — erhalten Sie das Großherzogthum Hessen!" Diese verzweiflungsvollen Zeilen retteten dem Großherzog Oberhessen, das bereits auf der Annexionsliste stand. Was der Verfasser über den letzten Kurfürsten, den „schlechtesten unter den deutschen Herrschern", sagt, läßt uns in die schlimmsten Bundestagszeiten blicken. „Ihnen ist recht geschehen", ist das Urtheil der öffentlichen Meinung und der Geschichte.

Der Verfasser des „Zeitalters der deutschen Erhebung 1807—1815", Rudolf Goette (Nr. 2), will in seinem Buche ein Bild jener Zeit darbieten, in welcher sich ein neues Deutschland zu gestalten begann. Gegenüber den vielen meisterhaften Darstellungen der Geschichte der Fremdherrschaft und der Befreiungskriege will er vorzugsweise eine eingehende Darstellung der inneren Erneuerung geben und allmählich bis zur Begründung des Deutschen Reiches vordringen, die in gewissem Sinne den Abschluß der Einheitsbewegung bildet. Der Staat Friedrich's des Großen hatte seine Kräfte an der Napoleonischen Politik und Kriegskunst gemessen und hatte sich als zu leicht erwiesen. Er mußte sich dem Gebot eines Siegers unterwerfen, der keine Rücksicht, keine Billigkeit, keine Großmuth kannte und am liebsten die Dynastie der Hohenzollern aus der Liste der regierenden Dynastien gestrichen hätte. Er that es nicht, behandelte aber das dem König Friedrich Wilhelm III. übriggelassene Land in so barbarischer Weise, daß man deutlich die Absicht erkannte, Preußen bis zur Widerstandsunfähigkeit herunterzubringen. Das arme, durch den Krieg bereits heruntergekommene Land mußte in den zwei Jahren der Besetzung Preußens durch französische Truppen an Lieferungen, beschlagnahmten Staatseinkünften, baaren Auszahlungen u. s. w. den Siegern nicht weniger als 1126 Millionen Francs bezahlen, darunter $7\frac{1}{2}$ Millionen aus geraubten Waisenhaus- und Mündelgeldern. Diese langdauernden Brutalitäten des Siegers und die Wuth der Unterworfenen, welche mit ihrem damaligen Elende die großen Zeiten ihres großen Königs verglichen, riefen nach dem Frieden jenen Geist des Widerstandes gegen die Fremdherrschaft hervor, welcher bei den unteren Volksschichten in den Kolbenschlägen von Katzbach sich Luft machte. Die Geschichte der deutschen Einheitsbewegung begann. Was in den zwei nächsten Jahren, 1808 und 1809, folgte, die Erhebung des spanischen Volks gegen die französischen Eindringlinge und die Niederlage Napoleon's bei Aspern, war geeignet, die Hoffnungen der preußischen Patrioten zu stärken. Der König war zwar kein Mann der Wagnisse; er kam schwer zu einem Entschlusse und noch schwerer zur Ausführung desselben; aber Preußen hatte damals große Männer, welche nicht nachließen, den König vorwärts zu drängen, bis er sich auf dem Wege befand, welcher allein zur Wiederaufrichtung des preußischen Staates führte. Stein arbeitete an einer liberalen und nationalen Reform der Verwaltung, Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann, Boyen an einer Reorganisation des Heerwesens. Man hat es dem König zum Vorwurf gemacht, daß er Oesterreich im Kriege von 1809 nicht unterstützte und nicht schon damals die Fremdherrschaft zu stürzen versuchte. Es fanden lange Verhandlungen statt, aber sie waren, wie die von 1805, erfolglos, da der König einen österreichischen Sieg und nach Aspern noch einen zweiten abwarten wollte. Die Geschichte hat ihm freilich recht gegeben; aber daß 1812 ein russischer Feldzug stattfinden werde, dessen war man damals auch in Berlin nicht sicher. Der Verfasser zeigt bei der Darstellung dieser vielen wichtigen Ereignisse, dieser verschiedenartigen Zustände, dieser entscheidungsvollen innern und äußern Kämpfe sehr viel Sachkenntniß, großen Scharfsinn in der Beurtheilung, Umsicht und Klarheit in der Darstellung. Das Buch beruht auf tüchtigem Quellenstudium und darf als Zierde unserer historischen Literatur betrachtet werden.

Wilhelm Müller.

Aesthetische und kunstgeschichtliche Literatur.

1. Die Geheimnisse der Tonkunst. Von Alfred Schüz. Stuttgart, J. B. Metzler. 1891. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

In einem stattlichen Bande von 346 Seiten will der Verfasser zusammenhängende Betrachtungen über Ursprung, Wesen und Würde der Tonkunst, ihre Stellung unter den übrigen Künsten und ihre Bedeutung unter den Culturmächten der Gegenwart geben. Er hat sich also eine ebenso interessante wie schwere Aufgabe gestellt, zu deren Bewältigung er denn auch eine gewisse philosophische und ästhetische Vorbildung, sowie bemerkenswerthe Kenntnisse in der Geschichte und Theorie der Musik mitbringt. Sein Buch könnte als eine Art von Einleitung zu einer Aesthetik der Musik im großen Stile angesehen werden und hätte als solche die vollste Berechtigung, wenn der Autor seiner Aufgabe mehr gewachsen wäre. Existiren doch unzählige Musiker und Musikliebhaber, welche in der Geschichte und

Theorie der Musik ziemlich dürftig unterrichtet sind, geschweige denn, daß sie Lust oder Befähigung für die eigentliche Aesthetik der Musik besäßen. Es wird so unsäglich viel Geld und Zeit und Kraft an das Hören wie an das Machen der Musik verwendet, daß für eine Vertiefung in das geschichtlich-ästhetische Verständniß dieser Kunst jeder gute Wille der meisten Betheiligten erlahmt. Nun ist anzuerkennen, daß Schüz seinen Stoff gerade in dem Tone behandelt hat, welcher der großen Menge zusagt. Der Ernst, mit welchem er an seine Aufgabe herantritt, muß Theilnahme und Achtung einflößen; auch hege ich die Grundanschauung des Autors insofern, als auch ich gleichmäßig den bloßen Herbart'schen Formalismus eines Hanslick wie die schönrednerische Gefühlsduselei vieler dilettirender Musikausleger verwerfe. Gleichwol bin ich in der unangenehmen Lage, diese fleißige Arbeit als eine allzu laienhafte bezeichnen zu müssen — ein Ausspruch, welcher mir gegenüber der Masse denkfauler und eingebildeter Musiker wahrlich nicht leicht wird.

Wenn Schüz sagt, daß die Musik durch geheime Fäden mit unserm Fühlen, Denken und Wollen zusammenhängt und sich ihr Einfluß auf das gesammte geistige und sittliche, wie auf das natürliche Leben erstrecke, so stimme ich zu. Ich halte ferner das einleitende Kapitel über die Vorstufen der Musik in der Natur und in der Thierwelt für gelungen; aber das schwierige Verhältniß der Vocalmusik zur Instrumentalmusik kann man denn doch nicht abthun mit dem Ausspruche, daß erstere das Ursprünglichere und Einfachere, letztere das Künstlichere und Secundäre sei. Die Bezeichnung „secundär" hat etwas Schiefes und drückt obendrein die Bedeutung der Instrumentalmusik allzu sehr herab. Ueber die Eigenart des musikalischen Rhythmus ist sich Schüz ebenso wenig hinreichend klar, wie viele andere, welche in einem Athem den Rhythmus bald mit dem Takte zusammenfallen lassen, bald beide unterscheiden. Wenn Schüz den Takt für einen „abstracten Rhythmus" erklärt, so erwidere ich, daß der Takt zwar die erste, leise Regung des Rhythmus enthält, aber nur eine rein mechanische Wiederholung eines und desselben Zeittheilchens ist, während der musikalische Rhythmus, als etwas viel Höheres, die unendliche Bewegungsmöglichkeit der Musik innerhalb dieser Schablone zur ästhetischen Anschauung bringt. Weiter will Schüz die Octave dadurch gewinnen, daß er die Töne derselben sich herholt aus dem tonischen Dreiklange, dem Ober- und Unterdominantaccord; er setzt also das Vorhandensein der beiden angrenzenden Octaven bereits voraus, um die je mittlere Octave zusammensetzen zu können! Die Untersuchung über das Verhältniß von Dur und Moll bedauere ich als oberflächlich ablehnen zu müssen. Schüz sieht im Moll nur eine Trübung des Naturdreiklanges und meint, daß die Terz viel eher eine leichte Verstimmung (sic!) verträgt als z. B. die Quinte oder Octave; ja er erklärt die Tonleiter für den bis in die Octave hinauf ausgefüllten, gleichsam platt gewellten Dreiklang! Leider würden diese Sätze schon für sich allein hinreichen, um bei den Musikern von Fach sein Buch in Verruf zu bringen. Es kommt aber noch besser!

Nach Schüz empfängt die Architektur von der Natur in der Gestalt der Bäume (Säulen mit Kapitälen), im gewölbten Laubdach der Wälder (gothische Dome), im Himmelsgewölbe und Regenbogen (romanischer Stil) allerlei Muster für ihre Entwürfe. An einer andern Stelle wirft er die Begriffe (Vocal-) „Melodie", (Instrumental-) „Motiv" und „architektonisches Motiv" bunt durcheinander. Er nennt die Plastik „gleichsam eine versteinerte Mimik", vergleicht die beiden symmetrischen Hälften des menschlichen Körpers mit den symmetrischen Tonsätzen, oder auch den Durchführungstheil einer Sonate mit dem erhöhten Mittelbau eines monumentalen Gebäudes; er charakterisirt Satz und Gegensatz in einer Sonate als das männliche und weibliche Princip, wobei letzteres den Sieg davontrage. Doch damit hat er noch immer nicht den Gipfel seines Dilettantismus erreicht! Bald bezeichnet er die Melodie als das Hauptelement der Musik, bald den Rhythmus als das Grundprincip für eine vollständige Musiktheorie; bald sieht er in der Melodie nur eine entfaltete Harmonie, bald in ersterer das geprägte Gold der letztern; die Malkunst berührt nach Schüz die Grenzen der Musik da, wo sie schwebende, auf Wolken sitzende, durch die Lüfte fahrende Gestalten wiedergibt. Endlich aber: „Wie die Blume im Schmetterling sich in die Lüfte schwingt und zur fliegenden Blume wird, so wird sie Musik im musikalischen Ton." (Ich gestehe, daß mir erst durch diesen Schüz'schen Tiefsinn die Schmetterlingsnatur so vieler Musiker verständlich geworden ist.)

Nach einer Untersuchung von 266 Seiten enthüllt Schüz endlich „das innerste Geheimniß der Tonkunst" in folgender Weise. Die Bewegung sei die gemeinsame Quelle (?) von Licht und Schall. Die ganze Erscheinungswelt ist das in Bewegung gesetzte Nichts, und letzteres wiederum ein relatives Etwas. Der musikalische Ton sei ein Abbild der menschlichen Seele, der Geist des Menschen selber ein musikalischer Hauch, gleichsam ein vom Allbeweger gesungener Ton, während der göttliche Schöpfergeist die Sonne ist für die Ausstrahlungen der Töne; die vom musikalischen Genius gefundene Weise ist eine Enthüllung der Geheimnisse eines höhern Geisterreichs. Das menschliche Herz ist es, in welchem das Geheimniß der Tonkunst sich enthüllt, „denn darin sind die drei Grundelemente der Musik geeinigt: der Rhythmus, der Ton, der Geist oder der persönliche Ausdruck. Das Herz ist nicht blos eine Uhr und ein klingender Triangel, sondern auch ein Dirigent; die Herzthätigkeit ist das Gleichgewicht zwischen Centrifugalkraft und Centripetalkraft, ein wirbelnder Kreislauf um ein Centrum; der musikalische Klang ist die Wesensäußerung der Dinge, denn auch der Tanz der Planeten um die Sonne hat seinen Klang. Das oberste Princip der Musik ist nur Gott, in dessen Tiefen das menschliche Herz mit seinen „schönen Perlen" ruht.

Soweit Schüz. Ich kann leider die mit seinem Herz-

blut geschriebene Enthüllung der Geheimnisse der Musik nicht als eine „schöne Perle" empfehlen; sonst ein Freund des Schwäbelns schüttele ich doch bedenklich den Kopf, wenn es so wie hier zu einem Schwebeln der Gedanken wird. Ich wollte, Schüz hätte mir als Aesthetiker den Wunsch erspart: Gott schütze mich vor meinen Freunden.

2. Andreas Schlüter. Von Cornelius Gurlitt. Berlin, E. Wasmuth. 1891. Lex.-8. 8 M.

Die Vereinigung von Allgemeinbildung und Fachbildung ist heutzutage bei unsern Künstlern so groß, daß viele von ihnen das Zeug besitzen zu eigenen schriftstellerischen Leistungen auf ihren Gebieten. Allerdings haben die schöpferischen Geister ersten Ranges in den bildenden Künsten wie in der Musik nur ganz ausnahmsweise zur Feder gegriffen; aber die Künstler zweiter und dritter Ordnung sind sehr wohl befähigt, gleich Tüchtiges bald erfindend und ausführend in ihrer Sonderkunst, bald auch als Autoren hervorzubringen. Nun liegt es wol in der eigenthümlichen Natur gerade der Baukunst, daß deren Vertreter vorzugsweise gern schriftstellerisch thätig sind. Zu den Berufenen unter ihnen gehört auch Cornelius Gurlitt. Schon früher habe ich in d. Bl. seine dreibändige „Geschichte des Barockstils und des Rococo" als ein Meisterwerk rühmen dürfen, und so bin ich auch jetzt wieder in der Lage, die neueste größere Einzelbearbeitung Gurlitt's als außerordentlich tüchtig anerkennen zu dürfen. Nachdem bereits Adler, Dohme, Fritsch und Klöden denselben Stoff behandelt hatten (ganz abgesehen von Fr. Nicolai 1779 und A. Woltmann 1873), sah sich Gurlitt veranlaßt, auf Grund neu entdeckter Unterlagen sowie seiner persönlichen Kunstanschauungen das Leben des großen Schlüter einer neuen Bearbeitung zu unterziehen. Der Verleger hat in den Text das nöthige Anschauungsmaterial in trefflicher Ausführung aufnehmen lassen, und Gurlitt hat sein reichhaltiges Quellenmaterial in einen Anhang verwiesen. Mit einer stets sich gleichbleibenden Kraft, unter Heranziehung einer zuweilen erdrückenden Fülle von Kenntnissen, mit Aufbietung des größten Scharfsinns geht nun Gurlitt Schritt vor Schritt den Spuren Schlüter's nach. Sein kunstgeschichtliches Wissen wird durch ästhetische Feinfühligkeit in eine höhere Sphäre gehoben, sein Urtheil hält sich frei von jeder Verhimmelung und tritt vielfach als ein rein persönliches hervor. So ist nach Lage der Dinge diese Monographie das Beste, was wir zur Zeit über A. Schlüter's Leben und Werke besitzen.

Gleichwol kann ich einen Mangel in der Darstellungsweise Gurlitt's nicht verschweigen. Wollte ich die Bezeichnung dieses Mangels in das Komische ziehen, so würde ich sagen: man sieht vor lauter Bäumen keinen Wald. Das soll heißen: das Ganze ist eine fortlaufende kritische Untersuchung, welche ruhelos sich fortspinnt; das wohlthuende Ausruhen auf Höhepunkten, das plastische Heraustreten von größern Gesammtbildern fehlt. Es ist ja sehr dankenswerth, wenn wir von Gurlitt in das feinste Verständniß aller Einzelheiten eingeführt werden; aber wir sehnen uns je länger je mehr, daß die besprochenen Kunstwerke vor unserm geistigen Auge leuchtend als selbständige Schöpfungen emporsteigen. Gurlitt mag das entbehren, weil und wenn er in der unmittelbaren Anschauung der betreffenden Kunstwerke lebt; der Leser aber hungert gerade darum nach lebensvollen, mit Farben gesättigten Bildern, weil die Umrisse Gurlitt's so vortrefflich sind.

Wende ich mich nun zu einigen Einzelheiten, so möchte ich Gurlitt darauf aufmerksam machen, daß er hinsichtlich seines ästhetischen Standpunktes doch wol in einer Selbsttäuschung befangen ist. Nach Gurlitt ist jeder ein Meister, welcher seine Welt zur Darstellung bringt. Welche unbewußte Selbstironisirung! Wie viele von den Künstlern sind denn doch solche Universalmenschen oder Normalmenschen, daß sie „eine Welt" als ihre Welt hervorbringen können? Und hat denn nicht jede andere „Welt" (z. B. der Natur, der Wissenschaft, des Staates u. s. w.) ihre eigenen Gesetze, ihre Maßstäbe und Ideale? Warum nicht auch die Welt der Kunst? Für Gurlitt ist die Kunstgeschichte nicht Kunstkritik. Aber er selbst betrachtet erstere doch auf Schritt und Tritt als Grundlage der letzteren; er selbst urtheilt doch stets von einem bestimmten Standpunkte aus, welchen er als Summe seiner gesammten, insbesondere seiner kunstgeschichtlichen Bildung gewonnen hat! Und wenn wir Aesthetiker die Gesetze der einzelnen Künste aus deren ganzer bisherigen Entwickelung abzuleiten suchen: erfassen wir nicht in dem Wirrwarr der Erscheinungen die Erscheinung, das Gesetz, das Wesen, das Ideal jeder einzelnen Kunst? Der Unterschied zwischen vielen Künstlern in Gurlitt's Weise und uns ist nur der, daß jene mit Hegel alles vernünftig finden, während wir zahllose Grade der „Vernunft" und auch der Unvernunft auf dem Gebiete des Schönen annehmen.

Gurlitt ist geneigt, sich zu einem Evangelisten des Barock und Schlüter zu einem Propheten desselben zu machen. Rechtverstanden birgt diese Auffassung viel Wahres; wenn aber Gurlitt auch an Bernini eine „Rettung" vornimmt, so schießt er doch wol über das Ziel hinaus. Er rühmt von jenem, daß er im höchsten Grade der Bildnerei den Zug der Augenblicklichkeit gegeben habe; sieht er denn nicht, daß diese Art der Bildnerei in den meisten Fällen ein Widerspruch in sich selbst ist? Was würde er denn sagen, wenn jemand in der Architektur berninisiren wollte? Der Ausdruck „Rubens war ein Meister der kräftigen Zeichnung" ist mindestens misverständlich, da eben Rubens die „Zeichnung" nicht als etwas relativ Selbständiges hervortreten ließ. Cabinetsstücke in ihrer Art sind die Darlegungen Gurlitt's über das Schloß Willanow bei Warschau, über das berliner Zeughaus und das königliche Schloß. Sie sind so ausführlich und eindringend, daß sie eben nur im Original nachgelesen werden können. Doch will ich als allgemein verständlich eine Bemerkung Gurlitt's über das amsterdamer Rathhaus herausgreifen. Dasselbe sei überwiegend ein Geschäftsgebäude,

von vollendeter Zweckmäßigkeit des Grundrisses; in seiner faden Regelrichtigkeit verkörpere es die Kahlheit des holländischen Handelsgeistes, die Gleichberechtigung der republikanischen Kaufleute. „Die Grundsätze der Zweckmäßigkeit traten bei dem Volke in den Vordergrund, das in seiner stetigen, derbsichern Lebensweise, seiner trockenen Verständigkeit, seiner echt seemännischen Klarheit des Wollens sich zuerst von jener stilistischen Kunst, welche Rubens vollendete, zum sichern Individualismus Rembrandt's hinüberfand."

Nach Gurlitt hat sich der Große Kurfürst an den ausgezeichneten pariser Architekten François Blondel gewandt, als er den Plan für ein neues Zeughaus wünschte. Diesen Plan entwarf denn auch Blondel; freilich konnte die Ausführung erst nach etwa 30 Jahren erfolgen. Nering hat nur an der Ausführung mitgewirkt. Dieser Bau war ein Werk echt akademischen Geistes: regelrecht, aber keineswegs geistvoll. Erst die deutschen Meister nahmen dem Bau die schlichte Zweckmäßigkeit und gaben ihm den Schein eines Palastes. Insbesondere erhob ihn Schlüter durch seine plastischen Zuthaten zu einem Werke höherer Ordnung. Von ihm rühren her die Schlußsteine im Erdgeschoß, wahrscheinlich auch die Verdachungen über den Fenstern des Hauptgeschosses, die Holzschnitzereien an einigen Thüren und vielleicht auch die Metopen am Kranzgesims. Schon in den äußern Schlußsteinen verkündet sich Schlüter als ein Mann, dessen Sinnen über das Kunstgewerbe hinausging. Ueberall ist in Schlüter's Helmen die Zeichnung von einer Größe und Freiheit, überall in der Decoration ein Reichthum an Gedanken und eine Flüssigkeit der Mache, welche sich nur an den Werken aus der Blütezeit der italienischen Kunst findet.

Auf einen Auszug aus den übrigen Kapiteln muß ich wegen Mangel an Raum verzichten, nur auf einen möglichen Irrthum Gurlitt's möchte ich schließlich noch hinweisen. Seite 107 sagt er: „An gewissen protestantischen Kanzeln balancirt ein Engel den Herrn Pfarrer auf dem Kopfe." Die eigentliche Symbolik ist doch die, daß ein Moses als Verkörperung des „Gesetzes" die Kanzel als Stätte des „Evangeliums" trägt. Ist vielleicht dieser Moses hin und wieder zu einem Engel entartet?

3. Aufgaben der Kunstphysiologie. Von Georg Hirth. Zwei Theile. München, G. Hirth. 1891. Gr. 8. 6 M.

Der Verfasser hat sich schon früher durch mehrere Veröffentlichungen bekannt gemacht, besonders durch seine „Ideen über Zeichenunterricht und künstlerische Berufsbildung" (3. Aufl. 1887). In seinem neuesten Werke nun will er den Beweis führen, daß die Ausübung der bildenden Künste sowie die Kunstkennerschaft auf einer psychophysischen Organisation beruhe, welche, einmal erworben, eine bleibende sei und jeder neuen Erwerbung wiederum ihr Gepräge aufdrücke. Zur Erklärung des „Kunstverstandes" glaubt er bis auf die Gehirnphysiologie zurückgehen zu müssen, wie er denn überhaupt als „Gebildeter" und als Sohn unserer Zeit schroffer Realist ist. Dies hindert aber seinen „natürlichen Menschen" zum Glück nicht, im Widerspruche mit sich selbst einzelne gute Funde innerhalb der Welt des Idealismus zu thun. Hirth hat das Glück (richtiger: Unglück), sein eigener Verleger sein zu können. Er gesteht ganz naiv ein, „zu den Schreibern zu gehören, welche durch ungedruckte, aber doch für den Druck bestimmte Manuscripte in der Fortarbeit irritirt werden"; deshalb habe er jeden Abschnitt so, wie er gerade niedergeschrieben war, der Presse übergeben. Mit dem äußersten Grade von Bescheidenheit nimmt er an, daß dadurch wol „manche Unebenheiten der Behandlung" entstanden sein mögen. Man muß aber die Selbstverleugnung, welche Hirth eben nicht besitzt, im höchsten Grade üben, um sich durch seinen zweibändigen Urwald von brauchbaren und noch mehr unbrauchbaren Einfällen hindurchzuarbeiten. Es ist eine mit Protest zurückzuweisende Misachtung des lesenden Publikums, auf solche nachlässige Weise im Dienste eines übermäßigen Selbstgefühls Bücher zu schreiben; Hirth schadet aber auch durch seinen auffallenden Mangel an Selbstzucht denjenigen Theilen seines Buchs, welche beachtenswerthe Ansichten enthalten. Hätte er freilich den Kern aus all seinen unfertigen und unverdauten Bemerkungen herausgeschält, so wären nicht — zwei Bände herausgekommen, aber er hätte sich und der Kunst ungleich mehr genutzt.

Der Standpunkt Hirth's ist grundsätzlich folgender. Unter „Kunstphysiologie" versteht er die Erklärung (soll heißen: Herleitung) der für die bildende Kunst in Betracht kommenden Regeln — soweit thunlich — (sic!) aus der Natur der menschlichen Sinne und — Seelenkräfte! Jeder tüchtige Künstler habe den Gipfel kunstphysiologischer Weisheit erklommen, wenn auch oft unbewußt. Es gebe Künstler, welche überhaupt nur in Skizzen, Zeichnungen und Entwürfen groß und stark sind. (Dann sind sie eben keine wirklichen Künstler, sondern nur kunstbegabte Dilettanten oder sitzen gebliebene Schwächlinge.) Das Gehirn ist nach Hirth ein göttlicher Zauberapparat (welch eine Phrase!), die Natur ist der Quell aller und jeder Schönheit; unser heutiges Geschlecht braucht kalte Waschungen, Naturbäder; der noch zu erfindende ideale Mensch sollte überhaupt nichts lernen müssen, was er später wieder vergessen muß. (Dann dürfte niemand die Hirth'schen Bücher durchlesen!) Es gibt kein normales Weiß, denn wie die Unschuld selbst, so ist auch diese Farbe ein durchaus relativer Begriff; es gibt weder eine Helligkeit ohne Farbentöne, noch einen Farbenton ohne Helligkeit, denn Licht und Farbe sind eins. Diese Proben aus zahlreichen ihresgleichen sind hinsichtlich der Stilisirung noch die besten; meist schreibt Hirth einen verschrobenen Stil und wirft seine Gedanken so durcheinander, daß man nie zu einem klaren, reinlichen Ergebnisse gelangt.

Verhältnißmäßig noch am besten ist das, was Hirth über das Zeichnen und die Verbindung der Farben sagt. Er verwirft die beim Kunstunterricht übliche einäugige

Perspective und verlangt ein beidäugiges Lichtbad. Jedes Kunstwerk sei eine Lichtgleichung. Gegeben sei immer nur eine Reihe von Lichtwerthen, gesucht aber würden Lichteffecte. Die vollkommene Wiedergabe der in der Natur herrschenden allgemeinen Lichtunterschiede sei unmöglich. „Auch die Zeichnung ist nichts anderes als Lichtgleichung, sogar eine viel schwierigere als bei der Oelmalerei und der polychromen (?) Malerei. Wennschon der Maler eine Uebersetzung der Natur vornehmen muß, wie viel mehr erst der Zeichner, welcher die zahlreichen reizvollen, farbigen Abstufungen der Natur auf wenige, meist nur einem einzigen complementären Paar — Weiß-Schwarz — entnommene isochrome Uebergänge reduciren muß. Er soll seine Arbeit so interessant machen, daß wir den Farbenreichthum der Natur in seinem Bilde wieder zu erkennen wähnen." Hirth verlangt, daß jeder Unterricht im Zeichnen nur nach der Natur stattfinde, nicht „nach Eselsbrücken"; doch sei die vollkommene Wiedergabe der Natur unmöglich. Er unterscheidet drei Grade des Merkens: das des Alltagsmenschen, die höhere Gedächtnißbefruchtung, die Apperception als Selbstzweck. Auch die Plastik ist nach Hirth nichts weiter als eine Lichtgleichung, denn deren Ausdrucksweise ist eine reliefirte Zeichnung. Die Gipsmodelle verwirft er ganz entschieden. Das Werk des Bildhauers soll von allen Seiten gleich lebensvoll und interessant erscheinen; deshalb hat er die Begabung zur Unterscheidung der feinsten coloristischen Unterschiede nöthig. „Es gibt viele Menschen, die ganz gut sehen, aber in puncto Denkvermögens zeitlebens Maikäfer bleiben."

Soweit Hirth. Vielleicht das Interessanteste im ganzen Buche ist jener Abschnitt im zweiten Bande, da Hirth seine „Unterströmungen im verborgenen Gemerk" dem „Unbewußten" des Philosophen Eduard von Hartmann gegenüberstellt. Hirth sieht in Hartmann's „Unbewußten" (als der Einheit von Wille und Vorstellung) nur den niedrigsten thierischen Instinct; erst da, wo ein bewußter Wille herrsche, werde das verborgene Gemerk als allezeit diensteifriger Vermittler von Vorstellungen und Associationen seine volle Kraft entfalten. Das Verborgene kann uns dann durch seine Findigkeit überraschen, aber nicht gegen unsern bewußten Willen irre leiten. Man sieht, daß Hirth sich nicht scheut, selbst mit einem namhaften Philosophen auf die Mensur zu gehen; ich fürchte nur, daß E. von Hartmann vor dem „verborgenen Gemerk" Hirth's nicht gerade viel Respect haben wird.

4. Die Kunst in den Athos-Klöstern. Von Heinrich Brockhaus. Mit 19 Abbildungen, 1 Karte, 7 lithographischen und 23 Lichtdrucktafeln. Leipzig, Brockhaus. 1891. 4. 20 M.

Der Athos bildet seit vielen Jahrhunderten einen Mittelpunkt für das christliche Leben im Orient. In seinen von mehr als 6000 Mönchen bewohnten 20 Klöstern haben sich außerordentlich reiche Schätze von Kunstgegenständen aller Art erhalten, welche man bisher noch nicht recht kannte. Es war deshalb ein sehr dankenswerthes Unternehmen, durch eingehende Studien während eines längern eigenen Aufenthalts die dort vergrabene Kunstwelt der Wissenschaft zu erschließen. Der Verfasser, Privatdocent für Kunstgeschichte an der Universität Leipzig, hat namentlich die Kirchen und deren Bilderschmuck, sowie die werthvollen Miniaturen der in den Klosterbibliotheken befindlichen alten Handschriften berücksichtigt. Seine Originalaufnahmen an Ort und Stelle sind diesem Werke in reicher Fülle und vorzüglicher Nachbildung beigegeben. So bildet denn diese umfängliche und gründliche Original- und Specialarbeit eine sehr erwünschte Bereicherung der kunstgeschichtlichen Literatur überhaupt, wie der kirchengeschichtlichen insbesondere, und zwar um so mehr, als Brockhaus seinen Stoff bis in das 19. Jahrhundert hinein verfolgt hat. Er tritt der bisherigen Ansicht entgegen, daß die byzantinische Kunst von Fesseln allseitig umstrickt gewesen sei; sie habe sich vielmehr mit derselben Freiheit bewegt wie vorher die altchristliche und gleichzeitig die abendländisch-mittelalterliche Kunst. Er hat weiter gefunden, daß der vollständige Kirchenschmuck mit allen seinen Malereien eine einfache und sachgemäße Begründung in dem landesüblichen Gottesdienste besitze.

Den einzelnen Abschnitten entnehme ich folgende charakteristische Stellen. Zunächst beschreibt der Verfasser die Athos-Klöster in byzantinischer Zeit, deren Anlage und Schmuck. Diese Schmuckwerke stellt er sehr hoch, insbesondere die Feinsculptur überrage weit die Steinsculptur. Die einheimische byzantinische Kunst bildete sich völlig selbständig aus, ganz besonders entwickelte sich die Malerei in allen damals möglichen Formen zu einer hohen Blüte. Dem byzantinischen Kuppelbau redet Brockhaus das Wort. Er unterscheidet ferner die bisher meist verwechselten Theile: das Templon und die Ikonostasis. Ersteres ist die leichte Wand, welche das Schiff nach dem Altarraum hin abschließt; sie ist über und über mit Bildern behängt. Der Name „Ikonostasis" aber kommt nur den einzelnen bildtragenden Feldern der Bilderwand zu. Die kleeblattförmige Bildung des Grundrisses läßt die Athos-Kirchen als eine geschlossene Gruppe innerhalb der byzantinischen Kirchen erscheinen. Der Thurm, welcher das Kloster zu schützen bestimmt ist, erhält hoch oben durch eine Kapelle seine besondere Weihe. Den Fußbodenmosaiken darf das höchste Alter zugeschrieben werden; Säulen, Fußböden und Brüstungsplatten stimmen vorzüglich zueinander. Auch sollen 12 kleine dreieckige Reliquienkapseln vorhanden sein, welche 72 Myrrhenkörner der Magier enthalten.

Eine außerordentliche Rolle spielen in jenen Kirchen die Wandmalereien; die sicher datirten stammen aus der Zeit 1300—1600. Brockhaus widmet all diesen Malereien eine äußerst sorgfältige Charakteristik; insbesondere verbreitet er sich über das „Handbuch der Malerei" (vom Berge Athos), die bekannte namhafte kunstgeschichtliche Quelle. Die kritische Untersuchung, welche Brockhaus über dieses Werk anstellt, darf dem Studium der Kunstgelehrten angelegentlich empfohlen werden. Was die Wandmalereien

anlangt, so setzt der Verfasser deren Werth ungleich mehr in deren geschichtliche als in die künstlerische Bedeutung. Desgleichen rühmt er von einem Bilde in Lawra, das Jüngste Gericht darstellend, daß es hervorrage durch die Aufnahme von gottesdienstlichen Gedanken in großer Fülle, durch die eindringliche Schilderung der wirkungvollsten Scenen und klare Gruppirung des vieltheiligen Ganzen.

Was die Miniaturen anlangt, so finden sich diese vorzugsweise in biblischen Schriften. Für die Auffassung der Bilder war der Gottesdienst maßgebend; beide Arten der Malerei haben vieles gemein. Ihren Höhepunkt konnte die Kunst der Athos-Klöster naturgemäß nur im Mittelalter erreichen; unter der Herrschaft des Islam sank sie, eignete sich aber die hochausgebildete Kunsttechnik des Islam an, wenigstens für das Kunstgewerbe. Im 19. Jahrhundert macht sich vorzugsweise der Einfluß der Russen geltend, weil diese mit der Wallfahrt nach dem Heiligen Lande den Besuch des heiligen Berges verbinden.

Jedenfalls hat das Brockhaus'sche Werk über die Kunst der Athos-Klöster von jetzt an als die beste kunstgeschichtliche Quelle dieser eigenartigen Kunstbethätigung zu gelten; der Fleiß und die Gründlichkeit der Forschung, die Vorsicht im Urtheil, die lichtvolle Darstellung sichern diesem Buche einen dauernden Werth. Gustav Portig.

Zur deutschen Geschichte.

1. Das Oldenburgische Münsterland in seiner geschichtlichen Entwickelung. Beitrag zur Förderung der Heimatkunde. Von C. L. Niemann. Zweiter Band: Bis zur Vereinigung mit dem Herzogthume Oldenburg. Mit einem Plane der Citadelle, Stadt und Burg Vechta und einer Ansicht der Burg Vechta aus der Vogelperspective. Oldenburg, Schulze. 1891. 8. 3 M.

Das oldenburgische Münsterland gehört auch in der Periode, die der vorliegende Band behandelt, der Zeit von 1520 bis 1817, nicht zu den Gebieten, die der große Strom des historischen Werdens auch nur bespült hätte; kaum daß hie und da eine besonders kräftige Welle ihre Wirkungen auch bis in diese entlegenen stillen Gewässer fortpflanzte. Dementsprechend besitzt Niemann's Werk weniger ein allgemein geschichtliches, als ein localhistorisches, daneben vielleicht noch culturgeschichtliches Interesse. Im ersten Theile behandelt der Verfasser die politische Entwickelung des Landes; für den Fernerstehenden sind hier vor allem die Mittheilungen über die Schicksale des Ländchens während des Bauernaufstandes und im Dreißigjährigen Kriege von Reiz. Es folgt eine ausführliche Uebersicht über die einzelnen adeligen Familien des Münsterlandes. Der weitaus größte Theil des Buchs indeß, nahezu zwei Drittel desselben, ist der Darstellung der kirchlichen Verhältnisse gewidmet. Der Verfasser erklärt im Vorwort: „In Bezug auf die kirchlichen Verhältnisse ist eine möglichst objective Wiedergabe der vorliegenden Thatsachen angestrebt." Wir wollen ihm gern glauben, daß dies sein Streben war; erreicht aber hat er sein Ziel nicht; es ist ihm nicht gelungen, sich von einer einseitigen katholischen Auffassung frei zu halten. Dies tritt insbesondere zu Tage bei seiner Schilderung der Einführung des Lutherthums, die er gar zu sehr aus rein äußerlichen Gründen ableitet; ebenso malt er die Zustände während der Herrschaft des Lutherthums grau in grau. Seine Darstellung des weitern kirchlichen und culturellen Hintergrundes beruht so gut wie ausschließlich auf Janssen. An die Vorführung der allgemeinen kirchlichen Geschichte des Landes reiht sich ein Abschnitt über den Zustand und die Entwickelung der einzelnen Pfarreien, wobei sehr dankenswerthe und stellenweise ganz interessante Mittheilungen aus den Visitationsprotokollen gegeben werden. Den Schluß bildet eine Schilderung der Wirksamkeit der Franciskaner in Vechta, die sich insbesondere durch die Begründung des dortigen Gymnasiums verdient gemacht haben. Das ganze Buch ist mit sichtlicher Liebe zur Sache und mit großem Fleiße gearbeitet; neben dem gedruckten Material schöpft der Verfasser auch viel aus handschriftlichen Quellen; überall da, wo es sich lediglich um Thatsachen handelt und wo der vorgefaßte confessionelle Standpunkt nicht von Einfluß sein konnte, wird Niemann's Werk ein gutes zuverlässiges und brauchbares Hülfsmittel für den sein, der sich über die Geschichte dieses in sich abgeschlossenen Ländchens unterrichten will.

2. Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. Neue Folge der „Märkischen Forschungen" des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. In Verbindung mit Fr. Holtze, G. Schmoller, A. Stölzel, A. von Taysen und H. von Treitschke herausgegeben von Reinhold Koser. Vierter Band, erste Hälfte. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1891. 8. 6 M.

In dem vorliegenden Halbbande der Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte nimmt die specifisch brandenburgische Geschichte einen weit größern Raum ein, als es in den frühern Theilen der Fall war; hoffentlich ist dies indeß kein Zeichen, daß die werthvolle Zeitschrift, die bisher in erster Linie der allgemeinen Geschichte gewidmet war, in Zukunft einen mehr localhistorischen Charakter annehmen will: denn das muß man doch offen zugeben, so fesselnd manche Fragen der brandenburgischen Geschichte für den Specialforscher sein mögen, eine Bedeutung, die über den Rahmen des Localen und Provinziellen hinausgeht in das Reich des Nationalen und Welthistorischen, gewinnt die Geschichte des jetzigen Preußen erst von dem Großen Kurfürsten an. So wird auch eine Anzahl der an sich freilich recht gediegenen Aufsätze dieses Halbbandes mehr für den Geschichtsforscher als für den Geschichtsfreund von Interesse sein. In ausführlicher Darlegung

behandelt Zickerlin die Frage nach dem Lehnsverhältnisse zwischen Brandenburg und Pommern im 13. und 14. Jahrhundert. Er kommt zu dem Ergebnisse, daß die Askanier vor 1231 weder factisch noch rechtlich die Lehnshoheit über Pommern besessen haben, 1231 wird ihnen vom Kaiser der ducatus Pomeraniae verliehen; von hier an bis zum Aussterben der Askanier besteht in der That zwischen Brandenburg und Westpommern ein Lehnsverhältniß, nur daß die Beziehungen im einzelnen sehr schwankend sind. Ostpommern unterwirft sich 1269 den Askaniern als Vassall, doch läßt sich diese Erwerbung auf die Dauer nicht aufrecht erhalten. Nach dem Aussterben der Askanier sucht Pommern die Reichsunmittelbarkeit zu gewinnen; 1338 leistet Brandenburg auf die Lehnshoheit Verzicht, erhält dafür das Erbrecht für den Fall des Aussterbens des Herzogsstammes. Sello beschäftigt sich eingehend mit dem Hostienschändungsprocesse von 1510. Man hatte in diesem Processe eine Anwendung der Vorschriften der Bambergensis constatiren zu können geglaubt; Sello sucht dies als unrichtig nachzuweisen und darzuthun, daß das Verfahren in jenem Processe ein wesentlich anderes war als die Bambergensis bestimmt. An anderer Stelle gibt Sello eine ausführliche, wenn auch nicht formell so doch sachlich ziemlich scharfe Kritik von Holtze's Geschichte des Kammergerichts und geht dabei auf eine Reihe von Momenten ein, die für die Vorgeschichte des Kammergerichts im Mittelalter von Bedeutung sind. Nicht ohne culturgeschichtliches Interesse ist das von demselben Autor veröffentlichte Verzeichniß der von bernauer Bürgern bei den dortigen Juden 1461 contrahirten Schulden, das uns zeigt, wie weit damals die Verschuldung einer kleinen brandenburgischen Stadt ging. Aus der innern Geschichte heraus in die äußere führt uns Kiewning, der die Politik Herzogs Albrecht's von Preußen und des Markgrafen Johann von Brandenburg in der Zeit zwischen dem Schmalkaldischen Kriege und dem Ausbruche der Fürstenverschwörung darstellt. Insbesondere sucht Johann England für die Sache des Fürstenbundes zu gewinnen; er sendet den Johann Fueß als Gesandten an den englischen Hof, indeß führen die Verhandlungen zu keinem Resultate, England tritt dem Bunde nicht bei. Viel geschickter und energischer als die beiden hohenzollernschen Fürsten geht Moritz von Sachsen vor, den der Gedanke eines englischen Bündnisses ziemlich gleichgültig läßt, der aber dafür das Bündniß mit Frankreich zu Stande bringt. Meinardus gibt Beiträge zur Geschichte der berliner reformirten Gemeinde während des Dreißigjährigen Kriegs; wir sehen wie die Gemeinde durch den Krieg zu leiden hatte, wie infolge davon alle Gemeindeordnung verfiel, wie grobe sittliche Verwilderung eintrat, wie die finanziellen Verhältnisse der Gemeinde vollkommen zerrüttet waren. Fischer behandelt die Familie von Schapelow, die im Anfange des 18. Jahrhunderts erlosch.

Gegenüber diesen Arbeiten, die sämmtlich dem Gebiete der brandenburgischen Geschichte angehören, treten die Beiträge zur preußischen Geschichte diesmal an Umfang stark zurück. Dafür befinden sich unter ihnen einige sehr interessante Publicationen bisher unbekannten Quellenmaterials. So vor allem das von Koser mitgetheilte Tagebuch des Kronprinzen Friedrich aus dem Rheinfeldzuge von 1734, das zwar überwiegend sich auf die äußern Begebenheiten beschränkt, aber trotzdem mehrfach eine individuelle Färbung aufweist. Weiter sind zu erwähnen von Breysig herausgegebene Fragmente aus den Memoiren Danckelmann's, des brandenburgischen Gesandten in Wien, eines Bruders des bekannten Oberpräsidenten, und Guericke's, eines preußischen Diplomaten am Beginne des 18. Jahrhunderts. Die Denkwürdigkeiten beider sind weniger durch ihren Inhalt als culturell und literarhistorisch von Bedeutung: beide zeichnen sich aus durch große Beschränktheit des Blicks, sowie durch ganz schrecklichen Stil; sie haben nur Sinn für die äußern Thatsachen, von Kritik gegenüber den Maßregeln ihrer Regierung ist nicht die Rede. Wie rasch aber im 18. Jahrhundert sich die Fähigkeit der Auffassung fremder Verhältnisse und die Beherrschung der Form entwickelte, nehmen wir aus einer Publication Schmoller's ab, der uns eine Schilderung Berlins aus dem Jahre 1723 mittheilt, die ihren Ursprung sicher in der Umgebung des sächsischen Feldmarschalls von Flemming hat: wenn auch etwas übertrieben und leicht ironisch gefärbt, ist sie doch sehr lebendig und zeugt von gutem Blick für das Charakteristische. Granier untersucht die Darstellung, die der Prinz von Preußen von der Schlacht bei Lobositz gibt; er kommt zu dem Ergebnisse, daß die auf den Prinzen zurückgehende Erzählung, König Friedrich habe aus Muthlosigkeit das Schlachtfeld verlassen, sicher unwahr ist. Breysig weist hin auf ein noch unveröffentlichtes Quellenwerk zur Geschichte des Großen Kurfürsten, die „Incrementa domus Brandenburgicae des Zacharias Zwantzigk", die eine auf recht guten Materialien beruhende Darstellung der Landesverwaltung unter dem Großen Kurfürsten und seinen Vorfahren enthalten; das Werk ist als ein noch jetzt zur Orientirung brauchbares Repertorium des damaligen Staats- und Verwaltungsrechts mit ausführlicher historischer Begründung zu bezeichnen. Koser endlich erstattet Bericht über einige neuere Publicationen zur preußischen Geschichte, einmal über die Denkwürdigkeiten des Dominicus und Karl Wilhelm von Hülsen's zur Periode Friedrich's des Großen, sodann über die den Krieg von 1806 behandelnden Werke Lettow-Vorbeck's und Foucart's und über Hüffer's Lombard-Biographie.

Walther Schultze.

Feuilleton.

Im Mai des Jahres 1891 hat sich in Wien unter dem Namen „Iduna" eine „Freie deutsche Gesellschaft für Literatur" unter dem Ehrenvorsitze des Herzogs Elimar von Oldenburg gebildet. Präsident ist Karl Brudniok, sein Stellvertreter Fritz Lemmermayer. In der Gründungsversammlung hat der Alterspräsident Fercher von Steinwand das Programm der Gesellschaft wie folgt dargelegt:

„Ueber den Zweck unserer Vereinigung spreche ich mich zuerst in abweisender Art aus, d. h. negativ. Merkwürdig genug! Denn die heikligen und vieldeutigen Zustände unserer Zeit nöthigen selbst das positivste Wirken, mit einer Abwehr zu beginnen.

„Wir sind keine Partei, befassen uns als Gesellschaft mit keinem Parteikriege und haben gelernt, jede Nationalität, jede Religionsform zu achten. Als unsere Aufgabe setzen wir fest: Die Hut und die Pflege des edeln deutschen Ausdrucks ohne irgendwelchen Beischmack von Leichtsinn und Selbsterniedrigung. Was uns auch durch Menschen und Verhältnisse beschieden sei: stets reell auch ohne Realismus, oder zu deutsch, stets wesenhaft ohne Wesens- und Verwesungsprunk — das sei der Stern unserer innerlichen Wanderung!

„Bildung ist noch keine Lüge, Sitte noch keine Heuchelei, Realismus noch keine Wahrheit. Denn die Wahrheit ist eine Tochter der Einsicht und des Gemüths und ihre Erzieherin ist die Wissenschaft. Wahr sein heißt zugleich gut sein, heißt zugleich schön sein. Die Schönheit und die Güte sind der Leib und das Leben der Wahrheit, τὸ ὄντως ὄν oder das wahre Sein. Ohne die Schönheit und die Güte ist die Wahrheit das — Nichts, Nihil!

„Das dürfen wir ohne Zweifel unsern Mitlebenden zu bedenken geben, jedem Mitlebenden, der an der Entwickelung des Geistes Antheil nimmt. Denn wahrlich, ein großer Bezirk unserer schönen Literatur hat ein Antlitz gewonnen, das als eine Herausforderung empfunden wird, als eine arge Herausforderung, gerichtet an die Reinheit des Gefühls und an die Reinlichkeit des Gebarens!

„Aber schneidige Gegenüberstellung von Wirklichkeiten, spitzfindiges Aufgreifen gemeiner Widersprüche ist noch keineswegs Poesie; eine ausgeklügelte Aneinanderkettung von Ueberraschungen und Auffälligkeiten ist es ebenso wenig; ein gedankenloses Almosen von Stimmungen ist es sicherlich ganz und gar nicht. Denn der Dichter ist der unmittelbarste Sprecher der Erkenntniß, vates. Die Poesie jeder nennbaren Gattung gab sich von jeher als ein Ganzes zu fühlen, wie jede blühende Spende der erwarmten Natur. In allen Fällen quillt sie aus einer ganzen, daher aus einer starken, aber auch aus einer versöhnten, veredelten und ausgebildeten Seele.

„Kein freundliches Herz möge inzwischen vergessen: die liebenswürdigste, ausdauerndste Gesellschafterin und Lehrerin der Völker war zu allen Zeiten die einbildsame Denkart oder, was dasselbe ist, die freudig mittheilende, sinnreiche Phantasie — sinnreich und sieghaft von Ilion bis Weimar!"

Anfragen und Anmeldungen sind zu richten an den Vorsitzenden Karl Brudniok, Wien, VII. Bez., Breitegasse 5. — Jahresbeitrag 4 Fl.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„The Athenaeum" vom 15. August bringt eine ausführliche Anzeige von Adolf Schäffer's „Geschichte des spanischen Nationaldramas" (2 Bde., Leipzig, Brockhaus; vgl. Nr. 47 d. Bl. f. 1890). „Herr Schäffer besitzt eine ausgebreitete Kenntniß von Sprach- und Literaturverhältnissen des spanischen Dramas, eine werthvolle Bibliothek, die augenscheinlich viele seltene Bücher enthält, und volle Begeisterung für seinen Lieblingsgegenstand. Sein neues Werk legt allseitig Zeugniß ab für seinen Eifer und Fleiß, aber es ist kaum richtig betitelt, denn es ist nicht eine Geschichte im eigentlichen Sinne des Wortes. Nur schwach oder gar nicht ist der Versuch gemacht, die Anfänge der Entwickelung des spanischen Theaters zu verfolgen, die Daten der hervorragenden Stücke festzustellen, die Wanderungen der verschiedenen Unternehmer und ihrer Gesellschaften zu bestimmen, überhaupt den tausend und mehr Einzelheiten der Theatergeschichte nachzugehen. Herrn Schäffer's alleiniges Ziel ist es gewesen, seine Darlegung der Pläne einer großen Anzahl von Stücken dadurch zu vervollständigen, daß er sie unter die Namen der Verfasser zusammenstellte und dann gemäß den Problemen anordnete. Eine kurze Lebensbeschreibung jedes Dichters wird dem Berichte über seine Werke vorangestellt; doch ward dabei das Bestreben, neue Thatsachen den bereits bekannten hinzuzufügen, nicht beobachtet. Das Buch wird jedem von Nutzen sein, der einen raschen Ueberblick über den Gang irgendeines in Frage kommenden Stücks zu erlangen wünscht; denn es ist in dieser Hinsicht thatsächlich das erschöpfendste Werk, das wir kennen.... Herrn Schäffer's Kritik ist durch deutliche Fassung und treffliches Verständniß ausgezeichnet. Er liefert eine vorzügliche Würdigung von Lope de Vega's Bedeutung und Einfluß, wobei er die übliche Ketzerei vermeidet, ihn über Calderon zu stellen. Seine Bemerkungen über Calderon sind fein im Nachfühlen und in der Hervorhebung von Besonderheiten, und seine Ansichten über die Dramatiker zweiten Ranges sind in gleicher Weise tief und gründlich. Alles in allem: ein jeder, der eine richtige Anschauung von den Vorzügen und Mängeln der spanischen Dramatiker bekommen möchte, kann nichts Besseres thun, als sich der Leitung dieses so maßgebenden Führers zu bedienen.... Herrn Schäffer's Werk ist außerordentlich genau.... Mr. Bain's neuerlichem Versuche, Peter den Grausamen weißzuwaschen, kann als Entschuldigung dienen, daß er die Aufmerksamkeit auf Herrn Schäffer's einsichtsvolle Aeußerungen über das Thema des Gemäldes lenkt, das die spanische Literatur von diesem Könige entrollt."

— Vollkommen misverstanden ist ein Ereigniß des deutschen Büchermarkts in folgender Notiz der „Academy", Nr. 1006: „Die deutsche Uebersetzung der Bibel des Mittelalters («Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters, von W. Walther, P. Dr. theol.») wird im nächsten October herausgegeben werden, und zwar veröffentlicht durch Wollermann in Braunschweig. Dieses Werk hat die größte Aufmerksamkeit erregt in ganz Deutschland, der Schweiz, Holland und Frankreich." Es handelt sich hier um den zweiten Band des trefflichen kirchen- und literargeschichtlich wichtigen Werks über die deutschen Bibelübersetzungen bis zum Reformationszeitalter, auf das wir unsere Leser in d. Bl. f. 1889, S. 543, hingewiesen haben.

Bibliographie.

Anthony, W., Für die Coupé-Ecke. Novellen und Humoresken. Schweidnitz, G. Brieger. 8. 1 M.

Bauer, K., Geschichte von Hildesheim von dem Anfange bis zur Gegenwart. 1. Lfg. Hildesheim, J. Gude. Gr. 8. 75 Pf.

Fichtner, J., Küsse mich im Riesengebirge. Schweidnitz, G. Brieger. 8. 1 M.

Hein, O., Aus der Werkstatt der Reaction. Die Prozeßaffaire gegen Mechaniker Schneider in aktenmäßiger Darstellung. Wien, L. Weiß. Gr. 8. 1 M.

Türck, H., Fr. Nietzsche und seine philosophischen Irrwege. Dresden, Druckerei Glöß. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Theodor Körner.

Zum 23. September 1891.

198 Seiten Groß-Octav auf holländischem Papier. Cart. 12 M.

Ein Beitrag zur bevorstehenden Säcularfeier Theodor Körner's, bestehend aus drei werthvollen facsimilirten Briefen Körner's und seiner Braut Antonie Adamberger, einer großen Anzahl meist noch ungedruckter Briefe an und von Körner und sonstiger Documente und Dichtungen. Ein Anhang enthält wichtige Lebenserinnerungen Antonie Adamberger's und eingehende Erläuterungen des Herausgebers.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DIE KUNST IN DEN ATHOS-KLÖSTERN.

Von

HEINRICH BROCKHAUS,

Dr. philos. und Privatdocent für Kunstgeschichte an der Universität Leipzig.

Mit 19 Text-Abbildungen, 1 Karte, 7 lithographirten und 23 Lichtdruck-Tafeln.

4. Cartonnirt 20 M.

Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der kirchlichen Kunst mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln. Das Werk wird auch ausserhalb der Kreise der Kunsthistoriker und Theologen, für die es zunächst bestimmt ist, Interesse erregen. Ein Prospect ist durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1891. Neuntes Heft.

Inhalt: Aus dem Vollen. Ein novellistisches Charakterbild von Balduin Groller. — Exotische Touristik. Eine vergleichende Studie über die Hochgebirge der Erde. Von Reinhard E. Petermann in Wien. — „Der neue Herr" auf seiner geschichtlichen Grundlage. Von Dr. Georg Winter. — Die heutige Localverwaltung in England und Wales nach dem Localverwaltungsgesetz von 1888. Von Alexander Winter. — Jaroslav Vrchlicky. Von Edmund Grün. — Die Verantwortlichkeitsfrage. Von Dr. Joseph von Held. — Ein modernes Ideal. Von A. von der Lahn. — Denkwürdiges: Deutsche Reichsgesetzgebung. Von Ludwig Fuld. — Todtenschau.

„Unsere Zeit" erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche

von

Friedrich Bodenstedt.

Dritte Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig**.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Jacob Henle.

Ein deutsches Gelehrtenleben.

Nach Aufzeichnungen und Erinnerungen erzählt von

Fr. Merkel.

Mit einem Porträt in Holzstich.

8. geh. **Preis 10 Mark.**

Sensationell!

Soeben erschien:

In Hölle und Schattenreich.

Litterarische Teufeleien

von

Georg Ruseler.

Preis 75 Pf.

Varel a/d. Jade. J. W. Acquistapace.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des spanischen Nationaldramas

von

Adolf Schaeffer.

Zwei Bände. 8. Geh. 16 M. Geb. 18 M.

Der Verfasser unternimmt es auf Grund eingehendster Studien, in methodischer Weise durch das ausgedehnte poetische Labyrinth der altspanischen Komödie zu führen, welche den Gegenstand des Staunens und der Bewunderung aller Zeiten bildet. Das Werk ist für die zahlreichen Freunde der spanischen Literatur in Deutschland unentbehrlich, wird aber auch weitern Kreisen willkommen sein.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per 3/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten durch unsere Plakate kenntlichen **Apotheken, Conditoreien, Colonialwaaren-, Delicatess-, Drogen- und Spezial-Geschäften.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

// Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. Nr. 37. 10. September 1891.

Zola's „Geld".

Das Geld. Roman von Emile Zola. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Zwei Bände. 1891. 8. 5 M.

Mit „Germinal" hat Emile Zola die Ausführung eines großen Planes begonnen, des Planes, die größten das Leben der Gegenwart bewegenden Kräfte und Gewalten uns, soweit es angeht, isolirt in lapidaren Romanen vorzuführen. An den Roman des Arbeiterelends, der Arbeiterstrikes und Revolten sollte sich „La Terre" schließen, ein großer Gegenstand, wenn es dem Dichter gelang, die tiefen Beziehungen zwischen dem Menschen und „der frommen Erde, seinem mütterlichen Grunde" rein und wahr zum Ausdrucke zu bringen. Aber die Freude am Schmuz überwog das poetische wie das philosophische Bestreben und, mit bodenlosem Unrath gefüllt, ward „La Terre" das schändlichste Pasquill, welches jemals gegen einen so großen und so achtbaren Theil der französischen Nation geschleudert worden ist. Selbst die erprobtesten Zola-Fanatiker hielten sich vor den Gerüchen, die diese Mistgrube ausströmt, die Nase zu. Da schrieb Zola, ein geriebener Geschäftsmann, „Le Rêve", und das süßliche berauschende Parfüm dieser Dichtung gewann ihm die Gunst aller romantisch-sentimentalen Weiber. Jetzt ist er mit „L'argent" zu jenem großen Unternehmen zurückgekehrt.

Das Geld ist unzweifelhaft schon seit Jahrtausenden, und jetzt mehr als je, eine der gewaltigen Bewegungskräfte des Lebens, aber auch diejenige Bewegungskraft, deren Wesen der poetischen Darstellung am meisten widerstrebt. Liebe, Haß und Zorn bewahren auch in ihren Verzierungen und in ihrem Uebermaße den Charakter des Natürlichen oder wenigstens den Grundzug desselben und darin liegt ein Moment, welches ihrer Darstellung mit einer gewissen mildernden Kraft zu Hülfe kommt: die Geldgier, das Haschen, Jagen und Greifen nach dem edlen Metall, bei welchem der bloße Besitz der Hauptzweck ist, entbehrt jeder erkennbaren natürlichen Grundlage und ist nichts als ein Fäulnißproduct einer von ihrem sittlichen Grunde herabgesunkenen Civilisation. Wenn Zola es also unternahm, die Epidemie des Gründungsschwindels, welche die zweite Hälfte der Herrschaft Napoleon's III. verheerte, darzustellen und zwar mit kraftvoller Ausprägung der typischen Züge, so mußte er zum Haupthelden einen Menschen machen, welcher nicht ausschließlich Geldgier ist, sondern noch andere charakteristische Züge besitzt, die, gut oder böse gleichviel, ihn uns menschlich näherbringen, und dies ist ihm vortrefflich gelungen.

Siccard hat, von Geldgier, Habsucht, Sinnlichkeit und andern bösen Trieben vorwärts gepeitscht, ehrlos und gewissenlos, eine schmuzige, ja zum Theile fast verbrecherische Vergangenheit hinter sich, als wir ihn kennen lernen. Es geschieht dies in einem Punkte seines Daseins, wo der ehemals reiche Speculant tief gestürzt ist und, überall der Verachtung seiner glückbegünstigteren Mitbewerber begegnend, die Börse nicht mehr zu besuchen wagt. Dennoch will er vom Gründungsspiele nicht lassen und weist die Aussichten auf einen anderweitig gesicherten Lebensunterhalt mit Verachtung zurück. Er ist eben ein Virtuose, ein begeisterter, phantasievoller Virtuose der Speculation, auf diesem Gebiete genial und dämonisch.

So ergreift er den Plan eines jungen, selbstlosen und kindlich frommen Ingenieurs, durch eine „Generalgesellschaft der vereinigten Dampfer" und andere damit zusammenhängende Gründungen Vorderasien zu erschließen und für Frankreich wirthschaftlich zu erobern, mit höchster Leidenschaftlichkeit. Nach vielen vergeblichen Bemühungen gewinnt er eine Anzahl von Börsengrößen, Lebemännern von altem Adel und andern „guten Namen" zur Gründung eines Consortiums, und mit Aufstellung von Strohmännern, Scheineinzahlungen und andern Schwindelkunstgriffen wird die Banque Universelle ins Leben gerufen und später werden die Actien durch mehrfache Scheinver-

doppelung des Grundkapitals, durch gefälschte Bilancen und durch unerhörte Reclamen erkaufter Blätter zu schwindelnder Höhe emporgetrieben.

Jetzt erfaßt die pariser Gesellschaft ein rasender Taumel; Arm und Reich, Vornehm und Gering wirft seine Ersparnisse, das Erbe von Söhnen, die Mitgift von Töchtern, Gelder, die durch die Bestimmung für die edelsten Zwecke gleichsam geweiht sind, in das tolle und trügerische Unternehmen hinein. Siccard wird der Finanzgott von Paris und der alte Roné sieht selbst bei der Befriedigung seiner Lüste vor allem darauf, daß diese so theuer als möglich zu stehen komme. Mit Verwunderung sieht auf einem Balle im Ministerium des Innern Graf Bismarck, „eine mächtige und strahlende Hünengestalt in weißer Kürassieruniform", den Emporkömmling am Arme der hochgeborenen Frau von Jeumont einherschreiten, der theuersten Dirne von Paris. Der Gatte geht hinterher.

Aber der für einen Augenblick zurückgedrängte große Gegner Siccard's, der aus Deutschland stammende Jude Gundermann — es ist leicht einen andern bekannten Namen an diese Stelle zu setzen — wartet seine Zeit ab: er ist des Unterganges seines Gegners sicher. Er weiß, daß das wahnsinnige Steigen der Actien der Universelle zum größten Theile dadurch bewirkt wird, daß die Bank ihre eigenen Titel kauft und daß ihre Mittel also um so geringer werden, je höher ihre Papiere getrieben sind. Von jedem andern Laster als dem der Geldgier frei, die Kälte und Besonnenheit selbst, ist Gundermann ein furchtbarer Gegner für den phantastisch verwegenen, leidenschaftlichen Siccard. Endlich kommt die Stunde des großen Rechners. Es erfolgt eine Reihe von Börsengefechten, dann kommen Börsenschlachten, und jeder Sieg Siccard's ist ein Riesenschritt zum Untergange. In der Entscheidungsschlacht wirft der Schwerbedrängte den immerhin noch sehr bedeutenden Rest von 200 Millionen Francs in das verlorene Unternehmen hinein, doch immer neue, immer wachsende Verkäufe, die zum Theile von seinen ihre Haut in Sicherheit bringenden Freunden ausgehen, nöthigen ihn zu immer neuen Käufen. Endlich sind die Mittel der Bank erschöpft und nun sinken, nun stürzen ihre vorher nur wenig gewichenen Papiere von einer Höhe, welche über dreitausend betrug, fast bis zu voller Werthlosigkeit hinab.

Der Unterlegene aber zeigt jetzt eine gewisse Würde, eine gewisse Größe, und selbst als er wegen der verübten Schwindeleien im Gefängnisse sitzt, und als er nach der Verurtheilung, nach Belgien entwichen, dem Schauplatze seiner Siege und Niederlagen fern ist, beschäftigt er sich so hoffnungsvoll mit den verwegensten Plänen, wie in den Zeiten seines Emporsteigens, wo er die Speculation mit ihren großen Zwecken und ihrem Risico mit hymnenartigem Schwunge verherrlichte.

Nicht minder bewundernswerth als in der Schöpfung dieser Gestalt ist Zola in der Darstellung der Börsenscenen. Er entwickelt hier eine ans Wunderbare grenzende dramatische Kraft. Selbst derjenige Leser, welchem das Leben und Treiben der Börse völlig fremd ist, fühlt sich mitten hineingezogen in den unermeßlichen, wahrhaft betäubenden Trubel, wo Ruf und Gegenruf, Angebot und Annahme, bald unter halbunterdrücktem Murmeln der fieberhaft aufgereizten Masse, bald unter ihrem Lärmen und Schreien in Augenblicken über den Gewinn und Verlust von Millionen entscheiden. Es ist kaum möglich, sich bei der Lektüre der Aufregung der geschilderten Kämpfe zu entziehen, aber diese Aufregung ist peinlich.

Dem Haupthelden hat Zola eine Reihe von Gestalten von typischer Eigenart zur Seite gestellt. Da ist zuerst der schon erwähnte Gundermann, nur in seiner Familie ein Mensch, sonst eine rechnende und Geld verschlingende Maschine. Da ist der gemeine Wucherer und Erpresser Busch mit der scheußlichen Mechain als Helfershelferin; doch auch er ist noch ein Mensch, er liebt seinen schwindsüchtigen Bruder, den Schüler deutscher Philosophen und Socialpolitiker, den ideal gesinnten Träumer, der bis zum letzten Hauch auf Menschenbeglückung sinnt, mit fast mütterlicher Zärtlichkeit, so wie jener Wucherer in Freytag's „Soll und Haben" seinen philosophischen Sohn. So sind auch die andern Gestalten von Börsenmenschen oder Schlachtopfern der Speculation fast durchweg vorzüglich gezeichnet, oft mit wenigen Strichen. Wie rührend ist jene hochgeborene Frau mit ihrer nicht mehr jungen Tochter, welche ihre Armuth so schamhaft verbirgt und wochenlang darbt, um die vornehme Geselligkeit des alten Hauses auf einen Abend wieder aufleben zu lassen; und wie anziehend das Ehepaar Jordan, die einzigen, welche nicht speculiren, welche durch ihre Liebe auch in Noth und Sorgen den frischen Lebensmuth bewahren und sich gerade da eines bescheidenen Glücks zu erfreuen anfangen, wo die, welche dem goldenen Kalbe geopfert haben, ins Verderben stürzen. Aber für wie viel Widerwärtiges muß dieses eine Paar entschädigen! Zola kann seiner Neigung, möglichst viel Unsauberkeit zusammenzubringen, auch hier nicht widerstehen. Unbegreiflich ist für deutsche Leser die mit unverkennbarer Sympathie gezeichnete Frau Karoline, eine mehr als dreißigjährige Witwe. Diese so tüchtige, gediegene leidenschaftslose und sonst so zart empfindende Natur kommt, nachdem sie sich einmal von dem Witwer Siccard hat überrumpeln lassen, überhaupt gar nicht auf den Gedanken, ihr Verhältniß zu ihm durch die Ehe weihen zu lassen, während dem durchaus nichts im Wege steht, und ist dann peinlich verwundert, als ihr auf den Kopf zugesagt wird, sie sei die Maitresse Siccard's. Aber auch an ganz schmuzigen, durch die Ideen des Werks keineswegs erforderten Scenen fehlt es nicht. Wenn endlich Zola, sich eine Idee seines Helden aneignend, mit den Worten schließt: „Warum soll das Geld an allem Schmuz und allen Freveln, die es veranlaßt, allein die Schuld tragen? Ist die Liebe etwa minder befleckt, sie, die das Leben hervorbringt?" so muß man sagen, weiter läßt sich die Frivolität, weiter die sophistische Fälschung und Verdrehung nicht treiben.

Adolf Brieger.

Zur Geschichte modernen Geistes.

1. Mosaik. Vermischte Schriften von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, Cotta Nachf. 1891. Gr. 8. 6 M.

Die hier mitgetheilten Aufsätze und Abhandlungen, welche zum größten Theile an Lebens- und Reiseerinnerungen des Grafen Schack anknüpfen, zeichnen sich aus durch die altgewohnte Klarheit und anziehende Farbenfülle seiner Darstellungsweise, welche den Inhalt auch dort reizvoll gestaltet, wo er lediglich Bekanntes bietet oder in schillernde Träumereien sich auflöst oder zum Widerspruch reizt durch Behauptungen, deren Widerlegung im einzelnen theils zu weit führen würde, theils auf Gebieten anzustrengen wäre, die jenseit der Grenzen ästhetischer Kritik liegen. So vergißt Graf Schack z. B. (S. 303) völlig, wie sehr die Voß'sche Uebersetzung *) auf den „Schultern" des Grafen Friedrich Leopold von Stolberg steht, und wenn er bezüglich der Judenfrage die Christen daran erinnern zu müssen glaubt, daß sie sich selbst die bewußte „Zuchtruthe" gebunden haben, so darf und soll er ihnen nicht verargen, wenn sie, um in dem sprechenden Bilde zu bleiben, fernerer „Züchtigungen" mindestens unfroh werden. Er schlägt vor, man solle die israelitischen Glaubensgenossen anspornen, mit Maimonides und Jehuda ben Halevi zu wetteifern, statt danach zu trachten, sich zu Königen der berliner oder londoner Börse emporzuschwingen, und vergißt, daß auch die Erringung solchen Königthums genau derart an eine ganz bestimmte Begabung und ebenso heißes redliches Streben gebunden bleibt, als es der Ruhmeskranz Spinoza's war. Das Genie entfaltet und bethätigt sich doch eben ausschließlich in seiner eigensten Sphäre, und Graf Schack zuletzt wird behaupten wollen, daß der Fluch, mit dem Richard Wagner's Nibelungen-Libretto das Gold belegte, mehr zu bedeuten habe als eine pessimistische Chimäre. Sehr oft hat Graf Schack Gehaltreicheres und Unterhaltenderes geboten. Der Gediegenste, was er diesmal reicht, ist der Schlußartikel: „Die Araber in Frankreich, der Schweiz und Savoyen." Für Geschichte und Literatur des europäischen Saracenenthums besitzt sein Wissen eine seltene Zuständigkeit. Seine Kennerschaft ist hier so hervorragend, als seine Zuneigung für diese Welt warm und innig ist. Mit ihr verwandt ist seine Liebe für spanische Trochäen. Er übersetzt in dieser Form ein Stück aus Petrarca's „Afrika". Er gießt die Hexameter in trochäische Fünffüßler um. Er theilt Platen's Meinung, der Hexameter tauge wohl für deutsche Lyrik, aber nicht für deutsche Epik. Er taugt überhaupt nicht fürs Deutsche. Nicht aber, daß wir diese fünffüßigen Trochäen dafür eintauschen möchten. Auch sie muthen fremdartig an und ermüden durch viel eintönigere Accente als mäßige Hexameter. Graf Schack übersetzt die Episode der Sophonisbe, vornehmlich also aus dem fünften und sechsten Buche des Originals, dessen melodienreicher Fluß mit dem zierlichen Wellenspiele des empfindungsweichen Verses nicht nur unerreicht bleibt, sondern, in einen schwer erträglichen Hackbretton umgewandelt, weder von der Bewegtheit des Inhalts nach der feinen, immer neuen Wohllaut entfaltenden Kunst der Form, wie sie Petrarca handhabte, einen Begriff gibt. Ich wähle zum Vergleiche einige Verse aus Masinissa's Klage.

Original: Liber V, 532 fg.:

Cara mihi nimium, vita mihi dulcior omni
Sophonisba, vale: non te, mea cura, videbo
Leuiter aethereos posthac componere vultus,
Effusosque auro religantem ex more capillos.
Dulcia non coelum mulcentia verba Deosque,
Oris odorati secret aque murmura carpam.

Graf Schack:

Theures Wesen,
Du, die mehr ich als das Leben liebe,
Sophonisbe, lebe wohl! Nicht wieder
Werd' ich sehn dich, Vielgeliebte — schauen
Nicht dein Angesicht, das himmlisch-schöne,
Und dein Lockenhaar, wie es von goldnem
Reif gehalten dir das Haupt umflutet.
Deine süßen Worte nicht mehr hören
Werd' ich, die den Himmel und die Götter
Mit Entzücken füllen, ach, und nicht mehr,
Holde, das geheimnißvolle Murmeln
Deines duft'gen Mundes!

Sollten die secreta murmura nicht viel mehr „trauliches Liebesgeflüster" als „geheimnißvolles Murmeln" bedeuten? Aber diese Sophonisbe-Episode bildet nur einen, freilich keinen besonders zierlichen Stein in diesem „Mosaik", welches Graf Schack's literarische Muße seinen übrigen Schriften gesellt. Diesen wird es obliegen, die neueste Hervorbringung ihres Schöpfers zu decken, und es wird ihnen gelingen. Jedenfalls heißt es auch hier: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen".

*) Zu meiner Freude sehe ich, wie auch aus den Kreisen unserer classischen Philologie nunmehr ähnliche Verdiete gegen das Voß'sche Uebersetzungsunwesen laut werden, wie ich sie vor Jahren gegen M. Bernays gelegentlich seiner Neuausgabe der „Odyssee" aussprach. Vgl. die eben erschienene Hippolytos-Uebersetzung von U. von Wilamowitz-Möllendorff, dessen Vorrede das Beste bietet, was jüngst über Uebersetzungskunst geäußert wurde.

2. Der deutsche Roman. Ein Mene Tekel von Friedrich W. Ebeling. Berlin, von Trautvetter. 1891. 8. 1 M. 20 Pf.

Zum mindesten müßte der Titel lauten: „Der deutsche Roman der letzten Jahrzehnte", wenn er einigermaßen einen Begriff dessen wecken wollte, worüber in diesem Heftchen ästhetisirt wird. Indessen ist das Büchelchen vorn und hinten und in der Mitte verkrüppelt. Es bietet wenig mehr als ein wirres Gestrüpp von Autoren- und Büchernamen, in das der Verfasser mit dem Laternchen eines greisenhaften Misvergnügens leuchtet, was nicht hindert, daß er dieses oder jenes Zweiglein mit den schwälenden Unschlittkerzchen seines anmaßenden Lobes behaftet. Um so unverzeihlicher vergeht sich Ebeling an Julian Schmidt und Gustav Freytag, daß man mit Ent-

rüstung dies system- und geschmackwidrige Geschreibsel und Genörgel aus der Hand legt, das mit einem Paar hohler Sätze über zwei literarische Höhepunkte unsers geistigen Lebens hinwegstolpert, für deren Größenabschätzung ihm alles Maß gebricht. Bezeichnend für des Verfassers kritische Verfassung wird dann vor Amyntor seitenlang das Weihrauchfaß geschwungen. Es gibt eine Falschmünzerei literarischer Werthe, die durchaus bona fide vor sich gehen kann und absichtlichem Fälschen literarischer Wesenheiten zwar ethisch keineswegs verwandt ist, aber in ihrem geistigen Unvermögen mit der Dürftigkeit und Stumpfheit der kritischen Instrumente genau das gleiche Unheil anrichtet. Der gute Wille wird hier mit bestem Gewissen zum falschen Zeugen, weil sich der Wackerkeit der Gesinnung nicht die Zuständigkeit des Urtheils verbrüdert. Daß Scheffel in diesen bizarren Schattenspielen fehlt, in denen die Träger der deutschen Romandichtung an uns vorübergehetzt werden, dankt er seinem guten Stern; die unglaubliche Thatsache wirft indeß ein nur grelleres Licht auf ein Machwerk, das so liederlich und wurmstichig in seiner äußern Anlage wie verzerrt in seinem innersten Kerne ist. So kann es nicht verwundern, wenn der Schreiber dieses Libells auf literargeschichtliche Leistungen von monumentaler Geltung wie die Goedeke'sche mit unverhohlener Geringschätzung herabblickt und seinen eigenen engen Gesichtskreis sich und uns mit dem windigen Wortgespinste verschleiert:

Im Schwarme der Asteroiden aber herumzustören und auf das hinzuweisen, was blos flimmert und flittert, oder flackert und irrlichterirt, ist allzu unfruchtbar, das besorgten überdies die Literargeschichten à la Kurz und auch Goedeke, denen es an Nachfolgern nicht fehlen wird.

Die Hohlheit des Gesagten beweist, daß es Ebeling auch an jedem Verständnisse für das Wollen und Vollbringen eines Goedeke gebricht, und besäße er eine Vorstellung von der Ausrüstung, die erforderlich ist, um ihm nachzufolgen, so würde ihm diese Erkenntniß zu dem besten Maßstabe für sein eigenes literargeschichtliches Selbst und dessen unerfreuliche, nutzlose Eigenart werden.

3. Die dichterische Sprache in Heine's „Buch der Lieder" von Max Seelig. Leipzig, Fock. 1891. 8. 2 M.

Das Heft, eine hallenser Dissertation, gibt die Statistik des von Heinrich Heine in seinem „Buch der Lieder" geübten Sprachgebrauchs. Die Arbeit ist also eine vorwiegend mechanische, wie sie nach angedeuteter Methode jeder Untersecundaner leisten konnte. Wenn sich ihrer ein Promovend unterzog, so war ein seltener Grad von Selbstverleugnung erforderlich. Zur Veranschaulichung der Manier seines Wirkens diene das Schema zu Artikel 7 seiner Untersuchung, das von der Vergleichung handelt. Es zeigt folgende Rubriken: 1) „Kurz angedeutete Vergleiche"; 2) „Weiter ausgeführte Vergleiche"; 3) „Vergleiche ohne formelle Einführung durch «gleich», «wie» u. dgl."; 4) „Vergleiche in Homerischer Art" (oh!); 5) „Die Vergleiche auf ihren Inhalt geprüft"; a) „Vergleiche mit Blumen und Edelsteinen"; b) „Vergleiche aus der Thierwelt"; c) „Vergleiche mit Sonne, Mond und Sternen"; d) „Vergleiche mit dem Meer"; e) „Vergleiche aus der Mythologie"; f) „Vergleiche, denen Personification zu Grunde liegt"; g) „Volksthümliche Vergleiche"; h) „Vergleiche mit dem Reize des Stimmungsvollen, Verschleierten, Geheimnißvollen"; i) „Das ganze Gedicht enthält einen durchgeführten Vergleich." Das ist also buchstäbliche Statistik. Verdienstvoller zweifellos wäre es gewesen, wenn der Verfasser das Wesen des „Buchs der Lieder" analysirt hätte, statt sein Substrat in seine Fasern aufzudröseln. Es hätte heißen müssen: hie Orient! hie Byron! hie Goethe! hie Mittelalter! hie neues Judenthum! hie Minnelied! hie Romantik! hie Hegel! hie spanische Romanze! und so fort bis zum Schlusse:

Was ist denn an dem ganzen Wust
Original zu nennen?!

Der Verfasser indessen schaut überhaupt die Heine'sche Dichtung verliebt und zärtlich an. Er rühmt die Einfachheit ihrer Sprache, wo ich statt solcher Einfachheit ganz im Gegentheile morgenländischen Putz und Prunk und ganze Lagen lügnerischer Schminke sehe. Kann eine Sprache pomphafter einherschreiten und sich koketter in die Brust werfen als die aufgedonnerten Verse, in welche der Dichter mit ätnafeuergetränkter Riesenfeder in höchsten poetischen Delirien an die dunkle Himmelsdecke schreibt:

„Agnes, ich liebe dich!"
Jedwede Nacht lodert alsdann
Dort oben die ewige Flammenschrift,
Und alle nachwachsenden Enkelgeschlechter
Lesen jauchzend die Himmelsworte:
„Agnes, ich liebe dich!"

Und angesichts solcher Heine'scher Himmelsworte bringt es Max Seelig aus Königsberg allen Ernstes fertig zu behaupten: „Die einfache Sprache der Heine'schen Gedichte nähert dieselben vielfach dem Volksliede an." Ganz im Gegentheil! Die Heine'sche Lyrik ist die prunkende Sumpfblüte einer faulen, längst gottlob für germanisches Wesen abgestorbenen bildungskranken Culturepoche!

4. Beiträge zu Julius Mosen's Erinnerungen von Max Zschommler. Plauen, Neupert. 1891. 4. 1 M. 50 Pf.

Diese Beiträge sind ein unhandlicher Abdruck aus dem Jahresbericht 1891 des königlichen Gymnasiums zu Plauen i. V. Localpatriotismus — Mosen besuchte von 1817 bis 1822 die plauensche Lateinschule — hat diese Blätter wohlthuend erwärmt. Mosen ist ein Sohn des Vogtlandes, oder wie sich Max Zschommler duftiger ausdrückt: vogtländischer Berges- und Waldesluft. Die Blätter geben freundliche Ergänzungen zu Mosen's Lebens- und Familiengeschichte. Einschlägige Briefe fehlen nicht, lange und kurze, und alle tragen bei zur Verdichtung und Verklärung des Jugendbildes einer anmuthigen Dichtergestalt.

5. Clemens Brentano's Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Berlin, Hertz. 1891. 8. 3 M. 60 Pf.

Clemens Brentano war der Sohn Maximiliane's von

Laroche, der Bruder der zehn Jahre jüngern Bettina. Diese selbst gab diesen „Frühlingskranz" im Jahre 1844 zum ersten male heraus. Im Jahre 1853 erschien er als erster Band ihrer eigenen Schriften in der „Expedition des von Arnim'schen Verlags" aufs neue; die vorliegende Veröffentlichung ist der dritte Abdruck, in welchem der Briefwechsel dieses seltenen, von einem Abglanz Goethe'schen Geistes und Goethe'scher Liebe umleuchteten Geschwisterpaares in der deutschen Literatur Form gewinnt. Sein Inhalt ist immer frisch und stetig jung geblieben, und es gärt und braust in diesen Blättern wie einst von überströmenden Gedanken und überschäumenden Gemüthsergüssen; eine unerschöpfliche Flut prachtvoller Bilder und Ideen, blumiger Verse und Gedichte in Prosa, blitzender Einfälle und lachender Scherze, traulicher Kosewortе und tiefsinniger Grübeleien, schwärmerischer Gefühle und neckischer Grüße, kühler Reflexionen und flimmernder Phantastereien; und alles umwoben von den goldenen Lichtern der Rheinlandschaft und durchdrungen von der stillen Glut inniger seelischer Verwandtschaft, und gehoben durch das Bewußtsein geistiger Hoch- und Gleichstimmung. Freilich sind es Töne aus einer andern Welt, die da aus den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts in das späte klingen. Diese Art, in Herz und Natur zu schauen, ist nicht die unsere mehr; diese Art des hochgehenden Ausdrucks, diese Nacktmalerei der Seele und solch peinliches Buchen der leisesten, verstohlenen Gefühlsschwingung, derartige Zwiesprache der Geister über Taubenfütterung und Blumenzucht in Lauten, wie Aeolsharfenton und Zitherklang, ist uns fremd geworden. Heute würde der Bruder die Schwester über die gedeihlichste Futtersorte und die Schwester den Bruder über die beste Bezugsquelle befragen und belehren. Das Kleinleben der Natur und seine Poesie gilt nichts für den Briefwechsel moderner Geschwister, seit die gleiche geringe Stundenzahl den Bruder vom Main nach Bern und die Schwester vom Main nach Malmö führt. Was gilt ihnen heute die dürftige Kunst, aus dem Blumentopfe vor dem Fenster einen ganzen Nelkenflor zu ziehen! Heute correspondiren sie über die Palmen von Herrenhausen und die Orangenbäume der Villa Carlotta. Heute dichtet der poetischste Clemens nimmer vom „grünen Klee" — kein Stein und Bein! Eher von Nachtschatten und Tollkirsche und Bockbier! Und unsere Bettinen — daß unsere Mädchenpensionate und Gouvernantenseminare Bettinen bilden könnten! Solche aber bedürfen freier weiter Luft; Treibhausschwüle und Nachtarbeiten und Katechismuslernen und Richard Wagner'sche Texte und Trompeten zeitigen nur Paul Lindau'sche Reginen und —inen, die übler sind denn sie. So vermag ich ihrem Werke, denn es ist so sehr das ihre wie das ihres Bruders, kein günstiges Prognostikon zu stellen. Es blickt mit fremden Augen in eine fremde Welt. Der Naturalismus wird es verlachen. Die moderne Dichtung findet hier keine Töne für ihre Harfe; der moderne Zeitgeist wird es trotz seiner modernen Gestalt zu den für ihn abgethanen Acten der Romantik legen. Was will das duftige Kind der Romantik in der greisenhaften Literaturepoche unserer Ibsen und Zola, unserer Schubin und Anatole Immerfeucht?

6. Berliner Autoren von Ernst Wechsler. Leipzig, Friedrich. 1891. 8. 5 M.

Das Ganze geht zu sehr im Subjectiven und erhebt sich zu wenig ins Unbedingte. Dazu hantiert es mit zum Theile völlig unfertigen Größen, die sich sprunghaft wandeln können und der Grenzlinie der Insichabgeschlossenheit zum Theile noch fern stehen. So ist das Vorgebrachte zu bedingt und für sich bestehend. Die in Frage kommenden Werthe an sich abzuwägen, scheint sich der Verfasser zwar redlich zu bemühen, aber schließlich täuscht dieser Schein. Unwillkürlich gibt er den Ergebnissen seiner Musterung Farben, die durch andere Einflüsse schattirt werden als durch Analysen und Synthesen reiner Kritik. Dem Musageten der berliner Dichter und Kunstrichter, Karl Frenzel, ist das Buch gewidmet. Er ist derartige Huldigungen gewöhnt, und der Verfasser der „Berliner Dramaturgie" ist ihrer würdig. Freilich ist die in Frage stehende keine schwerwiegende. Sie ist die Darreichung eines Werdenden, welcher dem „Freunde" erst nachwachsen muß. Noch ist die Gabe leidig unreif. Jugendlichen Enthusiasmus, schallendes Applaudiren ist ihr Bestes; wenigstens erstgenannte Eigenschaft. Die zweite ist bedenklicher. Die Tubatöne, mit welchen der Verfasser literarische Tagesgrößen Berlins feiert, dröhnen zu gellend ins Ohr. Es gebricht auch ihm an Maß und die Lieblingsform seines Urtheils ist die eines bombastischen Superlativ, der posaunenbäckig in das Jahrmarktstreiben der Tagesliteratur hineinschreit. Er gibt acht ausführlichere Charakteristiken und handelt sodann in einem neunten Kapitel über „Berliner Autoren" jeder Art und Rasse so summarisch und steuerlos, wie Ebeling in dem Wogengetriebe der modernen Romanliteratur plätschert. Planlosigkeit ist hier wie dort die einzige Bussole. In wirrem Durcheinander folgen sich Frenzel, Wildenbruch, Glaser, Seidel und Trojan, Heiberg, Roberts und Bleibtreu. So wird man verurtheilt, alle möglichen und unmöglichen Gerichte und Weine durcheinander zu kosten; Tomatensaucen und chinesische Ricinus-Majonnaisen, österreichische Grätzer und Boxbeutel und die unqualificirbaren Secte der berliner Mädchenkneipen, über welche dieser wunderbare Herold des modernen berliner Schriftstellerthums uns in folgendem artigen Passus belehrt:

Aber nicht nur junge Leute, denen noch kaum der Flaum auf der Backe sproßt, sind auf den Besuch der Mädchenkneipen angewiesen, sondern auch Männer, denen die sogenannte „Gesellschaft" ihre Pforten nicht öffnet, und Leute, welchen die Mädchenkneipen zu den problematischen Genüssen des Salons einen wohlthuenden Gegensatz bilden. Kurz, diese Worte sollen nur in flüchtigsten Umrissen darthun, welch wichtiges Element die Mädchenkneipen in dem Leben der Männerwelt aller Alters- und selbst Rangschattirungen sind und daß unter Umständen mancher Kellnerin jene verhängnißvolle Bedeutung zugesprochen werden muß, die Zola's Nana besitzt. (S. 272.)

Den letzten Satz könnte man einräumen. Die nun ausführlicher gestalteten Charakterköpfe des Verfassers ermangeln zu sehr bestimmter Individualität. Die eigenartigsten Züge werden verwaschen in einem überall wiederkehrenden panegyrischen Grundton. Es gebricht ihm die Gabe bestimmter Veranschaulichung. Die sprechenden Merkmale ersticken in Wortschwall. Der Tadel verkappt sich oder wird taschenspielerisch durch um so geller daneben tobende Lobaussprüche negirt. Dieser Schwarzkunst gelingen dann Ungeheuerlichkeiten, wie sie S. 96 der Schreibart Frenzel's widerfahren, über die es heißt: „Der Stil vereinigt die lakonische Knappheit des Chronisten mit dem vollsten Pomp einer poetischen Sprache." Trojan und Seidel werden „Dioskuren" genannt, deren Werke „im Boudoir der modernen Muse sich wie ein Bouquet aus duftigen frischen Waldblumen ausnehmen". Wie reimt sich Dioskurenthum auf Waldblumensträuße? Ein andermal wird wiederum von Frenzel behauptet, er vereine akademische Gelehrsamkeit mit der modernsten Schlagfertigkeit — welcher normale Mensch wird behaupten, daß beide sich auszuschließen pflegen? Von Lindau heißt es, er habe auf allen literarischen Gebieten mächtige Erfolge gefeiert — von Lindau, der beispielsweise jeder lyrischen Begabung bar ist und „keine Lieder" hat. Bleibtreu's hingepolterter „Geschichte der englischen Literatur" werden glänzende Proben seiner Uebersetzungskunst nachgerühmt, während ich solche bei genauer, seinerzeit vorgenommener Prüfung durchaus vermißte, und Wöber's von mir seinerzeit hier nach Verdienst gewürdigte unglückliche „Reichersberger Fehde" wird ernst genommen, nachdem jede wissenschaftliche Kritik sie längst todt gelacht hat. Und so begegnet man überall Nichtigkeiten, Halbheiten, Flachheiten, Hohlheiten, die nur für den Nichtkenner der Wust der Sprache überwuchert. Das Buch ist eine schreiende Liebedienerei des Erfolgs. Wie weit persönliche Freundschaften und Bekanntschaften den Blick seines Verfassers benommen und seine kritische Lupe gefärbt haben, ist gleichgültig für die meinige. Der berliner Schriftstellerwelt ist kein Dienst erwiesen worden. Sie wird nirgends gefördert, hoffentlich durch diese wallenden Weihrauchwolken in ihrer Selbstschätzung ebenso wenig narkotisirt oder umnebelt: dazu ist das Ganze doch zu wesenlos; es ist das Uebungs- oder sage ich: das Bravourstück eines literarischen Strebers.

7. Aus dem Leben des Großvaters und dem Jugendleben des Vaters. Den Geschwistern erzählt von Bruder Friedrich. Als Manuscript gedruckt. Leipzig. 1891. 8.

Das Buch ist von Zarncke. Als Manuscript gedruckt, ist es nur an sechs Bibliotheken verschenkt worden. Das Exemplar der königlichen Universitätsbibliothek zu Göttingen, wo der Vater des Verfassers im Sommer 1815 studierte, ist dasjenige, welches mir vergönnt, seinen Inhalt auch den Lesern d. Bl. bekannt zu geben. Es sind Lebensläufe in scharf und zu stolzer Höhe aufsteigender Linie, die geschildert werden, deren Bahnen aus tiefem Actenstaube ans Licht gehoben sind und in ihrer Schlichtheit zunächst allerdings ein mehr persönliches oder locales Interesse heischen, um für die Gestalten und ihre Wirkungskreise vollen fesselnden Antheil zu gewinnen; denn zunächst bedeuten diese Blätter allerdings nichts anderes, als ehrwürdige Denkmäler, welche ein dankbarer Sohn seinen Vorfahren errichtet als bleibende und leuchtende Wahrzeichen für Geschwister, Kinder und Kindeskinder, denn „Treue und pietätsvolle Pflege segensreicher Erinnerungen", schließt das Buch, „ist die Voraussetzung, wenn der Segen des Himmels einem Geschlechte treu bleiben soll".

In dem Landstädtchen Bützow im Mecklenburgischen beginnt der Gang dieser Familiengeschichte. Dort arbeitet sich der Schmiedegesell Jakob Friedrich Zarncke durch Energie und kühle Klugheit zum Senator empor. Die Französische Revolution wirft in das städtische Gemeinwesen ihre erregenden Elemente, Zündstoffe, die hier zu der ergötzlichen Episode einer „Gänserevolte" führen. Der Freiheits- und Gleichheitsdrang der Bützower äußert sich in einem Tumulte gegen das Verbot des Magistrats, welches den Bürgern versagt, ihre Gänse fortan auf offener Straße zum Wasser der Warnow watscheln zu lassen. Die Schildbürgeriade braucht nur des Talentes eines Fritz Reuter, um classische Form zu gewinnen: der Stoff ist gegeben. Der Sohn des Senators Zarncke, Jakob Heinrich Friedrich, studiert in Rostock und Göttingen Theologie. Ein freundliches Bild damaligen göttinger Treibens gestaltet sich in des Jünglings Tagebüchern; anders zwar, als in H. Heine's faulen Witzen. Die Landschaften vor allem entfalten sich in aller ihrer vielgestaltigen, immer jungen Lieblichkeit. Die Bibliothek lag damals freilich, trotz des schon damals „mächtigen" Hauptsaals, noch in Windeln. Nach vollendetem Studium erhält der junge Geistliche die Pfarrei Zahrenstorf. Er freut sich seiner arbeitsreichen Pfarrherrlichkeit funfzig lange Jahre lang und segnet im August 1877 als großherzoglich mecklenburgischer Kirchenrath zu Plau das Zeitliche, 83 Jahre alt. Friedrich Zarncke, der Gründer unseres „Literarischen Centralblattes", ist sein ältester Sohn. Das halbe Jahrhundert, während dessen seine Aeltern in Zahrenstorf walteten, vielgeliebt und hochgeehrt, bildet, in seiner eng umrissenen örtlichen Grenze, den Hauptinhalt des Buchs. Daß es Friedrich Spielhagen immer und immer wieder und immer beflissener studieren möchte, um die Phantasiebilder, welche er uns von mecklenburgischen und pommerschen Pfarrherren und Pfarrfrauen lieferte, nach dieser inhaltsgewichtigen Leistung objectiver Geschichtschreibung und haarscharfer Zeichenkunst zu corrigiren! Auch die lebensgroßen Gemälde des verewigten Ehepaares vermag er aufzusuchen; sie hängen, im Auftrage der Gemeinden von Künstlerhand gemalt, in der Kirche sowol von Tempzin als der von Bibow. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! So wird das so streng zurückhaltende Buch zu einem Stück mecklenburgischer und deutscher Cultur- und Pfarrgeschichte; zu einem Ruhmeskranze in den Erinnerungshallen des evangelischen Pfarr-

hauses. Nicht weniger aber bedeutet es für die Geschichte der deutschen Literatur und unendlich viel für die Geschichte der deutschen Kritik und der deutschen Philologie. Denn wie sein äußerer Weg aus der mecklenburgischen Schmiede in das leipziger Patricierhaus hinaufführt, so geleitet seine innere Bahn aus der Bützower Rathsstube durch das feinsinnige Zahrenstorfer Pfarrhaus zu einem weitragenden Hochsitze der leipziger Universität, von welchem aus zahllosen Jüngern der vaterländischen Dichtkunst, Grammatik und Literaturgeschichte strenge Unterweisung und harte Schule, weise Lenkung und nimmer müde Förderung, und wenn's gedieh, fröhlicher Zuspruch und stählende Erhebung wurde. Denn das Wappen der Zarncke, das einen Bienenkorb trägt, über welchem eine mächtige Linde schirmend und segnend ihre Zweige breitet, lautet, Gott wolle, nun und immerdar: Thätig und treu!

Adalbert Schroeter.

8. Die Ueberwindung des Naturalismus. Als zweite Reihe von „Zur Kritik der Moderne". Von Hermann Bahr. Dresden, Pierson. 1891. 8. 4 M. 50 Pf.

Es ist doch etwas Schönes, einen recht wohlklingenden Titel zu finden. „Die Ueberwindung des Naturalismus" — was sich alles bei diesen Worten denken läßt! Da könnte einer annehmen, daß der Verfasser mit seinem Buche den Naturalismus überwinden wollte. Aber wer so dächte, würde sehr fehlgehen. Es stehen in dem Bahr'schen Buche eine Menge Dinge, die mit Naturalismus nicht das Geringste zu thun haben: ein Nekrolog auf Eduard von Bauernfeld, beiläufig gesagt, der beste und vernünftigste Abschnitt in der ganzen Reihe von Aufsätzen; ferner Reisebilder, die von einer Bummelei durch Südfrankreich berichten, Betrachtungen über die 62. akademische Kunstausstellung zu Berlin u. s. w. — lauter Aufsätze, die man nach dem Titel in dem Buche nicht suchen würde und die in die Sammlung nur gekommen sind, weil sie ihr Verfasser sonst nicht unterzubringen wußte. Vielleicht aber wäre ein anderer, der den Titel liest und die bisherigen Arbeiten des Autors kennt, geneigt zu glauben, daß Bahr in seinem eigenen Schaffen den Naturalismus überwunden habe, und in dem Buche ein Bekenntniß seines neuen künstlerischen Glaubens ablegen wollte. Indessen würde sich auch diese Annahme bald als nur halb richtig erweisen, da Bahr offenbar selbst noch tief im Naturalismus steckt und nur den Wunsch, daß er überwunden werden möge, hegt. Er will nämlich in der französischen Literatur bereits den beginnenden Abfall von dieser Richtung bemerkt haben und sucht nun in einer Reihe von Aufsätzen den deutschen Leser mit dieser Thatsache bekannt zu machen. Was er in dieser Beziehung vorbringt, ist zum Theile hochinteressant. Schade nur, daß er bei seinen Darlegungen viel zu viel als bekannt voraussetzt und sich nirgends die Mühe nimmt, die wirklichen Vorgänge im geistigen Leben Frankreichs gründlich und systematisch darzulegen. Bei seiner großen Kenntniß der französischen literarischen Verhältnisse wäre er wohl befähigt, seinen deutschen Landsleuten in diesen Dingen ein zuverlässiger Führer zu werden; aber diese Aufgabe scheint ihm nicht zuzusagen, da wirkliche Arbeit nicht seine Sache ist und er nur schreibt und denkt, wenn er gerade nichts Besseres zu thun hat. (Vgl. S. 100.) Er begnügt sich daher mit massenhaften Andeutungen, von denen der Uneingeweihte kaum den zehnten Theil versteht, und gefällt sich in einer Sprache, deren stilistische Liederlichkeit jeder Beschreibung spottet. Auf diese Weise wird niemanden die Lektüre seines Buchs befriedigen; die meisten werden es schon nach dem ersten Versuche, sich hineinzulesen, aus der Hand legen, da es eine Aufgabe ist, an dem fürchterlichen Wortschwall Bahr's die vernünftigen Gedanken herauszufinden. Bahr prophezeit, wie gesagt, das Ende des Naturalismus. Zum Beweise führt er eine lange Reihe französischer Romane und Gedichte an, in denen an die Stelle des Zola'schen Naturalismus eine neue Psychologie getreten ist. Der Hauptvertreter dieser neuen Richtung ist Bourget und dessen bahnbrechendes Hauptwerk ist der Roman: „Un coeur de femme". Guy de Maupassant und Albert Delpit haben sich ihm angeschlossen, während der eigentliche Begründer der neuen Psychologie, den die literarische Jugend Frankreichs vergöttert, Stendhal ist. Was sie in ihren Schriften bieten, ist nach Bahr „eine nervöse Romantik"; oder wie er sich lieber ausdrücken möchte, „eine Mystik der Nerven", durch die nach seinem Dafürhalten der Naturalismus überwunden werden wird. Bahr würde in diesem Vorgange „die Entbindung der Moderne" sehen und scheint von ihr das Größte zu erwarten:

Wenn erst das Nervöse völlig entbunden und der Mensch, aber besonders der Künstler, ganz an die Nerven hingegeben sein wird, ohne vernünftige und sinnliche Rücksicht (?), dann kehrt die verlorene Freude in die Kunst zurück. Die Gefangenschaft im Aeußern und die Knechtschaft unter die (!) Wirklichkeit machten den großen Schmerz. Aber jetzt wird eine jubelnde Befreiung und ein zuversichtlicher, schwingenkühner, junger Stolz sein, wenn sich das Nervöse alleinherrisch und zur tyrannischen Gestaltung seiner eigenen Welt fühlt. Es war ein Wehklagen des Künstlers im Naturalismus, weil er dienen mußte; aber jetzt nimmt er die Tafeln aus dem Wirklichen und schreibt darauf seine Gesetze!

Es wird etwas Lachendes, Eilendes, Leichtfüßiges sein. Die logische Last und der schwere Gram der Sinne sind weg; die schauerliche Schadenfreude der Wirklichkeit versinkt. Es ist ein Rosiges, ein Rascheln wie von grünen Trieben, ein Tanzen wie von Frühlingssonne im ersten Morgenwinde — es ist ein geflügeltes, erdenbefreites Steigen und Schweben in azurne Wollust, wenn die entzügelten Nerven träumen.

So die überschwengliche Hoffnung Bahr's auf die Kunst der Zukunft. Uns dagegen gruselt vor dem Gedanken, daß die Frucht des Naturalismus die Herrschaft der Nervosität in der Kunst sein soll. Wünschen wir, daß Bahr im Unrecht bleibt und daß die von ihm zum Beweise herangezogenen Erscheinungen in der französischen Kunst, über deren Bedeutung wir aus eigener Anschauung nicht urtheilen können, keinen dauernden Einfluß auf die Entwickelung der Kunst erhalten.

A. Hermann.

Erzählungen.

1. Schlichte Leute. Erzählungen aus dem westfälischen Volksleben von F. W. Grimme. Zweite Auflage. Paderborn, F. Schöningh. 1891. 12. 2 M. 80 Pf.
2. Eine Jungfrau. Zwei Novellen von Robert Wild-Queisner. Berlin, Eckstein Nachf. 1891. 8. 2 M.
3. Mein Elsaß. Skizzen und Novellen von Hermann Stegemann (H. Sentier). Colmar, Wettig. 1891. 8. 2 M.
4. Geschichten zum Nachdenken von C. Binder-Krieglstein. Dresden, Pierson. 1891. 8. 3 M.
5. An der Weichsel. Erzählung von G. Brah-Müller. Danzig, Hinstorff. 1891. 8. 3 M.
6. Strahlendorf und Reckow. Von Joachim von Dürow. Zwei Bände. Leipzig, Reißner. 1891. 8. 6 M.
7. Zwei Tagebücher. Von Wilhelm Jensen. Leipzig, B. Elischer Nachf. 1891. 8. 3 M.

Mit den besten Erwartungen bin ich an die „Schlichten Leute" von F. W. Grimme (Nr. 1) herangetreten. Der Umstand, daß der Name des Verfassers, obwol auf dem Umschlage des vorliegenden Bandes nicht weniger als zwölf gedruckte Werke von ihm verzeichnet stehen, nicht in meinem „Kürschner" unter den zwanzig oder wie viel Tausenden zu finden war, wo auch sein Verlagsnebenmann und Landsmann Weber bei aller Berühmtheit lange fehlte, flößte mir ein günstiges Vorurtheil ein; ich dachte, das ist ein Abseitsstehender, der wird wenigstens etwas anderes bringen, als die herkömmlichen Allerweltsgeschichten der zahllosen Viertels- und was sonst für Bruchtalente dieser Unglücksvögel der ehrlichen Recensenten.

Ich wurde enttäuscht. Das erste Stück des Bändchens, die „Memoiren eines Dorfjungen", enthalten zwar einen ganz eigenartigen Stoff, reich an interessanten Einzelheiten über Brauch und Sitte der geschilderten Landschaft, besonders aus dem Gebiete des Volksthümlich-Kirchlichen; weiter aber ist daran nichts zu loben. Von einer künstlerischen Gestaltung des Stoffs keine Spur. Grimme scheint alles zu erzählen, was ihm gerade einfällt; er vermag Brauchbares und Unbrauchbares nicht zu unterscheiden, und vor allem versteht er es nicht, das Gemeinstoffliche durch die Form zum Bedeutungsvollen und Symbolischen zu erheben und eben dadurch zu poetischer Wirkung zu bringen. Wenn Grimme vielleicht einiges Talent besitzt, so fehlt es ihm doch ganz an künstlerischer Bildung. Er verfügt nicht nur über keine Form im höhern Sinne des Wortes; er versieht es auch ganz in der ersten Bedingung dazu, im sprachlichen Ausdrucke. Die „Memoiren eines Dorfjungen", offenbar persönliche Erlebnisse, sind in alterthümlicher Sprache geschrieben, etwa in der des 17. Jahrhunderts — und dennoch wird in einer, nebenbei bemerkt, sehr ungeschickten, stimmungverderbenden Einleitung ausdrücklich gesagt, daß dieselben 1868 entstanden sind. Das hat doch keinen Sinn. Es hat ihn um so weniger, als Grimme den willkürlich angenommenen Stil gar nicht festzuhalten vermag, sondern überall, wo die Darstellung belebter wird, in gemeines Neudeutsch verfällt.

Es gibt Dinge, die weder tadels- noch nachahmungswerth sind. Dazu gehört der alterthümliche Chronikenstil, wie ihn Meinhold und Franz Trautmann mit Meisterschaft, mit klarer künstlerischer Absicht verwendet haben.

Bei Grimme wirkt die verständnißlos angewandte künstliche Sprache nicht nur als Geschmacklosigkeit an sich, sie hat noch besondere Uebelstände im Gefolge, vor allem den der Weitschweifigkeit. Natürlich, als man die Sprache schrieb, die Grimme, wenn nicht im Ohre, so doch im Auge hat, da war die Sündflut noch nicht losgebrochen, da konnte man sich noch gehen lassen. Wie sehr sich das geändert hat, wie krampfhaft heute der künstlerisch strebende Schriftsteller bedacht sein muß, seinen Inhalt auf den knappsten Ausdruck zu bringen, davon scheint Grimme keine Ahnung zu haben.

An demselben Fehler leiden seine übrigen in Neudeutsch erzählten Geschichten; sie sind alle von einer Redseligkeit zum Davonlaufen. Eins muß besonders verwundern. Nach dem schon erwähnten Verzeichnisse hat Grimme hauptsächlich Dialektwerke geschrieben. Das muß er also wohl verstehen; aber nicht versteht er die große poetische Kunst, Dialektreden ins Hochdeutsche zu übersetzen, ohne ihnen allen Charakter, alle Farbe zu benehmen, vielmehr aus der Uebersetzung den Urklang noch vernehmlich heraushören zu lassen. Sein Weber Jodokus in der Geschichte „Ein Stein auf dem Herzen" führt Reden mit seiner Tochter, daß man meinen sollte, der Schreiber derselben habe in seinem Leben keinen Mann des Volks sprechen hören.

Nur beiläufig sei bemerkt, daß in derselben Erzählung der Verfasser die Leiche eines Ermordeten zehn Jahre lang im Walde in einer Felsschlucht liegen und dann auffinden läßt, „noch vollständig bekleidet, auch noch nicht ganz verweset". Solche Wunder geschahen doch wol nur in den alten Zeiten zu Gunsten großer Heiliger, in unsern Tagen wird man darüber ein wenig den Kopf schütteln.

Wenn F. W. Grimme ein ziemlich ungeschickter Erzähler ist, so muß man Robert Wild-Queisner geradezu einen Virtuosen nennen, leider im schlimmen Sinne des Wortes. Wer sich davon überzeugen will, der vergleiche nur diese „Jungfrau" (Nr. 2) mit der Darstellung ganz derselben Geschichte durch einen Poeten, mit „Armes Kind" von Heinz Tovote in dessen „Fallobst". Hier der eigenartigste, selbstgeschaffene Ausdruck, also Farbe, Ton, Stil; dort eine stereotype charakterlose Sprache und rohe Schablone; bei Tovote das ernste Bestreben, den Kern der Sache dem Leser so klar und einfach als möglich vor Augen zu stellen, in einer Beleuchtung, unter welcher eben die bedeutendsten Punkte zugleich am schärfsten und am charakteristischsten gefärbt hervortreten müssen; bei Wild-Queisner die Sucht, den ungebildeten Leser hauptsächlich durch plumpe Ueberraschungen und ähnliche Kunststücke in Schach zu halten — vor allem aber, das „Ding" in die Länge zu ziehen, so weit es nur gehen will.

Gern gestehe ich, daß mir die schließliche Lösung bei

Wild-Queisner gerechtfertigter erscheint als bei Tovote, daß ich dort den „befriedigenden“ Ausgang einmal wirklich befriedigend und das „Sichkriegen“ als eine löbliche Parteinahme für eine höhere Vernunft und Gerechtigkeit erkennen muß. Wenn aber solches dem gesunden Urtheile des Verfassers alle Ehre macht, mit seinem dichterischen Vermögen und künstlerischen Gewissen hat es nichts zu thun.

Von den dreizehn Geschichten der Sammlung „Mein Elsaß“ von Hermann Stegemann (Nr. 3) fängt eine so an:

In engem Thal, überragt von den Höhen der Wasgenberge, liegt ein Dörflein. Ein Wildwasser rauscht die enge Dorfgasse entlang; denn im Gebirge ist es frühlingswarm, der Föhn streicht durch den Hochwald und küßt den Decemberschnee vom Boden. Die Hollunderstauden setzen Blätter und Blüten an, während dichter duftiger Nebel über den Niederungen wallt und ein eisiger Regen in der Ebene niedergeht.

Wenn es in den Niederungen „eisig“ regnet, dann regnet es auf den Bergen Eis, d. h. es schneit, und da geht kein „Föhn“. Solches weiß jeder Bauer in Baden und Elsaß.

Stegemann aber kennt die menschgewordene Natur und Unnatur um kein Haar besser als die andere. Seine Geschichten sind einfach unbedeutend. Mehr weiß ich von diesem Dichter nicht zu sagen. Ich will dafür hersetzen, was das „Elsäßer Tageblatt“ von ihm weiß; es schreibt: „Der Dichter (Stegemann) ist ein Vertreter der Moderne und steht wol speciell dem Dichter der «Ehre», H. Sudermann in Berlin, am nächsten.“

C. Binder-Krieglstein in seinen „Geschichten zum Nachdenken“ (Nr. 4) gibt den einzelnen Erzählungen eigene Zunamen; er nennt die eine „biologisch“, die andere „naturalistisch“, die dritte „allgemein menschlich“. Man könnte das kaum loben, auch wenn die Bezeichnungen treffend wären. Das sind dieselben aber keineswegs, nicht einmal die letzte, von der man es am ehesten verlangen müßte. Doch wird vom Menschlichen und Allgemeinmenschlichen in dem Stücke gehandelt und gezeigt, mit ungeheuerm Ernste, daß dasselbe nur im Weibe einigermaßen vorhanden ist, während der Mann, ohne Ausnahme, die baare Bestialität darstellt. Der Verfasser hätte diese Nummer als naturalistisch bezeichnen können, das Wort in seinem Sinne verstanden. Was er so benennt, ist keine Geschichte, weder zum Nacherzählen noch zum „Nachdenken“, sondern eine Satire, vielleicht eine sehr tiefe, bedeutende; aber dann habe ich sie nicht verstanden, ich konnte, wie ich auch der Vorschrift des Titelblattes gemäß nachdachte, keinen Sinn darin finden.

Das erste Stück der Sammlung, die „Stimme der Natur“, trägt den gebräuchlicheren Beinamen „Novelle“. Dieselbe fängt vielversprechend an mit einer Schilderung der Stimmung in Venedig im Jahre 1866 vor dem Ausbruche des Kriegs, besonders der peinlichen Spannung zwischen dem österreichischen Militär und der italienischen Bevölkerung. Diese Einleitung ist wohlgelungen. Man erwartet nun, daß sich aus den geschilderten Zuständen heraus die Geschichte mit innerer Nothwendigkeit entwickele. Aber weit gefehlt; was erzählt wird, könnte sich ebenso gut auf der ganzen Welt und zu jeder Zeit zugetragen haben oder noch zutragen. Ohnedies ist das behandelte Thema, im Titel angedeutet, eins der denkbar abgedroschensten. „Das war die berühmte Stimme der Natur“, sagt jemand zum Schlusse. „Berühmt“ ist gut — als ob der Verfasser sich selber ironisiren wollte; man denkt unwillkürlich an die komischen Figuren und die lustigen Melodien der bekannten Oper.

Das Buch von G. Bray-Müller, „An der Weichsel“ (Nr. 5), ist ein Gouvernantenroman nach berühmten Gartenlaubenmustern, der mit der glücklichen Heirath der Heldin und des edeln Grafen glücklich abschließt. Selbstverständlich bilden die der rührenden Verbindung im Wege stehenden Hindernisse und deren Wegräumung den Inhalt der Erzählung. Der Verfasser will löblicherweise nicht blos erzählen, sondern auch charakterisiren; er verfügt aber leider nur über eine sehr grobe und unbeholfene Griffelführung und kommt über die Caricatur, die unfreiwillige, kaum hinaus. Auch kennt er gewisse Kreise, die er darstellen will, wol gar nicht.

Besser erweist Joachim von Dürow im Romane „Strahlendorf und Reetzow“ (Nr. 6) seine Kenntniß der „Welt des blauen Bluts“, wie er sich selber ausdrückt. Er besitzt davon, oder genauer gesagt, er besitzt von irgendeinem Winkel dieser Welt so eingehende und allem Anscheine nach auf Selbsterlebnisse gegründete Anschauungen, daß es ihm möglich wurde, „mit wenig Kunst“ ein im allgemeinen recht erfreuliches Buch zu schreiben. Mit wenig Kunst ist es in der That geschrieben. Besonders im Aufbau des Ganzen macht sich dieser Mangel bemerkbar. So hat gleich die ehrenwerthe Familie Reetzow, die mit der von Strahlendorf sich in den Titel theilt, mit der Geschichte eigentlich ganz und gar nichts zu thun. Und doch füllt ihre Schilderung den ganzen zweiten Band an, der darum auch, das letzte Kapitel ausgenommen, mit dem ersten in gar keinem Zusammenhange steht — eine höchst eigenthümliche Art, zwei Bände zu schreiben. Allerdings sieht man auch gerade aus diesem Umstande so recht deutlich, daß es dem Verfasser weniger darum zu thun war, eine künstlerisch componirte, abgerundete Erzählung zu schreiben, als vielmehr eine Reihe von Eindrücken und Erlebnissen zu verarbeiten und anschaulich darzustellen, welches ja gewiß ein sehr löbliches Beginnen ist. Aus derselben Thatsache erklärt sich das wiederholte breite Abschweifen in Episoden und Schilderungen, an sich oft höchst gelungen, aber alles Ebenmaß zerstörend und die Wirkung des Werks als eines Ganzen in bedenklicher Weise beeinträchtigend. Da bleibt dem Leser also nichts übrig, als was er ohnedies gern thut, sich ans Einzelne zu halten. Am besten freilich, der Verfasser hätte dies schon selber gethan, und wenigstens aus zwei Bänden, die er doch nur sehr nothdürftig zu verbinden wußte, zwei Bücher gemacht.

Immerhin können bedeutende, fein gearbeitete Theile für das Ganze entschädigen, und das ist hier in hohem Grade der Fall. Die beiden Bände geben eine Fülle lebensvoller farbiger Bilder, voll prächtig gezeichneter Gestalten, die im Zauber localer Färbung und künstlerisch individueller Beleuchtung dem Auge ein Entzücken sind. Und zwar gilt dies vom zweiten Bande fast noch mehr als vom ersten, auf den sich dafür die Handlung beschränkt. Nur die Hauptfigur, der schöne Strahlendorf, ist nicht sorgfältig genug nach der Natur gezeichnet, sondern ein wenig construirt: er besitzt alle Züge, die je an einem liebenswürdigen Lumpen beobachtet worden sind, das ist zu viel; aber er besitzt dafür keinen einzigen, der ihm allein eigen ist, und das ist zu wenig. Der schöne Strahlendorf ist nicht nur vom Standpunkte der Moral, was den Recensenten nichts anginge, er ist auch vom Standpunkte der Kunst der schwächste Charakter des Buchs.

Auch die Vortragsweise Joachim's von Dürow muß eine verhältnißmäßig erfreuliche genannt werden; sein Stil ist zwar nicht in höherm Sinne einfach schön, aber fast immer klar und anschaulich, und die Erzählung voll Humor, sodaß man über die veraltete, eigentlich von je dilettantische Art, immerwährend in Citaten zu sprechen, gern hinwegsehen mag, wenn man sie auch tadelt. Strenger muß die andere Unart verurtheilt werden, alle zwei oder drei Seiten „die Leserin" zu apostrophiren; solches ist wahrlich eines ernsten Schriftstellers unwürdig.

Und noch eine kleine Schwäche mag ich nicht ungerügt lassen. Ich habe sehr die Einzelbilder und -Bildchen des Buchs gerühmt. Eins derselben, worin der Verfasser mit dem Naturalismus wetteifert, macht eine Ausnahme, ist vollkommen mislungen, ich meine die Schilderung der Seifenbereitung, die jeder Anschaulichkeit entbehrt.

Ein kleines Werkchen, das ich zum Schlusse der langen Reihe anfüge, hebt sich aus derselben stark hervor, und nicht nur durch den berühmten Namen seines Verfassers, mehr noch durch eigenen Werth und Gehalt. Es ist aber ein durchaus heiteres und, wenn auch in anderm als in dem von Scheffel herkömmlichen Sinne, feuchtfröhliches Buch und heißt „Zwei Tagebücher" von Wilhelm Jensen (Nr. 7). Der Zusatz des Umschlags: „Zur Mitnahme in die Sommerfrische" hat diesmal eine innere Berechtigung, wenigstens in Bezug auf das erste und ausgedehnteste Stück. Sein Inhalt ist eben — der Humor der deutschen Sommerfrische, der Frische, wohlverstanden, nicht der Sommerhitze. Ein bischen grenzt derselbe an Galgenhumor und einige satirische Stacheln stehen darin und werden hie und da verletzen, sind auch vielleicht wirklich nicht immer ganz gerechtfertigt. Aber im höchsten Grade erbaulich muß die Behandlung der zwei Hauptcharaktere der Erzählung wirken, nämlich des großen Meteorologen Dr. Rafael Windmacher und des Malers Heinz Follebier, beide Muster ihrer Art, dieser eine etwas derbe, aber gesunde und innerer Bildung nicht entbehrende Natur, jener beim feinsten und zeitgemäßesten äußern Zuschnitte Verschrobenheit durch und durch. Offenbar bildete die Zeichnung und Kennzeichnung dieses Dr. Rafael Windmacher den Hauptzweck des Dichters bei der ganzen Erzählung. Er wollte in dem Meteorologen jene Sorte moderner Menschen charakterisiren, Menschen von vollkommener Schneidigkeit, „ganz perfecte Kerle", die etwas, ja sogar viel gelernt haben, deren Halsbinden und Manschetten ebenso rein und untadelig wie ihre Reden, deren Busennadeln jedoch mehr werth sind als ihr Witz, und die, wenn sie auch alles besitzen, doch eins entbehren: das selbständige Urtheil; weswegen für sie immer das Neueste ohne weiteres das Gescheiteste ist, dergestalt, daß jeder frisch auftretende Prophet, welche Narrheit er auch verkünden mag, ihrer begeisterten Jüngerschaft sicher sein darf. Mit Rücksicht hierauf steckt in der ergötzlichen Humoreske ein tieferer und ernsterer Gehalt, als es auf den ersten Blick scheinen kann.

Erfreulich geht die Geschichte auch aus. Der tüchtige Follebier und die lustige Elma verstehen sich zuletzt sehr wohl und werden ein Paar; der Herr Windmacher aber — verduftet. Meinetwegen hätte er übrigens auch sein Theil bekommen können, und die berühmte poetische Gerechtigkeit möchte vielleicht ebenso wenig etwas dagegen gehabt haben, da ja die drei lieblichen Schwestern Elma's doch am Ende ebenfalls versorgt sein wollen. Sie hätten sich selber wol kaum dagegen gesträubt. Und jeder männliche Leser — von weiblichen wage ich in solcher Sache nichts zu behaupten — hätte ihm sicher jede von Herzen gegönnt, die poetische Kleopha nicht ausgenommen. Auch der Lebenswahrheit wäre damit nicht zu nahe getreten worden, denn ich meine, daß in der Wirklichkeit gerade die Windmacher oft genug die Braut heimführen, und viel bessere, als diesmal, in der Sommerfrische zu Platschenhofen, überhaupt zu erobern waren.

Das zweite Stück des Bändchens: „Ein Monat aus dem Extra-Ausgaben- und Tages-Notizbuch der Frau Amtsgerichtsräthin Genoveva Engelholz", steht künstlerisch noch höher. Es ist ausschließlich Tagebuch ohne jedes Begleitwort des Dichters und frei von Satire, aus reinem Humor gewoben. Die erzählten Thatsachen sind ziemlich alltägliche; sie würden an sich wenig interessiren; der Werth der reizenden Studie ist einzig bedingt durch ihren Stil, der so charakteristisch weiblich und tagebuchlich ist, als er nur sein kann, und der die gute Frau Amtsgerichtsräthin so lebendig vor uns hinmalt, auswendig und inwendig, daß wir sie leibhaftig zu sehen glauben. Jeder Laut in dem Büchlein ist echt, jede Wendung engelholzig. Jensen ist sonst dafür bekannt, seine Dichtungen nur allzu subjectiv zu färben und seine scharfgeprägte mächtige Persönlichkeit sehr merklich aus seinen Werken herausragen zu lassen. In diesem „Tagebuche" hat er darauf verzichtet und sich begnügt, vom eigenen Menschenthum absehend, einzig den Künstler darin zur Geltung zu bringen und durch nichts anderes als eben durch bedeutendes eigenartiges Können.

Benno Rüttenauer.

Militärschriften.

Das Feldgeschütz der Zukunft. Von R. Wille. Mit mehreren Abbildungen. Berlin, Eisenschmidt. 1891. 8. 6 M.

Der Name des Verfassers hat in der deutschen Armee einen so guten Klang, daß man jedes neue Werk von ihm mit hochgespannten Erwartungen in die Hand nimmt, und das vorliegende täuscht solche Erwartungen durchaus nicht.

Der Gedankengang des Buchs, so einfach einerseits und so durchdacht andererseits er auch ist, läßt sich ohne Weitschweifigkeit oder wenigstens ohne ein Eingehen in Einzelheiten, wie es in diesen für nichtfachmännische Leser bestimmten Blättern unthunlich sein würde, nicht wiedergeben. Es sei statt dessen eine Art freier Reproduction des Hauptinhalts in Nachstehendem versucht.

Soll die Feldartillerie die bisherige Art der Ueberlegenheit gegenüber der Infanterie beibehalten, so muß der Fortschritt, den diese in den letzten zehn bis funfzehn Jahren durch Einführung von Gewehren mit kleinem Kaliber, sehr rasanter (also ganz flach gekrümmter) Geschoßflugbahn, großer Feuergeschwindigkeit und bedeutendem Munitionsvorrath gemacht hat, von der Feldartillerie eingeholt werden. Kleinere Kaliber derselben erlauben nun bei grundsätzlicher Beibehaltung der frühern Construction von Geschütz und Geschoß die Mitführung einer größern Zahl von Geschossen; bei rationeller Aenderung der Construction von Geschütz und Geschoß, aber ungefährer Beibehaltung der Schußzahl, eine bessere Wirkung des einzelnen Schusses. Diese letztere kann und muß, auch unabhängig vom Kaliber, durch gewisse Aenderungen der Einrichtung des Rohres und durch vortheilhaftere Gestaltung und Einrichtung des Geschosses ebenfalls noch erhöht werden.

Die Feuergeschwindigkeit kann vermehrt werden durch Annahme von nur zwei, statt wie bisher drei bis vier, Schußarten, die beide fertige Doppelzünder haben, während gegenwärtig verschiedene und vor dem Schusse erst noch vorzubereitende Zünder im Gebrauche sind.

Der Munitionsvorrath endlich kann insofern in gewissem Sinne vergrößert werden, als man seine Heranschaffung durch Aenderungen in der Construction der Munitionswagen und Fortlassung alles irgendwie Entbehrlichen an letztern erleichtert.

General Wille schlägt nun statt des jetzigen Kalibers von 88 ein solches von 70 Millimeter, statt der jetzigen zwei Feldgeschützconstructionen eine, statt der jetzigen drei bis vier Schußweiten zwei (und zwar mit Einheitsfertigzündern) und außerdem solche Constructionen und Einrichtungen an Rohr, Laffete, Protze und Munitionswagen vor, welche erlauben, die Zahl der von einem Geschütz mitgeführten Schüsse gegen früher etwas (ungefähr um 9 Procent), die Wirkung des einzelnen Schusses aber sehr bedeutend (als charakteristisch in dieser Beziehung mag die Erhöhung der Geschoß-Mündungsgeschwindigkeit von 442, bezw. 417 auf 800 Meter gelten) zu vergrößern, die Feuergeschwindigkeit zu erhöhen, den Zusammenhang zwischen Batterie und Munitionswagen zu einem mehr unmittelbaren zu machen und auf diese Weise den Gefechtswerth der ganzen Batterie wesentlich zu vergrößern. Wie sehr trotz der Vermehrung der Schußzahl und der ungemeinen Erhöhung der Wirkung des einzelnen Schusses auf die Beweglichkeit der Feldartillerie durch Annahme der Wille'schen Vorschläge gewinnen würde, dafür mag als Beleg angeführt werden, daß die auf ein Pferd reducirten Zuglasten gegenwärtig bei den Geschützen fahrender Batterien mit aufgesessenen Mannschaften 395, bei denen reitender Batterien 308, bei Munitionswagen mit aufgesessenen Mannschaften 412 (bis 443), ohne solche 333 (bis 365) Kilogramm betragen, während die entsprechenden Zahlen der Wille'schen Constructionen 350, 280, 353 (bis 365) und 290 lauten.

Wären nun die Kritik an unserm jetzigen Feldartilleriematerial, die Vorschläge zu dessen Aenderung, die Begründung dieser Vorschläge und endlich die positiven Constructionsangaben, von irgendeinem beliebigen, vielleicht noch so scharfsinnigen Neuerer ausgegangen, so könnte man daran zweifeln, ob dieser Neuerer über den wirklichen oder vermeintlichen Vortheilen seiner Vorschläge nicht deren Nachtheile übersehen hätte, und man könnte ferner daran zweifeln, ob diese Vorschläge durchweg rationell und die Constructionen ausführbar seien. Solche Zweifel sind dem General Wille gegenüber, der einen großen Theil des deutschen Feldartilleriematerials selbst construirt hat und der lange Jahre hindurch in hohen dienstlichen Stellungen dessen Leistungen prüfen zu können in der Lage gewesen ist, nicht am Platze. Wenn General Wille z. B. etwa sagt: „die und die Anforderungen sind an einen Einheitsfertigzünder zu stellen, und einen Zünder, der ihnen genügt, habe ich construirt", so kann man sich unbedenklich dabei beruhigen.

Auch der Laie muß, wenn er das vorliegende Buch liest, den Eindruck erhalten, daß General Wille das ganze große Gebiet der Construction und Leistung des Feldartilleriematerials geradezu souverain beherrscht. Dem Fachmanne müssen, ganz abgesehen von dem eigentlichen Verdienste des Werks, das in dessen gedanklichem Inhalte liegt, schon allein die vortrefflichen Zusammenstellungen über Constructionen und Leistungen der Feldartillerie im Deutschen Reiche, in Oesterreich-Ungarn, Italien, England, Frankreich und Rußland von hohem Werthe sein. (Beiläufig bemerkt, sind diese Zusammenstellungen auch für Zeitungsredactionen zum gelegentlichen Nachschlagen sehr zu empfehlen.)

Jeder Leser aber, gleichviel ob Laie oder Sachverständiger, muß einen wahren Genuß empfinden durch die

Art, in welcher General Wille seine Untersuchungen anstellt, seine Schlüsse zieht und einseitige Ansichten der Gegner widerlegt. Eine Tageszeitung sagte vor einiger Zeit nicht zu viel, wenn sie den „leisen und feinsinnigen Humor", der die polemischen Theile des Werks durchzieht, rühmte. Wie der Verfasser seinen Gegner zunächst eine Strecke Weges begleitet und die Vorzüge dieses Weges anerkennt, um ganz plötzlich zu zeigen, daß derselbe von dem gewollten Ziele weit ab führe, das wäre eines Lessing würdig gewesen. Und wenn hier eingeworfen werden sollte, Lessing's Geist sei denn doch dafür, sich mit Artillerieproblemen abzumühen, zu schade gewesen, so könnte entgegnet werden, daß die Herstellung einer möglichst zweckmäßigen Artilleriewaffe, die vielleicht unter Umständen das Geschick von ganzen Völkern auf Jahre hinaus entscheiden kann, ein ebenso würdiger Gegenstand für das Nachdenken ist, wie etwa die lediglich die Erkenntniß der Kunstgesetze fördernde Beantwortung der Frage, ob „die alten Artisten keine Furien gebildet". Es bedarf aber dieser Entgegnung vielleicht nicht, und so sei denn statt ihrer die begründete Vermuthung ausgesprochen, daß jedenfalls Lessing selbst an den polemischen Abschnitten des Wille'schen Buchs seine helle Freude gehabt haben würde.

Victor Kurs.

Zum Gedächtnisse Theodor Körner's.

Theodor Körner. Zum 23. September 1891. Leipzig, Brockhaus. 1891. Gr. 4. 12 M.

In Anlaß des bevorstehenden Gedenktages der vor hundert Jahren erfolgten Geburt Theodor Körner's hat Herr Rudolf Brockhaus, Geschäftstheilhaber der Verlagshandlung F. A. Brockhaus, von warmer Verehrung für den Sängerhelden erfüllt, die Schätze seiner reichen Autographensammlung geöffnet, um 60 Nummern aus ihnen in einem Hefte von rund 200 Seiten vornehmer Ausstattung den Freunden des zwiefach verklärten Dichters und der deutschen Literaturgeschichte darzubringen. Denn was die greise Mutter in ihrem siebenundsiebzigsten Jahre der einstigen Braut des Sohnes mit mütterlichem Stolze schrieb: „Theodor ist eine weltgeschichtliche Person geworden und wird durch alle Zeiten leben" (S. 196 dieses Buchs) ist durch die Folge bestätigt; nicht nur rüstet sein Volk sich heute, seine Gedächtnißfeier zu begehen, nicht nur hallen seine Lieder unter uns wieder — was viel mehr ist, wo hätte nicht ein gebildeter deutscher Jüngling einen Zeitabschnitt seines Lebens, in dem er im Frühvollendeten, dessen unvergleichlich glücklich heiteres Dasein ein rascher Reitertod schloß, sein Ideal erblickte? So darf jede neue Kunde über ihn und die Seinen, diesen ganzen erlesenen Familien- und Freundeskreis, auf vielfache Theilnahme rechnen und das dem Liebling der Nation gewidmete Buch guter Aufnahme gewärtig sein.

Die erste Abtheilung bringt drei allerdings bereits früher, aber an wenig zugänglichen Orten veröffentlichte wichtige Briefe in den ausgezeichnet wiedergegebenen Handschriften der Originale: den Brief Theodor's an den Vater vom 20. Mai 1812 mit dem ergreifenden Geständnisse seiner Liebe zu Toni, den Brief dieser an Theodor's Mutter vom 18. Mai 1813 aus ihrem Schmerze heraus um den in den Krieg gezogenen Verlobten, und Theodor's wahrscheinlich letzten Brief vom 23. August 1813 an seinen Freund D. Fr. Parthey. Wer ein Verständniß dafür hat, wie viel mehr der Anblick persönlicher Schriftzüge eine Sachlage zu vergegenwärtigen vermag als ihre Mittheilung vermittelst der nivellirenden Lettern, wird es zu würdigen wissen, einen feinen Genuß sich erschlossen zu sehen, der bisher außer dem Besitzer der Briefe nur wenigen zutheil geworden ist.

In drei Abtheilungen folgen nun die ersten Drucke von vier Briefen des Vaters Körner an den Sohn aus dem Jahre 1813. Der erste undatirte ist die kernige Antwort auf Theodor's herrlichen Brief vom 10. März, in dem er seinen Entschluß kundgab, mit ins Feld zu ziehen: „Du hast dich in mir nicht geirrt. Wir sind einverstanden." Ferner drei Briefe der Mutter an den Sohn und drei der Schwester an den Bruder. Der letzte, vom 27. Mai 1812, ist aus den Tagen den Fürstencongresses zu Dresden, während des Aufenthalts Napoleon's daselbst auf dem Zuge nach Rußland. Den Schluß macht ein Schreiben der Tante Dora Stock an den Rector der Universität Leipzig, Professor Christian Friedrich Ludwig, der dem befreundeten Körner'schen Ehepaare die Ueberaschung bereiten wollte, nach dem ihm zustehenden Rechte ihren zehnjährigen Sohn als akademischen Bürger in die Matrikel einzutragen. Um Angabe der richtigen Taufnamen hatte er sich vertraulich an die Tante gewandt und hier die Antwort:

Dresden d. 20ten December (1801)

Die Nachricht von Ihrer neu erlangten Würde, hat wohl meine Freude, nicht aber meine Achtung vermehren können, die ich Ihren Verdiensten schuldig bin. Daß Ihre Magnificenz bey Ihrer Hoheit an Ihre alten Freunde denken, und einen Stral davon auf ein Glied unserer Familie wollen fallen lassen, verdoppelt mein Vergnügen. Im Ernst liebster Freund der Spaß ist köstlich, und Körner's Freude wird ungemein groß seyn, wenn sie ihren ungelahrten Sohn mit dieser gelehrten Würde begabt sehen werden. Daß ich ein Geheimniß zu verschweigen weis, müssen Sie mir angesehen haben, sonst hätten Sie mir dieses nicht vertraut, auch werde ich es treu verwahren, bis Sie es an den Tag bringen werden. Sein Vorname ist Carl Theodor, und ich will Ihnen sogar den Tag seiner Geburt nennen, wenn es nöthig ist. Er wurde geb. 23. Septbr: 1791. Ich selbst kann nicht erwarten bis Weynachten vor der Thür ist, damit ich den Carl als Studenten begrüßen kann; urtheilen Sie daher von der Freude der Eltern!

Ich empfehle mich der Gnade Ew: Magnificenz, und der Freundschaft meines Freundes. Herzliche Grüße an die liebe Gattin.

Dorothea Stock.

Schriftstücke aus Theodor's früher Jugendzeit, nämlich ein Schulaufsatz des Dreizehnjährigen und Briefe an den Freund Fritz Henoch über die Straße hin und aus der freiberger Bergakademie, bilden die dritte Abtheilung, der sich die vierte anreiht: Dichtungen, Briefe und Documente an und über Theodor und die Familie, auch ein kurzes Schreiben von ihm selbst. Unter ihnen sind zwei Briefe des Grafen Karl Friedrich Geßler aus den Jahren 1796 und 1797 an Körner's Vater bereits in den „Grenzboten" 1882 veröffentlicht. Alles andere tritt zum ersten male hervor, natürlich nicht jedes von gleicher Bedeutung, aber auch minderwerthige Stücke gliedern sich berechtigt der inhaltsverwandten Gruppe ein.

Die diesen Reliquien (S. 13—122) beigefügten Erläuterungen des Herausgebers (S. 125—180) zeugen von eingehender Kenntniß der Lebensverhältnisse der Familie Körner und der einschlagenden Literatur, wie von der liebevollen Hingabe des Sammlers an seinen Besitz, den nicht nur zu mehren, sondern innerlich sich ganz zu eigen zu machen er beflissen ist, ohne daß irgendwie eine Ueberschätzung des Dargebotenen dem Leser aufdringlich entgegenträte. Vielmehr hat die sehr verständliche Freude am Besitze des wahrscheinlich letzten Briefes Theodor Körner's vom 23. August 1813 den Herausgeber dazu geführt, sich nach Möglichkeit dessen zu vergewissern, ob nicht noch spätere Schriftstücke von der Hand des Dichters — am Morgen des 26. empfing er die Todeswunde — vorhanden seien. Diese Beziehungen knüpften nach Ausweis der Erläuterungen zu jenem Briefe (Nr. 3) die folgenreichen Beziehungen zum Sohne der Braut Körner's, Antonie Adamberger, aus ihrer im Jahre 1817 geschlossenen Ehe mit dem Offizier Joseph Arneth: zum berühmten österreichischen Geschichtschreiber und Director des wiener Staatsarchivs Alfred Ritter von Arneth. Nun hat Herr von Arneth im laufenden Jahre Erinnerungen: „Aus meinem Leben. Die ersten dreißig Jahre (1819—1849)" als Manuscript drucken lassen und ihnen Aufzeichnungen seiner Mutter aus dem Jahre 1857 über ihre Jugendzeit eingefügt. Auf seine liebenswürdige Ermächtigung hin haben im Anhange der vorliegenden Festschrift nicht nur die auf das Jugendleben seiner Mutter bezüglichen Mittheilungen des Sohnes und ihre eigenen Aufzeichnungen Aufnahme finden dürfen und sind dadurch weitern Kreisen zugänglich geworden, sondern Herr von Arneth hat auch noch drei Briefe von Theodor Körner's Aeltern an seine Mutter, des Vaters Körner aus dem Jahre 1820, der Mutter aus den Jahren 1834 und 1838, zur ersten Veröffentlichung Herrn Rudolf Brockhaus abschriftlich übergeben. Alle diese Mittheilungen enthält der Anhang (S. 183—198) und verleiht dem Buche zum Schlusse einen gesteigerten Reiz und hohen Werth. Denn aus ihnen leuchtet das wunderbar ansprechende Bild der Braut unsers Dichters hervor, wie sie war, als Körner sie kennen lernte, wie sie war, als sie den Geliebten verloren, und wie seine Aeltern in späten Jahren zur Tochter, auf die sie hatten verzichten müssen, standen. Auch wir als Leser fühlen uns verpflichtet, Herrn von Arneth zu danken, daß er diesem Buche einen solchen Schmuck, namentlich den beiden ersten in ihm mitgetheilten Briefen durch die Auszüge aus seinem nur für Freunde bestimmten Werke den sprechendsten Commentar verliehen hat.

Doch ist hiermit der günstige Einfluß des Verkehrs, den der Herausgeber, von einem glücklichen Sterne geleitet, mit Herrn von Arneth geknüpft hat, noch nicht erschöpft. In der Erläuterung zum mehrerwähnten Briefe Nr. 3 (S. 132 fg.) ist der berechtigten Freude Ausdruck gegeben, die Mittheilung Herrn von Arneth's zuerst veröffentlichen zu dürfen, daß Theodor Körner's Taschenbuch, welches er während des ganzen Feldzugs bei sich getragen und welches die ersten Niederschriften der in „Leier und Schwert" enthaltenen Gedichte, sowie zuletzt das mit Bleistift geschriebene „Schwertlied" enthält, im Besitze des Grafen August Fries auf Czernahora in Mähren erhalten sei, und daß der Eigenthümer die Absicht habe, diesen Schatz dem Körner-Museum zu Dresden zum Geschenk zu machen. Das Taschenbuch war eine Gabe der Baronin Pereira an Körner gewesen und wurde von Körner's Mutter im Jahre 1835 in Begleitung eines gleichfalls mitgetheilten Briefs der Geberin zum Andenken zurückgestellt. Aus dem Besitze letzterer ist es durch Erbschaft an den Grafen August Fries gelangt und dieser hat seine hochherzige Absicht inzwischen verwirklicht, indem er den sorgsam gehüteten und bisher wol nur im allerengsten Kreise bekannten Schatz Herrn Rudolf Brockhaus mit der Bitte zugehen ließ, ihn zum 26. August als dem achtundsiebzigjährigen Todestage des einstigen Eigenthümers dem an Erinnerungen an den Dichter so reichen Körner-Museum zu übermitteln. Daß dieses geschehen ist, haben dankbare Mittheilungen aus diesem Museum, die vor zwei Wochen durch die Tagespresse liefen, bekundet.

Ward durch diese der Herausgeber auch um die Freude gebracht, die erste Nachricht vom geretteten Dasein der unschätzbaren Handschrift zu bringen, so bleibt ihm die volle Genugthuung, in seiner schönen Veröffentlichung mehr gebracht zu haben, als er anfangs beabsichtigen konnte, und der Anlaß geworden zu sein, daß das Taschenbuch jetzt als vorhanden bekannt und am würdigsten Ehrenplatze als Gemeingut der Nation niedergelegt wurde.

* * *

Diesen Bericht über große Darbringungen mit eigenem bescheidenen Beitrage zu schließen, sei mir gestattet. Ich entnehme ihn meinen Familienpapieren als bisher unveröffentlichtes Zeugniß der Wirkung, die Theodor Körner auch in den Grenzmarken deutschen Volksthums am Dünaufer geübt hat, und der Würdigung und des Mitgefühls, die er dort gefunden. Der Dichter ist mein Großvater

Daniel Gustav von Bergmann, geb. 1787, gest. 1848 als Stadtsuperintendent von Riga. Die nachstehenden Strophen sind vom 23. December 1825 datirt und Emilie Reimers gewidmet, einem jungen Mädchen, das die Fortbildungsklasse besuchte, welche mein Großvater als jüngerer Prediger eine Reihe von Jahren hindurch für die Töchter der gebildetsten Familien der Stadt hielt und in der er den wissenschaftlichen Unterricht allein ertheilte. Die Veranlassung des Gedichts wird wol eine Literatur- oder Geschichtsstunde geboten haben, in der meines Großvaters lebendige und ergreifende Schilderung des Lebens, Wirkens und Todes Körner's seine jugendlichen Hörerinnen, vor allen Fräulein Reimers, zu einem Thränenausbruche brachte. Nach der väterlichen und freundschaftlichen Weise seines Verkehrs mit den Schülerinnen hat er ihr dann an einem der nächsten Tage oder zum Schulschlusse vor Weihnachten das Blatt übergeben, dessen Copie er in sein Sammelbuch, nach welchem ich den Druck liefere, eingetragen hat. Es als unveröffentlicht zu bezeichnen, sehe ich mich berechtigt, weil ich keinen Druck kenne und weil mein Großvater, obwol ein fruchtbarer und glücklicher Dichter, außer Festliedern zu bestimmten Tagen, um die er unzählige male angegangen wurde, und einigen Gedichten, die in eine örtliche Sammlung „Reminiscenzen vom Badestrande Dubbelns und Kaugerns", herausgegeben von Robert Klassohn, Riga 1839 (ich citire aus dem Gedächtnisse) aufgenommen wurden, überhaupt nichts hat drucken lassen. Und somit stehe es hier als ein weiterer Zoll der Verehrung für unsern Sängerhelden:

Auf Theodor Körner.
(23. December 1825.)

O nicht geweint um ihn, der groß gefallen
und was die Leier sang, durchs Schwerdt bewährt,
der, glühend für des Dichters Sternenwallen,
sich selbst zum Stern in der Geschlechter Hallen,
zum Stern der Zeit durch seine That verklärt!

Zum Himmelsstern hob ihn sein Opferleben.
Er leuchtet jedes Deutschen Kraftentschluß
für Freiheit, Brüderwohl; und jenem Streben,
den Sinn der Zartheit in die Kraft zu weben,
gibt er des Herzens reinen Vollgenuß.

Ihm reichen Cherubim die Siegeskrone
aus Perlen, die Gerettete geweint,
und für den süßen Liedermund zum Lohne
ward er, zum Seraphssang am Himmelsthrone,
nun mit des Liedes Seele ganz vereint.

Und während sein Gesang durch Welten gehet,
bleibt uns der holden Stimme Nachhall doch.
Dort, wo die Eich' in freier Erde stehet,
und Schwerdt und Leier seine Gruft umwehet,
umhaucht er uns im Geisterrufe noch.

O selig, dem selbst jener Ruhm gebühret,
daß er in holder Unschuld Tugendbrust
das Erstempfinden hochbegeisternd rühret,
und sie zur ungeahnten Wonne führet,
zum Seelenleben in der Dichtungslust.

Dem nicht geweint, der sich das Höchst' errungen,
Die Geistesweihe der Bewunderung!
Sind seynes Daseyns Saiten auch verklungen,
ist ihm die Tröstung herrlich auch gelungen;
sein freuen muß sich die Erinnerung.

Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

Seit in Nr. 17 d. Bl. das Erscheinen der illustrirten Ausgabe von **Wilhelm Hauff's** Werken (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) angezeigt worden, liegen acht weitere Lieferungen vor, von denen fünf den „Lichtenstein" weiterführen, drei die Novellen „Die Bettlerin vom Pont-des-Arts" und „Othello" enthalten. Die künstlerische Ausstattung des historischen Romans bleibt, wie sie begonnen, geschmackvoll und würdig und vergegenwärtigt trefflich Zeit und Ort der Handlung; auch fehlt es nicht an Versuchen charakteristischer Wiedergabe bedeutungsvoller Auftritte. Unter den vom Dichter geschaffenen Gestalten hat bisher der Pfeifer von Hardt eine der Phantasie des Lesers entgegenkommende Persönlichkeit durch des Zeichners Stift erhalten. Der größte Nachdruck ist offenbar auf die Architektur gelegt worden; die bezüglichen Bilder sind ausgezeichnet entworfen und ausgeführt. Durchaus in breitern Zügen und mit großer Anschaulichkeit sind die Novellen illustrirt. Die genaue Festhaltung der Tracht der zwanziger Jahre in ihren heute uns sehr befremdenden und zum Theile lächerlich erscheinenden Formen läßt sich nicht nur rechtfertigen, sondern muß bei näherer Prüfung doch wol als das einzig richtige Vorgehen anerkannt werden. Eine ganze Reihe der Bilder zur „Bettlerin vom Pont-des-Arts" ermangelt auch nicht des seelischen Ausdrucks und der wirklich anmuthigen Gestaltung der Heldin der liebenswürdigen Erzählung, sodaß diese neue Prachtausgabe ehrlicher Empfehlung werth ist.

— Aus dem Verlage von **F. A. Perthes** in Gotha sind wieder zwei der hübschen Jugendschriften hervorgegangen, die wir dieser Firma zu verdanken haben, beide diesmal aus dem Englischen. Die eine als zweite Auflage der vor sechs Jahren erschienenen ersten deutschen Bearbeitung von **F. Palmer's** „Eddy oder Treu und standhaft. Eine Erzählung für Knaben von 9—14 Jahren. Autorisirte Uebersetzung von L. **Willigerod**" (Preis 2 M.); die andere ist „Unser armer Dick. Von **John Strange Winter**. Uebersetzt von **Dorothea Gräfin Carmer**" (Preis 2 M. 40 Pf.), die Geschichte eines wackern Soldaten und einer Frau, die er beim Abgange seines Regiments nach Indien in London zurücklassen muß.

— Seit dem Mai d. J. liegen schon die im Verlage von Mittler u. Sohn in Berlin erschienenen ersten Schulbücher vor, nach „denen die vom Kaiser in der Schulconferenz vertretene Reform des Schulunterrichts am ersten zur Durchführung gelangen soll". Dieser Satz der von der Verlagshandlung beigefügten Empfehlung kann sich unter den drei ausgegebenen Büchern wol nur auf das „Lehr- und Lesebuch der Geschichte für die untern Klassen höherer Lehranstalten" beziehen, das für Sexta von Dr. Rud. **Stengler**, für Quinta von Dr. **Franz Lindner** bearbeitet ist und von der Gegenwart bis auf Karl den Großen reicht. Denn hier allein finden wir die vielbesprochene Concentrirung nach rückwärts, wofür man die Losung im Worte des Kaisers, „der deutsche Knabe solle von Sedan über Roßbach nach Thermopylä geführt werden", sehen will. Ich kann dies Wort nicht anders verstehen, als daß im ersten Geschichtsunterricht, der doch erprobtermaßen in abgeschlossenen und also zeitlich vonein-

ander getrennten biographischen Bildern gegeben werden sollte, Männer und Ereignisse der vaterländischen Geschichte und zwar zunächst der jüngsten Zeit den Anfang zu machen und ihnen dann weiter abliegende Zeiten und Völker zu folgen hätten. Jede der zu behandelnden hervorragenden Persönlichkeiten müßte doch, um ein Interesse an ihr zu erwecken, in ihrer Zeitlage zur Darstellung kommen, und der erfahrene oder auch nur gewandte Lehrer hätte seine Wahl so zu treffen, daß sich die einzelnen Stoffgruppen nicht zu nahe treten, um sich nicht zu berühren oder zu kreuzen. Zugleich ist Sparsamkeit im Herbeiziehen von Namen, Zahlen und Geschehnissen eine äußerst wirksame Oekonomie, die durch lebendige Schilderung und reiche Farbengebung ausgeglichen werden muß. Kaiser Wilhelm, Blücher, der alte Fritz, Prinz Eugen, Gustav Adolf, Luther — das wären etwa die Etappen auf dem Wege der Sexta durch die Geschichte und dürften sie vollauf beschäftigen und ihnen heilige Begeisterung einflößen. (In nicht-evangelischen Unterricht vermag ich mich nicht hineinzuversetzen.) Kommt dann die alte Geschichte zu biographischem oder fortlaufendem Vortrage, so kann der Knabe den nun auf ihn eindringenden Eindrücken aus seinem vaterländischen Wissen heraus schon Stand halten und Vergleiche ziehen, die einer ungesunden Ueberschätzung des Alterthums vorbeugen. Ich weiß noch sehr gut, wie kritisch ich mich zum Spartaner- und Römerthum im neunten Jahre verhielt, weil ich seit dem sechsten mit den Heldengestalten meiner engsten Heimatsgeschichte wohl vertraut geworden. Ich kann mir nicht vorstellen, daß der Kaiser anderes gemeint haben sollte; ob er sich sonst noch darüber ausgelassen hat, ist mir unbekannt. Traurige Thatsache ist es aber, daß im genannten Buche ein logisches und pädagogisches Monstrum geschaffen ist, durch das achtbare Männer in bureaukratischem Gehorsam das Opfer des Intellects gebracht haben. Beleuchtet ist es inzwischen an verschiedenen Stellen; ich kann auch nur wider dieses Machwerk zeugen und will nur noch die unverständige Anhäufung für das Alter, dem es bestimmt ist, gar nicht verwendbaren Stoffs betonen. Für 1 M. 50 Pf. kann jeder Kundige mein Urtheil nachprüfen.

Beim „Germanischen Sagen- und Märchenbuch" von Dr. C. Schmidt und A. Floß vermag ich die unter dem Titel „Göttersagen" verübte Hineinziehung der deutschen Mythologie nicht zu billigen, weil sie erst in der Prima gewürdigt werden kann. Das Lesen dieser Abschnitte wird ein ganz wüstes Durcheinander im Kopfe des Knaben hervorrufen. Gut sind die Märchen und auch gegen die Sagen ist nichts einzuwenden. Nur will mir scheinen, daß es geeigneter wäre, Siegfried und die Nibelungen nach dem Nibelungenliede darzustellen und nicht auf die ältere verwickeltere mythologische Fassung zurückzugehen, als ob die Knaben für das Verständniß der Wagner-Trilogie vorbereitet werden sollten.

Des Hauptmann Rott „Heimatskunde. Grundzüge des Unterrichts für die Sexta" endlich ist, unter andern wesentlich auf den vortrefflichen Finger gestützt, sehr brav; nur möchte ich dringend empfehlen, sich mit weniger Apparaten zu behelfen, als schon in der Sexta des Verfassers im Gebrauche sind oder er sich noch gar (S. 21) ersehnt, im Interesse der Erhaltung einfachen Sinnes und zur Stärkung der Selbsthülfe der Schüler.

Bibliographie.

Altona unter Schauenburgischer Herrschaft. Herausgegeben mit Unterstützung des königl. Commerz-Collegium zu Altona. Altona, J. Harder. Lex.-8. 2 M.

Ammon, O., Der Darwinismus gegen die Sozialdemokratie. Anthropologische Plaudereien. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. Gr. 8. 1 M.

Bergbach, E. v., Geisterkundgebungen. Berlin, K. Siegismund. 8. 2 M. 50 Pf.

Besant, W., Nora und Was aus dem Puppenheim ward. Nach dem Englischen von E. Oswald. Einzig ermächtigte Uebertragung. Hamburg, C. Kloß. 12. 50 Pf.

Bolin, W., Ludwig Feuerbach, seiu Wirken uud seiue Zeitgeuossen. Mit Benutzung uugedruckteu Materials dargestellt. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Gr. 8. 6 M.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. Mit gegen 9000 Abbildungen im Texte und auf circa 900 Tafeln, darunter 120 Chromotafeln und 300 Karten und Pläne. In 16 Bänden oder 256 Heften. Probe-Heft. Leipzig, Brockhaus. 1892. Lex.-8. Jeder Band geb. (64 Bog.) 10 M.; jede Lieferung (4 Bog.) 50 Pf.

Duncker, D., Ein Lieutenant verloren ꝛc. Inseratstudien. Illustriert von H. Albrecht. Stuttgart, C. Krabbe. 8. 1 M.

Finck, F. N., Von der Riviera. Gedichte. München, Staegmeyr. 12. 80 Pf.

Italienische Forschungen zur Kunstgeschichte. Herausgegeben von A. Schmarsow. 2. Bd.: Douatello's Kanzeln iu S. Lorenzo. Ein Beitrag zur Geschichte der italienischen Plastik im XV. Jahrhundert von M. Semrau. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Gebele, J., Peter von Osterwald, Kurbayerischer geheimer Rat, erster Direktor des kurfürstlichen geistlichen Rates, Direktor der philosophischen Klasse der kurbayerischen Akademie der Wissenschaften. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Bayern unter Kurfürst Max III. München, M. Kellerer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Graf, J. H., Das Leben und Wirken des Physikers und Geodäten Jacques Barthélemy Micheli du Crest aus Genf, Staatsgefangener des alten Bern von 1746—1766. Aktenmässig dargestellt. Mit dem Bildniss Micheli's und einer Ansicht seines Gefängnisses in Aarburg. Bern, K. J. Wyss. 1890. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Hasbach, W., Untersuchungen über Adam Smith und die Entwicklung der politischen Ökonomie. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 9 M.

Jagow, E. v., Torre Marie. Corsische Novellen und Anderes. Leipzig, B. Elischer Nachf. 8. 4 M.

Jenny, R. C., Oswald von Wolkenstein, der letzte Minnesäuger. Dramatisches Gedicht. Prag, J. G. Calve. 8. 3 M.

Jensen, C., Die nordfriesisehen Inseln, Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen vormals und jetzt. Mit besonderer Berücksichtigung der Sitten und Gehräuche der Bewohner hearbeitet. Hamhurg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. Gr. 8. 12 M.

Knortz, K., Rom in Amerika. Ein Vortrag. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 70 Pf.

Koch, S., In rosenfarbener Laune. Gereimter und ungereimter Humor. Erlangen, F. Junge. Gr. 8. 1 M.

Krüger, F. H., Die Sozialreform. Ihre Begründung und ihre Erfüllung. Berlin, Vaterländische Verlags-Anstalt (H. Oberwinder). Gr. 8. 1 M.

Lind, P. v., Moderner Geschmack und moderue Musik. Eine Gegenwartstudie. Leipzig, Gebr. Hug. Gr. 16. 1 M.

Ludwig, A., Geharnischte Artikel über Musik. Berlin, R. Eckstein Nachf. 8. 60 Pf.

Piening, T., Krischan Wehnke's Abenteuer. Eine Lügengeschichte. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. 8. 1 M.

Pudor, H., Ernste Gedanken zu den „Ernsten Gedanken". Nebst einem Anhang: Die von Egidy-Literatur. Berlin, R. Eckstein Nachf. 8. 50 Pf.

Rauthe, Geschichte des badischen Fuß-Artillerie-Bataillons Nr. 14. Nach dienstlichen Quellen bearbeitet. Rastatt, E. Greiser. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Rentzlav, C., Zwei Vertreter des Sozialismus. Ein spekulativer Heiratskandidat. Naturalistische Sittenbilder. Berlin, J. L. V. Laverrenz. 8. 1 M.

Ritter, H., Ueber musikalische Erziehung. Ein Mahnwort an Eltern, Vormünder und Erzieher. Dresden, O. Damm. Gr. 8. 80 Pf.

Schmidt-Warneck, Social, socialistisch, sociologisch. Ein Nachwort zum zweiten evangelisch-socialen Congreß. Braunschweig, Grüneberg. Gr. 8. 80 Pf.

Schroeder, L. v., Dara oder Schah Dschehan und seine Söhne. Historisches Trauerspiel. Mitau, E. Behre. 8. 2 M. 40 Pf.

Schwarzgelh! Wie kaun die Wehrkraft auf die möglichst höchste Stufe gebracht, der Aufwand hiefür verringert und mit der Militär-Frage zugleich die sociale Frage zur Lösung gebracht werden? Bittschrift an die Steuermänner und Capitäne aller christlichen Staaten. Wien, H. Kirsch. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Soldat, J. F., Sareka. Ein Heldengedicht in 12 Gesängen. Königsberg i. Pr., Akademische Buchhandlung von Schubert u. Seidel. 8. 3 M.

Stolz, J. F., Geschichten aus dem Leben. Kurze Erzählungen aus dem Volksleben. Neue Folge. Wien, A. Hartleben. 8. 1 M. 80 Pf.

Stubei, Thal und Gebirg, Land und Leute. Mit 306 Abbildungen und 3 Karten. Herausgegeben durch die Gesellschaft von Freunden des Stubeithals. Leipzig, Duncker u. Humblot. Lex.-8. 36 M.

Terbille, A., Kaiser Wilhelm II. Ein Lebensbild. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 60 Pf.

Thom, H., Vom Baume des Lebens. Roman. Leipzig, R. Claußner. Gr. 8. 2 M.

Türler, E. A., St. Gotthard, Airolo und Val Pioro. Pittoreske Beschreibung der Natur und Landschaft des St. Gotthardgebirges. Mit Berücksichtigung der geschichtlichen und militärischen, sowie der geologischeu, hotanischen und zoologischen Verhältnisse. Für Alpenfreunde dargestellt. Bern, Kaeser u. Comp. 8. 2 M.

Tyche, J. v., Die Todsünden der modernen Gesellschaft. Ein Protest gegen die hestehende Wirthschaftsordnuug und ihre Folgen. Wien, J. Dirnböck. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Ulmann, H., Kaiser Maximilian I. Auf urkundliche Grundlage dargestellt. 2. Bd. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Gr. 8. 14 M.

Ulrich, A., Bilder aus Hannovers Vergangenheit. Hannover-Linden, C. Manz. 8. 2 M.

Wald-Zedtwitz, E. v., Unbeugsames Schicksal. Ein Familien-Roman. Berlin, O. Janke. 8. 2.

Winterfeld, A. v., Ein Abenteuer in Polkwitz. Die Gastspielreise. Der Mayadar. Berlin, B. Behr. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Ein Giftmord. Die alte Schabracke. Wohnungsnöthliche Intelligenz. Berlin, B. Behr. 8. 1 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annonceen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 17. September 1891.

Dramen.

1. Egbert. Schauspiel in fünf Aufzügen von K. Gedau. Basel, Schwabe. 1891. 12. 1 M. 20 Pf.

In einer Reihe günstiger Besprechungen hatte die Kritik das anonym erschienene Drama „Carracciolo" Gedau's begrüßt. Auch an dieser Stelle wurden die Vorzüge rühmend hervorgehoben, die dieses geschichtliche Stück vor der Mehrzahl der dramatischen Production auszeichneten. Aber bereits ein Einacter Gedau's, der seinen Stoff diesmal aus der Gegenwart nahm, enttäuschte und stimmte die Erwartungen bedeutend herab, die man ursprünglich an das aufgetauchte Talent geknüpft hatte. „Egbert" ist ein künstlerisch völlig verwahrlostes und verworrenes Stück, eine knabenhafte Sudelarbeit, deren man sich wahrlich nicht von dem Verfasser des „Francesco Carracciolo", wie sich der Autor auf dem Titelblatte nennt, versehen hätte. Nicht scharf genug kann die Kritiklosigkeit und Leichtfertigkeit eines Dramatikers gekennzeichnet werden, der, wenn er alle seine Kräfte zusammenfaßt und sein sprödes Talent durch rastlose Mühen biegsamer macht, sehr wohl im Stande ist, etwas Tüchtiges und Dauerndes zu schaffen, der aber sofort in all seiner Armuth und angeborenen Nüchternheit dasteht, sobald er die Arbeit, die bei ihm der wichtigere Theil der Kunst ist, zu vernachlässigen beginnt. Daß Gedau kein geborener Dramatiker ist, der auch dann, wenn er leicht aus dem Handgelenk schafft, Gestalten von Mark und Lebensfülle hinstellt, das hat der Autor überflüssigerweise mit seinem vorliegenden Stücke bewiesen; aber auch die Illusion muß zerstört werden, als verfüge Gedau über ein ursprüngliches theatralisches Vermögen. Alle bösen Kennzeichen des Dilettantismus haften dem „Egbert" an, dessen verrenkter und verzwickter Bau, dessen molluskenhafte Verschwommenheit kaum eine ernsthafte Kritik, geschweige denn eine wirksame Verbesserung erfahren können. Die Sprache ist so unmodern als nur möglich. Die Charakteristik spottet aller Wahrheit und festen logischen Formen. Die Handlung ist ein jammervolles trübes Gewirr, in dem am Schlusse sich kein Mensch mehr auskennt. Die Technik pflegt selbst in Oberlehrerstücken oder in besseren Primanerdramen eine reifere zu sein. Nur eine Erklärung und möglicherweise eine Entschuldigung könnte in dem Umstande liegen, daß „Egbert" vielleicht eine ältere Arbeit des Verfassers ist, die er in einer seiner schwächsten Stunden zu veröffentlichen beschlossen hat. Wollen wir es einstweilen wohlwollenderweise glauben.

2. Anna von Medici. Historisches Schauspiel in vier Acten von W. Danz. Dresden, Pierson. 1891. 8. 1 M.

Es ist ein eigenartiges Schauspiel, wenn man einen Autor von geistiger Reife, von wissenschaftlich tieferer Kenntniß unter einer dramatischen Unreife leiden sieht, die fast alle Eigenschaften, die man an dem Stücke rühmen oder bewundern möchte, wesentlich beeinflußt oder gar zum Theile völlig wieder aufhebt. Immerhin muß gleich an der Spitze dieser Erörterung die Behauptung ausgesprochen werden, daß der Verfasser über ein Talent gebietet, welches das der meisten anderen, welche hier noch zur Besprechung kommen, weit in den Schatten stellt. Auch die Sorgfalt verdient rühmend anerkannt zu werden, mit welcher der schwierige geschichtliche Stoff behandelt worden ist; in ungewöhnlich glücklicher Weise ist besonders der Ton der Zeit getroffen worden, ohne doch die Menschen vom Schlusse des 17. Jahrhunderts dem modernen Verständnisse zu entfremden. Was vielleicht die meiste Beachtung an dem vorliegenden Stücke verdient, ist die kecke Art, mit welcher in den historischen Hergang der Begebnisse einige halb komische halb ernst zu nehmende Figuren gemischt worden sind, die an ihrem Theile zu der Lösung des Knotens

sehr wohl beitragen. Diese Figuren, wie überhaupt die hie und da überraschend hervortretenden Ansätze zur Charakteristik sind in vorliegendem Stück die beste Gewähr für eine weitere Entwickelung des Verfassers. Er hat sich weise beschränkt, den Stoff nicht in der ganzen Tiefe zu fassen, die ihm zwar gegeben werden kann, aber dann weit über die Kräfte des Autors hinausgehen würde. Bereits im Rohstoff der Geschichte ist das Verhältniß Anna's von Medici zu ihrem Gatten, dem Kurfürsten von der Pfalz, und die durch sie bewirkte Austreibung der Jesuiten voll dunkler Räthsel, voll seelischer Conflicte und verborgener wilder Leidenschaften. Mit einem Intriguenstücke, zu dem der Verfasser nicht üble Anlage zeigt, ist es bei solch einem Stoffe nicht gethan. Ansätze zu einer tiefer eindringenden Behandlung sind vorhanden, das soll nicht geleugnet werden, aber der Schwerpunkt des Stücks wäre meines Erachtens in das Verhältniß der beiden fürstlichen Gatten zueinander zu legen. Eine Ehetragödie großen Stils hätte auch den Vortheil gehabt, stets menschlich und nie politisch oder tendenziös zu wirken. Das geringere Vermögen des Autors, der sich nicht an diese Aufgabe gewagt, thut sich gerade an den Stellen kund, wo die ganze Kraft des Dramatikers und Psychologen eintreten muß, in der entscheidenden Wendepunktscene, die hier an das Ende des Stücks zu liegen kommt. Bedeutende seelische Vorgänge und Conflicte werden so schnell abgethan, daß deutlich die dramatische Unsicherheit und Unreife hervortritt, während große Partien voll nebensächlicher Geschehnisse in den voraufgegangenen Acten sehr wohl eine Kürzung erfordert hätten. Der Dialog ist lebhaft und verräth Lebensbeobachtung.

3. Die Tragödie des Menschen. Dramatisches Gedicht von Emerich Madách. Aus dem Ungarischen übersetzt von Ludwig Doczi. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1891. 8. 4 M.

Ein Drama von großartigem Wurfe, erfüllt von schönen und ergreifenden Ideen, liegt vor uns. Wir sind von unsern heutigen Dramatikern in Deutschland leider gewöhnt, nur Stücke von so kleinem und engem Hintergrunde zu sehen, daß wir überrascht dastehen, wenn plötzlich ein Fremder, sei es ein Ungar, sei es ein Skandinavier, ein riesengroßes Bild der Welt vor uns aufrollt. Vielfache Spuren führen von Madách zu Goethe zurück, und an Anregungen und Entlehnungen fehlt es in der „Tragödie des Menschen“ nicht, die auf den Dichter des „Faust“ hinweisen. Goethe hat erst durch seinen Prolog im Himmel, durch die Schlußscenen des zweiten Theils und die Helena-Episode das Gebiet erobert, auf dem Madách vorgegangen ist. Er thut es „gründlicher“ und mit einem stärkeren Aufgebote an äußeren Mitteln als Goethe, aber der Rest an Ideen, der zurückbleibt und nicht rein aufgeht in der Welt der künstlerischen Erscheinung ist bei weitem größer. Die Gefahr der Wiederholung, die in dem Plane lag, Adam als Vertreter der Menschheit in zehn verschiedenen Lagen und Zeiträumen zu zeigen und — zu enttäuschen, ist nicht vermieden, auch liegt die Bedeutung des Dichters nicht in der scharfen Charakterschilderung, was um so fühlbarer wird, je näher die gewählten Episoden an die Gegenwart heranreichen. Es wäre eine besondere Untersuchung, ob nicht eine andere Reihe historischer Begebenheiten zu finden wäre, die allseitiger die „Tragödie des Menschen“ widerspiegelt. Aber auch solche Beurtheiler, die widerstreben möchten, wird die eine Schönheit, die sich am Schlusse des Gedichtes findet, mit vielem versöhnen. Adam ist soeben aus den Träumen erwacht, in denen er bald als Pharao, bald als Miltiades, bald als Kepler und Danton kämpfend und elend unterlegen. Er will mit einem male das ganze ungeheure Weh, das auf ihn und die ganze Menschheit wartet, vertilgen durch freiwilligen Tod. Da tritt Eva, sein Weib, zu ihm und mit dem Worte, daß sie sich Mutter fühle, hält sie ihn ab, auch im Hinblicke auf alles Elend sie und ihr Kind zu verlassen. Dieser eine Zug, so einfach und rührend, ist von echter Größe. Als Probe der Doczi'schen Uebersetzung, die trefflich ist, setze ich die Stelle her, in der Adam als Kepler einen wißbegierigen Schüler über die Kunst belehrt — eine Stelle voll Weisheit und glänzender Form:

Schüler.

Doch wenn das Wissen doch nur blauer Dunst,
Raub' mir nicht auch den Glauben an die Kunst,
Und leg' mir ihre sichern Regeln dar.

Adam.

Der Kunst Vollkommenheit und höchste Stärke
Ist: so zu wirken, daß man sie nicht merke.

Schüler.

Kann sie von schroffer Wirklichkeit denn leben?
Das Ideal muß ihr die Weihe geben.

Adam.

Ganz recht. Doch muß ein Athem von Natur
Das Werk zum Rang organ'scher Schöpfung heben,
Sonst bleibt's bei aller Kunst ein Machwerk nur.
Red' dir nicht ein, mit bloßen Idealen
Lebendige Natur zu überstrahlen.
Vor allem scher' dich nicht um Muster und Gesetze...
Der Kräft'ge, den ein Gott treibt, fürchtet nicht,
Daß er im Schaffen eine Norm verletze.
Er malt und meißelt, singt uns sein Gedicht,
Und wie's ihm ist, zum Schluchzen oder Lachen,
Wird er uns weinen oder lächeln machen.
So neu sein Weg, er wird zum Ziel ihn führen.
Dann kommt die Theorie, auf seiner Spur,
Beileibe nicht beflügelnd, hemmend nur
Für andre, Regeln klug zu abstrahiren.

Schüler.

Wenn's so steht, Herr, was fang' ich Aermster an?
Hab' Tag und Nacht des Besten mich beflissen,
Und muß dem Dümmsten gleichgestellt mich wissen,
Und alle Arbeit war umsonst gethan?

Adam.

Nicht ganz umsonst. Erst gründliches Betrachten
Gab dir das Recht, das Wissen zu verachten.
Wer, ohne der Gefahr ins Aug' zu sehn,
Entweicht, ist feige. Der erprobte Mann

Darf kühn dem Stärkern aus dem Wege gehn,
An seinen Muth tritt kein Verdacht heran.
Drum wirf ins Feuer deine Folianten,
Die Pergamente mit den braunen Kanten!
Ein Krüppel bleibt, der nicht die Krück' entfernt,
Durch die der Mensch das grade Gehn verlernt.
Sie sind's, die eignes Denken uns verderben,
Und jeden Irrthum der Vergangenheit
Als Vorurtheil der künft'gen Zeit vererben.
Wirf sie ins Feuer — und du bist befreit.
Studirst du, was ein Lied und was ein Wald ist,
Indeß dein Stubendasein freudlos, kalt ist?
Ist's Leben gar so lang und reich an Freuden,
Daß du's an Theorien darfst vergeuden?
Ade der Schule, Schüler so wie Meister! —

4. Um den Kaiserthron. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von P. V. Dresden, Pierson. 1891. 8. 1 M.

Das vorliegende Stück, das sich mit Unrecht „Historisches Trauerspiel" nennt, behandelt eine Episode aus dem Leben Katharina's II. von Rußland und zwar umspannt sein Inhalt die Zeit von den Vorbereitungen zu ihrer Thronbesteigung bis zur äußerlich scheinbar erfolgten Sicherung ihres Thrones.

Dem Charakter einer so verabscheuungswürdigen und dennoch so bedeutenden Gestalt, wie Katharina II., welche neben der rein menschlichen Leidenschaftlichkeit einen dämonischen, nur sehr starken und ungewöhnlichen Charakteren eigenen Zug hat, ist eine Aufgabe, die ein volles dramatisches Talent, welches in den ganzen äußern Lebenslauf die innern Vorgänge und Wandlungen zu drängen verstände, voraussetzte. Der anonyme Verfasser P. V. hat, was anzuerkennen ist, versucht, die Wandlungen der immerhin noch Gemüthsregungen zugänglichen Kaiserin zur ganz erstarrten, kalt rechnenden Intriguantin zu zeichnen. Er hat ferner die Umgebung der Herrscherin durch ein einziges Laster, von dem er dieselbe beherrscht zeigt, Trunksucht, verächtlich zu machen und so eine theilweise Entschuldigung für die rücksichtslose Grausamkeit der Kaiserin zu geben gewußt. Das aber sind die einzigen Vorzüge, die man dem Stücke nachrühmen könnte. Das Dilettantische darin verräth sich in dem unsichern Umhertasten nach einem Kerne, einem dramatischen Mittelpunkte, der dem Stücke durchaus fehlt, das Talentlose zeigt sich in dem seichten Dahinschweben über alle Episoden und Charaktere, die vielleicht zu einer dramatischen Vertiefung geeignet erscheinen dürften.

Das Stück nennt sich Trauerspiel und hat keinen Helden. Katharina, die Hauptfigur, gelangt, nachdem sie einmal mit den menschlichen Regungen gebrochen, zu immer größeren, äußeren Erfolgen, ohne sich innerlich irgendwie vernichtet zu fühlen. Mirowitsch, das geliebte Werkzeug der Vertrauten der Kaiserin, Daschkoff, und somit der Sklave Katharina's selbst, begeht auf Geheiß der Geliebten den Mord des präsumptiven Thronfolgers, wird auf Befehl der Kaiserin enthauptet und die Daschkoff stirbt freiwillig mit ihm. Weder er noch seine Geliebte sind Charaktere, geschweige denn Helden, Conflicte fehlen vollständig. Alle übrigen Figuren sind Schatten, welche, ohne irgendwie der Handlung oder dem Aufbau — sit venia verbo — Eintrag zu thun, fehlen könnten. Dem Stücke mangelt somit Hand und Fuß und dem Autor der wirklich dramatisch veranlagte Kopf. An dem so vorhandenen Torso wird jeder Leser wenig Freude haben.

5. Eveline. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Eduard Mohr. Kreuznach, Voigtländer. 1891. 8. 2 M.

Leider läßt sich auch über dieses Stück nicht viel Gutes sagen. Es beginnt mit einer verworrenen Vorrede in ungereimten Versen, aus der man mit ungeheuerm Interesse zum Schlusse erfährt, daß der Autor die himmlische Sendung eines Dichters begriffen hat. Leider wird das nur aus der Vorrede klar, das Stück selbst ist eine verwirrte Zusammenpferchung von alten, abgebrauchten Motiven. Schon die Exposition muß man mehrmals lesen, um nur einigermaßen zu begreifen, was sich eigentlich der Verfasser dabei gedacht hat. Je weiter man mit der Lektüre kommt, desto weniger klar blickt man in die Sache und selbst die noch vergleichsweise besser gelungene Gestalt „Hänschens" kann über die Langeweile, trockene Erfindungslosigkeit, Uneinheitlichkeit und Unsicherheit des Stücks nicht im entferntesten hinweghelfen. Der Kritik bleibt in solchen Fällen, um nicht selbst in die Fehler des Stücks zu verfallen, nur eins übrig — Schweigen, und dem Schweigen und Vergessen wird gewiß das Stück selbst auch bald verfallen sein.

6. Der neue Herr. Schauspiel in sieben Vorgängen von Ernst von Wildenbruch. Berlin, Freund u. Jeckel. 1891. 8. 2 M.

Nach der Lektüre so völlig mislungener Dramen, die weder auf dichterischen noch theatralischen Werth Anspruch erheben können, fühlt man sich mit einem male in höhere Sphären entrückt, wenn man einem Stück begegnet, das wenigstens von echtem theatralischen Leben blitzt und eine Meisterschaft der Bühnentechnik entfaltet, die sehr wohl, man mag einwenden was man will, eine ernsthaftere und ehrenvollere Würdigung hätte erfahren müssen, als dies in der überwiegenden Mehrzahl der Besprechungen der Fall gewesen ist. Es gehörte zum bessern literarischen Tone, das von unglaublicher, allerdings nicht vom Dichter ausgehender Reclame verherrlichte Stück in Grund und Boden zu verdammen. Soweit eine literarische Reaction gegen die Auszeichnung in Frage kommt, die von hoher Stelle dies Drama überhäufte, wird jeder Unbefangene die Berechtigung der Angriffe zugeben. Aber man sollte doch das hervorragende Talent der bühnengerechten Form nicht so ganz und gar verachten, man sollte sich erinnern, daß hier eine mächtige individuelle Kraft vorhanden ist, die aus sich selbst heraus ein so eigenartiges Werk schafft, daß die Grenzen zwischen Kunst und Technik kaum zu unterscheiden sind. Mag man so viel Bedenken als man will im Namen der

Kunst erheben, die Achtung vor dem Talente und der technischen Meisterschaft sollte man darum nicht aus den Augen verlieren. Zierlicher und sorgfältiger mögen andere Dramatiker ihre Gestalten bosseln, mit so derben und doch so prachtvoll sichern Schlägen vermag nur Wildenbruch seine Gestalten herauszuarbeiten. Der Gesichtswinkel, unter dem er die Hauptfiguren seines Dramas, den Fürsten und den Soldaten, erblickt, ist ohne Hehl nach oben gerichtet, und dies muß freilich ein feineres Gefühl verletzen; der Humor ist von einer Trockenheit, die stellenweise unerträglich ist; die Langeweile in den ersten Vorgängen ist manchmal ins Unerlaubte ausgedehnt — aber immer wieder entschädigen uns prachtvoll zusammengebundene Scenengruppen, immer wieder hat man die Freude, eine gesunde und starke Kraft schaffen zu sehen. Wildenbruch ist eine Persönlichkeit ausgeprägtester Art; sie wird stets willkommen sein, wenn sie dem innern, ihr nun einmal angeborenen Zuge folgt, wie dies im „Neuen Herrn" im ergiebigsten Maße der Fall ist; widerlich verzerrt wird Wildenbruch's Schaffen erst dann, wenn der Dichter einem äußern, ganz modischen Zwange folgt und, wie in der künstlerisch verlogenen und verworrenen „Haubenlerche", sociale Stoffe bewältigen will. Wildenbruch's Bedeutung liegt in der Vergangenheit, und so lange es ein deutsches Drama gibt, wird man Wildenbruch's urwüchsiger, märkischer Kraft ein Verdienst nie rauben können: daß er lange als einziger dem gesprochenen Drama seine Stelle im öffentlichen Interesse gewahrt hat, in einer Zeit, in der das musikalische Drama seine ausschweifendsten Triumphe zu feiern begann. Wildenbruch's dröhnende Stücke haben erst jene Aufmerksamkeit und andächtige Stille erstritten, ohne welche die Miniaturwerke der neuesten Dramatiker hülflos verhallen würden.

7. Einsame Menschen. Drama von Gerhart Hauptmann. Berlin, S. Fischer. 1891. 8. 2 M.

„Bewundert viel und viel gescholten" — ist jetzt auch dieses Stück im Begriff, still zu verschwinden. Man hat es ebenso begeistert gepriesen, als man den „Neuen Herrn" boshaft verhöhnt hat. Ein kühleres Urtheil gleicht jetzt Lob und Tadel beiden Dramen gleichmäßig zu, nur mit dem Unterschiede, daß Wildenbruch's Stück dabei gewinnt, Hauptmann's Drama einbüßt. Es ist Kleinkunst, was wir da sehen, unendlich liebevoll und reizend, wie mit dem Silberstift ist Strichelchen neben Strichelchen gesetzt, aber wie blaß und winzig, wie pedantisch, wie mühsam ist alles! Hauptmann schreibt für die Uebersatten; ein Hungriger mag seine sauber zerfaserten Brosamen nicht. Mag man auch daheim im stillen Kämmerchen die netten Präparate bewundern und die modernen seelischen Experimente mit all ihren weisen Vorbereitungen, all ihren scharfäugigen Messungen bestaunen, eins bleibt aus: das stürmische Gefühl, die leidenschaftliche Glut, das große befreiende Interesse des Kunstwerks. Hauptmann spricht zu dem Verstande, nie zu dem Willen und selten nur zum Gefühle, und wie stark das verstandesmäßige Element die ganze Hauptmann'sche Art beherrscht, das zeigt sich auch in der Sprache, dem äußern Gewande der innern Vorgänge. Die Bewunderung der naturgetreuen Sprache Hauptmann's hat sich längst verflüchtigt; man hat erkannt, wie der Realismus des für das Auge fixirten Textes noch keineswegs ein Realismus für das Ohr ist und daß all die Sorgfalt auf die sprachliche Wirklichkeitsantäuschung verlorne Mühe ist. — Friedrich Lange schreibt hierüber: „In Hauptmann's «Einsamen Menschen» tritt eine Amme auf, welche mit Liedern und allerlei Beruhigungslauten ein Kind auf ihrem Arm in den Schlaf zu wiegen hat. Ein anderer Bühnenschriftsteller würde sich hier mit einer allgemeinen Regiebemerkung begnügt haben, im Vertrauen darauf, daß jede geübte Schauspielerin diesen nicht ungewöhnlichen Vorgang in genügendem Wirklichkeitseindruck aus eigenem Verstande treffen würde. Der pedantische Hauptmann dagegen schreibt ihr jeden gesummten und gesurrten Ton ausdrücklich vor. Das ist nur ein Beispiel für viele, die Wirkung ist aber bei Hauptmann dieselbe wie bei Ibsen, nämlich Null. Für den Einsichtigen genügen diese Thatsachen zu der Ueberzeugung, daß der Schein der Wirklichkeit zunächst im sprachlichen Ausdrucke über eine gewisse, von der allgemeinen Empfindung vorgeschriebene Grenze hinaus nicht gesteigert werden kann, selbst nicht von dem genialsten Schauspieler, daß dagegen wol sogar ein mäßiger Schauspieler einen so ausgeprägt dialektischen Theaterstil, wie den Lessing'schen, und einen so pathetischen, wie den Schiller'schen, durch realistische Mittel dem Wirklichkeitsscheine unserer jetzigen allgemeinen Sprachempfindung mit Leichtigkeit nahebringen kann. Es ist hier für die dramatische Sprache des Realismus eine Grenze der Möglichkeiten angedeutet, die man schärfer ins Auge fassen sollte, als bisher geschieht, denn es läßt sich nicht verkennen, daß in dem noch sehr wirren Gebäude der realistischen und naturalistischen Aesthetik der Wirklichkeitsschein der Sprache den allgemeinen Ehrgeiz der Jüngeren, ja vielleicht das bisher einzige sichere Handwerksmittel ihrer Technik bildet."

8. Die Hochzeit von Valeni. Schauspiel in vier Aufzügen von Ludwig Ganghofer und Marco Brociner. Zweite Auflage. Stuttgart, A. Bonz. 1891. 8. 1 M. 80 Pf.

Phantastisch aufgeputzte Drahtfiguren, ohne Leben, die Lüge auf der Stirn, schönrednerische Phrasen auf den Lippen, vom Zufall oder von verschwommenen Motiven hin und her geschaukelt, aber übergossen von einem unausgesetzten bengalischen Lichte und in eine möglichst uncontrolirbare Ferne durch den rumänischen Schauplatz gerückt: das sind die „handelnden" Personen des vorliegenden Stücks. Nichts an ihnen ist echt, alles ist geborgt, geschminkt, gekünstelt, sie reden eine Sprache, die so abscheulich gedreht und wahrheitswidrig ist, daß ein literarisch feiner gewöhntes Auge sie nicht zehn Minuten lesen kann und die noch drolliger wirkt, wenn man sie hört. Die einzelnen Rollenfächer, besonders die „Chargen",

kennen die Verfasser sehr gut, sie haben sich alle erdenkliche Mühe gegeben, dankbare Rollen zu schreiben. Das ist ihnen gelungen, soweit ihr dramatisches Können es zuließ, und das ist freilich nicht groß. Mit Carmen Sylva's berüchtigten Dramen hat das Brociner'sche Stück sehr viel innere Verwandtschaft, wenngleich nicht geleugnet werden soll, daß es von dem stümperhaften Dilettantismus der meisten Sylva'schen Dramen sich zu seinen Gunsten entfernt. Aber die Lebensunwahrheit ist die gleiche, eine so unmögliche Gerichtsscene wie die im vierten Acte sollte ein Mann wie Ganghofer, dessen Auge für das Alltagsleben geschult ist, doch nicht auf die Bühne bringen. Oberbairische Schauspiele freilich laufen unter dem Namen von Volksstücken, der als deckende Marke Theaterbauern und bengalische Flammen beschützen kann; aber ein modernes Schauspiel, das solche Bühnengestalten wie Barbu, den Vater der Heldin, oder Tschuku, den gefühlvollen Schurken, aufweist, steht wehrlos der Kritik gegenüber, mag auch eine Zeit lang die Reclame ihre papiernen Schilde davorhalten.

Friedrich Kummer.

Erzählungen.

1. Schnell reich. Von Alfred Friedmann. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1891. 8. 4 M.

Ob mit Absicht die Bezeichnung „Roman" auf dem Titelblatte weggelassen wurde? Wenn man von einem Romane verlangt, daß eine Persönlichkeit oder ein „Paar" Mittelpunkt einer spannenden Handlung sein müsse, dann ist das vorliegende Buch zweifellos kein Roman. Sieht man jedoch von dieser ältern schablonenmäßigen Auffassung ab, und sucht die nothwendige Einheitlichkeit nicht in der Fabel, sondern in dem Grundgedanken, so wird man auch „Schnell reich" als einen Roman betrachten müssen. Den leitenden Gedanken des Buchs drückt kurz und klar der Titel aus; das Buch behandelt den modernen Trieb, „schnell reich zu werden", und die Art und Weise, wie dies Ziel erreicht wird. Der Verfasser zeigt dies an ein paar charakteristischen Gestalten, die scharf und treffend nach dem Leben gezeichnet sind. Da ist vor allem der Schriftsteller Kirchner, der ganz offen das „Schnell reich werden" als sein Lebensziel erklärt und es kühn und energisch verfolgt, ohne in der Wahl der Mittel bedenklich zu sein. Als sein Gegenstück erscheint der junge Doctor Reichert, bei dem jener Trieb sozusagen unbewußt wirkt; zwischen beiden stehen der Baron Herrling und Herr Schnitter, die gewissermaßen „verschämt", nicht so ungenirt und rücksichtslos wie Kirchner dem gleichen Ziele zusteuern, während der Schauspieler Allers erst nach dem Zusammenbruche seines ehelichen Glücks dem allgemeinen Zuge der Zeit folgt. Daß eben die Sucht, schnell und mühelos reich zu werden, die heutige Gesellschaft beherrscht, wollte der Verfasser offenbar in seinem Zeitgemälde nachweisen, das von genauer Beobachtung und trefflicher Auffassung der Erscheinungen zeugt, wie sie sich — der Roman spielt nebenbei gesagt in Berlin — dem Auge darbieten. Der Verlockung, satirisch zu werden, die in dem Stoffe läge, ist der Verfasser aus dem Wege gegangen, wohl aber mildert ein Hauch von Humor die unschönen Züge, welche nothwendigerweise einige Charaktere aufweisen müssen. Sehr anziehend ist die Geschichte des Schauspielers Allers mit der ganzen Gruppe von Personen, die mit ihm in Verbindung stehen, behandelt. Der Stil ist ungezwungen und natürlich, ohne das falsche Pathos und die gesuchten Wort- und Satzbildungen, wie sie neuerer Zeit so vielfach üblich sind und die zwar den flüchtigen Leser blenden, dem denkenden aber nur allzu oft als „blühender Unsinn" erscheinen.

2. Fürstin Eboli. Historischer Roman von Hans Parlow. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Janke. 1891. 8. 5 M.

Die Fabel dieses Romans ist einfach; Antonio Perez, der Geheimschreiber König Philipp's, gewinnt die leidenschaftliche Zuneigung der Fürstin Eboli, der Geliebten des Königs; das vertraute Verhältniß wird entdeckt, Perez vermag sich durch die Flucht der Rache Philipp's zu entziehen, die Fürstin büßt ihr Vergehen in lebenslänglicher Haft, da sie, ihrer leidenschaftlichen Liebe getreu bleibend, des Königs Annäherungsversuche in beleidigender Art zurückweist. Nicht die Handlung, aber die Charaktere fesseln das Interesse, und mit klugem Bedacht hat der Verfasser alle Sorgfalt auf die obengenannten drei Hauptpersonen verwendet, die übrigen Figuren spielen nur eine unbedeutende Rolle, sind aber immerhin recht gut gezeichnet. Philipp und die Fürstin sind ziemlich in der Art gehalten, wie sie der Lesewelt aus Schiller's „Don Carlos" vertraut sind, und das verdient wol keinen Tadel, da ja dadurch das Bild der beiden dem Leser nur lebendiger wird. Philipp wird auch hier als der finstere, mistrauische, grausame und bigote Mensch geschildert, der, selbst freudelos, rings um sich alle Freude erstickt. Das einzige menschliche Gefühl, welches er verräth, ist seine Neigung — Liebe wäre zu viel gesagt — zu der Fürstin, und das tragische Moment liegt darin, daß er gerade von dieser verrathen und tödlich beleidigt wird, und damit dem von der Allmacht seiner Majestät Durchdrungenen die Ohnmacht gegenüber der elementaren Leidenschaft zum Bewußtsein gebracht wird. Es ist nicht einmal ein bedeutender Mann, der ihm das Weib raubt; nur ein „schöner" Mann, welcher den Sinnen gefällt, auf welche Philipp keinen Reiz ausübt. Antonio Perez, der, obwol vermählt, galante Abenteuer liebt, ist ein eitler Streber von grenzenloser Selbstsucht, welcher das Opfer seiner

Gattin unbedenklich hinnimmt und sich nicht darum kümmert, daß seine Rettung damit erkauft wird, daß Frau und Kinder in elender Haft wie Verbrecher verkümmern müssen. Er ist auch nicht der Treue werth, welche ihm die Fürstin bewahrt, die als sinnlich leidenschaftliche Frau geschildert ist. Im Grunde genommen ist keine der Gestalten „sympathisch", am wenigsten aber Perez. Die Darstellung entspricht nicht ganz dem Gegenstande, es fehlt der Gluthauch der Leidenschaft; bei einem Gemälde würde man sagen: die Farben sind hart und kalt.

3. Die Erzählungen eines Schiffsarztes und andere Novellen. Von Hugo Rosenthal-Bonin. Stuttgart, Union. 1891. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Der Band enthält eine Anzahl mit großer Feinheit ausgeführter Novelletten und gut markirter Skizzen, welche Frische und Lebhaftigkeit des Stils, Anschaulichkeit in der Schilderung äußerer Vorgänge und treffliche Ausarbeitung des Grundgedankens gemeinsam haben. „Sennor Menander's Tochter", „Ein Künstlerloos" und „Im Ghetto Roms" behandeln tragische Stoffe; die erste Erzählung fesselt durch den interessanten psychologischen Vorgang, die zweite durch den geschichtlichen Hintergrund, die letzte durch die Stärke der geschilderten Leidenschaften. Launig ist „Marietta's Ideal", wirkungsvoll auch „Im Zufluchtszelt", und die Spukgeschichte „Sein Urgroßvater" ist voll köstlichen Humors mit einem witzigen Kerne. „Aus der Studienmappe" enthält eine geistvolle und meist zutreffende Charakterisirung der nationalen Eigenart der Frauen, und „Jugendpraxis" ist eine Skizze von dramatischer Lebendigkeit. Hübsch ausgeführt ist auch die Dorfgeschichte „Ein Meisterschuß", und gelungen geschildert ist der Mädchencharakter in den „Reisegefährten". Die Sammlung darf der Lesewelt als anregende und angenehme Lektüre empfohlen werden.

4. Das zweite Gesicht und andere Novellen. Von Th. Stromer. München, G. D. W. Callwey. 1891. 8. 4 M.

Aus allen Ländern und Zeiten hat der Verfasser seine Stoffe gewählt und die ganze Tonleiter von menschlichen Empfindungen und Leidenschaften beherrscht er. Es ist nicht alles gleichwerthig und ein paar von den 16 Stücken sind etwas schwächlich ausgefallen, z. B. „Am Meer"; dafür aber entschädigen andere durch ihren interessanten Vorwurf, gelungene Charakteristik und Kraft des Ausdrucks. Der Verfasser vermag auch einfache Stoffe so zu gestalten, daß sie anregen oder ergreifend wirken, wie in den kleinen Skizzen: „Der Lootse", „Campanula", „Zigeunerliebe". In „Sub rosa" wird uns ein Bild aus der Römerzeit geboten, das tragische Ende eines Liebesverhältnisses zwischen einer deutschen Jungfrau und einem Römer; noch weiter in die Vorzeit zurück, bis zu Nebukadnezar, führt die übrigens recht wirksam ausgeführte Erzählung „Mirjam", Die einzige größere Novelle, „Maria", deren Handlung in Südamerika spielt, steht hinter den kleinern Skizzen zurück; dieselbe ist übrigens, nach einem Vermerk zu urtheilen, nach einem spanischen Vorbilde bearbeitet. Die Titelnovelle, „Das zweite Gesicht", behandelt die geheimnißvolle Gabe, die in Schottland mancher besitzen soll, in die Zukunft zu sehen. Im ganzen gibt der Band durch die Mannichfaltigkeit seines Inhalts Zeugniß von der vielseitigen Begabung des Verfassers.

5. Blaue Blätter für Humor, Laune, Witz und Satire. Von M. G. Saphir. Aus seinen Schriften gepflückt. Fünfte Volksausgabe. Mit dem Bildniß des Verfassers. Wien, Hartleben. 1891. 8. 2 M. 25 Pf.

Es ist so ziemlich das Beste aus den Werken des einst als großer Humorist gefeierten Saphir, was uns in diesem Bande geboten wird, und doch muthet es den Leser ganz fremdartig an, oder offen gesagt, erscheint zum nicht geringen Theile unverständlich und geistlos. Saphir's Humor, der eigentlich schon stark zur Satire neigt, war eben auf seine Zeit und deren Verhältnisse berechnet, und wer die österreichischen Zustände vor 1848 nicht genau kennt, wird gar vieles nicht verstehen. Auch der Geschmack hat sich stark geändert: was ein harmloses Geschlecht zum Lachen brachte, erscheint dem heutigen Leser vielleicht als eine schale Bemerkung. Der Gesichtskreis hat sich erweitert, die Anschauungen sind ganz andere, und zum „Witz" muß heute auch mehr Geist aufgewendet werden; die größere Freiheit gestattet der Satire mehr Schärfe, und diese trifft ganz andere Erscheinungen des Lebens. Darin liegt eine ausreichende Erklärung, weshalb die „alten Humoristen" den heutigen Lesern wenig gefallen. Bleibenden Werth hat eben nur jener Humor, jener Witz und jene Satire, die sich auf ewig gleich bleibende, allgemein menschliche Erscheinungen beziehen, und aus einem echten Dichtergemüth oder einem Genie entstammen. Saphir besaß zu wenig Gemüth, war zu wenig tief, um auch auf die Nachwelt wirken zu können; sein Witz haftete an Aeußerlichem, an der Oberfläche der Dinge, und seine Wortspielereien erscheinen banal in einer Zeit, in der an jedem Skattische die Kalauer in Massen erzeugt werden.

6. Der neue Demokrit. Von Eduard Maria Schranka. Zweiter Band: Satura. Cultur- und literarhistorische Studien und Skizzen. Berlin, H. Lüstenöder. 1891. 8. 3 M.

Von dem zweiten Bande kann im allgemeinen das bereits über den ersten (Nr. 41 d. Bl. f. 1890) Gesagte gelten; auch dieser enthält kurze Aufsätze, welche bei reichlicher Verwerthung von Lesefrüchten verschiedene Themata mit mehr oder weniger Humor behandeln. Der zweite Band bringt etwas mehr Abschnitte, welche größeres Interesse erregen können, so namentlich einige gelungene literarhistorische Studien. Der Hauptwerth liegt in der Fülle der verarbeiteten Notizen und Bemerkungen, und denjenigen, welche die Plauderei im Salon gern mit allerlei Einstreuungen würzen wollen, die ihnen den Ruf großer Belesenheit verschaffen ist dieses Sammelwerk als eine

reichliche Fundgrube zu empfehlen. Welchen Eindruck muß es z. B. machen, wenn jemand beim Nachtische, zu welchem Kirschen gereicht werden, bemerken kann, daß Karl der Große ein so großer Freund derselben gewesen sei, daß er auf einem Meierhofe 1125 Kirschbäume setzen ließ, und weiter daran noch allerlei Citate aus Dichtern knüpft! Dem „mannscriptnell“ des ersten Bandes ebenbürtig ist das seltsame „playdoyirte“ auf S. 151.

7. Ein englischer September. Heitere Fahrten jenseit des Kanals von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1891. 8. 3 M. 60 Pf.

Mag jemand noch so verstimmt und mislaunig sein, so wird ihn, hat er eine oder zwei dieser reizenden Skizzen gelesen, jene behagliche Heiterkeit erfüllen, welche den Menschen über den Jammer des Daseins emporhebt. Der Verfasser schildert einen Streifzug durch England und Schottland und was er dabei erlebt und gesehen mit anmuthendem Humor; eine Fülle geistvoller Bemerkungen über die Eigenart und — Unart, wie sie jenseit des Kanals sich finden, macht den Leser vielleicht besser mit dem britischen Inselreiche vertraut als eine lange ernsthafte Abhandlung. Wie köstlich sind die Kapitel: „Auf englischen Eisenbahnen“, „Zu Tische in England“ und „Die Antipoden“, wie anschaulich sind Glasgow und Newcastle geschildert, und welch stimmungsvolle Landschaftsbilder sind in den „Englischen Seen“ geboten! Man liest mit Vergnügen diesen kleinen Band durch und legt ihn mit Bedauern, daß er zu Ende ist, aus der Hand.

Johannes Emmer.

Neues zur „Faust-Philologie“.

1. Goethe's Entwürfe zum Faust. Von Otto Stiller. Berlin, Gärtner. 1891. 8. 1 M.
2. Paralipomena zu Goethe's Faust. Entwürfe, Skizzen, Vorarbeiten und Fragmente geordnet und erläutert von Fr. Strehlke. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 3 M.
3. Wörterbuch zu Goethe's Faust. Von Fr. Strehlke. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 3 M.
4. Das böhmische Puppenspiel vom Doctor Faust. Abhandlung und Uebersetzung von Ernst Kraus. Breslau, Köbner. 1891. 8. 3 M.
5. Technikers Faust-Erklärung. Von Guido Hauck. Festrede gehalten zur Schinkelfeier des Architekten-Vereins in Berlin am 13. März 1891. Berlin, Ernst u. Sohn. 1891. 8. 50 Pf.

Allein die Thatsache, daß Otto Stiller's Erwägungen über „Goethe's Entwürfe zum Faust“ (Nr. 1), ursprünglich als „Wissenschaftliche Beilage zum Programm des berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster, Ostern 1891“ erschienen ist, zeigt schon den wohlthätigen Einfluß der gemach verbreiterten Goethe-Studien. Gerade die alle gebildeten Schichten der Nation durchsickernde Beschäftigung mit Wirken und Wesen des Großmeisters deutschen Dichterworts hat in die Fortschrittsbewegung für die ausgedehntere Rücksicht des höhern Unterrichts auf das vaterländische Schriftthum segensreich eingegriffen. An wieviel deutschen Gymnasien wäre noch vor zwei Jahrzehnten eine derartige Abhandlung als „wissenschaftliche Beilage“ des amtlichen Schulberichts möglich gewesen? Und wie geschickt tummelt heute der berliner Gymnasiallehrer sein philologisches Rößlein im Goethe'schen Revier! Etwas ganz Modernes hat er sich auserlesen, die Einfügung des bekanntlich 1887 von Erich Schmidt entdeckten „Urfaust“ in die Entwickelungsgeschichte des gewaltigen Gedichts. Wenn er auch nicht gerade neue Bahnen wandelt und infolge der mannichfachen Durchackerung des von ihm gepflügten Feldes nur noch wenige harte Schollen zu zerkleinern hat, bereichert doch seine verständige und taktvolle Untersuchung das beladene Sonderbret der Goethe-Bücherei. Stiller eröffnet, indem er eine große Menge versprengter Briefstellen und Gesprächswendungen mit den durch genaue Durchsiebung aller ermittelten textkritischen Merkmale zu einer sichern Grundlage verflicht, einen auch dem Laien deutlichen Einblick in den erstaunlichen Mechanismus des Faust-Werks und die Einzelphasen seines Werdens. Er erkennt in jeder der drei vorliegenden Niederschriften („Urfaust“, aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts; „Faust. Ein Fragment“ 1790; „Faust. Eine Tragödie [in zwei Theilen]“, 1833), „das Ergebniß einer besondern Schaffensperiode des Dichters“, die von der nächstliegenden durch eine fast völlige Ruhepause in der Ausarbeitung des Planes geschieden. Des Planes, sage ich. Stiller wirft mit Recht die Frage auf, ob das „Fragment“ aber vielleicht nur eine gefeilte, theilweise auch erweiterte, in der Darstellung der Charaktere aber unveränderte Ausgabe des Urfaust, die fertige Dichtung nur eine Fortsetzung des Fragments sei. Zur Beantwortung muß man die Stoffbezüge zergliedern und im einzelnen auf ihre Quellen zurückführen. Und da springt denn als bezeichnendes Merkmal des „Urfaust“ die Anlehnung an Volksbuch und Puppenspiel ins Auge, die sich namentlich in des Mephistopheles, einer Creatur Lucifer's, Unterthansverhältniß zu Faust, dem überall selbstthätigen jugendlichen Titanen, ausspricht, während im „Fragment“ das Wesen dieser beiden Hauptcharaktere der Fabel sammt ihren Wechselbeziehungen stark von der Behandlung in dem viel mehr im Genietone gehaltenen ersten Entwurfe absticht. Der Held erscheint hier ernster, denkender, zugleich aber willensärmer und damit unfähiger, sich den Klauen des welt- und seelenkundigen Satansknechtes zu entwinden. Völlig für sich abgeschlossen in Plan und Ausführung stellt Stiller die wie bekannt erst nach Goethe's Tode erschienene zweitheilige Tragödie hin und erweist diese mächtige Leistung als das Erzeugniß des al-

seitig ausgereiften Menschen und Dichters, der keine Mühe scheute, um Gestalten und Gedanken, die schon seiner Jugend in poetischem Lichte vorgeschwebt hatten, in neuerlichem, nun endgültigem Umgusse auf die Bühne zu bringen. Mit der letztern Betrachtung eng verknüpft ist die Frage nach einer allgemeinen Idee, einer der von Goethe umgemodelten und seinen Absichten angeglichenen Faustfabel innewohnenden symbolischen Bedeutung. Mit vollem Bewußtsein hat er die Nothwendigkeit einer solchen in einer Erwiderung an Schiller (27. Juni 1797) nachdrücklich betont, wie er sich auch später (18. Januar 1825 gegen Eckermann) über die an das Buch Hiob angelehnte Exposition äußerte. Aber ebenso, wie er die Art der Anlage im ganzen stetig umänderte und ebenso die Ausgestaltung einzelner Personen, Situationen u. s. w., so blieb auch das zu Grunde liegende Problem nicht dasselbe. Ueberhaupt verbietet die sachlich-formale Lückenhaftigkeit der beiden ersten überlieferten Fassungen, einer in bestimmte Dogmenformeln einzuschachtelnden philosophischen Grundidee nachzugrübeln. Der Atmosphäre, in die der „Urfaust" versetzt, widerspräche dies ganz gewiß, und bezüglich des „Fragments" mag man sich an des Dichters gleichzeitige eigene Worte an Karl August halten: „Faust ist fragmentirt, das heißt in seiner Art für diesmal abgethan."

Stiller's fein überlegte und gewandt vortragene Darlegungen verdienen in vollstem Maße die Theilnahme jedes Goethe-Freundes. Allerdings fußt er auf den Ergebnissen wirklich gelehrter Forschung. Was wären seine Betrachtungen beispielsweise ohne die Beihülfe der schier zahllosen „Paralipomena", d. h. der nachträglich und im Gefüge des Faust-Gesammtwerks hervorgetretenen studien- und skizzenartigen Versuche, Bruchstücke und abweichenden Fassungen! Friedrich Strehlke, seit Jahrzehnten als berufener Goethe-Erklärer bekannt, gewährt zum ersten male die Möglichkeit, eine genaue Anschauung dieser kleinen „Faustiana" zu gewinnen und den ungemein anziehenden Vergleich mit der wirklich von Goethe endgültig genehmigten Form anzustellen. Sein neuestes Buch bietet die „Paralipomena zu Goethe's Faust. Entwürfe, Skizzen, Vorarbeiten und Fragmente geordnet und erläutert" (Nr. 2). Vieles der Art ist schon seit der Cotta'schen Quartausgabe von 1836 zugänglich, anderes trat seitdem noch aus Privatbesitz, wohin es sich verflüchtigt hatte, in Concurrenzausgaben, im „Goethe-Jahrbuch" u. s. w. hervor, in neuester Zeit namentlich außerordentlich vermehrt durch eine lange Reihe von Parallelen und abgerissenen Situationsansätzen aus den Schätzen des Goethe-Archivs, die nunmehr im 14. und 15. Bande der großen weimarer Ausgabe (1887—88) abgedruckt sind. Strehlke hat all diese köstlichen Ueberbleibsel aus den Abschnitzeln des Goethe'schen Schreibtisches, soweit sie irgend als Faust-Papiere erkennbar sind, vereinigt und dem Gange der Tragödie gemäß eine einigermaßen verläßliche Reihenfolge der darin vertretenen Handlungsmomente herzustellen versucht. Seine knappen kenntnißreichen und scharfen Anmerkungen sorgen für das Verständniß in trefflicher Weise, durch die Varianten und arg fragmentarischen Versgruppen und Anspielungen, die er im Anhange bringt, werthvoll ergänzt. So gestattet die äußerst dankenswerthe Veröffentlichung einem jeden den tiefsten Einblick in des Meisters Dichterwerkstatt in den verschiedenen Zeiten vom Entstehen des Faust; gleichsam über die Schulter weg das Schaffen am Riesenwerke zu beobachten und zu begleiten, ist uns hier vergönnt.

In anderer Weise hat sich Strehlke durch sein gleichzeitig herausgekommenes „Wörterbuch zu Goethe's Faust" (Nr. 3) verdient gemacht, eine mit Ausnutzung seiner Fülle positiven Wissens, mit Geschmack und weiser Beschränkung gefertigte Arbeit. Fast alle Gebiete des menschlichen Erkennens umfaßt das weitgespannte Goethe'sche Lebenswerk, zahllos sind die halben Andeutungen, die mehr oder weniger leisen Anklänge an mythologische, theologische, philosophische und historische Dinge verschiedenster Art. Einzelne Scenen hindurch wandert der Laie gleichwie in einem Irrgarten, windet sich endlich wie aus umrankendem Gestrüpp heraus und überschlägt entmuthigt lange Abschnitte voll herrlichen Goldes. Da hat es nun also Strehlke unternommen, in Gestalt eines alphabetisch angelegten Wörterbuchs alles sprachlich und stofflich Zweifelhafte von kurzen Erläuterungsworten gefolgt zu verzeichnen. Selbstredend kann diese an sich musterhaft ausgefallene Arbeit einen Commentar nicht entbehrlich machen, ist aber als erster Pfadweiser durch die lange Reihe der aufstoßenden Schwierigkeiten, sowie als stetige Ergänzung zu jenem ein hochwillkommenes, nach jeder Seite stichhaltiges Hülfsmittel gediegensten Schlages. Strehlke hat sämmtliche in Betracht gelangende Textunterlagen bis auf die Lesarten aufs genaueste berücksichtigt und in den kurz und doch leicht verständlich gefaßten Stellenangaben auch auf seinen Gesammtdruck der Paralipomena schon mit Bezug genommen. Uebrigens hat er dem richtig und im ganzen Umfange verwertheten Materiale, das seine Vorgänger in der Faust-Auslegung zusammengetragen haben, manche neue brauchbare Nummer bescheiden hinzugefügt, ohne viel Aufhebens von derartiger Förderung zu machen. An diesem Orte dürfen wir aber weder hiervon noch von dem eigentlichen wissenschaftlichen Werthe seiner Paralipomena-Ausgabe im einzelnen Kenntniß nehmen; aufrichtiger Dank sei trotzdem nicht zurückgehalten.

In hohem Grade werde der letztere auch Ernst Kraus' Verdeutschung und literarhistorischer Behandlung des czechischen Faust-Volksstücks zutheil, die er soeben als „Das böhmische Puppenspiel vom Doctor Faust" (Nr. 4) herausgegeben hat. Schon längst warteten wir auf eine genügende Bekanntmachung dieses Faust-Dramas, das eine ganz eigenartige Methode von volksthümlichem Zustutze eines stark philosophisch angehauchten Themas darstellt. Leider geht auch die nähere Ausführung von Kraus' — der mit Erfolg die Geschichte der deutschen Literatur an der czechischen Universität zu Prag vorträgt — bedeutungsvoller Veröffentlichung über meine Aufgabe an diesem Orte hinaus.

Da ich deshalb anderwärts in breiterm Zusammenhange die wichtige Stellung dieses Puppenspiels, das den Zwischenraum zwischen dem ersten und dem zweiten Faust-Schaffen Goethe's entstammt und mit dem von ihm reichlich verwertheten südwestdeutschen Puppenspiele mannichfaltige Berührungspunkte besitzt, zu charakterisiren Gelegenheit nehmen werde, begnüge ich mich hier mit der Mahnung, dem vortrefflichen Kraus'schen Büchlein die geziemende Aufmerksamkeit zu schenken. Es erzählt mit vollster Beherrschung der älteren Mittheilungen von den Schicksalen des „auf czechischer Erde“ mit dröhnendem Beifall des niedern Volks aufgenommenen Faust-Puppenspiels und fügt eine sehr gute Uebertragung aus dem czechischen Wortlaute nebst Textvergleichung hinzu. Ja, heutzutage ließe sich für eine Vorführung einer derartig ursprünglich deutschen Fabel auf den weltbedeutenden Bretern eines czechischen Städtchens wol kaum ein andächtiges Publikum auftreiben!

Bei uns hinwiederum hat der Stoff in Goethe's Bearbeitung eine, wie Strehlke („Wörterbuch“, S. V) sagt, „trotz der Schwierigkeiten des Verständnisses schon jetzt außerordentliche, aber noch immer zunehmende Popularität“ erobert. Ist es da ein Wunder, wenn ein ordentlicher Professor an einer technischen Hochschule (Berlin), Guido Hauck, der dortige officielle Vertreter der darstellenden Geometrie, in einer „Festrede, gehalten bei der Schinkelfeier des Architekten-Vereins in Berlin am 13. März 1891“ einmal eines „Technikers Faust-Erklärung“ (Nr. 5) unternimmt? Das etwaige Erstaunen, von einem Mathematiker derartige Belehrung zu empfangen, wird zurücktreten, wenn wir beifügen, daß der Verfasser nicht nur „die Stellung der Mathematik zur Kunst und Kunstwissenschaft“ (1880), sondern in einem Programme der Hochschule auch „die Grenzen zwischen Malerei und Plastik und die Gesetze des Reliefs“ (1885) vorzüglich festgelegt hat, ja in einem geistvollen Schriftchen (vgl. d. Bl. f. 1884, S. 581) „Arnold Böcklin's Gefilde der Seligen und Goethe's Faust“ (1884) das geniale Phantasiegemälde der berliner Nationalgalerie im zweiten Theile des Faust-Gedichts seinen Ausgang finden ließ. Ein solcher Trieb, in einem Techniker wohnend, darf als ruhmvolle Bezeugung des idealen Gefühls gelten, das unser Volk angesichts seiner größten dichterischen That voll und warm durchströmt. Als philologischer Laie nähert sich Hauck den Blättern

des herrlichen Faust-Gedichts, jenes unvergänglichen Bornes von Lebensweisheit, aus dem wir uns, weß Standes wir sind und in welcher Lebenslage wir uns befinden mögen, immer von neuem Erbauung und Erquickung schöpfen, —

und meint über seinen Anlaß:

Wohl dürfte es sich lohnen, die Dichtung einmal von dem besondern Standpunkte des Baukünstlers und Ingenieurs — oder sagen wir verallgemeinernd: des Technikers — näher zu betrachten und den köstlichen Schätzen nachzuspüren, die es eigens für diesen birgt.

Zwar will er nicht „zu den hundert verschiedenen Faust-Erklärungen noch eine hundertundeinte zufügen“. Aber das hindert nicht, daß sein an Umfang dünnes Heftchen eine Fülle wohlgerathener Ausführungen darbietet. Mit Lust und Hingebung entledigt sich Hauck der freigewählten Aufgabe, dabei auf allerhand feine Gesichtspunkte achtend, die einem nicht so scharf logisch geschulten Leser nicht ohne weiteres auffallen würden. Es mag ein wenig fachmännisch vorurtheilsvoll klingen, wenn Hauck mit dem Leitstern der Lehre der Goethe'schen Faust-Fabel auf sein Ziel lossteuert, das in der freudig verfochtenen These „Techniker-Beruf — schönster Beruf!“ gipfelt. Aber er weiß auch in so liebenswürdigem Plaudertone seine immerhin neue und eigenartige Ansicht zu vertreten, daß Faust, nachdem er Erkenntnißtrieb und Genußsucht überwunden und die Schule des Thatendranges durchgemacht hat, erst als „Ingenieur“, wie er Dämme und Deiche errichtet, Kanäle zieht, weite Landstriche trocken legt, urbar macht und mit festen Wohnplätzen besetzt, endlich die Schiffahrt belebt, nach dem langen vergeblichen Umhertasten an der Grenze seines Erdendaseins die ersehnten Güter Glück und Zufriedenheit wenigstens aus der Ferne schaut. Hauck, der mit Schinkel's Satz („Kunstaphorismen“) anhebt: „Zum vollkommenen Zustande gehört reelle Lebendigkeit, Regsamkeit. Ueberall ist man nur da wahrhaft lebendig, wo man Neues schafft“, zieht aus seiner Betrachtung des Faust-Werks als dessen Grundgedanken aus:

Nur in selbstloser schöpferischer Arbeit innerhalb enger Grenzen, die er sich selbst steckt, kann der Mensch sich wahrhaft glücklich fühlen.

Hauck behauptet dann weiter, daß Goethe,

der sich bekanntlich in Weimar mit besonderer Vorliebe der staatlichen Leitung des Wasserbaues gewidmet hat und also wol ein sachkundiges Urtheil besitzt, —

jene Bedingungen im Berufe des Technikers am vollkommensten erfüllt sähe. Daraufhin sucht Hauck in knapper, oft fein humoristisch gefärbter Fragestellung die von Goethe vermuthlich im Auge gehabten Vorzüge besagter Thätigkeit zu ergründen und findet deren Kern in der beherrschenden Anschauung des praktischen Thatenidealismus, der sich nicht in luftige Fernen der Speculation verliert oder im Grübeln der Studirstube verfängt, sondern in kühnem und freudigem Auffstreben sich den Erfordernissen des täglichen Lebens verschwistert. Er ringt stetig nach gesteigerter Ausbeutung seiner Anlage und Kraft, findet in dieser lückenlosen Ausübung begeisterten Schaffens die Krone seines Glücks und ist insofern dem Künstler verwandt; denn dieser „bedarf keines Festes, ihm ist das ganze Jahr ein Fest“ (Goethe, „Wilhelm Meister“). Die Auseinandersetzung Hauck's läuft dann, immer an den gereiften Faust und seine Gedankenwelt angelehnt, in dem ehrlichen Verlangen aus, daß in den jetzigen schweren Tagen socialen Gewirrs ein jeder „Techniker“ an seinem Theile, gleich dem in Erfahrung gealterten und erblindeten Faust,

diese Befriedigung, die der Meister an seinem Werke empfindet, auch auf jeden Genossen seiner Arbeit bis herab zum letzten Steinmetzgesellen übertragen

helfe, und überhaupt ein jeder „ernstfreudigen Muthes“ mitwirke an den gewaltigen Aufgaben der Gegenwart, die auch für den in Bildung und Gesellschaft tiefer stehenden

Mitarbeiter der Segnungen und Freuden der Arbeit theilhaftig werden lassen möchte.

So begnügt sich auch Faust in seiner bauenden Thätigkeit nicht damit, daß er für sich die stolze Genugthuung hat, den Kampf mit dem herrischen Meere siegreich durchgefochten und dem wilden Elemente fruchtbares Land abgerungen zu haben. Sein Hauptgedanke richtet sich auf ein höheres Ziel, nämlich darauf, daß dieses Land eine Wohnstätte für glückliche Menschen werde.

Ebenso bestimmt, wie ich hoffe, daß an den heute besprochenen fünf Neuerscheinungen zum Verständnisse des Goethe'schen „Faust" und seines Stoffs viele Leser Genuß und Belehrung finden werden, bin ich überzeugt, daß die Verächter und Verkleinerer der „Faust-Philologie" wider so prächtige Ergebnisse keinerlei stichhaltige Einwände vorbringen können.

Ludwig Fränkel.

Zur Völker- und Länderkunde.

1. Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa. Nach österreichischen, russischen, preußischen, sächsischen, schweizerischen und belgischen amtlichen Quellen, Reiseberichten des Dr. Lotz u. a., sowie nach eigenen Untersuchungen in den Jahren 1844, 1848, 1878—84, 1886, 1887 im Auftrage des Deutschen Schulvereins und unter Mitwirkung von R. Boeckh dargestellt von H. Nabert. Maßstab 1:925000. Erste bis vierte Section. Glogau, Flemming. 1891. Imp.-Fol. Jede Section zu 3 M.
2. Im fernen Osten. Briefe von Geraldine Guinneß in China. Herausgegeben von ihrer Schwester. Autorisirte Uebersetzung. Gotha, F. A. Perthes. 1891. 4. 5 M.
3. Inner-Afrika. Erlebnisse und Beobachtungen von Henry Drummond. Mit einer Karte und zehn Abbildungen. Zweite Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 1891. 8. 2 M. 40 Pf.
4. Modernes Reisen. Die Orientfahrt der „Augusta Victoria" von H. E. Wallsee. Mit Bildern, ausgeführt nach Originalskizzen von Karl Schildt und zahlreichen Autotypien. Hamburg, O. Meißner. 1891. Gr. 8. 5 M.
5. Europäische Wanderbilder. 189—192: In die Vogesen. Von Fritz Ehrenberg. Mit 68 Illustrationen von J. Weber und zwei Karten. 193. 194: Hohwald und Umgegend. Von Fritz Ehrenberg. Mit 23 Illustrationen nebst Karte und Hohwaldbuhr. 195—197: Curstadt Franzensbad in Böhmen. Mit 47 Illustrationen von J. Weber nebst einem Situationsplan und einer Umgebungskarte. Zürich, Orell Füßli. 1891. 8. Die Nummer zu 50 Pf.
6. Ursache, Organisation und Ziel der deutschen Auswanderung. Vortrag auf Veranlassung des Conservativen Vereins in Dresden gehalten am 26. Februar 1891 von G. Stutzer. Goslar, Koch. 1891. 8. 25 Pf.

Von Prof. Dr. H. Nabert's großer „Karte der Ausbreitung der Deutschen in Europa" (Nr. 1), deren erste Section wir in Nr. 25 d. Bl. anzeigten, ist inzwischen mit vier Sectionen die westliche Hälfte vollendet und liefert auf ihren umfänglichen Blättern mit der klar hervortretenden Farbenunterscheidung der verschiedenen Nationen und dem deutlichen Namendrucke ausreichenden Stoff zu den anziehendsten, meist freilich sehr schmerzlichen Wahrnehmungen und Betrachtungen. Wir haben die Grenzen des deutschen Volks gegen Dänen, Romanen, West- und Südslawen und Magyaren vor uns, und nur nach Norden können wir ein Vorgehen unsererseits in den Sprachinseln von Gravenstein, Sonderburg, Apenrade, Hadersleben, Lyggumkloster und Christiansstad feststellen. Nach den übrigen Seiten tritt fast überall die Einschränkung oder gar das Verschwinden des deutschen Sprachgebiets und damit deutscher Sitte uns entgegen. Auf die lange Zeit der Ausströmung deutscher Volkskraft nach Osten, nach Norden und Süden von den Karolingern an bis ins 14. Jahrhundert, während welcher der Heimat Art und Laut ins fremde Land hinübergenommen und dort festgehalten und ihm aufgeprägt ward, folgte ein Stillstand, der erst im vorigen Jahrhundert durch die Colonisationen in Ungarn, in den einst polnischen Landschaften Preußens und in Rußland wieder gehoben wurde. Ohne diese würden der gelben Flecke — das Gelb ist auf der Karte die deutsche Farbe — sehr viel weniger sein. An dem alten Besitzstande ist der Rückgang fast überall, nirgends aber die natürliche Erweiterung des Geltungsgebiets deutscher Zunge zu bemerken. Die fremden Völker halten unentwegt ihre Grenze fest oder überschreiten sie; bei den Deutschen kommt es hoch, wenn sie das erstere thun, aber auf den langen Linien ist es selten der Fall. Es wird viele überraschen, südlich von Dünkirchen den nordwestlichsten Zipfel Frankreichs noch vlämisch, also niederdeutsch zu finden; freilich ist dann die Strecke bis Boulogne und nach Lille hin als französirt bezeichnet. In Lothringen sind die Deutschen die ganze Sprachgrenze entlang gewichen, meist auch im Niederelsaß; im Wasgenwald bei Heiligkreuz und Markirch ward das Deutsche noch vor dreißig Jahren verstanden, während gleich südlich im echt romanischen Urbeis (Orbay) mit dem Deutschen schlechterdings keine Verständigung zu erzielen war. Also keinen Austausch erzielt der Deutsche durch seine Assimilirung; er gibt einfach das Seine fort ohne Entgelt. In der Schweiz ist in Bern und Freiburg das Deutsche gewichen vom Neuenburger- bis zum Murtnersee und bis zum Saanethal. Gegen Italien hat sich das umfassende deutsche Sprachgebiet am Südabhange der Penninischen und Lepontischen Alpen, das einst vom Langensee begrenzt wurde, auf den Monte-Rosa-Stock zurückgezogen, den es noch immer geschlossen umfaßt. In der Brianza südlich vom Comersee, in Venetien und Friaul sind die deutschen Gemeinden fast völlig geschwunden; ein ganz kleiner Kern der „dreizehn Gemeinden", ein größerer der „sieben" ist noch erhalten, letzterer sogar in jüngster Zeit erstarkt, und erstreckt sich selbst in das Trentino hinein, wo sonst mit dem Deutschen aufgeräumt ist, während zwei Gemeinden an der obern Etsch, Pfatten südlich und Gargazon nördlich von Bozen, mitten im deutschen Lande als italienisch er-

scheinen; wie denn auch, vermuthlich erst seit dem Bestehen der Gotthardbahn, in Göschenen und über der Axenstraße am Vierwaldstättersee bei Sisikon italienische Niederlassungen verzeichnet stehen.

Ein ganz eigenes und ungemein buntes Bild, das durch die Farbe allein nicht verständlich wird, gewährt die Karte östlich der Adria. Auf den ersten Blick wüßte man nicht, ob unter den Slowenen von einem Fortschreiten oder Weichen des Deutschthums zu reden wäre; die gelben Flecke könnten für das eine wie für das andere sprechen, die umfangreiche Gottscheer Sprachinsel könnte als der erfolgreiche äußerste Vorstoß nach Süden oder als der letzte Rest einstigen deutschen Culturgebiets unter den Südslawen gelten. Genauere Betrachtung lehrt dann, daß leider der letztere Fall eingetreten ist. Die braun, nicht schwarz gedruckten Namen nahezu aller Ortschaften Südösterreichs bis zur Drau und untern Mur bezeugen ebenso wol die einmal vorhandene deutsche Culturkraft, wie ihre im Laufe der Zeit eingetretene Erschlaffung. In Istrien, dessen Innenland mit einer italienischen Ausnahme nur deutsche Gründungen aufweist, ist jetzt auch nicht ein einziges gelbes Pünktchen zu schauen; alles ist den Serben oder Italienern ausgeliefert, vom Küstensaume Kroatiens ganz zu schweigen. Dagegen hat uns die Fülle als deutsch bezeichneter Landstrecken in der ungarischen Tiefebene und im Bakonyerwalde geradezu betroffen gemacht. Es wäre hier wie an vielen andern Stellen sehr wünschenswerth zu erfahren, welcher Procentsatz der Bewohner für die Zuweisung des Orts oder Gebiets an die eine oder andere Nationalität dem Herausgeber maßgebend geworden ist. Diesem erfreulichen Bilde stellt sich im Norden Ungarns dann wieder eine erhebliche Summe an Verlusten gegenüber. Es ist ein wehleidiger kosmopolitischer Trost, der Tüchtigkeit der Slowaken zuzurechnen, was dem nationalen Mark des eigenen Volksthums, wenigstens jenes Stammes, der einst das ungarische Erz- und Centralgebirge der Cultur zugänglich gemacht hat, abgeschrieben werden muß. Die alte Dukatenstadt Kremnitz wie Deutsch-Prona halten mit ihrer Umgegend der Slawisirung noch Stand, wie in der Zips Käsmark und Schmöllnitz die Mittelpunkte der immer mehr abbröckelnden deutschen Oasen bilden.

Dem Deutschen Schulverein, der die Herausgabe dieses großen, auf den mühsamsten Studien beruhenden, sorgfältigen Werks in die Hand genommen hat, wird die Anerkennung hierfür nicht ausbleiben und seine Mühwaltung wird voraussichtlich in der gesteigerten Theilnahme an seinen nationalen und daher patriotischen Bestrebungen ihm selbst wieder zugute kommen. Denn durch die Anschauung der schönen Karte, die doch wol mit der Zeit in allen Sitzungssälen der Ortsgruppen aushängen dürfte, wird das Interesse an der Lage und das Verständniß für die Noth der für ihr Volksthum kämpfenden Gemeinden unstreitig vertieft werden und die Gleichgültigkeit gegen die Stammesgenossen jenseit der Reichsgrenze der Scham weichen, daß erst kaum ein Procent der Bevölkerung des Deutschen Reichs an den Bestrebungen des Vereins zur Erhaltung des Deutschthums im Auslande auch nur den dürftigsten Antheil nimmt. Gott bessere es!

Soweit Göttliches höher steht als Menschliches, und seien dieses auch die edelsten und berechtigtsten Bestrebungen, so weit wird das eben gewürdigte Unternehmen nach Inhalt und Richtung überragt von demjenigen, von welchem das Buch „Im fernen Osten" (Nr. 2) Zeugniß ablegt. Seit den Tagen Gützlaff's ist nicht aus so von Liebe zum Heilande und zu den Mitmenschen entflammtem Herzen heraus und so herzbewegend von der Seelennoth der 400 Millionen Heiden Chinas geredet und zu ihrer Rettung aufgefordert worden, wie es in den Briefen des Fräulein Geraldine Guinneß geschieht, die sie aus ihrer Missionsthätigkeit heraus an die Ihrigen gerichtet hat und die, mit Erläuterungen und Berichten über den Stand der China-Inland-Mission versehen, in sehr gefälliger Ausgabe deutschen Lesern dargeboten werden. Die China-Inland-Mission wurde, wie ihr Name anzeigt, besonders für die inländischen Provinzen des großen Reichs im Jahre 1866 von J. Hudson Taylor begründet, weil in ihnen damals wol schon hie und da römisch-katholische Missionare, aber noch nirgends protestantische thätig waren. Von den achtzehn Provinzen des eigentlichen China waren damals noch elf mit einer bis auf 150 Millionen geschätzten Bevölkerung ganz unberücksichtigt geblieben. Im Mai 1859 zählte die Gesellschaft 339 europäische Sendlinge, darunter 116 unverheirathete weibliche Mitarbeiterinnen. Eine dieser ist das zu Beginn 1888 hinausgegangene junge Mädchen, dessen äußerst sympathische Züge uns aus dem Titelbilde bekannt werden. Zu ihnen treten 132 inländische Gehülfen, unter ihnen 12 ordinirte Pfarrer. Die Zahl der protestantischen Missionare aller in China arbeitenden Gesellschaften betrug zu Ausgang 1888 gegen 1112, gewiß eine beträchtliche Arbeitskraft, aber sie hat sich auch auf einem ungeheuerlichen Arbeitsfelde zu bethätigen. Ein beigegebenes Verzeichniß in der Einleitung stellt das Verhältniß der Arbeitskraft zur Aufgabe für die einzelnen Provinzen dar und ein Kärtchen weist alle Missionsstationen in China unter besonderer Hervorhebung der China-Inland-Missionsstationen auf. Andererseits erleichtert wieder die außerordentliche Bevölkerungsdichtigkeit das Wirken der Missionare dort, wo sie sind. Die Menschen, zu denen sie reden wollen, sind eben überall vorhanden, und — was das Beste ist — diese wollen auch in den meisten Fällen die Heilsbotschaft hören. Die Empfänglichkeit zur Aufnahme des Evangeliums, das Sündenbewußtsein und das Bedürfniß nach der Errettung der Seele, das der Buddhadienst nicht zu befriedigen vermag, scheint in den Massen der niedern Bevölkerung Chinas stark vorhanden zu sein und die Saat verheißt eine gute Ernte, je weiter der Boden, auf den sie fällt, von den Hafenstädten entfernt ist, in dem die „Christen"

ihr Wesen treiben. Daß gebildete ernste Chinesen an keinen Himmel glauben wollen, „nachdem — wie einer zu einem Engländer sagte — ihr das Land uns durch das Opium zur Hölle gemacht habt“, kann nicht verwundern. Tief ergreifend ist nach dieser Richtung hin die Schilderung einer Nacht, die die Verfasserin am Sterbelager eines chinesischen Mädchens, das sich, wie unzählige Frauen, durch das Mohngift den Tod geben wollte, verbracht hat (S. 160—166).

Die schlichte Unmittelbarkeit der Erzählungsweise des Fräulein Guinneß über ihre Wirksamkeit unter den chinesischen Mühseligen und Beladenen, denen nach dem Grundsatze der Gesellschaft, gemäß dem Apostel Paulus, die Missionare zu Chinesen werden müssen, um die Chinesen für das Evangelium zu gewinnen, bringt dazu, ihre Berichte, die sie ja nicht als Buch geschrieben, unter die Literatur zur Völker- und Länderkunde einzureihen. In dieser Weise dürfte noch kaum über China geschrieben, von solchen Ergebnissen liebevoller Blicke ins chinesische Volksleben noch nicht berichtet sein. Wenn diese Briefe und Tagebuchstellen mit einem Buche sich vergleichen lassen, so wäre es vielleicht der Mrs. Baird Reise durch Japan, der wir ebenso Einsicht in das japanische Volks- und Familienleben, wie Kenntniß von Gegenden verdanken, welche europäische Reisende sonst nicht gewonnen haben. Der große Unterschied bei den Beobachtungen beider Frauen ist nun doch immer der, daß die eine durch ihre Wißbegier, die andere durch ihre glühende Liebe zum Volke ihrer Berufswahl zu ihren Studien getrieben wurde. Und die Liebe hat bekanntlich scharfe Augen. Die junge Glaubensbotin schreibt:

> Die erste große Schwierigkeit der Missionare auf ihrem Arbeitsgebiete ist die Sprache, und ist durch geduldiges, ausdauerndes Studium endlich die fremde Zunge geläufig geworden, so taucht eine zweite Schwierigkeit auf, die fast so groß ist als die erste: die Sprache des Herzens eines Volkes muß ebenso wohl gelernt werden als die Sprache seiner Lippen. Der Missionar muß nicht nur die Worte und Sätze der Sprache verstehen, sondern auch die Denkweise eines Volks. Um das seligmachende Evangelium den Heiden, die es nie gehört haben, nahezubringen, mußt du wissen, was sie gehört, was sie gesehen und besonders, was sie gedacht haben. Du mußt deine Gedankenwelt austauschen gegen ihre weit von der deinen verschiedene geistige Atmosphäre. Dies ist des Missionars zweite große Aufgabe, und wie könnte sie besser gelöst werden, als wenn er, soweit das möglich ist, ein Eingeborener wird? Im Geiste des großen Missionspioniers, der von sich schrieb: „Ich bin jedermann allerlei geworden, auf daß ich allenthalben je etliche selig mache.“

Um diesem Ziele näher zu kommen, verließen Fräulein Guinneß und eine mit ihr nach China gekommene noch jüngere Genossin in Begleitung zweier schon mit der Sprache vertrauteren Mitarbeiterinnen nach kurzem Aufenthalte die große Missionslehranstalt in Yangchau am untern Yantsekiang, um unter dem Schutze eines jungen chinesischen Missionars im gemietheten Boote den großen Kanal nordwärts zehn Tage zu fahren, überall nach Belieben anlegend und das Evangelium verkündend und in chinesischen Ausgaben verkaufend. Diese Kanalfahrt ist mit prächtiger Frische beschrieben. In der Stadt Tsingkiang-pu blieben zwei der jungen Mädchen zurück im Hause eines chinesischen Evangelisten; unsere Freundin mit ihrer Gefährtin sollte weiter auf einen Bauernhof, dort die Landessitte im vertrauten Verkehr mit den Hausgenossen zu lernen. Sie erreichten ihn auch nach zehnstündiger Fahrt auf dem Schiebkarren, bedurften freilich einiger Tage zum Einleben, brachten dann aber mehrere Monate in der gewinnreichsten Weise inmitten der Familie zu, die zum Christenthum bereits früher in Berührung getreten war. Und nun geht es weiter nach mehr der Predigt bedürftigen Landschaften, den Blauen Strom hinauf und den Hanfluß aufwärts, bis die Briefschreiberin inmitten der Provinz Honan, schon recht im Binnenchina, uns verläßt. Aber der Leser kann nicht gut von ihr lassen; seine Gedanken verfolgen die muthige fröhliche Glaubensheldin und ihre Gefährtinnen, die in ihres Lebens Lenz dem großen Ziele, die Menschen ihrem Heile zuzuführen, sich geweiht haben und es so selig, ihrer Aufgabe froh, verfolgen. Wer das schöne Buch, das mit Zeichnungen reich geschmückt ist, liest, wird seine Anschauung vom Reiche der Mitte sehr erweitern und Theilnahme für das Missionswerk gewinnen, wenn er ihm bisher fern gestanden haben sollte.

Henry Drummond's kleines reizendes Buch „Inner-Afrika“ (Nr. 3) ist erst vor $1\frac{1}{2}$ Jahren hier (Nr. 19 d. Bl. f. 1890) so warm und vollständig von Professor A. Kirchhoff angezeigt worden, daß bei seinem Erscheinen in zweiter Auflage auf jene Besprechung füglich nur hingewiesen sei. Daß in der Zwischenzeit des Verfassers Name durch sein Schriftchen „Das Beste in der Welt“ zur unsers Erachtens unverdienten Berühmtheit gelangt ist, wird der Verbreitung seines Büchleins über Innerafrika nur förderlich sein, und gern billigen wir dieser Schrift, aus der der kundige Naturforscher und warme Menschenfreund spricht, zu, was wir jener verschwommenen Bibelauslegung versagen müssen.

Die hier besprochenen zielbewußten, langwierigen und mühsamen Reisen — und nun J. E. Wallsee's Briefe von der Orientfahrt des hamburger Doppelschraubenschnelldampfers „Augusta Victoria“, der 247 erholungs- oder vergnügungssüchtige Menschen in zwei Monaten, Ende Januar bis Ende März d. J., an den Gestaden des Mittelmeeres unter allem Behagen und Reichthum der Neuzeit umherführte! Welch ein Gegensatz! Und doch lassen sich auch diesem Unternehmen und dieser Reiseart sehr wohl theils höhere, theils wahrhaft genußreiche Seiten abgewinnen und dem Berichterstatter der „Hamburger Nachrichten“ sind sie aufgegangen: so ist durch die Sammlung seiner Briefe, ohne spätere Ausarbeitung und aus andern Werken geschöpfte Nachträge, ein ganz anziehendes und charakteristisches Buch „Modernes Reisen“ (Nr. 4) geworden. Nicht zur Belehrung über die berührten Gegenden, aber zur angenehmen Unterhaltung und zur Kenn-

zeichnung modernen Lebens, besonders modernen Reisens läßt es sich als specifischer Ausschnitt des Tagestreibens begüterter Leute und als Beispiel der Summe, die aus ihm gezogen werden mag, recht gut zur Hand nehmen. Eine, wie bei einem Journalisten selbstverständlich, leichte gefällige Feder dient hier einer raschen Auffassung und klaren Gestaltung, der Einsicht in das Maß des Wahrnehmbaren und Mitzutheilenden und der Empfindung für das Ehr- und Denkwürdige wie für das Schöne, das so manchen besuchten Orten — vor allem Jerusalem, die Wüste Judäas, Baalbek und Damaskus, Athen — immerdar eignet. Der ruhmreichen Bewährung der Leistungen der deutschen Handelsflotte, wie sie in allem sich auf diesem Schiffe aufs neue auswies, ist gebührend Rechnung getragen, nicht ohne die Folie der schlimmen Erfahrungen verdientermaßen auszubreiten, die man auf den Landausflügen mit der Gesellschaft Cook and Son zu machen hatte. Eine Fülle deutlicher Illustrationen schmückt das hübsche Buch.

Der Vogesen-Hotelbesitzerverein hat sehr wohl daran gethan, das 1888 von ihm herausgegebene Reisehandbuch Fritz Ehrenberg's „In die Vogesen" (Nr. 5) in zweiter erweiterter und ganz umgearbeiteter Auflage in den „Europäischen Wanderbildern" erscheinen zu lassen, wobei es denn auch seinen reichen Bilderschmuck vom rühmlichst bekannten schweizer Landschaftszeichner Joh. Weber erhalten hat und sich der schmucken Ausstattung erfreut, die die Verlagswerke von Orell Füßli genießen. Aus der ersten Ausgabe ist dem Buche die reiche Berücksichtigung der praktischen Bedürfnisse des Reisenden und Sommerfrischlers erhalten geblieben, worauf in den übrigen Heften dieser Sammlung nicht gerade hervorragendes Gewicht gelegt zu werden pflegt. Nach allem Nutzen, den das Buch recht vielen Besuchern des herrlichen Gebirges hoffentlich bringen wird, wird es ihnen durch die Fülle der stimmungsvollen Ansichten zugleich zum Erinnerungsalbum.

Eine besondere Monographie ist vom selben Verfasser dem Luftenrort „Hohwald und Umgegend" gewidmet, der von der Eisenbahnstation Barr der Linie Schlettstadt-Zabern zu erreichen ist und alle Annehmlichkeiten großartiger Waldgegend mit dem Behagen bequemsten Lebens verbindet. Der Wasgenwald verdient es wahrlich gleich irgendeinem unserer besuchtesten Gebirge durchstreift zu werden; dann wird er sicherlich zu einem beliebten Ruhesitze für Gäste aus allen Gegenden Deutschlands werden.

Als neuestes Heft ist der Sammlung die Schilderung der weltbekannten „Curstadt Franzensbad" einverleibt, wie ihrer nähern Umgebung, besonders des lieblichen Egerthals und des benachbarten waldreichen Wellerthals. Sonst sind auch alle erwünschten Auskünfte und das Verzeichniß der Literatur über das Bad im Büchlein geboten.

G. Stutzer hat seinen Beruf, über „Ursache, Organisation und Ziel der deutschen Auswanderung" (Nr. 6) zu reden, durch seine Kenntniß der deutschen Colonien in Südbrasilien und durch seine nüchterne besonnene Stellung zur Sache bereits erwiesen. In der Skizze seiner Anschauungen, wie sie durch den Zeitraum einer Stunde bedingt war, bezeichnet er als die Ursache der deutschen Auswanderung neben dem Wandertrieb in der Nation die Noth der Einzelnen, ohne deshalb schon in jedem Falle den Entschluß der Auswanderung zu billigen. Wer aber nun entschlossen sei, habe sich ernstlich auf die Ausführung vorzubereiten; staatlicherseits seien die Auswanderer an die ferne Küste zu geleiten, dort durch im nationalen Interesse organisirte Privatthätigkeit zu empfangen und an die Stätte ihrer Niederlassung zu bringen. Als das geeignetste Gebiet solcher für die Massen wenig oder mäßig Bemittelter erklärt er Südbrasilien nach der Schilderung, die er in seiner größern Schrift: „Das Itajahythal", ausführlicher gegeben hat. Die lebendige, unmittelbar packende Sprache verleiht dem Vortrage großen Reiz.

Friedrich Bienemann.

Naturwissenschaftliches.

1. Jahrbuch der Naturwissenschaften. 1890—1891. Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik, Chemie und chemische Technologie; Mechanik; Meteorologie und physikalische Geographie; Astronomie und mathematische Geographie; Zoologie und Botanik; Forst- und Landwirthschaft; Mineralogie und Geologie; Anthropologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medicin und Physiologie; Länder- und Völkerkunde; Handel, Industrie und Verkehr. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Max Wildermann. Mit 35 in den Text gedruckten Holzschnitten und 3 Kärtchen. Mit einem Anhange: Generalregister über die Jahrgänge 1885/86—1889/90. Freiburg i. Br., Herder. 1891. Gr. 8. 6 M.

Der sechste Jahrgang des trefflichen Werks liegt nunmehr gleichfalls vor; derselbe enthält ein Generalregister über die bisher erschienenen sechs Bände. Wir können auch bei dem vorliegenden Bande dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern nur volles Lob spenden. Was das Werk beabsichtigt, die Fortschritte in den Naturwissenschaften, in der Technik und verwandten Gebieten zu geben, ist mit größtem Geschick durchgeführt. Das Buch ist lehrreich und interessant; vereinigt also die Eigenschaften in sich, um jeden Leser dauernd zu fesseln. Der Stoff, der auch in dem neuesten Bande bearbeitet ist, ist sehr reich; wir werden in ihm mit den neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Physik, der Chemie, der Meteorologie, der Astronomie, der Mechanik u. dgl. m. bekannt gemacht, erfahren aber auch das Neueste über die Erforschung Afrikas und hören von der Wassercur des Pfarrers Kneipp.

Die jetzt vorliegenden sechs Bände bilden ein Repe-

titorium der Naturwissenschaften und der Technik seit 1885, wie es für das große Publikum der Nichtfachleute nicht besser zu denken sein dürfte.

2. Die Schalablagerungstheorie. Eine Erweiterung der Laplace'schen Nebularhypothese von Ferdinand Kerz. Leipzig, O. Spamer. 1891. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Das Werk eines Laien über eine der schwierigsten Fragen der Astronomie. Auch unsere vorzüglichsten Himmelsforscher und Physiker pflegen sich von der Behandlung dieses Themas abzuwenden, weil sie wol fühlen mögen, daß die Zeit noch nicht gekommen ist, um auf die Frage nach der Entstehung des Sonnensystems eine genügend begründete Antwort geben zu können. Dennoch wollen wir anerkennen, daß der Verfasser mit Sachkenntniß sein Thema behandelt hat. Zu bedauern sind die vielen Ausfälle gegen die Fachgelehrten; der Verfasser darf doch nicht vergessen, daß das Wissen von der Natur nur durch die ernste sachliche Arbeit des Specialisten erhalten worden ist. Eine Darlegung der Ansichten des Verfassers ist an dieser Stelle nicht möglich, da sie weit den uns hier zugemessenen Raum überschreiten würde. Es mag also genügen, hier auf diese immerhin ganz interessante Schrift hingewiesen zu haben.

Franz Bendt.

Feuilleton.

„Die Kunst beliebt zu sein" macht Burraclau zum Gegenstand einer Reihe von kleinen Aufsätzen (München, Merhoff, 1890), worin er eine Anzahl von Ständen daraufhin ansieht, ob und wie sie sich beliebt machen können. Wenn das Ganze eine Verspottung aller jener Schwächlinge sein soll, deren Lebensideal in der „Beliebtheit" besteht, so erscheint uns eine solche Satire recht wohl angebracht; meint aber der Verfasser allen Ernstes, einen „Rathgeber" geschrieben zu haben, so würde er viele Hülfesuchende hereinfallen lassen. Wir nehmen das erstere an, finden aber dann die Liste der gegeißelten Stände und Kategorien unvollständig; es fehlt z. B. die der Wahlcandidaten u. s. w.

Berichtigungsversuch.

In der so wohlwollenden Besprechung meiner „Psychologie der Zukunft" in Nr. 29 d. Bl., für welche ich dem Referenten warmen Dank weiß, findet sich eine Einwendung, die zu entkräften ich mir erlauben möchte, nicht meinetwegen, sondern wegen des allgemeineren Interesses der Frage. Der Brief König Wilhelm's vom 19. August 1870 beweise nämlich das Gegentheil meiner Behauptung: daß man „im deutschen Hauptquartier noch nicht recht gewußt habe, was am 18. geschehen sei". Auch „verschweigt Bleibtreu", wo man geäußert habe, daß der Tag durch das 2. pommersche Corps entschieden sei. — Ich verweise einfach auf die Lektüre des historischen Briefs. Die ganze dort gegebene Darstellung ist falsch. Es heißt dort ganz trocken: „St.-Privat wurde vom Gardecorps, Verneville vom 9. Corps genommen (?), das 12. Corps und Artillerie des 3. griffen nun ins Gefecht ein (sic!). Gravelotte wurde von Truppen des 7. und 8. Corps und die Wälder zu beiden Seiten genommen und behauptet (?). Um die durch die Umgehung zurückgedrängten feindlichen Truppen nochmals anzugreifen, wurde ein Vorstoß über Gravelotte bei einbrechender Dunkelheit unternommen, der auf so enormes Feuer hinter Schützengräben en étage und Geschützfeuer stieß, daß das eben eintreffende 2. Corps den Feind mit dem Bajonet angreifen mußte und die feste Position vollständig nahm und behauptete (!?). Es war $8\frac{1}{2}$ Uhr, als das Feuer auf allen Punkten schwieg."

Jeder Unbefangene kann dies nur dahin deuten, daß dieser Abendangriff das Entscheidende gewesen sei. Ihm wird doppelt so viel Raum in der Darstellung gewidmet, als allem Uebrigen, dagegen nur nebensächlich erwähnt, daß St.-Privat von der Garde genommen sei, nebst dem naiven Zusatze, daß „das 12. Corps nun ins Gefecht eingriff"! Das heißt: die einzig entscheidende Action der Schlacht, nämlich der Doppelsturm der Garde und der Sachsen auf St.-Privat, erschien dem Hauptquartier noch am 19. als etwas wenig Wichtiges neben den Vorgängen bei Gravelotte! Auch muß betont werden, daß „Verneville und Gravelotte" keineswegs „genommen", sondern unbesetzt gefunden wurden, daß keineswegs am Abend ein „Vorstoß" seitens der Preußen erfolgte, sondern das 2. Corps nur eingesetzt wurde, um das völlig weichende 8. Corps zu entlasten und dem französischen „Vorstoß" zu begegnen. Auch dieser späte Gegenstoß der Pommern kostete unverhältnißmäßige Opfer und scheiterte, wie sämmtliche andern Angriffe von Amanvillers bis Point du Jour. Die siegreiche Defensivschlacht der Franzosen schlug erst um 7 Uhr abends plötzlich zu ihren Ungunsten aus, durch die Umgehung des heutigen Königs von Sachsen über Roncourt, wie denn dieser feldherrlich begabte Fürst, dem man auch viel bei den Operationen vor Sedan verdankt, der eigentliche Sieger vom 18. August genannt werden darf.

Meine Behauptung, daß Moltke keine Ahnung von dem Gange der Schlacht hatte, ja selbst nachher eine leitende Ueberschauung derselben noch nicht gewonnen hatte, wird voll und ganz durch Obiges bestätigt. Uebrigens widmete ich den größten Theil meiner Moltke-Untersuchungen in dem Versuche „Psychologie der Kriegskunst" dem Nachweise, daß 1) gar nicht die später untergeschobene Absicht bestand, Bazaine in Metz zu cerniren, daß man 2) Bazaine auch gar nicht hätte am Abmarsche hindern können, 3) daß er freiwillig nach Metz hineinging, um sich zu decken, und dies das Klügste war, während das Anrücken Mac Mahon's die deutsche Cernirungsarmee in übelste Lage bringen konnte.

Karl Bleibtreu.

Entgegnung.

Mein Angriff der von Bleibtreu an der deutschen Heeresleitung geübten Kritik richtete sich gegen zwei Stellen seines Buchs. Seite 225 desselben heißt es: Bazaine's „richtigen Abmarsch nach Norden aber konnte man ja so wenig hindern, daß man am 17., 18. und noch am 19. den Abmarsch Bazaine's auf Briey als das Selbstverständliche annahm". Und Seite 189 steht: Ja, noch am späten Abend des 18. hat man im Hauptquartier des Königs von Preußen „so wenig eine Ahnung von dem Gange der Schlacht und dem Entscheidungspunkte, daß König Wilhelm in seinem berühmten Telegramm ausdrücklich betont, der Angriff des pommerschen Corps in der Dunkelheit gegen das furchtbarste Feuer, von dem die Kriegsgeschichte meldet, habe die Schlacht entschieden".

Dem gegenüber hatte ich behauptet, man habe am 19. August recht wohl gewußt, was am 18. geschehen sei, d. h. daß durch die Schlacht von Gravelotte Bazaine gezwungen worden sei, sich die am 17. und am Vormittage des 18. noch frei gewesene Rückzugslinie nunmehr gegebenenfalls zu erkämpfen, mit andern Worten, daß er bei Metz eingeschlossen sei. Das beweise der Brief König

Wilhelm's vom 19. August (in welchem es wörtlich heißt: „Was nun das Schicksal des Feindes sein wird, der in dem verschanzten Lager der Festung Metz zusammengedrängt steht, ist noch nicht zu berechnen") und sogar schon seine Depesche vom 18. (Diese lautet: „Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter kleiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von ihren Verbindungen mit Paris abgeschnitten und gegen Metz zurückgeworfen." — Bivouak bei Rézonville, den 18. August, 9 Uhr abends.)

Der Befehl zur Bildung der Maas-Armee ist denn auch thatsächlich am 19. vormittags erfolgt und nach dem neuesten Buche des Marschalls Moltke in der Nacht vom 18. zum 19. ausgearbeitet worden. Man hat demnach im deutschen Hauptquartier am 19. eben nicht mehr auf einen „Abmarsch" Bazaine's auf Briey als auf etwas „Selbstverständliches" gerechnet, während man ihn bis zum Vormittage des 18. als eine der vorliegenden Möglichkeiten freilich in Betracht gezogen hatte.

Welches „berühmte Telegramm" König Wilhelm's die obencitirte Aeußerung über die Entscheidung der Schlacht durch das pommersche Corps enthalten haben soll, wird in den vorstehenden Ausführungen Bleibtreu's wiederum nicht gesagt. Dagegen wird nunmehr eben jener Brief des Königs vom 19. als Beweis für die mangelhafte Kenntniß des Großen Hauptquartiers vom Gange der Schlacht von Gravelotte verwendet. Wären die aus diesem Briefe mitgetheilten Zeilen das Einzige, was er über die Schlacht enthielte, so ließe sich eine solche mangelhafte Kenntniß allerdings behaupten. Allein in der Einleitung des Briefs heißt es — in Anbetracht der Situation, in der er geschrieben wurde, mit genügender Ausführlichkeit und Richtigkeit —: „Gestern früh gingen das 12., Garde- und 9. Corps gegen die nördliche Straße Metz-Verdun . . . . vor, gefolgt vom 3. und 10. Corps, während das 7. und 8., sodann auch das 2., bei Rézonville gegen Metz stehen blieben. Als jene Corps rechts schwenkten, in sehr waldigem Terrain gegen Verneville und St.-Privat, begannen diese Corps den Angriff gegen Gravelotte, nicht heftig, um die große Umgehung gegen die starke Position Amanvillers-Chatel bis zur metzer Chaussee abzuwarten. Diese weite Umgehung trat erst um 4 Uhr ins Gefecht, mit dem Pivot-Corps, dem 9., um 12 Uhr. Der Feind setzte in Wäldern heftigen Widerstand entgegen, sodaß nur langsam Terrain gewonnen wurde." Und nun erst folgt die von Bleibtreu angeführte Stelle: „St.-Privat wurde" u. s. w.

Deutscherseits wollte man am 18. August, wie aus dem Generalstabswerke, a. a. O., S. 669, deutlich hervorgeht, die französische Armee an einem etwaigen Abmarsche hindern, wobei sie sich unter ungünstigen strategischen Verhältnissen hätte schlagen müssen, oder sie, falls ein Abmarsch von Metz nicht beabsichtigt war, auf dem linken Moselufer umfassen und gegen Metz zurückdrängen. Ob der rechte Flügel der französischen Stellung am 17. bei Amanvillers oder weiter nördlich gesucht werden mußte, konnte, weil dieser rechte Flügel sehr weit von den Linien der Deutschen entfernt war, freilich nicht rechtzeitig erkannt werden; daß er aber am 18. umfaßt werden sollte, lag ja am 17. schon in der Absicht der deutschen Heeresleitung, und daß diese letztere die Wichtigkeit der Umfassung am Schlachttage selbst nicht verkannt hat, geht aus der S. 740 des Generalstabswerks wiedergegebenen, um $1^3/_4$ Uhr an das Obercommando der II. Armee ergangenen „Mittheilung" hervor: „Der ernstliche, allgemeine Angriff auf der ganzen Linie wird nicht eher erfolgen, als bis bedeutende Kräfte gegen Amanvillers vorgehen können."

Daß das Vornehmen der deutschen Heeresleitung, den Feind — falls er eben nicht schon im Abmarsche begriffen sei — zu umfassen und bei Metz einzuschließen, als durch die Schlacht bei Gravelotte erreicht galt, geht aus dem Briefe des Königs ohne jede Frage hervor, und zur Gewinnung dieser Einsicht war die Kenntniß von der gelungenen Umfassung des französischen rechten Flügels — gleichgültig, ob dieser bei Amanvillers oder bei St.-Privat*) stand — nothwendig. Eine „Ahnung" von dem Gange der Schlacht und dem Entscheidungspunkte verräth also der mehrbesprochene Brief denn doch, obgleich es wol nur zu natürlich ist, daß von seinem Autor diejenigen Dinge, die dieser selbst mit angesehen und auf deren Gang er durch Befehle entscheidend eingewirkt hat, mit größerer Ausführlichkeit geschildert werden.

Victor Kurs.

*) St.-Privat bezeichnete Moltke nachträglich als den für die ganze Schlacht entscheidenden Punkt.

Bibliographie.

Bender, Hedwig, Ueber das Wesen der Sittlichkeit und den natürlichen Entwickelungsproceß des sittlichen Gedankens. Kritische Studie. Halle a. S., C. E. M. Pfeffer. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Degen, A. v., Aus einem Leutnantsleben. Roman aus der Gesellschaft. Leipzig, B. Elischer Nachf. 8. 2 M.

Dr. Bernhard Förster's Kolonie Neu-Germania in Paraguay. Berlin, Actien-Gesellschaft „Pionier". Gr. 8. 2 M. 70 Pf.

Geschichte des Husaren-Regiments Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg (2. Hessisches) Nr. 14. Fortsetzung; vom 20. Februar 1887—1. Mai 1891. Bearbeitet von A. Grafen zu Waldeck und Pyrmont. Leipzig, A. Dürr. Lex.-8. 1 M.

Grath, C. A., Rheinische Lebensbilder. Neuwied, J. H. Heuser. Gr. 16. 2 M. 50 Pf.

Die Greuel der russischen Judenverfolgung. Erlebnisse eines verfolgten Juden. Berlin, C. Küchenmeister. Gr. 8. 60 Pf.

Hertzka's, Ostafrikanaan. Ein freiländischer Strahl-Reflex aus dem Spiegel eines „Klugen". Leipzig, Schaumburg-Fleischer. 16. 50 Pf.

Hillebrand, F., Die neuen Theorien der kategorischen Schlüsse. Eine logische Untersuchung. Wien, A. Hölder. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Husserl, E. G., Philosophie der Arithmetik. Psychologische und logische Untersuchungen. 1. Bd. Halle a. S., C. E. M. Pfeffer. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Jež, T. T. (Miłkowski), Die Uskoken. Roman. Deutsch von J. Meixner. Einzig autorisirte Uebersetzung. 2 Bde. Berlin, H. Conitzer. 8. 7 M. 50 Pf.

Kent, G., Die Lehre vom Wesen der Erfahrung und ihre Bedeutung für das Erkennen. Christiania, J. Dybwad. Gr. 8. 1 M. 65 Pf.

Kingsley, C., Vor zwei Jahren. Autorisirte Uebersetzung von Maria Baumann. 2 Bde. Gotha, F. A. Perthes. 8. 10 M.

Koch, M., Franz Grillparzer. Eine Charakteristik. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. Gr. 8. 1 M.

Mair, A., San mers? oda san mers nit? Humoristische Gedichte in oberbayerischer Mundart. Chemnitz, B. Richter. 8. 2 M.

Mauthner, F., Glück im Spiel. Eine Selbstmordgeschichte. Dresden, H. Minden. 8. 1 M. 50 Pf.

Michaelis, P., Die Irrwege der deutschen Politik seit Bismarcks Rücktritt. Berlin, P. Wiesenthal. 8. 60 Pf.

Noel, Lady Augusta, Von Geschlecht zu Geschlecht. Autorisirte Uebersetzung. Anklam, A. Schmidt. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Paulsen, J., Heideblumen, gepflückt. 1. Tl. Kropp, Buchh. „Eben-Ezer". 12. 90 Pf.

Pfohl, F., Bayreuther Fanfaren. Leipzig, C. Reißner. Gr. 8. 1 M.

Bulgarische Politik. Von *** Dresden, Druckerei Glöß. Gr. 8. 1 M.

Rethwisch, E., An den Kaiser. — An Bismarck. Zwei Gedichte. Norden, H. Fischer Nachf. 8. 40 Pf.

Rodziewicz, Marie, Geld und Arbeit oder der tyrannische Großvater. Roman. Deutsch von J. Praun. Mannheim, J. Bensheimer. 8. 3 M.

Rosenthal, G., Es werde! Eine Entwickelungsgeschichte des Erdballs und des Menschen in Versen. Berlin, W. Ißleib. 16. 1 M.

Runge, A., Eifersucht und Liebe oder der Radfahrer in der Wassertonne. Lustspiel. Leipzig, L. Weber. Gr. 8. 1 M.

Schalit-Meisels, Agathe, Aus dem Osten. Novellen und Skizzen. Wien, L. Weiß. 8. 3 M.

Schreiber, W., Geschichte Bayerns in Verbindung mit der deutschen Geschichte. 2. Bd.: Vom österreichischen Erbfolgekrieg bis auf die Gegenwart. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 8 M.

Silbernagl, I., Der Buddhismus nach seiner Entstehung, Fortbildung und Verbreitung. Eine kulturhistorische Studie. München, E. Stahl sen. Gr. 8. 3 M.

Stein, F., Die akademische Gerichtsbarkeit in Deutschland. Leipzig, C. L. Hirschfeld. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Werner, E., Siebeth Papinga. Eine Erzählung aus Frieslands Vergangenheit. Emden, W. Haynel. 16. 1 M.

Wesendonck, H., Ueber die neueste, freie religiöse Bewegung und die Religion der Zukunft. Eine kritische Studie über die von Egidyschen Ideen, nebst Bericht über den Verlauf des verfehlten Berliner Pfingstkongresses 1891. Leipzig, M. Spohr. Gr. 8. 80 Pf.

Wittig, E., Für oder wider die neue Religionsreform. Ein Beitrag zu den religiösen Zeit- und Streitfragen. Leipzig, G. A. Müller u. Comp. Gr. 8. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Separatausgaben aus Schopenhauer's Werken.

8. Jedes Bändchen geh. 2 M., geb. 3 M.

Arthur Schopenhauer über Genie, große Geister und ihre Zeitgenossen. Eine Sammlung von Stellen aus seinen Werken.
Arthur Schopenhauer über Urtheil, Kritik, Beifall, Ruhm, Wahrheit und Irrthum. Eine Sammlung von Stellen aus seinen Werken.

Zwei Sammlungen charakteristischer Aeußerungen Schopenhauer's über die in den Titeln genannten Themata, von besonderm Interesse mit Rücksicht auf Geistesrichtungen und Willensströmungen der neuesten Zeit.

„Köstliche Sammlungen.“ Neue Zürcher Zeitung.

Früher erschienen:

Aphorismen zur Lebensweisheit. Zwei Bändchen.
Ueber den Tod und sein Verhältniß zur Unzerstörbarkeit unsers Wesens an sich. — Leben der Gattung. — Erblichkeit der Eigenschaften.
Philosophie der Kunst. Zwei Bändchen.
Ueber Religion und Schicksal.
Ueber das Geistersehn und was damit zusammenhängt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Emin-Paschas Entsatz

und

Stanleys Zug durch das „dunkelste Afrika“.

Nach Stanleys Berichten und Emins Briefen für weitere Kreise dargestellt von

Dr. Berthold Volz,

Direktor des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam.

Mit 61 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Eine gedrängte Bearbeitung von Stanley's Werk „Im dunkelsten Afrika“ zu wohlfeilem Preise, ein Seitenstück zu dem bereits in fünfter Auflage vorliegenden Werke desselben Verfassers: „Stanleys Reise durch den dunklen Weltteil“.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker.

Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 9. Auflage. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Diese beliebte, bereits in neunter Auflage vorliegende Erzählung Gerstäcker's ist eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors.

Guido Hammers

Jagd-Wand-Kalender 1892

unaufgezogen 10 Pf., fertig zum Aufhängen 30 Pf., **Jagdeinladungskarten** 50 Stück in 12 Mustern à 2 M. — sendet franco B. Elischer Nachfolger, Leipzig.

Welcher edle reiche Kunstfreund würde einer armen jungen **Dichterin 600 Mk.** gegen Sicherheit und hohe Zinsen **leihen?** Gütl. Anerb. erb. unter **T. 2027** von **Rudolf Mosse, Breslau.**

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel Dresden
UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten durch unsere Plakate kenntlichen **Apotheken, Conditoreien, Colonialwaaren-, Delicatess-, Drogen- und Spezial-Geschäften.**

MURET encyklopädisches WÖRTERBUCH

der engl. u. deutschen Sprache.
(Ein Parallelwerk zu „Sachs-Villatte“.)

Teil I:	Teil II:
Engl.-deutsch	**Deutsch-engl.**
von	von
Prof. Dr. E. Muret.	Prof. Dr. D. Sanders.

Jährlich 5 Lieferungen.
Umfang circa 33 Lieferungen à 1 M. 50 Pf.
Lieferung 1/2 sind erschienen.

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung
Berlin SW 46, Halleschestr. 17.

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Hervorragende Novitäten!

Soeben ist erschienen:

Ludwig der Bayer

oder

Der Streit von Mühldorf.

Vaterländisches Schauspiel in 5 Akten von

Martin Greif.

Preis geheftet M. 2. 50; elegant mit Goldschnitt gebunden M. 4. —

Mit Einsetzung seiner ganzen eminenten dichterischen Kraft hat **Martin Greif** hier ein Werk geschaffen, packend und erhebend zugleich, von großer poetischer Schönheit und hohem dramatischem Schwung.

Zeitgenossen.

Eine Erzählung aus unseren Tagen

von

Karl Freiherrn von Beust.

Preis geheftet M. 2. —; eleg. gebunden M. 3. —

Die **„Zeitgenossen“** sind ganz aus dem modernen Leben gegriffen und von dem Verfasser mit großer dichterischer Kraft in vollendeter metrischer Form geschildert. In glücklichem Wechsel folgen sich tief ernste und drollig erheiternde Situationen; poetische, philosophische und humoristische Betrachtungen, die sich durch feine Satire und hohen poetischen Schwung auszeichnen, finden sich da und dort eingestreut, und auch politische u. soziale Fragen unserer Zeit werden leicht gestreift.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Arbeit in Afrika.

Erfahrungen und Betrachtungen.

Von **Herman Soyaux.**

8. Geh. 3 M. 50 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 24. September 1891.

Ein neues räthselhaftes Blatt Goethe's über seinen „Faust".

Die weimarische Ausgabe des „Faust" beginnt ihre „Paralipomena" mit zwei ungedruckten Aufzeichnungen, welche sie für „Skizzen des Gedankenganges" ausgibt, was weder die eine noch die andere ist. Am bedeutendsten, aber auf den ersten Blick etwas räthselhaft erscheint die erste, die auf einem „abgerissenen" Quartblatte von Goethe's Hand in lauter kurzen Absätzen sehr flüchtig geschrieben ist. Von der Papiersorte hören wir nichts, ebenso wenig von der Art des Abreißens, ob dies oben oder unten oder an einer Seite geschehen, es etwa blos aus einem Hefte gelöst ist oder ein loses Blatt, das der Dichter auf seinem Schreibtische oder sonst fand und, wie er zu thun pflegte, gerade aufgriff, um einige ihm gekommene Gedanken rasch darauf hinzuwerfen. Nicht einmal wird gesagt, ob die Schrift oben oder unten bis an den Rand reicht, ja man könnte glauben, sie gehe auf die Rückseite über. Auch wird nicht angegeben, unter welchen Papieren des Archivs das Blatt lag, doch würde auch seine Einordnung unter die Faust-Papiere noch nichts beweisen, da bei der Vertheilung in die verschiedenen Abtheilungen nur nach oberflächlicher Ansicht verfahren wurde und der zweite Theil des Blattes deutlich auf den „Faust", ja auf dessen beide Theile, sogar noch auf einen Epilog deutet. Jedenfalls lag es nicht in dem 1798 angelegten Schema zur Faust-Dichtung; auch trägt es keine Spur, daß Goethe es als bedeutend für diese betrachtet habe. Dennoch hat es auch Strehlke, der Herausgeber der „Paralipomena zu Goethe's Faust" (1891), an die Spitze gestellt, ja es als „allgemeinen Entwurf" bezeichnet, in welchem „der Dichter nachträglich darstelle, in welchem Sinne er im ersten Theile verfahren ist und wie er den zweiten zu gestalten gedenkt". Als ein solcher „nachträglicher allgemeiner Entwurf" spielte das Blatt doch eine gar sonderbare Rolle. Leider hat der neue Herausgeber die Einsicht noch dadurch erschwert, daß er die durch Lücken innerhalb der Zeilen bezeichneten Absätze ganz verwischte, als ob das Ganze in einem Fluge geschrieben wäre. Otto Harnack hat in Seuffert's „Vierteljahrschrift" (IV, 1) Licht über dieses „skizzenhafte Stück" verheißen. Er versucht den Beweis, das Blatt sei „eine bei der Wiederaufnahme der Arbeit am Faust etwa 1788 versuchte Recapitulation des Vorhandenen und vorläufige Andeutung des weitern Planes"; stehe in Zusammenhang mit dem Plane zu einer weitern Ausarbeitung des „Faust", welche die „Chronologie" in Goethe's Werken in das Jahr 1788 versetze. Statt der „Chronologie" war auf deren Quelle zu verweisen, auf den Brief Goethe's in der „Italienischen Reise" vom 1. März 1788, wo er schreibt, in voriger Woche sei ihm der Plan zu „Faust" geglückt, und er hoffe, das Stück werde dadurch nichts verlieren, daß er es so spät ausschreibe, besonders da er den Faden wiedergefunden zu haben glaube. Es handelte sich damals nur um den ersten Theil, um Reinigung und Hebung des Vorhandenen und Ausfüllung der klaffenden Lücken; diese beschäftigten ihn von Zeit zu Zeit nach der Rückkehr aus Italien, die Neudichtung, die er nur zum Theile ausführen konnte, in der zweiten Hälfte des Jahres 1789. Gar sonderbar wäre damals eine Recapitulation gewesen, wie sie hier angenommen wird, da der Plan des ersten Theiles schon am 1. März 1788 vorlag und es um den zweiten Theil sich gar nicht handelte.

Nach dem Abdrucke der weimarischen Ausgabe enthält das handschriftliche Blatt folgende Absätze, denen wir zur bessern Unterscheidung Zahlen vorgesetzt haben:

1) Ideales Streben nach Einwirken und Einfühlen in die ganze Natur.

2) Erscheinung des Geistes als Welt und Thaten Genius. Streit zwischen Form und Formlosem.

3) Vorzug dem formlosen Gehalt vor der leeren Form.

4) Gehalt bringt die Form mit. Form ist nie ohne Gehalt.

5) Diese Widersprüche statt sie zu vereinigen disparater zu machen.

6) Helles kaltes wissensch. Streben Wagner. Dumpfes warmes wissensch. Streben Schüler.

7) Lebens Thaten Wesen [Diese Worte sind durchstrichen] Lebens Genuß der Person von außen gesehn. [,?] in der Dumpfheit Leidenschaft 1. Theil. Thaten Genuß nach außen und Genuß mit Bewußtsein Schönheit 2. Theil. Schöpfungs Genuß von innen Epilog im Chaos auf dem Weg zur Hölle.

Wir haben den Abdruck der weimarischen Ausgabe genau wiedergegeben, nur ein paar mal die alte Rechtschreibung geändert und statt die Absätze durch einen Zwischenraum innerhalb der Zeile zu bezeichnen, jedesmal eine neue begonnen. In 2 sollte offenbar vor Streit ein Absatz sein, der wahrscheinlich nur beim Druck übersehen wurde. Sonst ist zu bemerken, daß die Handschrift nach älterm Gebrauche bei zusammengesetzten Hauptwörtern beide Theile unverbunden nebeneinanderstellt; die heutige Schreibweise forderte Welt- und Thaten-Genius (2) Lebens-Thaten-Wesen (d. h. Lebens- und Thaten-Wesen), Lebens-Genuß. Thaten-Genuß, Schöpfungs-Genuß (7). Betrachten wir die sieben Reihen Gedanken näher, so erkennen wir auf den ersten Blick, daß wir hier vier Gegensätze haben, 1 und 2 (bis Genius), 2 (von Streit) bis 5, dann 6 und 7, beide selbständig. Es sind Goethe aufgegangene Gedanken, die ihm bedeutend genug erschienen, sie auf dem Papiere festzuhalten, um sie etwa später weiter auszuspinnen. Er pflegte ihm als treffend auffallende Gedanken rasch auf ein Blatt hinzuwerfen, wobei er sich zuweilen gedrungen fühlen mochte, sie bei der Niederschrift weiter auszuführen; einzelne der Sprüche, aus denen er Sammlungen in den „Wahlverwandtschaften“ gab und von Eckermann zur Raumausfüllung der beiden letzten Bände der „Wanderjahre“ anfertigen ließ (er hatte ihm dazu zwei starke Papierbündel mit Aussprüchen über Naturwissenschaft, Kunst, Literatur und Leben eingehändigt), mögen aus den neunziger Jahren stammen. Einzelne fremde Gedanken, deren Fassung ihm besonders gefiel, oder solche, die ihm selbst sich aufgedrungen hatten, finden sich auch in seinen Tagebüchern eingetragen, wie am 25. Mai 1797: „Das Gesetz macht den Menschen, nicht der Mensch das Gesetz“, „Die große Nothwendigkeit erhält, die kleine Nothwendigkeit erniedrigt den Menschen“, und gleich darauf am 27. ein italienischer Spruch. Alles Menschliche zog unsern Dichter an, besonders aber das Wesen der Menschen, und so kann es uns nicht wundern, wenn er auch einmal die verschiedenen Menschengeister nach den bedeutendsten Richtungen sich gegenüberstellte, wie er dies auf dem Blatte that, das man als Darstellung des Gedankenganges, als einen allgemeinen Entwurf oder als eine Recapitulation des „Faust“ hat ansehen wollen.

In 1 und 2 wird der schwärmerische Drang (das „ideale Streben“) eines auf die ganze Natur einzuwirken und sich in sie hineinzufühlen suchenden Geistes demjenigen entgegengesetzt, den unwiderstehliche Lust treibt, die Welt (die Erde) mit seinen Thaten zu erfüllen. Unter den erstern dachte sich Goethe dämonische oder magische Geister, welchen die Natur gehorcht, die in und mit ihr leben, wie schon die Alten von so vielen Wunderthaten sprechen von Pythagoras, Epimenides, Apollonius u. a., das Mittelalter so viele Magier und Zauberer kannte und im vorigen Jahrhundert Swedenborg die allgemeine Aufmerksamkeit, auch die Kant's, auf sich zog. Goethe wagt es nicht, die Möglichkeit solcher wunderbaren Einwirkungen einzelner Menschen auf die Natur zu leugnen; er hatte, wie er sich äußerte, vor diesem Problematisch-Wahren in der Theorie Respect. Wie in den erstern der Geist seine Gewalt in der Macht über die Natur und in dem sie erfassenden Gefühle zeigt, so erscheint er in der andern als ein die Welt ergreifender, durch Thaten sich bewährender Geist. Beide bezeichnete er später als dämonische Naturen.

3(2)—5 beziehen sich auf den Gegensatz zwischen Form und Gehalt. Man streitet, ob die Form oder das Formlose (natürlich mit Gehalt) das Bedeutendere sei. Da behaupten denn die einen, daß dem formlosen Gehalte der Vorzug gebühre vor der leeren Form, wogegen nach den andern es keinen Gehalt ohne Form gibt und die Form nie ohne Gehalt sein kann. Goethe lehrt, diese Widersprüche dürfe man nicht zu vereinigen suchen, sondern sie recht gegeneinander hervortreten lassen. Es gebe einen formlosen Gehalt, wobei er wol besonders an Hamann dachte; dieser sei einer leeren Form vorzuziehen, die nur von andern Gedachtes wiedergebe, aber wahrer Gehalt müsse seine Form immer mit sich führen und die wahre Form könne nicht ohne Gehalt sein, sodaß nur die Verbindung beider eine vollendete Schöpfung zu Stande bringe. Ueber das Verhältniß beider zueinander war Goethe sich längst klar. Schon im Anhange zu Mercier (1774) gedachte er bei Gelegenheit des Dramas dessen innerer Form: jede Form, auch die gefühlteste, habe etwas Unwahres, doch sei sie das Glas, wodurch wir die Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz der Menschen zum Feuerblicke sammeln, und dieses könne niemand erjagen, dem es nicht gegeben sei. Als Gabe der Muse feierte er in einem Liede von 1803 „den Gehalt in seinem Busen und die Form in seinem Geist“. In der „Geschichte der Farbenlehre“ (1810) brachte ihn die Behandlung der Wissenschaft auf die Verbindung von Methode und Gehalt, von Form und Stoff; Gehalt ohne Methode führe zur Schwärmerei, Methode ohne Gehalt zum leeren Klügeln, Stoff ohne Form zum beschwerlichen Wissen, Form ohne Stoff zu einem hohlen Wesen. Die Form liege vorzüglich im Genie, hieß es neun Jahre später in den „Noten zum Divan“, der Gehalt entspringe freiwillig aus der Fülle des Innern, es bedürfe aber der Besonnenheit, daß Form, Stoff und Gehalt sich ineinander fügen, sich einander durchdringen. Hierher gehören auch zwei miteinander in Verbindung stehende Sprüche unter den im Jahre 1826 ge-

druckten. Einem jeden wohlgesinnten Deutschen sei eine gewisse Portion poetischer Gabe zu wünschen, heißt es dort: den Stoff sehe jedermann vor sich, den Gehalt finde nur, wer etwas dazu thun könne, und die Form sei den meisten ein Geheimniß. In diesen Kreis gehören auch die hier über Form und Gehalt wenn auch nicht ganz klar ausgeprägten Sätze, welche auf den Unterschied der mehr zu äußerer Formgebung angelegten und der zu innerm Gehalte neigenden Geister hinweisen.

Bisher ist kein Wort gefallen, das eine Beziehung unseres Blattes auf die Faust-Dichtung ahnen ließe, aber da es nun einmal den Reigen der Faust-Paralipomena eröffnete, mußte dazu Rath geschaffen werden, weil Erich Schmidt, der das Blatt hierhergestellt hatte, nichts dazu gethan hatte. Aber wie? Strehlke nimmt ohne weiteres die Erscheinung des Geistes für das Erscheinen des beschworenen Erdgeistes; aber wenn auch, nachdem das Zeichen des Erdgeistes im magischen Buche erwähnt worden, Faust den „Geist der Erde“ angesprochen hat, Goethe diesen einfach als „Geist“ bezeichnet, so war dies doch unmöglich am Anfange eines Blattes, der uns gar nicht sagt, daß es sich um Faust und dessen Beschwörung handelt. Aber Strehlke freut sich, daß wir dadurch eine Belehrung empfangen, wie der Erdgeist aufzufassen sei, nämlich als Welt- und Thatengenuß. Als ob nicht viel deutlicher und richtiger der Gegensatz zum Makrokosmus Faust's und des Geistes Reden spräche! Wie das „ideale Streben“, so ist auch die „Erscheinung des Geistes“ auf den Menschen zu beziehen. Wie nun gar 3—5 auf den Inhalt des Anfanges des „Faust“ gehen sollen, war schwer zu finden; aber kurz entschlossen, deutet Strehlke 5 die „Widersprüche“ zwischen 3 und 4 auf den „Gegensatz zwischen Inhalt und Form“ der Dichtung selbst; Goethe spreche die Absicht aus, diesen immer schärfer hervortreten zu lassen und auf die Spitze zu treiben (was ich nicht verstehe), wobei es freilich auffalle, daß es sich eigentlich nicht sagen lasse, daß diese Absicht zur Ausführung gekommen. Gewiß nicht, ebenso wenig weshalb, wenn Goethe blos die wunderliche Absicht äußern wollte, den Gegensatz zwischen Inhalt und Form auf die Spitze zu treiben, er die unnöthige Einleitung „Streit .. ohne Gehalt“ vorausgeschickt habe.

Ganz anders verfährt Harnack. Mit den Worten „Ideales Streben nach Einwirken und Einfühlen in die ganze Natur“, soll das erste Selbstgespräch Faust's charakterisirt sein. Unglücklicher könnte dies kaum geschehen. Faust wird in diesem Selbstgespräche durch die Verzweiflung, das Geheimniß der Natur auf dem Wege der Forschung zu enthüllen, zum Bunde mit der Geisterwelt getrieben; mit dem Buche des Nostradamus will er in den zum Zauber günstigen Vollmondschein zum Gebirge eilen, um dort die Beschwörung zu vollbringen, aber noch in seinem Zimmer fühlt er sich so von Geistern umgeben, daß er sofort das Buch aufschlägt; beim Anschauen des Zeichens des Erdgeistes beschwört er diesen, der aber durch sein ihn ablehnendes Wort: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!“ ihn niederschmettert. Dieser Verlauf soll übergangen, blos das Erscheinen des Geistes nach seinem idealen Streben erwähnt werden, mit der Angabe, er erscheine als „Welt- und Thaten-Genius“, was wieder durchaus nicht dazu stimmt, daß er walle in Lebensfluten, im Thatensturm auf und ab; denn als wirklicher Genius der Thaten auf der Welt erscheint er ihm so wenig, daß er jede Verbindung mit ihm zurückweist. Dazu kommt, daß 1 und 2 im Gegensatz zueinander stehen sollen, während im „Faust“ das Erscheinen des Geistes als Folge der hier ganz übergangenen Beschwörung auftritt. So wenig trifft es zu, daß 1 und 2 das Selbstgespräch charakterisiren; das ideale Streben, auf die Natur zu wirken, in sie sich einzufühlen, ist, wenn anders davon hier die Rede sein könnte, mislungen. Eine wirkliche Charakteristik des Selbstgesprächs müßte einen durchaus andern Inhalt haben. Noch ärger ist es, daß 2 („Streit“) bis 6 („Wagner“) „die Quintessenz des Gesprächs zwischen Faust und Wagner“ sein soll. Nicht allein kann man nur einen sehr kleinen Theil des Gesprächs darin wiederfinden, der bedeutendste Inhalt desselben, um von der persönlichen Beziehung gar nicht zu reden, bleibt ganz unberücksichtigt; dagegen kommt manches in 3 (2) bis 5 Erwähnte mit keiner Silbe im Gespräche zwischen Faust und Wagner vor, der stärkste Beweis aber gegen die hier versuchte Gleichung liegt in den Worten: „Diese Widersprüche, statt sie zu vereinigen, disparater zu machen.“ Auf welche Aeußerung Faust's (denn an Wagner zu denken, schließt sich von selbst aus) soll diese Bemerkung sich beziehen, die nur einen Fingerzeig Goethe's für sich selbst enthält, wie man diese Widersprüche behandeln müsse? Aber dies alles ist noch nichts gegen die Willkür, mit welcher, da keine Beziehung auf Wagner in den betreffenden Zeilen zu entdecken ist, der ganz davon getrennte Satz: „Helles kaltes wissenschaftliches Streben Wagner“ dazugezogen wird. Harnack hat nicht blos übersehen, daß vor dem Worte „Helles“ in der überlieferten genauen Wiedergabe der die Absätze bezeichnende leere Zwischenraum sich findet, sondern auch daß der Satz „Helles . . . Wagner“ den bestimmtesten Gegensatz zum unmittelbar darauf folgenden „Dumpfes warmes wissenschaftliches Streben Schüler“ bildet und unzertrennlich damit verbunden ist. Zwar verschweigt Harnack diesen sich unmittelbar daran schließenden Satz darauf nicht, aber wie dies damit zu vereinigen sei, daß er das „Helles . . . Streben“ davon abreißt und zu den vorhergehenden Sätzen zieht, darüber schweigt er.

Wenn bisher der auf die Natur und große Thaten gerichteten starken Geister, dann der durch Gehalt und durch Form bedeutenden gedacht ist, von welchen Gegensätzen sich der eine auf lebendiges Wirken, der andere auf schriftstellerisches Talent bezieht, so begegnet uns jetzt eine zweite Reihe Sprüche, die schon in der äußern Fassung deutlich bezeichnen, worauf sich der Gegensatz bezieht, und als Beispiele Personen des „Faust“ anführen, doch so, daß

Goethe weit entfernt ist, diese Personen damit vollständig charakterisiren zu wollen; er geht nicht auf ihre Charakterisirung aus, sondern führt sie nur als Träger der bezeichneten Geistesrichtung an. Zuerst handelt es sich um wissenschaftliches Streben, das bei dem einen „hell, kalt", beim andern „dumpf, warm" ist, und zur Erläuterung werden Wagner und der Schüler im „Faust" angeführt. Hell ist Wagner, weil er sein Ziel wohl im Auge hat, er will ein gelehrter Professor wie Faust werden und bemüht sich redlich darum: aber er ist kalt, seine Neigung ist nicht warme Liebe zur Sache, es fehlt ihm jede Begeisterung dafür. Dagegen ist der Schüler (in der ersten Fassung des Faust-Dramas, die Goethe im November 1775 mit nach Weimar brachte, hieß er noch „Student") ein noch unklarer Geist, in dem es gärt, wie in der Jugend, Liebenden und allen Künstlern (nach Goethe's sehr früher Bestimmung der Dumpfheit), der mit aller Wärme sich der Wissenschaft hingeben, alles erfassen möchte, was auf Erden und im Himmel ist. Freilich ein echter Vertreter dumpfen, warmen, wissenschaftlichen Strebens ist auch der Schüler nicht, der nur „recht gelehrt" zu werden wünscht; ein solcher wäre vielmehr der mystische Philosoph Baader gewesen, aber Goethe wollte eben bei Personen seines Faust-Dramas bleiben, die freilich, als er diese Gedanken hinwarf, ihm nur in einem allgemeinen Bilde vorschweben mochten.

Der letzte Absatz bezieht sich ausgesprochenermaßen auf den Genuß. Anfangs hatte er geschrieben „Lebens-Thaten-Wesen", aber dies genügte ihm nicht, und so strich er es sogleich wieder aus. Leben, wie der Ausdruck zuweilen verwandt wird, sollte hier auf ein genußreiches Sinnenleben gehen, Wesen im Sinne von Person stehen, und der Gegensatz eines von sinnlichem Genusse und eines von großen Thaten angezogenen und in ihnen seine Befriedigung findenden Geistes dargestellt werden. Zunächst heißt es „Lebensgenuß der Person von außen gesehn, in der Dumpfheit Leidenschaft" und es wird als Beispiel angeführt „1. Theil", wobei „Faust" in der Raschheit, mit welcher die Zeilen hingeworfen sind, übergangen ist, oder, da er eben Personen dieses Dramas angeführt hat, hinzugedacht wird. Von außen sieht man nur den wild fortreißenden Genuß des Lebemanns, im Innern treibt ihn die nie zu befriedigende Leidenschaft. Freilich zeigt sich so Faust im ersten Theile, aber es ist dies nicht der eigentliche Charakterzug, und wir werden bald einen andern entgegengesetzten finden. Sein Streben war ursprünglich der vollen Erkenntniß des Wesens der Dinge zugewandt, und erst die Verzweiflung, zu unmittelbarer Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen, der Schmerz, daß des Denkens Faden zerrissen ist, hat ihn zum Entschlusse getrieben, in den Tiefen der Sinnlichkeit seine Leidenschaften zu kühlen, sich dem „Taumel" zu weihen, in seinem Selbst alles zu genießen, was der gesammten Menschheit zugetheilt ist; von Lust, hören wir, sei nicht die Rede, nur vom Streben seiner ganzen Kraft, der Genuß werde ihn nie betrügen. Das ist nicht der gemeine Genußmensch, der „Franzos", sondern dumpfe Leidenschaft treibt ihn, alles zu genießen, was dem Menschen beschieden ist, um zuletzt zu „zerscheitern". Entgegen steht diesem Faust des ersten Theiles der des zweiten: „Thatengenuß nach außen (was fast mit dem Welt- und Thatengenius in 2 zusammenfällt) und Genuß mit Bewußtsein Schönheit". Sein Genuß ist, durch Thaten nach außen zu wirken, sich Ruhm zu erwerben und zweitens sich der Schönheit im Innern bewußt zu werden. Nach dem ältesten Plane, wenigstens in den neunziger Jahren, sollte Faust am Anfange des zweiten Theiles durch schöne Thaten Ruhm zu erlangen suchen, Mephisto vergebens ihn davon abzuhalten suchen (Paral. 67. 68). Wol in diese frühere Zeit gehört es auch schon, wenn am Anfange des zweiten Theils „Geister des Ruhms, der großen That" den schlafenden Faust umschweben sollten (Paral. 100). Darauf deutet hier „Thatengenuß nach außen" hin, nicht auf den spätern vierten Aufzug, wo Faust durch eine große That sich Herrschaft, Eigenthum gewinnen will (10187. 8). Die Verbindung mit der Schönheit lag schon in der alten Sage durch Helena gegeben. Wüßte man nicht, welche dichterischen Seltsamkeiten, wie Goethe selbst sagt, ihm oft augenblicklich durch den Kopf gingen, so könnte man staunen, wenn unser Blatt mit den Worten schließt: „Schöpfungsgenuß von innen. Epilog auf dem Wege zur Hölle". Er wollte infolge der Steigerung vom Lebensgenuß zum Thatengenuß den Faust auch noch dem Schöpfungsgenuß sich, wenn auch nicht in Wirklichkeit, doch in Gedanken hingeben lassen, oder stellte sich wenigstens eine solche Steigerung augenblicklich vor. Es ist der Genuß, den die Gottheit selbst empfindet; wenn sie Welten aus sich hervorstrahlt, wie dies in einem herrlichen Divansliede ausgeführt ist, aber sich dazu zu versteigen, was doch im Grunde Faust schon in seinem zweiten, wol in den neunziger Jahren gedichteten Selbstgespräche (614—621) gethan, ist eine Art Sündenfall, ein Abfall wie der Lucifer's und seiner Genossen, die durch ihren Hochmuth sich verleiten ließen, sich Gott selbst gleich zu machen, wozu der Satan auch den Menschen im Paradiese bereden wollte. Eine solche Ueberschreitung der dem Menschen gesetzten Grenze mußte, so dachte sich Goethe in augenblicklicher dichterischer Laune, sofort bestraft werden, und so ließ er seinen „Uebermenschen" Faust dieser Schuld wegen zur Hölle fahren und bei dieser Fahrt, welche er durch die unterirdische Welt, den mundus subterraneus des Paters Athanasius Kircher, macht, einen Epilogus sprechen. Die unterirdische Welt, oberhalb der Hölle, des eigentlichen Tartaros der Griechen, Chaos zu nennen, lag sehr nahe nach den Vorstellungen, welche die Alten vom Chaos hatten. Schon in den mystisch-alchemistischen Schriften, die Goethe in seiner Jugend las und aus denen er sich eine eigene Vorstellung jenes Abfalls Lucifer's bildete, wohnt Lucifer unter der Erde im Chaos. Er selbst hat später in der Dichtung von den Müttern die unendliche unterirdische Einsamkeit und Oede großartig geschildert (6223—28. 46 fg.).

So glauben wir den eigentlichen Inhalt jenes Blattes, das wol für manche, die sich nicht darüber geäußert, ein Neckräthsel gewesen, sicher aufgelöst und seine geringe Bedeutung für die Faust-Dichtung dargelegt zu haben, wonach es in Zukunft nicht unter den Faust-Paralipomena, sondern unter Goethe's Sprüchen, die auch sonst wol aus dem Goethe-Archiv eine starke Bereicherung erfahren dürften, seine Stelle finden sollte. Eine sichere Zeitbestimmung dürfte sich kaum ergeben. Freilich könnte man meinen, dasselbe müsse geschrieben sein, ehe Goethe die Rettung des Faust sich vorgesetzt hatte, was man kaum nach dem Juni 1797 setzen dürfte, aber in einem launig phantastischen blitzartigen Einfalle, dessen Ausführung ihm ganz fern lag, braucht er sich dadurch nicht beschränken zu lassen. Am liebsten würde man es in eine Zeit setzen, wo die Dichtung des „Faust" ruhte. Zu allgemeinen Betrachtungen über die verschiedenen Menschengeister, wie wir sie hier haben, konnte Goethe sich in manchen Augenblicken seines Lebens aufgelegt fühlen, wenn er auch besonders zur Zeit seines persönlichen Umgangs mit Schiller dazu hinneigte. Die Sache ist für die Beurtheilung unseres Blattes von verschwindender Bedeutung.

Doch wir haben noch die zweite Aeußerung zu betrachten, welche die weimarische Ausgabe zu den „Skizzen des Gedankenganges" des „Faust" zählt. Auf ein Folioblatt ließ Goethe durch seinen Schreiber Geist, der seit 1796 bei ihm war und bis 1803 blieb, zuerst die 21 letzten Verse des „Prologs im Himmel" schreiben, dann das Wort:

Treten des Elements des Glückes Insufficienz,

sodann Verse zur Disputationsscene (Paral. 18) und zum Blocksberge (36. 37. 45. 46), zwei andere Stellen von vier und zwei Versen, deren Beziehung auf Faust nichts weniger als sicher steht (49. 51) und noch etwas anderes, das ich nach Schmidt's Angabe „zu II, 1", nicht finden kann. Die angeführten Worte scheinen an zweiter Stelle zu stehen, woraus aber nichts für die Bestimmung derselben folgt, nicht einmal, daß sie in Beziehung zum „Faust" gedacht waren. Goethe konnte sehr wohl auf das Blatt mit dem Schlusse des Prologs auch andere kleine Stellen setzen lassen, die er bei Durchsicht seiner Papiere der Erhaltung werth hielt. Nicht den allermindesten Anspruch haben unsere Worte, zur Ehre erhoben zu werden, eine „Skizze des Gedankengangs" des „Faust" vorzustellen. Auch scheinen sie mir nicht richtig gelesen: einen verständigen Sinn würden sie haben, wenn statt „Treten" stände „Fehlen", sodaß die Unzulänglichkeit als Folge des mangelnden Glücks bei guten Anlagen bezeichnet würde, wie Goethe mehrfach den ungünstigen Einfluß kümmerlicher äußerer Umstände auf die geistige Entwickelung hervorgehoben hat.

H. Düntzer.

Genrebilder, Novellen und Romane.

Unter den Schriftstellerinnen unserer Tage pflegt die weitaus größte Zahl jene Gattung von Romanen oder Novellen, deren Stoffe dem engeren Kreise des Familienlebens entlehnt sind; die bewegenden Zeitfragen bleiben dabei unberührt. Eine kleine Zahl der Poetinnen geht jedoch einen Schritt weiter, und es ist von hohem Interesse, ja für die Entwickelung des Schriftthums von nicht untergeordneter Bedeutung, zu sehen, wie die Frauen jenen Strömungen und Bewegungen gegenüberstehen, die unserer Zeit ein eigenartiges, allerdings nicht immer erquickliches Gepräge verleihen — denn „ganz anders malt sich in diesem Kopfe die Welt".

Wenn in gelehrten und nicht gelehrten Abhandlungen, oft mit wenig Witz und viel Behagen alle möglichen und unmöglichen Gründe gegen die Existenzberechtigung des Frauenschriftthums ins Feld geführt wurden, würde schon dieser vorerwähnte eine Grund für die Nothwendigkeit der Theilnahme des weiblichen Geschlechts an der Pflege der Literatur sprechen, abgesehen davon, daß es den schriftstellernden Frauen zumeist besser gelingen wird, das Seelenleben ihrer Geschlechtsgenossinnen zu schildern, daß also auch auf diesem Gebiete die so nothwendige Ergänzung verwirklicht wird. Wir wollen eben nicht eine Literatur der Männer, sondern eine der Menschen.

Ganz aus der Interessensphäre unserer socialen Verhältnisse geschöpft sind die Genrebilder:

1. Die Monarchen kommen. Von H. Wigger. Berlin, F. G. Fricke. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Wir haben da einen literarischen Erstling vor uns, der uns Anerkennung abzwingt. Die Verfasserin, Frau Hedwig Wigger aus Breslau, bietet auf nur 109 Seiten neun Bilder aus dem Leben mit einer realistischen Kraft und Markigkeit, die auch einem schriftstellernden Manne zur Ehre gereichen würde. Ohne in die Fehler der sogenannten neuen Schule zu verfallen, zeichnet sie mit knappen und charakteristischen Strichen und Zügen und regt nicht nur unser Herz zu warmen Gefühlen an, sondern veranlaßt uns zu tiefinnerstem Sinnen und Denken. Leider zeichnet sie nur Schattenbilder und dies ist der Hauptfehler des von schöner Begabung zeugenden Werks, in welchem sie selbst abgebrauchte Stoffe durch feine und scharfe psychologische Durchführung neu beleuchtet. So ist z. B. „Ein Verbrecher" ein würdiges Seitenstück zu Nürnberger's „Die Last des Schweigens". Die Verfasserin ist wol eine noch junge Frau, deren warmes Herz für die Armen und Gefallenen empfindet, die aber in ihrer Rolle als Fürsprecherin zu weit geht, wie sie es beispielsweise in

„Eine Todte im Leben" thut. Man schüttelt doch zweifelnd den Kopf, wenn man eine Dame der Halbwelt wie folgt philosophiren hört:

Es ist nun das dritte mal, daß ich hinter diesen hohen Fenstern, hinter diesen grauen Mauern wohne (sie ist als Häftling im Gefangenenhause und spricht mit einer einstigen Schulcollegin) . . . kaum ein Stück Himmelsblau stiehlt sich in die Zellen. Himmelsblau, lächerlich! solche phantastische Regung steht mir nicht an, überhaupt keine Augenblicksregung. Als ich vor sechs Jahren dem Wunsche meiner Aeltern zuwiderhandelte, den alten reichen Wüstling — zur Rettung ihrer gefallenen Finanzen — nicht heirathete und mit spitzigen Bemerkungen gewissermaßen aus ihrer Gemeinschaft verstoßen ward, kam mir der Gedanke: Warum mich verkaufen an einen gehaßten verachteten Mann? ein ganzes Leben sein widrig süßes Lächeln ertragen, seine salbungsvolle Rede vernehmen: „ich halte die Familie über Wasser" — lieber das Leben auskosten in reichen Zügen, nicht einem aber vielen zu gefallen suchen.

Niemand wird gegen die Einleitung etwas einzuwenden haben; aber der Saltomortale von dem einen auf viele ist denn doch nicht gerechtfertigt. Es gibt und gab zum Glücke sehr viele Mädchen, die es ebenfalls und mit Recht vorzogen, nicht die Gattin eines alten Wüstlings zu werden, ohne deshalb vielen in die Arme zu laufen. Dieser Plural stößt ab, weil gerade die Motivirung fehlt. Und unter solchen Bedingungen hat die Heldin der Geschichte auch durchaus nicht das Recht, mit souveräner Verachtung auf gesellschaftliche und staatliche Einrichtungen herabzusehen, so mangelhaft dieselben auch sein mögen. Doch lassen wir die Gefangene, die schon zum dritten male Gefangene, weiter sprechen:

So ein winziges Misgeschick läßt unser Dasein schankeln und schwanken, verlöscht es aus der „guten anständigen Gesellschaft" . . . und wenn doch noch diesem schwankenden elenden Leben der Traum von Glück lächelt, wenn es einmal fühlt, daß da drinnen in dem Klumpen Fleisch, das Herz genannt, etwas schmerzlich zuckt und heiß begehrt, wenn es nun doch für einen bangen möchte, und dieser eine nach altem herkömmlichem Brauche die Ehrenpapiere sehen will und sich voll Entsetzen abwendet, aus „Familienrücksichten", aus „Ehr- und Standesgefühl" sein Herz zum Schweigen bringt, ach, dann zuckt es noch einmal auf in quälendem, sehnsuchtswildem, wahnsinnigem Weh, um — sich der tröstenden Religion, der edlen frommen Duldung, oder dem Strudel der Welt voll und ganz in die Arme zu werfen. Mit dem Lachen der Blödsinnigen schlägt es diesen einzigen Schmerz, der es fast jenen „edlen Zweiseelenmenschen" gleichgestellt hätte, die der Schein verhüllt. Und nun — bilden wir eine Welt für uns. Wehe, wenn wir um eines Strohhalmes Breite die Linie, die uns vorgezeichnet ist, mit unsern verpönten Füßen überschreiten — da fällt die heilige Polizei über uns her, die Wacht der schönen Sitte, und überantwortet uns dem Gesetz. Glaubst du nicht, daß in einem Gemüth — was spreche ich! Gemüth hat man längst nicht mehr — daß in einem Kopf, in dem doch noch zuweilen gesunde Gedanken aufblitzen, nicht die Verachtung platzgreift, Verachtung und Verhöhnung aller staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen.

Mit diesem Theile des sonst so schönen Buchs kann ich mich nicht einverstanden erklären — in den andern Bildern zeigt sich die Verfasserin als Denkerin und trifft oft genug mit nur einfach hingeworfenen Bemerkungen den Nagel auf den Kopf. Und noch einmal: auch etwas Licht, nicht lauter Schatten. Ist denn die Welt ein Kerker? Und wenn dem so wäre, müssen wir denn absichtlich jedem Sonnenstrahle ausweichen, der sich durch die dichten Gitter stiehlt? „Wer in der Welt nicht wie in einem Tempel wandelt, wird in ihr keinen finden", so oder ähnlich sagt Plato irgendwo.

Ein anderer Erstling ist:

2. Meereszauber. Eine Erinnerung an die Ostsee von Katharina von Busse. Leipzig, Baldamus. 1891. 12. 1 M. 20 Pf.

Seiner äußern Erscheinung nach ein reizendes Büchlein, zu den literarischen Nippes gehörend. Der Inhalt, auf 31 mit einzelnen stimmungsvollen Farbendruckbildern geschmückten Seiten, ein Märchen. Ein Maler, seine Angebetete und Meeresnixen sind die handelnden und redenden Personen. Der Grundgedanke kommt in den Worten einer Nixe zum Ausdruck:

Freiwillig aber beugen wir uns dem Künstler, dem Genie; ihm gehorchen die Elemente, die Luft trägt ihn in Gedankengeschwindigkeit, wohin er verlangt; ihm dient das Feuer ihm treibt der Dampf die Maschinen zu tausendfacher Arbeit. Für ihn hat die stumme Natur eine Sprache, das weite Meer, der Himmel mit seinen Sternen und die blühende Erde, daß er des Waldes Rauschen versteht und des Vogels Gesang.

Dieses allerdings nicht originellen Grundgedankens und seiner gefälligen Sprache wegen wird das nette Büchlein wol in den Kreisen junger Mädchen oder junger Frauen Anklang finden. Literarischen Werth kann es nicht beanspruchen, so wie überhaupt die der Blumisterei angehörenden Werkchen oder Werke selten von Bedeutung sind. Nach bekanntem Recept verfaßt sind:

3. Ueberwunden. Roman von Nina Güthner. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, O. Janke. 1891. 8. 5 M.

4. Hedda. Roman von Josephine Gräfin Schwerin. Davos, H. Richter. 1891. 8. 4 M.

Das bedeutendere dieser beiden Bücher ist „Ueberwunden" (Nr. 3). Die Verfasserin, Frau Nina Güthner, geb. Freiin Fuchs in Neu-Ulm, hat auf dem Gebiete der Lyrik durch einzelne reizende, volksliedmäßige Dichtungsblüten ein schönes Talent bekundet. In vorliegendem Romane zeigt sie sich als begabte Erzählerin, versteht es die einzelnen Personen gut zu charakterisiren, den Leser zu spannen, bietet aber sonst keine eigenartigen Züge. Ihren Zweck, durch Vorführung solcher Personen, die rein- und hochdenkende Menschen sind, die Selbstliebe verleugnen und das Glück anderer achten oder erstreben, auf den Leser veredelnd zu wirken, diesen Zweck hat sie vollkommen erreicht, wenn auch das Werk selbst keinen Anspruch auf literarische Bedeutung erheben kann. Der Roman gehört aber mit seinen oft abgebrauchten Motiven schon aus dem Grunde zu den bessern Erscheinungen jener Werke der erzählenden Dichtung, die besonders in Frauenkreisen gerne gelesen werden, weil der Hauch eines echten, edlen Frauengemüthes ihn durchweht. Die Verfasserin hat eine ausgesprochene Gabe, Ereignisse fesselnd zu schildern, ja ihnen dramatische Lebendigkeit zu verleihen und ist im Dialoge

besonders gewandt; derselbe ist durchweg natürlich und beredt.

Ganz nach der Schablone ist „Hedda“ (Nr. 4) verfaßt. Ein nicht alltäglicher weiblicher Charakter wird aus dem Grunde in recht misliche, äußerst unerquickliche, trübe Lagen gebracht, um endlich geläutert aus allen Leiden und Kämpfen hervorzugehen. Dagegen wäre wol nichts einzuwenden, aber das Grundmotiv ist weder wahrscheinlich noch gerechtfertigt. Hedwig Lornsen (auch Hedda genannt) und Hedwig Lampert, beide Waisen, treffen auf einer Eisenbahnfahrt zusammen. Beide haben ein gleiches Ziel; sie sollen Gesellschafterinnen werden. H. Lampert reist zu einer jungen, reichen Baronin, H. Lornsen zu einer alten, alleinstehenden Dame, die ihr schon in der Kindheit mütterliche Freundin war. Beide würden gern ihre Rollen tauschen. Kaum haben sie die Idee lächelnd ausgesprochen — entsteht ein gewaltiger Ruck — der Zusammenstoß zweier Züge hat Hedwig Lampert das Leben gekostet. Die andere Hedwig bemächtigt sich des Täschchens der Todten, und da sie unversehrt blieb, reist sie mit dem nächsten Zuge als Hedwig Lampert zu der reichen jungen Baronin. Auf dieser Lüge nun baut sich der Roman auf — und meinem bescheidenen Erachten nach, das wird jeder Leser empfinden, war diese Lüge durch gar nichts gerechtfertigt, denn selbst die folgenden Seelenkämpfe der Heldin entspringen aus den durch ihren Charakter veranlaßten Verhältnissen. Die Lüge selbst spielt nur einmal bei einer Erbschaftsangelegenheit eine Rolle, welcher Umstand ohne Schaden für die Geschichte hätte wegbleiben können. Ich kann nicht umhin, den Aufbau, die Entwickelung und Durchführung des sonst nicht schlecht erzählten, oft aber etwas allzu behaglich breiten Romans als grundverfehlt hinzustellen. Die Mache hat die Verfasserin, die doch seit dem Jahre 1875 als Erzählerin thätig ist, inne, aber diese Mache ist in vorliegendem Buche rein äußerlich angewandt.

Eine schöne Leistung ist:

5. Die Basis der Pyramide und andere Novellen von Luise Westkirch. Berlin, A. Duncker. 1891. 8. 3 M.

Ich hatte schon einmal Gelegenheit in d. Bl. auf das bedeutende Erzählertalent der Verfasserin hinzuweisen und freue mich, daß die durch ihre unter dem Titel „Rauch“ erschienenen Novellen erweckten Hoffnungen sich nun in vorliegendem Buche erfüllten. Kerngesunder Realismus, psychologische Schärfe — das sind die Hauptstützen ihrer schönen Begabung. Welch gründliche Kennerin des Frauenlebens und Frauenherzens sie ist, zeigt ganz besonders die liebliche, anmuthige Novelle „Blumen ohne Duft“. Wie prächtig vermag sie ihre durch und durch auf innerer Wahrheit beruhenden Gebilde durch den Glanz lauterster Poesie zu verklären. Wie geschickt wußte sie hier die durch den Stoff fast bedingte und drohende Klippe der Sentimentalität zu umschiffen. Der Titel „Blumen ohne Duft“ sagt uns schon, um was es sich in der einfachen Geschichte handelt, und es scheint mir von besonderm Interesse, zugleich aber auch als Beweis für die objective Denkungsweise der Verfasserin, wenn sie einem Manne die folgenden Worte in den Mund legt:

Ich will dir sagen, was ich meine, ehrlich, als einer, der schon einmal den gleichen Kampf in seiner Brust durchgekämpft hat, erwiderte Karl Lotteck ernst. Rathen, helfen mußt du dir selbst. Sieh, es gibt viele Kräuter auf der Erde, nützliche, heilbringende, vortreffliche Kräuter, aber nur mit den duftenden, farbenprächtigen Blumen schmückt der Mensch seine Wohnung, nur an ihnen erfreut er Herz und Sinn. Und so gibt es auch Frauen, tüchtige, charaktervolle, höchst nützliche Frauen, welchen bei all ihrer Tüchtigkeit das fehlt, was die Blume zur Blume macht; — Blumen ohne Duft nenne ich sie. Wie niemand ein Küchenkraut, und wär's das unentbehrlichste, in eine Vase stellen wird zu Freude und Entzücken, so mag auch kein Mann, mein' ich, solch Weib an sein Herz nehmen in wirklicher Liebe, und wär' sie der Ausbund aller Vortrefflichkeit. Denn der Duft macht die Blume, der Liebreiz das Weib. Hundert Fehler wird man ihm verzeihen, wenn es diesen Reiz besitzt, und besitzt es ihn nicht, vermögen alle Tugenden eines Engels nicht ihn zu ersetzen. Darum, mein guter Schwager, kannst du auf den Schmuck des Lebens Verzicht leisten, siehst du nur auf seine innere Echtheit und sein Gedeihen nach außen — und ich habe bis vor kurzem geglaubt, daß du das vermöchtest —, so wird Doris dennoch dein Glück ausmachen. Eine treue Gefährtin, der Vorstand deines Hauses, die Mehrerin deines Besitzes, deine sorgsame Pflegerin und Beratherin, das alles wird sie dir sein, nur, siehst du, niemals das Weib deines Herzens.

In der „Basis der Pyramide“ berührt die Verfasserin die Arbeiterfrage und schildert den Kampf gegen das Kapital mit männlicher Kraft, nicht ohne zum Schlusse die Sonne der Versöhnung aufleuchten zu lassen. Die Art und Weise, wie sie das Leben und Weben eines Eisengußwerks zeichnet, gereicht ihr zur Ehre; nicht minder das episodische Beiwerk und die Schilderung der Arbeiterzusammenkünfte. Da hat alles Fleisch und Bein und Mark.

Gegen das Grundmotiv in „Eine Sünderin“, daß nämlich die Heldin aus leidenschaftlicher Liebe sich zum Diebstahle hinreißen läßt, könnte man Einwendungen machen; aber es ist trotzdem eine reizende Erzählung daraus geworden, die ihren versöhnenden Abschluß in den Worten des nach mancher Trübsal, nach überstandenem Leide nun doch noch glücklich gewordenen Weibes findet: „Und wenn wieder eine Sünde zu begehen ist um deinetwillen — halte mich fest mit beiden Händen! Du hast's erfahren, wie schwach ich sein kann für dich!“ — Es kommt in der Kunst eben auf das Wie an, das zeigt uns Fräulein Westkirch auch dadurch, daß sie sich nicht zur Vielschreiberei verleiten läßt.

Karl Schrattenthal.

Pädagogische Schriften.

1. Der Schulfriede von 1890. Randbemerkungen zur Decemberconferenz von Otto Schroeder. Berlin, Walther u. Apolant. 1891. 8. 50 Pf.
2. Ein Blick in das Leben und ein Blick in die Schule. Gedanken zur Schulfrage von Karl Endemann. Hannover, Meyer. 1891. 8. 40 Pf.
3. Welche Anforderungen stellt unsere Zeit an die Organisation der Volksschule? Von H. Scherer. Bielefeld, Helmich. 1891. 8. 40 Pf.
4. Temperament und Temperamentsbehandlung. Eine Betrachtung von Jürgen Bona Meyer. Bielefeld, Helmich. 1891. 8. 50 Pf.
5. Das Schulwesen Englands. Von Karl Grundscheid. Bielefeld, Helmich. 1891. 8. 75 Pf.
6. Die Erziehung der Eltern. Meines Bruders Hüter. Zwei Laienpredigten vom Verfasser von „John Halifax, Gentleman". Autorisirte Uebersetzung von Hedwig Weiß. Zweite Auflage. Berlin, Schorer. 1891. 8. 1 M.
7. Die Universitäten und das öffentliche Leben. Ueber die Aufgabe des akademischen Unterrichts und seine zweckmäßigere Gestaltung. Von Martin Kähler. Erlangen, Deichert. 1891. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
8. Die Universitäten und technischen Hochschulen. Ihre geschichtliche Entwickelung und ihre Bedeutung in der Cultur, ihre gegenseitige Stellung und weitere Ausbildung. Von Egon Zöller. Berlin, Ernst u. Sohn. 1891. Gr. 8. 5 M.

Obwol Gegner der so stürmisch inscenirten Reformbewegung, habe ich dieselbe doch von Anfang an als heilsam für unser pädagogisches Leben und damit für unser Volk betrachtet. Die Geschichte der Pädagogik und ihre Lehren ließen mich keinen Sieg derselben befürchten, und einen Gewinn mußte sie unserer Pädagogik jedenfalls bringen: eine schärfere Berührung, vielleicht innigere Durchdringung mit dem Leben, dem letztere allerdings in Wort und That von Zeit zu Zeit ferner zu treten droht. Sie hat ihn gebracht, und dieser Gewinn ist der kostbarste der ganzen Bewegung, um dessentwillen ich selbst manche radicale Reform schließlich in den Kauf genommen hätte. Manchen Schulmeister, der in seiner Thätigkeit verknöchert war, schreckte der radical-materialistisch gemeinte Ruf: „Nicht für die Schule, sondern fürs Leben lernen wir!" auf und ließ ihn wieder jene verständige Fühlung mit dem Leben suchen, die wahre Meister der Schule nie verlieren, und auch die pädagogische Literatur — ich meine nicht die radical-reformerische Flugliteratur — beginnt von einseitigen Speculationen sich loszumachen und den Boden zu suchen, der alle Pädagogik geboren und dessen Berührung immer wieder neue Kraft verliehen hat: das Leben.

Die pädagogischen Schriften, die mir heute vorliegen, zeigen diesen Gewinn; schon die Titel der meisten, noch mehr die Thatsachen, daß in einer derselben ein Universitätsprofessor und zwar ein Vertreter derjenigen Facultät, welche es nicht mit einer allgemein anerkannten Seite des menschlichen Lebens zu thun hat und der man häufig spröde Vornehmheit esoterischer Wissenschaftlichkeit vorwerfen hört, der theologischen, sich nicht zu hoch dünkt, den Zusammenhang der Universitäten mit dem öffentlichen Leben zu betonen und zu erörtern, und daß in einer andern ein Landesbauinspector, also ein Mann mitten im öffentlichen Leben, die höchsten geistigen Bildungsstätten und ihr Ineinander von Leben und Wissenschaft zu erforschen sucht.

Otto Schroeder's Schriftchen (Nr. 1) enthält Randbemerkungen zur großen Schulconferenz von 1890, ursprünglich in den „Grenzboten" erschienen, nun zur Flugschrift umgewandelt. Die Vorgänge und Ergebnisse der Conferenz, besonders die kaiserliche Eröffnungsrede haben so verschiedenartige Deutung erfahren, daß eine besonnene unparteiische Darlegung, wie sie Schroeder auf Grund des amtlichen Textes der Verhandlungen gibt, im Interesse der Klarheit vieler sehr zu begrüßen ist. Der Titel überrascht auf den ersten Blick. Schulfriede? Welche von den Parteien ist denn zufrieden mit den Ergebnissen jener Conferenz? Die Philologen strenger Observanz? Die Realschulmänner? Die Einheitsschulmänner? Der Reformverein u. s. w.? Scheint sie nicht dem Streite nur neue Nahrung gegeben zu haben? Mit Recht bemerkt Schroeder, daß gerade die allgemeine Unzufriedenheit der Parteien nur ein Zeichen davon sei, daß jeder ein Opfer bringen mußte, damit alle gewönnen. Ich möchte noch beifügen, daß auch die Zufriedenheit aller derer, die außerhalb der radiealen streitenden Parteien sich hielten und einer maßvollen Reform durch organische Weiterbildung das Wort redeten, bekundet, wie die Conferenz nicht einer Partei, sondern dem Frieden gedient hat. Den Sinn der viel misdeuteten kaiserlichen Ansprache deutet Schroeder treffend als „einen Aufruf an die Gymnasien, über den Rahmen bloßer Gelehrtenschulen hinauszugehen", die Jugend „zu einem klaren Verständniß vom Wesen, von dem Werden und den Fortschritten unsers Staats" durchdringen zu lassen, und er weist nach, wie dieses Ziel im Rahmen einer besonnenen Reform zu erreichen ist. Sodann bespricht er die Verhandlungen selbst und ihre Ergebnisse für die allgemeinen Grundsätze, wie für die Organisation und die einzelnen Seiten unsers höhern Unterrichtswesens, indem er überall zeigt, wie diese Ergebnisse geeignet sind, ausgleichend, beruhigend, friedenstiftend zu wirken. Er betont, daß „die eigentlichen Beschlüsse, die Mehrheitsvota, in diesen Dingen von geringerer Bedeutung sind als die lebensvollen, aber doch nicht immer sofort und nicht in jeder noch so ausgesuchten Versammlung auch lebenweckenden Gedanken, die ein einzelner vorbringt und zu vertreten sucht", daß jede der Parteien zum Worte gekommen, jede somit zu dem nun der Vollendung entgegengehenden Werke einen werthvollen Beitrag geliefert hat. Als trefflicher Commentar zu den „Verhandlungen über Fragen des höhern Unterrichts, Berlin 4. bis 7. December 1890" sowol, wie als unparteiisches Orientirungsmittel für solche, denen Zeit und Lust fehlt, dieses 800 Seiten Lexikonoctav starke amtliche Protokoll durchzulesen, sei Schroeder's Broschüre warm empfohlen.

„Gedanken zur Schulfrage" äußert auch Karl Endemann (Nr. 2), ohne daß ich dieser Schrift die Nothwendigkeit ihrer Existenz zugestehen könnte. Wenn ihr Verfasser über die Ueberfülle der Reformliteratur des letzten Jahrzehnts klagt, so bedauere ich, ihm sagen zu müssen, daß er zu 100 unnöthigen Schriften die 101. geschrieben hat. Nicht als ob das, was er sagt, nicht zum Theile recht löblich wäre; aber wenn er die Schäden unserer Zeit aus dem Rückgange des innern religiösen Lebens und aus dem Zerfall des Familienlebens, aus dem Schwinden der Einfachheit des Lebens und der Sitten herleitet, und diese Uebelstände nebst dem mangelhaften Zusammenwirken von Schule und Haus und der mislichen äußern Stellung des Lehrerstandes für die Schäden der Schule verantwortlich macht; wenn er unsern Schulen vorwirft, daß sie mehr Lehranstalten zur Bildung des Verstandes als Erziehungsanstalten zur Bildung des Willens, des Gemüths und des Charakters seien und dieses einseitige Vorwiegen des Verstandes als die Hauptkrankheit der Schule bezeichnet, so dürfte das alles, was überdies zum Theile als Uebertreibung zu bezeichnen ist, von mancher andern Seite längst gründlicher und geistreicher gesagt worden sein, ohne so unerträgliche pädagogische Gemeinplätze, wie sie hier sich finden, und ohne eine so nothdürftige Allgemeinheit der Besserungsvorschläge. Nicht verschweigen aber will ich auch, daß Endemann's Schriftchen von sittlichem Ernste durchweht, leicht verständlich geschrieben und jedenfalls recht gut gemeint ist.

Die drei folgenden Nummern sind Hefte der verdienstvollen Meyer-Markau'schen Sammlung, die bemüht ist, über alle wichtigen pädagogischen Fragen der Gegenwart durch gute Vorträge und Reden zu orientiren, aber dem Satze ihres Programms, daß sie alle Parteien zum Worte kommen lassen wolle, noch mehr gerecht werden dürfte.

H. Scherer (Nr. 3) dehnt die Forderung der Nationalisirung, die man in jüngster Zeit besonders laut für die höhern Schulen hat stellen hören, auf die Volksschule aus. Erst durch eine deutsche Nationalschule „werden seine (des Deutschen Reichs) Bürger alle eine in ihrem Wesen gleiche, nur mit Rücksicht auf den spätern Beruf in ihrem Grade verschiedene deutsche Volksbildung erhalten, die sie mit gleicher Liebe zum Vaterlande erfüllt, ihnen auch allen gleiche Pflichten gegen das deutsche Vaterland auferlegt und die Erfüllung derselben ermöglicht" (S. 5). Unter scharfer Kritik des Goßler'schen Volksschulgesetzentwurfs zeigt Scherer, daß dort von einer deutschen Nationalschule nichts zu finden sei. Trennung nach Ständen und Confessionen dürfe eine solche nicht kennen; deutsche Sprache und Geschichte und ethischer Religionsunterricht *) müßten in den Mittelpunkt des Unterrichts treten. Neben dieser allgemeinen Menschenbildung in nationaler Form, ihrer Hauptaufgabe, hat aber die deutsche Nationalschule auch die individuelle Gestaltung der Bildung mit Rücksicht auf den zukünftigen Beruf zu berücksichtigen, und da die Berufsbildung einen verschiedenen Grad der allgemeinen Menschenbildung in nationaler Form voraussetzt, so ergibt sich die Trennung in verschiedene Zweige, übrigens von einem möglichst späten Zeitpunkte an, damit vorher die individuelle Beanlagung mit Sicherheit hervortrete. So unterscheidet er dann Bürgerschulen, höhere und niedere, welche mehr die praktische, und Gelehrtenschulen, welche mehr die wissenschaftliche Seite des Berufs (?) ins Auge fassen; hieran schließt er noch die Fachschulen an. Besonders gut ist das, was Scherer über die Bürgerschulen sagt, die er mit Recht für ein wirksames Mittel hält, der Gefahr der Halbbildung im deutschen Bürgerstande zu begegnen. Ueberhaupt ist der Scherer'sche Vortrag sehr anregend durch die Fülle der Gedanken und durch die Begeisterung, von der er getragen ist; von dem Vorwurfe der Einseitigkeit dürfte er aber kaum freizusprechen sein, sowol was die Ziele, als auch was die historische Begründung anlangt. Oder was soll man von einem Satze, wie der folgende ist, anderes sagen?

> Römisches Recht, römische Bildung und römische Weltanschauung beeinflußten die deutsche Culturentwickelung und hemmten die nationale Entwickelung! Mit diesen fremden Elementen hat die deutsche Nation über ein Jahrtausend gekämpft, mit ihnen kämpft sie theilweise noch heute! Sie verschulden es auch, daß wir noch heute keine deutsche Nationalschule haben. (S. 3.)

Und zu verdanken haben wir diesen Elementen wol gar nichts? „Man müßte es als ein Unheil ansehen, sollte es je gelingen, die jungen Leute in einer sogenannten allgemein nationalen Bildung nach einer Schablone zu stempeln mit regelrechter Gesinnung und nationaler Weltanschauung" — so sagt Kähler mit Recht in seiner unten angezeigten Schrift.

Eine „Betrachtung" nennt Jürgen Bona Meyer seine Arbeit über Temperament und Temperamentsbehandlung (Nr. 4). Sie ist aber mehr als die akademische Betrachtung eines Universitätsprofessors, sie ist ein voller Griff ins Leben. Erst allerdings wird das Wesen der Temperamente unter kritischer Beleuchtung der vorhandenen Ansichten, besonders der Kant's, Hegel's, Herbart's und Hellwig's, erörtert, und Meyer kommt dabei zu dem schon aus seinen „Philosophischen Zeitfragen" bekannten Ergebnisse, daß die Temperamente nicht Naturfehler, sondern wohlbegründete Naturanlagen, „Naturarten des Fühlens und Wollens im Verhältniß zueinander" seien. Daraus aber zieht er sodann die Folgerungen für die Behandlung der Temperamente in der Kinderzucht. Er sieht die Aufgabe der Erziehung und des Unterrichts in Rücksicht auf die Temperamente nur darin, dieselben geschickt zu benutzen zur sittlichen und geistigen Bildung und zu verhüten, daß sie zu einer schädlichen Einseitigkeit der Seelenentwickelung führen. Mit Beispielen aus dem Leben berühmter Männer, mit der „Kinderzucht Mozart's"

*) Leider läßt sich die traurige Thatsache der vorhandenen confessionellen Spaltung durch Uebersehen derselben nicht wegschaffen und ein ethischer Religionsunterricht muß confessionell gegründet sein, wenn er überhaupt ein christlicher Religionsunterricht sein soll. D. Red.

(deutsch??), Pestalozzi's, F. Mendelssohn's, A. von Humboldt's, Luther's, Schopenhauer's u. s. w. belegt und illustrirt er die Art, wie dies im einzelnen zu geschehen hat. Die wissenschaftlich und praktisch gleichwerthige Arbeit zeigt, welchen Werth klare Kenntniß der Seelenkunde für den Erzieher hat, und sie sei darum allen den Lehrern und Aeltern warm empfohlen, welche nicht zufällig und blind, sondern auf fester psychologischer Grundlage wirken wollen; sie zeigt aber auch, wie viel andererseits die Erfahrung des Erziehers dem Forscher auf dem Gebiete der Seelenkunde zu bieten vermag.

Weniger hat meinen Beifall der Vortrag, den Karl Grundscheid in der amtlichen Conferenz des evangelischen Schulinspectionsbezirks Duisburg über „Das Schulwesen Englands" (Nr. 5) gehalten hat. Wohl ist es in unserer Zeit der Reformbestrebungen doppelt zu begrüßen, wenn der Blick auch auf fremde Länder sich lenkt und am Fremden das Eigene schätzen oder bessern lehrt; aber ein freier, unparteiischer Blick, der nicht nach der eigenen Schablone das Fremde mechanisch mißt, sondern der Eigenart desselben und dem Charakter des Volks gerecht zu werden sucht, ist hierzu noch mehr als sonst in pädagogischen Dingen nöthig. Grundscheid bekundet in seinem Vortrage, den er auf Grund eigener Anschauung gehalten, diesen Blick nicht, vielmehr eine deutsch-schulmeisterlich befangene, pedantische Auffassung der englischen Verhältnisse, die ihn die guten Seiten ganz übersehen oder, wo diese sich ihm mit unwiderstehlicher Gewalt aufdrängen, als zufällig aus dem Schiffbruch gerettetes Gut ansehen läßt. So, wenn er den Mangel an Disciplin in den englischen Schulen rügt als eine Folge der Freiheit, in welcher von Aeltern und Lehrern die Kinder erzogen werden, und dabei bemerkt:

> Die englische Jugend trifft die Schuld nicht, denn sie weiß es eben nicht besser. Im Gegentheil muß hervorgehoben werden, daß in dem uns treu und fest anschauenden Auge der Knaben und Mädchen ein Zug liegt, der uns Vertrauen zu ihnen fassen läßt, daß ihr unbefangenes, aufrichtiges, freies Wesen uns dieselben lieb und werth macht. (S. 22.)

Sollte denn das, was er hier rühmt, nicht eben die Folge jener getadelten „freien" Erziehung sein? Und wäre nicht gerade für uns Deutsche daran eine etwas freiere Behandlung unserer Schüler und Kinder zu lernen, um der so oft bei ihnen hervortretenden Heuchelei, Augendienerei und Unaufrichtigkeit entgegenzuarbeiten? Natürlich findet sich in den fünf Kapiteln des Vortrags auch manche gute Beobachtung, z. B. wenn Grundscheid die Lässigkeit in der Ausübung des Schulzwangs, die mangelhafte Vorbildung der englischen Lehrer und ihre tiefe sociale Stellung hervorhebt; besonders scharf und wenn auch etwas drastisch, so doch im ganzen richtig schildert er die Ausbeutung, welcher der deutsche Lehrer in England so oft zum Opfer fällt — eine beherzigenswerthe Warnung!

Der Zufall warf mir gerade auch eine Probe englischer pädagogischer Schriftstellerei auf den Recensionstisch: zwei „Laienpredigten" über „Die Erziehung der Aeltern" und über „Meines Bruders Hüter" (Nr. 6), die allerdings nicht geeignet sind, eine hohe Meinung zu erwecken. Ich begreife nicht, was die Uebersetzerin veranlaßt haben kann, unsere überreiche pädagogische Literatur noch mit dieser Uebersetzung zu bereichern. Weder die Originalität und Bedeutung des Inhalts, noch der Reiz der Darstellung fordert dazu heraus; nicht einmal die Uebersetzungsgabe der Uebersetzerin, welch letztere ihre Muttersprache durchaus nicht meisterhaft handhabt. Ich gestehe, daß mich schon der paradox-geistreichelnde Titel der ersten Laienpredigt unangenehm berührte. „Die Erziehung der Aeltern!" Was soll denn das heißen? Daß alle Aeltern erst lernen müssen, gute Aeltern zu sein? Lernen sie das nicht eben durch die Erziehung der Kinder? Ist also nicht mit der Darstellung der richtigen Erziehung der Kinder auch den Aeltern der Weg gezeigt? Freilich wenn die Aeltern im allgemeinen für alle Fehler der Kinder verantwortlich gemacht werden, kann man das Wort Kindererziehung getrost aus dem Lexikon des Familienlebens streichen und eiligst Erziehungsanstalten für Aeltern einrichten! Ich gewärtige mit Ergebung baldigst eine Schrift der Verfasserin — denn mit einer solchen haben wir es zu thun, wie aus dem Mangel an Logik, aus der Ordnungslosigkeit der Darstellung, aus dem sentimentalen Tone und aus der wüthenden Parteinahme gegen die Männer zu schließen ist — unter dem Titel: „Die Erziehung der Lehrer", d. h. nicht derer, die Lehrer werden wollen, sondern derer, die es schon sind! Am Beifall vieler thörichter Aeltern würde es ihr nicht fehlen. Aehnlich stellt die Verfasserin die Sache auf den Kopf, wenn sie in der zweiten, etwas anziehenderen Predigt die Herrschaften für ihre Dienerschaft und deren Mängel und Fehler verantwortlich macht. Auch im einzelnen sind fragwürdige, ja höchst bedenkliche Ansichten in diesem Büchlein ausgesprochen. „Die Pflicht der Erziehung fällt naturgemäß der Mutter zu." (S. 11.) Wie? und der Vater? Nun, nach dieser englischen Dame ist ein „treuer, gütiger Vater, der selbstlos und geduldig ist, an dessen Herz sich das kleinste Kind in jeder Noth schmiegt und bei ihm seinen Trost findet, und von dem die ältern zärtlich sagen: Vaters ernsten Blick fürchten wir mehr als alle Schelte!" eine „Ausnahme"! (S. 10.) „Den Gehorsam nie ohne Begründung zu verlangen" (S. 23) paßt doch nur für das reifere Alter unserer Kinder; dies als Regel auch bei kleinen Kindern aufzustellen, zeugt von großer psychologischer Unkenntniß. Ebenso wenn das Kind als ein Lehmklotz angesehen wird, aus dem die Aeltern machen können, was sie wollen:

> Die junge Seele wurde uns gegeben, ein leeres Blatt, auf das wir schreiben konnten, was wir wollten.... Ueberrascht uns zuletzt ein nicht gewolltes Resultat seiner (des Kindes) moralischen Entwickelung, so werden wir selbst irgendwie die Schuld tragen. (S. 29.)

Das Ziel der Charakterbildung scheint nicht das der selbständigen, festen Eigenart zu sein, sondern daß die

Kinder der Abklatsch der Aeltern werden; denn „ein Vater, der in seinen Söhnen Gewohnheiten und Neigungen beobachten muß, die den seinen entgegengesetzt sind", ist „sehr zu bemitleiden"! (S. 26.) Doch genug! Das Büchlein in seinem feinen Gewande ist nichts als ein Beispiel der gerade jetzt wieder unter uns Deutschen wüthenden Seuche, Fremdes besonders geistreich zu finden, einer Seuche, der die Uebersetzungsseuche auf dem Fuße folgt, und das weibliche Geschlecht zeigt sich besonders empfänglich für den Bacillus dieser Krankheit. Daß das Publikum solchem exotischen Zeuge baldigst zu einer zweiten Auflage verholfen hat, während es einheimisches Gutes unbeachtet läßt, ist freilich noch das Traurigste.

Ich erlabe mich zum guten Beschluß an der Besprechung zweier Bücher, die dem Stoffe wie der Behandlung nach weit über der Tageswaare stehen. Beide handeln von den höchsten Bildungsstätten unserer Nation, beide sind bestrebt, jene Stätten in lebendigste Beziehung zum öffentlichen Leben zu bringen, das eine, indem es ausführt, welche Aufgabe der akademische Unterricht im Leben unserer Zeit hat und wie er zweckmäßig zu gestalten ist, das andere, indem es den Universitäten die technischen Hochschulen zur Seite zu stellen sucht als ebenbürtige Schwesteranstalten, von denen jede dem ihr entsprechenden Lebensgebiet das zu dessen Durchdringung und Beherrschung nothwendige Wissen zuführt und selbst wieder aus diesem Lebensgebiete die Anregung und die Nahrung zum Weiterausbau der Wissenschaften zieht.

Unter dem Titel „Die Universitäten und das öffentliche Leben" vereinigt der hallenser Theologe Dr. Martin Kähler (Nr. 7) vier Aufsätze über die Aufgabe des Universitätsunterrichts und über mannichfache Uebelstände, die in unserm heutigen akademischen Betriebe hervortreten. Vorgedruckt ist ihnen als Programm die Rede, die Kähler im Jahre 1887 bei der Uebernahme des Rectorats gehalten hat, eine ungemein beredte, geistig tadellos scharf gefügte Darlegung seiner leitenden Grundanschauung: die Universität muß ebenso sehr wissenschaftliche Gesammtschule, als mit dem Leben in innigster Berührung bleiben, ihre Aufgabe ist Bildung an der Wissenschaft und durch sie. Auf diesem aus den Umständen und der Volksseele erwachsenen Compromiß beruht das Gedeihen und Wachsthum und die unvergängliche Jugend unserer Universitäten. Sie sind nicht Baumschulen für den Nachwuchs akademischer Forscher und Lehrer, noch weniger eine Zusammenfassung von Fachschulen, sondern sollen überhaupt „geistig bilden" und zwar „vorbilden", den „empfänglichen Sinn für alles Bedeutsame im Reiche persönlichen Lebens, die bewegliche Hingabe an jede neue Lage ohne den Verlust des innern Haltes, den leichten und sichern Griff des Verständnisses, das nach Analogien auffaßt, und die weite Ueberschau auf dem Grunde eines scharfen und treuen Gedächtnisses" gewinnen lassen und so die Aufgabe der „liberalen", „humanen" Vorbildung für alle höhere Einzelbildung lösen. Die blos technische Schulung des so bereits geformten Geistes, die eigentliche Fachroutine muß weiterbildenden Zwischenanstalten oder Zwischenstufen überlassen werden, seien es Uebungsjahre unter Anleitung von Praktikern, Dienst auf den untern Stufen, didaktische und pädagogische Seminare an Schulen, kirchliche Seminare und Vicariate, und was dergleichen mehr sich empfehlen möge. Auf dieser Grundlage erörtert sodann Kähler die verschiedenen Uebelstände: die häufige Einbeziehung des Einjährig-Freiwilligenjahrs in das akademische Triennium, wodurch oft von der gesetzlichen Studienzeit die Hälfte gestrichen wird; die akademische Lernfreiheit, die zwar einen edeln Ausbruch erzeugt, aber vielen Bildsamen zur Gefahr, ja zum Falle wird; die bloße Fachsimpelei, der man häufig noch durch Einrichtung praktischer Curse zu Hülfe kommt; die ungeeignete Abnahme der Prüfungen. Er macht in allen diesen Punkten allseitig und gründlich erwogene Reformvorschläge, den denkbaren Einwänden schon zum voraus schlagfertig begegnend. Er verlangt z. B. Beschränkung der endlosen Ferien auf zwei genau innegehaltene Monate des Spätsommers und Herbstes, die Anregung und Anleitung zu selbstthätiger Arbeit besonders der Anfänger, eine in den Hauptzügen feste und doch die akademische Freiheit nicht vernichtende Studienordnung, Controle durch Zwischenprüfungen, Theilung der Prüfung in eine rein theoretische (am Schlusse des Studiums) und eine praktische (am Schlusse der dienstlichen Ausbildung). Mit einer Anwendung seiner Grundsätze und Vorschläge auf die evangelische Kirche und die theologische Facultät schließt Kähler seine hochinteressanten Ausführungen.

Würde Kähler nach seiner Ansicht von der Aufgabe der Universität schwerlich die technischen Hochschulen in ihrem heutigen Betriebe als ebenbürtige Schwesteranstalten anerkennen, so bricht der inzwischen leider verstorbene Egon Zöller (Nr. 8) für diese Gleichberechtigung eine Lanze, wobei er allerdings zugibt, daß die allgemeine Bildung an den technischen Hochschulen noch eine viel intensivere Pflege erhalten müßte. Denn darin berührt er sich mit Kähler, daß er die „Vorbildung", die allgemeine Bildung nicht mit den Mittelschulen abschließen, sondern „auf den Hochschulen im Anschluß an die Fachwissenschaften erweitern und vertiefen" will. Nur scheint mir Zöller mit diesem „im Anschluß an die Fachwissenschaften" nicht Ernst zu machen, sondern jene Aufgabe ausschließlich einer besondern Facultät, der philosophischen an den Universitäten, bezw. der allgemeinen an den technischen Hochschulen, überweisen zu wollen.

Zöller's Buch ist als ein Versuch anzusehen, gegenüber dem häufig hervortretenden Antagonismus zwischen Universität und technischer Hochschule, zwischen den Wissenschaften des engern humanen und denen des technisch-wirthschaftlichen Lebensgebiets, beide zu einigen in der gemeinsamen Culturarbeit. Denn beide sind nach Zöller zwar von eigenartigem, aber doch von gleich hohem Werthe, sich in ihrer Entwickelung gegenseitig fördernd:

Ohne die durch die humanen Wissenschaften erzeugte Ausbildung des Geistes würden sich die technischen Wissenschaften nicht zu ihrer Höhe haben entwickeln können. Andererseits aber hat das Emporblühen der technischen Wissenschaften das Leben so reich entwickelt und eine so lebendige Berührung der Wissenschaften mit dem Leben herbeigeführt, daß auch hierdurch den humanen Wissenschaften neue Nahrung und neue reiche Anregung zugeströmt ist. (S. 136.)

In gründlicher Weise geht Zöller bei Begründung dieser These vor. Im ersten Kapitel gibt er als Grundlage ein Bild der Entwickelung beider Wissensstätten auf dem großen Boden der Geschichte. Für die Geschichte der Universitäten konnte er vorzügliche, wenn auch zum Theile noch unvollendete Darstellungen benutzen; er beschränkt sich denn auch hier auf eine geschickte zusammenfassende Wiedergabe der Ergebnisse seiner Quellen. Eine Geschichte der technischen Hochschulen dagegen, die erst einige Jahrzehnte hinter sich haben, ist überhaupt noch nicht geschrieben; aus Festschriften, Programmen, Reden u. dgl. mußte sich Zöller das Material mühsam zusammensuchen. Er führt hier allzu viel Ballast mit sich, statt die Einzelheiten nur in großen Folgerungen zu verwerthen; immerhin bekommt man ein ungefähres Bild der geschichtlichen Entwickelung. Nachdem er so an der Hand der Geschichte jede der beiden Wissensstätten in ihrer vollen Eigenart und Selbstständigkeit klar hat hervortreten lassen, untersucht er im zweiten Kapitel die Bedeutung der Wissenschaften, um in dieser den Maßstab für die Bedeutung der Hochschulen zu gewinnen. Erst in der neuen Cultur sind die Wissenschaften tiefer und tiefer in das Leben eingedrungen, um allmählich das ganze Leben zu umfassen:

Erst durch diese Durchdringung alles Lebens und in steter Wechselwirkung mit demselben sind die Wissenschaften allmählich zu jener lebengestaltenden und lebenleitenden Macht und zu einer Bedeutung herangewachsen, welche unsere Cultur eigenthümlich gegen die alte Cultur kennzeichnet. (S. 108.)

Dieser Bedeutung der Wissenschaften entspricht auch die ihrer Lehr- und Pflegstätten. Die Hochschulen haben nicht nur die Wissenschaft zu pflegen und zu fördern, sondern sie auch dem Leben als fördernde Macht zuzuführen. Neben den allgemeinen Wissenschaften haben darum die Universitäten auch die Fachwissenschaften in weitgehendstem Umfange und die technischen Hochschulen neben den Fachwissenschaften in steigendem Maße die allgemeinen Wissenschaften aufgenommen. Das dritte Kapitel wendet sich nun dazu, die Bedeutung und die Stellung jeder der beiden Hochschulen in unserer Cultur zu untersuchen, und hier kommt Zöller zu dem obengenannten Resultate, daß erst beide Hochschulen vereint in unserer Cultur die universitas literarum bilden:

So trennt sich gleichsam das Wissen in zwei mächtige gewaltige Ströme, deren jeder seine Quelle in einer besondern Wissensstätte findet, wie andererseits die Bildung in unserer Cultur gleichsam zwei Brennpunkte besitzt. Wie aber die zwei Brennpunkte einer Ellipse deren Einheit nicht aufheben, so bilden auch die beiden Wissensstätten keine Trennung, sondern nur eine dem Leben entsprechende Gliederung. (S. 135.)

Auf Grund des so gewonnenen Einblicks in das Werden und Wesen der beiden Hochschulen erörtert endlich das vierte Kapitel die Frage des weitern Ausbaues der beiden Hochschulen, der so geschehen muß, daß einerseits die Wissenschaften selber weiter entwickelt, andererseits die Lösung der großen socialen Aufgaben, besonders der Verwirklichung eines höhern Gemeinwohls auf der breiten Grundlage des Volks, gefördert werden. Die Reform, der Zöller da das Wort redet, hätte sich im wesentlichen in folgenden Aenderungen zu bewegen: 1) Die Forderung eines gleichen Grades allgemeiner Bildung von allen als ordentliche Studirende in die Hochschule Eintretenden. 2) Eine anderweitige Gliederung und Vertheilung der Fachwissenschaften und zwar a) Ueberweisung der Thierarznei-, der landwirthschaftlichen, der Forst- und der Bergbauwissenschaften, sowie der Hüttenkunde von den Einzelakademien an die technischen Hochschulen. b) Abzweigung der Staatswissenschaften von der philosophischen zu der rechtswissenschaftlichen Facultät der Universitäten, sowie Ueberweisung der eisenbahnfachwissenschaftlichen Vorträge, überhaupt der sogenannten Verkehrswissenschaften an die technischen Hochschulen. c) Zutheilung der culturtechnischen und der Vermessungswissenschaften zu der Bauingenieur-Abtheilung, der elektrotechnischen Wissenschaften zu der mechanisch-technischen Abtheilung der technischen Hochschulen. 3) Eine sachgemäßere Vertheilung der allgemeinen Wissenschaften auf Universitäten und technische Hochschulen, und zwar durch Uebertragung der Mathematik und der Naturwissenschaften als Berufswissenschaften für Lehrer, sowie als Fachwissenschaften für Fachgelehrte von den Universitäten an die technischen Hochschulen. 4) Eine Vermehrung der allgemein bildenden Wissenschaften in der allgemeinen Abtheilung der technischen Hochschulen. Den letzten Punkt und den Ausbau der philosophischen Facultät bezeichnet er als das Schwierigste, aber auch Wichtigste; denn davon hänge das Gedeihen der Hochschule als Einheit wesentlich ab, dadurch werde die Einseitigkeit der Fachbildung vermieden.

Zöller's Schrift bekundet gründliche Sachkenntniß, die Fähigkeit, geschichtliche Thatsachen in ihrer Bedeutung zu würdigen, ein besonnenes Urtheil und auch die Sprache läßt den wahrhaft gebildeten Mann erkennen. Besonders wohlthuend ist die von einem Vertreter der technischen Wissenschaften und Thätigkeiten geoffenbarte Werthschätzung des classischen Alterthums; dieses ist ihm zwar mit Recht nicht der Maßstab unserer Bildung, aber ein Bestandtheil derselben, der nicht zur Nachahmung, aber zur Weiterentwickelung auf deutschem Boden und in deutschem Geiste anregen soll. Um so mehr bedaure ich, an dem sonst so verdienstvollen Buche einen sehr empfindlichen Fehler rügen zu müssen, der mir bei einem Manne von dem klaren Geiste Zöller's fast unbegreiflich ist: eine lästige, wahrhaft ermüdende Neigung zur Wiederholung, wie sie sich besonders von Kapitel zu Kapitel, aber auch innerhalb der einzelnen Kapitel selbst wieder bemerkbar macht.

Eduard Haug.

Bücher über Rußland und Livland.

1. Rußland unter Alexander III. Mit Rückblicken auf die jüngste Vergangenheit. St. Petersburger Schilderungen und Briefe, herausgegeben von H. von Samson-Himmelstjerna (Victor Frank). Leipzig, Duncker u. Humblot. 1891. Gr. 8. 8 M.
2. Staatsraison und Recht. Die confessionellen Wirren in Livland vom Jahre 1865 bis zur Gegenwart. Von K. v. D. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1891. Gr. 8. 2 M.
3. Der baltische Civilproceß nach der Justizreform vom J. 1889, systematisch dargestellt von Th. von Bunge. Zwei Bände. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1891. Gr. 8. 20 M.

Der leitende Gedanke der von H. von Samson herausgegebenen Sammlung „Rußland unter Alexander III." (Nr. 1) wird im Vorworte also bezeichnet:

> Statt über russische Zustände sich zu wundern oder ihrer Darstellung gegenüber ungläubig den Kopf zu schütteln oder gar gleichgültig an ihnen vorüberzugehen ... statt dessen thäte man besser, sich über die in Rußland thatsächlich vorhandenen Zustände zu vergewissern und ihre historische Herleitung kennen zu lernen. Der Gewinn solchen Studiums wäre kein geringer; die Unterlassung desselben aber kann dereinst verhängnißvoll werden für die gesammte europäische Civilisation. Denn nur durch Unkenntniß russischer Dinge erklärt sich die Zerfahrenheit der europäischen Politik, welche der russischen Gefahr gegenüber als ein geschlossenes Ganzes dastehen sollte; nichts anders aber als die Zerrissenheit Europas hat Rußland zu seinem Wachsthume verholfen, und dem uneinigen, weil Rußlands unkundigen Europa droht die fürchterliche Gefahr, dereinst von russischem Wesen überflutet und überwuchert zu werden.

Durch Erweiterung der Kenntnisse über russische Dinge will die Sammlung einen Beitrag zur Abwendung jener drohenden Gefahr bieten, und sie vermag es. Wer sich mit ihr vertraut macht, ist vor vielem Irrthume geschützt und hat offene Augen für Rußland gewonnen. Welch ein Gewinn, wenn alle politisch interessirten Leute in Deutschland offene Augen hätten! Das Unglück ist nur, daß sie solche zu haben vermeinen und doch blind sind. Stände es anders, so müßte doch heute eine Bewegung durch Deutschland gehen oder schon früher gegangen sein; die klare Augen hätten, würden doch wünschen, auch andern die Augen zu öffnen; Vorträge würden gehalten; dies Buch und andere wären in den ersten Tagen ausverkauft. Ja, wenn die Einsicht da wäre! Aber sie fehlt eben an maßgebenden Stellen, im ganzen und in den Theilen, und nur einzelne wenige mögen für sich allein eine Ausnahme bilden, ohne auf ihre Kreise nach dem Maße ihrer Kenntniß und Erkenntniß wirken zu können. Der leidige Satz der „Preußischen Jahrbücher": „Das heilige Rußland wäre uns am liebsten, wenn wir nichts von ihm zu wissen brauchten", wird in der Praxis in das viel schlimmere „wenn wir nichts von ihm wüßten" verkehrt und die Vogel-Strauß-Politik wandelt dann vollends den bedingten Satz in den unbedingten um und träumt sich auf ihm in die Möglichkeit deutsch-russischer Freundschaft hinein. Somit können wir dem tüchtigen Buche leider nur geringen Erfolg vorhersagen; das deutsche Volk müßte erst anders werden, als es ist.

Literarisch betrachtet, kann das Buch schwer etlichen Ausstellungen entgehen. Es gibt sich selbst als „Sammlung von Licht- und Schattenbildern, welche an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Platten aufgenommen worden". Das bedingt eben ein Auseinanderfallen des Ganzen, das in der That einzig und allein durch die besprochene Absicht des Herausgebers zusammengehalten wird. Stil und Behandlung der einzelnen 21 Aufsätze wechseln, das gleiche Thema, dieselben Persönlichkeiten werden mitunter von verschiedenen Verfassern berührt. Die Probe auf die Richtigkeit der Auffassung stimmt freilich hierdurch um so mehr. Aber die Unruhe beim Lesen des Buchs ist doch vorhanden. Dieser Tadel betrifft das Ganze. Das Einzelne ist vortrefflich, wenn auch ein paar minderwerthige Abschnitte mit untergelaufen sind. Als besonders anziehend seien hervorgehoben die Abschnitte, in welchen der gegenwärtige Hof und die Regierung geschildert werden; wir erinnern uns, diesen Skizzen in der „Neuen Freien Presse" begegnet zu sein. Als Verfasser tritt der Herausgeber auf in dem hervorragenden Artikel: „Zwei russische Staatsmänner" (Loris Melikow, Peter Schuwalow), der vor zwei Jahren in „Unsere Zeit" veröffentlicht worden, seinem Inhalte nach jedenfalls zu den „Rückblicken in die jüngste Vergangenheit" zu zählen ist, es sei denn, daß die Stille, in der diese beiden Staatsmänner Alexander's II. ihre letzten Jahre verbrachten, zum Kennzeichen der Regierung Alexander's III. gerechnet wird, was sie hinsichtlich des Grafen Peter Schuwalow auch in der That war. Dem geschichtlich gehaltenen Aufsatze über „Finland" wünschen wir aufmerksame Theilnahme. Sehr dankenswerth ist die Verarbeitung der in Deutschland sicher wenig bekannten Studien A. von Middendorff's über Ferghana im Artikel „Rußlands Culturarbeit in Centralasien". Im verstorbenen Krajewski lernt der Leser einen russischen Zeitungsunternehmer großen Stils kennen, einen Herrscher in der periodischen Literatur, die in Rußland früher mehr noch als jetzt die Literatur schlechthin bedeutet. Am werthvollsten im Hinblick auf den Zweck des Buchs erscheint uns die Bearbeitung der Denkwürdigkeiten Alexander Koschelew's (1812—82); sie ermöglichen einen tiefen Einblick in Rußland. Zu ihrer richtigen Würdigung bildet der an Koschelew's Lieblingsidee einer allgemeinen Landesrathsversammlung anknüpfende kritische Artikel „Russisches Parlament" einen sehr brauchbaren Commentar.

Das „Die confessionellen Wirren in Livland" schildernde Buch von K. v. D. trägt seinen Obertitel „Staatsraison und Recht" (Nr. 2) insofern nicht ganz sachgemäß, als in dem Kampfe, der gegenwärtig in den Baltischen Provinzen gegen die rohe Vergewaltigung aller Culturgüter eigentlich nur noch von der evangelischen Kirche geführt wird und nach der Zerstörung aller andern Organe nur von ihr noch geführt werden kann, nicht ein Kampf des Rechts

mit der Staatsraison, sondern mit griechisch-orthodoxem Fanatismus, mit nationalistischem Wahnwitz und mit mehr oder weniger verhülltem Nihilismus zu sehen ist. Denn wie verschieden die Auffassung der Staatsraison in verschiedenen Staaten und zu verschiedenen Zeiten auch sein mag, und selbst wenn wir auf die selbstverständliche Forderung verzichten wollen, daß in einer Staatsraison ein Körnlein Vernunft sich finden lasse, muß doch erwartet werden dürfen, daß die Staatsraison auf die Erhaltung des Staates abziele. So hatte seinerzeit Juri Ssamarin sein Programm begründet. Dieser Nachweis ist aber von den gegenwärtigen Machthabern, vor allem von Pobjedonossew, für ihre Maßnahmen auch nicht einmal versucht worden. Nein, Recht und Staatsraison stehen in den Ostseeprovinzen ganz und gar auf einer Seite, und wir wissen uns hierin mit dem Verfasser auch ganz einmüthig und beanstanden nur den Nichtunterrichtete leicht irreführenden Ausdruck. Inhaltlich ist das treffliche Büchlein von nicht voll hundert Seiten vorzüglich geeignet, klaren Einblick in die kirchliche Sach- und Rechtslage zu eröffnen und namentlich zur Gewißheit zu bringen, daß

1. den Bewohnern Liv- und Estlands auch noch gegenwärtig das Recht zusteht, zu derjenigen christlichen Kirche überzutreten, die ihrer religiösen Ueberzeugung entspricht; daß

2. die protestantischen Geistlichen an den zu ihrer Kirche freiwillig und förmlich übergetretenen Personen alle durch das Predigtamt gebotenen Amtshandlungen zu vollziehen verpflichtet und berechtigt sind; daß

3. für eine strafrechtliche Verurtheilung protestantischer Geistlicher wegen Vollziehung beregter Amtshandlungen keine gesetzliche Grundlage vorhanden ist und daher Verurtheilungen, die nichtsdestoweniger für gedachte Amtshandlungen stattfinden, entweder der ungenügenden Rechtskenntniß des urtheilenden Richters oder aber der Abhängigkeit desselben von der Politik der Obrigkeit zuzuschreiben sind — und daß endlich

4. der Amtseid, den die protestantischen Geistlichen bei ihrer Ordination nach der Kirchenordnung zu leisten haben, die Schwörenden zur Beobachtung der der Gewissensfreiheit widerstreitenden Bestimmungen des Strafgesetzbuchs und der Kirchenordnung schon deshalb nicht verpflichtet, weil diese Bestimmungen in Liv- und Estland keine Gültigkeit haben.

Für Kurland kommen hinsichtlich der Gewissensfreiheit zum Theile andere, eine besondere Bearbeitung heischende rechtliche Gesichtspunkte in Betracht.

Dem ersten Bande des Werks „Der baltische Civilproceß nach der Justizreform vom Jahre 1889" von Mag. jur. Th. von Bunge (vgl. Bl. f. 1890, Nr. 37) ist nach Jahresfrist der zweite Band (Nr. 3) gefolgt. Wurden in den beiden ersten Büchern die Gerichtsorganisation und die Parteien behandelt, so ist nun das fast doppelt so starke dritte Buch dem Verfahren im ordentlichen Processe in erster Instanz gewidmet, und zwar schildert und erläutert es zunächst die Thätigkeit der Parteien und des Gerichts im vorbereitenden Verfahren, um dann zur Beweislehre (Beweis und Beweismittel, Beweisverfahren) und zu den Schlußverhandlungen überzugehen. Von seiner Absicht, in einem dritten Bande die Rechtsmittel und die Execution, sowie die außerordentlichen Proceßarten noch in Betracht zu ziehen, ist der Verfasser zurückgekommen, theils weil diese Materien einer nähern Erläuterung und Ergänzung aus dem materiellen Rechte weit weniger bedürfen, theils weil der Proceß vor den Friedensrichtern durch die Hinweise auf das erste Buch der Reichsproceßordnung im Wesentlichen in Betracht gezogen ist und — wie wir hinzuzufügen uns erlauben — eine musterhafte Kritik und Ergänzung bereits 1882 durch den ehemaligen dorpater Justizbürgermeister Victor Kupffer erfahren hat. Ausführliche Sach- und Quellenregister erhöhen die Brauchbarkeit des Werks, dem ein weiter Wirkungsbereich und ein hohes Ziel gestellt ist.

Bei der Unbekanntschaft der in die Ostseeprovinzen geschickten russischen Richter mit dem provinziellen Privatrechte und bei ihrer anerkannten Ueberbürdung mit Amtsgeschäften muß es eine der vornehmsten Pflichten der baltischen Rechtsanwälte sein, sowol und ganz besonders in den Satzschriften wie auch bei den mündlichen Schlußverhandlungen im Haupt- wie in den Zwischenverfahren den Richter in den Stand zu setzen, das geltende Recht seinem wahren Sinne nach auf den einzelnen Fall zur Anwendung zu bringen, da sonst nur gar zu leicht die den Richtern zur Richtschnur vorgeschriebenen Rechtssatzungen theils übergangen, theils in falscher Auffassung ausgelegt und angewandt werden könnten. Diese Arbeit soll dazu dienen, den Anwälten ihr schweres Amt zu erleichtern. Kann auch das Werk selbst von ihnen nicht citirt werden, so kann es doch die Grundlage für ihre Rechtsdeductionen bieten, und wird es in solcher Weise von den Anwälten ausgenutzt und begegnet ihr Bemühen dem guten Willen des Richterstandes, so mag Hoffnung auf eine gesunde Rechtspflege gehegt werden. „Dann werden die baltischen Anwälte durch ihre Handhabung des Rechts die Widersacher des angeblich auf feudaler und veralteter Grundlage aufgebauten bisherigen Rechts eines Besseren belehren." Wir wünschen von Herzen mit dem Verfasser, daß „einem ernsten Streben in dieser Richtung mit Gottes Hülfe der Erfolg nicht fehlen werde".

Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

„Theodor Körner's Leier und Schwert, vom biographischen, ästhetischen und culturgeschichtlichen Standpunkte aus betrachtet" (Leipzig, G. Fock; Preis 1 M.) ist eine Festgabe H. Welsmann's zum hundertjährigen Geburtstage des in unvergänglichem Ruhmesglanze und liebevoller Erinnerung im Herzen seines Volks lebenden Sängers und Helden. Der Verfasser hat seine Aufgabe würdig erfaßt und sehr wohl durchgeführt. Nach den einleitenden ersten Abschnitten ist der dritte dem Inhalte der Gedichte gewidmet, wonach ihr sprachlicher Ausdruck erörtert und sodann die Sammlung nach ihrer metrischen Seite betrachtet wird. Im letzten

Abschnitte ist ihre culturgeschichtliche Bedeutung oder, wie wir lieber sagen möchten, ihre patriotische und lyrische Wirkung verfolgt. Das Schriftchen zeugt von liebevoller eingehender Beschäftigung mit „Leier und Schwert“ und ist warm zu empfehlen.

Ein weiteres „Gedenkblatt“ an „Theodor Körner, Dichter und Held in den Kämpfen des Lützow'schen Freicorps“ hat Fritz Frenzel dargebracht (Leipzig, Max Sängewald). Er behandelt Körner's Aufenthalt in Wien — wobei die irrige Annahme ausgesprochen ist, daß die Aeltern von seinem Verlöbnisse erst während ihres Besuchs in Wien unterrichtet seien — und stellt die verschiedenen Ueberlieferungen über Körner's Rettung nach dem Ueberfall bei Kitzen am 17. Juni 1813 zusammen, wie er ebenso ausführlich über seinen Tod vom 26. August nach den Mittheilungen von Kampfgenossen berichtet. Hierin dürfte das Bemerkenswerthe im Büchlein beschlossen sein.

— Das im Verlage von Gerhard Kühtmann in Dresden erschienene Werk „Der kleine Stephan. Ein Hülfsbuch fürs Publikum“ lernen wir erst in seiner eben ausgegebenen zweiten Auflage in zwei Bänden kennen. Der erste Band enthält ein von dem Postsecretär C. H. Schmidt bearbeitetes „Post- und Telegraphenhandbuch mit farbigem Anhang“. Derselbe gibt in übersichtlicher Darstellung auf alle vorkommenden Fragen hinsichtlich der Postversendung zuverlässige Auskunft. Die vor kurzem eingetretenen wesentlichen Aenderungen im Packetposttarif nach dem Auslande, die neu erlassene Telegraphenordnung, die Beschlüsse der letzthin stattgehabten wiener Conferenz und vieles andere fanden darin Berücksichtigung. Der zweite Band führt den Titel „Orts- und Zonenverzeichniß zur Berechnung des Postpacket- und Geldbriefportos innerhalb Deutschlands und zur zweckmäßigen Anwendung der bezüglichen Postvorschriften, in Einzelausgaben für jeden Ort des Deutschen Reichs“. Dieses Orts- und Zonenverzeichniß enthält sämmtliche fast 14000 Postorte mit Angabe des Landes, Verwaltungsbezirks und der amtlich vorgeschriebenen Bezeichnungen zur Unterscheidung gleichlautender oder gleichnamiger Orte, sowie eine Zonentabelle. Da bekanntlich das Porto für Postpackete sich nicht allein nach dem Gewichte, sondern auch nach der Entfernung (nach Zonen) richtet und es vielfach nothwendig ist, das Porto vorher zu wissen, so ist ein Zonenverzeichniß dem Publikum sicher willkommen. Die Einrichtung ist höchst einfach und praktisch. Jeder Band kostet 1 M., der zweite Band für eine Anzahl kleinerer Orte, für welche die Zonentabelle handschriftlich hergestellt wird, 2 M.

— C. Falkenhorst's „Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen“ (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft) ist mit den eben erschienenen Bändchen 11 und 12 abgeschlossen. „Weltentdecker und Weltumsegler“ und „Amerikanische Staatenzerstörer und Staatengründer“ betitelt, kehrt das Ende des die geographischen Unternehmungen der Neuzeit schildernden Werks in Erinnerung an die vor 400 Jahren erfolgte Aufsegelung Amerikas zu den großen und folgenreichen Thaten der Portugiesen und Spanier zurück, um diese, von den sie umrankenden Sagen und Legenden befreit, in nackter und nur um so wunderbarerer geschichtlicher Wahrheit ins Gedächtniß zu rufen und dabei auch zum Bewußtsein zu bringen, wie damals einzig die Gewinnsucht, heute mehr Forschertrieb die Expeditionen veranlaßt. Die Schlußkapitel in jedem der beiden Bände: „James Cook“ und „Die Gründung der Vereinigten Staaten von Nordamerika“, bilden den Uebergang zu den modernen Bestrebungen. Die nun in ihrem Gesammtbestande zum Preise von 14 M. 40 Pf. vorliegende Sammlung ist nicht nur der reifern Jugend, sondern auch dem Hausbedarf bestens zu empfehlen.

— Der in weiten Gebieten Norddeutschlands wohlbekannte „Volksbote“, gemeinnütziger Volkskalender der Schulze'schen Hofbuchhandlung in Oldenburg, hat sich in seinem reich illustrirten 55. Jahrgange für 1892 bereits eingestellt. Ein Ueberblick über „Zwanzig Jahre deutscher Reichsgeschichte“, eine größere Erzählung aus der Wesermarsch von Emil Pleiten, poetische Beiträge von Emil Rittershaus, Friedrich von Bodenstedt, Th. Fontane u. a. bilden seinen literarischen Inhalt.

Bibliographie.

Aelschker, E., Am Wörthersee. Mit Illustrationen von Tony Grubhofer u. a. Klagenfurt, J. Leon sen. 12. 1 M.

Block, M., Ein Streik und seine Folgen. Deutsch von A. Schwarz. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, K. Siegismund. 8. 2 M. 50 Pf.

Brock, L., Die Brandenburger bei Szlankamen und im Türkenkriege 1691 bis 1697. Rathenow, M. Babenzien. Gr. 8. 80 Pf.

Chudziński, A., Die polnische Frage in Preußen. Aus dem Polnischen übersetzt von Ossowski. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 60 Pf.

Dohm, H., Plein air. Roman. Berlin, F. u. P. Lehmann. 8. 3 M. 50 Pf.

Dürr, K., Herbert Spencer, die Erziehung in geistiger, sittlicher und leiblicher Hinsicht. Klagenfurt, F. v. Kleinmayr. Gr. 8. 1 M.

Engelbreit, E., Die Reisegefährtin. Eine Erinnerung an Venedig. München, Münchener Handelsdruckerei u. Verlagsanstalt M. Poeßl. 8. 50 Pf.

Engl, J. E., Festschrift zur Mozart-Centenarfeier in Salzburg am 15., 16. und 17. Juli 1891. Ein für die Drucklegung erweiterter Vortrag. Salzburg, H. Dieter. Gr. 8. 2 M.

Der Fortschritt der Socialdemokratie. Eine Beleuchtung ihres Programm-Entwurfs. Leipzig, J. G. Findel. Gr. 8. 50 Pf.

Frey, A., Duß und underm Rafe. Füfzg Schwizerliedli. Frauenfeld, J. Huber. 12. 1 M. 40 Pf.

Frick, M., Graf Sterneck. Trauerspiel. Leipzig-Reudnitz, M. Hoffmann. 8. 1 M.

Gaissert, H., Kloster Beuron. (Gedichte.) Miltenberg a. M., F. Halbig. 12. 60 Pf.

Germania. Ein deutscher Sang. Dem größten Deutschen, dem Fürsten Bismarck in ehrfurchtsvoller Treue gewidmet von einem Süddeutschen. Hamburg, Herold. 8. 1 M.

Götze, O., Aus dem Leben eines Nähmädchens. Realistische Novelle. München, Münchener Handelsdruckerei u. Verlagsanstalt M. Poeßl. 8. 1 M.

Hofmann, F., Verwandtschaft und Familie. Vortrag. Wien, F. Tempsky. 8. 60 Pf.

Jansen, K., Die Haltung der schleswig-holsteinischen Geistlichkeit in der schleswig-holsteinischen Erhebung. Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 8. 60 Pf.

Jókai, M., Leben und Lieben. Siebzehn Erzählungen. Einzige autorisirte Uebersetzung. 2 Thle. in 1 Bd. Berlin, H. Conitzer. 8. 2 M.

Koch, M., Nationalität und Nationallitteratur. Ein Vortrag für den „Allgemeinen deutschen Verband“. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 50 Pf.

König, E. A., Entfesselte Elemente. Roman. 2 Bde. Jena, H. Costenoble. 8. 7 M.

Krause, K. C. F., Anschauungen oder Lehren und Entwürfe zur Höherbildung des Menschheitlebens. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche. 2. Bd. Leipzig, O. Schulze, Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Kürschner, J., Gekrönte Häupter. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 64. 50 Pf.

Laddey, Emma, Frauenbilder im Spiegel der Dichtung. München, Literarisches Institut Dr. M. Huttler. Gr. 8. 8 M.

Leixner, O. v., Zur Reform unserer Volkslitteratur. Herausgegeben im Auftrage des Vereins für Volkslitteratur. Berlin, O. Drewitz. 12. 50 Pf.

Muser, O., Die sociale Frage und die nächstliegenden socialen Aufgaben der Gesellschaft. Zusammengefaßte Reden. Frankfurt a. M., E. Koenitzer. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Paasch, C., Offener Brief an Se. Excellenz den Herrn Reichskanzler von Caprivi. Nebst diversen Anlagen. Leipzig, C. Minde. Gr. 8. 60 Pf.

Pudor, H., Die graue Internationale! Randbemerkungen zu den Werken der internationalen Kunstausstellung zu Berlin im Jahre 1891. Dresden-N., O. Damm. Gr. 8. 50 Pf.

Rotenhan, Freih. v., Die neuere Kriegsgeschichte der Cavalerie, vom Jahre 1859 bis heute. 1. Periode 1859—1870. München, G. Franz. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Salburg-Falkenstein, T., Ein Mönch. Epische Erzählung. Dresden, E. Pierson. 8. 2 M. 50 Pf.

Schneidewin, M., Ueber die zukünftige nationale Erziehung. Ehrliche Glossen. Hameln, Th. Fuendeling. Gr. 8. 50 Pf.

Schullern-Schrattenhofen, H. v., Die theoretische Nationalökonomie Italiens in neuester Zeit. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M. 60 Pf.

Sodom und Gomorrha oder der Untergang des guten Geschmacks in Kunst, Litteratur und Presse. Rücksichtslose Kritik, Humor, Satire. In zwanglosen Heften. I. München, F. A. Ackermann. Gr. 8. 2 M.

Spitzer, R., Französische Kulturstudien. I. Beiträge zur Geschichte des Spieles in Altfrankreich. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Tschudi, J. J. v., Culturhistorische und sprachliche Beiträge zur Kenntniss des alten Perú. Wien, F. Tempsky. Imp.-4. 11 M. 30 Pf.

Varnbüler, T. v., Der Organismus der Allvernunft und das Leben der Menschheit in ihm. Prag, F. Tempsky. Gr. 8. 20 M.

Walden, E., Fels. Drama. Leipzig, Greßner u. Schramm. Gr. 16. 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kriegsbilder

aus dem Araberaufstand

in

Deutsch-Ostafrika

von

H. F. von Behr,

Offizier in der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika.

Mit einem Vorwort von Major **H. von Wißmann,** 21 Abbildungen und 1 Karte.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Die erste ausführliche Darstellung der Kämpfe in Deutsch-Ostafrika, von dem Befehlshaber der deutschen Schutztruppe, Reichscommissar von Wißmann, in einem Vorwort warm empfohlen. Das Werk bietet außerdem anschauliche Bilder von dem Leben in den Stationen und der eigenartigen afrikanischen Landschaft mit reicher ethnographischer Staffage. Das mit zahlreichen Abbildungen geschmückte Buch ist in den weitesten Kreisen freundlich aufgenommen worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch das Britische Reich.

Südafrika—Neuseeland—Australien—Indien—Oceanien—Canada.

Mit einem Anhang:

Der Brand des Packetschiffes „France“.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

Zweite Auflage. Mit einer Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Eine um die Hälfte des frühern Preises ermäßigte zweite Auflage des Werks, in welchem der bekannte Verfasser des vielgelesenen Werks „Ein Spaziergang um die Welt“ die neue Weltreise schildert, die er in den Jahren 1883 und 1884 ausgeführt hat. Scharfe Beobachtung, weiter Blick, vielseitigste Kenntniß und vollendete Kunst der Darstellung verleihen seinen Aufzeichnungen ein ungewöhnliches Interesse und hervorragenden dauernden Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy.

Neues Liederbuch

von

Friedrich Bodenstedt.

Miniatur-Ausgabe. 17. Auflage. Geb. m. G. 4 M. 50 Pf.
Volks-Ausgabe. 16. Auflage. Geb. 2 M.

Außer diesen billigen Ausgaben erschienen noch folgende elegantere Ausgaben:

Octav-Ausgabe. 13. Auflage. Geb. m. G. 6 M.
Pracht-Ausgabe. 4. Geb. 12 M., in Pergament 20 M.

Der „Nachlaß“ Mirza Schaffy's bildet ein Seitenstück zu den „Liedern des Mirza Schaffy“, die schon in mehr als 100 Auflagen erschienen; wie diese ist er ein unerschöpflicher Quell heiterer, in anmuthigstem Gewande erscheinender Lebensweisheit.

Neue belletristische Erscheinungen

aus dem Verlage der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Von Feldkirch bis Gaëta.

Roman von

J. Baierlein.

Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

Stasi.

Eine Geschichte aus dem bayrischen Walde

erzählt von

Otto v. Schaching.

Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

Florus Brüggemanns Nachlaß.

Roman von

A. v. Klinckowström.

Preis geheftet M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

Syrlin.

Roman von

Ouida.

2 Bde. Preis geh. M. 5. —; fein geb. M. 7. —

Die Wiedergefundene.

Novelle von

Adolf Stern.

Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensbilder.

Von

Moriz Carriere.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

(Bildet zugleich den zwölften Band der Gesammelten Werke.)

Inhalt: Oliver Cromwell der Zuchtmeister zur Freiheit. — Deutsche Geisteshelden im Elsaß. — Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Culturaufgaben. — Börne. — Peter Cornelius. — Bettina von Arnim. — Liebig und Platen. — Hermann Immanuel Fichte. — Hermann Ulrici. — Johannes Huber. — Melchior Meyr. — Ferdinand Freiligrath. — Emanuel Geibel. — Wer ist der Faustdichter? — Dreißig Jahre an der Akademie der Künste zu München.

Der berühmte Verfasser vereinigt in diesem Werke eine Reihe von Aufsätzen aus älterer und neuerer Zeit, welche als Beiträge zur Biographie, Geschichte, Literatur- und Culturgeschichte von bleibendem Werth sind. Die Sammlung empfiehlt sich durch Vielseitigkeit des Inhalts den weitesten Leserkreisen.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1891.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Kritiker und Dichter.

Aus Anlaß einer Kritik in d. Bl. bin ich kürzlich in einen Briefwechsel mit einem der Kritisirten gekommen. Und dabei war der Vorwurf gegen mich hauptsächlich der, daß ich die Dichtung zu kurz abgemacht habe, daß meine Kritik dem Verfasser nur sage, ich billige die Dichtung nicht, daß ich aber kein Wort habe, um das Subjective meiner Ansicht an „allgemein anerkannte Normen" und Gesetze anzuknüpfen, den Verfasser also zu überzeugen und zu belehren.

Nun kann man allerdings ganz Hervorragendes und durchaus Mittelmäßiges leicht mit ein paar Worten abmachen; die gefällige und anmuthige Durchschnittswaare wird am ehesten zu weiteren Erörterungen nöthigen, wenigstens wenn wir Kritiker dem betreffenden Autor gerecht werden wollen. Damit kommen wir aber wieder mit der Redaction in Conflict, welche ein Recht hat, zu verlangen, daß Unbedeutendes mit ein paar Sätzen abgemacht wird. Die Folge davon ist, daß dann der Betroffene etwa an den Kritiker schreibt: „Ihre Kritik ist mehr Behauptung als begründetes Urtheil. Ich möchte wissen, aus welcher Ansicht über Poesie und poetisches Kunstwerk heraus Sie das ablehnende Urtheil fällten. Ich bitte um freundliche Begründung Ihres Urtheils und Aeußerung darüber, was Sie für eine Auffassung vom Zustandekommen eines poetischen Kunstwerks haben" u. s. w. Nun kann man billigerweise von einem Kritiker nicht verlangen, daß er jeder Kritik eine Abhandlung vorausschicke über das Wesen des Dichterischen, über seine ästhetischen Anschauungen, über seinen Standpunkt hinsichtlich der Antike und, damit das Schauerwort meiner sich sträubenden Feder entfliehe, hinsichtlich der „Moderne", über deren Begriff bekanntlich noch keine zwei Menschen einig sind.

Es wird ferner als ein unbilliges Verlangen betrachtet werden dürfen, daß der Kritiker jedem Stümper, der irgendetwas hat drucken lassen, nun ausführlich sage, was ihm noch fehlt, was er noch zu lernen hat, wenn er nämlich überhaupt lernen kann, auf welche Weise er künftig etwaige Fehler vermeiden könnte u. s. w. Das sollen urtheilsfähige Freunde vor dem Druck thun, dann wird der öffentliche Kritiker überhaupt mit manchem Buche verschont bleiben. Die Kritik ist nicht dazu da, angehende Undichter aufzupäppeln und mit dem Leitseile am Parnaß emporzuziehen. Im Gegentheile, sie hat die Pflicht, alle Nichtdichter vor weiterm Misbrauche der Buchdruckerkunst abzuschrecken, damit nicht in der Flut des Mittelmäßigen das wahrhaft Dichterische zu Grunde gehe.

So bin ich auch nicht gesonnen, hier eine lange Abhandlung zu schreiben. Aber der Briefwechsel, durch welchen ich aus Anlaß meiner letzten Kritik in Nr. 31 d. Bl. gekommen bin, veranlaßt mich doch, ein paar Worte über die Grundfragen des Dichterischen zu sagen, um künftig der Wiederholungen überhoben zu sein. Ich knüpfe diese kurze Erörterung an ein Wort an, das mir der Kritisirte schrieb. Da heißt es: „Sie werden mit mir der Ansicht sein, daß das poetische Kunstwerk zu Stande komme durch begeistertes Erfassen einer Idee und Durchführung dieser Idee in sogenannter dichterischer, d. h. gehobener Form." Mit Verlaub, dieser Ansicht bin ich nicht. Das ist und bleibt Dilettantenstandpunkt, selbst wenn etwa berühmte Poetiken sich so ausdrücken sollten.

Eine Poetik kann überhaupt nur ein Dichter schreiben, und wenn in einem Kritiker poetischer Hervorbringungen oder solcher, die sich für Poesie ausgeben, nicht wenigstens etwas von einem Dichter steckt, so soll er seine Kritiken unterlassen. Der poetische Kritiker aber, der freilich auch noch etwas gelernt haben und etwas wissen und verstehen muß, hat dann das Recht, sich unter Umständen auf Adolf von Schack's Worte zu berufen: „Vor diesem (Böcklin'schen) wie vor so manchem andern Gemälde ist mir oft klar geworden, wie das Letzte, Wesentlichste, worauf der Werth eines Kunstwerks beruht, doch etwas Geheimnißvolles, Unfaßbares ist, was nur gefühlt, geahnt werden kann, aber sich nicht in Worten aussprechen läßt.... In Bezug auf Werke der Dichter denke ich ebenso." Die Kehrseite davon ist, daß der Kritiker das Recht hat, Dilettantendichtungen, die eben keine poetischen Kunstwerke sind, ohne weitere Begründung mit ein paar kurzen Worten abzufertigen, selbst wenn die feile Dirne Kritik, die in den Tages- und Familienzeitungen sich jedem anbietet, in Jubelhymnen über ihren neuesten Liebhaber ausbricht.

„Das Erfassen einer Idee" — ganz recht! Man kann aber mit dem Verstande und mit dem Gemüth erfassen. Das ist schon sehr zweierlei. Und bei beiden kann die Phantasie, das einzige Material des Dichters, mit welchem er arbeitet, fehlen. Die erfaßte Idee muß Anschauung werden, muß im Dichter Gestalt gewinnen, und, das ist das zweite, die Anschauung muß in einer für die Phantasie des Lesers oder Hörers unmittelbar faßbaren Weise wiedergegeben sein. Die „sogenannte dichterische, d. h. gehobene Form" gelingt am Ende jedem Dilettanten, und Dilettanten meinen, in schönen Worten, in wohllautenden Versen, in Bildern und Gleichnissen bestehe das Wesen der Dichtkunst. Dichter sind wir alle, namentlich so lange wir Kinder sind; Verse machen kann auch nächstens jeder, sogar schöne Verse; aber nur sehr wenigen Menschen gab ein Gott, zu sagen, was sie fühlen und im Innern schauen, und zwar so zu sagen, daß das Wort das angemessene — ich will die ursprüngliche Anschaulichkeit dieses Ausdrucks nicht durch das Fremdwort adäquat abschwächen — das angemessene Kleid für das Gefühlte und im Innern Geschaute ist.

Dichten heißt verdichten, hat einer der ersten deutschen Dichter, W. Jordan, ebenso kurz als treffend gesagt. Und dieses Wort „verdichten" gilt sowol vom Inhalte als von der Form, es gilt in seiner concreten wie in der abstracten Bedeutung. In jener vor allem hinsichtlich des Inhalts, wie es schon Scheffel im Vorworte zum „Ekkehard" gebraucht hat (die zuerst noch nebelhaften Gestalten, die im Dichter emporwachsen, sprechen: „Verdicht' uns!"); in dieser vor allem hinsichtlich der Form; denn die Form eines dichterischen Kunstwerks muß zusammengeschmolzen sein im Feuer dichterischer Begeisterung, muß zusammengehämmert sein durch dichterische Kraft. Eine gewisse Knappheit, Kürze und damit Kraft des Ausdrucks ist von echter Poesie unzertrennlich.

Freilich darf das nicht so weit gehen, daß die Klarheit darunter leidet. Denn auch die Klarheit der Anschauung und der Form, in welcher sie zum Ausdrucke kommt, ist ein Kennzeichen echter Poesie. Unklare Köpfe und Leute dunkler Gefühle sind noch nie bedeutende Dichter gewesen.

Damit kommen wir aber auf die Psychologie nicht der Dichtkunst, sondern des Dichters, und eine Auseinandersetzung hierüber erwarten wir immer noch in einer von einem Poeten geschriebenen Poetik.

Aus diesen kurzen Ausführungen wird vielleicht selbst Dilettanten klar werden, daß es sehr wenige Dichter gibt. Ist doch sogar einem berühmten Dichter, dem die deutsche Sprache sich zum reinsten Ausdrucke des Gedankens fügte, Platen, von einem andern Dichter das Prädikat Dichter abgesprochen worden. Und dieser andere war, man mag ihn lieben oder nicht, jedenfalls ein echter Dichter. Es ist Heinrich Heine, welcher Platen gegenüber sagt: „Von einem Dichter verlangt man zwei Dinge: in seinen lyrischen Gedichten müssen Naturlaute, in seinen epischen oder dramatischen müssen Gestalten sein."

Armer dichterischer Dilettant! Auch noch Naturlaute sollst du haben! Ja, woher nehmen? Diese lassen sich schlechterdings nicht stehlen; die müssen mit Naturnothwendigkeit aus dem Herzen herauskommen.

Ja, ja, es ist nicht leicht, Dichter zu sein, wenn es auch sehr viele Leute gibt, die Verse machen können, zu welchen Leuten sich auch der Schreiber dieser Zeilen rechnet, der hunderte von Versen und einige Dutzend wirklicher Gedichte in seinem Pulte fein säuberlich vor Druck bewahrt, obwol er sich schon oft gesagt hat: mit noch viel größerm Recht als viele Leute, deren dicke Gedichtbände du kritisiren mußt, könntest du selbst deine Gedichte drucken lassen.

Und damit komme ich noch auf einen weitern Punkt. Wie oft läuft uns Kritikern ein Buch durch die Hände, in welchem neben hunderten von Versen einige wirkliche Gedichte sich befinden! Sollen wir nun gleich in die Weltposaunen: Da sind einige Gedichte, also haben wir einen Dichter vor uns? Ich glaube, es ist genug gethan, wenn wir sagen: dem Verfasser gelingen ab und zu Gedichte — wem gelingen solche nicht einmal? Aber wenn unter einem Centner Spreu sich nun ein paar Pfund Weizen finden, so ist zu vermuthen, daß auf diesem Acker nur zufällig Weizen wächst. Und wer weiß, woher die Samenkörner stammen?

Andererseits sind wir Kritiker auch keine Unmenschen. Wenn wir es mit den Gedichten eines wirklichen Dichters zu thun haben, so klauben wir nicht die paar minderwerthigen Gedichte heraus, sondern wir nehmen sie nach dem Grundsatze menschlicher Unvollkommenheit drein, rathen dem Dichter bessere Auswahl oder zeigen ihm, daß und warum diese Gedichte seiner nicht würdig sind.

Und nun noch ein Wort von der Form im alleräußerlichsten Sinne. „Die gehobene, d. h. dichterische Form" thut schlechterdings nichts hinzu, wenn kein wirklicher

poetischer Gehalt da ist. Es gibt wundervolle Poesie in sehr schlechten Versen, und es gibt tausende von schön gebauten, schön laufenden, schön klingenden Versen, die aller Poesie bar sind. Andererseits gibt es Prosagedichte von wirklicher, echter Poesie. Warum das eigentliche poetische Kunstwerk indeß doch die metrische Form bedingt, wäre eine Sache weiterer Ausführung, geht aber im Grunde aus dem oben Gesagten hervor. Demgemäß muß der Kritiker auch der Form seine Aufmerksamkeit schenken, aber er darf sich weder durch die Schönheit der Form bestechen, noch durch mangelhafte Form bei wirklich dichterischem Inhalte abschrecken lassen. Aber wo dem Kritiker schlechte Verse zusammen mit dem Mangel an dichterischer Kraft entgegentreten, da hat er alles Recht, sich mit ein paar Worten zu begnügen, ohne seinen Lesern ausdrückliche Proben vorzulegen, selbst wenn er sie damit ergötzen könnte.

Ich glaube, unsere ernsthaft zu nehmenden kritischen Blätter sind zunächst nicht dazu da, Dichter und Undichter zu erziehen oder gar zu züchten, sondern um das Publikum zu erziehen, daß es unterscheiden und verstehen lerne, was Poesie ist und was nicht. Damit dienen diese Blätter mittelbar den Dichtern. Denn erst wenn die Leute ein eigenes Urtheil haben, greifen sie aus der Flut der Gedichte, die sich alljährlich über sie ergießt, diejenigen heraus, welche von wirklichen Dichtern herstammen, und lassen sich nicht mehr von ihrer Tages- oder Familienzeitung Talmi als Gold aufschwatzen. Denn daß das echte dichterische Talent sich unter allen Umständen Bahn breche, ist ein Satz, der nicht darum, weil er alt ist, wahr ist, und wenn er einmal wahr gewesen ist, so gilt er heutzutage doch nur sehr bedingt. Die Kritik enthält als wesentlichen Bestandtheil etwas Negirendes, und wenn sie das Schlechte und Mittelmäßige erbarmungslos vernichtet, so macht sie damit dem Guten und Großen freie Bahn. Und dieses dichterisch Gute und Große anzuerkennen, ja mit begeisterten Worten zu preisen, gehört zu den besondern Freuden des Kritikers, die ihm leider nur allzu selten vergönnt sind.

Ich meine nicht, mit diesen kurzen andeutenden Ausführungen etwas Neues oder Vollständiges gesagt zu haben. Aber sie zeigen meinen kritischen Standpunkt, ersparen mir und, wie ich hoffe, andern Kritikern dieser Blätter bei künftigen Kritiken immer wieder auf die Grundfragen der Poetik zurückzukommen und machen vielleicht manchen Briefwechsel mit den Kritisirten überflüssig.

Richard Weitbrecht.

Neue Romane und Novellen.

1. Die Mittagsgöttin. Ein Roman aus dem Geisteskampfe der Gegenwart von Wilhelm Bölsche. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 8 M.

Das Problem, dessen Lösung sich Bölsche in seinem Roman vorgesetzt hat, ist kein gewöhnliches. Was er uns bietet, könnte man „eine moderne Gespenstergeschichte" nennen. Die Helden der Erzählung sind samt und sonders Männer, die in ihrem geistigen Dasein Schiffbruch gelitten haben und die letzte Rettung im Spiritismus suchen. Als sie sich überzeugen müssen, daß auch dieser Hoffnungsanker ihnen keinen Halt mehr gewährt, machen sie ihrem Leben ein Ende. Nur der Hauptheld, für den die Begeisterung für den Spiritismus nur eine vorübergehende Entwickelungsphase bedeutet und dessen Liebesverhältniß zu dem amerikanischen Medium Lilly die Enthüllung des Betrugs ermöglicht, ist nüchtern genug, das bittere Gefühl der Täuschung auf sich zu nehmen. Wir sehen ihn am Schlusse der Erzählung, wie er, geläutert durch herbe Erfahrungen und für immer von dem Wunsche, das Unergründliche zu ergründen, geheilt, in der Liebe zu einem reinen Mädchen sein Glück sucht, und dürfen annehmen, daß er das Ziel seines Strebens auch erreicht.

Die Wandlungen im Geistesleben seines Helden und der wenigen Personen, die mit ihm in Berührung kommen, dem Leser verständlich zu machen, darauf hat Bölsche unendlichen Fleiß und unglaubliche Mühe verwandt. Er bedient sich zu diesem Zwecke der Form des Ich-Romans, indem er den Helden selbst seine Geschichte erzählen läßt. Auf diese Weise wird es ihm möglich, den Leser tiefe Blicke in die Seelenkämpfe des Helden thun zu lassen und ihn mit den verborgensten Regungen seines Herzens bekannt zu machen. Uns will es jedoch scheinen, als ob Bölsche nach dieser Richtung zu weit gegangen sei. In Wirklichkeit wird kein Mensch im Stande sein, sich mit solcher Deutlichkeit seiner Gedanken in jedem Augenblicke bewußt zu bleiben, wie dies bei dem Helden des Bölsche'schen Romans der Fall ist. Diese Unwahrscheinlichkeit wird dadurch nur wenig gemindert, daß der Held Naturforscher ist und sich an exacte Beobachtungen gewöhnt hat. Außerdem aber lehrt uns die Erfahrung, daß einschneidende Aenderungen unserer Gesinnung und Anschauungsweise nur höchst selten aus langen Erwägungen, über die wir Rechenschaft ablegen könnten, hervorgehen. In Wahrheit sind derartige Wandlungen meist die Frucht unbewußter Eindrücke. Alles begründen und darlegen wollen, heißt daher die Wahrscheinlichkeit der Erzählung gefährden und das Gefühl der innern Nothwendigkeit der Ereignisse dem Leser rauben.

Der Hauptmangel in Bölsche's Roman besteht also nach unserer Ansicht in dem übertriebenen Bestreben nach psychologischer Motivirung. Man sieht, das ist der Fehler einer Tugend, aber es bleibt ein Fehler. Die zu große Gründlichkeit des Verfassers macht sich aber noch in einem zweiten Punkte geltend. Wir meinen die weit ausge-

sponnenen Schilderungen der äußern Welt, die in Bölsche's Roman sehr viel Raum einnehmen, nirgends aber in dem Gange der Ereignisse nothwendig begründet erscheinen. Bölsche erzählt uns wiederholt, daß der Held eine Nacht lang in Berlin umherirrt, weil die innerliche Aufregung ihn daheim in seiner Wohnung keine Ruhe finden läßt. Es würde genügen, mit wenigen Worten diesen Vorgang anzudeuten; die Phantasie des Lesers würde sich die nähern Umstände leicht ergänzen. Statt dessen führt uns Bölsche von Straße zu Straße, von Platz zu Platz, indem er alle Oertlichkeiten namhaft macht, an denen der Unglückliche bei seiner nächtlichen Wanderung vorbeikommt. Ebenso breit und ausgeführt sind Naturschilderungen aus dem Spreewalde, dem eigentlichen Schauplatze der Erzählung. Wir können aber nicht finden, daß sie anschaulich, geschweige denn, daß sie in dieser Ausdehnung nothwendig sind.

Könnte sich Bölsche entschließen, seinen dreibändigen Roman in einen Band zusammenzustreichen, so würde der Raum für die verhältnißmäßig einfache Handlung vollkommen ausreichen und der Gesammteindruck auf den Leser weit vortheilhafter werden. Wir rathen ihm dringend zu dieser durchgreifenden Operation und glauben ihm dann einen schönen Erfolg voraussagen zu dürfen, den wir seiner Arbeit wegen ihres gediegenen Ernstes und der Schönheit ihrer Sprache aus vollem Herzen wünschen.

2. Modelle. Novellen von Johannes Proelß. Berlin, Freund u. Jeckel. 1891. 8. 3 M.

Daß die Klarlegung des Verhältnisses des Malers zu seinen Modellen, d. h. zu den weiblichen, denn nur von diesen ist bis auf eine Ausnahme, wo die Liebe einer Malerin zu einem männlichen Modell Gegenstand der Erzählung bildet, in den Novellen von Proelß die Rede, sich sehr zur novellistischen Behandlung eignet, braucht nicht erst gesagt zu werden. Proelß hat das angedeutete Thema in mannichfachen Variationen durchgeführt und auf diese Weise eine Reihe harmloser Malergeschichten geschaffen, die zum Theile auf wirkliche Erlebnisse zurückzuführen sein dürften. Sie sind alle gut erzählt, und wer keine höhern Ansprüche an ein Kunstwerk stellt, als sich ein paar Stunden angenehm zu unterhalten, der mag immerhin zu dessen Buche greifen. Neue Gedanken und eigenartige psychologische Conflicte sind nicht darin enthalten, das Buch ist so gut und schlecht wie hundert andere.

3. Diotima. Drei Bücher der Liebe. Wahrheit und Dichtung von Alfons Matthes. Leipzig, Friedrich. 1891. 8. 3 M.

Wer mit den Erscheinungen auf dem neuesten literarischen Markte nur einigermaßen vertraut ist, der weiß, daß die aus dem Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig kommenden Romane und Erzählungen zum größten Theile der Schule unserer jüngsten Realisten und Naturalisten angehören. Dieser Umstand macht gerade den Friedrich'schen Verlag in hohem Grade interessant. Kann man auch nicht entfernt alle seine Erzeugnisse loben und preisen, so muß man sich wenigstens über viele davon ärgern; das heißt, diese Werke beschäftigen den Leser ernstlich, mögen sie ihn nun anziehen oder abstoßen. Um so mehr ist man erstaunt aus demselben Verlage einen Roman zu erhalten, der wie die „Diotima" von Matthes, gelinde gesagt, unter aller Kritik ist, eine fade Liebesgeschichte, unmöglich in ihren Voraussetzungen, unmöglich auch in ihrem Ende. Man weiß in der That nicht, welches Publikum der Autor im Sinne gehabt hat, als er sein Werk niederschrieb. Hatte er die Zöglinge einer höhern Töchterschule im Auge, so hätte er die verschiedentlichen lüsternen Anspielungen, in denen er sich gefällt, weglassen müssen; wollte er sich aber an verständige Männer und Frauen wenden, so hätte er seinen Helden Arnold nicht gar so sehr als Süßholz raspelnden Schwärmer hinstellen dürfen. Und nun erst die Verse, die „den dreimal sechs Kapiteln der drei Bücher" als Mottos vorangestellt sind. Sie haben dem Verfasser so wohl gefallen, daß er sie gleich im Anfange des Buchs noch einmal besonders abgedruckt hat, als wenn wir nicht schon genug hätten, wenn wir sie vor jedem Kapitel lesen müssen. Das Papier ist ein geduldiges Ding; es hat schon manche Dummheit erdulden müssen, warum sollte es eine „Diotima" nicht auch ertragen? A. Hermann.

4. Honni soit qui mal y pense. Roman von Walter Morgan (Gregor Samarow). Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 10 M.

Warum sich Gregor Samarow nun Walter Morgan nennt, ist unerklärlich, denn wenn er aus was immer für einem Grunde das Publikum nicht wissen lassen will, daß er, Gregor Samarow, diesen Roman geschrieben: warum hat er sich denn doch — wenn auch in Klammern — als Autor bekannt? Das neue Pseudonym (bekanntlich ist ja auch der Name Samarow fingirt) ist somit ganz zwecklos. Indeß ist der Name des Autors für die Kritik belanglos, oder besser gesagt: soll es sein; es kommt nur auf den Inhalt des Buchs an.

Samarow's zahl- und bändereiche Romane sind von irgendjemand einmal Leitartikel in Romanform genannt worden; möglicherweise hat sich dieser Ausspruch auf Retcliffe's Bücher bezogen, jedenfalls aber paßt er auch auf die Samarow's. Dieser hat thatsächlich die ganze Zeitgeschichte von 1866 an bis auf die Gegenwart in Romanform gebracht und sie, damit die Politik allen, namentlich auch dem ihr sonst wenig freundlichen weiblichen Geschlechte, recht schmackhaft werde, mit einer ausgiebigen Zahl Liebesgeschichten versetzt. Diese romantische Kannegießerei sagt auch gewiß vielen zu, und Samarow dürfte über eine stattliche Zahl von Verehrern verfügen, die ihn für den bedeutendsten Romanschriftsteller der Gegenwart halten; ja, in Anbetracht des politischen Charakters seiner Erzählungen dürfte er sogar besonders vom stärkern Geschlechte gelesen werden, eine Ehre, die Schriftstellern, welche so bedauernswerth sind, in deutscher Sprache schreiben zu müssen, nur selten zu Theil wird. Offenbar imponirt es diesen Leuten,

daß Samarow die Geheimnisse aller Höfe und Ministerportefeuilles kennt und ihnen Wort für Wort zu berichten weiß, was diese und jene politische Persönlichkeit miteinander unter vier Augen gesprochen haben; sie sehen in ihm einen großen Geist, der von seinem erhabenen Standpunkte das ganze viel- und kunstvoll verstrickte Gespinst der Politik übersieht und durchschaut, und es schmeichelt ihnen, daß sie durch ihn nun selbst Mitwisser all dieser Geheimnisse geworden sind. In ihrer Verblendung merken sie nicht, wie lächerlich diese Allwissenheit ist, wie anmaßend und wie taktlos; es gehört doch wahrlich ein ausgiebiges Maß von Unverfrorenheit dazu, lebende historische Persönlichkeiten zu Romanfiguren zu machen, sie in Sachlagen zu bringen, in denen sie nie gewesen, ihnen Aeußerungen in den Mund zu legen, die sie nie gethan, ja ihre geheimsten Gedanken und Empfindungen wissen zu wollen und der Oeffentlichkeit zu übergeben. Es ist unter diesen Umständen wirklich merkwürdig, daß noch keine dieser Persönlichkeiten einmal öffentlich erklärt hat, daß die ihr von Samarow zugemutheten Gedanken, Worte und Thaten unwahr seien; jener hätte durch ein solches Dementi die verdiente Strafe für seine Anmaßung erhalten. Allerdings stellt er in seinen Romanen alle bedeutenden und einflußreichen politischen Persönlichkeiten vortheilhaft dar, und mag dadurch so mancher derselben geschmeichelt haben, falls dieselbe überhaupt von seinen Büchern Notiz genommen hat.

In seinem neuesten Romane begnügt er sich nicht damit, die historischen Persönlichkeiten in ihrem politischen Wirkungskreise zu zeigen; er gibt diesmal sogar ihr Familienleben preis und macht die Herzensgeschichte einer Königstochter zum Gegenstande seines Romans. Er gibt ihr und den Ihren theilweise zwar andere Namen, macht aber so viele Andeutungen und führt so viele ihnen nahestehende Persönlichkeiten bei deren richtigen Namen an, daß kein unterrichteter Leser auch nur ein wenig darüber im Zweifel sein kann, wer gemeint ist; das eine Liebespaar des Romans bilden nämlich die Prinzessin Friederike, die Tochter des entthronten Königs Georg von Hannover, und der Freiherr von Pawel-Rammingen; jene wird im Buche Lilly genannt und als Tochter des blinden Herzogs Magnus bezeichnet, der Mann ihres Herzens als Baron von Rammenstein. Von sonstigen historischen Personen spielen in diesem Romane noch folgende größere Rollen: der blinde König von Hannover, dessen Sohn, den Samarow ausnahmsweise nicht vortheilhaft schildert, ferner die Königin von England; geringere Partien sind den übrigen Gliedern der hannoverischen und englischen Königsfamilie zugewiesen, ferner dem deutschen Kronprinzen (Friedrich), Mac Mahon, Lord Beaconsfield u. a. Mit dieser fürstlichen Herzensgeschichte scheint dem Verfasser jedoch das Maß Liebe, das dem Geschmacke des Publikums erwünscht ist, noch nicht voll gewesen zu sein, und so läßt er noch eine zweite Liebesgeschichte mit ihr parallel laufen. Auch bei dieser spielt der Standesunterschied eine große Rolle, nur ist diesmal der weibliche Theil der geringern Herkunft; es handelt sich um die Liebe einer schottischen Hirtentochter zum Sohne eines schottischen Grafen; erwähnenswerth ist, was kaum einem Leser auffallen dürfte, daß der Name dieses Grafen gleichfalls auf eine wirklich vorhandene Familie deutet: zwischen dem Grafen von Floores-Ker und der im „Gotha" verzeichneten herzoglichen Familie Innes-Ker von Floors-Castle wird man unschwer einen Zusammenhang entdecken. Um dem romantischen Liebesbedürfnisse des Lesepublikums nur ja zu genügen, hat Samarow noch eine dritte Liebesgeschichte in sein Buch gestopft, die sich — wie abwechslungsreich! — gleichfalls um Standesrücksichten dreht, aber schon im ersten Bande eine glückliche Lösung findet, während sich die andern zwei schwerfällig durch drei Bände schleppen. Aber nicht nur dem Liebes-, auch dem Schauerbedürfnisse des Publikums hat Samarow Rechnung getragen und seinen Roman mit grausigen Mord- und Ahnfrau-Geschichten gewürzt, die bei unreifen Burschen und Backfischen die beabsichtigte Wirkung sicher nicht verfehlen werden, am besten jedoch in die Hände ungebildeter Menschen paßten; thatsächlich muß ein gebildeter und denkender Leser von diesen Schauergeschichten denselben Eindruck empfangen, als hätte er irgendeines jener wüsten Literaturerzeugnisse vor sich, die man am besten als Dienstbotenromane bezeichnet. Dieser Auffassung entsprechen auch die glücklicherweise spärlich eingestreuten Illustrationen, die zu der sonst so eleganten Ausstattung des Romans in schreiendem Widerspruche stehen.

Zur Erklärung, wenn auch nicht zur Entschuldigung für die gänzliche Werthlosigkeit dieses Romans mag die Thatsache gelten, daß Samarow binnen nicht ganz zwanzig Jahren über 90 Bände veröffentlicht hat; sapienti sat! Die derben aber treffenden Worte, mit denen Graf Platen Kotzebue's Vielschreiberei gegeißelt, kann man auch auf Samarow anwenden:

> Er schmierte wie man Stiefel schmiert, verzeiht mir diese Trope,
> Und war ein Held an Fruchtbarkeit wie Calderon und Lope.

5. Wozu? Roman von Robert Byr. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 6 M.

Dieser Roman ist ein Stelldichein für alle die sattsam bekannten Typen oder besser gesagt: Stereotypen des deutschen „Familienromans": da ist Proch, der lebensmüde Held, der thatsächlich nicht den geringsten Grund hat es zu sein und sich auch leicht bekehren läßt; natürlich von ihr, der herben, scheuen Jungfrau — hier Hanka genannt —; da ist ferner die berückende, frivole Sirene (Gisela); der glatte Heuchler (Schönbach); der barsche, tüchtige Soldat (Radowitsch); der joviale lebenskluge Arzt (Dr. Fischer); der protzige Fabrikant (Bachschneider) und schließlich der grobe, aber treue alte Diener, diesmal ins Weibliche verwandelt (Frau Schnuselka). Ebenso wohlbekannt wie das Personale des Romans ist die verblüffende Blindheit des Liebespaares, das durchaus nichts von seiner gegenseitigen heißen Liebe bemerken will, bis ihm

die in solchen Fällen nie ausbleibende hülfreiche Katastrophe den Staar sticht und damit dem Helden auf das weltschmerzliche „Wozu?" antwortet, mit dem er bisher nach dem Zwecke des Lebens gefragt hatte; was kann der Lebenszweck eines Romanhelden auch anders sein als eine Heirath! Heine hat dasselbe, was dieser Roman im Grunde enthält, im Lapidarstile mit folgenden vier Zeilen dargestellt:

Sie liebten sich beide, doch keiner
Wollt' es dem andern gestehn;
Sie sahen sich an so feindlich
Und wollten vor Liebe vergehn....

Byr hat es für nöthig gehalten, dies in zwei Bänden zu erzählen. Wozu?

6. Unter südlichem Himmel. Roman von Ferdinand Schifkorn. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 4 M.

Der Titel läßt erwarten, man werde vom Verfasser in die sonnigen Gefilde Italiens oder Spaniens geführt werden; dem ist aber nicht so; der Schauplatz des Romans ist nicht so weit, nicht in einem Lande zu suchen, das man als „Süden" anzusehen gewohnt ist: der Roman spielt in Triest und bringt die schroffen Gegensätze des romanischen und germanischen Charakters zum Ausdrucke, wobei jener übel wegkommt. Der Autor zeigt dabei eine so große Vorliebe für das Germanenthum, für dessen Schlichtheit, ja Spießbürgerlichkeit, daß man in ihm nicht einen ehemaligen österreichischen Offizier vermuthen würde (? D. Red.). Damit stimmt auch der Schluß dieser figurenreichen aber langweiligen Geschichte: es setzt nicht weniger als drei Heirathen ab; eines bessern Beweises bedurfte der Autor wol nicht, um zu zeigen, daß er für die deutsche Familie zu schreiben versteht.

7. Verloren. Eine Leidensgeschichte aus dem Volke von Robert Schweichel. Berlin, Janke. 1891. 8. 1 M.

Diese Erzählung behandelt ein ähnliches Thema wie Baronin Eschenbach's vorzügliches Lebensbild „Das Gemeindekind"; allerdings nicht so sorgfältig und vertieft, aber immerhin löblich und lesenswerth.

8. Aus dem Kranwethof. Eine Geschichte aus den Alpen von Robert Schweichel. Berlin, Janke. 1891. 8. 1 M.

Auch diese Geschichte hat einen tragischen Stoff und verdient Anerkennung, ohne indeß bedeutend zu sein. Die Sprache der tiroler Bauern trifft der Verfasser keineswegs gut. Ein Satz wie folgender: „Ich wußte, was ich wollte, als ich den Marlinger heirathete", ist mit seinen drei Imperfectis im Munde einer Bäuerin ganz undenkbar. Schweichel läßt seine Personen sogar dann im Imperfectum reden, wenn dieses nicht einmal im Hochdeutschen am Platze ist.

9. Der Teufelsmaler und andere Novellen von Robert Schweichel. Berlin, Janke. 1891. 8. 1 M.

Die drei Novellen, von denen die erste dem Buche den Titel gegeben, die beiden andern „Die goldene Blume" und „Irrfahrten" heißen, sind anspruchslose kleine Geschichten, wie man sie in den Familienblättern zu Dutzenden findet, aber dennoch besser als die anspruchsvollen Romane Byr's oder gar Samarow's.

Theodor von Sosnosky.

Zur deutschen Culturgeschichte.

1. Deutsche Wirthschaftsgeschichte. Von K. Th. von Inama-Sternegg. Erster und zweiter Band. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1879—91. Gr. 8. 25 M.

Wie die politische Entwickelung der Gegenwart in jedem Augenblicke durch die historische Vergangenheit, durch die Grundlagen, aus denen heraus sie sich gestaltet hat, bedingt wird, so wirkt auch umgekehrt die Politik der Gegenwart, nicht zwar auf die Geschichte selbst, aber doch auf die Geschichtschreibung beständig und mit lebhaften Antrieben ein. Beide stehen in ununterbrochener Wechselwirkung zueinander. Welchen hohen Werth die eindringende Erkenntniß der geschichtlichen Grundlagen eines Staates für eine weise Lenkung und Gestaltung seiner Regierung und Verwaltung hat, ist gerade in jüngster Zeit gegenüber den vaterlandslosen Bestrebungen einer fanatischen Umsturzpartei oft und mit Nachdruck betont worden. Andererseits aber ist auch wieder durch dieselben socialen Kämpfe und Nöthe die Geschichtschreibung in weit höherm Maße als früher auf die verwandten Erscheinungen der Vergangenheit aufmerksam geworden. So lange die politische Gestaltung des Vaterlandes im Mittelpunkte des Denkens und Handelns des gegenwärtigen Geschlechts stand, so lange hat sich auch die Geschichtschreibung in erster Linie mit der rein politischen Geschichte beschäftigt. Als aber diese Aufgabe einer einheitlichen politischen Gestaltung eine in allen wesentlichen Punkten befriedigende Lösung gefunden hatte, an ihrer Stelle aber die sociale Frage immer gebieterischer eine baldige Lösung zu erheischen schien, da wandte sich auch die Wissenschaft mit regem Eifer den verwandten Problemen der Vergangenheit zu. Nationalökonomen wie Historiker suchten in der Vergangenheit nach Analogien der gegenwärtigen wirthschaftlichen Bewegung, die man für das Verständniß der letzteren verwerthen könne. Liegt doch der wesentliche Endzweck der Geschichte als Wissenschaft eben darin, die Gegenwart aus der Vergangenheit begreiflich zu machen. Die verwickelten Gebilde des staatlichen und wirthschaftlichen Lebens lassen sich a priori und theoretisch aus Gründen der reinen Ver-

nunft nicht erklären, sie wollen aus ihrer allmählichen Fortbildung, d. h. eben aus ihrer Geschichte erkannt werden. Dieser Erkenntniß verdankt die immer mehr zur Herrschaft kommende geschichtliche Richtung in der Nationalökonomie wie die nationalökonomische Richtung in der Geschichtschreibung ihre Entstehung. Das Ergebniß beider in ihrer Vereinigung ist die neuere Wirthschaftsgeschichte, wie sie sich namentlich in den letzten Jahrzehnten immer glänzender und methodischer entwickelt hat.

In dieser Entwickelung der wirthschaftsgeschichtlichen Forschung gebührt dem ersten Bande von Inama-Sternegg's „Deutscher Wirthschaftsgeschichte", der vor nunmehr 12 Jahren erschienen ist, eine hervorragende Stelle. Während unter den Historikern namentlich Karl Wilhelm Nitzsch in bahnbrechender Weise mit der bisherigen rein politischen Betrachtungsweise der Geschichte brach und die wirthschaftlichen Vorgänge des Volkslebens in den Mittelpunkt seiner historischen Weltauffassung stellte, wandte gleichzeitig Inama-Sternegg die zuerst von Knies in nachdrücklicher Weise geforderte historische Methode auf nationalökonomische Gegenstände an. Das Ergebniß dieser Forschungs- und Denkarbeit war eben jener erste Band einer deutschen Wirthschaftsgeschichte, der zum ersten male auf umfassender urkundlicher Grundlage im einzelnen darzustellen versuchte, was Nitzsch durch die Eingebung des Genius mehr geahnt als im einzelnen begründet hatte. Inama-Sternegg unternahm es, auf Grund der für die ältere Zeit oft recht fragmentarisch erhaltenen Rechtsquellen ein einheitliches Bild von der allmählichen Entwickelung der wirthschaftlichen Verhältnisse des deutschen Volks zu geben und zugleich nachzuweisen, in welcher Weise diese wirthschaftlichen Zustände, wie sie sich im Groß- und Kleingrundbesitze, im Handel und Verkehr gestalteten, zugleich auf die politische Organisation der Verwaltung, auf die Entwickelung der Territorialstaaten und der Gesammtverfassung des Deutschen Reichs eingewirkt haben. Sein Buch hat nicht allein durch die sehr bemerkenswerthen Ergebnisse, die es gewann, sondern auch durch die eigenthümliche Methode der Forschung, die es in Anwendung brachte, in hohem Maße anregend und befruchtend auf die gesammte Geschichtswissenschaft im weitesten Sinne gewirkt. Das Eigenthümliche seines Verfahrens bestand vor allem darin, daß er die urkundlichen Aufzeichnungen über die verschiedenartigsten Rechtsgeschäfte, die man bisher nur eben als Einzelwesen verwerthet hatte, zur Grundlage statistischer Massenbeobachtungen machte. Bekanntlich ist die Statistik als Wissenschaft sehr jungen Ursprungs; über das gesammte frühere Mittelalter, welches Inama-Sternegg zunächst in den Kreis seiner Betrachtung zog, liegen Aufzeichnungen zu rein statistischen Zwecken, wie wir sie für die jetzige Zeit massenhaft besitzen, überhaupt nicht vor. Gerade darin liegt die vornehmste Schwierigkeit einer erschöpfenden Darstellung wirthschaftlicher Zustände der Vergangenheit. Diese Schwierigkeit suchte nun Inama-Sternegg zu heben, indem er das ursprünglich rein rechtliche Quellenmaterial für statistische Zwecke verwerthete. Während wir jetzt die genauesten statistischen Aufnahmen über die verschiedenen Schichten der Bevölkerung, über die Vertheilung des Grundbesitzes, über die gewerblichen und industriellen Betriebe besitzen, liegt aus dem Mittelalter nur eine große Fülle von Urkunden über einzelne Rechtsgeschäfte, Güterverkäufe, Schenkungen, Verleihungen von einzelnen Rechten und Privilegien vor, die erst dadurch zu statistischem Materiale umgewandelt werden können, daß man sie zum Gegenstande von Massenbeobachtungen macht. Aus hunderten von einzelnen Güter- oder Häuserverkäufen lassen sich die Preise des Grundbesitzes zu einer bestimmten Zeit erschließen u. s. w. Hierfür eine zutreffende Methode gefunden zu haben, ist das Verdienst der neuesten wirthschaftsgeschichtlichen Forschung, in deren Reihen Inama-Sternegg einer der ersten Plätze gebührt. Daneben hat er dann noch eine Reihe von Quellen in umfassender Weise verwerthet, die zwar auch nicht zu statistischen, sondern zu rein praktischen, bezw. rechtlichen Zwecken aufgezeichnet sind, aber doch eine Art von statistischen Angaben enthalten. Es sind das die unter dem Namen von Weisthümern und Urbaren bekannten und seitdem mit immer wachsendem Erfolge zu wirthschaftsgeschichtlichen Forschungen verwertheten Aufzeichnungen. Die verschiedenen Grundherren, geistliche wie weltliche, pflegten nämlich zu Zwecken der Verwaltung und der Uebersicht über ihre Einkünfte aus dem von ihnen abhängigen bäuerlichen Grundbesitze Verzeichnisse über die von ihren freien und unfreien Zinsleuten, Hörigen und Leibeigenen zu zahlenden Zinsen, Renten und Gefälle aufstellen zu lassen, die dann bei der Hebung dieser Einkünfte zu Grunde gelegt wurden. Sie bilden unsere vornehmste Grundlage für die Erkenntniß der allmählichen Bildung des Großgrundbesitzes aus der ursprünglichen gleichen Vertheilung des Grundes und Bodens unter allen Freien des Volks. Gerade diese Entwickelung aus den einfachen Verhältnissen einer im wesentlichen auf gleichen Grundlagen beruhenden Ackerbaubevölkerung, wie sie uns in den ersten Phasen der germanischen Seßhaftigkeit zu den Zeiten des Cäsar und Tacitus entgegentritt, zu den verwickelten und verschiedenartigen Rechts- und Eigenthumsverhältnissen, wie sie sich zur Zeit der Karolinger bereits ausgestaltet haben, bildet den Schlüssel zu der wirthschaftsgeschichtlichen Entwickelung unsers Volkes überhaupt. Diesen allmählichen Uebergang, sowie die ersten Stadien eines städtischen und gewerblichen Verkehrs auf Grund der bezeichneten Quellen zu schildern, war die vornehmste Aufgabe des ersten Bandes des Inama-Sternegg'schen Werks gewesen.

Seit dem Erscheinen dieses Bandes ist dann, während Inama-Sternegg selbst zumeist durch äußere Verhältnisse zunächst an der Fortsetzung seines Werks verhindert wurde, die geschichtliche Forschung in einer Reihe von Einzeluntersuchungen über die verschiedensten einzelnen Vorgänge des wirthschaftlichen Lebens rüstig auf den von jenem eröffneten Bahnen weiter vorgeschritten. Vor allem aber hat der Vorgang des Nationalökonomen unter den Historikern

namentlich bei einem Manne Nachfolge gefunden, der in den großartigen und vielseitigen Ergebnissen seiner ebenso weit als tief angelegten Forschungen den Vorgänger fast noch übertroffen hat: bei Karl Lamprecht, dessen in vier starken Bänden vorliegende Wirthschaftsgeschichte geradezu als ein Ereigniß der wissenschaftlichen Bewegung der Neuzeit betrachtet werden darf. Methodisch wie inhaltlich unterscheidet sich sein Werk von dem seines Vorgängers namentlich durch die Begrenzung, die er ihm gegeben hat. Während Inama-Sternegg zunächst einen engern Zeitraum in den Bereich seiner Forschung gezogen hatte, innerhalb desselben aber alles ihm erreichbare, d. h. im wesentlichen das gedruckt vorliegende Quellenmaterial für ganz Deutschland seinen Forschungen zu Grunde gelegt hatte, glaubte Lamprecht zu schnellern und sicherern, weil erschöpfendern Ergebnissen zu kommen, wenn er sein Forschungsgebiet räumlich begrenzte, für dieses Gebiet dann aber alles vorhandene urkundliche Material in völlig erschöpfender Weise heranzog. Er wählte zu diesem Zwecke eins der ältesten Culturgebiete Deutschlands, das mittlere Rhein- und das Moselthal, dessen Zustände er als für weite Gebiete des ältern Culturlandes typisch betrachten zu dürfen meinte, und zog nun für dieses alles erreichbare, in den Archiven enthaltenen Quellenmaterial hervor; hunderte von Urbaren, tausende von Weisthümern, im ganzen etwa 30000 Urkunden hat er in ebenso unermüdlichem wie scharfsinnigem Forscherfleiße seinen Arbeiten zu Grunde gelegt, deren Ergebniß er in einer Darstellung der wirthschaftlichen Entwickelung des bezeichneten Gebietes während des gesammten Mittelalters niederlegte, die allerdings unbedingte Geltung nur für die mittleren Rhein- und Mosellande beanspruchen darf, aber zugleich eine Reihe glänzender Perspectiven auf die gesammte deutsche Wirthschaftsgeschichte eröffnet. Inzwischen hatte Inama-Sternegg seine längere Zeit unterbrochenen Studien wieder aufgenommen und mit so großem Eifer und Erfolg fortgeführt, daß nunmehr der zweite umfassende Band seines Werks vorliegt, der die Zeit vom Aussterben der Karolinger bis zum Schlusse des 12. Jahrhunderts zur Darstellung bringt. Natürlich berührt sich derselbe vielfach mit den Ergebnissen Lamprecht's, und neidlos hat Inama-Sternegg dessen große Verdienste um die deutsche Wirthschaftsgeschichte anerkannt. Aber so liegt die Sache keineswegs, daß nun das eine dieser grundlegenden Werke durch das andere überflüssig gemacht worden wäre. Daß dies nicht der Fall ist, ergibt sich schon aus der oben angegebenen Verschiedenartigkeit des Ausgangspunktes und der Begrenzung. Während Lamprecht auf Grund seines weit erschöpfenderen, weil räumlich begrenzten Quellenmaterials weit tiefer in die Einzelheiten der Entwickelung eindringen und infolge dessen auch die mannichfachen Wechselbeziehungen zwischen der wirthschaftlichen Entwickelung und der Gestaltung der politischen Verfassung und Verwaltung behandeln konnte, mußte Inama-Sternegg sein Hauptaugenmerk darauf richten, aus den zahlreichen, aus verschiedenen Territorien vorliegenden Quellen die gemeinsamen Züge und die Abweichungen im einzelnen herauszufinden. Der erstere konnte, weil ihm ein erschöpfendes Material für sein räumlich begrenztes Gebiet vorlag, consequenter statistisch verfahren, zahlreichere Massenbeobachtungen machen, gerieth aber dadurch auch leichter in Gefahr, die für sein besonderes Gebiet gewonnenen Ergebnisse auch auf andere Territorien zu übertragen, als typisch auch da zu betrachten, wo sie es nicht sind; Inama-Sternegg aber, der seine Forschungsarbeit auf ganz Deutschland erstreckte und daher für kein einzelnes Gebiet an vollständige und erschöpfende Heranziehung des Quellenmaterials denken konnte, gerieth wieder leichter in Gefahr, eine nicht ausreichende Zahl von Urkunden als Beweis für die gesammte Gestaltung der wirthschaftlichen Vorgänge und Erscheinungen zu betrachten. Beide hervorragende Männer sind, da sie ebenso umsichtige als vorsichtige Forscher sind, dieser Gefahr nur verhältnißmäßig selten erlegen; aber manche Abweichungen in ihren Ergebnissen dürften sich ebenso aus dieser Verschiedenartigkeit ihres Beobachtungsstandpunktes wie aus der Schwierigkeit und Complicirtheit der zu lösenden Aufgabe ergeben. Auf die Einzelheiten dieser Ergebnisse und ihre Berechtigung oder Nichtberechtigung, über die erst eine weitere Einzelforschung entscheiden kann, einzugehen, ist hier ebenso wenig der Ort, als auf die Frage, welchen von beiden Werken der Vorzug gebühre. Freuen wir uns vielmehr, daß der deutschen Geschichtsforschung zu gleicher Zeit zwei so bahnbrechende Führer erwachsen sind, die, welche Wege die junge Wissenschaft der Wirthschaftsgeschichte in Zukunft auch nehmen möge, allezeit als die Pfadfinder derselben betrachtet werden müssen.

2. Geschichte des Verkehrswesens am Mittelrhein. Von den ältesten Zeiten bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Nach den Quellen bearbeitet von F. H. Quetsch. Freiburg i. Br., Herder. 1891. Gr. 8. 7 M.

Zu den durch die neuere Richtung der Geschichtschreibung auf wirthschaftliche Aufgaben angeregten Arbeiten gehört ein Werk, welches sich vornehmlich mit der Entwickelung des Verkehrs nach allen Seiten seines vielgestaltigen Wesens beschäftigt. Die Zustände der Verkehrsstraßen, der Wasser- und Landwege, wie die Einrichtungen, welche den Interessen des Verkehrs dienen, namentlich die Post, werden ebenso in den Bereich der Darstellung gezogen, wie die verschiedenen Gegenstände, auf die sich der Handels- und Reiseverkehr erstreckte, und zwar soll eine Geschichte dieser Einrichtungen von den ältesten Zeiten bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts gegeben werden. Als vornehmstes räumliches Gebiet für die Quellenforschung dienten dem Verfasser der Mittelrhein, von dem sich zuerst ein einigermaßen entwickelter und in festen Formen gestalteter Verkehr entfaltete; besonders berücksichtigt ist namentlich die Stadt Mainz, welche schon zu den Zeiten der Römer, in denen die im Innern Deutschlands wohnenden Stämme noch kaum etwas von einem entwickelteren Handelsverkehr wußten, als ein Mittelpunkt desselben bezeichnet werden

kann. Die Aufgabe, für deren Lösung namentlich in Stephan's „Geschichte des mittelalterlichen Verkehrswesens“ eine mustergültige Vorlage und Vorarbeit zur Verfügung stand, ist eine ebenso lohnende als außerordentlich schwierige, weil besondere Quellen, welche uns über Einrichtungen und Wesen des Verkehrs Aufschluß geben, nicht vorhanden sind, sodaß eine Erkenntniß derselben nur aus gelegentlichen Aeußerungen in den erzählenden Quellen (Geschichtswerken, Reisebeschreibungen u. s. w.) und den Urkunden gewonnen werden kann. Eine erschöpfende Verwerthung dieser gelegentlichen Andeutungen, zu denen dann namentlich Zollrollen und geschäftliche Urkunden des Verkehrs selbst kommen, ist daher nur bei völliger Beherrschung des gesammten Quellenmaterials, und zwar vorwiegend auf statistischem Wege zu erreichen. Daß der Verfasser dieser schwierigen und verwickelten Aufgabe in vollem Maße gerecht geworden wäre, läßt sich leider nicht behaupten. Trotz aller werthvollen und zum Theile sehr interessanten Materialien, welche der Verfasser mit anerkennenswerthem Fleiße gesammelt hat, ist es ihm doch nicht gelungen, sich zu einer einheitlichen und wissenschaftlichen Gesammtauffassung der verschiedenen Erscheinungen, mit denen er es zu thun hatte, durchzuringen, weil es ihm offenbar an der gehörigen methodischen Schulung noch fehlt. Von dem wissenschaftlichen Verfahren, aus einer Fülle von Einzelbeobachtungen zu einer Erkenntniß der Gesetze und Regeln, die den einzelnen Erscheinungen zu Grunde liegen, zu gelangen, hat der Verfasser, wenn überhaupt, nur eine sehr unzureichende Vorstellung. Das zeigt sich vor allem schon in der ganzen Anlage der Darstellung, in welcher jedes einzelne kleine Gebiet (Land- und Wasserstraßen, Brücken und Ueberfahrten, Straßen-, Transportwesen, Schiffahrt, Botenwesen, Postwesen u. s. w.) jedes für sich durch die Reihe der Jahrhunderte hindurch verfolgt wird, sodaß man zu einem einheitlichen Gesammtbilde des Verkehrswesens zu einer bestimmten Zeit überhaupt nicht gelangt. Aber auch innerhalb der einzelnen Abtheilungen ist der Verfasser des Stoffs nicht Herr geworden, hat er es nie zu einer einheitlichen Darstellung einer allmählichen Entwickelung gebracht, er macht vielmehr die wunderlichsten Kreuz- und Quersprünge durch die verschiedensten Jahrhunderte, bringt auf derselben Seite nicht selten eine Stelle aus einem römischen Schriftsteller und aus einem Actenstücke des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, die ohne eigentliches System aneinandergereiht sind, wie sie den Verfasser eben gerade interessirt haben. So bringt sein Werk, zum großen Theile unter wörtlicher Anführung der Quellenstellen in Janssen'scher Art, eine große Fülle von Einzelheiten, die namentlich den in solchen Fragen minder bewanderten Laien um so mehr in hohem Grade interessiren werden, als der Verfasser dem Verständnisse durch eine Reihe geschickt gewählter Abbildungen zu Hülfe kommt. Aber den Anspruch, in der Auffassung, Verarbeitung und Verwerthung des mannichfaltigen Stoffs, auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung zu stehen, kann das Werk nicht erheben. Immerhin wird es jedem Freunde der Geschichtschreibung, der sich für diese Art von Problemen interessirt, eine Fülle von Anregungen und anschaulichen Einzelbildern gewähren.

3. Beiträge zum preußischen Rechte für Studirende und Referendare. Von Karl Dickel. Erstes Heft: Friedrich der Große und die Processe des Müllers Arnold. Marburg, Ehrhardt. 1891. 8. 3 M.

Wie jene so oft wiederholte und dem großen Könige Friedrich mit Recht zu hohem Ruhme angerechnete Erzählung von dem Müller von Sanssouci, so nimmt auch die von dem Könige in dem Processe des Müllers Arnold gefällte Entscheidung in der geschichtlichen Ueberlieferung wie in ihrer Werthbeurtheilung eine Stelle ein, welche weit über die Bedeutung eines einzelnen Rechtsfalles hervorragt. Beide sind ein sprechender Beweis für die lebhafte Theilnahme, welche Friedrich der Große der Entwickelung des Rechts und der Rechtsprechung in seinen Ländern widmete, aber sie zeigen zugleich diese Theilnahme in einem sehr verschiedenen, ja scheinbar entgegengesetzten Lichte. Während es sich bei dem Falle des Müllers von Sanssouci um eine unbedingte Unterordnung des Königs unter die geheiligte Autorität des Rechts handelt, scheint bei der vom Könige gefällten Entscheidung in der Sache des Müllers Arnold auf den ersten Blick gerade eine Beugung des Rechts, eine Handlung königlicher Cabinetsjustiz im Gegensatze zu den rechtskräftigen Entscheidungen der ordentlichen Gerichte vorzuliegen, indem der König einen von mehrern Instanzen in völlig übereinstimmender Weise gefällten Rechtsspruch durch einen bloßen Machtspruch umstieß und sogar über die an ihrer Ueberzeugung standhaft festhaltenden Richter eine schwere Strafe verhängte.

In der That ist dem Könige von den meisten Historikern, die sich eingehender mit dem sehr interessanten Rechtsfalle beschäftigt haben, aus seinem Vorgehen ein schwerwiegender Vorwurf gemacht worden. Selbst diejenigen seiner Biographen, welche sonst von unbedingter Bewunderung über die Geistes- und Seelengröße Friedrich's erfüllt sind, glaubten sich im vorliegenden Falle gegen ihn aussprechen, seine Entscheidung als einen tyrannischen Versuch einer gewaltsamen Unterdrückung der unabhängigen Ueberzeugung des Richterstandes erklären zu müssen.

Und in der That liegt eine Beugung des formalen Rechts, eine Handlung der sonst so verpönten Cabinetsjustiz ohne allen Zweifel vor. Die Frage kann nur sein, ob der König trotz dieses formalen Unrechts nicht doch in höherm Sinne sachlich im Rechte war, ob nicht der Richterspruch, gegen den sich jener königliche Machtspruch richtete, als ein Symptom einer verkehrten Richtung des formalen Rechts aufzufassen ist, der entgegenzuarbeiten sich der König selbst dann für berechtigt und verpflichtet halten durfte, wenn er sich dadurch in einen Gegensatz zu dem sonst von ihm so hochgehaltenen geltenden Rechte setzte.

Dann würde der König juristisch im Unrechte, historisch im Rechte gewesen sein. Merkwürdigerweise ist eine solche Auffassung der Sachlage bisher nur von juristischer Seite geäußert worden. Vor mehrern Jahrzehnten war es der königsberger Professor der Jurisprudenz, Sietze, welcher sich im Gegensatze zu der herrschenden Anschauung in dem Geisteskampfe zwischen dem Könige und seinen Richtern auf die Seite des erstern stellte und sein Vorgehen als eine rettende That, als die Grundlage zu einer umfassenden Reform der Justiz, wie sie dann durch Carmer und Suarez zu Stande kam, auffaßte, und in neuester Zeit hat sich ihm in der Hauptsache — denn von Abweichungen im einzelnen dürfen wir absehen — wiederum ein Jurist, Karl Dickel, angeschlossen, welcher aufs neue auf Grund einer umfassenden Prüfung des vorliegenden Actenmaterials den Versuch machte, das Verhalten des Königs gegenüber seinem Richterstande zu rechtfertigen. In der That wird man ihm die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß er, zum Theile unter sehr bezeichnenden Seitenblicken auf unsere heutige Rechtsprechung, eine ganze Reihe von Gründen aus den Acten selbst beigebracht hat, welche das Vorgehen des Königs als sachlich berechtigt erscheinen lassen können. Vor allem hat er mit Recht mit vollem Nachdruck darauf hingewiesen, daß es, historisch genommen, gar nicht ausschließlich darauf ankomme, ob der Rechtsspruch der Richter in dem vorliegenden Einzelfalle formal richtig oder unrichtig war, daß der entscheidende Maßstab für die Werthbeurtheilung des Streits vielmehr in der Rechtsauffassung zu suchen sei, welche sich in den gerichtlichen Actenstücken einerseits, in den Aeußerungen des Königs andererseits offenbare. Und in dieser Beziehung zeigt sich, namentlich in der rechtlichen Begründung des Urtheilsspruchs, auf der Seite der Richter ein solcher Formalismus, eine solche Vernachlässigung des natürlichen Billigkeitsgefühls gegenüber dem starren Buchstaben des geschriebenen Rechts, daß dem Könige in der That eine weitere Entwickelung des Rechts im Sinne der von ihm eifrig erstrebten Reform desselben auf dieser Grundlage recht wohl unmöglich erscheinen konnte. Dieser Buchstabenglaube hatte die Richter verleitet, eine Frage, welche für die sachliche Beurtheilung des Falles von entscheidender Bedeutung war, als nebensächlich zu behandeln, weil sie ihnen für die formelle Entscheidung nicht in Betracht zu kommen schien. Sie klammerten sich an den starren, einschränkungslosen Begriff des Eigenthums und fällten von ihm aus eine Entscheidung, die den wirthschaftlichen Ruin eines Menschen zur Folge hatte, ohne nach eigenem Geständnisse die Umstände, welche im vorliegenden Falle eine Einschränkung des Eigenthumsbegriffs im Interesse der natürlichen Billigkeit zur Folge haben mußten, in erschöpfender Weise zu untersuchen, obwol ihnen das ausdrücklich vom Könige zur Pflicht gemacht worden war. Gegenüber diesem Formalismus der Juristen wollte der König die natürliche Billigkeit zur Geltung bringen, und dadurch ließ er sich veranlassen, nicht allein den Richterspruch umzustoßen, sondern auch die Richter, die ihn gefällt hatten, zu bestrafen. Der Grund des königlichen Einschreitens lag also, das hat Dickel unzweifelhaft nachgewiesen, darin, daß die Richter, vom starren Buchstabenglauben des Rechts beherrscht, eine Frage, welche der Ansicht des Königs und der wirklichen Sachlage nach von entscheidender Bedeutung war, nicht eingehend genug untersucht hatten. Der König wollte dadurch für eine freiere, mit dem sittlichen Rechtsbewußtsein mehr übereinstimmende Entwickelung des Rechts, wie sie sich nachher in der grundlegenden Arbeit des preußischen Landrechts vollzogen hat, freie Bahn schaffen.

Durch den Nachweis dieses Zusammenhangs, durch die von einer echt historischen Auffassung getragene Art, wie er diese für die geschichtliche Entwickelung des Rechts entscheidenden Gesichtspunkte geltend macht und für die Beurtheilung mancher Verkehrtheiten unserer heutigen Rechtsprechung verwerthet, hat sich Dickel ein unzweifelhaftes Verdienst um unsere Erkenntniß der Rechtsentwickelung in Preußen erworben, das um so größer ist, als seine Darlegung des für die weitesten Kreise sehr interessanten und ziemlich verwickelten Falles in der Form sich einer Klarheit und Schärfe der Auffassung und Darstellung befleißigt, welche die Lektüre des Buchs auch für den Laien verständlich und genußreich macht. In den Folgerungen aber, die er aus seiner Auffassung des Rechtsfalles selbst zieht, ist er ohne Frage viel zu weit gegangen, indem er von vornherein annimmt, daß der König nicht blos in seiner Rechtsauffassung, sondern auch in seinem besondern Vorgehen im einzelnen unbedingt im Rechte gewesen sei. Vielmehr scheint es uns nach seinen Darlegungen und dem actenmäßigen Thatbestande so zu liegen, daß eine endgültige Entscheidung der concreten Rechtsfrage, um die es sich handelt, überhaupt nicht möglich ist. Der König stellte sich in jener von den Richtern nicht genau genug untersuchten, für die Beurtheilung des Falles entscheidenden Frage ohne weiteres auf den Standpunkt des Verurtheilten und ließ sich dadurch verleiten, den Richterspruch einfach zu dessen Gunsten umzustoßen, statt jene Frage nun noch einmal einer gründlichen Prüfung zu unterziehen.

Dickel aber begeht dann den schweren methodischen Fehler, sich auch hier von vornherein auf die Seite des Königs und des verurtheilten, vom Könige aber wiederhergestellten Müllers zu stellen und die Frage als zu Gunsten des letztern entschieden anzunehmen, aus deren ungenügender, für eine Entscheidung nicht ausreichender Prüfung gerade nach seiner Ansicht den Richtern der schwerwiegendste Vorwurf zu machen ist. Man wird also im allgemeinen sagen müssen, daß Dickel im Grunde die Richter ebenso ungerecht behandelt hat, wie die meisten seiner Vorgänger den König. Bei gerechter historischer Abwägung scheint sich die Sache so zu stellen, daß wie fast in allen Geisteskämpfen auch hier Recht und Unrecht auf beiden Seiten vertheilt war. Man wird infolge dessen gut thun, den ganzen Fall aus dem Streite über

Recht und Unrecht beider Parteien emporzuheben in die höhere Region einer rein historischen Beurtheilung. Von diesem Standpunkte aus aber erscheint der Rechtsfall nicht mehr blos als solcher, sondern als der Kampf zweier entgegengesetzter Rechtsanschauungen, von denen die neue die alte überwindet, nicht in regelmäßigen Formen, sondern in einem jähen Aufeinanderplatzen der Geister, in welchem diesmal das höhere Recht mit der Macht im Bunde erscheint und den Sieg davonträgt.

Georg Winter.

Philosophische Literatur.

1. Der Positivismus vom Tode August Comte's bis auf unsere Tage. (1857—1891.) Von Hermann Gruber, S. J. Freiburg i. Br., Herder. 1891. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Ueber alles, was zum Positivismus gehört, wird man in dieser Schrift mit eingehender und gründlicher Sachkenntniß unterrichtet. Allerdings aber ist dieser ganze Begriff zum Theile noch ein etwas unbestimmter und schwankender. Es ist zunächst vorzugsweise Comte, der als erster Urheber und Hauptvertreter dieser Richtung wie dem Namen so der Sache nach erscheint. Der Name heißt eigentlich so viel, daß nur die auf Thatsachen oder positiv gegebene Unterlagen gestützte Erkenntniß die wahrhafte sein könne. Dieses bedeutet also den Bruch mit allen andern idealistisch-metaphysischen Annahmen und Voraussetzungen des Wissens. Comte sah in diesem Programme den Ausdruck des allein wahren, gegenwärtig zu erreichenden wissenschaftlichen Erkennens der Welt. Der menschliche Geist hat nach ihm im ganzen eine dreifache Stufe seiner Auffassung der Welt zu durchlaufen gehabt, welche er die theologische, die metaphysische und die positivistische nennt. Zuerst sieht der menschliche Geist die Welt durch das Medium der Anschauungen und Voraussetzungen der Religion an, dann beginnt in der Philosophie das Ringen seines Erkennens mit den allgemeinen objectiven Principien oder Beschaffenheiten des Seins, bis er endlich in der eigentlichen oder empirischen Wissenschaft den Boden der sichern Erkenntniß des Gegebenen aus seinen wirklichen Thatsachen betritt. Diese geschichtsphilosophische Lehre oder Construction ist zuletzt allein das wahrhaft Neue und Eigenartige bei Comte, denn sein Programm des Positivismus selbst kommt der Sache nach durchaus mit dem ganzen schon früher dagewesenen Materialismus der französischen Philosophie überein. Comte aber ist außerdem im Widerspruche mit diesem seinem Programm in der Lehre vom neuen socialistischen Zukunftsstaat ein durchaus träumerischer und phantastischer Idealist gewesen. Der Platonische Idealstaat erscheint neben dem immer noch als ein bescheideneres und berechtigteres Einbildungsproduct. Es sollen auch nach Comte die Vernünftigen oder Weisen in seinem Sinne des Wortes die Herrschaft im Staate führen und er ist ebenso wie Plato dem allgemeinen demokratischen Gleichheitsideale abgewandt. Er und seine Schule sahen in sich überhaupt die Propheten und Verkünder einer neuen Aera der Zukunft oder sie fühlten sich gleichsam als die Religionsstifter einer kommenden weitern Periode der Geschichte. Schon in dem Nachfolger Comte's aber, Littré, der neben dem allen ein durchaus nüchterner und fleißiger Arbeiter war, und in seiner Bekämpfung des erstern trat der ganze innere Widerspruch der Hohlheiten und Unklarheiten dieser Lehren hervor. Es ist ja überhaupt eine vollkommen unwahre Ansicht oder Behauptung, daß alle wahre und eigentliche Wissenschaft nur ganz allein in dem bloßen Anschlusse an die gegebenen Thatsachen des Wirklichen bestehen könne. Wer den Idealismus oder das ideale Element in der Wissenschaft leugnet oder verkennt, fällt nothwendig nach irgendeiner andern Richtung hin einem hohlen, leeren und eingebildeten Idealismus in die Arme, da der menschliche Geist überhaupt nicht ohne ideale Vorstellungen oder Bilder zu leben vermag. Dieses gilt auch von jener ganzen neuern französischen Richtung oder Schule. Neben dem Idealismus in Frankreich aber schließt der Verfasser auch die gleichnamige Richtung in England und Deutschland in seine Untersuchung ein. Hier aber hat derselbe Begriff immer einen ganz andern Sinn und Charakter angenommen als dort. Der englische und deutsche Positivismus ist wesentlich nur von erkenntnißtheoretischer oder specifisch wissenschaftlicher Art und weist alle übrigen echt französischen Phantasmagorien und Extravaganzen von sich ab. Auch selbst das Geschwätz unserer Socialdemokraten ist ja nicht eigentlich ernsthaft zu nehmen. Die ganze neuere englische Richtung der Philosophie aber ist insofern immer von positivistischer Art, als sie im Anschlusse an ihre nationale Vergangenheit sich streng auf den Boden des thatsächlich Gegebenen stellt und darum insbesondere auch alle unsere deutsche Metaphysik verwirft. Sonst aber ist der englische Geist, was die Religion betrifft, immer ungemein conservativ und hält hier neben allem andern Empirismus streng an seinen gegebenen idealistischen Anschauungen fest. Ihm ist auch das Christenthum eine Thatsache oder ein positiv gegebener Factor im Leben und es vertragen sich daher auch die religiöse und die wissenschaftliche Weltauffassung für ihn ganz gut miteinander. Dieses ist eigentlich und zunächst auch das Richtige, während bei uns die Philosophie oder Metaphysik immer noch im Suchen nach einer Lösung dieses wenigstens anscheinenden Widerspruchs begriffen ist. Uns ist der reine und strenge Positivismus der Engländer und Franzosen im allgemeinen fremd. Selbst unsere wissenschaftlichen Denker, wie insbesondere z. B. Wundt, streben

doch bei allem Anschluß an das Empirische immer noch dem Ziele eines höhern und selbständig denkenden Begreifens des Wirklichen zu. Der Name des Positivismus schließt auch für die Wahrheit der Wissenschaft immer nur die eine für sich allein unvollkommene Hälfte ihres ganzen Begriffs in sich ein. Daß der Verfasser selbst sich gegen diese ganze Richtung abweisend verhält, geht aus der Natur seines Standpunktes hervor. Immer aber ist es eine schätzbare Uebersicht aller dahin gehörenden Bestrebungen, welche hier von ihm gegeben wird.

2. Geschichte der Philosophie von W. Windelband. Dritte Lieferung. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1891. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Diese Lieferung reicht vom Mittelalter bis in die Zeit der Philosophie der Aufklärung. Der geistvolle Verfasser hat in seinem Werke neue und eigene Wege für die Behandlung der Geschichte der Philosophie eingeschlagen. Die Geschichte der Philosophie kann ihrer Wahrheit nach nur in denkender Weise zu erkennen und darzustellen versucht werden. Unsere gewöhnliche sogenannte wissenschaftliche Philosophie sieht in ihr einen bloßen Complex von Thatsachen, die in rein empirischer oder literarisch-philologischer Weise erforscht und festgestellt werden müssen. Hieran schließen sich auch die meisten der sogenannten Grundrisse der Geschichte der Philosophie an. Diesen ganzen an sich undurchsichtigen, weitschichtigen und todten Stoff aber zu beleben und in ihm den immanenten Fortschritt des Gedankens selbst nachzuweisen, ist eine höhere und tiefere Aufgabe der Wissenschaft, die seit Hegel und seiner Zeit allerdings in Verruf und Misachtung gekommen ist, auf die aber doch immer in einer andern nüchterneren und besonneneren Weise zurückgegriffen werden muß. Der Verfasser ist in einer mühsamen und eindringenden Weise bestrebt, die fortwährende Weiterschiebung der Gedanken selbst nachzuweisen und zu begründen, wenn auch durch dieses Verfahren allein die großen und entscheidenden architektonischen Grundzüge des Ganzen noch nicht in voller und unzweifelhafter Deutlichkeit zur Darlegung gelangen möchten. Es mögen hierüber die Ansichten zum Theile verschiedene sein, aber immer ist doch nicht die Masse des Einzelnen, sondern nur der einheitliche Zusammenhang des Ganzen hierbei das eigentliche und wahrhafte Ziel oder Problem des Erkennens der Wissenschaft.

3. Hegel's Ansicht über die Apriorität von Zeit und Raum und die Kant'schen Kategorien. Eine philosophische Kritik nach Hegel's „Phänomenologie des Geistes" von Max Rackwitz. Halle a. S., C. E. M. Pfeffer. 1891. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dieses ist ein etwas verspäteter Nachtrag zu der ja früher schon nach allen Seiten hin hinreichend durchgearbeiteten Frage nach dem Verhältnisse Hegel's zu Kant. Die Frage nach Raum und Zeit ist blos ein einzelner und auch nicht gerade hauptsächlicher Punkt in diesem ganzen Verhältniß. Es hatte etwas Ueberraschendes, als Kant zu seiner Zeit zuerst den Raum und die Zeit als bloße innere subjective Formen der sinnlichen Anschauung erklärte. Es war dieses der erste Schritt oder einleitende Grundstein zu Kant's weiterm kritischen Aufbau des ganzen a priori gegebenen Formenapparats der menschlichen Vernunft. Das Subject wurde hiermit losgelöst von seiner früher angenommenen Einheit mit der uns umschließenden Objectivität der äußern sogenannten Dinge an sich. Hegel hob im Gegensatze zu Kant diese hiermit hervorgetretene Kluft des Unterschiedes in seinem Satze von der einfachen Identität des Denkens und Seins wiederum auf. Es war auch dieses eine Behauptung wie jene erstere, die nie vollkommen und ausreichend erwiesen werden kann. Der ganze Gang der neuern Philosophie aber hat sich immerhin an den Fortschritt in dieser Wendung angeknüpft. Die Auseinandersetzung über einzelnes kann jetzt kein wahres Interesse mehr beanspruchen, und wenn auch die Arbeit des Verfassers von einem eingehenden Studium Hegel's zeugt, so sind es doch nicht gerade neue und eigenthümliche Seiten oder Auffassungen seiner Lehre, welche hier vorgebracht werden, sowie auch die ganze weitere Bedeutung und Tragweite derselben nicht zu ihrer verdienten Anerkennung gelangt.

Konrad Hermann.

Die Sprachenfreiheit — ein neues völkerrechtliches Problem.

Die Sprachenfreiheit. Von Karl Reinhold. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1891. Gr. 8. 80 Pf.

Das Schriftchen will einen neuen völkerrechtlichen Gedanken zum Ausdruck bringen, dem völkerrechtlichen Uebereinkommen ein neues Gebiet zusprechen. Der Verfasser verfolgt in großen, nicht immer ganz richtig geführten Zügen die Entwickelung des nationalen Lebens der europäischen Völker seit dem 18. Jahrhundert und bleibt vor der Thatsache stehen, daß heute „man im Eifer, das lebendige Recht der eigenen Nation geltend zu machen, vergessen hat, das fremde zu achten.... Der nationale Gedanke, der ein Gedanke der Freiheit ist, droht sich in einen Gedanken der Unterdrückung zu verwandeln" (S. 11). Da im Gebiete eines Staatsvolks immer Bruchstücke einer der benachbarten Nationen oder ihnen stammverwandte kleinere Völker sich unter Fremdherrschaft befinden, wird die beherrschte Minderheit sich mit ihrem Schicksal nur dann versöhnen können, wenn ihrem Volksthum in der Provinz freie Entfaltung gegönnt wird. „Gegenwärtig dagegen übt jedes Staatsvolk in seinem Gebiete Sprachenzwang, und einstweilen duldet es schweigend, wenn seine Volksgenossen im Nachbarstaate gleichfalls vergewaltigt werden,

denn das gilt als ein Souveränetätsrecht, welches nicht Gegenstand einer diplomatischen Verhandlung sein kann.... Eine Lösung der Frage kann daher nur auf dem Gebiete des Völkerrechts gesucht werden" (S. 16). Warum sollte es unmöglich sein, durch europäische Verträge ein internationales Sprachenrecht zu schaffen? fragt der Verfasser und entwirft ein Bild der von ihm ersehnten Zukunft. Es wird einmal eine Anzahl mit dem Grundsatze einverstandener Staaten einen Vertrag schließen, worin sie ein Mindestmaß von Sprachenfreiheit für ihre Gebiete völkerrechtlich verbürgen und allen Culturstaaten den Beitritt zu gleichem Rechte offen halten. Allmählich würde sich die Vertragsgemeinschaft erweitern und zu einem allgemeinen Sprachenrechte den Grund legen. „Die anzuerkennenden Mindestrechte, welche den beherrschten Nationen nur gerade Luft zum Athmen gewähren würden", werden in vier Punkte zusammengefaßt: 1) Die Errichtung von Privatschulen aller Art, außer Universitäten, mit ihrer Sprache als Unterrichtssprache. Die Privatdocenten an den Hochschulen haben die freie Wahl der Vortragssprache. 2) In communalen und provinziellen Versammlungen ist auf Verlangen eines Drittels der Mitglieder den Einzelnen der Gebrauch einer andern als der Staatssprache gestattet und können Eingaben Privater an die entsprechende Verwaltung in derselben Sprache geschehen. 3) Auf Beschluß von zwei Dritteln der Mitglieder communaler oder provinzieller Verbände wird statt der Staatssprache eine andere als Geschäftssprache eingeführt oder beibehalten, wobei jedoch den Einzelnen der Gebrauch der Staatssprache freisteht. Diesen Verbänden ist es gestattet, öffentliche Volks- und Mittelschulen mit der von ihnen gewählten Sprache als Unterrichtssprache zu errichten und zu unterhalten. 4) Wenn in einem Gerichts- oder Verwaltungsbezirke die Mehrheit der Gemeinden eine andere als die Staatssprache zur Geschäftssprache erwählt hat oder wenn der Bezirk einen Theil eines provinziellen Verbandes bildet, welcher eine andere als die Staatssprache zur Geschäftssprache erwählt hat, so ist den Privaten die Anwendung jener Sprache dem Gericht oder der Verwaltung gegenüber freigestellt.

Der Meinung des Verfassers, daß bei Durchführung und gewissenhafter Beobachtung dieser Bestimmungen die nationalen Minderheiten im allgemeinen würden bestehen können, läßt sich schon beipflichten. Dagegen ist der hauptsächlichste und allgemeingültige Einwand gegen die Möglichkeit einer Austilgung des Sprachenzwanges auf dem Wege völkerrechtlicher Vereinbarung der, daß es thatsächlich an der vom Verfasser vorausgesetzten Gegenseitigkeit der nationalen Interessen fehlt, daher es schwerlich je auch nur zum Abschlusse eines Vertrags kommen dürfte. Z. B. Deutschland sollte staatlich sicherlich das brennendste Interesse an der Sprachenfreiheit der Deutschen in Rußland nehmen — gezeigt hat es solches nicht: welche entsprechende Gegengabe könnte es Rußland bieten? Gar keine. An einer Erhaltung des polnischen Volksthums in Preußen liegt Rußland so wenig, daß es vielmehr seinem Rückgange nur mit Freuden, und zwar in jeder möglichen Erwägung der Zukunft, zusehen kann. Ganz ähnlich, nur umgekehrt steht es zwischen Rußland und Ungarn; Deutschland und Oesterreich wären, in Anbetracht der slawischen Interessen der Regierung des letztern, zum vorgeschlagenen Vertrage scheinbar geeignete Staaten. Ebenso Deutschland und Frankreich in Rücksicht auf das Departement du Nord. Doch ist die Möglichkeit der Ausgleichung bei diesen beiden Staatenpaaren eben nur scheinbar vorhanden. Damit kommen wir auf den zweiten Einwand gegen die Möglichkeit einer internationalen Sicherung der Sprachenfreiheit. Die Zu- oder Anerkennung derselben wäre nothwendig bedingt vor allem durch die Rücksicht auf das Verhalten der nationalen Minderheit zum Staate, und hierüber hätte doch einzig und allein die Regierung des herrschenden Staats ein Urtheil abzugeben, es mag übrigens so unbegründet oder auf Fanatismus beruhend sein, wie es wolle; ferner wäre es von großem Belang, ob jene Minderheit einen Splitter eines andern Volks oder einen Theil des Staatsvolks bildet, der seine Nationalität verloren hat und ihr wiedergewonnen werden soll, wie es in Elsaß-Lothringen und Westpreußen so vielfach der Fall ist. Endlich könnten verschiedene Minderheiten, wie die Deutschen Liv- und Estlands, die auf die vorgeschlagene Weise und im vorgeschlagenen Umfange ihnen gemachten Zugeständnisse nur unter Verwahrung ihres guten Rechts, das ihre Sprache als die Landessprache hinstellt, entgegennehmen; desgleichen würden die Sachsen Siebenbürgens sich dem Proteste anschließen, von den bunten Verhältnissen in den verschiedenen deutsch-slawischen Kronländern Oesterreichs, die dem einen oder andern Theile zu mannichfachem Verhalten Anlaß böte, ganz zu schweigen.

Aber setzen wir auch den Fall, es käme trotz aller Unwahrscheinlichkeit zu solcher internationalen Vereinbarung, so müßten die gegen ihre Möglichkeit angeführten Gründe auch gegen die Annahme ihrer gewissenhaften Beobachtung sprechen, weil, was einzig einen Staat zur Aufrechterhaltung der Uebereinkunft zwingt, nämlich das Interesse der Gegenseitigkeit, nicht vorhanden ist, und weil der einer Vertragsverletzung angeschuldigte Staat, falls er sich überhaupt rechtfertigen will, nur gar zu leicht angebliche oder wirkliche Uebergriffe der Minderheit, denen er im Interesse des Staatswohls habe steuern müssen, anzuführen in der Lage sein wird. Und da gibt es kein entscheidendes Forum und vor allem keine das etwaige Urtheil ausführende Gewalt. Den einzigen Schutz könnte den versprengten Stammes- und Volksgenossen die Machtfülle und Autorität des ihnen verwandten Nationalstaats bieten, vorkommendenfalls ihn, wenn auch nicht durch Krieg, so durch Retorsionsmaßregeln erzwingen. Dem tritt aber die heute geltende Staatslehre entgegen. Uebrigens erhofft der Verfasser die Verwirklichung seines Gedankens auch nicht von der Gegenwart. *Friedrich Bienemann.*

Zur Alterthumskunde und Uebersetzungsliteratur.

1. Altgriechische Weisheit. Blumenlese von Sinnsprüchen aus griechischen Dichtern in deutscher Uebersetzung von Joseph Murr. Erstes Bändchen. Die ältesten Epiker und Elegiker, Aischylos und Sophokles. Innsbruck, Wagner. 1891. 12. 80 Pf.
2. Catull's Gedichte, in neuen Uebersetzungen von Franz Frese. Salzwedel, Klingenstein. 1891. 8. 1 M.

Ueber die beiden anzuzeigenden Publicationen können wir uns kurz fassen. Beide sind ein Zuwachs zu einer bereits durch zahlreiche Species repräsentirten Familie, und es ist schwer einzusehen, was diese neue Species Neues und Eigenthümliches bringen soll. Gute Anthologien griechischer Spruchweisheit kennt der Buchhandel schon längst, und was der Herausgeber bietet, ist zum geringsten Theile sein Eigenthum, sondern es enthält die Uebersetzungen anderer, und zwar nicht immer der Meister vom Fache. Das Büchlein soll eine Art von poetischem Katechismus sein und zwar in usum Delphini, das heißt mit möglichster Weglassung alles dessen, was ein christliches Gefühl verletzen könnte. Von einem Katechismus verlangt man aber eine logische Anordnung in Kapitel und Materien; das wird hier vermißt.

Auch Nr. 2 ist in usum Delphini zugestutzt. Das scheint bei Catull keiner Rechtfertigung zu bedürfen, um so mehr das Wagniß einer neuen Uebersetzung nach der Musterleistung Th. Heyse's. Hätte der Verfasser der vorliegenden Leistung den Namen des Letztgenannten im Vorworte nicht angeführt, man müßte denken, er habe keine Kenntniß von dessen Catull-Uebersetzung gehabt. Wenn irgendeinmal, so war in vorliegendem Falle ein Wort der Rechtfertigung nicht blos am Platze, sondern geradezu geboten. Denn was sollte und wem frommte ein neuer deutscher Catull? Wollte der Urheber der neuen seinen Vorgänger nicht einfach copiren — welches Plagiat wir ihm gewiß nicht schuld geben wollen —, so konnte sein Versuch nur entweder schlechter oder besser ausfallen als der Heyse'sche. Ersteres konnte er aber unmöglich wollen (denn eine solche Selbsterniedrigung wäre ja Unnatur!) — bleibt also nur die zweite Voraussetzung. Dann hat er sich aber gewaltig geirrt. An und für sich betrachtet, ohne den vergleichenden Maßstab anzulegen, könnte die Frese'sche Verdeutschung immerhin auf Beachtung Anspruch machen, aber an der Heyse'schen gemessen, steht sie hinter dieser zurück, und zwar erheblich zurück, und es bleibt uns nur noch die Frage übrig: Wie war es möglich, daß der neue Uebersetzer dies nicht fühlte?

J. Mähly.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Bibliothèque universelle et revue suisse" widmet in ihrer „Chronique allemande" der Nr. 152 des 51. Bandes (August 1891) Ferdinand Gregorovius einen eingehenden Nekrolog unter verständnißvoller Würdigung seiner gesammten literarischen Thätigkeit.

In derselben Nummer heißt es: „Heute haben die Romanschriftsteller nicht mehr voraus, den Werth von Beobachtungen, die dem täglichen Leben abgewonnen sind, zu verhimmeln. Wenn Zola sich aufmacht und Bergwerke oder die Werkstätten der großen Eisenbahngesellschaften besucht, so verdingt sich Herr Paul Göhre, ein Theolog, für drei Monate als einfacher Arbeiter in einer Maschinenfabrik in Chemnitz. Herr Paul Göhre ist ein Mitglied der jungen kampfesmuthigen Schar von Theologen, die der Stolz des heutigen Protestantismus sind und, belebt von echtem Idealismus, sich bemühen, nach dem Muster ihres Herrn den Sittenzustand des Volks zu heben, indem sie sich unter dieses mischen und es bei seiner täglichen Hantierung belauschen, um durch Erfahrung seine Neigungen und Bedürfnisse kennen zu lernen. Sein Buch «Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche» (Leipzig 1891) ist wol das beste mir bekannte Bild von der Lage der Arbeiterbevölkerung einer Großstadt, und läßt uns klarer verstehen, was die Socialdemokratie will und vermag, als alle Schriften Bebel's und Liebknecht's. Es ist mit einer solchen Liebe zur Wahrheit und einer solchen Unabhängigkeit des Urtheils geschrieben, die Wirkung, die es hervorbringt, ist so mächtig, daß es im Stande sein wird, zur Zerstörung von mehr als einem Vorurtheil beizutragen. Er schildert uns nicht mehr den socialistischen Arbeiter als einen sittlich herabgekommenen Menschen, der nichts so sehr fürchtet wie die Arbeit, sondern er hütet sich in gleicher Weise, sein «Modell» zu idealisiren und in falscher Beleuchtung zu zeigen...."

Ferner meldet die Zeitschrift in der Abtheilung „Chronique suisse": „Ein Oberlehrer der höhern Schule (Pädagogium) zu Zerbst, Herr Georg Glöckner, hat soeben an der Spitze des Jahresberichts dieser Anstalt eine ganz vortreffliche Abhandlung über «Rudolf Toepffer, sein Leben und seine Werke» (Zerbst, Otto Schnee, 1891) veröffentlicht. Nach den Arbeiten des Abbé Relave und M. A. Blondel's zeigen wir gern dieses gewissenhafte Werkchen an, dessen Stoffwahl schon eine dem genfer Schriftsteller dargebrachte Huldigung bedeutet. Glöckner hat mit einer gediegenen Kenntniß, von der wir lebhaft betroffen waren, von Grund aus ein Studium neu aufgenommen, wo ihm mehrere andere vorangegangen waren. Er hat dabei auf dem Wege einige kleine Entdeckungen gemacht.... Was uns noch mehr gefallen hat als diese bis auf die Quellen zurückgehende Genauigkeit, das ist eine ganz unabhängige und eigenartige Weise, Toepffer zu beurtheilen. Wir weisen auf die den «Nouvelles génevoises» gewidmeten Seiten als auf ein Prachtstück von Kritik hin; bei den «Menus propos» möchten wir dem Abbé Relave eher beistimmen als Glöckner und mehr als dieser dazu neigen, in ihnen unter der Vorstellung der Gangart eine vollkommene Behandlung ästhetischen Schlags zu erblicken. Herr Glöckner hat übrigens mit Lust und Liebe die geistige Besonderheit des genfer Humoristen scharf erfaßt und er sagt am Ende sehr gut, daß sich diese urwüchsige und reiche Persönlichkeit den Klassificationen und Begriffsfeststellungen entwindet, die eine Physiognomie festzuhalten beanspruchen. Toepffer gehört zu denjenigen Schriftstellern, von denen man eine deutliche

Anschauung erst erhält, wenn man sie ernst gelesen hat. Also, lest Toepffer wieder und wieder! Glöckner hat uns die Lust dazu zurückgewonnen. Könnte er uns auch die Muße dazu schenken!"

— „The Illustrated London News" sagen in Nr. 2734 über „Romanzen und Balladen. Herausgegeben von C. A. Buchheim. Golden Treasury Series. London, Macmillan, 1891": „Die Sammlung, ein Seitenstück zu des Herausgebers bereits beliebtem Werkchen «Deutsche Lyrik», ist ein hervorragendes Buch, in der Tasche zu tragen, um sich in ein und der andern gelegenen halben Stunde einen Genuß zu verschaffen. Professor Buchheim hat sich gewißlich nicht angelegen sein lassen, Mühe aufzuwenden in der Art des jugendlichen Witzboldes Meister Motte in Shakespeare's «Verlorene Liebesmüh», der «beim Besuche eines großartigen Gastmahls die Brocken sich angeeignet hatte». Vielmehr hat er die Rolle des verständigen Wirthes gespielt, der in der Auswahl seiner Gäste für eine zahlreiche Festversammlung würdiger Leute besorgt gewesen ist, in seine Aufforderung nur die würdigsten einzuschließen, und überdies jeden einzelnen in eine geistesverwandte Umgebung zu setzen, sodaß die Gruppen gegenseitig immer des andern Eigenschaften bei bequemer Gelegenheit entdecken könnten. Folglich konnte auch der einsichtsvollste und unparteiischste Aussonderer nicht hoffen, allen Lesern nach Gefallen zu arbeiten. Da wird es stets «gutartige Freunde» geben, die sich darüber wundern werden, warum der oder jener ihrer Lieblinge übergangen ist. Wir selbst könnten einige wenige «alt vertraute Gesichter» angeben, die wir gern an Dr. Buchheim's Tisch gesehen hätten; aber die Ausdehnung des Speisesaals muß in Rücksicht gezogen werden bei der Feststellung der Anzahl eingeladener Gäste, und wenn ein paar, die wir zu sehen hofften, abwesend sind, so sind dafür andere da, deren unerwartete Anwesenheit wir mit besonderm Vergnügen begrüßen. Unter diesen steht in erster Linie H. Heine's großartig gefühlvolles Gedicht «Die Wallfahrt nach Kevlaar», ein literarisches Wunder, eine Geschichte einfältig in Glauben, Hoffnung und Ergebung, sicherlich die süßeste und rührendste Erinnerung, die je ein Mensch vielartiger Stimmungen erzählt hat, unter dessen zerstörendem Spott eine Anmuth lauscht, deren Dasein wenige der achtsamsten und empfänglichsten Leser geahnt haben würden. Wie die Mutter Rettung für ihren kranken Sohn sucht, dessen Herz abgestorben, der Erleuchtung folgend, die ihr zutheil geworden; wie sie sich freut zu finden, daß die Last von den müden Schultern durch den großen Tröster Tod gewonnen wird — diese Dinge hat Heine erzählt, wie sie keiner hätte berichten können. Ebenso willkommen ist «Klein Roland» von Ludwig Uhland, dessen Bildniß als des ausgezeichnetsten neuern Balladendichters Deutschlands würdig das Titelblatt des Bandes ziert. Die Anmerkungen sind reich an Belehrung und augenscheinlich das Ergebniß vieler andauernden Untersuchungen."

— Die „Revue des deux Mondes" vom 1. September bringt einen längern Aufsatz von G. Valbert über Ludwig Feuerbach im Anschluß an Wilhelm Bolin's Werk: „Ludwig Feuerbach, sein Wirken und seine Zeitgenossen, mit Benutzung ungedruckten Materials". Ueber den Verfasser dieses Buchs wird gesagt: „Herr Bolin ist einer von jenen Schülern, die sich nicht erlauben, mit ihrem Lehrer zu rechten; er hat sich vergebens bemüht, zu beweisen, daß Feuerbach sich nie täuschte und daß er sich stets consequent geblieben wäre. Er hat geglaubt, ihn zu vergrößern, und er hat ihn verkleinert. Was uns an diesem Philosophen am meisten anzieht, das sind ja gerade seine Inconsequenzen."

— „The Athenaeum" vom 22. August bespricht A. H. Exner's Buch: „Japan. Skizzen von Land und Leuten, mit besonderer Berücksichtigung commerzieller Verhältnisse." „Unter der Flut der Literatur über Japan, welche das letzte Jahrzehnt zu ertragen hatte, ragt Exner's Werk empor als ein fast einzig dastehender Bericht über den Eindruck, den das verjüngte Reich auf den Geist eines Mannes von hoher commerzieller Stellung gemacht hat. Die Kapitel oder richtiger Kapiteltheile, die von dem alten Japan handeln, sind natürlich bloße Zusammenstellungen und fordern kein besonderes Interesse heraus.... Die Statistik von Japan in commerzieller und anderer Beziehung ist von viel größerer Wichtigkeit und selbst interessanter als ein Zurückgehen auf künstlich hergestellte Mythen, und sie zeigt, wenn man Zeugnissen des 19. Jahrhunderts trauen darf, daß während der letzten zwanzig Jahre ein wahrhaft wunderbarer Fortschritt gemacht worden ist."

Bibliographie.

Andrea, S., Wilhelm Tell. Historische Erzählung. Dem Schweizervolke zur Bundesfeier gewidmet. Frauenfeld, J. Huber. 8. 2 M.

Berger, A. Freih. v., Epilog zur Mozart-Centennarfeier 1891 zu Salzburg. Salzburg, H. Kerber. 12. 70 Pf.

Dehn, P., Ein socialpolitisches Monopol. München, G. Franz. 12. 40 Pf.

Döring, J., Meine Dienstzeit. Friedens- und Kriegs-Erinnerungen. 1869—1871. Mit 4 Plänen und 1 Abbildung, den Durchgang durch die Sauer darstellend. Marburg i. H., N. G. Elwert. 8. 1 M. 20 Pf.

Dörmann, F., Neurotica. Mit einem Titelbild von C. Zewy. Dresden, E. Pierson. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Das Ende des Fürsten von Bismarck in der auswärtigen Politik. Von ***. Berlin, F. G. Fricke. 8. 1 M.

Förster, R., Johann Jakob Reiske und Friedrich der Große. Aus einer zur Feier des Geburtstages Sr. Maj. des deutschen Kaisers am 27. Jan. 1891 gehaltenen Rede. Breslau, E. Trewendt. Gr. 8. 40 Pf.

Lucian, F., Freie Wahrheit — wahre Freiheit. Zeitbilder. Dresden, E. Pierson. 8. 75 Pf.

Majerßky, A. v., Der Taugenichts. Ein Schauspiel. Dresden, E. Pierson. 12. 2 M. 50 Pf.

Meisner, H., Die Herzogin Maria Anna von Bayern und der preussische Reichstagsgesandte von Schwarzenau. Ein Beitrag zur Geschichte der preussischen Diplomatie in den Jahren 1778 bis 1785. Jauer, P. Guercke. Gr. 8. 1 M.

Pasqué, E., Es steht ein Baum im Odenwald. Eine Volkslieder- und Hofgeschichte von der Bergstraße. Darmstadt, A. Bergsträßer. 12. 75 Pf.

Pfohl, F., Führer durch Richard Wagner's Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg. Leipzig, F. Reinboth. 8. 75 Pf.

Prel, C. du, Hartmann contra Aksakow. Leipzig, O. Mutze. Gr. 8. 30 Pf.

— — Zur Mystik im Irrsinn. Erwiderung an Herrn Dr. G. Specht. Leipzig, O. Mutze. Gr. 8. 30 Pf.

Pudor, H., Das Freudenthal der Erde. Nach einer Ansprache vor der Egidyschen Pfingstversammlung. Berlin, Bibliographisches Bureau. Gr. 8. 40 Pf.

Ritter, H., Richard Wagner als Erzieher. Ein Volksbuch und zugleich Begleiter zu den Bayreuther Festspielen. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schmitt, E., Alsalieder. Gedichte eines Elsässers. Straßburg i. E., C. F. Schmidt. 12. 1 M. 50 Pf.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Unterwegs. Schilderungen und Naturansichten von den beliebtesten Reisewegen. 1. bis 3. Bd. Wien, A. Hartleben. 8. à 1 M. 80 Pf.

Sepp, J., Völkerbrauch bei Hochzeit, Geburt und Tod. Beweis für die Einheit des Menschen-Geschlechts und die Urheimat Asien. München, Literarisches Institut Dr. M. Huttler. 8. 2 M.

Seyth, A., Traumeskinder. Erzählende Dichtungen. Dresden, E. Pierson. 8. 2 M.

Stegemann, H. (H. Sentier), Der Abgott. Modernes Drama. Dresden, E. Pierson. 8. 1 M.

Steger, V. F. L., Laetate. Fröhliche Lieder. Dresden, E. Pierson. 8. 1 M.

Steinberg, S., Das Preußenkind. Erzählung aus dem Leben. Gotha, F. A. Perthes. 8. 3 M.

Die Sünden der „Armen" von einem auch Armen. Berlin, O. Janke. Gr. 8. 1 M.

Thom, H., Entehrt. Roman aus der Gegenwart. Leipzig, R. Claußner. Gr. 8. 2 M.

Tschirn, G., Der Mensch Jesus und das historische Christentum. Streitschrift wider die theologischen Gegner M. von Egidys. Berlin, Bibliographisches Bureau. Gr. 8. 1 M.

Volk, G., Berglust. Neue Gedichte und Sprüche in Odenwälder Mundart. Offenbach a. M., Th. Steinmetz. 12. 1 M.

Wetli, K., Die Heimkehr aus der Morgartenschlacht. Gespräch in einer Schwyzer Familie, Sonntag, 16. November 1315. Ein Festspiel zur 600jährigen Jubelfeier des 1. ew. Bundes vom 1. Aug. 1291. Zürich, Artistisches Institut Orell Füßli Verlag. 12. 1 M.

Wichner, J., Aus der Mappe eines Volksfreundes. Neue lehrreiche Erzählungen und lustige Schwänke. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Wien, H. Kirsch. 12. 2 M. 40 Pf.

Wöhlau, V. v. d., Das Ideal. Beim Kommandierenden. Friedlinde. Drei Erzählungen. Leipzig, G. Böhme Nachf. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Zahn, A., Wanderung durch Schrift und Geschichte. Aus der Zerstreuung gesammelt für Freunde und herausgegeben von einem Freundeskreise. Gütersloh, C. Bertelsmann. Gr. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Theodor Körner.

Zum 23. September 1891.

198 Seiten Groß-Octav auf holländischem Papier. Cart. 12 M.

Ein Beitrag zur Säcularfeier Theodor Körner's, bestehend aus drei werthvollen facsimilirten Briefen Körner's und seiner Braut Antonie Adamberger, einer großen Anzahl meist noch ungedruckter Briefe an und von Körner und sonstiger Documente und Dichtungen. Ein Anhang enthält wichtige Lebenserinnerungen Antonie Adamberger's und eingehende Erläuterungen des Herausgebers.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1891. Zehntes Heft.

Inhalt: Der weiße Rabe. Novelle von Otto Roquette. — Die elektrische Kraftübertragung. Von W. Berdrow. — Arbeiterschutzfragen. Von J. Sabin. — St.-Petersburg seit 30 Jahren. Eine ethnographisch-zeitgeschichtliche Studie von Staatsrath Dr. O. Heyfelder †. — Die Waarenabzahlungsgeschäfte und ihre rechtliche Behandlung. Von Ludwig Fuld. — Die Städte des südlichsten Brasiliens. Von Dr. Alfred Hettner. — Schlaf und Traum. Von Dr. med. Moritz Alsberg. — Die Mittelschulen in Serbien. Von Anton Schmitter in Belgrad. — Die deutsche Auswanderung. Von Dr. Kuno Frankenstein. — Todtenschau.

„Unsere Zeit" erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Kolonien:

Land und Leute,

geschildert von

Dr. Berthold Volz,

Director des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam.

Mit 71 Abbildungen und 2 Karten.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M. 50 Pf.

Der bekannte Verfasser der bereits in fünf Auflagen verbreiteten Bearbeitung von Stanley's Werk „Durch den dunkeln Welttheil" gibt unter Benutzung des neuesten und besten Quellenmaterials zum ersten mal eine anziehende Schilderung des gesammten deutschen Kolonialgebietes. Land und Leute der Haupttheile der einzelnen Kolonien erfahren eine eingehende anschauliche Darstellung. Zahlreiche Abbildungen unterstützen den Text; außerdem sind auf 2 Karten sämmtliche deutsche Kolonien in großem Maßstabe graphisch dargestellt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 9. Auflage. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Diese beliebte, bereits in neunter Auflage vorliegende Erzählung Gerstäcker's ist eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die sittliche Weltordnung.

Von

Moriz Carriere.

Zweite erweiterte Auflage.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

(Bildet auch den 13. Band von Carriere's Gesammelten Werken.)

Der berühmte Verfasser gibt in diesem Werke, von dem eine zweite Auflage nöthig geworden ist, die wissenschaftliche Entwickelung der seinen weit verbreiteten Schriften über Kunst, Religion und Geschichte zu Grunde liegenden Ideen. Er geht dabei nicht von Abstractionen und Voraussetzungen, sondern vom vollen blühenden Leben aus, welches er zu verstehen und dessen Princip er so zu erfassen sucht, daß es den Thatsachen der Wirklichkeit, dem Mechanismus der Natur wie der Freiheit des Geistes gewachsen ist und für jeden Wahrheitsuchenden die Kluft zwischen Glauben und Wissen überbrückt. Die zweite Auflage ist wesentlich erweitert, namentlich auch durch Bezugnahme auf die neuesten Schriften zur Ethik. Die klaren fesselnden Ausführungen des Verfassers sind nicht nur für Philosophen und Theologen, sondern auch für jeden gebildeten Laien von größtem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von **Thomas Carlyle.**

Aus dem Englischen von P. Feddersen.

Zweite Auflage, umgearbeitet von E. Erman.

Drei Theile. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 8. October 1891.

Inhalt: Eine neue Geschichte der deutschen Kunst. Von Gustav Portig. — „Moderne“ Literatur. Von Adolf Brieger. — Lyrische Goldschnitt- und Durchschnittliteratur. Von Richard Weitbrecht. — Zur Geschichte der nordamerikanischen Union. Von Rudolf Doehn. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine neue Geschichte der deutschen Kunst.

Geschichte der deutschen Kunst. I. Die Baukunst. Von Robert Dohme. II. Die Plastik. Von Wilhelm Bode. III. Die Malerei. Von Hubert Janitschek. IV. Der Kupferstich und Holzschnitt. Von Karl von Lützow. V. Das Kunstgewerbe. Von Jakob von Falke. Mit zahlreichen Illustrationen im Text, Tafeln und Farbendrucken. Berlin, Grote. 1891. Lex.-8. In Lieferungen zu 2 M. Fünf Bände. 90 M.

Ein seltsamer Zufall hat es gewollt, daß ich in d. Bl. als Verfasser von reigenführenden Artikeln unwillkürlich einen Beitrag lieferte zur Wahrheit des Sprichwortes: Die Gegensätze berühren sich. So oft ich auch bisher an erster Stelle der Artikel das Werk eines namhaften Verfassers besprach, war ich in der unangenehmen Lage, einer Zeitgröße nachweisen zu müssen, daß sie nur eine Tagesgröße sei. Dazu gesellten sich noch andere Schmerzen. Wenn man so wie ich Jahrzehnte lang als Recensent die Sintflut der heutigen literarischen Hervorbringungen sich vorüberwälzen sieht und dabei beobachten muß, wie nur die wenigsten aus Wasser Wein zu machen vermögen: da ist es mir oft gewesen wie jenen, welche einst an den Wassern Babels saßen und weinten. Heute aber bin ich in der entgegengesetzten Lage: ich darf, ja ich muß freudig loben und fast nach allen Seiten hin Anerkennung spenden; ich muß deutsche Wissenschaft über allen Theaternebel der Reclame hinausheben in die reinen Höhen dankbarer Bewunderung, und zugleich es als Ehrenpflicht aller Kunstfreunde bezeichnen, ein mit ganz außerordentlichen Opfern hergestelltes Werk auch zu erwerben. Es handelt sich um die „Geschichte der deutschen Kunst“, welche 1887—91 bei G. Grote in Berlin in fünf stattlichen Bänden erschienen ist und zu deren Herstellung sich eine Anzahl von Kunstgelehrten ersten Ranges miteinander verbunden hat. Diese sind der Geheimrath Dr. Robert Dohme, Mitglied der Akademie des Bauwesens, der Geheimrath Dr. Wilhelm Bode, Director des Alten Museums in Berlin, Dr. Hubert Janitschek, Professor der Kunstgeschichte an der Universität zu Straßburg, Dr. Karl von Lützow, Professor an der k. k. technischen Hochschule zu Wien, Jakob von Falke, Director des k. k. Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie ebendaselbst: lauter Männer, deren Gelehrsamkeit und Federgewandtheit längst feststeht.

Der Gedanke, mit dem Rüstzeuge der noch so jungen Kunstwissenschaft von der Warte des neuen Deutschen Reiches aus die Geschichte der ganzen bisherigen Entwickelung der deutschen Kunst zu schreiben, ist gleichzeitig in mehrern Köpfen aufgetaucht. Insofern hierdurch verschiedenen Bedürfnissen und Bildungsgraden Rechnung getragen wird, ist gegen diese gleichzeitige Bearbeitung einer und derselben gewaltigen Aufgabe nichts einzuwenden. Hat doch der Nestor unserer Kunsthistoriker, Wilhelm Lübke, 1890 eine „Geschichte der deutschen Kunst von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart“ vollendet (Stuttgart, Ebner und Seubert), in welcher er sich selbst übertroffen und den edelsten Auszug seiner langjährigen Studien und Forschungen in gedrängter, aber klarer und erschöpfender Form wiedergegeben hat. Das Ganze ist ein einheitlich straffes, mit persönlicher Freude geschriebenes, den Stoff gleichmäßig vertheilendes, die neuesten Forschungen berücksichtigendes Gesammtbild der deutschen Kunst, wie es zur Einführung in das Studium dieses Zweiges der Kunstgeschichte gar nicht besser gedacht werden kann. Besonders wohlthuend berührt bei Lübke, daß er in seiner Darstellungsform das Gleichgewicht hält zwischen Klarstellung der allgemeinen Gesichtspunkte und den betreffenden Einzelheiten, zwischen Rahmen und Bild.

Sodann hat H. Knackfuß, Professor an der Kunstakademie zu Kassel, 1888 zwei Bände einer „Deutschen Kunstgeschichte“ erscheinen lassen (Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig). Es gereicht diesem überaus fleißigen

Werke zum Lobe, daß die Fülle der in den Text gedruckten (ungefähr mittelwerthigen) Abbildungen eben diesen Text nicht hat todt machen können. (Bekanntlich verdankt eine in gleichem Verlage erschienene deutsche Literaturgeschichte den erstmaligen zahlreichen Abbildungen ihren buchhändlerischen Erfolg.) Knackfuß bildet zu Lübke eine sehr passende Ergänzung insofern, als letzterer die Einzelheiten mehr als bloße Belege für die leitenden Ideen beibringt, ersterer aber sie zu plastisch heraustretenden künstlerischen Charakterbildern ausgestaltet. Jedenfalls sind beide Werke Musterleistungen in ihrer Art für die kunstliebenden Laien. Wenn die Beschäftigung mit der Kunstgeschichte sich ebenso gedankenlos abmachen ließe wie das willenlose Schaukeln auf den Wogen der Töne; wenn man beim Lesen jener Bücher ebenso träumen könnte wie bei der Lektüre von Romanen und Familienjournalen, so würden die Werke von Lübke und Knackfuß einen „sensationellen Erfolg“ gehabt haben!

Da kommen nun, ursprünglich sogar an erster Stelle, Koryphäen der heutigen Kunstwissenschaft aus Berlin, Straßburg und Wien zusammen, um ihrem Volke ein literarisches Monument aufzuführen, welches zur Zeit als ein „Fürst Bismarck“ auf dem Ocean der Weltliteratur einherfährt. Dies sagen wir, obwol wir dankbar dessen gedenken, was Kugler, Schnaase, Waagen, E. Förster früher auf diesem Gebiete geleistet haben; auch sehen wir ab von den zahlreichen Einzelarbeiten, deren Ertrag selbst die Grote'sche Kunstgeschichte berücksichtigen mußte. Es war zunächst ein sehr glücklicher, weil zeitgemäßer Gedanke, daß mehrere Ebenbürtige sich theilten in eine große gemeinsame Aufgabe, damit jeder ein besonderes Fach der einen Methode und dem einen Geiste (des modernen Realismus) dienstbar machte. Ist doch heutzutage der Stoff so erdrückend gewachsen, sind doch die Anforderungen an die kritische Erforschung und Beurtheilung so sehr gestiegen, daß zwischen der Vereinigung aller Zweige in einer Hand und zwischen dem Sichverlieren in lauter einzelne Abhandlungen als der einzig richtige Weg erscheint, daß ein so bedeutendes Ganze von mehrern Fachgelehrten der gleichen Richtung und Befähigung bearbeitet wird. Nun freilich macht sich die uns vorliegende Neubearbeitung als eine selbständig forschende zuweilen auch dadurch fühlbar, daß eine ungleichmäßige Vertheilung des Stoffes, ein Vordrängen der gesammelten Materialien, ja sogar zuweilen eine Aneinanderreihung der ursprünglichen Notizen sich fühlbar macht. Gleichwol erweisen sich alle als Meister der heutigen kunstgeschichtlichen, sowol zergliedernden als vergleichenden Methode. Sie alle sind einig in der Hochschätzung, zuweilen sogar Ueberschätzung der alten deutschen Kunst; sie alle verfügen über ein so reiches Wissen, daß dieses ihnen manchmal über den Kopf zu wachsen droht. Sie haben den realistischen Grundzug der Gegenwart gemein, wenn auch der eine maßvoller als der andere; unverkennbar ist der Einfluß Anton Springer's, welcher die Kunstgeschichte als selbständigen Theil der heutigen Geschichtswissenschaft getrieben wissen wollte, dabei aber verlangte, daß eigene künstlerische Empfindung sich mit gründlicher Erforschung und Sichtung des zugänglichen Materials verbinde, daß Hypothesensucht und äußerliches Aesthetisiren vermieden werde.

Mit ihrer Grundansicht sind die Verfasser vollkommen in ihrem Rechte; nur haben sie sich im Eifer gegen eine willkürliche Aesthetik hie und da fortreißen lassen, allzu trocken realistisch, ästhetisch und culturgeschichtlich völlig abgeblaßt zu werden. Wenn die Herren sich damit begnügen, ihr Material wissenschaftlich festzustellen und in allgemein culturgeschichtliche Zusammenhänge einzureihen, so gebührt ihnen der wärmste Dank für eine derartige grundlegende, in sich selbständige Behandlung der Kunstgeschichte; nur sollen sie den Aesthetikern nicht wehren, auf gesichertem, kunstgeschichtlichem Grunde gewisse ästhetische Gesetze allgemeiner Art zu suchen, andererseits aber Kunstwerke, Künstler, Zeitströmungen durch ästhetisch congeniale Reproduction wieder aufleben zu lassen. Zum leidlich befriedigenden Sehen oder Hören der Kunstwerke bringt das Publikum nicht der Kunsthistoriker als solcher, sondern der Aesthetiker, wenn er eine nachschaffende Phantasie hinreichend mit Vernunft und Wissen, hinreichend auch mit dem Schönheitsideal jeder besondern Kunst gesättigt hat.

Andererseits soll nicht verschwiegen werden, daß die Sonderbearbeitung der einzelnen Künste auch ihre Nachtheile im Gefolge hat. Im Mittelalter ist die decorative Plastik so untrennbar mit der kirchlichen Architektur verbunden: in Dürer, Holbein, Schongauer u. a. sind Maler, Stecher und Zeichner so unzerreißbar eins, daß eine Zerschneidung dieser Erscheinungen in zwei Hälften ein einheitlich befriedigendes Bild unmöglich macht.

Wenn ich nun auf engstem Raume die einzelnen Fächer herauszuheben versuche, so thue ich das nur mit großem Widerstreben. Ich möchte nicht zu jenen grundgelehrten Narren gehören, welche in ihrer Silbenstecherei Einzelheiten aus einer reichen großen Arbeit herausgreifen, um daran ihr Dreierlicht leuchten zu lassen; will weder undankbar noch unbescheiden sein gegenüber den Verfassern, weil ich nur zu gut ermesse, welche Schwierigkeiten sie überwunden haben; weil mir nichts verhaßter ist als unproductive Kritikasterei. Gleichwol muß ich diesen und jenen Punkt herausgreifen für den Leser; ich thue es aber mit der ausdrücklichen Versicherung, daß sich vom Gesammteindrucke dieser Bände selbst nicht ein Schatten hier wiedergeben läßt.

Dohme hat in seiner Geschichte der deutschen Baukunst (erster Theil des gesammten Werks) sich stützen können auf die jetzt überall durchgeführte oder mindestens noch im Gange befindliche Aufnahme der baugeschichtlichen Denkmäler durch Gelehrte und Künstler. Darüber hinaus aber strebt er ein Höheres an: er will die Entwickelungsgeschichte der deutschen Baukunst, das allmähliche Ausreifen und Wechseln der baukünstlerischen Gedanken schildern.

Also auch hier wird die darwinistische Zauberformel auf ein Gebiet übertragen, welches seinem Wesen nach mit dem Princip des Darwinismus nur in sehr entfernter Verwandtschaft stehen kann. Unter Führung Springer's legen die heutigen Kunsthistoriker auf die Vorstufen und Vorbereitungen eines Kunstwerks oft mehr Werth als auf dieses selbst. Ein ähnliches Streben zeigt eine gewisse Richtung in der heutigen Literaturgeschichte, sogar diejenige Philosophenschule, welche aus lauter beseelten Atomen ein sogenanntes Summationsphänomen (den Geist) oder aus lauter Endlichkeiten das Unendliche herausdestillirt. Man steht also unter dem Banne der Hegel'schen Philosophie mit ihrer Grundanschauung des ewigen Werdens, während man doch sonst vor jeder Metaphysik sich bekreuzigt. Dohme fügt allerdings hinzu, daß diese Entwickelung aus den jedesmaligen technischen und künstlerischen Voraussetzungen zu begreifen sei; er hütet sich aber, diese „künstlerischen" Bedingungen des Näheren darzulegen, weil er dann zu den ihm unliebsamen culturgeschichtlichen und ästhetischen Factoren Stellung nehmen müßte. Diese lassen sich allerdings nicht darwinistisch construiren; sie bilden die größere Hälfte eines Kunstwerks, auch dann, wenn Dohme sie weder verstehen kann noch will.

Wenn Dohme sagt: „Durch den Gewölbebau in den romanischen Kathedralen wurden die bisher voneinander unabhängigen Bautheile in ganz bestimmte, gegenseitige Verhältnisse gebracht: das bisher lediglich nach ästhetischen Gesichtspunkten Coordinirte wird zu einem organisch sich aufbauenden und fest in sich zusammengeschlossenen Ganzen", so muß ich diesen Seitenhieb gegen die Aesthetik zurückweisen. In den Kirchengebäuden mit Holzdecken stehen die Hauptglieder allerdings unter sich in organischem Zusammenhange, nur nicht das Dachwerk mit dem Gebäude selbst. Dagegen zeugt von Unbefangenheit der Ausspruch:

> Der gothische Kathedralbau ist in seinen Grundzügen das Ergebniß streng mathematischer Construction. Auf der Höhe seiner Entwickelung bildet er infolge dessen ein organisch durchgearbeitetes Ganze, das an logischer Folgerichtigkeit nur im griechischen Tempelbau (soll heißen: in dem classisch vollendeten Muster des griechischen Tempels) seinesgleichen findet, der doch auf constructivem Gebiete weit hinter der mittelalterlichen Kathedrale zurückbleibt.

In dem Munde eines Mannes wie Dohme ist mir doppelt erfreulich das Bekenntniß, daß die Aufgabe der Gothik nur einmal in idealer Durchbildung gelöst worden sei. Aus zwingenden ästhetischen und historischen Gründen nehme ich aber an, daß Gerhard von Rile allein der Schöpfer dieses Riesenbaues gewesen ist und viel weniger den nordfranzösischen Vorbildern verdankt als Dohme will. Freilich, was schadet es, daß ein großer Meister im Andenken der Nachwelt geschädigt wird, wenn nur selbst in dem einheitlich Vollendeten möglichst viele Glieder der „Entwickelung" herausgeklügelt werden können! Aus der Charakteristik des Heidelberger Schlosses greife ich nun als sehr gelungen die Stelle heraus:

> Im Friedrichsbau haben wir die Zeit der letzten Reife unserer Renaissance. Die Gedankenfülle der Frühzeit hat sich geklärt, die Formen sind einfacher und derber geworden, ein schweres Relief der Glieder ersetzt die alte Zierlichkeit. Der Einfluß der Antike auf das Ornament ist verschwunden und die Kartusche ist an seine Stelle getreten; ein scharf ausgeprägter Vertikalismus hat den Horizontalismus der Frühzeit verdrängt. Das Gefühl für Verhältnisse hat sich geklärt, ein reineres architektonisches Empfinden entwickelt.

Endlich hebe ich aus der Kennzeichnung des Barockstiles heraus:

> Innerhalb der antiken Baugliederung kann man entweder die einzelnen Glieder reicher ornamentiren, oder man kann einen malerischen Reiz der gesammten Bauanlage erstreben. Das Eindringen malerischer Tendenzen in die Baukunst wirkt aber zersetzend auf das tektonische Compositionsgefühl. Je glänzender sich die technische Sicherheit in der Ornamentirung entwickelt, desto mehr entfernt sich der decorative Apparat von allem Zusammenhange mit der Construction. Ueber die Musik der Verhältnisse hinaus auch womöglich im reichen Schmuck des Bauwerks seine Kraft zu bewähren, wird aber das Streben jedes begabten Architekten sein. Deshalb greift er zur figürlichen Plastik; ihr Relief erhöht das Licht- und Schattenspiel, ihre irrationalen Kurven beleben die Fläche, aber die Schönheit des einzelnen Werks an sich ist dem damaligen Architekten ebenso nebensächlich wie etwa die Reinheit der architektonischen Profile.

Zu wirklichen Ausstellungen gibt nur Veranlassung die Geschichte der deutschen Plastik von W. Bode. Hier wird bei einer zweiten Auflage verhältnißmäßig am meisten nachzuholen sein. War es schon in hohem Grade bedauerlich, daß Dohme die Geschichte der deutschen Baukunst mit dem Schlusse des 18. Jahrhunderts abschnitt, so ist es geradezu unfaßbar, wenn Bode die deutsche Plastik schon um 1530 im Absterben begriffen sein läßt. Was dann folgt, macht er auf 20 Seiten ab, ja für die Bildnerei von 1530 bis 1680 genügen ihm 6 Seiten. Die Geringschätzung, mit welcher Bode dort spricht von den einheimischen Arbeiten, ist nicht gerechtfertigt; denn wenn auch in jener Zeit monumentale Skulptur fast ganz der decorativen weichen mußte, so ist dies noch kein Grund, den Werth der decorativen Plastik willkürlich herabzudrücken. Wenn Bode am Anfange seines Buchs der Geschichte der kleinen Elfenbeinreliefs einen so breiten Raum gönnte, so mußte er auch die Geschichte der spätern decorativen Plastik viel ausführlicher behandeln. Stehen doch die Elfenbeinreliefs mit der Miniaturmalerei in viel engerem Zusammenhange als mit der Geschichte der monumentalen Plastik. Ganz entschieden aber muß ich mich dagegen erklären, daß Bode in einer für das ganze deutsche Volk bestimmten Geschichte der Plastik seinen speciellen Liebhabereien diejenigen Theile opfert, für welche er mit seiner großen Begabung am ersten einzutreten verpflichtet war: ich meine die Kunstgeschichte der ferneren und näheren Gegenwart. Wann werden endlich unsere deutschen Gelehrten die schwere Versündigung meiden, welche sie an der nationalen Gegenwart (diese im weitesten Sinne des Wortes genommen) so oft begangen haben? Die Herren wollen eine gewisse Vornehmheit damit herauszwingen, indem sie gerade da

aufhören, wo sie alle ihre besten Kräfte einsetzen sollten. Petrefacten erhalten sie in Spiritus, wo sie von der Fülle und Schaffensfreudigkeit der Neuzeit förmlich erdrückt werden; anstatt von der Höhe ihrer Stellung herab Wächter und Pfadfinder zu sein in dem unklaren Ringen der Gegenwart, schweigen sie die Neuzeit todt und registriren immer weiter und weiter der Urväter Hausrath. Bode hätte ferner mindestens die Hälfte seiner Skizzenbücher in Anmerkungen und Anhängen unterbringen sollen; auch muß man den in vollster Manneskraft noch stehenden Gelehrten warnen, sich nicht in allzu vielseitiger und aufreibender Thätigkeit frühzeitig zu verbrauchen. Wie sehr Bode in flüchtigen Umrissen arbeitet, zeigt z. B. die Art, wie er die bekannten Externsteine abthut. Wenn ferner sein großer Scharfsinn erkennt, daß die beiden Figuren am Eingange des Chors in der Kirche zu Wechselburg von einem zweiten, minder begabten Künstler herrühren müssen, warum geht er diesen Weg nicht zu Ende und gesteht zu, daß wir es hier aus schwerwiegenden Gründen nicht mit alttestamentlichen Helden zu thun haben? Dem Urtheil Bode's über die Goldene Pforte am Dome zu Freiberg kann ich nicht zustimmen; der von Bode gerügte Mangel an Belebung der Figuren ist, soweit vorhanden, durch die Eingliederung in ein architektonisches Werk bedingt. Dagegen trifft Bode in der Charakteristik des Brüggemann'schen Altarwerks in Schleswig den Nagel auf den Kopf; auch hebe ich noch besonders hervor sein Verdienst um die Entdeckung der Pietà in der Marienkirche zu Zwickau i. S.

Eine überaus gediegene Arbeit ist die Geschichte der deutschen Malerei von H. Janitschek, an welcher der Verfasser nicht weniger als sieben Jahre gearbeitet hat. Sein monumentales Werk erreicht fast den Umfang, welchen die vorangehenden Bücher von Dohme und Bode zusammen haben. Wol noch mehr als seine Vorgänger hat er eine staunenswerthe Selbstprüfung der Originale verbunden mit der Durchforschung aller wissenschaftlichen Quellen. Seine culturgeschichtlichen Einleitungen sind darum musterhaft, weil sie in ihrem Inhalte schlechterdings nur in diesen Abschnitt der Geschichte passen, nicht aber, wie so oft, auch anderen Zusammenhängen eingereiht werden können. Ungleich mehr als seinen Vorgängern, selbst mehr als Anton Springer, ist es Janitschek gelungen, seine sorgfältig ausgefeilten Darstellungen mit einer Durchdringung von reiner Kunstgeschichte und gesunder Aesthetik auszustatten, die allgemeinen Gesichtspunkte mit den betreffenden Einzelheiten zu sättigen. Er bringt es wirklich zu lebensvollen Bildern und macht das Studium seines echt wissenschaftlichen Werks zu einem Genuß.

In der ersten Hälfte des Mittelalters spielt die Buchmalerei eine große Rolle, wie niemals wieder. In deren Erforschung hat Janitschek so Großes geleistet, daß geradezu alle bisherigen (mehr katalogisirenden) Berichte über diesen Zweig der deutschen Malerei verschwinden müssen. Janitschek sondert die erdrückende Fülle der Handschriften in Gruppen und bringt die zahlreichen Miniaturen zum ersten male in einen wissenschaftlichen Zusammenhang. Wenn er dabei die Ansicht vertritt, daß die Miniaturmalerei des deutschen Mittelalters denselben Stil offenbare wie die gleichzeitige Wandmalerei und deshalb als vollgültiger Ersatz für die verlorenen Wandbilder hervorgezogen werden könne, so geht er doch wol zu weit. In den Miniaturen sind jedenfalls viel mehr Veränderungen und Neuerungen anzubringen gewesen als in den Wandbildern; überdies könnten wir zur Vergleichung doch nur die Wandmalereien von Reichenau noch heranziehen. Doch behauptet Janitschek gewiß mit Recht, daß die Geschichte der Federzeichnung die Geschichte des nationalen Stiles im Mittelalter bedeute, während die künstlerische Persönlichkeit erst von der Mitte des 14. Jahrhunderts in den Vordergrund trete. Desgleichen könnten erst vom 12. Jahrhundert an der Bilderschmuck der profanen Schriften und die Illustrationen der Kirchengeschichte schärfer auseinandergehalten werden. Vom 12. Jahrhundert an entwickelt sich die deutsche Malerei bis zu ihren Höhepunkten in Dürer und Holbein; in der folgenden Periode (Mitte des 16. bis Schluß des 18. Jahrhunderts) fällt die Vorherrschaft den Virtuosen und Akademikern zu, während mit Chodowiecki ein „neues Leben" beginnt, welches herabreicht bis zur Gegenwart.

Soll ich nun einzelne Stellen zur Charakterisirung des großen Werks herausgreifen, so komme ich in die größte Verlegenheit, weil man von der Ueberfülle vortrefflicher Abschnitte erdrückt wird. Doch sei es gewagt! Ueber die sogenannten Apostel von Dürer sagt Janitschek:

> In ihnen legte Dürer Zeugniß ab dafür, daß er aus eigener Kraft heraus am Abende seines Lebens jene reifste Verbindung von monumentalem Stil und Naturwahrheit fand, die in ihrer Wirkung ebenso erschütternd wie feierlich ist. Der Tiefblick des seelenkundigen Philosophen, die Begeisterung einer echt religiösen Natur haben sich hier mit der freiwaltenden Schöpferkraft des großen Künstlers vereint, um die Charaktere der vier Hauptträger des Urchristenthums, Johannes und Petrus, Paulus und Markus, dem Geiste der Schrift entsprechend zu gestalten und in den vier verschiedenen Charakteren zugleich in tiefsinniger Symbolik die vier Urtypen menschlicher Charaktere zu zeichnen. Die Gewandbehandlung ist von einer Rhythmik der Linien und einer Einfachheit des Wurfs, daß auch darin kein zweites Werk deutscher Malerei in Wettbewerb treten kann. Der wuchtigen Wirkung ist es nur förderlich, daß die Gestalten fest auf beiden Füßen ruhen; aller Ausdruck mächtigen Lebens ist ja im Gesicht gesammelt. Die Farbe ist von gleicher Feierlichkeit der Wirkung. Wie den Formen alles Ueberflüssige, Kleine, so mangelt der Farbe alle Unruhe, alles Bunte u. s. w.

Weiter hebe ich folgende feinsinnige Urtheile heraus:

> Die Gestalten des A. J. Carstens sind voll Lebens, nicht voll individuellen Lebens, sondern voll von jenem, wie es die zum Gattungstypus gesteigerte Einzelexistenz besitzt.... Man kann in einer Bleistiftskizze mehr Lebensenergie und Monumentalität bezeigen, als in einem viele Quadratmeter messenden Historienbilde.... Genelli hat seinen Oelbildern die milde coloristische Haltung des Fresco gegeben; Preller besitzt die Meisterschaft, auch in der Composition die Figuren mit der Landschaft organisch zu verbinden.... Seit Michelangelo und Rubens ist kein so gestaltungsgewaltiger Künstler mehr erschienen wie Cornelius, mindestens

nicht auf dem Gebiete des Erhabenen. Die Wucht der Formengebung, die Leidenschaft der Bewegung in den apokalyptischen Reitern erschüttern wie ein Orkan; die acht Seligkeiten sind lauterste Eingebungen einer hohen plastischen Formenschönheit. Solches kann nur ein ganz großer und ganz echter Künstler bieten. Die Werke des Cornelius werden dem Maler der Zukunft sagen, daß Schaffen nicht blos Malen, sondern auch Gestalten ist, und daß die Hand des Künstlers auch über den Horizont hinübergreifen darf. Eine Tagesströmung kann Cornelius für die Menge aus der Mode bringen; Menschen aber, die ein wirkliches inneres Verhältniß zur Kunst besitzen, werden auch auf verschütteten Pfaden den Weg zu ihm finden.... Kaulbach hat mit seiner religiösen Gedankenmalerei das ganze Bildungsphilisterthum zum Enthusiasmus hingerissen.

Der Mangel an Raum zwingt mich, die beiden letzten Bände, die Geschichte des deutschen Kunstgewerbes von J. von Falke, des deutschen Kupferstichs und Holzschnittes von Karl von Lützow, nur kurz zu erwähnen. Beide Verfasser sind als Schriftsteller so geübt, daß sie hinsichtlich der formellen Abrundung und der Flüssigkeit des Stils ihren Collegen den Rang ablaufen. Besonders J. von Falke ist ein Meister des besten Feuilletonstils; er hat die Betrachtung des deutschen Kunstgewerbes vom künstlerischen (nicht vom industriellen) Standpunkte aus in glänzender Weise geschrieben. K. von Lützow beherrscht die Literatur wie die Geschichte des Kupferstichs in staunenswerther Weise. Es freut mich, daß Lützow sein Werk beschließt mit einer Weisung, wie die reproductive Kunst der Zukunft sich gestalten soll. Er sagt:

Wie der Holzschneider die alte zeichnerische Weise hat aufgeben müssen, um sich auf der Höhe der Gegenwart zu erhalten; wie unser ganzes Buchwesen, die xylographische und photographische Illustrationskunst ein reiches, malerisches Gewand angelegt haben: so muß auch die Technik des Kupferstechers durch ihre eigene Kraft den Zugang zu der großen Bahn der Zeit finden. Auf dem Gebiete der Radirung ist dies schon geschehen. Aber auch mit der Grabstichcltechnik läßt sich dasselbe Ziel erreichen. Es braucht nur der Stichel wieder zu einem zweiten Pinsel zu werden, der den Empfindungen mit voller Geschmeidigkeit folgt und ihre Glut nicht erkalten läßt, bevor er das Werk vollendet.

Ich kann mein Referat nicht schließen, ohne endlich auch festgestellt zu haben, daß die Ausstattung mit künstlerischen Beilagen alles weit hinter sich läßt, was bisher auf diesem Gebiete geleistet worden ist. Die Kunst, die verschiedenen Techniken und Stoffe im Reproductionsverfahren wiederzugeben, hat hier eine staunenswerthe Höhe erreicht; die Gediegenheit, Mannichfaltigkeit und Schönheit der Bilder sind im höchsten Grade befriedigend. Ehre und Dank einem Verleger, der dies wagt und damit förmlich eine neue Epoche in der Illustration einleitet!

Es sei mir erlaubt, an dieser Stelle auch eines namhaften Todten ehrend zu gedenken. Ich halte Anton Springer's „Grundzüge der Kunstgeschichte“ in dritter Auflage für das Beste und Reifste, was der Schöpfer der heutigen Kunstgeschichte geschrieben hat; für ebenso bedeutend in seiner Art, wie die Grote'sche „Geschichte der deutschen Kunst“. Hubert Janitschek will mir als sein berufener Nachfolger erscheinen; die andern Kunstgelehrten sind mindestens Geistesverwandte des Heimgegangenen. Möchten sie doch auch darin seinem Vorbilde folgen, daß sie es nicht verschmähen, von der Höhe ihrer gesicherten Stellung herab, das Berechtigte und die Auswüchse der nationalen Kunst der Gegenwart zu fördern und zu hemmen. Ich sehe wol ein wiedergeborenes Deutsches Reich, aber noch lange keine wiedergeborene deutsche Kunst; wer hilft unserm Volke zu einem Siege des germanisch-christlichen Geistes in den Lebensformen des 20. Jahrhunderts?

Gustav Portig.

„Moderne“ Literatur.

1. Sommerfest. Ein moderner Musenalmanach. Mit Original-Beiträgen von H. Bahr, O. J. Bierbaum, J. Brand u. a. Erste Reihe. München, Münchener Kunst- und Verlags-Anstalt. 1891. 16. 1 M.
2. Modernes Leben. Ein Sammelbuch der Münchener Modernen. Erste Reihe. München, Münchener Handelsdruckerei und Verlagsanstalt, M. Poeßl. 1891. 8.
3. Moderne Blätter. Wochenschrift der Gesellschaft für modernes Leben. Redacteur: J. Schaumberger. Heft 16—19. München, Münchener Handelsdruckerei und Verlagsanstalt, M. Poeßl. 1891. Gr. 4. Vierteljährlich 1 M. 25 Pf.
4. Krieg und Frieden. Novellen von Detlev Freiherrn von Liliencron. Leipzig, Friedrich. 1891. 8. 3 M.
5. Friedli der Kolderi. Von Karl Spitteler. Zürich, A. Müller. 1891. 12. 3 M.
6. Eine stille Welt. Bilder und Geschichten aus Moor und Heide von Timm Kröger. Leipzig, Friedrich. 1891. 8. 4 M.
7. Liebfrauenmilch. Von Wilhelm Arent. Mit einer einführenden poetischen Epistel von Aloys John-Eger u. s. w. Dresden, E. Pierson. 1891. 8. 3 M.

In dem münchener Musenalmanach „Sommerfest“ (Nr. 1) begeht Hermann Bahr die Geschmacklosigkeit, eine Biertischanekdote zu einer sechs Seiten langen Geschichte breitzutreten, ein zu massiger Unterbau für eine kleine Zote. Die Richtung und Neigung dieses Schriftstellers wird übrigens S. 57 von R. von Seydlitz in den „condensirten Kritiken“ sehr scharf charakterisirt:

Hauptmann: Es ist nicht alles wahr, was stinkt.
Bahr: Wenn's nur stinkt!

Als eine unfreiwillige Nachahmerin des Bahr'schen Stils — glücklicherweise nur des Stils — erscheint Anna Croissant-Rust in der Skizze „April“, während sie sich in der Erzählung „Gertrud“ im „Sammelbuche“ selbständiger zeigt. In demselben Buche parodirt Hanns von Gumppenberg Bahr. Er fängt die Sache ganz richtig an. Der affectirte Wahnsinn eines Stils, welcher Conradi's letzten Stil noch weit überbietet, läßt sich an sich

nicht übertrumpfen, deshalb hat Gumppenberg dies zuckende, zappelnde, strampelnde, knirschende und fletschende Gethue und Gehabe dadurch lächerlich gemacht, daß der Zappelmann „gierheulend" endlich in einer Manilacigarre den Gegenstand seines Verlangens entdeckt. Von lyrischen Beiträgen im Almanach hebe ich Franz Held's „Abschiedstrompete" und Arno Holz' „En miniature" als eigenartig hervor; Karl Henckell hat aus dem Gerede des Rembrandt-Propheten den Anlaß zu dem hübschen Gedichte vom „Heimlichen Kaiser" hergenommen. Das seelenvollste Gedicht ist John Henry Mackay's „Wandlung".

„Modernes Leben" (Nr. 2) trägt das Motto: „Jeder nach seiner Art." Wenn's nur wahr wäre! Bierbaum's „Waschmadelhistorie" erscheint doch nur als eine vergröbernde Ueberbietung der Liliencron'schen Grisettenpoesie. Beiläufig: ob die „deutsche" Moderne durch den Import dieses französischen Genres gewonnen hat, ist eine wohl aufzuwerfende Frage, und wie diese Art des Herabsteigens zum Volke zu den sittlich-socialen Zielen stimmt, welche so mancher „Moderne" in Poesie oder Versen verherrlicht, das ist erst recht eine Frage, über die nachzudenken die Anhänger dieser Richtung allen Anlaß hätten. Ohne Originalität ist auch Schaumberger in der Probe, welche er unter der Ueberschrift „Ihr Ausgang" aus einem nächstens erscheinenden Buche über das münchener Kaffeehausleben gibt: Zank und Prügelei zweier eifersüchtiger Kellnerinnen. Zola's Vorbild ist ja unverkennbar, aber der berghohe Schmuz bei dem großen französischen Realisten ist weit weniger widerwärtig als der, welchen Schaumberger uns sozusagen auf dem Präsentirteller entgegenträgt. Auch „Eu- Eu- Eulaliah ... !" zeigt, wohin die Jagd nach dem Bizarren und Häßlichen führt. In der Stoffwahl oder Erfindung übertrifft übrigens Panizza alle an Abgeschmacktheit und Widerwärtigkeit. Die bedeutendsten Beiträge dürften die von M. G. Conrad sein. Der Titel der „novellistischen Seelenstudie" „Jenseits" ist wol zu deuten: „Jenseits von Gut und Böse". Aber der Held soll doch wahnsinnig sein, und der Philosoph meint jedenfalls mit „Jenseits von Gut und Böse" etwas anderes, freilich etwas, das es für den zurechnungsfähigen Menschen nicht gibt. Der Mann, dessen Thun und Leiden uns interessiren soll, ermordet eine unwürdige Geliebte, ganz logisch — nach der Logik des moralischen Wahnsinns — und, ebenso logisch, den einzigen Mitwisser. Vor Gericht vereitelt er den Versuch der Vertheidigung, ihn für unzurechnungsfähig erklären zu lassen. Ich bezweifle es, ob einem Wahnsinnigen das gelingen kann. Conrad aber will, daß der Mann das Opfer eines Justizmordes wird; er will Zeugniß ablegen gegen die Todesstrafe. — Die seelischen Vorgänge sind vorzüglich geschildert, aber warum hat Conrad, statt mit gewohnter Klarheit zu erzählen, seine Darstellung in der Mitte mit den psychischen Reflexen des Geschehenden begonnen und so eine Dunkelheit über einen Theil der Novelle verbreitet, in welcher der Durchschnittleser seitenlang rathlos umhertappt? Das unheimliche Gefühl, welches der Leser empfindet, als ob er selbst der Gewalt des Wahnsinnigen verfallen könnte, hätte sich doch auch in der Erzählung erzielen lassen. Ein lehrreiches Bild aus der Wirklichkeit gibt die „novellistische Scene aus dem Arbeiterleben" „Die gute Haut". Höchst liebenswürdig sind endlich die Gedichte, welche Conrad beigesteuert hat: an seine Mutter, zum Theil in fränkischer Mundart, an seinen Vater und die Anekdote von seinem Sohne Erwin. Wie tief und rein ist hier alles empfunden und wie anmuthend ist es ausgeführt!

Schaumberger hat sich über die Lingg-Feier geärgert und spielt gegen die Behauptung, daß die Lieder, welche das Volk auf der Straße singe, die echte deutsche Poesie seien, die Thatsache als Trumpf aus, daß an jenem Abend — zwei münchener Burschen auf der Straße die Marseillaise gesungen hätten.

Ebenso gibt Bierbaum in den „Modernen Blättern" (Nr. 3) zu erkennen, daß ihn Oskar von Redwitz' Todtenfeier verdrossen hat. In eben diesen Blättern liefert Otto Götze einen Beitrag „zur Frage der Todesstrafe". Er läßt die sittliche Unverantwortlichkeit einfach als eine zweifellos bewiesene Wahrheit gelten und spricht sich dann mit lebhafter sittlicher Entrüstung gegen die Herren Mörder für die Todesstrafe aus. Mit solchen Gegnern freilich kann Conrad leicht fertig werden.

Von den Novellen Detlev's von Liliencron (Nr. 4) ist die letzte und umfangreichste, welche er „Die Schnecke" betitelt hat, in diesen Blättern schon besprochen worden (Nr. 51 d. Bl. f. 1890, S. 811). Von den drei andern sind die beiden ersten vorzüglich. Die Art, wie Liliencron den Leser die Spannung vor dem Kampfe, die Aufregung des Kampfes selbst und die erschütternden Eindrücke, welche seinen Ausgang überdauern, ja mit ihm erst recht stark werden, durchleben, mit Geist, Seele und allen Sinnen durchleben läßt, ist geradezu einzig. Gegenden, Situationen, Personen, alles weiß er mit wenigen Strichen hinzuwerfen, mit sicherm Takte eine Einzelheit herausgreifend, welche Leben und Bestimmtheit gibt, aber sich nie ins Einzelne verlierend, immer Dichter, alles aufs tiefste empfindend und dabei immer über dem Stoffe schwebend, immer der Meister einer ungezwungenen, in allem Endlichen leise auf ein Unendliches hindeutenden Symbolik. Ich greife auf gut Glück die erste beste Stelle heraus, um den Künstler der Darstellung zu zeigen. Der Erzähler liegt verwundet in einem Wärterhäuschen:

> Die Hausthüre, die unmittelbar in dies Zimmer geht, steht weit auf nach außen. Ich sehe nur den gleichgrauen Himmel; gegen diesen hebt sich, wol über den Pfosten losgerissen, eine im Winde schaukelnde Weinranke ab; an dieser sitzt ein einziges großes, grünes, fast durchsichtiges Blatt, das sich fortwährend dreht. Dieser Anblick vermehrt zuerst meinen Schwindel, dann aber beruhigt er mich; die grüne Farbe von der grauen abgehoben that mir wohl.

Die dritte Novelle „Das Abenteuer des Majors Glöckchen" ist im ganzen schwach. Der Verfasser will ein Abenteuer, welches ein Major als junger Lieutenant erlebt hat, nach dessen Tagebuche erzählen, fügt aber

einsichtig hinzu, er erzähle die kleine Geschichte in einem andern Deutsch, als er sie in jenen Blättern gefunden habe; aber man fängt bald zu zweifeln an, ob er sie auch nur ihrem Inhalte nach aus jenem angeblichen Tagebuche haben könne, dessen Verfasser als ein gutmüthiger, aber beschränkter Mensch erscheint. Vor allem erkennt man in der Schilderung gewisser bizarrer, räthselhafter Gemälde die eigene Erfindung des Verfassers. Was soll und was leistet also jene Fiction? Der Ausgang ist unzureichend; wir erfahren weder das Wie der Ueberlistung noch die wahre Gesinnung oder den Gesinnungswechsel der schönen jungen Polin Anastasia. Die Schilderung des Marsches bei der Hitze ist dagegen Liliencron's ganz würdig.

Die Studie „Friedli der Kolderi", welche dem Buche Karl Spitteler's (Nr. 5) nach einer immer mehr einreißenden verkehrten Sitte den Namen gibt, ist in diesen Blättern schon berührt worden (a. a. O.). Sie ist das Beste im ganzen Buche, das, worin die Eigenart des Verfassers am vollsten zum Ausdrucke gelangt. Von den „vier Feuilletons" — eine nichtssagende Bezeichnung — welche das Buch eröffnen, dürfte das erste das beste sein. Der Typus der Menschen, „welche es für den Inbegriff menschlicher Weisheit halten, aus jedem Ding den schwarzen Faden herauszuklauben", ist sehr gut getroffen und die lebensverfinsternden, Unseligkeit ja Unheil verbreitenden Folgen einer solchen Denkweise sind an einem durchaus wahrscheinlich erfundenen Beispiele überzeugend veranschaulicht. Auch die zweite Geschichte wurzelt in lebendiger Wirklichkeit. Das Schicksal eines Schwyzers, der in der „alten guten Zeit" als Mensch zu lieben wagte, und als ihn die ungestraft bleibende Frivolität seiner engherzigen Landsleute derer, die er liebte, beraubt hatte, sich durch den Ausdruck seiner Verzweiflung in den Augen und vor dem Richterstuhle seiner fanatischen Zeitgenossen eines todeswürdigen Verbrechens schuldig machte, ist mit erschütternder Wahrheit dargestellt. Nicht ohne psychologische Feinheit ist „Ulysse und Jean", stark tendenziös aber klingt „Der Salutist" aus, wie jene Conrad'sche Novelle ein Protest gegen die Todesstrafe. Der Verfasser schließt seine Erzählung mit bitterer Ironie:

> Die Geschworenen waren zufällig gebildete, gefühlvolle und billig denkende Männer; und da sie besonderes Mitleid mit dem armen, bethörten Uhrmacher empfanden, erklärten sie ihn einstimmig schuldig in allen Punkten, ohne mildernde Umstände, um die Unabhängigkeit ihres Urtheils von ihrer Rührung zu erweisen.

Ob es wohlgethan ist, in einer Zeit, wo die Eifersuchtsmorde in entsetzlichem Grade zunehmen, den Eifersuchtsmörder — denn ein solcher ist Piere Grosjean — als einen Gegenstand besonderen Mitleids zu empfehlen und Geschworene zu verspotten, welche ihrem Eide treu nach bestem Wissen und Gewissen geurtheilt haben, das ist denn doch mehr als zweifelhaft. „Zwei Märchen" bezeugen keine besondere Begabung für diese Art der Dichtung. Das zweite ist allegorisch und tendenziös.

Der „singende Hauptmann", welchem die gewappnete bannerschwingende Jungfrau Eigenstolz gesellt ist, sollte im Gesangswettkampfe König werden, statt seiner aber wird es sein roher Hirtenknecht, welcher auf dem Kuhhorn bläst. Wir hören ja freilich oft genug Kuhhorngetute statt Gesang, Töne gemachter Roheit, aber auf welcher Seite? Welches ist die Richtung, von welcher Bleibtreu billigend gesagt hat, sie werde mit Brutalität hervorbrechen? Geibel, Grosse, Heyse und die andern Alten sind jedenfalls keine Kuhhornbläser.

In „Eine stille Welt" (Nr. 6), in Schleswigs Moor und Heide, führt uns Timm Kröger. Den Zauber dieser Moor- und Heidegegenden hat Klaus Groth zuerst entdeckt und so schön besungen, wie keiner nach ihm. Am nächsten kommt ihm, meist in Prosa schildernd, Theodor Storm und an diesen schließt sich wieder, wenigstens da, wo er sich nicht gehen läßt, Detlev von Liliencron nicht unwürdig an. Jetzt hat der Holsteiner Timm Kröger als Prosaerzähler dieselbe Bahn betreten. Noch steht er seinen Vorgängern Storm und Liliencron nicht gleich und man kann nicht wissen, ob er sie überhaupt erreichen wird, aber der Natursinn des Schriftstellers wie sein Sinn für Menschenseele und Menschenart ist echt. In den ersten Geschichten: „Antäos" und „Wohin?" macht sich nach meinem Gefühle die Tendenz unbefriedigend und recht störend geltend. „Eine vergessene Melodie" leidet an einem andern Fehler. Es ist ja hübsch, wenn einer den Rhythmus des Dreschflegelschlages versteht und ihm sinnig etwas unterlegt. Aber mit solchen Unterlegungen ist es wie mit einem Witze: man darf sie nicht zu Tode hetzen. Wenn uns schließlich ganze Herzensgeschichten vorgedroschen werden, so wird die Sache ungereimt. Uebrigens leitet der Titel der Novelle irre. „Träume" bringt die humorvolle Erzählung einer Jugendwanderung, einer Suche nach den „Originaldeutschen". In „An der Pforte des Glücks" erzählt der Dichter uns schlicht, warm und lebensvoll, wie er — oder sein Held — das Glück seines Lebens gefunden hat und sein noch täglich sich freut. Es ist eine Geschichte voll Sonnenschein, wie eine rechte Idylle sein soll. Eine fesselnde Schilderung, welche in einer frischen neckischen Dorfgeschichte endet, ist „Im Moor" betitelt. Die „unheimliche Geschichte" „Kaspar" macht uns mit einem angeblichen Geisterbeschwörer bekannt, einer Originalgestalt, und erzählt in lustigster Weise das Schreckensabenteuer, welches der Verfasser als Knabe bestanden habe, als er es gewagt hatte, in Doctor Faust's Höllenzwang zu lesen. Nicht weniger erheiternd wirkt ein anderes Knabenabenteuer „Die Justiz auf Irrwegen". Der dreizehnjährige „Herr" Hans Harms in Neudorf ist als Junge vorgeladen und legt sein Zeugniß unter der Wirkung eines beträchtlichen Quantums Bier, das er genossen hat, ab. Die Wirkungen des Getränks schreibt die irregehende Justiz der tiefen seelischen Ergriffenheit des von der Heiligkeit seiner Pflicht durchdrungenen jugendlichen Jungen zu, wie später der Mann aus den Acten ersieht. „Auf der Heide" nimmt unter den Kröger'schen Dorfgeschichten wol die erste

Stelle ein. Die Geschichte seiner ersten Verliebung, welche der junge Arzt auf der Heidefahrt zum neuen Heim der jungen Gattin berichtet, hat den vollen Reiz humorvoller Tragikomik. „Die Roßtrappe von Neudorf" ist eine gutgeschriebene Humoreske und die Geschichte vom „klugen Hektor und dem dummen Johann" ist die Umgestaltung eines „Volksmärchens", richtiger eines Schwanks, welches dem Pfarrer eins anhängt.

Es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn sich an der Neige des 19. Jahrhunderts die literarischen Unarten der Zeit „bepuderter Perrücken" wiederholen. Wilhelm Arent hat sein jüngstes Buch „Liebfrauenmilch" (Nr. 7) mit „einer einführenden poetischen Epistel von Aloys John-Eger, einem Vor- und Schlußwort des Autors und einem Epilog von Paul Henckell" versehen; außerdem aber wird, was vor zweihundert Jahren nicht Sitte war, das Buch durch einen ganzen Schwarm von Motti unsicher gemacht, die zum Theile von recht zweifelhafter Herkunft sind. Zur Zierde dagegen gereicht dem Buche die Doppelwidmung: „Paul Barsch, dem trefflichen schlesischen Kronbarden, und Adalbert von Hanstein, dem Dichter der «Menschenlieder».

Arent will in diesem Buche der „Poesielesewelt etwas Originelles, durchaus Eigenes, mit einem Worte: Ich-Beichte in Herzblutstropfen" geben. Deutlicher kann er die Tendenz, welche ihn als Dichter ruiniren muß, unmöglich aussprechen.

Ja, ruiniren! Ludwig Uhland spricht ein bitteres Wort über den edeln Skalden, der nur betrachten mußte sein groß zerrissen Herz. Aber Heinrich Heine dachte bescheidener und künstlerischer als Arent. Mochte sein Leiden „den blassen Heinrich" auch interessant machen, gelesen und geliebt wollte er doch vor allem sein wegen der Schönheit seiner Gedichte. Arent dagegen verlangt, das Publikum solle ihm um seiner Person willen die Beichte abhören, es solle und müsse sich für alles interessiren, was er thue und leide, für sein Genießen wie für seinen Katzenjammer, ganz gleich, in welcher Gestalt er seine innern und äußern Erlebnisse ausspreche. Dieser Anspruch ist allerdings unbescheiden.

„Ich-Beichte in Herzblutstropfen!" Wie tragisch das klingt! Man denkt an den Pelikan der Sage. Aber dieser ernährt mit seinem Blute seine Jungen, während Arent's Poesie größtentheils ungeeignet ist, irgendeine Seele zu ernähren. Mit dem Herzblute ist es natürlich auf der einen Seite nicht so schlimm, dafür ist die Sache aber auf der andern Seite desto schlimmer. Niemand kann sich immerfort Blut abzapfen, auch nicht figürlich. Diese Bluterei wird, je länger je mehr, großentheils ein kokettes Gethue, an dem der Dichter als solcher zu Grunde geht. Zuweilen rafft sich Arent ja auf aus dem lähmenden Egoismus der sentimentalen Selbstbetrachtung:

Trage mit Würde
Die düstere Bürde,
Die die Natur
In die Wiege gab —
Deines Glückes Grab!
Nimm dich freundlich
Der Verlassenen an!
Lindre der Armen
Und Elenden Noth,
Gib ihnen Brot,
Speise sie, tränke sie,
Und sei glücklich,
Wenn du andere
Glücklich siehst.

Diese Mahnung entspricht unzweifelhaft mehr der ursprünglichen Natur des Dichters als der ewige Schmerzenscultus, der ja doch ein Selbstcultus ist.

Das neue Arent'sche Buch enthält vielleicht, um einen Bleibtreu'schen Ausdruck zu gebrauchen, mehr „unverantwortlichen Schund" als irgendein früheres. Doch ist manches recht belustigend für den, der Sinn für einen gewissen Ulk der Commersbücher hat. „Dämonium" endigt:

Dort in ranz'ger Nachttaverne
In der Wolga Sandregionen
Beten zu der Liebe Sterne,
Wo lustfinstre Skopzen wohnen.

Anderswo „grüßen purpurn maur'sche Scharlachsonnen" — mit dem Purpur treibt Arent überhaupt unglaublichen Unfug.

Hie und da verliert Arent auch das ihm ursprünglich sonst eigene Gefühl für Rhythmus und Wohlklang: „Kein Mislaut je die Still' durchtönt", und „was an Fühl'n der Mensch hier hegt", „des Will'ns" u. s. w. Auch findet er es geschmackvoll auf „Wade" — „Rade" (statt „Räder") zu reimen. In der Geschmacklosigkeit leistet er überhaupt gelegentlich das Aeußerste. „Mein Klümpchen Fleisch und meine Liebesgöttin, mein Weib, Traumbild u. s. w." Hie und da finden wir die ärgste Bänkelsängerei.

Doch genug von diesem Zeug! Jetzt kommen wir zu dem Dichter Arent. Er ist in den ersten zwei Dritteln des Buchs höchstens mit einem Dutzend Gedichten vertreten. Zu diesen zähle ich: „Im Mai", „Juni", „Nimm meine Seele hinaus", „Liebessehnsucht", „Hoffnung der Menschheit", „Tancred und Clorinde", „Nur eines möcht' ich vor dem Sterben wissen", „Umsonst" „Der Mondschein träuft..." und trotz des bedenklichen Anfangs vielleicht „Wunsch". Im letzten Drittel überwiegt die Poesie. Wir finden oft den alten Arent wieder, den Arent der Mehrzahl der Lieder der „Dichtercharaktere", welcher die Poesie noch für eine Kunst hielt und vom Liede verlangte, daß es schön sei. Ich kann leider nur wenige kurze Proben mittheilen:

Zuruf.

Laß fließen deine Thräne!
Blick' nicht so hoffnungslos,
Du blasse Magdalene!
Die Rose aus dem Moos
Hebt nun zum Licht ihr Haupt,
Die Königin der Au,
Wenn ihr der Sturm geraubt
Des Himmels Demantthau...

Abendstimmung.

Schlanke Ulmen geben Schatten,
Spenden holde Wanderruh,
Aus dem Thal, dem sonnensatten,
Neigt sich Friede sanft uns zu.

Aus der Höhen reinem Lichte,
Aus des Aethers goldnem Duft
Klingt's wie Himmelsgruß: Verzichte,
Wenn der Lärm der Welt dich ruft!

Stimmung.

Sanfte Schatten
Sinken mild
Auf der Matten
Bleiches Bild;

Dämmerung weiße
Fäden spinnt —
Märchen leise
Raunt der Wind . . .

7. Februar 1887.

Ich will im Lichte baden,
Im Lichte selig sein!
Und du sollst mich begnaden
Und mit mir selig sein.

Auf der Berauschung Pfaden
Wallen wir traumallein —
Und alle Götter laden
Wir süß zu Gaste ein.

Dies wenige Proben von vielem Schönen. Es ist keine Frage, daß Wilhelm Arent noch jetzt einer unserer besten Lyriker werden kann, wenn er Selbstkritik lernt und sich künstlerischer Gewissenhaftigkeit befleißigt.

Adolf Brieger.

Lyrische Goldschnitt- und Durchschnittliteratur.

1. Gedichte. Von P. K. Rosegger. Wien, A. Hartleben. 1891. 8. 3 M. 60 Pf.

Man steht diesem Buche mit einem eigenthümlichen Gefühl gegenüber, man kann nicht, wie sonst bei Rosegger, warm werden und bekommt das Gefühl einer gewissen Unzulänglichkeit des Dichters auf dem lyrischen Gebiete nicht los. Das Ganze ist dann aber doch wieder originell und nicht unbedeutend. Denn ein Dichter wie Rosegger kann zwar verschiedene nicht sehr bedeutende Gedichte und mangelhafte Verse machen, er wird aber keine unbedeutende Gedichtsammlung herausgeben. Daß er nicht zum Lyriker geboren ist, zeigt sich freilich auf Schritt und Tritt: es sind fast lauter gute Gedanken, launige Einfälle, vor den Verstand citirte Gefühle, die nur zufällig in die Versform gerathen scheinen. Denn die Versform ist ihnen nicht von Haus aus angeboren, sondern nachträglich gemacht worden, und es ist kein erkennbarer Unterschied zwischen den Prosastücken, die sich in diesen „Gedichten" finden, und zwischen den Versen.

Seltsame Klänge sind es, die uns hier entgegentönen; bald klingt es wie aus Großvaters und Urgroßvaters Zeit in Form, Art und Inhalt, bald rauscht ein voller Ton des Volksliedes herein, dann wieder ist alles modern durch und durch. Hier einige aufs gerathewohl herausgegriffene Proben:

Weißt du, Mädchen, daß ich sterbe,
Sterben muß an deinem Blicke,
Wenn er weg von mir sich wendet?
Weißt du, Mädchen, daß ich sterbe,
Daß dein Mündchen mich vergiftet,
Wenn es keinen Hauch mir sendet?
Weißt du, Mädchen, daß ich sterbe,
Und von deinen Armen sterbe,
Wenn mich diese nicht umschlingen?
Mädchen, schenke mir mein Leben,
Daß ich dir dasselbe schenke,
Soll das deine ich erringen.

Schon fleißig, lieber Goldschmied? Guten Morgen!
Ein bischen, Herr Nachbar, guten Morgen!
— Klopf, klopf!
Was wird denn geschmiedet so laut?
Ich schmiede ein Ringlein meiner Braut.
Das Ringlein wird glänzend und klar,
Ich führe sie bald zum Altar,
— Klopf, klopf, klopf!

Noch fleißig, lieber Goldschmied, guten Abend!
Ich bin nicht mehr Goldschmied, guten Abend!
— Klopf, klopf!
Was wird denn geschmiedet so laut?
Ich schmiede ein Kreuzlein meiner Braut,
Ein eisernes Kreuzlein fürs Grab,
Wir senken sie morgen hinab.
— Klopf, klopf, klopf!

Der Inhalt dieser Sammlung ist unter die vier Rubriken untergebracht: „Der Heimat", „Der Liebe", „Der Welt", „Dem Himmel", und wer Rosegger kennen lernen will, der darf an diesen Gedichten nicht vorbeigehen. Wir sehen in sein Herz hinein; denn Rosegger ist hier, wie immer, eine durchaus wahrhaftige offene Natur. Und wenn auch nicht um des hervorragend dichterischen Werthes dieser Gedichte willen, der übrigens durchaus nicht fehlt, so doch um des Dichters willen wird jeder gern auch nach den Gedichten des steirischen Sängers greifen. Er selbst hat sich folgende Grabschrift gedichtet:

Am Grabe eines Idealisten.

Ein glücklicher Mensch steigt hier zur Ruh',
Von einem Himmel zum andern;
In hehren Gestalten zieht er durchs All,
Wie selige Geister wandern.

Er hat ein reicheres Dasein geführt
Als all ihr Schlemmer und Prasser,
Er hat ein edleres Feuer genährt
Als alle die Hetzer und Hasser.

Er hat das Elend in Liebe geweiht,
Der Jämmerlichkeit sich verschlossen,
Er hat mit dem Blut von eurem Blut
Ein höheres Leben genossen.

Er hat genossen in fröhlicher Ruh',
Was ihr selbst im Kampf nicht erjagtet;
Er hat gebetet, gehofft und gejauchzt,
Dieweilen ihr klagtet und zagtet.

Dieweilen ihr geifernd das Leben verflucht
Und geifernd darnach habt gehaftet,
Hat er sich im Lichte des Himmels gesonnt,
Im Schatten des Waldes gerastet.

Ihm war ein heiterer Traum dieses Sein,
Das euch ein drückender Alp ist;
Das kommt, weil euch der Magen beschwert
Vom Fraße am goldenen Kalb ist.

Dieweil ihr auf allen Vieren kriecht,
Er fuhr auf dem Sternenwagen,
Ihn hat die göttliche Phantasie
Durch Ewigkeiten getragen.

Ihr sinket als Aas ins finstere Grab,
Als Samenkorn fällt er zur Erde. —
Hab' einst ich im neuen Sein die Wahl,
Mit wem ich's wol halten werde?

Ein glücklicher Mensch steigt hier zur Ruh',
Von einem Himmel zum andern;
In hehren Gestalten zieht er durch's All,
Wie selige Geister wandern.

2. Was der Neckar rauscht. Lieder und Schwänke von Robert Oechsler. Mit Zeichnungen von L. Sigler. Heilbronn, Weber. 1891. Gr. 8. 3 M.

Der Verfasser hat eine ganz ausgesprochene Begabung für die Schwank- und Gelegenheitsdichtung, und daß er auch echt lyrische Töne anzuschlagen vermag, das zeigt das Gedicht „Spätsommer“:

Vor Westeshauch die Wolken still zergehn;
Die Sonne will noch ihren Sommer sehn,
Noch einmal glänzen in verklärter Pracht —
Schon lauern hinterm Berge Herbst und Nacht.
Mildlächelnd tritt sie aus dem Wolkenthor,
Den heißen Pfeil versteckt in Silberflor.
Um alle Höhen webt ein zarter Duft;
Wie Abschiedsahnung zittert's durch die Luft,
In allen Wipfeln rauscht es wehmuthsvoll:
Es sinnt der Wald, ob er schon welken soll.
Am Abendhügel hält die Sonne still —
Der Sommer sinnt, ob er schon sterben will.

Als gelungene Probe seiner Schwankdichtung stehe hier:

Auch ein Reformationsheld.

Vor Kaiser und Reich zu Worms am Rhein
Sprach Luther sein weltgeschichtliches „Nein!“

Wie mancher Biedre hätte da
Gesagt in Gottes Namen: „Ja!“

Er sagt es Kaiser und Reich ins Gesicht:
„Hier steh' ich, ich widerrufe nicht,

Hier steh' ich, trotz Acht und Aberacht,
Trotz Teufels und der Höllen Macht,

Der Welt zum Trotz und ihrem Spott, —
Ich kann nicht anders, helf mir Gott!“ —

Da dies Wort gezündet wie Wetterstrahl,
Da ward erst Todtenstille im Saal,

Als ob die Geisterstunde kam,
Daß man das Knistern der Fackeln vernahm;

Als aber die Zungen vom Banne los,
Da erhob sich's im Saale wie Sturmesgetos,

Ein Stimmgewirr wie der Brandung Gebraus,
Gezisch und Gemurre, gemischt mit Applaus:

Die ballten die Fäuste: „Den Ketzerhund
Verschlingt ihn nicht gleich der Höllenschlund?“

Und andere: „Heil, Heil dem Gottesmann,
Deß kühnes Wort den Sieg gewann!“ —

Die Lauen, Lahmen so halb im Schlaf,
Die gähnten: „Die Red' war nicht übel, — recht brav!“ —

Allein in diesem Stimmenkrieg
Der Herzog Erich von Braunschweig schwieg.

Was dacht' er? — Er dachte —: „'s ist längst über Vier
Und wahrhaftig, — ich denke, — ist's Luthern wie mir,

So hat der Mann jetzt — recht Hunger und Durst!“ —
Und er sandte ihm Braunschweigs stattlichste Wurst

Nach der Herberg' ihm und ein Imi schier
Vom besten „Eimbecker“ Lagerbier;

Und trank ihm für solches Redestück
Aufs Specielle vor einen herzhaften Schluck! —

Sei, Biederster du, gepriesen mir,
Gepriesen die Wurst, gepriesen das Bier! —

Und ihr an dem Herzogbiedermann,
Philister, nehmt euch ein Beispiel dran:

Wenn einer für euch in die Bresche sich stellt,
Indeß es euch hinter dem Ofen gefällt;

Sein' Haut für euch zu Markte trägt,
Mit dem Drachen des Aberwitzes sich schlägt,

Ins Geisterkampfgewühle sich stürzt,
Mit den Gaben der Grazien das Leben euch würzt;

Indeß ihr schlaft des Gerechten Schlaf,
Für euch erfindet den — Telegraph, —

Denkt nicht: So einer lebt von der Luft,
Von dem künftigen Stein auf seiner Gruft,

Von dem Lorberkranz auf dem Sarkophag
Am — fünfhundertjährigen Todestag!

Denkt ein wenig auch an des Mannes Durst
Und an Herzog Erich's gesegnete Wurst,

Vergeßt nicht, Philister, vespert ihr,
Herzog Erich's gesegnete Kanne Bier!

Dennoch hätte Oechsler besser gethan, aus den vielen Dichtungen, die er laut S. 5 besitzt, ein anderes Buch zusammenzustellen. Denn gar vieles in diesen Proben seiner Kunst ist Gelegenheitspoesie gewöhnlicher Art, d. h. so eng mit dem Anlaß und den Personen verbunden, so voll von ganz speciellen Beziehungen und Anspielungen, daß der Leser weder angezogen noch erheitert wird, da er wahrscheinlich gerade das, was beim Vortrag einst die größte Heiterkeit erregte, gar nicht versteht. Ueberdies leiden die meisten dieser Gedichte an Flüchtigkeit der Form und theilweise an übergroßer Länge und verlieren sich häufig in das ja an und für sich sehr berechtigte Gebiet des Niedrig-Komischen. Ein volles Drittel dieser Sammlung hätte in den „Fliegenden Blättern“ seine Daseinsberechtigung gehabt, aber nicht in einem Buche; das andere Drittel hatte seinen Dienst vollkommen gethan, als

es vorgetragen wurde. Bleibt kaum ein Drittel, das wirklich werth ist, in Buchform gedruckt zu werden. Summa: wenn man viel gute Gedichte hat, muß man nicht einigen leicht entbehrlichen Zeichnungen zu Liebe ein im ganzen minderwerthiges Buch zusammenstellen.

3. In stiller Nacht. Gedichte von Clemens Erb-Rudtorffer. Wien, A. Hölder. 1891. 16. 2 M.

Das Vorwort lautet:

Und findest du, daß meine Lieder
Dich gar nicht interessiren,
So sag' es offen mir und ehrlich —
Es wird mich amusiren.

Ich kann es niemandem verwehren,
Dies Büchlein zu verbrennen —
Doch wer einst selber wahr empfunden,
Lernt hier sein Herz erkennen.

Das letzte Gedicht beginnt:

Ach könnt' ich die Saite stimmen,
Die der Menschen Herzen rührt,
Könnt' ich jene Höh erklimmen,
Die zur Anerkennung führt!

Und dazwischen sind 75 Gedichte folgender Art:

Kaum einen halben Gulden
Nenn' ich mein Eigenthum,
Sonst habe ich nur Schulden
Und eine weiße Blum'.

In Treuen und in Hulden
Hüt' ich mein Eigenthum —
Was kümmern mich die Schulden? —
Mein ist die weiße Blum'.

Oder:

Dein Auge glüht wie Feuer,
Es gleicht dem Karfunkelstein,
Du schreibst mir mit jedem Blicke
Ein Lied in die Seele hinein.

Die Lieder schreibe ich abends
In das Buch der Poesie,
Und lese sie immer von neuem —
Doch den Sinn verstand ich noch nie.

Wir können den Dichter versichern, daß niemand außer ihm seine Gedichte immer von neuem lesen wird und daß sie uns in der That gar nicht interessiren. So obenhin und heimhaft läßt sich die Muse nicht behandeln, wie hier geschieht. Die Verse mögen gewandt oder stümperhaft sein: wenn es dem Dichter so wenig ernst ist mit dem Dichten, wie diesem, wenn es so gar nicht glaubhaft erscheint, daß etwas vom Herzblute des Dichters darin ist — ich verlange ja nicht gleich einen Kübel voll, schon einige Unzen genügen —, dann kann man ruhig eine Gedichtsammlung auf die Seite legen; sie gleich zu verbrennen, wird man freilich angesichts der sehr hübschen Ausstattung Bedenken tragen.

Fast dasselbe wie über Rudtorffer läßt sich sagen von:

4. Gestrüpp und Heidekraut. Gedichte von Hans Müller. Reval, Wassermann. 1891. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Der Verfasser ist wol ebenfalls noch jung und hat schwerlich je mit der Muse ernste Zwiesprache gehalten. Er hat eben auch so einige Gedichte gemacht und sie nun, in einem Bändchen vereinigt, herausgegeben. Er wird darum nicht meinen, schon ein Dichter zu sein. In einem Gedicht, „Auto da fé“, erzählt er uns, wie er seine Gedichte habe ins Feuer werfen wollen; aber Apollo habe ihn daran verhindert. Das mag ja sein; aber zum Druckenlassen hat ihn Apollo sicherlich nicht aufgefordert. Und so steht es doch nicht, daß man seine Verse, an denen das Herz naturgemäß hängt, entweder verbrennen oder herausgeben muß. Es gibt auch noch ein Drittes: sie im Pulte behalten und gelegentlich sich und seine Freunde damit erfreuen.

Ein ganz anderer dichterischer Ernst spricht aus:

5. Lydia. Blätter der Erinnerung von Franz Wichmann. Leipzig, Claußner. 1891. 12. 1 M. 50 Pf.

Dichterischer und sittlicher Ernst, was bei dem heikeln Ehebruchsthema doppelt wohlthuend berührt. Was wir hier lesen, das ist nicht erdacht, sondern erlebt, wenn auch natürlich nicht blos aus dem Notiz- oder Tagebuche ins Dichterische übersetzt. Das ganze in Terzinen geschriebene Gedicht, eine Art Novelle in Versen, ist von einer Liebesleidenschaft erfüllt, die im Gesange frei wird, dem Dichter frei werden mußte. Man glaubt ihm, was er sagt; man spürt es den da und dort etwas schwerflüssigen Versen an, daß sie sich mit Nothwendigkeit und doch halb widerstrebend aus dem Herzen des Dichters losgerungen haben; man wird deshalb trotz einer gewissen Einförmigkeit in den Zauberkreis hineingezogen und bleibt sogar in Spannung bis zum letzten Worte. Darum nimmt man auch einige Stellen, wo die dichterische Bewältigung der Gefühle nicht ganz gelungen ist, gern mit in den Kauf.

Weniger tief vielleicht, aber dennoch aus voller Brust gesungen sind die

6. Gedichte von Friedrich Brombacher. Karlsruhe, Braun. 1890. 16. 1 M. 50 Pf.

Frühling und Liebe sind die beiden Stoffe, die hier in immer neuer Behandlung wiederkehren; ein anderer Klang wird fast nicht angeschlagen. Die neue Behandlung ist freilich nicht so zu verstehen, daß irgendetwas in diesen Gedichten neu, tief oder originell wäre; aber es ist auch nichts in ihnen, was schlecht, geschmacklos oder nach Form und Inhalt besonders zu tadeln wäre. Es ist die richtige Durchschnittlyrik, sozusagen der anmuthige dichterische Niederschlag derjenigen Stimmung, die bei jeder braven Liebe und in jedem schönen Frühling die Herzen erfüllt. Die Lieder gehen auch in der Form so ziemlich alle ungefähr nach folgender hübschen „Frühlingsankunft“:

Es strömt von allen Bergen
Hernieder Frühlingswehn
Und ruft aus finstern Särgen
Die Welt zum Auferstehn.

Hervor ihr Blumen alle,
Ihr Knospen brechet auf,
Der Lenz mit lustigem Schalle
Hält seinen Siegeslauf.

Ihr Frühlingsmusikanten
Hebt an die Melodei,
Den Lenz in allen Landen
Vermeldet mit Juchhei!

Laß, Erde, dich nicht bitten,
Thu' an dein Festgewand,
Dein Liebster kommt geritten
Auf glühendem Sonnenbrand.

Schon senkt sich aus den Lüften
Herab sein Blumengespann,
Mit herzerquickenden Düften
Fängt er sein Kosen an.

Bald sinkst du freudetrunken
Erglüht an seine Brust,
Entzündet von Götterfunken
Der heißen Liebeslust.

So schmücke deine Locken
Mit weißem Blütenkranz,
Laß alle Blumenglocken
Einladen zum Hochzeitsglanz.

Ungefähr denselben dichterischen Gehalt hat das

7. Buch der Liebe von Max Hochstädt. Zweite Auflage. Dresden, Pierson. 1891. 8. 2 M.

Hier geht's nach dem Motto: „Immer dasselbe":

Herzen und küssen, küssen und herzen,
Wenn wir nicht küssen, haben wir Schmerzen,
Wenn wir nicht herzen, sind wir krank,
So treibt man's im Leben sein Leben lang.

Und

Von Küssen und Kosen,
Was soll man wol andres singen?
Von Reben und von Rosen,
Was mag wol besser gelingen?
Für holdes Liebeswerben
Ist meine Zunge gefüge,
Das Altern und das Sterben
Kommt zeitig noch zur Genüge.

Hochstädt ist keine bedeutende dichterische Individualität und keine originelle Natur, aber sein Talent reicht für die Stoffe aus, die er sich gewählt hat. Zudem besitzt er die Gabe, leichtflüssige Verse zu machen, und manch flott hingeworfenes Lied entflieht seiner Feder. Das entschädigt einigermaßen für den Mangel an dichterischem Gehalt, der in vielen seiner Gedichte zu Tage tritt. In der Vorrede zur zweiten Auflage, die zum Besten des ganzen Buchs gehört, meint er: „Vielleicht wird man den schönen Einband loben." Ich bedauere, hierüber kein Urtheil zu haben, da das Buch (wie die andern, die mir vorliegen, außer Rosegger und Oechsler) nur broschirt und zudem unbeschnitten ist.

Nach solch blassen und wenig charakteristischen Dichtungen thut es wohl, einem Dichter von ausgeprägterer Eigenart zu begegnen, selbst wenn das Gesicht jene modernen Züge zeigt, die uns weniger anmuthen:

8. Funken. Neue Dichtungen von Ludwig Jacobowski. Dresden, Pierson. 1891. 8. 2 M.

Jacobowski gehört nach Geist und Form seiner Gedichte zu den „Modernen": er ist von der socialen Frage beherrscht, und seine Muse zeigt den bekannten weltschmerzlichen Zug. Ohne diese beiden Ingredienzien keine Gedichtsammlung eines „Modernen". Indessen sind es bei Jacobowski nicht bloße Zuthaten, um „modern" zu erscheinen, vielmehr ringt er selbst mit diesen Gewalten und sucht sie in packenden Bildern dichterisch zum Ausdruck zu bringen. Nicht immer gelingt es ihm und manch ein Gedicht läuft mit unter, das eben einfach kein Gedicht ist, sondern auf gut „moderne" Art nur ein Gedichtfragment. Auch die Form ist nämlich sehr vielfach „modern", d. h. vernachlässigt, ein schlecht sitzendes Kleid, und vom Schwulste der „Moderne", namentlich von den zusammengesetzten Wortungeheuern, die oft sprachlich unmöglich und inhaltlich unsinnig sind, hält auch er sich nicht ganz frei. Aber wie gesagt, er hat sein eigenes Gesicht, und das ist schon etwas in unserer gleichmachenden Zeit.

Zwei Kleinigkeiten sind

9. Der Schütze von Baden-Baden. Von Peter Schuhmacher (aus London). Halle a. S., Kummer u. Comp. 1891. 8. 50 Pf.

ein zehn Seiten langes unklares Gedicht, das füglich ungedruckt hätte bleiben können, und die lustigen

10. Variationen über das Thema „Laura am Klavier". In Nachdichtungen von Ulrich Klein (K. Karlshoff). Zweite vermehrte Auflage. Charlottenburg, A. Michow. 1891. 8. 80 Pf.

Die Schiller'sche Dichtung ist hier in der Manier von allerlei Dichtern wiedergegeben. Es mag vor einem Jahrzehnt gewesen sein, als diese Art der Variationen im „Schalk" zum ersten male an „Kommt ein Vogerl geflogen" erprobt wurde, und ich finde nicht, daß seitdem etwas Besseres in dieser Art gemacht worden wäre. Auch die vorliegenden Variationen, so gut der Ton einzelner Dichter getroffen ist, stehen jenen nach. Zudem ist die Wahl des Schiller'schen Gedichts für Variationen keine gerade glückliche. Am gelungensten scheinen mir die Variationen nach Heine, F. Reuter und E. Bormann, welch letztere ich zur Erheiterung hersetze. Bormann könnte sie selbst nicht besser machen (nur würde er einige Fehler in der Behandlung der Mundart vermeiden. D. Red.):

Nee awer, wie se sitzt und schbielt; wie scheene!
Nee hären Se, das is Sie zum Entzicken!
Wie so de Finger uff de Dasten dricken
Un man so blätschern in der Flud der Deene.

Wie soll ich glei das mit'n Bildchen schmicken?
Ja so: so sägeln durch de Flud zwei Schweene!
Dann sähen Se (das baßt Se awer scheene!):
Wie mit den Schnäbeln se ins Wasser bicken!

Ich sähe schon, Se haben Recht! — zehn Schnäbel
Für bloß zwei Schweene: das will nicht recht bassen;
Denn missen Se de Schnäbel fallen lassen!

Für meine Kunst is Sie das um kei Knäbel;
Sähn Se de Dierchens schlagen mit de Schwingen!
Un baßt Se dies nicht — hären Se se singen.

Wir schließen unsere Besprechung mit zwei Anthologien:

11. Die deutschen Ströme in ausgewählten Schilderungen deutscher Dichter. Herausgegeben von Rudolf Eckart. Gera, Bauch. 1891. Gr. 16. 2 M.

Ein sehr hübscher Gedanke, das Lob deutscher Ströme in einem kleinen Bächlein zusammenrauschen zu lassen. Aus ältern und neuern Dichtern hat der Herausgeber eine reiche und mannichfaltige Blumenlese ausgewählt und nach den Flüssen zusammengestellt. Natürlich nimmt Vater Rhein sowol nach Umfang als nach Bedeutung der Gedichte weitaus den ersten Rang ein: genau die Hälfte des ganzen Büchleins ist ihm gewidmet. Kein einziger anderer deutscher Strom kann sich auch nur annähernd mit ihm messen, und fast erscheinen die hier gesammelten Gedichte nur wie eine Beigabe zu einem Rheinbrevier. Doch ist auch unter diesen manches sinnige und patriotische Lied, und die ganze Sammlung ist geeignet, die Vaterlandsliebe zu erhöhen. Es sei deshalb zu Geschenken, namentlich für die Jugend, warm empfohlen. Hoffentlich besitzt es auch einen hübschen und soliden Einband — uns ist das Buch ungeheftet und halbbeschnitten zugekommen und befindet sich bereits im Zustande des Kartenspiels.

12. Gedichte des Grafen Adolf Friedrich von Schack. Für Schule und Haus ausgewählt und erläutert von Karl Halling. Dresden, Ehlermann. 1890. Gr. 8. 1 M. 30 Pf.

Ein begeisterter Verehrer von Schack's Muse hat hier eine gute Auswahl aus seinen Gedichten gegeben und mit Erläuterungen versehen, die theilweise sehr eingehender Art, theilweise im üblichen höhern Töchterschulenstile gehalten sind. Ob, wie der Herausgeber, der selbst Director einer höhern Mädchenschule und eines Lehrerinnenseminars ist, meint, Schack's Gedichte nur auch in dieser Auswahl sich ganz besonders zur Verwerthung beim Unterrichte, sogar in höhern Mädchenschulen, eignen, mögen die Schulmänner unter sich ausmachen. Jedenfalls ist Halling's Auswahl sehr geeignet, die Leser mit Schack, seinen dichterischen Vorzügen und — Schwächen bekannt zu machen, und vielleicht greift mancher nach Schack's Werken selbst, wenn er hier den Dichter einigermaßen kennen gelernt hat. Er wird dann freilich finden, daß Schack's „Plejaden" oder „Die Nächte des Orients" weit mehr werth sind, als die ganze Schack'sche Lyrik auch in der besten Auswahl. Doch wir haben hier nicht Schack selbst zu beurtheilen, sondern nur die Zusammenstellung und Erklärung seiner Gedichte, die beide je 100 Seiten einnehmen. Die Rubriken, unter welche die 70 Gedichte untergebracht sind, hat der Herausgeber theilweise Schack selbst entnommen („Gesammelte Werke", Bd. 1 u. 4); sie heißen: 1) „Gott, Natur, Liebe" (29 Gedichte); 2) „Unsterblichkeit"; 3) „Alterthum"; 4) „Romanzen und Balladen"; „5) Kampf und Sieg"; 6) „Aus fremden Ländern"; 7) „Vermischte Gedichte". Nach welcher Ausgabe citirt wird, weiß ich nicht. Für die Ausgabe der „Gesammelten Werke", die ich besitze (Stuttgart, Cotta, 1883), stimmten die Zahlen nicht. Doch ist das am Ende gleichgültig, da wol nur wenige Leser Schack's „Gesammelte Werke" haben werden.

Die Erläuterungen zu Schack's Gedichten sind — leider — ab und zu nothwendig, nicht blos für Schüler und Schülerinnen, sondern auch für sonstige Leser. In Halling's Buch wird man alles Nöthige finden und auch manches Unnöthige. Am meisten kann sich der Dichter selbst darüber freuen; denn selten wird einem Lebenden, welcher niemals einer literarischen Clique angehört hat, eine solche theils begeisterte, theils wahrhaft Goethe-philologenartige Behandlung zutheil, wie hier Schack. Er hat ja freilich die derzeit üblichen siebzig Jahre längst überschritten, die ein deutscher Dichter erlebt haben muß, um beachtet und gefeiert zu werden, und man kann ihm bereits sozusagen die Behandlung eines Todten angedeihen lassen. Möge ein gütiges Geschick sich dadurch nicht abhalten lassen, dem Dichter noch ein recht langes Leben zu schenken!

Richard Weitbrecht.

Zur Geschichte der nordamerikanischen Union.

Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika seit der Administration Jackson's. Von H. von Holst. Vierter Band. Berlin, Springer. 1891. Gr. 8. 14 M.

Mit dem vorstehend genannten Bande ist die verdienstvolle Arbeit H. von Holst's, Professors an der Universität Freiburg i. Br., soweit dieselbe die Verfassungsgeschichte der nordamerikanischen Union betrifft, zum Abschlusse gelangt. Das Werk verfolgt jedoch die Ereignisse nicht, wie wahrscheinlich viele Leser erwarten, bis zum thatsächlichen Ausbruche des Bürgerkrieges, obschon dieser bisher stets als das Ende des Alten und der Beginn des Neuen gegolten hat. Der Verfasser erblickt „das entscheidende Moment nicht darin, daß Abraham Lincoln an die Stelle von James Buchanan tritt, sondern darin, daß mit dem verfassungsmäßigen Ende des sechsunddreißigsten Congresses die Bahn frei wird für den Aufeinanderkrach der Rebellion und der Bundesregierung". Die preußische Akademie der Wissenschaften und die Regierung Badens konnten Herrn von Holst dadurch die Möglichkeit verschaffen, sein Werk zu Ende zu führen, daß sie ihm mit großer Liberalität die Mittel zur amerikanischen Studienreise im Jahre 1878/79 und zu wiederholtem Aufenthalte in London zur Verfügung stellten. An der Thatsache haben sie aber nichts zu ändern vermocht, daß eine wesentliche Voraussetzung für eine befriedigende Lösung der Aufgabe beständige und innige Verbindung mit dem Geistesleben des amerikanischen

Volkes in seiner lebendigen Fortentwickelung nach den verschiedensten Seiten hin nöthig war und diese nach der Natur der Dinge an einer süddeutschen Universität in einer Stadt von mittlerer Größe nicht in dem erforderlichen Maße und der rechten Weise erhalten werden konnte.

Das Buch enthält achtzehn Kapitel und beginnt mit dem für die Sklavenfrage wichtigen Processe des Sklaven Dred Scott. In diesem Processe entschied das Oberbundesgericht zu Gunsten der Partei der damaligen Demokraten, die in ihrer Mehrheit der Sklaverei freundlich gesinnt waren. Das zweite, dritte und vierte Kapitel behandeln die Lecompton-Constitution, die Jahresbotschaft des Präsidenten Buchanan vom 8. December 1857 und die Verhandlungen über die Lecompton-Constitution im Congresse. In diesen Kapiteln schildert der Autor unter anderm den Präsidenten Buchanan und sagt von ihm, daß er sich durch Schwäche, Selbstüberschätzung und Eigensinn ausgezeichnet habe. „Selbstüberschätzung knüpfte den Zettel seiner Politik und Schwäche und Eigensinn woben den Einschlag hinein." In seiner Jahresbotschaft forderte der Präsident unter anderm die Bildung von vier neuen Regimentern, um die aufständischen Mormonen in Utah zum Gehorsam zu zwingen. In ähnlicher Weise wird über die Präsidentenwahl, John Brown, eine Rede von Seward, die Conventionen in Chicago, Charleston und Baltimore berichtet. Die im Jahre 1860 vorgenommene Präsidentenwahl unterschied sich nämlich von allen frühern Kämpfen dieser Art nicht nur durch die größere Anzahl von Präsidentschaftscandidaten, sondern auch durch die möglichst genau definirten Grundsätze von dreien der Candidaten. Es gab nicht weniger als vier Parteien: erstens die Partei der Republikaner, welche den Grundsatz vertraten, daß die Sklaverei einzig und allein durch Local- und Municipalgesetze bestehe; in den Territorien herrschten nach ihrer Ansicht keine die Sklaverei sanctionirenden Gesetze, weshalb der Congreß verpflichtet sei, sie in allen Territorien der Union zu verbieten und von denselben fern zu halten. Präsidentschaftscandidat der Republikaner war Lincoln. Die zweite Partei in den Vereinigten Staaten bildeten die Anhänger von Stephan A. Douglas, welcher von dem Grundsatze ausging, daß die weißen Einwohner eines Territoriums darüber zu entscheiden hätten, ob daselbst die Sklaverei bestehen sollte oder nicht. Weder der Congreß, noch das Volk der Union, noch irgendein Theil der Unionsbevölkerung hätten das Recht, sich in diese Angelegenheit zu mischen. An der Spitze der dritten Partei stand Breckinridge, dessen Politik kurz also charakterisirt werden kann: Der Bürger eines jeden Staates der Union hat das Recht, nach irgendeinem Territorium auszuwandern und irgendetwas, das nach den Gesetzen seines Staates „Eigenthum" ist (also auch Sklaven), dahin mit sich zu nehmen, es zu halten, zu gebrauchen und in dem Besitze desselben geschützt zu werden. Die Bundesgesetzgebung ist verpflichtet, solchen Schutz zu gewähren, wo immer derselbe nothwendig ist, mit oder ohne Mitwirkung der Territorialgesetzgebung. Diese letztgenannte Lehre wurde durch die Entscheidung in der Dred Scott-Angelegenheit gebilligt. Was schließlich die Bell-Everett-Partei anlangt, so hatte dieselbe wenig oder gar keine Aussicht auf einen Sieg, namentlich nicht in den Baumwollstaaten. Das letzte Kapitel behandelt die letzten Compromißversuche, die aber misglückten. Indem die südliche Conföderation der Sklavenhalter und deren Freunde dem freien Norden das Schwert zum Kampfe für die Erhaltung der Union in die widerwillige Faust drückten, hatten sie ihn auch gezwungen, es nicht aus der Hand zu legen, bevor er der Negersklaverei mit demselben den Garaus gemacht, denn nach der Natur der Dinge war die Vernichtung der Sklaverei die Voraussetzung der Wiederherstellung der Union.

Rudolf Doehn.

Feuilleton.

In auffälliger Verspätung geht uns erst jetzt Professor Hermann Hüffer's bonner Rectoratsrede vom 18. October 1890 zu: „Anastasius Ludwig Mencken, der Großvater des Fürsten Bismarck, und die Cabinetsregierung in Preußen" (Bonn, Strauß, 1890), die zur Zeit ihres Erscheinens berechtigter Aufmerksamkeit begegnete. Ist doch in ihr die erste authentische, aus den Acten seiner Thätigkeit geschöpfte Würdigung des hochbegabten und verdienten Mannes geboten, dessen man in der Geschichte Preußens gedenken müßte, hätte seine Tochter ihm auch nicht den Enkel geboren, „der seinem Volke wie eine Feuersäule auf dem Wege zu staatlicher Einheit und Größe voranswandeln sollte". Ferner zeichnet der Vortrag in andeutendem Umrisse die Geschichte und Wirksamkeit des preußischen königlichen Cabinets, welchem Mencken, der sein Leben nur auf funfzig Jahre brachte, während achtzehn derselben angehört hat. Nach dieser Richtung bildet die Rede nur den Vorläufer des ihr unmittelbar gefolgten Buchs des Verfassers: „Die Cabinetsregierung in Preußen und Johann Wilhelm Lombard" (Leipzig, Duncker u. Humblot), das wir in Nr. 26 d. Bl. besprochen haben. Eine Anmerkung zum vorliegenden Vortrage eröffnet den Ausblick auf einen in nicht zu langer Zeit zu erwartenden ausführlichen Lebensabriß des Geheimen Cabinetsraths A. L. Mencken.

— Die Hefte 121—131 der Neuen Folge der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von Rudolf Virchow und Wilhelm Wattenbach (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G.), behandeln folgende Themata: „Helgoland" von Gustav Diercks; „Eine deutsche Stadt im Zeitalter des Humanismus und der Renaissance" (Augsburg) von Christian Meyer; „Die culturhistorische Bedeutung Voltaire's" von Prof. Hagmann; „Die Naturkräfte im Dienste des Menschen" von Prof. Töpfer; „Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen" von Hellmuth Mielke; „Westfälische Kohlenformation" von Karl List; „Lysipp und seine Stellung in der griechischen Plastik" von Emanuel Löwy; „Adolf Bastian" von Achelis; „Das deutsche Nationalbewußtsein in der Geschichte" von Guntram Schultheiß; „Ueber die Volksdichtung der Römer" von Lucian Mueller; „Das nordische Wohnhaus während des 16. Jahrhunderts" von Wilhelm Goetz.

Die von Jürgen Bona Meyer im gleichen Verlage herausgegebenen „Deutschen Zeit- und Streitfragen“ bringen in den Heften 81—87 der Neuen Folge: „Aus dem modernen Ungarn. Culturhistorische und politische Skizzen“ von Hermann Schumacher; „Die Bewegung für Errichtung von Heimstätten“ von K. Schneider; „Wandlungen der Geschichtsauffassung und des Geschichtsunterrichts besonders in Deutschland“ von Richard Mahrenholtz; „Zur Reformfrage des Personentarifs der Eisenbahnen in Deutschland“ von Otto Odrich; „Die Gefängnißstrafe und die bedingte Verurtheilung im modernen Strafrecht“ von Rudolf Mumm; sämmtlich vortreffliche und im Mittelpunkte des Tagesinteresses stehende Abhandlungen.

— Seit September 1890 sind innerhalb Jahresfrist 3629 verschiedene Doctordissertationen, Habilitationsschriften, Programmabhandlungen u. s. w. bei der „Centralstelle für Dissertationen und Programme von Gustav Fock in Leipzig“ eingegangen und in dem von derselben herausgegebenen „Bibliographischen Monatsbericht über neu erschienene Schul- und Universitätsschriften“ verzeichnet worden. Die Mehrzahl dieser Schriften ist nicht in den Handel gekommen. Auf die einzelnen Fachwissenschaften vertheilen sich diese 3629 Schriften folgendermaßen: Classische Philologie und Alterthumswissenschaften: 396; Neuere Sprachen und Germanistik: 280; Orientalia: 45; Theologie: 45; Philosophie: 52; Pädagogik: 218; Geschichte nebst Hülfswissenschaften und Geographie: 219; Rechts- und Staatswissenschaften: 274; Medicin: 1235; Beschreibende Naturwissenschaften (Zoologie, Botanik, Geologie, Mineralogie u. s. w.): 201; Exacte Wissenschaften (Mathematik, Physik, Astronomie u. s. w.): 225; Chemie: 364; Bildende Künste: 17; Musik: 7; Landwirthschaft: 17; Verschiedenes (Bibliothekwesen, Reden u. s. w.): 34.

— (Eingesandt.) Eine moderne Lyrikeranthologie, welche noch in diesem Winter erscheinen soll, wird gegenwärtig von Leo Berg gemeinsam mit Wilhelm Lilienthal vorbereitet. Die Herausgeber machen es sich zur Aufgabe, durch diese Sammlung ein möglichst getreues Bild unserer Production moderner Lyrik zu geben, und werden neben den noch ungedruckten Beiträgen ihrer Mitarbeiter auch die charakteristischsten ältern, bereits erschienenen Gedichte der bedeutendsten lyrischen Dichter aufnehmen und den einzelnen Abschnitten kritisch-biographische Essays voranschicken. Einsendungen sind zu richten an Leo Berg, Landsbergerstr. 90, Berlin NO.

— Am 30. September fand die Enthüllung des Denkmals Wilhelm Müller's in Dessau statt. Es besteht aus einer vom Bildhauer H. Schubert in Dresden, einem Anhaltiner, gefertigten Büste des Dichters und vier Genien in Relief am Sockel; der weiße und farbige Marmor zu Büste und Sockel stammt vom Pentelikon und Taygetos und ist vom griechischen Volke dem Sänger der „Griechenlieder“ gewidmet. Das Denkmal steht auf einem freien Platze vor dem Friedrich-Gymnasium. Die feierliche Enthüllung fand in Anwesenheit des Herzogs und herzoglichen Hofs, des Sohnes Wilhelm Müller's, Professor Max Müller aus Oxford, nebst mehreren Familiengliedern und zahlreicher Verehrer des Dichters aus Nah und Fern statt. Geheimrath von Rümelin aus Stuttgart und Geheimer Hofrath Hosäus aus Dessau hielten treffliche Reden, worauf Oberbürgermeister Dr. Funk das Denkmal namens der Stadt übernahm und Professor Max Müller in seinem und seiner Familie Namen warmen Dank aussprach. Ein Mahl vereinigte dann die Festtheilnehmer und der Tag fand einen würdigen Abschluß in einer Vorstellung von Goethe's „Iphigenie“ auf dem Hoftheater.

Bibliographie.

Bormann, E., Ball-Freuden. Heitere Dichtungen. Bilder von M. Zocher. Leipzig, E. Bormann's Selbstverlag. 16. 1 M.

Bruesselbach, J., Das helle Licht der Wahrheit oder die wissenschaftliche Weltanschauung, mit besonderer Berücksichtigung der Religionsvorstellungen dargestellt. Leipzig, Fr. Richter. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Büttner, H., Exkönig Milans Erlebnisse, nach authentischen Quellen mitgetheilt. Berlin, H. Schmidt. 8. 1 M.

Comte, A., Katechismus der positiven Religion. Nach der zweiten Ausgabe des Originals übersetzt von E. Roschlau. Leipzig, O. Wigand. 8. 4 M.

Litterarischer Courier. Monatsschrift für die neuen Erscheinungen der deutschen Litteratur. Herausgegeben von J. Praxmarer. 1. Jahrg. Juli 1891—Juni 1892. 12 Nrn. Würzburg, L. Woerl. Gr. 8. Halbjährlich 50 Pf.

Dämon, Mensch und Dichter. Gedichte der schlesischen Nachtigall. Berlin, R. Eckstein Nachf. 8. 75 Pf.

Dedenroth, E. H. v., Endlich doch! Roman. 2 Bde. Mannheim, J. Bensheimer. 8. 6 M.

Degen, A. v., Brautfahrten. Hamburg und Berlin, Bruer u. Comp. 8. 1 M.

Dennert, E., Natur-Idyllen. Leipzig, G. Böhme Nachf. 12. 1 M. 50 Pf.

Dietel, R. W., Maria von Magdala, die „reine“ Jüngerin des Herrn. Ein biblisches Gedicht. Leipzig, Fr. Richter. 12. 30 Pf.

Eberl, F., Studien zur Geschichte der Karolinger in Bayern. Straubing, M. Hirmer. Gr. 8. 2 M.

Egidy, M. v., Das einige Christentum. (Ernste Gedanken; Weiteres und Ausbau; Bericht über die Pfingst-Versammlung.) Berlin, Bibliographisches Bureau. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.

Flürscheim, M., Pabst und Sozialreform. Ein Appell von dem falsch unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Pabst. Düsseldorf, J. B. Gerlach u. Comp. Gr. 8. 75 Pf.

Girėnas, Immanuel Kant und Ludwig Windthorst in Bezug auf angemessene Behandlung und angemessenen Unterricht eines fremdsprachigen Volks und die schulseitige Bekämpfung des Socialismus. Christiania, P. Omtvedt. 8. 50 Pf.

Gjellerup, K., Richard Wagner in seinem Hauptwerke „Der Ring des Nibelungen“. Mit Autorisation des Verfassers übersetzt von O. L. Jiriczek. Vom Verfasser eigens durchgesehene und dem dänischen Original gegenüber vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig, F. Reinboth. Gr. 8. 3 M.

Harweck-Waldstedt, Was die Selke plätschert! Geschichtliches, Gedichte, Sagen und Märchen aus dem Selkethale. Gesammelt und herausgegeben. Mit Original-Beiträgen lebender Autoren. Wanderung von der Quelle bis zur Mündung. Mit praktischen Fingerzeigen für Harzreisende und Flora des Selkethales. Osterwieck a. Harz, A. W. Zickfeldt. 16. 1 M.

Romantische Harzbibliothek. Nr. 1. Quedlinburg, Ch. F. Vieweg. 8. 10 Pf.

Jahresbericht der deutschen Kolonialgesellschaft. 1889 und 1890. Berlin, C. Heymann. 1890 u. 1891. Gr. 8. à 40 Pf.

Jürgensen, E., Münchhausen der Jüngste und andere Lügenden. Eine leichte Sommerlettüre. Berlin, J. H. Schorer. 8. 1 M.

Merten, B., Novize. Erzählung aus dem Luxemburgischen. Luxemburg, P. Brück. 8. 60 Pf.

Meyer, E., Das Recht der Gegenwart. Roman. Berlin, O. Janke. 8. 4 M.

Oertel, G., Aus der Jugendzeit! Neue Variationen zu alten Weisen. Leipzig, G. Böhme Nachf. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Redern, E. v., Kaiser Wilhelm II. und seine Leute. Berlin, H. Steinitz. 8. 3 M.

Reymond, M., Amor auf Schleichwegen. Geschichten aus hohen Kreisen. Berlin, R. Eckstein Nachf. 8. 3 M.

— — Amor im Zofenstübchen. Kammerjungfern-Geschichten. Leipzig, R. Eckstein Nachf. 8. 3 M.

Rittberg, K. G. H. B. Graf v., Ein Beitrag zu 1813. Die Belagerung der Festung Spandau und damit in Zusammenhang stehender kriegerischer Ereignisse im Königreich Preussen, vornehmlich in der Kurmark bis gegen Ende 1813. Mit Plänen und Beilagen versehen und nach Archiven und geschichtlichen Belegen bearbeitet. Graudenz, J. Gaebel. Gr. 8. 9 M. 50 Pf.

Roland's, nachmals Papstes Alexander III., Sentenzen. Zum ersten Male herausgegeben von Ambrosius M. Gietl, O. Pr. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 9 M.

Schneider, F., Der erste Beste. Lustspiel. Prag, H. Dominicus. Gr. 8. 1 M.

Schröder, E., Deutsche Herzenswünsche. Zeitbilder in lustigen Reimen, dem Fürsten Bismarck gewidmet. Berlin, E. Rentzel. Gr. 8. 20 Pf.

Schweizerbund in Schweizermund. Zürich, Artistisches Institut Orell Füßli. Gr. 8. 3 M.

Selchow-Rudnik, E. v., Ein Appell an den Menschenfreund Fürst Bismarck. Berlin, Aktien-Gesellschaft „Pionier“. 8. 30 Pf.

Sorger, H., Heilsames und Gefährliches in der Socialdemokratie, sowie derselben Aussicht für die Zukunft. Bremerhaven, L. v. Vangerow. Gr. 8. 50 Pf.

Stöger, M., Der fränkische Geschichtschreiber P. Ignaz Gropp O. S. B. aus Kissingen. Kissingen, Fr. Weinberger. Gr. 8. 80 Pf.

Strobl, K., Kleine Bilder aus Groß-Wien. Wien, A. W. Künast. Gr. 8. 1 M.

Süßmilch gen. Hörnig, M. v., Auszug aus der Geschichte des Königl. Sächsischen 2. Husaren-Regiments No. 19. Zum 100jährigen Stiftungsfeste des Regiments. Grimma, den 30. Juli 1891. Mit 1 Farbendruck-Bilde. Leipzig, Giesecke u. Devrient. Gr. 8. 75 Pf.

Träume auf dem Ocean. Braunschweig, Bock u. Comp. 8. 1 M.

Zifterer, A., Gregor X. und Rudolf von Habsburg in ihren beiderseitigen Beziehungen. Mit besonderer Berücksichtigung der Frage über die grundsätzliche Stellung von Sacerdotium und Imperium in jener Zeit, nebst einigen Beiträgen zur Verfassungsgeschichte des Reiches. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen=Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 15. October 1891.

Ein Liebespaar.

Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters, nebst Jugendgedichten und Briefen an Fritz Kleyle. Herausgegeben von Ludwig August Frankl. Mit Lenau's und Sophie's Porträt und der Abbildung des Lenau-Denkmals in Wien. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1891. Gr. 8. 6 M.

Unter den Productionszweigen des modernen Schriftthums nimmt die Veröffentlichung von Briefen hervorragender Persönlichkeiten einen bedeutenden Platz ein. Alljährlich erscheinen solche in nicht geringer Anzahl, deren Werth sehr verschieden ist. Gar viele derselben verdanken ihr Entstehen weniger dem Verlangen nach sachlich werthvoller Aufklärung als der Findigkeit und dem rastlosen industriellen Betriebe moderner Literarhistoriker. Der vorliegende Briefwechsel gehört nicht zu der letzteren Art; er füllt nicht nur eine bedeutende Lücke in der literarhistorischen Forschung aus, sondern ist auch an sich von bleibendem Werthe, insofern er eine Herzensgeschichte zweier Liebenden enthüllt, deren tragischer Charakter wie deren poetischer Reiz das Interesse eines jeden wachrufen müssen, und zwar auch dann wachrufen müssen, wenn man dabei gänzlich außer Acht läßt, daß im Mittelpunkte dieser Liebestragödie einer der größten deutschen Lyriker steht. Nennt man die berühmten Liebespaare, die Jussuf und Suleika, Tristan und Isolde, Dante und Beatrice, Abälard und Heloise, Petrarca und Laura, Tasso und Eleonore, Hölderlin und Diotima, so wird man ihnen in Zukunft auch die Namen Lenau und Sophie anschließen:

> Auch dieses Liebespaar wird mythisch werden und im frommen und bewunderten Andenken aller künftigen Geschlechter fortleben. Wie jenen Liebespaaren, gleichsam versöhnend für irdische Seelenqualen, wird auch Lenau und Sophie menschlich warme Theilnahme der Nachwelt erhalten bleiben.

Es ist ein eigenartiger Zufall, daß der vorliegende Briefwechsel gerade in dem Augenblicke an die Oeffentlichkeit tritt, wo man in Wien durch Enthüllung zweier Denkmäler, deren eines Nikolaus Lenau und das andere Anastasius Grün gewidmet ist, der Dichterschar des vormärzlichen Wien, wenigstens zweien ihrer bedeutendsten Vertreter, einen längst geschuldeten Dankeszoll entrichtet, und daß es der letzte Ueberlebende aus jenem Poetenkreise, der hochbetagte Ludwig August Frankl ist, der jene Publication vornimmt. Lenau steht recht eigentlich im Mittelpunkte jenes Kreises, eine Thatsache, die auch hier wiederum indirect auf dem Wege literarhistorischer Publicationen zum Ausdrucke kommt. Anastasius Grün hat seine Werke in der bekannten Cotta'schen Ausgabe edirt und eine biographische Skizze dabei vorangestellt, welche trotz der größern Reichhaltigkeit, wodurch die Lebensbeschreibung von Franz Xaver Schurz, Lenau's Schwager, ausgezeichnet ist, noch immer als die beste Biographie des Dichters betrachtet werden muß. Auch Frankl hat bereits früher unter dem Titel „Zur Biographie Nikolaus Lenau's“ (Wien 1853, in zweiter Auflage 1885 erschienen) Beiträge zur Lebensgeschichte des Dichters geliefert, unter denen namentlich seine Mittheilungen über die letzten vom Wahnsinn verdüsterten Lebensjahre des Dichters von besonderm Werthe sind, weil Frankl während derselben Lenau nicht nur als theilnehmender Freund, sondern auch als ärztlicher Berather zur Seite stand.

Vor zwei Jahren nun, am 9. Mai 1889, starb Sophie Löwenthal, und sie bestimmte testamentarisch, daß nach ihrem Tode die an sie gerichteten Briefe und Tagebuchblätter Lenau's der Oeffentlichkeit übergeben würden. Ihr Sohn, dem Wunsche der Mutter pietätvoll Rechnung tragend, vertraute sie Ludwig August Frankl an, der wie kein anderer zur Herausgabe geeignet war, da ihn wie mit dem Dichter selbst so auch mit Sophie dauernd innige Freundschaft verbunden hatte. So liegen jene Blätter nunmehr in einem stattlichen Bande vereinigt vor uns,

der mit den Porträts von Lenau und Sophie sowie mit einer Abbildung des jüngst enthüllten Lenau-Denkmals in Wien geschmückt ist.

In dem Nachlasse Sophie's fanden sich außer den an sie selbst gerichteten Briefen auch noch solche an Fritz Kleyle, einen Jugendfreund Lenau's vor, der mit diesem zusammen in Wien studirt hatte, dann zum erzherzoglichen Güterdirector vorgerückt, im Jahre 1836 aber bereits gestorben war, nachdem er sich erst kurz vorher vermählt hatte (er war übrigens ein Vetter Sophie's). Wie Lenau seine Briefe von dem Freunde zurückerlangte und warum er sie nachher Sophie übergab, ist nicht ganz aufgeklärt. Vermuthlich wollte er auf diese Weise der Geliebten einen Theil seiner Jugendgeschichte enthüllen und ihr namentlich Aufschluß über seine Jugendliebe zu jener Bertha geben, die ihm nachher, wie er so oft klagte, die Treue gebrochen hat. Wie dem nun aber auch sein mag, man darf es dem Zufalle danken, der uns diese Briefe erhalten hat. Sie legen Zeugniß ab von einem edeln Freundschaftsbunde, der von jugendlicher Begeisterung getragen wurde — das bekannte Gedicht „An Fritz Kleyle" ist davon ein Zeugniß auch aus früherer Zeit — und in den namentlich unser Dichter die ganze Wärme seines Gefühls hineinlegte. Zugleich lassen diese Briefe deutlicher, als man es bisher vermochte, den Gang der Studien Lenau's wie überhaupt seine Entwickelung in den Universitätsjahren erkennen. Vor allem interessant sind sie aber dadurch, daß sie sechs bisher noch unbekannt gebliebene Gedichte aus der Jugendperiode Lenau's enthalten, welche dieser dem Freunde als Einlage seiner Briefe übersandt hatte. Eins derselben, wohl das schönste unter ihnen, möge auch hier seine Stelle finden. Es heißt:

Der Jüngling.

Der Jüngling sitzt in einem Blütengarten
Und sieht mit Lust des Lebens Morgenroth;
Auf seinem Antlitz ruht ein schön Erwarten,
Die Welt ist Himmel ihm, der Mensch ein Gott.

Ein Morgenlüftchen streut ihm duft'ge Rosen
Mit leisem Finger in das Lockenhaar,
Und ihn umflattert mit vertrautem Kosen
Ein bunt Gevögel singend wunderbar.

Sei stille, stille, daß die flücht'gen Gäste
Ihr nicht verscheucht dem Jünglinge; denn wißt,
Es sind der Jugend schöne Träume, wol das beste,
Was ihm auf dieser Erd' geworden ist.

Doch weh! jetzt naht mit eisern schwerem Gange
Die Wirklichkeit: und fort auf ewig fliehn
Die Vögel, und dem Jüngling wird so bange,
Da er sie weiter sieht und weiter ziehn.

Den größten Raum indessen nehmen in dem vorliegenden Werke die an Sophie Löwenthal gerichteten Briefe und Tagebuchblätter ein, und sie sind es in erster Linie, die unsere Aufmerksamkeit fesseln müssen.

Franz Joachim Kleyle, der Vater Sophie's, war 1775 zu Haslach in Baden geboren, kam nach Wien, um seine juristischen Studien daselbst zu vollenden, und trat bald darauf in den österreichischen Staatsdienst, zunächst in die Kanzlei des Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern, ein. Dieser faßte ein solches Zutrauen zu dem jungen Manne, daß er ihm seine Kriegserinnerungen — er hatte sich eben damals, durch das Mistrauen seines Bruders gekränkt, vom öffentlichen Schauplatze zurückgezogen — in die Feder dictirte. Später wurde Kleyle zum Hofrath befördert und vom Kaiser in den erblichen Ritterstand erhoben. Einer Herzensneigung folgend vermählte er sich mit Karoline von Ockel, der Tochter eines aus dem deutschen Reiche nach Wien übergesiedelten Reichshofrathes. Aus ihrer Ehe stammten acht Kinder, drei Söhne und fünf Töchter, von denen Sophie die zweitälteste war. Sie erhielt mit ihren Geschwistern eine ausgezeichnete Erziehung und namentlich war nach dieser Richtung der Vater selbst unermüdlich thätig, der zwar eine realistisch veranlagte Natur war, aber trotzdem oder vielleicht gerade deswegen die Güter geistiger Bildung aufs höchste zu schätzen wußte. So versammelte er seine Kinder allwöchentlich zwei- oder dreimal, um ihnen Vorträge über Naturkunde und Geschichte zu halten und dann das Vorgetragene mit ihnen zu besprechen. Auch die Mutter wird uns als eine praktisch nüchterne, aber allen geistigen Interessen nichtsdestoweniger zugethane Frau geschildert.

Das Kleyle'sche Haus, welches zu den vornehmsten Wiens zählte, zeichnete sich durch edle Gastfreundschaft aus. Ungezwungene Abendgesellschaften, Bälle u. s. w., bei denen ein durchaus freier, heiter vertraulicher Ton herrschte, vereinigten häufig einen Kreis junger Damen und geistig gebildeter Männer. Ihre Aufmerksamkeit wandte sich bald in erster Linie der zweitältesten Tochter des Hauses, Sophie, zu, welche nicht nur durch ihre hohe geistige Begabung sondern auch durch ihre Schönheit hervorragte. Nach der Schilderung Frankl's

war sie von mittelhoher, schlanker Gestalt, von plastisch edeln Formen. Die braunen Haare, besonders wenn sie beim Tanze sich zufällig aufrollten und über den weißen Nacken flossen, verliehen der Gestalt einen besondern Reiz. Die Wangen blühten in frischer Gesundheit; wenn der anmuthige Mund lächelte, schien er Perlen zu säen. Vor allem schön waren ihre blauen, feucht verklärten Augen, beseelte, verhängnißvolle Sterne. Wenn sie angeregt lebhafter sprach, gab sich trotz ihres jugendlichen Wesens ein ihr innewohnender Ernst, ein scharfer schlagfertiger Verstand kund, der eine etwa versuchte wärmere Annäherung ironisch heiter abzulehnen wußte. In ihrer, wol von der Mutter her ererbten, etwas herben Weise regte sich nichtsdestoweniger eine leicht anregbare Phantasie, die in einer gewissen Schaffenslust Ausdruck fand. Sie fing mit Vorliebe Blumen zu zeichnen und in Aquarell zu malen an, worin sie es, von einem trefflichen Meister geleitet, zu einer fast virtuosen Vollendung brachte. Sie liebte Musik und die melodisch gereimten Gedanken der Dichter, wenn sie auch jeder verschwimmenden schwärmerischen Träumerei fern blieb.

In ihrer Jugend wurde Sophie, während sie zahlreiche andere Bewerbungen zurückwies, von einer lebhaften Neigung zu einem hochbegabten Manne erfaßt, der damals Lehrer der Prinzen des Erzherzogs Karl war und auch als Naturforscher bereits einen bedeutenden Namen hatte.

Dieser erwiderte ihre Liebe; aber es ist nicht klar überliefert, was ihrer ehelichen Verbindung im Wege stand — Sophie wurde zur Entsagung gezwungen, gleichsam als Vorübung für die herbe Resignation, die sie nachmals in ihrem Verhältnisse zu Lenau so oft zu erproben hatte. Eine Zeit lang überließ sie sich ganz ihrem stillen Schmerze und war für alles äußere Leben verloren. Sie reichte endlich ihre Hand, dem Drängen der Aeltern nachgebend, einem vielseitig gebildeten, durch seine Wohlhabenheit unabhängigen Manne, Maximilian Löwenthal, der am Anfange einer verheißungsvollen Beamtenlaufbahn stand (er wurde später vom Kaiser in den erblichen Freiherrnstand erhoben) und damals auch bereits als Schriftsteller sich ausgezeichnet hatte. Unter dem Pseudonym Leo Walther (Anagramm aus dem Namen Löwenthal) dichtete er verschiedene Dramen, von denen mehrere auf der Bühne lebhaften Beifall fanden, gab ferner „Lyrische Gedichte" und ein von echtem poetischen Talente zeugendes Epos „Der Cid" heraus. Sophie stand ihrem Gemahle anfangs mit ziemlich kühler Gelassenheit gegenüber, die indessen wärmeren Gefühlen wich. Ihre Ehe war so eine durchaus glückliche, gegründet auf gegenseitige Achtung und belebt durch eine Schar blühender Kinder, deren Erziehung sich Sophie mit der hingebendsten Sorgfalt widmete.

Sophie's Gemahl pflegte gern und häufig in dem sogenannten „silbernen Kaffeehause" zu verkehren, welches damals den geselligen Mittelpunkt des literarischen Wien bildete. Hier war es, wo er Nikolaus Lenau kennen lernte, der im „Silbernen" oder im „Neuner", wie jenes Local damals auch hieß, einer der eifrigsten Stammgäste war. Er lernte ihn bald hochschätzen, und da auch seine Gattin den Dichter aus seinen Schöpfungen bereits liebgewonnen hatte, so lud er ihn in sein Haus, um ihn dieser vorzustellen. Beide wurden alsbald von lebhafter Zuneigung zueinander erfaßt, und in dem Herzen des Dichters wuchs allmählich eine Leidenschaft heran, wie er sie in dieser Stärke vorher niemals gekannt hatte. So entwickelte sich jene Liebestragödie, von der die uns vorliegenden Briefe und Tagebuchblätter des Dichters Zeugniß ablegen.

Was diesen Aufzeichnungen ihr eigenartiges Gepräge gibt, ist der Umstand, daß sie nur ganz vereinzelt auf irgendwie allgemeinere Themata eingehen und diese objectiv behandeln, dagegen in immer neuen Variationen Freud und Leid eines von Liebe bewegten Herzens zum Ausdrucke bringen. Die ganze Skala der Empfindungen, welche dabei einem reich beanlagten Gemüthe zu Gebote stehen, tritt auch hier uns entgegen. Bald ist es wilde Leidenschaftlichkeit, sinnliche Lust und Begierde, bald ruhige freundschaftliche Theilnahme für das geliebte Weib, was sich in diesen Blättern ausspricht. Ausdrücke ungestümer Freude und froher Zuversicht wechseln mit andern, in denen Unmuth, schmerzliche Resignation und noch öfter verzweiflungsvolle Klage ertönt. Dabei findet sich der eigenartige poetische Zauber und der lyrische Schmelz, welchen wir in den Gedichten Lenau's bewundern, auch hier in der Prosa des Brief- und Tagebuchstils wieder, und man ist oft versucht, seinen Briefen die gebundene Form zu geben, so poetisch belebt ist ihre Sprache und so sehr werden sie von einem einheitlichen lyrischen Grundtone beherrscht.

Am meisten wiegt in diesen Briefen der Ton schmerzlicher Entsagung vor, welche das Geschick beiden Liebenden aufgezwungen hatte, unter der aber niemand mehr zu leiden hatte als unser Dichter. Wenn er an die eiserne Schranke dachte, die ihn von dem geliebten Weibe fern hielt, dann bäumte sich sein ganzer Schmerz in ihm auf und er wußte ihn nur zu beschwichtigen, indem er ihn in die allgemeine Wehmuth und Melancholie auflöste, die sein ganzes Wesen beherrschte. So schreibt er seiner Sophie einmal:

> Ich habe heute einen Spaziergang gemacht eine Stunde von Stuttgart. Da liegt in einem einsamen Wiesen- und Waldthal ein recht heimlicher Teich mit Schilf und Fröschen. Eine gute Einkehr für mich und meine Gedanken. Mein Schmerz um dich ist absolut, da gibt's keinen Trost, das ist hin, du bist nicht mein Weib, das ist eine recht tiefe, ehrliche Wunde, die blutet fort, so lange noch ein Blut in mir geht. Ein untröstbarer Kummer ist aber deiner und meiner Natur angemessen, wir mußten darein verfallen. O, ich sehe den Leidenszug an deinem Munde. Laß uns leiden, laß uns aber lieben, ewig.

Man denkt bei diesen Worten von selbst an die ergreifenden Strophen, die ebenfalls diesem Schmerze Ausdruck geben:

> Ach, wärst du mein, es wär' ein schönes Leben!
> So aber ist's Entsagen nur und Trauern,
> Nur ein verlornes Grollen und Bedauern;
> Ich kann es meinem Schicksal nicht vergeben.
>
> Undank thut wohl und jedes Leid der Erde;
> Ja! meine Freund' in Särgen, Leich' an Leiche,
> Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
> Dem Schmerz, daß ich dich nie besitzen werde.

Einem solchen immer wieder in neuer Stärke hervorbrechenden Schmerze wäre wol auch ein stärkerer Geist, als es Lenau war, erlegen. Es wäre vermessen zu sagen, daß die Liebe zu Sophie ihn in den Wahnsinn getrieben habe, aber sicherlich hat dieselbe zum schließlichen Ausbruche der Katastrophe das Meiste beigetragen. Beides wirkte hier zusammen: die unglückliche, leidenschaftliche und hoffnungslose Liebe auf der einen und die natürliche Anlage zur Melancholie und schwermüthigen Trauer auf der andern Seite, die so geartet war, daß er nur selten sich zu gehaltenem Schmerze und stiller Resignation durchringen konnte. Lenau war sich selbst über diese seine ursprüngliche Geistesanlage durchaus im Klaren. „Ich bin ein Melancholiker", schreibt er einmal an Sophie. „Der Kompaß meiner Seele zittert immer wieder zurück nach dem Schmerze des Lebens. Vielleicht kann mir alle Religion und Liebe nicht weiter helfen, als diesen Schmerz zu verklären." Aber nur mit einem „vielleicht" begleitet er den Ausdruck dieser Hoffnung. Daß ihm auch diese Möglichkeit angesichts der ungestümen Leidenschaft, die ihn

in seiner Liebe zu Sophie beherrscht, allmählich immer mehr entschwindet, spricht er gleich in einem der nächsten Briefe deutlich aus:

So treibt mich die Liebe von einer Raserei zur andern, von der zügellosesten Freude zu verzweifeltem Unmuthe. Warum? Weil ich am Ziele der höchsten, so lang und heiß ersehnten Wonne immer wieder umkehren muß; weil die Sehnsucht nie gestillt wird, wird sie irre und wild und verkehrt sich in Verzweiflung, und meine Liebe, ewig mit sich selbst im Streite, ewig sich selbst verkürzend und quälend, zerwirft sich mit sich selbst und wird mir zur Pein, aus welcher ich mir in unglückseligen Augenblicken Erlösung wünsche. Das ist die Geschichte meines Herzens. Könnte ich es zu einer Seelenruhe bringen, daß mir das Bewußtsein meines zärtlichen Opfers, meiner entsagenden Schonung für dich, zum Genuß würde, so wäre alles gewonnen. Aber noch ist mir das Opfer eine Qual, und ich kenne keinen Genuß als den einzigen, den ich stets wünschen und vor dem ich immer zittern muß.

Wie verhielt sich, muß man schließlich fragen, Sophie all diesem ungestümen und leidenschaftlichen Liebeswerben gegenüber? Sie hat die Liebe des Dichters in der lebhaftesten Weise erwidert, aber zugleich alles gethan, was geeignet war, dieselbe zu verklären und den Stachel des Schmerzes dem unglücklichen Freunde zu nehmen. Ihrem Einflusse ist es denn auch vorwiegend zu danken, daß das Verhältniß beider ein durchaus reines und ehrenhaftes blieb, trotz aller Anfechtungen und trotz der übergroßen Toleranz, welche ihr Gatte Lenau gegenüber an den Tag legte. Ihre Antwortschreiben auf die Briefe des letzteren sind uns leider verloren — Lenau hat sie in einem Wahnsinnsanfalle sämmtlich verbrannt. Aber die kluge Frau muß nach allem, was wir dennoch wissen, einen merkwürdig tiefen Einblick in den Seelenzustand ihres unglücklichen Freundes gehabt haben. „Eins von uns beiden muß wahnsinnig werden", schrieb sie ihm noch kurz vor der Katastrophe, und zu gleicher Zeit schilderte sie ihn selbst, wie er so treffend und so poetisch schön noch von keinem geschildert worden ist:

An Anastasius Grün würde es mich nicht gemahnt haben, was ich neulich auf der Donau sah, und was mich so heftig und schmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slowake oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariataferl ertrunken ist, trieb in einem kleinen Kahne auf der Donau. In ärmlichem Zwilchkittel stand er in seinem Fahrzeug und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos und schaute mit seinen dunklen schwermüthigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brot, keine Flasche hatte er in seinem Kahn, nur einen großen, vollen, grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstabe, am Vordertheile des Schiffchens wie eine Flagge befestigt hatte. War das nicht das Bild eines echten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembsch? Haben Sie nicht auch im Leben so herumgetrieben, im leichten Kahn, auf dem wilden dunklen Strom, nach keinem Ufer ausblickend mit weggeworfenem Hute und nur den Kranz bewahrend statt allen irdischen Gutes? Und wenn die anderen, besonnenen, klugen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel stülpten, haben Sie nicht ihr edles, schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewig grünen Kranz umschlungen, aber nicht geschützt? O, die schlanken glatten Lorberblätter schmücken die Stirn nur, sie behüten sie nicht, sie halten die Unbill dieser rauhen Zeit nicht ab, und darum, darum sind Sie krank! Ich habe ihm lange nachgesehen, dem armen Landsmanne, und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht.

Max Groeben.

Der Verein der Bücherfreunde und seine erste Veröffentlichung.

Todsünden. Roman von Hermann Heiberg. Berlin, Pfeilstücker. 1891. 8. 5 M.

Die hohen Preise der deutschen Romane und populärwissenschaftlichen Werke und die damit verknüpfte Schwierigkeit, eine gediegene Privatbücherei zusammenzustellen, veranlaßte das Zusammentreten mehrerer Männer von der Federzunft, um in Gestalt eines Vereins eine Reform auf diesem Gebiete hervorzurufen. Daß zu billigen Preisen wirklich Gutes zu kaufen ist, das lehrt uns Frankreich — ein Romanband übersteigt den Preis von 3,50 Frs. nicht, während in Deutschland ein Preis von 5 M. der durchschnittliche ist. Zugeständnisse werden allerdings bereits von den ersten Verlagshäusern gemacht. So ist z. B. der Preis der deutschen Ausgabe von Zola's „Geld" recht billig, die „Collection Spemann" ist schon lange weithin bekannt, auch Janke's Verlag bietet für wenig Geld Gutes, jedoch zumeist Uebersetzungen, die ja auch die Romanbibliotheken von Engelhorn u. s. w. fast ausschließlich beherrschen. Da will der „Verein für Bücherfreunde" einsetzen. Er will nur deutsche Originale bieten und das ist ihm vorzüglich zu danken, allerdings auch von einem Verein, an dessen Spitze deutsche Dichter wie Theodor Fontane, Martin Greif, Hermann Heiberg, Alexander von Roberts, Ernst von Wolzogen, Otto von Leixner und Fritz Mauthner stehen, nicht anders zu erwarten. Ebenso darf man wol diesen Männern die Ueberzeugung zutrauen, daß Vielseitigkeit das Programm sei, die, unbeschadet der literarischen Richtungen, das Gute zu Worte kommen läßt, das Gute gerade aus verschiedenen Richtungen, aus verschiedenen literarischen Glaubensbekenntnissen dem Publikum übermittelt. Daß eine gewisse Mannichfaltigkeit des Gebotenen angestrebt wird, ergibt sich daraus, daß trotz laut gewordener, entgegengesetzter Wünsche die Publicationen nicht nur auf das Belletristische beschränkt bleiben, sondern auch Memoiren, Reisewerke, populär-wissenschaftliche Werke überhaupt in ihren Kreis ziehen. Der Prospect stellt als vorab erscheinend in Aussicht je eine Novellensammlung von Alexander von Roberts und Max Nordau: „Aus Mitleid" des erstern, „Herzensanalysen" des letztern Dichters; ferner je einen Roman von Hermann Heiberg

und Max Kretzer, schließlich: „Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde. Skizzen aus der Entwickelungsgeschichte unsers Planeten“ von Professor Dr. H. Haas, „Astronomische Abende“ von Dr. C. Titus und „Steinerne Zeugen! Forschungen und Ausgrabungen in Palästina, Aegypten und Assyrien und ihre Beziehungen zur Bibel“, von Dr. G. Kampffmeyer.

„Der Verein hofft, den Geschmack an ernstem, zusammenhängendem Lesen, der aus verschiedenen Gründen nachgelassen hat, und die Freude am Besitze eines hübsch ausgestatteten Buchs in weitern Kreisen aufs neue zu beleben.“ Gegen 3 M. 75 Pf. vierteljährlichen Beitrags wird man Mitglied. Der Beitritt verpflichtet für das ganze Jahr; dafür erhält man jährlich sechs bis acht abgeschlossene, zusammen etwa 150 Bogen umfassende Werke; gegen eine vierteljährliche Mehrzahlung von 75 Pf. werden die Bände gebunden geliefert. Wesentlich ist, daß Leihbibliotheken und Lesecirkel von der Mitgliedschaft ausgeschlossen sind, jedoch erfüllte diese Bestimmung erst dann ihren Zweck, wenn die einzelnen Bände einen Vermerk trügen, daß sie von Leihbibliotheken und Lesecirkeln, kurz geschäftlich, nicht verliehen werden dürfen. Oskar Welten hat mit dieser Bestimmung, die seine sämmtlichen Werke tragen, das angestrebte Ziel im großen und ganzen erreicht. Ohne eine derartige Bestimmung ist der Ausschluß der Leihbibliotheken und Lesecirkel zwecklos; im Buchhandel zum doppelten Preise vermögen sich diese die Publicationen stets zu verschaffen. Das Unternehmen ist als Samenkorn, das sich zu social-ethischer Bedeutung auswachsen kann, dankenswerth. Aus diesem Grunde kann ich nur dringend empfehlen, Mitglied des Vereins zu werden — es wird niemandes Schade sein, im Gegentheil. Der Mitgliedbeitrag wird vielfach durch den Werth der Publicationen aufgewogen, zudem trägt man zur gedeihlichen Entwickelung eines entschieden lebensfähigen, zeitgemäßen Unternehmens bei, das einst sehr gute Früchte tragen kann und wird — allerdings nur, wenn das Publikum thätige Theilnahme bezeigt. Die geschäftliche Leitung, an die Anmeldungen zu richten sind, ist in Händen des Verlagsbuchhändlers Pfeilstücker, Berlin W.

Mir liegt die erste Veröffentlichung vor: Hermann Heiberg's Roman „Todsünden“. Die Wahl ist keine glückliche zu nennen, aus innern wie aus äußern Gründen. Heiberg ist Mitglied des Vorstandes und sein Vorantreten schmeckt zu persönlich, zumal auch die folgende Veröffentlichung ein Vorstandsmitglied zum Verfasser hat; sodann ist der Roman „Todsünden“ bereits in der Zeitschrift „Zur guten Stunde“ erschienen. Ein derartiges Unternehmen sollte nur Originalarbeiten bringen, die lediglich in seiner Ausgabe verbreitet werden. Es ist hübsch, einen Roman in guter Ausgabe zu billigem Preise zu erhalten; bin ich jedoch Abonnent einer Zeitschrift, die diesen Roman veröffentlicht hat, so ist mir auch dieser billige Preis zu theuer. Diese rein praktischen Erwägungen sollte der Verein im Auge behalten — gerade der Umstand, daß die erste Publication die eines bereits erschienenen Werks ist, wird so manchen Beitrittsfreudigen von seinem Beitritte abhalten. Und nun die innern Gründe.

Heiberg's „Todsünden“ ist ein recht schwaches Werk, das die Meisterschaft Heiberg's, des genialen Dichters des „Apotheker Heinrich“, des feinsinnigen Erzählers der „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland“, gar wenig spüren läßt. Wohl finden sich auch in diesem Werke große Züge, einzelne Momente von packender Kraft, die den alten Wahrheitssinn, das alte Wahrheitsstreben, die feine innere und äußere Beobachtung, das minutiöse Eindringen in die Menschenseele ahnen, aber nur ahnen lassen — vollgültige Beweise dafür bieten sie nicht. Das scheint mir daran zu liegen, daß Heiberg nicht mehr aus innerm, sondern aus äußerm Triebe schafft, d. h. nicht um dem dichterischen Drange, sondern um den Anforderungen der Familienblätter zu genügen. Heiberg schafft nicht mehr, er macht — und dieses Machen, dieses oft gezwungene Machen spürt man gar sehr. Es wirft Unausgeglichenheit auf seine Werke — und gerade das feinfühlige Fortführen, das Ebenmaß trotz aller Wirklichkeit, oder vielmehr wegen der echten Wahrheit, war es, das die frühern Werke Heiberg's so hoch hervorhob. Es ist bedauerlich, diesen wirklich großen Dichter im Familienblattromanschreiben zu Grunde gehen zu sehen. Daß er das thut, ist recht klar ersichtlich aus dem hier zu besprechenden Werke. Die Psychologie, in deren feiner und gediegener, maßvoll realistischer Behandlung sich Heiberg in seinen ersten Werken auszeichnete, fehlt fast gänzlich. Es herrscht nur ein psychologisches Gesetz, das ist der Wunsch des Autors, um jeden Preis zu spannen, wirksame Schlüsse für die jeweilige Lieferung des Journals, für das der Roman bestimmt war, zu finden. Gewiß, es gibt Menschen, wie Tankred von Brecken, es gibt noch größere Scheusale, aber sie sind es von innen heraus und nicht auf Wunsch eines Dichters, sie sind es, weil es ihnen ihr Dämon, ihr Charakter, ihre Nervenbeschaffenheit, nicht, weil es ihnen ein Dichter vorschreibt. Allerdings, ein äußeres Scheusal hat Heiberg aus ihm gemacht, die beliebte Theatermaske, um ihn zu motiviren. Er schreibt:

> Tankred hatte schreckliche Fäuste, er zerbrach mit den Fingern einen eisernen Ring, er hatte fürchterliche Backenknochen, er besaß die herkulischen Schultern eines Einbrechers, er hatte in unbewachten Momenten die Augen eines Raubvogels.

So charakterisirt jetzt Heiberg, derselbe Heiberg, der wegen der feinen Charakterisirung des Apothekers Heinrich für viele vorbildlich wurde. Erst zum Schlusse, da, wo Tankred Verbrechen erwägt, begeht, erhält er einen Zug von Größe und Wahrheit, die sich in furchtbaren Delirien auslebt. Dieselbe oberflächliche Charakteristik, die sich nur allmählich kraftvoller gestaltet, findet sich in den andern Figuren — Menschen kann man kaum sagen — des Romans. Schuld an dieser bequemen, salopen psychologischen Zeichnung scheint mir der Gang der Handlung zu sein, der an Unwahrscheinlichkeit, an Anhäufung von

groben Effecten nichts zu wünschen übrig läßt. Und auch die Natur, die Heiberg so herrlich zu schauen und zu schildern verstand, fehlt in diesem Buche. Ein paar armselige Clichés, weiter nichts. Und auch eine leitende Idee, deren Verfechtung und Sieg vielleicht für die Mängel des Werks entschädigen könnte, ist nicht vorhanden, wenn man nicht das Grobunterhaltenwollen etwa „Idee eines Romans“ nennen will.

Ich habe mich scharf geäußert über das Buch, eben weil ich Heiberg so hoch verehre, weil ich wohl wünschte, daß er zurückkehrt zu seiner alten Meisterschaft und Vollendung zu seinem Heile und zu dem der modernen Literatur, die Meisterwerke wie „Apotheker Heinrich“ wohl gebrauchen kann. Und ich hoffe, Heiberg und der Leser wird es so verstehen.

Noch eins: die Zeichnungen auf dem Umschlage könnten wegbleiben, namentlich wenn sie so geschmacklos sind, wie das auf vorliegendem Buche, und auch die einleitenden kritischen Studien könnten wegbleiben, wenn sie so oberflächlich und naiv sind wie die über Hermann Heiberg, deren Verfasser sich wohlweislich nicht genannt hat. Sonderliches Glück hat, wie gesagt, der Verein der Bücherfreunde mit seiner ersten Publication nicht gehabt — mag es ein Sporn sein, diese Scharte baldigst auszuwetzen. Ein gewisser Miserfolg kann, so schädlich er auch ist, doch nützen. Er zeigt den Weg, den man nicht gehen darf. Umkehren kann man immer und dann ist es gut, wenn man einen recht kurzen Weg wieder zurückzumachen hat. Und das ist hier der Fall. Ich rufe dem Verein ein „Glück auf den Weg“ zu — aber auf den richtigen Weg. Hans von Basedow.

Biographien.

1. Das Leben Max Duncker's erzählt von R. Haym. Mit Max Duncker's Bildniß. Berlin, R. Gärtner. 1891. Gr. 8. 10 M.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Max Duncker im allgemeinen nur als der Geschichtschreiber des Alterthums, in seiner letzten Lebenszeit auch als preußischer Historiker bekannt geworden ist. Seine Zugehörigkeit zur gelehrten Zunft wurde in der öffentlichen Meinung dadurch besiegelt, daß sein Tod in das Jahr 1886 fiel, welches eine klaffende Lücke in die Reihe der deutschen Geschichtsforscher riß und die Dreizahl der bedeutenden Namen: Ranke, Georg Waitz und Duncker oftmals schmerzlich wiederholen machte. Freilich hat Max Duncker durch das Hauptwerk seines wissenschaftlichen Lebens und eine ganze Anzahl drei Bände füllender Studien zur preußischen Geschichte jene Zugehörigkeit auch genugsam bekundet; schwerlich aber hätte die forschende und schriftstellerische Thätigkeit eines Gelehrtenlebens Anlaß und Stoff zur umfänglichen Biographie geboten und nicht Rudolf Haym, den Publicisten und Literaturhistoriker, der nur an großen Stoffen von bedeutendem Geistesinhalte und nachwirkender Tragweite seine Kraft zu setzen gewohnt, zu ihrer Abfassung bewogen. Max Duncker hatte eben noch ein anderes Feld des Strebens und der geistigen wie sittlichen Lebensbethätigung, das dem Auge des heutigen Geschlechts sich zwar entzogen hat, auf dem der Verstorbene aber um so mehr in der Erinnerung der Aelteren unter uns, deren Genosse, Vorkämpfer, Vermittler, deren „Treiber und Tröster“ er war, in so scharfen Umrissen hervortritt, wie etwa das Profil seines ausdrucksvollen Kopfes, das dem Buche beigegeben ist, seine Züge vergegenwärtigt und seinen Charakter ahnen läßt. In den 24 Jahren, die jener weitern Folge von 24 Jahren vorausgingen, welche uns den Segen der Zusammenfassung deutscher Kraft unter Preußens Führung haben erkennen lassen, von 1843—67 lebte und webte Max Duncker in patriotischer Politik, die zunächst die liberale Entwickelung der öffentlichen Zustände, dann seit dem frankfurter Parlamente die nationale Erstarkung des Vaterlandes sich zum Ziele gesetzt hatte. In dem sich jetzt immer rascher lichtenden Kreise der einstigen Glieder der erbkaiserlichen Partei der deutschen Reichsversammlung und ihrer Anhänger außerhalb der Paulskirche ist Max Duncker's damalige und spätere Wirksamkeit stets anerkannt gewesen und seinem unermüdlichen und unentwegten Vorkampfe auf den mannichfaltigsten Wegen ward von den alten Genossen der Preis zuerkannt, indem sie ihm die Abfassung der Adresse übertrugen, die am 1. April 1875 dem Fürsten Bismarck „ihre Glückwünsche und den Ausdruck ihrer Verehrung als dem Vollender des Baues darbrachten, zu dem sie den ersten unvollkommenen Riß in den Jahren 1848 und 1849 entworfen hatten“. Mehr und mehr aber ward das Wissen um Max Duncker's staatsbürgerliche Verdienste auf einen esoterischen Kreis, wenn man so sagen darf, auf den Kreis der „Preußischen Jahrbücher“, zu deren ältesten, bedeutendsten und fleißigsten Mitarbeitern er gehört hatte, eingeschränkt. Wenn überhaupt bis vor vier Jahren, bis zum Erscheinen der Lebenserinnerungen des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha in neuer Zeit kein Buch über die mittleren Jahrzehnte der deutschen Geschichte unsers Jahrhunderts sich eingehender verbreitet hat, so wird auch im genannten Werke, wie in H. von Sybel's Geschichte der Reichsgründung unter der Schilderung der Begebenheiten und ihres ursächlichen Zusammenhanges Duncker's Namen nur selten erwähnt. Das Verschwinden des einzelnen Mannes ist sowol beim Blicke auf die großen und allgemeinen Verhältnisse nur zu natürlich, als es auch zudem durch den Inhalt und die Autorschaft der den Verfassern gerade vorliegenden Actenstücke bedingt ward. Andererseits weisen doch selbst diese spärlichen Erwähnungen auf eine den Privatmann auszeichnende Stellung hin und Wichmann in seinen „Denk-

würdigkeiten aus der Paulskirche" (Hannover 1888) bekennt gelegentlich des Redekampfes vom 19. bis 23. Juni 1848 über die Einsetzung der Centralgewalt, daß Duncker mit seiner Warnung: „Halten wir uns an die Verhältnisse, wie sie liegen; täuschen wir uns nicht über die Kräfte des Neuen, nicht über die Gewalt des Alten; nehmen wir die augenblickliche Agitation nicht für den großen Strom der öffentlichen Meinung!" — eine große politische Befähigung, ja eine politische Divinationsgabe bewiesen und am allerwenigsten den Namen eines Doctrinärs verdient, welchen sich die übergroße Mehrzahl seiner Collegen in Frankfurt zuzog.

Durch H. von Sybel erfuhren wir, wie die großen bewegenden Mächte der Zeitgeschichte am Bau des Reichs gearbeitet haben, welche Gegenströmungen es zu überwinden galt. Trotz der fünf Bände seines Meisterwerks ist der gewaltige welthistorische Stoff doch außerordentlich zusammengedrängt, nur die Tragepfeiler der Entwickelung weisen die unbedingt erforderliche Einzelausführung auf, anders wäre die Aufgabe nicht zu lösen gewesen. Herzog Ernst's reiche Mittheilungen über seinen lebhaften Antheil an der Politik setzen da ein, wo wir Näheres über Zustände und Stimmungen, über die nebenbei laufenden Meinungen, über verhältnißmäßig auch wichtige Ereignisse erfahren wollen; sie berichten natürlich nach der subjectiven Auffassung des Erzählers und helfen den Eindruck verstärken, welche Mühe es gab, das Reich der Deutschen zu gründen!

In das Fühlen und Denken des deutschen Bürgerthums jener 24 Jahre, des patriotischen Liberalismus weist uns „Das Leben Max Duncker's" ein.

Das Buch Rudolf Haym's setzt bei den Lesern die Kenntniß der deutschen Geschichte der Zeit, in die seines Helden Wirken fällt, voraus, sagen wir, etwa die Kenntniß des Sybel'schen Werks. In diesen Rahmen stellt er Duncker's Persönlichkeit, nachdem er ihrer Entwickelung von den Kindheitsjahren bis zur ausgedehntern öffentlichen Wirksamkeit, bis zum Eintritt des Siebenunddreißigjährigen in die deutsche Reichsversammlung gefolgt ist. Nun ist die Thätigkeit, die Duncker in den nächsten Jahren nach der Auflösung des Parlaments entfaltete, geradezu wunderbar. „Man muß das" — nach dem Zeugnisse der höchst beachtenswerthen Bemerkungen, mit denen Konstantin Rößler das Werk des Freundes über den Freund im Septemberhefte der „Preußischen Jahrbücher" begleitet hat — „man muß das bei Haym nachlesen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, was ein Mann, der alles in allem doch nur auf die Hülfsmittel seiner Persönlichkeit angewiesen war, in einem dringenden Momente für das Vaterland zu leisten fähig ist. Er wirkte auf die Parteien, auf die Regierungen, auf die öffentliche Meinung nicht minder wie auf die einzelnen Cabinete und die in ihnen maßgebenden Persönlichkeiten."

Diese Thätigkeit im gothaer Nachparlament, im preußischen Abgeordnetenhause, im erfurter Unionsparlament, als Publicist für Schleswig-Holstein, gegen die Manteuffel'sche Reaction, als Mitarbeiter der „Constitutionellen Zeitung", als Ausschußmitglied des gothaer literarisch-politischen Vereins, als Verfasser zahlreicher politisch-historischer Flugschriften, in den lange fruchtlosen Bemühungen zur Begründung einer großen nachdrücklichen Parteizeitschrift, die dann endlich im Januar 1858 in den „Preußischen Jahrbüchern" unter R. Haym's Leitung erstand, als Verfasser endlich der ersten vier Bände der „Geschichte des Alterthums" hat der Biograph in voller Pietät gegen den um zehn Jahre ältern Freund und, wie man deutlich sieht, im erneuten Durchleben der einst gemeinsam geführten Kämpfe, in der lebhaftesten Erinnerung des einst miteinander gepflogenen Austausches der patriotischen Schmerzen und Hoffnungen geschildert. Daß die Schilderung nur solche bleibt, daß die Darstellung des Duncker'schen Standpunktes, die Erzählung der von ihm ergriffenen Schritte, die Zergliederung seiner politischen Aufsätze und Schriften von keiner Kritik begleitet wird, möchten wir in gleichem Maße aus dem Bestreben des Verfassers erklären, das Bild des Verstorbenen, wie es ihm aus dessen eigenen Aeußerungen und den Aufzeichnungen seiner treuen Lebensgefährtin vor die Seele trat, genau nachzuzeichnen, wie aus dem Bewußtsein, daß seine Anschauungen in den Zeiten, um die es sich hier handelte, mit denen des Freundes sich völlig deckten und er sich nicht berechtigt fühle, nachträglich ein Urtheil zu fällen über Ansichten und Maßnahmen, die nach bester Meinung gefaßt und von ihm selbst getheilt worden. Diese, wenn man es so ansehen will, objective und doch der Subjectivität des Freundes in vollstem Maße Rechnung tragende Haltung des Buchs wirkt auf denjenigen Leser, der von vornherein noch nicht die gleiche Verehrung für Max Duncker mitbringt, auf die Länge etwas ermüdend, und wie eine Erholung muthet es ihn an, wenn er (S. 160—164) endlich auch einmal wieder dem Verfasser persönlich sich gegenüber sieht in der trefflichen Charakteristik der Stellung Duncker's in der deutschen Geschichtschreibung. An diese schließt sich dann unmittelbar das erquickliche Kapitel „Im Schwabenlande" — die kaum anderthalbjährige Episode der tübinger Professur Duncker's. Im April 1859 ward er in den Dienst der „neuen Aera" berufen, dem Fürsten von Hohenzollern als Rathgeber zugetheilt und mit der Vertretung der Regierungspolitik in der Presse beauftragt, einer dornenvollen Stellung, die nur durch das vertraute freundschaftliche Verhältniß zum Fürsten erträglich war. Im April 1861 trat er in die engste Beziehung zum Kronprinzen als dessen von ihm erbetener persönlicher Rath und blieb in diesem Amte bis zur Abreise seines königlichen Herrn zur böhmischen Armee im Juni 1866. Dieser ganze große Abschnitt des Buchs erscheint uns für die Würdigung der geistigen Kraft und der sittlichen Tiefe Max Duncker's weitaus am bedeutendsten: wir sehen den Mann in vorgerückten Lebensjahren unter der Wucht der Sachlage mit jugendlicher Entwickelungsfähigkeit wachsen und reifen. Zudem gewinnt der Abschnitt den Werth eines Quellen-

schatzes für die einstige Biographie Kaiser Friedrich's. Die Heraushebung irgendeines einzelnen Umstandes dürfte eine schiefe Auffassung erzielen. Die ernste Lektüre dieser 150 Seiten will im Zusammenhange betrieben und genossen sein.

Das Verhältniß der Biographie eines politischen Mannes zur Reichsgeschichte und der Nutzen, den jene dieser zu bringen vermag, stellt sich in der Erläuterung recht lebhaft dar, welche die zehn der Verwaltung Kurhessens durch Duncker als Civilcommissar im Juni 1866 gewidmeten Seiten zur Notiz von einer Zeile Länge bringen, auf die H. von Sybel (V, 30) im Interesse der Harmonie seines Werks sich beschränken mußte.

Gegen den Schluß hin erzählt Haym in seiner anmuthenden und doch tiefgründigen Weise vom Wirken des Freundes in der auf seinen Wunsch ihm übertragenen Verwaltung der Archive, von seinem gesegneten Lehramte an der Kriegsakademie, von der Fortführung der griechischen Geschichte bis zum Tode des Perikles, den Arbeiten zur Geschichte Friedrich's des Großen und Friedrich Wilhelm's III., der Urkundenausgabe zur Geschichte des Großen Kurfürsten, von seiner innigen Freundschaft mit Droysen, seinem vertrauten Leben mit der edlen Gattin, die dem Heimgegangenen folgte, nachdem sie alles, was zu seiner Biographie dienlich, emsig zusammengetragen. Auf ihren Wunsch hat Haym, der Siebzigjährige, nicht ohne Selbstverleugnung sich zu dieser Lebensbeschreibung entschlossen und dem Freunde ein Denkmal zur Erinnerung, dem deutschen Volke ein Vorbild brennender Vaterlandsliebe und allzeit tüchtiger Erfüllung hochgefaßter Berufspflicht zur Nachfolge aufgerichtet. Aber zur recht fruchtbringenden Betrachtung dieses Vorbildes sei zum Schlusse nochmals auf Rößler's Aufsatz verwiesen.

2. Bischof Dr. Ferdinand Walter, weil. General-Superintendent von Livland. Seine Landtagspredigten und sein Lebenslauf. Nach Briefen und Aufzeichnungen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1891. Lex.-8. 10 M.

Gibt es viele, die gegenüber dem Titel „Das Leben Max Duncker's" nicht gleich Bescheid wissen werden, so wird der Name Ferdinand Walter bei nur sehr wenigen Lesern in Deutschland eine Erinnerung oder Bewegung wecken, und dieser Artikel würde theilnahmlos als von einem Unbekannten handelnd überschlagen, wäre nicht Amt und Würde dem Namen hinzugefügt. Da entsinnt sich denn wol der eine und der andere, in Dalton's Sendschreiben an Pobjedonosszew von der frechen Anklage des Procureurs des russischen Synods wider den Bischof Walter auf Aufreizung Livlands zum Abfalle von Rußland und von der Zurückführung dieser Anklage auf bewußte Fälschung des Wortlauts einer gedruckt vorliegenden Predigt Walter's gelesen zu haben. Vielleicht ist das Interesse an den mit solchen Mitteln verdächtigten und verfolgten Stammes- und Glaubensgenossen so weit erwacht, daß der Wunsch rege wird, jene Predigt zu lesen und den Mann kennen zu lernen, gegen dessen Andenken die russische Regierung schmuzigste Betrügerkünste ins Feld zu führen für lohnend gehalten hat.

Bischof Dr. Ferdinand Walter, beiläufig der Vater des derzeitigen ordentlichen Professors der Philosophie an der Universität Königsberg, ruht seit 22 Jahren im Grabe. Manches tüchtige Wort über ihn und sein Wirken ist in knappem Umfange veröffentlicht worden, das Beste von Julius Eckardt in seinen „Russischen und baltischen Charakterbildern" (Leipzig 1876). Durch Dalton's Berufung auf den klaren Wortlaut und Sinn jener Predigt vom Jahre 1864 hat man es, wie zu Eingang des vorliegenden Buchs gesagt wird, jetzt für angezeigt gehalten,

dieses historische Actenstück selbst in einem Neudrucke durch einen bekannten und um die baltische Geschichte und Politik der Neuzeit schon viel verdienten Verlag dem Urtheile solcher Personen zugänglich zu machen, die in allgemein protestantischem oder insbesondere deutschem Interesse jenen überaus traurigen Verhältnissen in Livland ihre Theilnahme nicht entziehen.

Es werden in dieser Ausgabe mit der incriminirten Predigt vier andere verbunden, welche in gleichem Sinne die früheren Landtage eröffnet hatten, weil aus ihnen sich jene als die Frucht der fortschreitenden Entwickelung des Landes erweist. Diese fünf Predigten geben, zusammengefaßt, einen nicht unwesentlichen Beitrag zu dem geschichtlichen Bilde jenes Jahrzehntes freudiger Hoffnung, welche die Regierung Kaiser Alexander's II. auch für Livland zu erfüllen verhieß. Hinzugefügt ist den Predigten einiges biographische und geschichtliche Material aus den Aufzeichnungen und dem Briefwechsel des Bischofs Walter, welches geeignet erschien, die Eindeutigkeit seines Charakters und seiner Handlungsweise bis auf jene letzte Predigt hin zu beleuchten. Wurde hierbei auf die geistige Entwickelung und die Familiengeschichte zurückgegriffen, so geschah es einmal, weil die Persönlichkeit Walter's ganz in dieser Tradition wurzelt, andererseits in der Absicht, an dem Beispiele eines bürgerlichen Hauses in Livland darzuthun, welcher Art und welchen Geistes die Beziehungen zu Deutschland thatsächlich waren, für deren Pflege man in Livland allerdings kein Opfer scheute.

Mit diesen schlichten Worten wird das Buch eingeleitet, das, von ungenannter Hand verfaßt, mit glücklichem Takte und verständnißinnigem Feingefühle in völlig beherrschender Kenntniß der Zeitumstände, Sachlagen und Persönlichkeiten sich begnügt hat, die vorgefundenen, meist schon trefflich zugerichteten Werkstücke mit sichern Griffen durch einfache Uebergänge zu einem Monumentalbau zusammenzufügen, in dem die große Gestalt Ferdinand Walter's den beherrschenden und Stimmung verleihenden Mittelpunkt bildet. Aus den unmittelbaren Selbstzeugnissen seines Wesens und Strebens und seiner Thätigkeit, wie aus den seiner ausgedehnten Wirkungssphäre entstammenden Zeugnissen seines segensreichen Einflusses und der außerordentlichen Geltung, die er gewonnen, erwächst dem Leser das Bild einer gewaltigen Persönlichkeit, von der niemand, der in irgendwelche Begegnung mit ihr gekommen, unberührt geblieben ist, und die auch in ihren schriftlichen Reliquien den in sie sich vertiefenden Leser nicht ohne Eindruck lassen wird. Und zwar verdankte Walter seine einzigartige Stellung unter den Menschen nicht etwa seiner hohen kirchlichen Würde — die war vielmehr nur die natürliche Folge seiner Stellung, denn es war ebenso un-

möglich, ihn, den anerkannten „Pastor aller Pastoren“, nicht an die Spitze der livländischen Geistlichkeit zu setzen, als die Spitze fehlte, wie es ihm unmöglich war, den Ruf abzulehnen, obwol er ihm nur mit Widerstreben folgte —, sondern nur seiner gottbegnadeten Persönlichkeit, die neben der Ehrfurcht und Vertrauen erweckenden mächtigen Leibesgestalt mit aller Geistesschärfe und Tiefe, mit schlagender Dialektik, mit apostolischer Beredsamkeit der Gemeinde und dem kleinsten Kreise wie dem Einzelnen gegenüber, mit dem Blicke für alles Menschliche, mit seinem fröhlichen Muthe und dem unversieglichen Liebessinne für die evangelische Kirche, die livländische Heimat und seinen Nächsten ausgestattet war. An dem Manne, der die ganze Philosophie seines Zeitalters in sich aufgenommen und selbständig verarbeitet hatte, die tiefste Anregung aber durch Schleiermacher empfangen zu haben bekannte, bewährte sich die Folgerichtigkeit seines Wahlspruchs: „Soviel der Mensch liebt, soviel lebt er“, in dem Maße, daß er, der einfache Landpfarrer, früh zum Sammelpunkte aller höhern Interessen der Provinz ward. Alle Fragen, die das Land während vieler schwerer Jahre bewegten, wurden im schlichten Pfarrhause zu Wolmar erwogen und erörtert, dem kleinen Städtchen, das, an der großen Heerstraße von der Residenz nach der preußischen Grenze günstig gelegen, selten eine bedeutende Persönlichkeit durch seine lange Gasse fahren sah, die nicht beim Pastor wenn auch nur zu kurzem ernsten Gespräche eingekehrt wäre. In welchem Grade „der Pastor von Wolmar“ schon im vierzigsten Lebensjahre sich das allgemeine Vertrauen erworben hatte, offenbart die eine Thatsache, daß während der Unruhen des Hungerjahres 1841 und des ersten Eindrangs der griechischen Proselytenmacher Walter von der Landesvertretung ersucht wurde, nach Petersburg zu gehen, womöglich dem Kaiser selbst die Lage des Landes ans Herz zu legen, und die andere, daß auf dieser Reise ein braver Posthalter das Geld für die Beförderung auf seiner Strecke mit den Worten ablehnte: „Wenn der Pastor von Wolmar nach Petersburg reist, so geschieht das für uns alle.“ Später ist er denn auch der Mann gewesen, zu Kaisern und Königen vorzudringen — und sie haben sich seinem Banne gebeugt, ihm ihr Ohr geliehen und ihm Rede gestanden, trotz ihrer Furchtsamkeit, wie Friedrich Wilhelm IV. und Alexander II., und ihres Unwillens, wie Nikolaus. Als Curgast in Karlsbad hat Walter das Recht der Evangelischen auf ein evangelisches Begräbniß erstritten, in seiner Weise ohne viel Reden durch rasch entschlossenes zeitgemäßes Handeln, und im Jahre 1851 hat er den Grund gelegt zu der protestantischen Kirche im Thale der Tepl, die jetzt nun geraume Zeit die evangelische Gemeinde dort versammelt. Die kurze Erzählung des erwähnten Auftritts, wie er ihn am 30. Juli 1848 seiner Frau berichtet, darf hier wol ihre Stelle finden:

Heute Morgen war am Brunnen publicirt, daß ein protestantischer Curgast gestorben sei und um $2^1/_2$ Uhr werde beerdigt werden. Ich beschloß, mit Baron Hahn und Herrn von Löwenstern dahin zu gehen. Wir kamen aber zu früh und erfuhren vom Superintendenten Zihmsen, daß um 4 Uhr das Begräbniß erst sein würde. Ich ging also um 4 Uhr wieder hin und fand einen Pastor aus Thüringen, der beerdigen sollte, in Kragen ohne Ornat mit Zihmsen und (Abt) Lücke im Dispute, weil er sich vom katholischen Geistlichen hatte verbieten lassen, im Ornate zu beerdigen, ohne ihm darauf zu antworten, und weil er nach diesem Verbote den Ornat nicht anzulegen wagte. Als sie nicht eins wurden, schlug ich den Knoten durch und sagte: Geben Sie mir Kragen und Mantel und ich werde es selbst verantworten. Der Pastor that's sehr dankend, daß ich ihn aus der eingebildeten Klemme zog, und ich hatte eben Zeit genug, als die katholische Geistlichkeit, die von der Witwe darum gebeten war, mit Lichtern in der Hand, den Sarg aufheben ließen, um ihn zum Grabe zu geleiten, mich im Ornate zwischen sie und den Sarg zu stellen und zog so mit der Leiche, von katholischen, lichttragenden Geistlichen geleitet, zur Gruft, und sie ließen es fein bleiben, mich zu stören. Als ich im Namen der Witwe den Beerdignngsgästen gedankt, dankte ich den Herren auch, daß sie die Liebe Christi mehr verehrt als die sie verbergenden Farben seiner Kirche, — und das Ende war, daß ich, es war heiß Wetter und eine heiße Arbeit, so ohne Vorbereitung vor Leuten wie Lücke, Sydow u. s. w. zu sprechen — mich jetzt umkleiden muß. Ich sprach über: Selig sind die Todten, die im Herrn sterben.

Wer die hier zusammengestellten Biographien bald nacheinander gelesen, wird manche ihm sich aufdrängende Parallelen zu verfolgen geneigt sein. Die zwei Männer weisen mehr als einen verwandten Zug auf in ihrem Charakter und Bildungsgange, in ihrer Stellung zu ihrem Lebenskreise und den aus diesem ihnen erwachsenden Aufgaben; bei aller Verschiedenheit ihrer Anlage und ihrer Gaben sind sie sich gleich in der Höhe und Reinheit ihres deutschen Nationalgefühls und der Tiefe ihres besondern preußischen und baltischen Patriotismus, wie ihrer vertrauensvollen Hingebung an ihr Herrschergeschlecht. Im einzelnen gestaltet sich je nach der Landsmannschaft ihr Streben und Verhalten und die innere Begründung desselben natürlich ungemein abweichend. Duncker's Ziel war die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung auf dem Wege der Erstarkung Preußens durch mannhafte Staatskunst und liberale Entwickelung: er hatte das Glück sein Ziel erreicht zu sehen, zum Theile auf andern Bahnen und ohne sein Zuthun. Walter's Ziel war, Livland deutsch und evangelisch zu erhalten und immer mehr deutsch und evangelisch zu gestalten; und als er auf dem dazu eingeschlagenen Wege die Hoffnung aussprechen durfte, das Ziel zu erreichen, trat das Verhängniß ein, das ihn als erstes Opfer traf und nach und nach das Land weiter vom Ziele zurückgeworfen hat, als es sich je von ihm befunden, seitdem es in die Geschichte getreten ist. Ohne alle Frage war das Ziel Max Duncker's ein universelleres; aber der Leser wird finden, daß Walter's Wirken unvergleichlich universeller war. Wer dies Wort vielleicht jetzt nicht recht versteht, wird es begreifen, wenn er mit dem Buche fertig geworden ist. Er kennt dann den Boden, in dem Walter's Persönlichkeit sich entfalten und wirken konnte und nur in ihm sich so entfalten und so wirken konnte, gut genug, um zu erfassen, was an Livland dem deutschen Volke jetzt verloren zu gehen droht.

Denn darüber sollte doch jeder verständige und mit der Geschichte seiner Nation vertrautere Deutsche sich klar sein, daß patriotisches Wirken weder an die Grenzen des Deutschen Reichs, noch an die bestimmt formulirte Zweckdienlichkeit für das Reich gebannt ist. Auf baltischem Boden können die deutschen Balten ihrer nationalen Pflicht nur nachkommen als gute Provinzialen. Weder mit Liebe für Deutschthum, noch mit Schwärmerei für Culturentwickelung ist es da was, wenn sie nicht mit voller Hingabe an die Provinz gepaart ist. Auf jenem Boden sind sie nur dann gute Deutsche, wenn sie ihrer geschichtlichen und sittlichen Aufgabe, der Forderung der Ehre und dem Gebote der Pflicht gemäß das Commissum fortführen, das einst ihren Vorfahren, seien sie es nur zeitlich oder auch leiblich, von der Nation anvertraut ward. Dieses Commissum schloß in sich die Uebertragung deutsch-christlicher, d. h. mit der Zeit evangelischer Cultur auf jenes Land. Die haben sie zu fördern, zu erhalten. Und dem sind sie redlich nachgekommen, so lange eben auch nur ein Rest freier Bewegung ihnen möglich war, so lange die Mittel dazu zu suchen bei ihnen stand und das Gelingen wieder um ein Stückchen weiter, als es bisher gelungen, mit darauf beruhte, daß sie die richtigen Mittel fanden und auch verwenden konnten. Dazu galten als unumgängliche Vorbedingungen: die eine, die heute zu schwinden in Gefahr steht, alles daran zu setzen, sich die leitende Stellung zu bewahren, nichts zu thun, wodurch sie selbst diese der Möglichkeit des Verlustes aussetzten; die andere, das Land, für das sie zu sorgen hatten, aufs genaueste zu kennen. Daß Walter diese Bedingungen erkannte und ihnen lebte, zeigt jede Seite des Buchs, das von ihm handelt.

Aber er war auch gleich seinen Heimatgenossen durchdrungen von der nothwendigen Wechselseitigkeit der Beziehungen von Nation und Heimat. Wir lieben unsere Nation nicht wahrhaft, wenn wir ihr Werk und ihre Ehre nicht in der Heimat fördern; und wir können das Werk nicht fördern, also unsere Pflicht nicht erfüllen, wenn wir nicht vom nationalen Geiste beseelt sind. Im Buche ist es zu lesen, wie Walter in regelmäßigen Mußestunden darin lebte, sich und seine weitere Umgebung, die gebildete Bevölkerung seines Städtchens, ihres Zusammenhanges mit der Culturwelt Deutschlands immer sicherer und getroster werden zu lassen. Aber er ging auch, so sehr er das Lettenvolk liebte und schätzte, auf das ihn zunächst und im größten Umfange sein amtlicher Beruf hinwies, mit suchender Liebe den auf dem flachen Lande zerstreuten verarmten Kleindeutschen nach, deren Kinder unter der lettischen Bevölkerung Gefahr liefen, ihr Volksthum zu verlieren, und sammelte sie in eine durch freie Gaben von ihm gegründete Schule, in der sie auch den Lebensunterhalt empfingen und ihrer Nationalität bis zur Confirmation bewahrt wurden. Dann hatte es weiter keine Noth mit ihnen oder sie waren dann wenigstens für sich selbst verantwortlich.

Wir haben der Besprechung eine ungewöhnliche Ausdehnung zuzumessen uns gestattet. Aber es galt auch, dem Leser den Wunsch nach dem geistigen Besitze der Vorstellung eines Mannes zu wecken, der eine der vollkommensten Ausdrucksformen deutschen Geistes und Wesens in sich zur Erscheinung brachte.

3. Gedichte von J. M. R. Lenz. Mit Benutzung des Nachlasses Wendelin's von Maltzahn herausgegeben von Karl Weinhold. Berlin, Hertz. 1891. Gr. 8. 6 M.
4. Lenz und Goethe. Mit ungedruckten Briefen von Lenz, Herder, Lavater, Röderer, Luise König. Von J. Froitzheim. Mit dem Porträt der Frau von Oberkirch. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 2 M. 50 Pf.

Nicht ohne Berechtigung mögen diese beiden zur Literaturgeschichte gehörigen Bücher in einem biographischen Aufsatze zur Anzeige gebracht werden. Denn handelt es sich in Froitzheim's Schrift ganz ausgesprochen um die Aufhellung der dunkelsten Punkte in des unglücklichen Dichters Leben und dient die Herausgabe des satirischen Romans „Der Waldbruder" und der auf dem Titel bezeichneten Briefe zunächst demselben Zwecke, so ist die lange gewünschte und erwartete kritische und möglichst vollständige Ausgabe der Gedichte von Lenz, die Karl Weinhold der Veröffentlichung des „Dramatischen Nachlasses" (Frankfurt a. M. 1884) und der „Sicilianischen Vesper" (Breslau 1887) hat folgen lassen, chronologisch angeordnet und nicht nur mit biographischen Erläuterungen versehen, sondern auch von einer freilich nur sehr kurzen Uebersicht über den Lebensgang des Dichters begleitet, die blos einen Leitfaden zum Verständnisse der Dichtungen bieten soll. Der Herausgeber bekennt, daß eine eingehende Darstellung des Lebens von Lenz zu seinen Plänen gehöre. Seitens der Literatur- und besonders der Lenz-Freunde, wie seitens der Heimat des Dichters wird Professor Weinhold warmer Dank für seine sorgfältigen Bemühungen nicht versagt werden. Das lyrische und epische Vermögen von Lenz läßt sich in der trefflichen Ausgabe nunmehr klar übersehen und schätzen. Dies zu thun ist nicht die Aufgabe dieses Artikels. Zum biographischen Theile des Buchs müssen wir uns einstweilen ablehnend verhalten. Die kurzerhand absprechenden Urtheile über den Dichter, die Annahme der nur erträumten Liebesgluten, die Darstellung seines weimarer Aufenthaltes, die Zurückführung des Zerwürfnisses mit Goethe nicht auf den „Waldbruder", sondern auf ein, wie aus den Worten Weinhold's hervorzugehen scheint, anderes, von ihm doch nur vermuthetes Pasquill Lenzens, werden in der zu erwartenden eingehenden Lebensdarstellung einer gründlichen Auseinandersetzung mit Froitzheim's Forschungsergebnissen bedürfen, um aufrecht erhalten werden zu können. Letztere erschienen gleichzeitig mit Weinhold's Ausgabe der „Gedichte", sodaß die in diesen enthaltenen Ausführungen in jenen nicht berücksichtigt werden konnten, sondern Froitzheim sich nur auf die den „Dramatischen Nachlaß" begleitenden Aeußerungen zu stützen vermochte. Das letzte Wort über die Berechtigung dieser oder jener Auffassung über Lenz wird füglich noch auf sich warten lassen müssen.

5. Unter fünf Königen und drei Kaisern. Unpolitische Erinnerungen einer alten Frau. Von Thekla von Schober, geb. von Gumpert. Zweite Auflage. Glogau, Flemming. 1891. 8. 6 M.

Es mag 45 Jahre her sein, daß ich „Mein erstes weißes Haar" und „Die Badereise der Tante" gelesen, aus jenem den ersten warmen unauslöschlichen Eindruck preußischer Vaterlands- und Königsliebe und eine erst kürzlich gestillte Sehnsucht nach der Lieblichkeit des hirschberger Thales geschöpft, aus dieser eine vorahnende Bekanntschaft mit Karlsbad gewonnen, die in viel späterer Zeit mich auf dem Hirschsprung und Dreikreuzberg wie auf oft durchschrittenen Pfaden wandeln ließ. Dann war der Name Thekla von Gumpert's meinem Ohr entklungen, bis nach fast einem Menschenalter der Jubel meiner Kleinen über „Mutter Anna und ihr Hänschen" meine Wißbegier weckte, wer solche Seligkeit ins Haus getragen, und ich nicht ohne Rührung vernahm, daß dieselbe Verfasserin nun schon die zweite Generation in gleicher Weise zu entzücken vermochte. Nachdem haben „Herzblättchens Zeitvertreib" und das „Töchteralbum" an manchem Weihnachtsabend ihren immer froh begrüßten Einzug in die kleine Jugendbibliothek gehalten. Doch die Zeit entfloh darüber — Thekla von Gumpert wich Schiller und Goethe, Racine und englischen Autoren und selbst ihr Name ward nicht mehr in den vier Wänden, in denen er so oft freudig gepriesen worden, laut.

Da sandte vor wenigen Monaten die liebenswürdige Greisin die Erzählung ihres eigenen Lebens in ihre dankbare Leserwelt und auch in meine Stube, und mit wahrem Genusse bin ich den einfachen, so ungemein ansprechenden Aufzeichnungen aus diesem achtzigjährigen, inhaltsvollen, durch glückliche und vertraute Beziehungen zum Hause Radziwil verschönten Dasein gefolgt. Da habe ich auch die Motive zu der mir unvergeßlichen Erzählung vom ersten weißen Haar so natürlich gegeben gefunden, und als ich das Buch schloß, war ich nicht nur um den Einblick in ein in sich befriedigtes arbeitsfreudiges Menschenloos, nicht nur um die genauere Kenntniß von der Jugendliebe unsers verklärten Kaisers Wilhelm, sondern auch um eine weihevolle Stunde der Erinnerung an die eigene Kindheit reicher. Der ehrwürdigen Verfasserin sei herzlich gedankt. Friedrich Bienemann.

6. Briefwechsel Friedrich Lücke's mit den Brüdern Jakob und Wilhelm Grimm. Von F. Sander. Mit erläuternden Zusätzen und Zugaben aus dem gemeinsamen Freundeskreise, besonders über die akademische Krisis des Jahres 1837. Hannover-Linden, Manz u. Lange. 1891. Gr. 8. 5 M.

Dem in d. Bl. angezeigten „Lebens- und Zeitbild aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts", mit welchem F. Sander lebendig und anziehend das Andenken an den am 14. Februar 1855 aus dem Leben geschiedenen göttinger Theologen F. Lücke der Gegenwart ins Gedächtniß zurückruft, hat der verdiente Verfasser nach kurzer Zeit die obige Schrift folgen lassen und dadurch nicht blos unsere Kenntniß von dem Wirken und Schaffen des gemüth- und geistvollen Theologen bereichert, sondern durch den Abdruck einer ganzen Reihe von längern und kürzern Briefen, welche die Brüder Grimm an den anerkannten Führer der theologischen Facultät bei der damaligen Georgia Augusta richteten, Briefen, denen sich noch zahlreiche Zuschriften von Dahlmann, Lachmann, J. Müller, Hoppenstedt und andere wichtige Schriftstücke anschließen, einen das rein persönliche Element weit überragenden und für die geschichtliche Betrachtung der Dinge höchst werthvollen Beitrag geliefert.

Insbesondere gilt dies von der bekannten göttinger akademischen Krisis des Jahres 1837. Denn bieten die mitgetheilten Briefe auch genug des sonst irgendwie Fesselnden, seien es nun philologische und andere wissenschaftliche Fragen, über die ein vertraulicher Austausch gepflogen wird, oder seien es Bemerkungen und Urtheile über hervorragende Zeitgenossen, im Vordergrund des Interesses steht doch jenes Ereigniß, über das jetzt erst volles Licht verbreitet und eine abschließende Schätzung der Betheiligten ermöglicht ist.

Für die rechte Einsicht in Anschauungen und Beweggründe der göttinger Sieben hatten längst schon die Schriften Dahlmann's („Zur Verständigung") und J. Grimm's („Meine Entlassung") genügend gesorgt. Zu einer gerechten Würdigung Lücke's, welcher den Protest der Sieben nicht mit unterschrieb, stellt uns die vorliegende Schrift erst den nöthigen Stoff zur Verfügung. Dahlmann wie J. Grimm haben in den schon erwähnten, alsbald nach der Katastrophe der Oeffentlichkeit übergebenen Blättern über die hannoversche Geistlichkeit, insbesondere die göttinger theologische Facultät, die an F. Lücke ihr Haupt hatte, harte Urtheile gefällt. Dahlmann schrieb: „Ehemals ward die Tapferkeit zu den christlichen Tugenden gezählt. Das Ritterthum ergriff den Glauben ganz von dieser Seite; die Geistlichkeit lehrte nicht blos dulden, sondern auch kämpfen für die höchsten Güter. Ungern sage ich es, allein um der Wahrheit willen muß es gesagt sein: die Geistlichkeit des Landes hat die Gelegenheit versäumt, Missionsgeschäfte in christlichen Landen zu üben, die vorderhand weit nöthiger sind als die im Heidenthum." Bei J. Grimm hieß es: „Von den Theologen, den Bewahrern des Glaubens und der Gewissen, wäre am allerersten zu erwarten gewesen, daß sie, eingedenk lutherischer Freimüthigkeit und Standhaftigkeit, ihre Zornschalen kräftig ausgeschüttet und alle Blödigkeit des Zweifels dahingeworfen hätten. Es fehlte nicht an Beistimmung, aber an der Entschlossenheit, sie öffentlich zu bekennen. . . . Wenn es die Unterzeichner der Protestation schmerzlich empfanden, von ihren theologischen Collegen verlassen zu sein, so durfte freilich die Theilnahmlosigkeit der medicinischen Facultät minder schwer auffallen, doch die Einstimmung streng juristischer Ansichten mit denen, die aus der freieren philosophischen Klasse hervorgingen, vollkommen beruhigen." Diese selbe Auffassung vertritt J. Grimm noch in einem

der mitgetheilten Briefe, in dem er Lücke, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, Schwäche und Halbheit vorwirft.

Aber wenn unter diesen Verhältnissen auch die Wärme und Innigkeit des Freundschaftsbundes, welcher die Männer bisher umschlungen gehalten hatte, eine Zeit lang litt, ja ganz in die Brüche zu gehen drohte, die Vorstellungen, welche Lücke erhob, um sein Verfahren zu rechtfertigen, blieben doch nicht ohne Eindruck, und wenn schon nach Verlauf nur weniger Jahre J. Grimm über Lücke urtheilt: „Ein rechtschaffener feiner Mann, dem sogar seine Schwächen zuweilen liebenswürdig lassen", während Dahlmann schreibt: „Es ist eine liebenswürdige Natur in ihm, aber er hat keine einfachen Ueberzeugungen, alles complicirt sich in ihm" — so ist das immerhin eine Ehrenrettung für den Verkannten. Gewiß, Lücke hatte von einem Luther wenig in sich, er hatte eine Melanchthonsader. Eine weiche, beschauliche, fast weiblich zarte Natur, von Haus aus schüchtern und vorsichtig abwägend, jedem rasch entschlossenen und nun gar öffentlichen kräftigen Handeln abgeneigt und vielleicht über Gebühr vertrauensselig, lag es nun einmal in seinem Wesen, abzuwarten, wo es andere schon auf den Plan trieb. Aber aus seiner sachlichen Uebereinstimmung mit den Protestlern hat er keinen Augenblick ein Hehl gemacht, vor Curatorium und Prorector der Universität hat er muthig und ehrlich seine Gewissensüberzeugung gewahrt, sich auch zu der ihm abverlangten Betheiligung an der Universitätswahl für die unrechtmäßig berufene Ständekammer nicht herbeigelassen. Als der Boden unter seinen Füßen immer heißer wird, regt sich in ihm das Verlangen, auf ein halbes Jahr Urlaub zu nehmen, den er dann zu einer Studienreise nach England benutzen will. Wenn er kurz nach der kritischen Zeit an J. Müller nach Marburg schreibt: „Sollte ich unterschreiben, so mußte gewartet und in der Protestation manches geändert werden, sie auch nicht verbreitet werden" — so gibt er selbst damit die treffende Formel für die Linie und den Beweggrund seines Verhaltens. Eine unüberwindliche Scheu vor der Oeffentlichkeit, eine hochgradige Besorgniß politisch aufzuregen, eine ängstliche Rücksichtnahme auf Personen, die er um keinen Preis bloßstellen möchte — der geheimnißvolle Y wird geradezu verhängnißvoll für ihn —, dazu dann die Sorge, was aus der Universität werden solle, und der Zweifel, ob es richtig und sittlich zulässig, vor der Zeit als einzelnes Glied von der Gesammtheit des akademischen Lehrkörpers sich zu trennen: aus diesen Bestandtheilen setzt sich die Summe seiner Bedenken zusammen. An die unliebsamen Folgen, die ihn persönlich etwa treffen könnten, hat er am allerwenigsten gedacht. Er handelt gewissenhaft und selbst edel, aber nicht wie ein Held. Er handelt wie ein deutscher Professor aus einer politisch unreifen, knechtseligen Zeit, nicht wie die Sieben, die in die Selbständigkeit und Geltendmachung ihres politischen Handelns gerade auch die Tapferkeit und Bewährung ihres sittlichen Handelns setzen.

Karl Sallmann.

Zur Volkspoesie.

1. Deutsche Volkslieder aus Böhmen. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Redigirt von Alois Hruschka und Wendelin Toischer. Prag, Deutscher Verein. 1891. Gr. 8. In Lieferungen zu 1 M.

Es ist ein schönes Zeichen der Werthschätzung unsers Volksthums, daß sich auf verschiedenen deutschen Gebieten gerade in neuerer Zeit immer wieder Forscher finden, welche die zerstreuten, auch wol schon beinahe vergessenen Lieder, Sprüche oder andere im Volke verbreiteten, oft dichterisch und musikalisch sehr werthvollen Stücke der Volkspoesie sammeln und diese Stücke, die oft in so überraschender Weise die Zusammengehörigkeit aller unserer Stammesgenossen nachweisen, der Gesammtheit und der Wissenschaft in geordneter und gesichteter Weise vorlegen. Der Wissenschaft ist damit das Material zu weiterer Untersuchung geboten, für die Nation aber ein neuerlicher Nachweis geliefert, wie die ihr Angehörigen von Nord und Süd im Denken und Fühlen, in Gesinnung und Poesie so viel des Aehnlichen und Gleichartigen aufweisen und somit als wirkliche Glieder einer gewaltigen Kette erscheinen. Man wird daher solche Sammlungen, auch wenn sie ein enger begrenztes Gebiet behandeln, ja gerade dann um so freudiger begrüßen. Die deutschen Gaue Böhmens haben bisher einer umfassenden geschlossenen Sammlung ihrer Volkslieder entbehrt und das vorliegende umfangreiche Buch der wackern zwei Herausgeber verdient ebenso sehr die wärmste Anerkennung als die Unterstützung, welche der in literarischer und nationaler Beziehung schon lange so vortrefflich wirkende obengenannte Verein dem Unternehmen zutheil werden ließ. Die Arbeit war keine einfache und leichte; wer mit dergleichen selbst zu thun gehabt hat wie der Unterzeichnete, weiß, wie viel des Widerstandes zu besiegen ist, um halbwegs brauchbare Liedertexte oder gar Melodien aus der so schwer zu erschließenden Quelle des Volksmundes zusammenzubringen. In diesem Falle kam aber die Schwierigkeit der lautlichen Wiedergabe der verschiedenen Mundarten Deutschböhmens hinzu, denn nicht weniger als vier Hauptmundarten (die bairische, fränkische, sächsische und schlesische) sind es, in denen die Lieder des deutschen Volks in Böhmen vorkommen, und allen diesen Mundarten mußten die Herausgeber ebenso wie dem hochdeutschen Liede gerecht werden. Die Sammlung ist außerordentlich reich geworden, und wenn man bedenkt, daß die meisten dieser Volkslieder und -Reime hier zum ersten male veröffentlicht wurden, so muß man dem Fleiße und der Umsicht, mit welcher in verhältnißmäßig kurzer Zeit — seit etwa 1885 — das Ganze durch- und zu Ende geführt wurde, besonderes Lob zollen. Die

Herausgeber ließen es nicht dabei bewenden, nur eigentliche Lieder zum Abdrucke zu bringen; es sind auch Kindersprüche und -Liedchen, Volksräthsel, Sprüche u. dgl., insbesondere auch eine große Zahl prächtiger „Vierzeiliger“, welche mit den „Schnadahüpfeln“ unserer Alpenländer so nahe verwandt erscheinen, dem Buche einverleibt. Zur Uebersicht der Vertheilung dieses ganzen Volksliederschatzes in Gruppen diene die nachstehende Eintheilung. Es zerfällt nämlich das Buch in die Abtheilungen: 1) „Geistliche Lieder. Legenden. Das festliche Jahr“; 2) „Historische“; 3) „Allgemein weltliche Lieder“; 4) „Vierzeilige“; 5) „Kinderlieder“. Man ersieht daraus, welch eine Bedeutung, abgesehen von dem poetischen Werthe vieler herrlicher Blüten der Volkspoesie, diese Sammlung auch in cultur- und sittengeschichtlicher Hinsicht beansprucht, zumal die bei verschiedenen Gelegenheiten üblichen Sprüche oder Gesänge auch in Anmerkungen ihre Erläuterung finden. Welch einen Schatz bieten die übrigens in geringerer Anzahl vertretenen historischen Volkslieder, und es ist zu bedauern, daß die Herausgeber, wie sie selbst erklären, damit der Umfang der Sammlung (sie hat über 500 Seiten!) nicht allzu sehr vergrößert werde, viele ältere Lieder, die nicht mehr im Schwange sind, zurücklegen mußten. Man höre das nachfolgende kurze Volksliedchen aus Tepl:

D' Schwedn san kumma,
hobm Alls mitg'numma,
hobm d' Fenza (Fenster) aug'schlogn,
hobm 's Blei davoantrogn,
hobm Kugeln dras gossn,
hobm Bauan daschossen.

Gibt es eine treffendere Charakteristik der furchtbaren Schwedenzeit im Lande, als sie sich in diesen wenigen Verszeilen erhalten hat?

Von vielen Liedern sind mehrere, ja oft viele Versionen wiedergegeben, und man hat dabei Gelegenheit, die Entwickelung zu beobachten, welche manche Lieder, oft bekannte unserer schönsten deutschen Volksgesänge, in den verschiedenen Theilen des Landes durchgemacht haben. Nicht minder werthvoll als die Texte sind die in den Anmerkungen beigefügten Vergleiche mit ähnlichen Liedern der Volkspoesie aus andern deutschen Gauen, sowie die zu verschiedenen Gesängen beigefügten Melodien. Endlich sei des schätzbaren Anhanges gedacht, welcher aus dem „Braunauer Weihnachtspiele“ besteht, einer jener alten dramatischen Volksdichtungen, wie sie auch in Deutschböhmen früher öfter vorkamen, jetzt aber leider auch immer seltener werden.

Ein ähnliches Unternehmen, wenn auch weniger umfangreich, das uns mit Volksgesängen eines andern deutschen Gebiets bekannt macht, ist das nachfolgende:

2. Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volks gesammelt mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen herausgegeben von Johann Lewalter. Erstes und zweites Heft. Hamburg, Fritzsche. 1890 u. 1891. 8. Jedes Heft 1 M.

Obgleich diese Sammlung nicht die erste aus den hessischen Landen ist, muß sie doch ebenfalls bestens begrüßt werden. Der Herausgeber, welcher selbst eine Reihe hübscher Tondichtungen verfaßt hat und insbesondere als Liedercomponist bekannt ist, hat in den von ihm selbst gesammelten Volksliedern den textlichen, nicht minder als auch den musikalischen Theil ins Auge gefaßt und der eigentlichen Melodie jedes Liedes sogar leichte Klavierbegleitung beigefügt. Die Zahl der aufgenommenen Volkslieder eines jeden Hefts ist nicht groß — Heft 1 enthält 35, Heft 2 37 Stücke —, es finden sich aber die schönsten unserer deutschen volksthümlichen Gesänge darunter, wie etwa: „Heute scheid' ich und morgen wandr' ich“, „Der Wächter auf hohem Thurme saß“, „Ich stand auf hohem Berge“ u. s. w. Es erscheint von großem Werthe, die in Hessen übliche Fassung dieser Lieder kennen zu lernen. Insbesondere finden wir auch einige unserer alten volksthümlichen Balladen in den beiden Heften vertreten; ferner ist es dem Herausgeber gelungen, mehrere Soldatenlieder zu gewinnen, welche uns das Leben des Kriegers schildern und von der Liederfreudigkeit desselben Zeugniß ablegen. Kinderlieder und Kinderspiele sind ebenfalls berücksichtigt, und es erscheint wichtig, daß die Spiele, zu welchen diese Liedchen gehören, eingehendere Beschreibung erfahren. Die Anmerkungen zu den einzelnen Gesängen enthalten überhaupt nicht nur die Hinweise auf Liedertexte aus andern Gebieten, sondern manche werthvolle Variante und manche bemerkenswerthe Erläuterung, die dem literarischen Forscher zu statten kommt. Selbst culturgeschichtlich sind diese Anmerkungen von nicht zu unterschätzender Bedeutung, wie beispielsweise die Angaben über den Volksaberglauben, betreffend die Zauberkraft der Händchen und Finger neugeborener Kinder, worüber der Herausgeber, anläßlich des Liedes „Es wollt' ein Müller“ (Heft 2, S. 62), Ausführlicheres mittheilt. Gewiß gelingt es, diesen zwei Heften noch später eine Fortsetzung folgen zu lassen, was man ebenso freudig begrüßen könnte als die schon vorliegende Liedergabe.

3. Der Bauer im deutschen Liede. Zweiunddreißig Lieder des 15. bis 19. Jahrhunderts. Nebst einem Anhange. Herausgegeben von Johannes Bolte. Berlin, Mayer u. Müller. 1890. Gr. 8. 4 M.

Die vorliegende Sammelarbeit hat die Aufgabe, zunächst eine Zahl bisher unveröffentlichter volksthümlicher Lieder, welche sich auf den deutschen Bauernstand beziehen, der literargeschichtlichen Forschung zugänglich zu machen; ferner eine Uebersicht aller jener Bauerngesänge zu bieten, die in den verschiedenen deutschen Volksliederbüchern sich verstreut finden. Es ist erklärlich, daß so manches dieser Liederbücher durch das eine oder das andere der hier mitgetheilten Lieder aus der ersten Abtheilung seine Ergänzung findet. Die Stücke entstammen zumeist Handschriften und fliegenden Blättern der königlichen Bibliothek zu Berlin und gehören, wie schon die Mundart, in denen manche dieser Gesänge abgefaßt sind, verschiedenen nördlichen wie südlichen

deutschen Gebieten an, zeitlich reichen sie vom 15. bis in das 19. Jahrhundert. Allerdings sind nicht nur Volkslieder im engern Sinne des Wortes aufgenommen, da nach der Bemerkung des Herausgebers das Volkslied „so oft von der Kunstdichtung beeinflußt wurde und dieselbe beeinflußte", eine Beobachtung, die man ja heute noch in den Volksliedersammlungen aller Länder machen kann und die für die Entwickelung einzelner zum Gemeingute des Volks gewordener Gesänge so wichtig ist. Besonders beachtenswerth erscheinen die aus einer Handschrift stammenden Lieder des oberbairischen Ritters Hasellober aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, welche uns schätzenswerthe Beiträge zur Charakteristik des Bauersmannes aus einer Zeit geben, aus welcher wir gerade in dieser Beziehung wenig in der Literatur aufzuweisen haben. Welchen Wanderungen das Volkslied oft unterworfen ist, darüber gibt uns das Stück Nr. 20 („Cupido's Macht") mit der Anfangszeile: „Mey, soit mer ock, war Cupido gawasa", ein hübsches Beispiel. Dem Verfasser dieser Zeilen ist nämlich noch ein in den sechziger Jahren zu Wien gern gesungenes Lied in Erinnerung, das mit den Zeilen beginnt: „Ei sagt mir, wer ist denn Gott Amor gewesen, daß von ihm so viele thun schreiben und lesen", das dem Inhalte und selbst vielfach dem Ausdrucke nach mit dem hier abgedruckten um 1800 auf einem fliegenden Blatte vorkommenden Liede in den ersten vier Strophen übereinstimmt. Heute noch dürfte das Liedchen in Wien und in österreichischen deutschen Gegenden bekannt sein. Eine literargeschichtliche Einleitung über die Bauernpoesie eröffnet die schätzenswerthe Arbeit, der auch Originalmelodien in Musiknoten, sowie Worterläuterungen unter dem Texte beigefügt sind.

4. Jakob Eduard Schmölzer, der edle deutsche Liedermeister, der verdienstvolle Wiedererwecker und getreue Hüter heimatlichen Sanges. Sein Leben, Wirken und Schaffen geschildert von Heini von Steier. Graz, Leykam. 1891. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Die vorliegende Schrift ist eine Arbeit, welche anläßlich der Enthüllung eines dem steirischen Componisten Schmölzer in Kindberg (Steiermark) errichteten Denkmals verfaßt wurde, also eigentlich eine Gelegenheitsschrift; Inhalt, Anlage und Umfang des Ganzen erheben den Werth dieses Buchs jedoch über denjenigen einer gewöhnlichen Gelegenheitsarbeit. An dieser Stelle ist derselben zu gedenken, da J. E. Schmölzer (geb. 1812 zu Graz, gest. 1886 zu Kindberg) sich große Verdienste nicht nur als Componist von Liedern und größern Tonstücken erwarb, sondern insbesondere auch als Sammler, Aufzeichner und Bewahrer der schönsten Volkslieder Steiermarks hervorragend thätig war. Sein ganzes Leben war diesem Ziele gewidmet und so manches schöne Steirerlied, das sonst vergessen wäre, hat Schmölzer der Nachwelt in Wort und Weise aufbewahrt. Sein „Deutsches Nationallied" (Text von Müller von der Werra) wurde zu Gotha im Jahre 1860 preisgekrönt, eine Ehre, die auch so manchen andern Compositionen dieses Tondichters zutheil wurde, einige derselben z. B. „Das Steirerland" („Die Berge hoch, an Erzen reich . . .", Text von M. Macher) sind selbst zu Volksliedern geworden, die überall im Lande und auch wol außerhalb desselben gesungen werden. Die Biographie Schmölzer's ist mit Zugrundelegung seiner Tagebücher und Nachlaßschriften überaus liebevoll, genau und eingehend abgefaßt, auch wird der Beziehungen zu Hamerling, C. G. von Leitner, Rosegger und zu andern Persönlichkeiten, die in Steiermark poetisch oder musikalisch wirken oder gewirkt haben, öfter gedacht. Einige Compositionen Schmölzer's schließen den hübsch ausgestatteten Band ab, der auch in weitern Kreisen, welche dem deutschen Liede ihre Aufmerksamkeit zuwenden, Beachtung verdient.

5. De Banater Schwob. Neue Folge: De Heedschwob. Humoristische Gedichte in banat-schwäbischer Volksmundart von J. Szimits. Temesvar, A. Ramel. 1891. 16. 90 Pf.

Dieses kleine Büchlein bietet heitere Verse in der Mundart des banater Schwabenlandes, eines Gebiets, in dem sich das eingewanderte deutsche Völklein, zwischen andern Nationen wohnend, deutsche Eigenart und, wie diese Dichtungen zeigen, auch deutschen Humor bewahrt hat. Wir lernen daraus insbesondere die wackern schwäbischen Bauern im Banat kennen, deren Leben und Treiben viele der heitern Lieder und Strophen gewidmet erscheinen. Mitunter hat der Verfasser volksthümliche Sagen, Legenden und Erzählungen sich zum Vorwurfe seiner humorvollen Poesie gemacht; so verdient insbesondere die Erzählung „Vum e Zigeunr un drei Teuwle" Beachtung, welche eine Volkssage zum Gegenstande hat, die in etwas geändert auch sonst auf deutschem Boden zu finden ist. Auch kleine „Schwowe-Gstanzl" finden sich, die wol unmittelbar aus dem Volke zu stammen scheinen. Als Probe diene das nachstehende „Gstanzl":

De Bauer trinkt Milich,
Die Herre Kaffee.
Die tun duellire,
Un mir gin uns Schlää.

Dialektforscher werden dieses bescheidene Büchlein gewiß ebenso begrüßen wie alle, welche sich mit den Sitten und Eigenthümlichkeiten, insbesondere mit der Poesie der deutschen Stämme beschäftigen.

6. Deutsche Puppenspiele. Gesammelt und mit erläuternden Abhandlungen und Anmerkungen herausgegeben von Arthur Kollmann. Erstes Heft. Leipzig, Grunow. 1891. 8. 1 M. 60 Pf.

Vorliegendes Heft eröffnet ein überaus beachtenswerthes und wichtiges Unternehmen, welches uns Schätze dramatischer Volkspoesie zu erschließen verspricht. Gerade die Kenntniß der Puppenspiele ist und war stets schwer zu erlangen, da die Herren Principale ein großes Geheimniß aus ihren Texten zu machen pflegten. Daß diese Kenntniß aber für die Geschichte unsers volksthümlichen Theaters, ja selbst für diejenige der Kunstbühne von großer Wichtigkeit ist, wird heute kein Kundiger mehr leugnen. Es braucht

wol nur an das Puppenspiel von „Doctor Faust“ erinnert zu werden, ohne das wol Goethe seinen „Faust“ nicht geschrieben hätte. In neuerer Zeit haben sich Karl Engel, sowie Kralik und Winter durch die Herausgabe von Puppenspielsammlungen bedeutende Verdienste erworben. Daß aber noch viele dieser Schätze unbehoben sind, zeigt uns das interessante Vorwort Kollmann's zu dem vorliegenden Hefte. Diesem eifrigen Forscher ist es gelungen, auf sächsischem Boden eine große Zahl von Puppenkomödien, die er selbst aufführen gesehen, in brauchbaren Texten zu erhalten, und zwar haben nicht weniger als 23 „Principale“ von Puppenbühnen, allerdings erst nach vielen Schwierigkeiten, ihm Spieltexte überlassen. Das erwähnte Vorwort gibt hierüber genaue Auskunft. Sodann folgt das erste der Spiele: „Judith und Holofernes“, dem wieder eine vortreffliche Einleitung mit genauen Literaturangaben u. dgl. vorangeht. Das Spiel selbst ist kurz, aber echt volksthümlich und in Anlage und Ausführung ganz ausgezeichnet. Noch enthält dieses Heft einen längern Aufsatz: „Zum Puppenspiel vom Doctor Faust“, der über diesen berühmten Stoff ebenfalls viel Neues bietet. Man kann danach auf die Veröffentlichung des Faustspiels selbst, wie auf diejenige der übrigen Puppenspiele mit Recht sehr gespannt sein. Der volkskundlichen Literatur erweist der Herausgeber durch die Veröffentlichung dieser Spiele einen außerordentlichen Dienst und man kann ihm nicht dankbar genug für seine auch im übrigen so vortreffliche Arbeit sein.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Das zweite Heft dieses Jahrgangs der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, herausgegeben von L. Quidde“ (Freiburg i. Br., Mohr, 1891), bringt den Schluß von O. Hartwig's „Ein Menschenalter florentinischer Geschichte (1250—1292)“ und die Fortsetzung von Fritz Arnheim's „Beiträgen zur Geschichte der nordischen Frage in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“ und nach einer Reihe kleiner Mittheilungen die Berichte von H. Vancura über neuere czechische Geschichtsforschung und von F. Liebermann über neuere Literatur zur Geschichte Englands im Mittelalter. Die sorgfältig gesammelten Nachrichten über Personalveränderungen und Vorkommnisse in der historischen gelehrten Welt nebst der Bibliographie zur deutschen Geschichte vom Ende December 1890 bis Mitte März 1891 von Dr. O. Masslow bilden den Schluß des Heftes.

— Den Neudrucken altdeutscher Literatur, die von Franz Teubner's Verlag in Köln herausgegeben worden, hat sich soeben die hübsche, mit schwabacher Lettern gedruckte, dem Original sich anpassende Wiedergabe einer literarischen Seltenheit aus dem 16. Jahrhundert gesellt: „Die biecher Vincentij Obsopei: Vonn der kunst zutrincken / auß dem latein in vnser Teutsch sprach transferiert / durch Gregorium Wickgramm Gerichtschreiber zu Colmar.

Die kunst wie man recht trincken soll
Nit das man tag vnd nacht werd voll
Wölcher anhangt der trunckenheit
Vnd in vberfluß sucht groß freidt
Vnd vberladet sein natur
Dem würdt sein alter herb vnd sur
Oder stirbt in seiner jugheit
Eeh dann er weißt der Welt bescheidt
Weinsauffen ist kein mannheit groß
Dann do stadt erbarkeit gantz bloß
Dann so dasselb macht tugentreych
Ist mancher Paur dem Adel gleych
Deßhalb du Teütsche Nation
Von dem zutrincken solt abston
Volg disem Buch wiird dir nit leidt
Hierinn vindst du rechten bescheidt.“

(„Freyburg im Breyßgow“ 1537.)

Der Verfasser Vincentius Obsopeus, ein deutscher Philologe, der seine Kenntniß des Alterthums in den drei Büchern seines Werkchens und den Randglossen sattsam erweist, hat die Widmung an „Johann Harttung, Schultheissen und Richtern zu Heylprunn“ aus Anspach datirt: der Uebersetzer ist zweifellos identisch mit dem berühmten Schwänkedichter Georg Wickram, dem Verfasser des „Rollwagenbüchlein“. Der Preis des interessanten Büchleins ist 2 M.

— Ein werth- und geschmackvoller Badeführer ist Dr. Karl Wegele's Studie „Das Nordseebad Sylt“ mit guter Karte (Tondern, Dröhse). Der Verfasser, vormals erster Badearzt in Westerland, entwirft, auf eigene genaue Kenntniß der Insel und die vorhandene Literatur gestützt, eine sehr lesbare Schilderung der naturgeschichtlichen Verhältnisse und des landschaftlichen, in den verschiedenen Theilen des Eilands sich durchaus eigenthümlich gestaltenden Charakters von Sylt, worauf auch Sage, Geschichte und Volksart gestreift wird und selbstverständlich die Anweisungen für den Curgebrauch nicht fehlen.

Bibliographie.

Bewer, M., Bismarck im Reichstage. Dresden, Druckerei Glöß. Gr. 8. 50 Pf.

Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch herausgegeben von E. Frommel, W. Baur und R. Kögel. (1892.) Bremen, C. E. Müller. 8. 4 M.

Eitner, M., Halte, was du hast. Barmen, D. B. Wiemann. 8. 2 M.

Förster, P., Das Haus des Bildhauers. Schauspiel. Aus dem Französischen übersetzt. Paderborn, J. Esser. 12. 50 Pf.

Grabowsky, Der Kampf gegen die Kornzölle in England 1838—1846. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 50 Pf.

Hörner, Virginie v., Aus dem Nachlaß. Zwei kleine Novellen. Mitau, F. Besthorn. 12. 1 M.

Knortz, K., Der amerikanische Sonntag. Kulturhistorische Skizze. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 50 Pf.

Laven, H., Das Kreuz an der Lahn. Schauspiel. Mit Musikbeilagen. Frankfurt a. M., P. Weber. Gr. 8. 80 Pf.

Lehmann, J., Die Reform der Gymnasien. Ein Wort zur Einigung. Kiel, Lipsius u. Tischer. 4. 40 Pf.

Memoiren der Marquise von Pompadour. Deutsch von H. G. Rahstede. 2 Thle. in 1 Bde. Berlin, G. E. Nagel. 8. 4 M.

Merkel, F., Jacob Henle. Ein deutsches Gelehrtenleben. Nach Aufzeichnungen und Erinnerungen erzählt. Mit 1 Porträt in Holzstich. Braunschweig, F. Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 10 M.

Der unrichtige richtige Onkel. Schwank. Von G. Graf V. M. Freiburg i. Br., P. Ohnesorge. 12. 1 M. 80 Pf.

Pestalozzi, J., Der Ernst in Wort und That, gegen M. von Egidy und seine „Ernsten Gedanken“ gerichtet. Kiel, E. Homann. Gr. 8. 1 M.

Radbert, K., Soldatengespräche. Ein kleines Festspiel vom großen Kriege 1870/71, deutschen Männern und Jünglingen zur Aufführung gewidmet. Dresden. 8. 1 M. 50 Pf.

Schlachter, F., Resli der Güterbub. Geschichte eines Bernerjungen. Dessen eigenen Mitteilungen nacherzählt. Biel. 8. 85 Pf.

Steinburgk, Die Heirathswuth, ein Grund des socialen Elends. Berlin, A. Dressel. 8. 75 Pf.

Traudt, V., Bonifatius. Volksschauspiel. Kassel, E. Hühn. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wagnerianer-Spiegel. Eine Charakteristik der wirklichen wagnerianischen Geistesarbeit und Weltanschauung, dargestellt durch 100 Aussprüche aus den Schriften der namhaftesten Wagnerianer. (Von H. von Wolzogen.) Hannover, L. Oertel. 8. 1 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Physiologie des Schönen.

Von

Paul Mantegazza.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Aus dem Italienischen von

Dr. med. R. Teuscher.

8. 2 M., eleg. geb. 3 M.

Epikur.

Epikur, oder die Lehre vom Schönen, das neueste Werk Paul Mantegazza's, bringt uns das eigentliche Glaubensbekenntniß des berühmten Verfassers, denn er setzt, als echter Romane, das Schöne über das Wahre, die Verehrung des Schönen ist seine Religion.

Er bemüht sich, aufs neue das Wesen der Schönheit zu ergründen, und stimmt vorzugsweise den Ansichten deutscher Aesthetiker bei. Seiner, wie immer, geistvollen und gedankenreichen Behandlung mußte es, bei einem so ungewöhnlich interessanten Stoffe, leicht gelingen, dem Leser einen hohen Genuß zu gewähren und ihn bis ans Ende zu fesseln.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kriegsbilder aus dem Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika.

Von

H. F. von Behr,

Offizier in der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika.

Mit einem Vorwort von Major **H. von Wißmann**, 21 Abbildungen und 1 Karte.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Diese „Kriegsbilder" sind allseitig als das Beste anerkannt worden, was bisher über die Entwickelung der militärischen Verhältnisse in den deutschen Schutzgebieten veröffentlicht wurde. Auch über die Thätigkeit des Herrn von Zelewski, des im Kampfe gegen die Wahehe gefallenen Commandanten der Schutztruppe, wird in dem Werke eingehend berichtet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Wilhelm Müller.

Mit Einleitung und Anmerkungen von **Max Müller.**

(Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

Zwei Theile. (Doppelband.) 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Ausgewählte Gedichte

von

Wilhelm Müller.

8. Cart. mit Goldschnitt 2 M.

Die Dichtungen Wilhelm Müller's, dessen Denkmal kürzlich in seiner Vaterstadt Dessau enthüllt worden ist, haben sich durch die Innigkeit und Wahrheit der Empfindung, regen Natursinn und melodische Sprache seit langem beim deutschen Volke fest eingebürgert, besonders die von Franz Schubert componirten „Müllerlieder" und die „Griechenlieder".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Gedichte

von

Julius Sturm.

Sechste Auflage.

8. Geb. m. Goldschn. 3 M.

Fromme Lieder

von

Julius Sturm.

Zweiter Theil.

Vierte Auflage. 8. Geb. m. Goldschn. 3 M.

Zur Charakterisirung des Dichters heißt es treffend in einer eingehenden Besprechung seiner Poesien: „Sturm's Dichtungen, die aus der reinen Empfindung quellen, tragen keine Schmerzen zur Schau, sondern im Gegentheil ein in sich vollberuhigtes Sein, ein Dasein, das mit ganzer Seele an der schönen Erde hängt, aber dem der Ausblick zum Himmel, der über ihr, keinen Augenblick mangelt. Dieser Dichter versteht es, die Welt durch seinen Himmel zu verklären."

Der erste Theil der „Frommen Lieder" ist bereits in elfter Auflage erschienen (geb. m. Goldschn. 3 M.).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von

Max Müller.

Neunte Auflage.

8. Geh. 3 M. Geb. m. G. 4 M.

Das von dem berühmten deutschen Gelehrten Professor Max Müller in Oxford, dem Sohne des Dichters Wilhelm Müller, herausgegebene Buch, eine geist- und seelenvolle Novelle, empfiehlt sich als passende Gabe für die gebildete Frauenwelt.

CHOCOLADE

Hartwig & Vogel

Dresden

UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten durch unsere Plakate kenntlichen **Apotheken, Conditoreien, Colonial-waaren-, Delicatess-, Drogen- und Spezial-Geschäften.**

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**, 1891. Nr. 3.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 22. October 1891.

Friedrich Hebbel's Briefwechsel und Werke.

1. Friedrich Hebbel's Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Mit einem Vorworte herausgegeben von Felix Bamberg. Nebst den Bildnissen Hebbel's und Bamberg's, gestochen von A. Krüger. Erster Band. Berlin, Grote. 1890. Lex.-8. 12 M.
2. Friedrich Hebbel's sämmtliche Werke. Erster Band. Judith. Genoveva. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1891. 8. 1 M.

Vor mehreren Jahren sind Hebbel's Tagebücher, herausgegeben von Felix Bamberg, erschienen, ein Werk, das die lebhafteste Theilnahme verdiente und erregte. Kürzlich ist ihm des Dichters Briefwechsel (Nr. 1) gefolgt, von demselben alten und treuen Freunde veröffentlicht. Mit Recht sagt der Herausgeber in seiner warm und scharfsinnig geschriebenen Einleitung, daß Hebbel's gesammtes geistiges Leben nirgends zusammenhängender und anschaulicher zur Erscheinung kommt als in seinem reichhaltigen Briefwechsel:

> Da Hebbel's mächtigem Geiste kein Weltinteresse fremd blieb, da inneres Leben und äußeres Schicksal bei ihm in steter Wechselwirkung standen und, sich gegenseitig befruchtend, Ausdruck suchten, und da er mit Dichtern, Denkern, Staatsmännern, Künstlern, Gelehrten und Freunden in engem Ideenaustausch stand, so greifen seine und ihre Briefe fast in alle irdischen und überirdischen Kreise hinein.

Gewiß ist, daß dieser Briefwechsel in mehr als einer Hinsicht mit zu den bleibendsten und werthvollsten Errungenschaften unserer Nationalliteratur zählt; denn er umfaßt eine Gefühls- und Gedankenwelt, die dem feinen Beobachter unabsehbare Schätze darbietet und ihn, wie oft er sich damit beschäftigt, immer neue Wahrheiten und Schönheiten entdecken läßt. In künstlerischer und menschlicher Beziehung hat man das merkwürdige Buch ins Auge zu fassen. Es enthält geistreiche und tiefsinnige Bemerkungen und Betrachtungen über die verschiedenartigsten Gegenstände des Denkens, besonders die Kunst, und Nachrichten über das complicirte Seelenleben des Dichters, über innere Zustände und äußere Erlebnisse, sodaß das Ganze einen Lebensproceß darstellt, der in seinem Reichthume, seinen Verwickelungen, seinen tragischen Phasen und seiner schließlichen sittlichen, reinen, harmonisch-schönen Entwickelung bewegt und erschüttert und nur selten seinesgleichen haben dürfte in der Menschengeschichte. Und die literarische Form, in welcher dieser Proceß Fleisch und Blut geworden, ist die körnige und knappe, die ausdrucks- und charaktervolle, die wir an Hebbel's Dichtungen gewöhnt sind.

Sein Leben war häufig ernst und dunkel, reich an Kämpfen und Mühen, an Wirrnissen und Irrthümern; die Anfeindungen, die er, weil er als Dichter zu höchst stand, zu erleiden hatte, gehören mit zu den schwarzen Blättern seiner Biographie. Manche Personen lieben es noch heute, sich an diese zu halten. Von den Gegnern wird mit erbarmungswürdiger Beharrlichkeit auf manchen Fehltritt hingewiesen, aus dem Unglücke wird eine Schuld gemacht. Besonders ist es das Verhältniß Hebbel's zu Elise Lensing, welches neuerdings wieder von Kurzsichtigen, die für psychologische Vorgänge kein Verständniß haben, und von Lumpen, die sich wohlgefällig am Skandal ergötzen, auf das schmachvollste gedeutet und entstellt wird. Günstiger Urtheilende bedauern die Schatten in Hebbel's Dasein, vermeinend, er wäre unter bessern Verhältnissen ein anderer, ein freudigerer Dichter geworden. Mit Unrecht. Felix Bamberg schrieb einmal, tief dringend: „Versöhnlicher nehme ich an, daß er sich dann wahrscheinlich minder tief und umfassend entwickelt haben würde." Und Hebbel selbst meinte einmal, daß ein Tragödienschreiber auch ein Tragödienheld sein müsse. Das ist es. Gewiß, ein großer Tragödiendichter wäre er geworden, auch wenn die apokalyptischen Reiter nicht an seinem Lebenskarren gezogen hätten; aber die zum Wesen der Tragödie gehörende dunkle

Färbung würde er alsdann seinen Schöpfungen nicht haben verleihen können, das Tragische würde er nicht in der zermalmenden Großartigkeit haben darstellen können, mit der er es dargestellt hat, ohne die es keine echte Tragödie gibt, der er es verdankt, daß wir ihn als den bedeutendsten Dichter seit dem Tode Goethe's bewundern. Wie Shakespeare, der Einzige und Ewige, die Freude nur gebrochen, die Schuld und den Schmerz der Menschen hingegen so wahr, so grausig, so elementar und allumfassend veranschaulicht, als würde er ein jüngstes Gericht veranstalten, eben darum, weil seinem Leben das Element der Freude zwar nicht fehlte, aber weil es umschattet wurde von den Uebeln des Leides, so gilt das Nämliche von unserem Dichter aus dem kühnen Stamme der Dithmarschen. Und recht ist es so: denn nicht in der Freude wurzelt die Tragödie, sie ist die wahre Sansarablüte im alten buddhistischen Sinne, nach welchem Sansara die Welt bedeutet, in der wir leben, die Welt des Irrthums, der Schuld, der Geburt, des Leidens und des Todes. Uebrigens endigte die Tragödie, als sich Hebbel in dem besten Alter befand, und verwandelte sich mit Hülfe seines Weibes, der wiener Hofburgschauspielerin Christine Enghaus, die sein guter Engel war, in ein in manchem Betrachte trauliches Idyll. Tragisch hinwiederum könnte man das vorzeitige Ende des Dichters nennen, der den Höhepunkt seines Daseins noch nicht überschritten hatte. Doch mangelt auch hier die Versöhnung nicht; sie liegt in der weisen Ergebung des todkranken, in der ethischen Weltanschauung, welcher er in seinem Schwanenliede, dem „Braminen", einen Ausdruck voll Hoheit verliehen hat.

Doch das ist das Ende. Indessen ist das Leben selbst zu betrachten, wie es sich in den Briefen, die Tagebücher ergänzend, kundgibt. Der vorliegende erste Band umfaßt die letzte wesselburener und die erste hamburger Zeit Hebbel's, seine traurigen Studentenjahre in Heidelberg und München, seinen zweiten Aufenthalt in Hamburg, seine Wanderjahre in Kopenhagen, Paris, Rom und Neapel. Es sind die Jahre, in denen er einsam und in Armuth dahinlebte, in denen er nicht allein durch die Gespenster der Noth und durch harte Schicksalsschläge, wie den Tod der gramreichen Mutter und des geliebten Freundes Rousseau, zu leiden hatte, sondern nicht minder heftig durch sein Dichtertalent, welches spröde und unreif, ihn nicht nur an sich zweifeln, sondern auch verzweifeln ließ. Man tadelte oft sein Selbstgefühl. Nun ja, er hat sich bekränzt, aber er hat sich auch gesteinigt. Alle Pein wurde verstärkt durch den dämonischen Hang und Drang, dem dichterischen Processe durch die Theorie näher zu rücken, und durch die Gewohnheit, die eigenen Gefühle zu belauschen, zu zergliedern und sich zu quälen. Er spielte seiner Person gegenüber selbst Schicksal, wenn anders sein Schicksal nicht eben dieser sein Charakter war. Er gehörte zu jenen seltenen Naturen, welche das Messer nicht aus der Wunde ziehen, sondern gewaltsam in dieselbe stoßen, vielleicht unbewußt und mit der heißen Sehnsucht nach Heilung, oder bewußt in aufbäumendem Stolze allen ewigen Mächten gegenüber und in der Leidenschaft der Askese, an der es ihm niemals gefehlt hat. Er empfand den Trotz, den Stolz, den Egoismus, die Wollust des Leides und bestimmte sich, eine edle Natur, gewissermaßen selbst dazu. Die starken Spuren jener Wunden aber gehen durch alle seine Dichtungen hindurch, ebenso durch seine Briefe. Sie sind Biographie und darum die anregendste, wahrste und bedeutsamste Ergänzung jener.

Vor allen die Briefe an seine hamburger Freundin Elise Lensing. Er vertraute ihr alles an, was seinen Geist erfüllte und sein Herz bewegte. Er schrieb ihr, in deren Busen er zu jener Zeit den reinsten Widerklang fand, in tagebuchartigen Blättern seine Pläne, seine Ideale, seine Hoffnungen und Enttäuschungen. Seinem Wesen nach reizbar, stolz und empfindlich, mit einem Nervensystem versehen, das von den zartesten Eindrücken berührt wurde, ein Aristokrat der Nerven wie ein Aristokrat des Geistes, erläuterte er vor der Freundin seine Natur, ließ sie einen Einblick thun in die rastlos thätige Werkstatt seines Denkens, dem oft eine seltsame Casuistik eigen war, legte er vor ihr die Wunden bloß, die ihm das Leben geschlagen. Einen Schmerz athmen diese Briefe, der in seiner Größe und Wahrheit und in der sprachgewaltigen Schönheit des Ausdrucks erschütternd wirkt. Man glaubt, ein Kapitel des „Raskolnikow" zu lesen, des hervorragendsten Romans unserer Zeit insofern, als in ihm das Leiden der modernen Menschheit die monumentalste Offenbarung gefunden hat. Auch die zermarternde Selbstzerfaserung fehlt bei Hebbel nicht. Tiefe der Empfindung vereinigt sich mit der Poesie der Darstellung; neben feurigen Vulkanausbrüchen einer im Innersten erregten Mannesnatur stehen die zartesten und mildesten Aeußerungen einer naiv empfindenden Poetenseele, neben dem Dämonischen das Liebliche, neben dem Humoristischen und bitter Sarkastischen das Anmuthige. Es ist der ganze Hebbel, der aus diesen alten Blättern mit feurigen Zungen redet, der Dichter, der Denker, der Mensch.

Biographisch und literarisch werthvoll ist Hebbel's Briefwechsel mit der Familie Rousseau, mit Uhland, Tieck, Schumann, Kühne, Gervinus, Oehlenschläger, Robert Schumann, Heine, Wilhelm Jordan und Felix Bamberg, dem pietätvollen Herausgeber. Man glaubt einen Schatzkasten zu öffnen, in welchem sich Juwel an Juwel reiht in unerschöpflicher Fülle. Mit jeder Frage, mochte sie rein theoretisch sein oder unmittelbar auf sein Leben und seine Dichtungen Bezug haben, befaßte er sich als ein selbstdenkendes Individuum und behielt das Gegenständliche an ihr scharf im Auge, indem er sie mit großartigem Ernste, mit Feierlichkeit aus seinem Innern, ja aus dem Innern der Menschheit zu beantworten suchte, von dem Persönlichen zum Allgemeinen sich erhebend. Voll sind die Briefreihen von prachtvollen Aphorismen, voll von Splittern, welche merkwürdig sind als Gedankengenesis wie als Genesis der Tragödien Hebbel's; es finden sich Betrachtungen, Reiseschilderungen, Genrebilder. Wir haben

den Genuß, einen Menschen kennen zu lernen, der die Phänomene bis zu ihren Urquellen verfolgt, der mit seinem Denken bis an die Grenze des Möglichen dringt und seine Lust daran hat, in die dunkeln Abgründe zu steigen, wo das Dämonische wohnt, aber sich auch genug Naivetät bewahrt hat, um die Freuden des Lebens mit frommer Dankbarkeit und Demuth entgegenzunehmen.

Es sei nicht versucht, in den Reichthum der Gedanken zu greifen und einzelne, aus dem Zusammenhange gerissen, mitzutheilen. Man muß das Buch lesen und wieder lesen und es in seiner Gesammtheit auf sich wirken lassen, um zu empfinden, daß es unvergänglich ist.

Eben jetzt veranstaltet der Verlag von Hoffmann und Campe in Hamburg eine billige, volksthümliche Gesammtausgabe der Werke Hebbel's in zwölf Bänden (Nr. 2), die seine kritischen und ästhetischen Schriften, seine Erzählungen, seine Gedichte, seine Komödien und Tragödien enthalten wird. Vielleicht erfüllt sich der Dichtertraum des Todten, daß eine Zeit kommen werde, wo seine Werke auf jedem Jahrmarkte zu finden seien. Ein Sohn des Volks, verdient er ins Volk zu dringen. Er ist ein Lyriker und Dramatiker ersten Ranges, alle menschlichen und dichterischen Elemente vom Lächerlichen bis zum Erhabenen umschließend, von hoher Sittlichkeit, deutsch und fromm. Er hat als Dichter niemals die Krämerelle, sondern allzeit ein königliches Scepter geschwungen. Ein Berserker und ein Kind, ist er aus dem Holze eines Luther und Bismarck.

Fritz Lemmermayer.

Epik und Lyrik.

1. Arthur von Bretagne. Romantische Dichtung von Victor Granella. Mit Illustrationen von A. Reith. München, Münchener Kunst- und Verlags-Anstalt Dr. E. Albert u. Comp. 1891. Gr. 4. 8 M.

Die dem Romanzenkranze vorausgesandte „Historische Erläuterung" gibt in Kürze den Inhalt an, der von weichen Versen getragen und durch ansprechenden Bilderschmuck verschönt wird. Die Ausstattung ist reich. Der Gang der Dichtung bleibt in lebendiger Bewegung, die hie und da durch lyrische Ruhepunkte unterbrochen wird; melancholische Liebesklagen tönen dann rührend von den Söllern der Schlösser hinaus in die Sternennacht oder empor aus tiefem Burgverließ zu der sehnenden Königstochter. Diese traurigen Accorde bleiben denn meist ohne Mißklänge, wie sie den eigentlichen Text hier und dort wol empfindlich trüben; z. B. S. 23:

Durch Verrath kam er ins Lager,
Wo man sich so sicher glaubte;
Was kein edler Ritter wagte,
Böse Tücke sich erlaubte.

Derartiges scheint den Dichter einer Unmündigkeit zu zeihen, welcher er sich sonst entwachsen zeigt, wenn er auch seine romantische Leier noch viel reiner und taktmäßiger zu spielen sich beeifern muß. Es ist doch schließlich leerer Dilettantismus, der über Verse wie die folgenden stolpert:

Ihrer Liebe keusche Rose
Im verschlossnen Garten prangt,
Weil vor fremdem Lenzgetose
Jede Blüte zitternd bangt.

So in Wolken oft verschleiert
Auch der Mond den Silberglanz,
Wenn er Liebesfeste feiert
In dem lichten Sternenkranz.

Wer hat noch je von Schäferstunden des Mondes vernommen, seit Endymion das Zeitliche segnete? Die wohlmeinende Kritik eines verständigen Freundes oder einer nüchtern denkenden Freundin möge den weitern literarischen Bestrebungen Victor Granella's zugute kommen. Dichterische Empfindung ist ihm in schönem Grade verliehen. Er befindet sich ersichtlich in einer ersten Phase seines Schaffens. Das Vöglein ist etwas zu früh dem Neste entflogen und die blaue Blume der Romantik hat ihm mit ihrem üppigen Dufte das Köpfchen umnebelt; besser so, als wenn es die Sumpfeulen des Naturalismus zu Sangesbrüdern erkoren hätte.

2. Morkusko. Ein romantischer Sang vom Spreewald. Von Ewald Müller. Berlin, Buchhandlung der Lehrer-Zeitung. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Auch der folgende „Sang vom Spreewald" nennt sich „romantisch". Die Anbetung des Abscheulichen ist noch immer auf vereinzelte Rotten beschränkt. In dem Haine der Romantik lauscht noch dies und jenes erwachende Talent dem alten süßen Zauberliede von den mondbeglänzten Zaubernächten ihrer wundervollen Märchenwelt. Ewald Müller entnimmt seinen Stoff wendischen Sagenkreisen. Wendische Volkslieder läßt er erstehen in deutschen Lauten und altes wendisches Volksthum läßt er aufleben im Lichte der Dichtung. Die Wasser des Spreewaldes rauschen darein und der Sang ihrer Nixen klingt verlockend über die Wogen und zieht den Ritter unrettbar in tödliche Umarmung. Ewald Müller braucht leider für seine Erzählung fünffüßige Trochäen, aber er beherrscht die Form mit voller Künstlerschaft; mehr läßt sich mit ihr nicht erreichen, als ihm gelungen ist. Sie krankt an einer übertriebenen Feierlichkeit; ihre steife Grandezza paßt nicht zu dem Säuseln der Spreewaldbäume; ihr Stelzengang nicht zu dem Plätschern der Spreewaldwelle und dem Liede der Flußfee.

Ihr metrischer Rahmen zeigt sich um einen Fuß verkürzt in der folgenden Nummer:

3. Der Jungherr von Rothenburg. Ein Sang aus dem Tauberthale von Ludwig Stark. Mit fünf Lichtdruckbildern nach Tuschzeichnungen von Fritz Birkmeyer. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1891. 8. 3 M. 60 Pf.

Die Dichtung folgt dem Vorbilde des „Trompeters von Säckingen". Der heroische Trunk von Rothenburg bildet ihren Mittelpunkt, die Birkmeyer'sche Illustrationskunst dient ihr zu gefälligem Schmucke. Sie ist der des Dichters verwandt, insofern sie nicht gerade an überschüssiger Markigkeit leidet. Sonst ist der Vortrag der einfachen Geschichte gefällig, wird auch von der Einstreuung lyrischer Lieder Abstand genommen, welche man bei ähnlichen Arbeiten nach der Scheffel'schen Schablone gewohnt geworden ist. Das Buch ist Ihrer königlichen Hoheit der durchlauchtigsten Frau Herzogin Maximilian von Würtemberg, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe, gewidmet. Die äußere Einkleidung ist gefällig; den Vorderdeckel ziert das Bild des Jungherrn, der eisenumschient, das Banner in der Hand, unter gelben Locken aus ziegelrothem Gesicht in die Ferne späht oder aber das Fenster seines Liebchens sucht.

4. Phönix. Eine Dichtung von Martha Kallusky. Dresden, E. Pierson. 1890. 8. 1 M.

Vielartig sind die Rhythmen dieser Arbeit. Stolze ottave rime und einschmeichelnde, zärtliche Vierzeiler wechseln ab und gehobene trochäische Achtfüßler folgen sich mit tönenden Ausklängen. Auch hier fesselt der Zauber der romantischen Natur, in deren Schatten die Phönixmühle mit ihrem Geheimnisse ruht und in leidvollen Weisen Hilda's Seele sich ergießt:

Mühlenräder, Wasserrauschen,
Schaumeswelle du,
Laßt mich eurem Sange lauschen,
Singet mich in Ruh.

Die reingestimmte Dichtung — Verfehltes, wie S. 61:

Schön, daß nur auf Erden eine schöner nur gekannt ich habe

ist vereinzelt — hält den Leser anmuthig in ihrem Kreise fest und ihre wandelreichen Melodien klingen freundlich in empfänglichen Herzen fort. Das Leben und Weben der landschaftlichen Umgebung verleiht der Handlung eine stimmungsvolle Umrahmung; beides ist so eng verwachsen, daß die Mühle und ihre Geschichte als ein organisches Ganzes erscheint. Das Lispeln des Waldes und das Klappern der Räder, das Lied des Finken und das Flüstern der Heideblumen verweben und verspinnen sich zu einem langen Märchenliede, dessen Schlußaccorde jubelnd sodann hineinklingen in die Wirklichkeit der Gegenwart. Martha Kallusky ist Dichterin. Ihre Sprache ist überaus geschmeidig, seelenvoll ihre Lyrik, farbenleuchtend ihre Darstellung. Ihre metrische Kraft ist tüchtig. Ihre Verse haben behenden Fluß. Wucht des Ausdrucks steht ihr so sehr zu Gebote, wie die zarteste Abstimmung ihrer Gefühle und die feinste Abtönung ihrer Gedanken. So weiß sie die Großen, die unserm Kaiser die Krone erstritten, in Rhythmen und Worten zu feiern, wie es die folgenden sind:

Wer, der jemals sie gesehen in dem Pulverdampf der Schlachten,
Wird sie wieder je vergessen, die für Deutschlands Freiheit wachten?
Unsers greisen Heldenkönigs edles Haupt im Silberhaare,
Seines Sohnes ritterliche Lichtgestalt, die wunderbare,
Jenen schweigenden Strategen, der den Gang der Schlachten lenkte
Und auf dessen Rath und Arbeit Gott den Segen niedersenkte,
Unsern eisenharten Kanzler mit den kühnen Löwenblicken,
Heute noch muß dies Erinnern jedes deutsche Herz erquicken.
Er, der nichts als Gott zu fürchten jeden Deutschen hat gelehret,
Der jedweden Feindes Angriff muthig von uns abgewehret,
Fester als ein Fels im Meere trotzt er allem Wogenbrande,
Und wenn seine Augen wachen, wird Alldeutschland nicht zu Schande.

Und so weiß sie dem Liebesgrame eines verzagenden Mädchenherzens Ausdruck zu verleihen in Klagelauten innig und rührend wie die folgenden:

Dein allein und mein
Soll die Thräne sein,
Die dir leise an der Wimper thaut.
Was uns beiden droht,
Schlimmer als der Tod,
Keiner Seele werde je es laut.

Leise tönt das Rohr,
Und der Unken Chor
Mischt sich schläfrig in das Säuseln ein —
Bleich dein Mund wie Schnee —
Und so tief der See —
Wolle Gott uns beiden gnädig sein!

5. Der Kaiser. Dichtung aus dem Mittelalter von Erich Heyn. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1891. 8. 3 M.

Die hochragende gewaltige Gestalt des Größten der Hohenstaufen, Friedrich's II., lockt unsere Dichter immer wieder in den Bannkreis ihrer Geschichte. In glänzenden Bildern zieht sie hier aufs neue an uns vorüber mit den tragischen Katastrophen ihrer Träger. Germanischer Adel und saracenische Große drängen sich in den Sälen, arabische Tänzerinnen und griechische Sängerinnen entfalten den Zauber ihrer üppigen orientalischen Reize; die Schätze des Morgenlandes schütten sich aus vor dem Throne des nordischen Monarchen, den die Weisheit des Orients mächtiger fesselt als das abgegriffene katholische Dogma, der in der einlullenden Luft des strahlenden Südens der Wiege seines Hauses und des Landes seiner Väter verhängnißvoll vergißt. Dann geschieht der letzte schwere Schlag und des Kaisers Liebling wird an der Fossalta von den Bolognesen gefangen, und endlich erfolgt der letzte schwerste Verrath, der den Kaiser gemüthlich vernichtet, bis die ganze Staufenherrlichkeit am Mittelmeere in der chimärischen Krone von Apulien sich auflöst. All diese Geschehnisse gleiten hier an uns vorüber auf dem Strome klangvoller Jamben. Minnelieder tönen darein und saracenische Harfen; Kinderstimmen singen schmelzend: O sanctissima! und dem Priester im Dome, der da anstimmt:

Salve caput cruentatum —

hallt es Antwort vom hohen Chor herab:

Salve cujus dulcis vultus,
Inmutatus et incultus,
Inmutavit suum florem,
Totus versus in pallorem.

Erich Heyn hat uns mit einer lautern Dichtung beschenkt, welche ein großartiges Stück deutscher Kaisergeschichte widerspiegelt. Unräthlich ist es aber, mitten im laufenden Strome der Dinge das unglückliche Herrschergeschlecht in den Schatten der Krone zu stellen, mit welcher die bisher vom Glück der Schlachten und der Weisheit ihrer Rathgeber so hoch hinaufgetragene Familie der Zollern die sieben Diademe der Staufer seit zwanzig Jahren zu überglänzen scheint. Ihre Geschicke sollen wol zur Warnung dienen, aber niemals den Stoff zu so wohlfeilen, wie herz- und geistlosen Huldigungen liefern. Uebrigens war es doch gerade die alte Erbsünde aller kraftvolleren Herrschergeschlechter, die ὕβρις der Tantaliden, welcher Friedrich II. von Hohenstaufen erlag, und gerade sie finde ich in vorliegendem Werke nur unzulänglich betont; vielleicht unternimmt dies kräftiger und lehrreicher der nächste „Kaiser"-Sänger. Uebrigens ist dieser Titel zu unbestimmt. Der Ebers'sche Vorgang thut nichts zur Sache. Der Titel muß Auskunft geben, wer gemeint ist, da es sich um bestimmte geschichtliche Erscheinungen und Zeitläufe handelt. Durch größere Bestimmtheit würde der Titel in vorliegendem Falle auch zugleich hellere Farbe gewinnen. Der Titel soll für sich selber reden und nicht erst der Erläuterung des Buchhändlers oder der Anzeige des Kunstrichters bedürfen.

6. Markgraf Otto mit dem Pfeil. Poetische Erzählung von M. Quednow. Gotha, F. A. Perthes. 1891. 8. 1 M. 20 Pf.

Die bekannte Geschichte von dem Brandenburger Otto mit dem Pfeil ist mit ansprechendem, epischem Vermögen ausgebaut worden:

„Ins Himmels Namen laßt sie (die Pfeilspitze) ruhig stecken!"
Ruft Otto halb gequält, halb lachend aus.
„Das Stücklein Eisen schafft mir keinen Schrecken,
Ist unser doch der Sieg, vorbei der Strauß;
Mein Wappenschild strahlt neu mir ohne Flecken,
Und dieser Pfeil bringt Ehre mir ins Haus.
Mag denn Natur die Heilung nun vollführen,
Kein Wundarzt soll, kein Messer mich berühren."

Der Kunst und dem Wesen des Minnesangs hätte die Verfasserin freilich ein ernsteres Studium zollen müssen, um mittelalterliche Dichter zu Worte rufen zu können, und auch der märkischen Landschaft sind viel reichere und eigenartige Scenerien, Lichter und Stimmungen abzugewinnen, als ihr es gelingt. Nach dieser Hinsicht ist das Heft so ärmlich gerathen, wie die patriotische Huldigung, die es abschließt, das jetzige Kaiserpaar als Ebenbilder des Markgrafen mit dem Pfeile und seiner Gattin Heilwig preisend; ein in der Erfindung so matter, wie in sich völlig schiefer Vergleich.

7. Der Mann im Tigerfelle. Von Schota Rustaweli. Aus dem Georgischen übersetzt von Arthur Leist. Dresden, Pierson. 1890. 8. 3 M. 50 Pf.

Ein Schimmer von dem goldenen Märchenglanze von „Tausendundeine Nacht" durchfließt diese Verse, die der deutsche Uebersetzer dem georgischen Dichter nachbildet. Doch seine Vorstellungskreise und seine Art des Denkens sind nicht die unserigen, deren ersten und letzten poetischen Maßstab die Folgerichtigkeit der Entwickelung, die Einheitlichkeit der Charaktere und die äußere wie innere Wahrscheinlichkeit bilden. Alles dieses zerrinnt hier in schillernden Phantasmen. Der georgische Dichter findet im Meere seiner Einbildungskraft keinen Grund und bleibt steuer- und ankerlos ein Spiel seiner Phantasie. Daß diese aus reichen Quellen schöpft, sei gerühmt, aber leider ergießt sie sich zu sehr ins Halt- und Grenzenlose. Die Sprache sonnt sich in der funkelnden Pracht des Orients, doch ihr Schmuck ist zu verschwenderisch überladen und ihre Formen bleiben zu wenig in sich geschlossen, hier und dort üppig überquellend. Wie weit der Uebersetzer dem Geschmacke und dem Kunstbrauche des Abendlandes, im besondern der deutschen Dichtersprache hätte Rechnung tragen müssen, läßt sich schwer ermessen, ohne ausreichende Kennerschaft des georgischen Originals; im Sonstigen ist der Kunst Arthur Leist's alles Lob zu zollen, wie folgende Proben erhärten werden:

Mag auch ein Weib nun unser Land regieren,
Von Gott erschaffen ist sie ja wie wir,
Sie wird das Scepter schon mit Würde führen.
Das ist gewiß! Denk nicht, wir schmeicheln dir.
Schon jetzt ist ja ihr ganzes Thun und Treiben
So sonnenhell wie ihrer Anmuth Schein.
Des Löwen Kind wird immer Löwe bleiben,
Mag es nun Löwe oder Löwin sein.

Oder tiefer unten:

Befestigen kannst du dadurch deine Liebe
Und mich befreist du von der langen Qual,
Erhellst mein Leben, das jetzt bang und trübe,
Und nimmst den Kummer fort mit einem mal.
Versprich es mir und pflanz' der Hoffnung Rosen
Mir in das Herz und dann kehr' froh zurück,
O du mein Löwe, und mit süßem Kosen
Empfang ich dich, der du mein Lebensglück.

Nach diesen epischen Bethätigungen des neuesten deutschen Dichtertriebes — Aeußerungen, welche, fürchte ich, mit dem schnell gehenden Tage über Nacht verschwinden werden, trotz der mehr oder minder ausgebildeten technischen Fertigkeit des einen und des andern und der minder oder mehr ausgestatteten Einbildungskraft des andern und des einen, gibt es noch einige lyrische Angebote des literarischen Tagesmarktes zu würdigen. An erster Stelle gelte diese Musterung einem Erzeugnisse von ungemeiner Windigkeit, welches gleichwol zu weit über 300 Seiten angeschwollen ist. Daß derartiger reimender Zeitvertreib des hellsten dichterischen Unvermögens nicht nur Druckereien, sondern sogar weit geachtete Verlagsstätten findet! Welcher Weise muß die gesellschaftliche Umgebung des Dichters geartet sein, die derartigen Vorlagen oder Vorträgen ohne ernstes oder heiteres Abmahnen, ohne Beileid oder ohne Lachen zu folgen vermochte, wie sie uns in der folgenden Sammlung begegnen:

8. Gedanken und Stimmen des Herzens. Geistliches und Weltliches in Gedichten von W. Trute. Dresden, Pierson. 1891. 8. 5 M.

Wähl' einen Freund,
Der's ehrlich meint;
„Nimm dir ein Weib
Für deinen Leib";
Doch deine Seele
Nur Gott befehle!

Warum der sinnige Rath:

Nimm dir ein Weib
Für deinen Leib

in „—" eingerahmt ist, kann man schwer absehen; vermuthlich wegen seiner Kostbarkeit oder aber weil er der Nächstenliebe des Sängers besonders beherzigenswerth erscheint. Er selbst könnte übrigens immerhin ein Weib auch für seinen Geist brauchen; es brauchte noch nicht einmal ein besonders gescheites zu sein, um ihm Verse besser vor- oder nachzumachen, als es folgende sind:

Die Stürme fliehn,
Zugvöglein ziehn,
Die Wiesen grün'n,
Viel Blumen blüh'n;
Nur eines will nicht grün'n und blühen,
Das Herz des Winters Fröst' durchziehen.

Oder, in seinem Gruße an „Blankenburg" die sinnigen Strophen:

Blankenburg, solide Stadt,
Mit löblichen Gebräuchen,
Die viele holde Mädchen hat
Und wenig Vogelscheuchen;
Wer je hier floh ein minnig Glück,
Kehrt' sorglich noch vor Lenz zurück.

Blankenburg, du liebe Stadt,
Zu Fuß dem Blankensteine,
Wer in dir schon logiret hat
Mit reiseumüden Beinen,
Wohl in des Sommers heißer Glut,
Der weiß, wie wohl dein Obdach thut.

Das ist armselige Gelegenheitsreimerei vollkommener Talentlosigkeit, der höchstens in dieser und jener Sammlung von komischen Verirrungen des Zeitgeistes ein bruchstückweises Wiederaufleben vorauszusagen ist; das Beste wäre freilich, diese poetischen Misgeburten verschwänden alsobald im Schlunde des Molochs, welchem gerade der deutsche Buchhandel so schwere Tribute zu opfern hat, im unersättlichen Rachen der Maculatur.

9. Auf dem Heimweg. Neue Gedichte von J. G. Fischer. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1891. 8. 3 M.

Das sind vollreife Aehren. Das ist der Erntekranz eines Dichters, der vor seinem Heimgange noch einmal seiner Arbeit fröhlich wird. Freilich ist gar kein Grund vorhanden, um zu fürchten, daß diese rüstige Schöpferkraft so bald schon zur Rüste gehe. Ein ernster Geist, eine ernste Seele erscheinen in diesen Gedichten in immer neuer und immer wieder anziehender Selbstspiegelung, und Klänge echter Lyrik werden laut, die an Hans Hopfen's ergreifende Todtenklage am Sarge seiner Frau erinnern. Wie jener widmet Fischer der Verklärten einen „Todtenkranz":

Nun denk' ich mit tausend Schmerzen dein;
Doch, Rose von Marbach, warst du mein!

Ebenso kraftvoll erweitert diese Poesie ihre Kreise aus ihrer Innenwelt nach außen; nur die Balladen sind zum Theile verfehlt oder wenigstens alles andere als Balladen. So ist die Bismarck gewidmete Dichtung eher Ode oder Hymnus oder was man will. Jedenfalls ist sie markig und zeitgemäß. Das nenne ich feinen, schwäbischen Dank:

Viel Täuschung ist zwischen Tag und Nacht;
Er aber hat Deutschland eins gemacht.

Ob es wahr ist! Die Zeit wird kommen, wo die deutsche Poesie machtvoller und rauschender zu seinem Ruhme in die Harfe greift, als es unser Enkelthum vermag, das dem Riesen noch zu nahe steht, um seine Größenverhältnisse zu bemessen. Immerhin wäre es vielleicht thunlich, alles, was die deutsche Poesie bisher zur Verherrlichung des heroischen Mannes in besserm Sinne geleistet, zu sammeln und ihm zur Gabe zu reichen als den wenigstens wohlgemeinten poetischen Dank seiner Zeit. Dann würde Fischer's Nummer in diesem Ruhmeskranze eine leuchtende Stelle gewinnen: „Befehdet ihn denn", singt der Wackere und weit- und hochhin mag es schallen:

Befehdet ihn denn und zerstampft die Bahn,
Die er euch selber aufgethan,
Wenn ihr nicht scheut vor des Mannes Ruf,
Der gestern unsere Zeit erschuf.

Adalbert Schroeter.

Die deutsche Jahresausbeute der Shakespeare-Kunde (1891).

1. Ueber die behauptete Identität der Metaphern und Gleichnisse in Bacon's und Shakespeare's Werken. Ein Beitrag zur Bacon-Shakespeare-Frage. Von Hans Räder. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Friedrich-Wilhelms-Realgymnasiums zu Grünberg i. Schl. 1891. 4.
2. Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch F. A. Leo. Sechsundzwanzigster Jahrgang. Weimar, Huschke. 1891. 8. 12 M.
3. Ueber Titus Andronicus. Zur Kritik der neuesten Shakespeare-Forschung. Von M. M. Arnold Schröer. Marburg i. H., Elwert. 1891. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.
4. Bemerkungen zu Dramen Shakespeare's. Von Robert Sprenger. Abhandlung zum Programm des Realgymnasiums zu Northeim. 1891. 4.
5. Die inneren Beziehungen zwischen Shakespeare's „Macbeth" und seinen Königsdramen. Vortrag, gehalten bei der Jahresversammlung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft in Weimar am 23. April 1890. Von Wilhelm Wetz. Sonderabdruck aus „Englische Studien" XVI. Leipzig, Reisland. 1891. 8.

Wir haben uns leider schon häufig in d. Bl. mit der „Bacon-Shakespeare-Frage" beschäftigen müssen, zu der der Director des grünberger Realgymnasiums, Dr. H. Räder, nun einen neuen Gegenbeweis: „Ueber die behauptete Identität der Metaphern und Gleichnisse in Bacon's und Shakespeare's Werken" (Nr. 1) erbringt. Räder's Abhandlung lehnt sich mit Recht blos soweit an die „Baconian question" an, als es ihr anziehendes Thema verlangt. Daß ein wissenschaftlich geschulter, mit der Ruhe tüchtiger Logik begabter Gelehrter dem amerikanischen Humbug streng abweisend gegenübersteht, ist natürlich. Trotzdem unternimmt er eine rein sachliche Widerlegung, wol weil er hofft, daß mancherlei allgemein Lehrreiches dabei herauskommt; und in der That täuscht er sich hierin nicht. Man schaut recht deutlich in das innere poetische Leben Shakespeare's in seiner unendlichen Fülle und Mannichfaltigkeit, in seiner unerreichten Einfachheit und Sinnigkeit hinein, wenn man die Bilder und Gleichnisse seiner dramatisch gehobenen und doch fast durchweg stimmungswahren Sprache mit den philosophisch ausgeklügelten und dann fein formalistisch zugestutzten der Bacon'schen Empirie zusammenhält. Ein genauer Kenner der letztern, H. Heußler („Fr. Bacon und seine geschichtliche Stellung", 1889, S. 126), bezeichnet den ästhetischen Werthgrad der betreffenden Bacon'schen bündig wie folgt: „Gerade die originellsten Bilder sind nicht nur nicht specifisch poetisch, sondern vielmehr exquisit prosaisch. Es sind die Bilder eines Polytechnikers."

Eine Baconschwärmerin und somit auch fanatische Fürsprecherin seiner vermeintlichen Rechte an Shakespeare's Leistungen, Mrs. Pott, hat 1883 eine zum Theile von Bacon selbst niedergeschriebene Sentenzensammlung, die handschriftlich etwa aus dem Jahre 1594 in London liegt, drucken lassen und auf Grund der daselbst verzeichneten Sinnsprüche, Bibelcitate, neusprachlichen Sprichwörter, die nicht in erwiesenermaßen Bacon'schen Werken, wohl aber angeblich mit leisen Aenderungen bei Shakespeare vorkommen sollen, für des letztern Dramen Bacon's Verfasserschaft behauptet. Das speculative Hirn des Amerikaners Ignatius Donnelly hat dann 1888 in seinem mit Barnum'schem Tamtam auf den Markt getretenen Orakelbuche („Das große Kryptogramm. Francis Bacon's Symbol in den sogenannten Shakespeare-Stücken") unter anderm diesen Wahn durch eine unmäßige Anhäufung von eigenartigen und seltsamen Ausdrücken, Wendungen, „geflügelten Worten", Falschanführungen u. s. w., die sich bei Shakespeare und Bacon gleich oder ähnlich geprägt finden sollen, zu erhärten versucht. Tausende von Anhängern sind ihm zugefallen; die warnenden Stimmen der wenigen Berufenen verhallten in der Wüste. Den Unsinn auszurotten, gelang bis heute eigentlich nur in Deutschland, wo Männer, wie Heußler, Schipper, Wülker, Schröer vorn auf die Schanze stiegen. Räder, mit dessen allgemeinen Andeutungen wir uns völlig im Einklang befinden, treibt den Lord Bacon gewaltsam aufgehalsten Anspruch auf den Lorber der Shakespeare'schen Muse vom Standpunkte der lexikologischen Poetik in das Reich der Alltagsprosa hinüber. Denn da thront der Meister unanfechtbarer Induction und formgewandter Spitzfindigkeit, die ja dem geriebenen Diplomaten und Elisabethanischen Hofmanne Fleisch und Blut durchdrangen, mit Gebühr und Ruhm. Die Nachprüfung Räder's, durch großen Fleiß und Geschick der Veranschaulichung ausgezeichnet, trägt aus den Zeitgenossen der beiden gegeneinander Ausgespielten zahlreiche Parallelen zusammen, vor denen nun das Kartenhaus der Baconianer wenig wetterfest in den Fugen bebt. Viele angeblich sich deckende Stellen ergeben sich als schwache Anklänge, eine Reihe als verdreht oder geradezu untergeschoben. Ergötzlich ist die hie und da uneindämmbare Erkenntniß, daß die Notiz in dem Bacon'schen Redensartenkatalog einem bestimmten Verse aus John Lyly, der in jenen Tagen die schönsten Vergleiche, Anspielungen und blumenhaften Schleierformeln drechselte, weit mehr entspricht als dem vorgeblich von ihr geborenen Gedanken Shakespeare's. Frau Pott's Nebeneinanderstellung hält sich ganz an der Oberfläche und beschränkt sich in zahllosen Fällen auf einzelne Worte, die jener sogenannte „Promus" enthält, um hier den Webestoff der prächtigsten „Schlager" und Gleichnisse zu spüren. Donnelly ist scheinbar gründlicher; doch, wie Räder darlegt,

bleiben von den Beispielen der Sammlung Donnelly's nicht ein Dutzend übrig, die ein einigermaßen charakteristisches Gepräge tragen. Jene Sammlung ist aber überhaupt sehr dürftig und ließe sich bei dem großen Bilderreichthum Bacon's und Shakespeare's mit Leichtigkeit vermehren.

Das heißt die Herren mit eigenen Waffen schlagen. Und als Haupttrumpf schließt Räder ein von dem findigen Amerikaner übersehenes Gleichniß Bacon's an: „Die Sonne dringt in die Kloaken nicht weniger als in die Paläste, ohne sich dadurch zu beschmuzen", stellt Shakespeare's („Lustige Weiber von Windsor", I, 3) „Dann schien die Sonne auf Düngerhaufen" daneben, aber auch Lyly's „Die Sonne scheint auf Düngerhaufen und wird doch nicht verletzt"! Lyly's „Euphues" erschien nun schon 1589. Gleichviel! Graf Vitzthum und seine literarische Vetterschaft werden kommen und für das Bacon'sche Universalgenie auch Lyly's Werke mit Beschlag belegen. Armer guter John Lyly mit deinen netten Gesellschaftsphrasen und bald zuckersüßen, bald cavalierschneidigen Wortspielereien, tröste dich ob des Abstrichs deiner Persönlichkeit! Gelangst du doch damit in recht wohlanständige Umgebung, wie Shakespeare, Marlowe u. s. w., die auch alle nimmer gelebt und gedichtet haben sollen!

Das „Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch F. A. Leo" (Nr. 2), diese officielle Veröffentlichung des deutschen Shakespeare-Vereins, klopft zum sechsundzwanzigsten male an die Thür des Verehrers hoher dramatischer Kunst; aber man kann nicht sagen, daß dieser das zweite Viertelhundert der Bände eröffnende Jahrgang freudigen Willkomm beanspruchen dürfte. Zu meinem lebhaftesten Bedauern war

ich schon bei den beiden letzten Bänden, insbesondere dem fünfundzwanzigsten, nur ein herbes Urtheil zu fällen in der Lage. Die Ehrlichkeit der Kritik erheischt es, dem diesmaligen Jahrbuche überhaupt jede eigene Bedeutung abzusprechen. Abgesehen von den officiellen, rein geschäftsmäßigen Mittheilungen der Gesellschaft, als da sind: „Jahresbericht am 23. April 1890“, „Bericht über die Jahresversammlung zu Weimar, am 23. April 1890“ [Inhaltsverzeichniß: 1891!], „Ein neues Ehrenmitglied“ (die bisherige berliner königliche Hofschauspielerin Klara Meyer), „Statistischer Ueberblick über die Aufführungen Shakespeare'scher Werke auf den deutschen und einigen ausländischen Theatern im Jahre 1890, von Armin Wechsung“, „Zuwachs der Bibliothek der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft seit April 1890“, erhalten wir nur schon anderweitig gedruckte Beiträge zur Shakespeare-Kunde und sonst ausgerissene Notizblätter und bedeutungsloses Füllsel. Die nachdrückliche sachliche Förderung, die unsere Ansichten über Shakespeare's Art und Ideenwelt durch die Aufsätze „Grundlegung und Entwickelung des Charakters Richard's III. bei Shakespeare“ von Hermann Müller und „Giordano Bruno und Shakespeare“ von Dr. Robert Beyersdorff erfahren, habe ich schon, als sie selbständig im Druck erschienen, in d. Bl. f. 1889 S. 811 fg., bezw. 777 fg., vollauf anerkannt. Sie nochmals hier auf dem kostbaren Raume des Jahrbuchs vorzuführen, wo sie die Hälfte von dessen Gesammtumfang einnehmen, war aber unnöthig. Mit diesem müßte der beauftragte Redacteur sparsamer umgehen. Es ist für ihn eine schwache Entschuldigung, die ein vorgeheftetes Blatt wegen des — nun chronisch gewordenen — Spätererscheinens vorbringt: „Ausbleiben versprochener Beiträge, sowie lange andauernde Krankheit“. Wenn Herr Professor Leo körperlich unfähig wird, so ist er verpflichtet, die Fürsorge für das ihm anvertraute Unternehmen einer rüstigeren Kraft zu überantworten, und wenn verheißenes Material sich nicht einstellte, so hatte sich der Herausgeber an die Fachgelehrten um gütige Beihülfe zu wenden. Eine solche Umfrage ist nicht erfolgt, vielleicht allerdings in der richtigen Erwägung, daß auf diesem Wege wenig zu holen sei. Denn die Shakespeare-Specialisten haben seit geraumer Zeit dem Jahrbuche ihr unentbehrliches Mitwirken fast sämmtlich entzogen, weil sie mit der gegenwärtigen Leitung weder an einem Strange ziehen, noch überhaupt mit ihr verhandeln wollen. Ich selbst z. B. habe beim Versuche dazu manches durchgemacht, was mich jede weitere Betheiligung genug sein zu lassen bewegt. Wie gern und neidlos hätte ich an der Stelle meiner statistischen Ueberschau: „Die gegenwärtige Beschäftigung der akademisch-neuphilologischen Vereine Deutschlands mit Shakespeare“, die lediglich unter vermischte Kleinigkeiten am Schlusse gehörte, einen wirklichen Artikel gesehen, der neue Thatsachen oder frische Gesichtspunkte darböte! Aber die Sammelstelle für verschiedene untergeordnete, äußerlichere und flüchtiger gehaltene kurze Mittheilungen, „Miscellen“, ist aufgehoben und dafür das Jahrbuch selbst mit derartigen Abschnitzeln geradezu ausgepolstert. Dahin rechnen unter andern die den Abhandlungen eingereihten Verdeutschungen aus „Stratford on Avon Herald“: „Der Memorial-Theater-Shakespeare“ (des C. E. Flower) und „Shakespeare-Reliquien“ (in Stratford), die Notiz über „Shakespeare's Sprache bei seinen Lebzeiten“ aus „Daily News“, insbesondere aber der unnütze Abdruck der an sich trefflichen Einleitung W. Oechelhäuser's zu der von ihm namens der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft in diesem Jahre herausgegebenen Durchsicht der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung (vgl. d. Bl. f. 1891, S. 350) unter der einem Aushängeschild ähnlichen Spitzmarke „Der Schlegel-Tieck'sche Shakespeare, gut gebunden für drei Mark!“ Seine gänzliche Ungeeignetheit zur Fortführung der Herausgebergeschäfte offenbart der zeichnende Leiter sonnenklar mit dem anmaßend „Rosenkrantz und Gyldenstern. Von F. A. Leo“ betitelten Abdrucke von zehn an ihn gerichteten Briefen, deren Schreiber sich mehr oder weniger kundig über die im vorigen Jahrgange auf Grund eines stuttgarter Documentfundes angeregte Aussprache über den etwaigen geschichtlichen Boden der beiden Hamlet als Beobachter begleitenden dänischen Hofschranzen verbreiten. Ein paar angeflickte Redensarten des Adressaten täuschen nicht über den verdrießlichen Eindruck der erneuten Ergebnißlosigkeit hinweg. Leo hat nicht einmal das positiv Ermittelte in einigen bestimmten Sätzen zusammengefaßt. Denn als solche wird man folgende Halbheiten nicht gelten lassen:

> Die Summe dessen, was die vorstehenden Briefe enthalten, gibt uns erschöpfendes Material über die historischen Gestalten von Rosenkrantz und Gyldenstern, aber selbstverständlich nicht irgendwelchen Anhalt dafür, ob sie in persönlicher Beziehung zu den von Shakespeare gezeichneten stehen. Das Richtige kann möglicherweise dasjenige sein, was wir am Schlusse des Briefs Nr. 2 finden, daß englischen Originalen die dänischen Namen gegeben worden sind. . . . Möglich könnte es trotzdem sein, daß Shakespeare dänische und nicht englische Porträts gezeichnet habe; aber der Beweis kann nicht geliefert werden, und es möge uns genügen zu erkennen, daß Shakespeare bei der Abfassung des Stücks in der That an ein actuelles Dänemark gedacht, und nicht, wie es jüngst ein Autor behauptete, Dänemark genannt und England gemeint habe.

Falls die letztere Andeutung William Preston Johnston's (Tulane University zu Neu-Orleans) „Prototype of Hamlet and other Shakespearian problems“ (Neuyork, Belford Company, 1891) meint, so war es zu nennen: daselbst werden — sehr unwahrscheinlich — Hamlet auf Jakob I. von England, Hamlet's Vater auf Darnley, seine Mutter auf Maria Stuart, Claudius auf Bothwell, Schloß Elsinore auf Holyrood u. s. w. bezogen. Dieser fruchtbare Einzelfall ward hier näher betrachtet, weil er gerade eine Frage angeht, die uns heute so am Herzen liegt, die poetische Ausmünzung zeitgeschichtlicher und modern-geistiger Gestalten und Vorkommnisse, Bewegungen und Gedanken. Hier allerdings nichts von alledem! Man klebt am Stoffe fest und muß glücklich sein, wenn man sich mühsam einige verdauliche Brocken herausgeklaubt hat.

Was der diesjährige Band an selbständigen Arbeiten noch bringt, darf keine hervorragende Antheilnahme beanspruchen. Der badische Dramaturg Dr. Eugen Kilian theilt aus dem Archive des mannheimer Hof- und Nationaltheaters „Dalberg's Bühnenbearbeitungen des Kaufmanns von Venedig und Coriolans“, die Unterlagen der Erstaufführungen von 1783, beziehentlich 1791, mit den nothwendigen Erläuterungen und verständnißvollen dramaturgischen Glossen mit. Lina Schneider liefert ein etwas buntes Gemengsel ungleichartiger und lückenhafter bibliographischer und literarhistorischer Notizen als „Shakespare in den Niederlanden“: Abschnitt I sieht mehreres unrichtig an, zu II gewähren meine im 15. Bande der „Englischen Studien“, S. 155—159 veröffentlichten Daten „Zum Bekanntwerden von Shakespeare's Bekanntwerden in den Niederlanden“ erhebliche Ergänzungen, während Abschnitt III als Uebersetzung des zweiten Kapitels von A. C. Loffelt's „Uren met Shakespeare“ (1889), „Shakespeare's Hamlet en Bara's Herstelde Forst“, das J. Bara's holländische Hamlet-Bearbeitung von 1650 unter die Lupe nimmt, kaum den zugemessenen Platz des Jahrbuchs verengern durfte. „Rosalinde, Celia und Helene. Von Miß Grace Latham. Deutsch von K. L. Kannegießer“ ist eine ganz nette, doch nicht tiefe Skizze, die in ästhetischen Dingen, die sie überhaupt allein berücksichtigt, nur die Theetischbedürfnisse im Auge hat. Dann erweckt einer unserer kenntnißreichsten Quellenforscher in der Literatur des 17. Jahrhunderts, Johannes Bolte, Abraham Sybant's „holländische Uebersetzung von Shakespeare's Taming of the Shrew vom Jahre 1654“ und vergleicht den letzten Auftritt in Hendrik de Graeff's „Alcinea, of stantvastige Kuysheydt“ (Amsterdam 1671) zur Schlußscene des „Wintermärchens“. Außerdem folgt noch „Ueber die scenischen Formen Shakespeare's in ihrem Verhältniß zur Bühne seiner Zeit. Einleitender Vortrag zur Jahresversammlung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft (23. April 1891). Von Rudolf Genée“. Er theoretisirt weder langwierig noch langweilig, er hantirt mit den Shakespeare'schen Stücken wie es von Genée zu erwarten ist und bestätigt dabei die vorausgeschickte Bitte um Nachsicht:

> In meinen Betrachtungen über die scenischen Formen in Shakespeare's Dramen und ihr Verhältniß zur praktischen Bühne werde ich sachlich kaum etwas Neues zu sagen haben. Es kann hier nur auf die Gesichtspunkte zu den bekannten Thatsachen ankommen.

Freilich scheint nun aber Genée im Vollgefühle seines dramaturgischen Bewußtseins wichtige neue Thatsachen, wie K. Th. Gäderß' „Funde zur Geschichte der Shakespeare'schen Bühne“ (1888), die ich neuerdings im einzelnen motivirt und heutigen Verhältnissen eingepaßt habe („Englische Studien“, XV, 438 fg.), nicht zu den ihm „bekannten“ zählen zu dürfen. Sonst wäre seine durchdachte und theaterkundige Studie förderlicher ausgefallen. Die leider wiederum von Leo selbst geschriebene „Literarische Uebersicht“ — jede Silbe verräth den kritiklosen und unsachlichen Anonymus — ist willkürlich in der Auswahl der Anzeigen und in der Zutheilung von Lob und Tadel. Das Verzeichniß der neuen Shakespeareana ist ganz ungenügend und ordnungslos dazu; nicht einmal die Einläufe an die Bücherei der Gesellschaft sind hier mit genannt. Die diesmal fällige ausführliche Bibliographie über zwei Jahre, von Albert Cohn, erhält da also gar kläglichen Ersatz. Bei einer derartigen Verwaltung der Redaction muß das Jahrbuch von Stufe zu Stufe sinken. Wenn heute hitzige oder misgünstige Recensenten dem „Goethe-Jahrbuche“ vorwerfen, sein Inhalt verknöchere, so ist das längst nicht so schlimm wie das wachsende Verwässern des „Shakespeare-Jahrbuchs“. Es gäbe aber genug Kräfte deutscher Zunge, die das wankende Gebäude zu stützen vermöchten; das zeigen anderwärts ans Licht tretende Erscheinungen, deren Väter gewiß nur der jammervolle Betrieb der Jahrbuchleitung von der Mitarbeit verscheucht.

Der ersten einer ist da Professor M. M. Arnold Schröer, dem Fachmanne als gediegener Kenner und Bearbeiter des englischen Schriftthums wohlbekannt. Sein jüngstes Buch: „Ueber Titus Andronicus. Zur Kritik der neuesten Shakespeare-Forschung“ (Nr. 3), stellt die hervorragendste neuere literarhistorische Gabe zur Shakespeare-Kenntniß vor. Ihm schwebt ein sehr hohes Ziel für die Lösung derartiger Studien vor. Zunächst gehe man dem Stoffe der betreffenden Dichtung, insbesondere wenn dieser so widerborstig wie in dem einschlägigen Falle, rein philologisch zu Leibe, kein bezügliches Hülfsmittel der Prosodie und Metrik, der Stilistik und äußeren Sprachtechnik verschmähend. Dann folgt die quellengeschichtliche Untersuchung, und durch Vergleichen mehrerer ähnlicher und verwandter Fassungen eines Themas, sowie durch Ausfüllen der Ueberlieferungsrisse mit festwurzelnden Vermuthungen erhebt sich die Betrachtung zur Kritik der philosophischen und dramatischen Idee. Schröer möchte mit seiner Monographie über ein einzelnes, übrigens dem Dichter vielerseits aberkanntes Shakespeare-Drama ein methodisches Vorbild für die Behandlung solcher Fragen überhaupt bieten:

> Denn so wie die Untersuchung der für eine dichterische Individualität typischen Charaktere auch auf andere Dichter anzuwenden ist, so glaube ich, daß aus einer solchen auch allein ein wirkliches Verständniß Shakespeare's zu erhoffen und zu sichern ist. Wir finden darin den Schlüssel zur Erklärung seiner einzelnen Charaktergestaltungen und zugleich den zur Erkenntniß seiner eigenen schönen Menschlichkeit. Aus der Totalität dieser dichterischen Individualität, dieses menschlichen Organismus, nicht Mechanismus, folgt, daß man da nicht auf scheinbare Verdachtsgründe hin ein oder das andere Glied ohne weiteres loslösen und anderen Organismen anheften darf. Mosaik und Flickarbeit ist nicht Literaturgeschichte. Wenn wir darauf verzichten, nach der einen Dichter leitenden Idee, bezw. den Ideen zu fragen, werden wir keine einzige dichterische Schöpfung verstehen, geschweige denn ihre literargeschichtliche Bedeutung, weder ästhetisch noch philologisch, richtig ermessen lernen.

Völlig eins mit Schröer in der Ueberzeugung, daß nicht sogenannte kunstphilosophische Querrederei und Salbaderei geeignet sind, die mannichfachen Anstöße und

Bedenken bei Shakespeare's dramatischem Schaffen nur im geringsten zu beheben, las ich mich in das vorzüglich geschriebene Buch hinein und ward von dem ebenbürtigen Nachempfinden der theils intuitiven, theils stark absichtlichen Dichtarbeit, von der umsichtigen Ausnutzung aller beigehörigen Hülfsmittel und der interessanten Zuspitzung des Vortrags ohne Unterlaß gefesselt. Mit sicherer Hand fügt die Auseinandersetzung, die eigentlich aus dem Nichts des Zweifels an Echtheit und poetischem Werthe anhebt, die selbst gebrochenen und behauenen Bausteine aneinander, und, obwol schließlich die Darlegung ohne ganz bestimmte Endergebnisse ausläuft, so erscheint sie doch recht in sich abgerundet. Insbesondere bedeutsam ist der letzte Abschnitt der eigentlichen Abhandlung, der ungemein geist- und kenntnißreich die literarpsychologisch heikle Annahme typischer Charaktere vertheidigt. Ein solches Vorgehen liegt ja freilich bei einem so exotischen Werke wie „Titus Andronicus" sehr nahe, wo vorläufig die Möglichkeit irgendetwas wie Vorlagen des Stoffes zu entdecken aussichtslos ist. Aber ich meine gerade das Seltsame und der üblichen Straße Abgezweigte in Fabel und Personen müßte gebieterisch auf thatsächliche Quellen hinweisen, auf Quellen, von denen Shakespeare stets so gern die vollständige „Erfindung" auf Treue und Glauben hinübernimmt, der Art, wie sie Schröer's belesener „Anhang" erwartet, wo er zu dem merkwürdigen, wol kaum vor 1657 gedruckten Stücke „Lust's dominion", zu Christopher Marlowe's „Jew of Malta" und mit feiner Combination zu „Richard III." sowie „Othello" gangbare Brücken schlägt. Eine wirkliche Unterlage für das Drama aufzustöbern, ist ihm nicht gelungen; es war mir erfreulich, daß Schröer fast an denselben Bücherdeckeln angeklopft hat, die ich verflossenen Sommer aus den Riesenregalen des londoner British Museum behufs Shakespeare-Quellenstudien befragte. Namentlich die novellistischen Compendien des eigenthümlichen Spaniers Pedro Mexia in ihren zahlreichen Verästelungen und Ableitungen bilden eine unerschöpfliche Fundgrube für die ritterlich-romantischen und geschichtlich-mystischen Fabeln des Shakespeare-Repertoires; so bin ich kürzlich in einem solchen einer hübschen Parallele zu „Ende gut, alles gut" begegnet. Aber auch ohne einen sichtbaren Abschluß nach dieser Richtung begrüßen wir Schröer's ausgezeichnete Arbeit mit dem voll angemessenen Beifall. Denn sie fährt ebenfalls in die Dramaturgie und Psychologie des Meisters mit so leicht gleitender Sonde hinein und erledigt dabei die vielartigen Skrupel der Aesthetik so schlagfertig, daß ihm ein jeglicher, der den von ihm mit Wärme als vollgültigen Verfasser des „Titus Andronicus" gewürdigten Shakespeare verehrt und liebt, willig, mit Freuden und Genuß zur Seite wandert. Geht doch der Pfad über Märchenauen in des großen Dramatikers Werkstatt hinein. Dieselbe Anziehungskraft wird das treffliche Buch auf die Shakespeare-Philologen ausüben, die sich im einzelnen mit den theilweise ganz neuen, durchweg aber hiebfesten Aufstellungen Schröer's zu beschäftigen haben.

Zu diesen Männern von der Zunft gehört Robert Sprenger, der Verfasser der dankenswerthen „Bemerkungen zu Dramen Shakespeare's", die das diesjährige Osterprogramm des städtischen Realprogymnasiums zu Northeim begleiten (Nr. 4). Obgleich sie in erster Linie sich bestreben, den mangelhaft überlieferten Text zu bessern, steckt doch eine weitergreifende Anschauung in ihnen, die des Dichters ideelle Absichten im Wortlaute ergründen und demgemäß diesen formen will. Es ist ja hier der freiesten Willkür sozusagen Thür und Thor geöffnet, wo wir die Kunstwerke des sprachgewaltigen Dichtergeistes blos in Raubdrucken, die sich an sorglose Niederschriften von oft wenig mustergültiger Aufführungsdeklamation anlehnten, oder in der Feststellung der literarischen Nachlaßvollstrecker Heminge und Condell lesen können, welch letztere übrigens erwiesenermaßen häufig genug das eigene fragliche Gutdünken des vorschwebenden Rampenmatadors walten ließen, falls sie die sonst verwendeten unauthentischen Unterlagen für den Setzer einmal nicht herbeischaffen konnten. Sprenger hat aus mehrjähriger Lektüre und Versenkung in die Shakespeare'schen Stücke die Ansicht gewonnen, zahllose Stellen seien in diesen dermaßen verderbt, daß die im Umlaufe befindliche Form das Verständniß erheblich beeinträchtigen muß, und demzufolge versucht er, im Besitze des nothwendigen Rüstzeuges zu Conjectur und kritischer Athetese, „durch Einleben in den Zusammenhang und Beobachtung des Sprachgebrauchs dem ursprünglichen Texte näher zu kommen". Besonders Karl Elze's, des verblichenen Shakespeare-Forschers, kritische „Notes" nahm er sich mit Recht zum Muster und hat nach deren Plane weitergebaut. Von der Auswahl seiner Vorschläge darf man lobend erwähnen, „daß sie, wenn auch nicht immer die echte Lesart treffend, doch stets etwas zur Erkenntniß derselben beitragen", und darauf ging ja das Absehen ihres Urhebers, dessen stille aber fleißige Arbeit schon seit langer Zeit in ungezählten Mittheilungen kleineren Kalibers ihren Niederschlag findet, wie sie in philologischen und pädagogischen Blättern des öfteren aufstoßen. Sein nicht durch trübe Stubenluft umflorter Blick sieht bisweilen auf dem einfachsten Wege der Wortumstellung ein rasches Heilmittel, so z. B. „Cymbeline", IV, 2, 218, wo man bisher die Leiche von Blumenketten umschlungen sein ließ, während das Grab mit Blumen besetzt werden soll. Andererseits gründet Sprenger eine Textsänderung auf seine Ueberzeugung, „daß der Dichter doch wol seinem Publikum nicht zumuthen durfte, etwas zu verstehen, wozu ein Verständniß der alten Kunst nothwendig war", eine zweite darauf, daß „eine besondere Hervorhebung der allgemein bekannten Thatsache, daß die Frauenrollen von jungen Männern gespielt wurden, ganz überflüssig war". Man möchte jedem, der das Original liest, entschieden anrathen, die genau überlegten Umänderungen Sprenger's, die besonders „Cymbeline", dann „Antonius und Kleopatra", „Timon", „Der Sturm", „Perikles", „Macbeth", „Coriolanus", „Komödie der Irrungen", „Julius Cäsar", „Titus Andronicus", „Winter-

märchen" betreffen, sich in sein Handexemplar einzutragen.

Mit höheren ästhetischen und psychologischen Principien will Dr. Wilhelm Wetz die genialen dramatischen Schöpfungen beleuchten, die seines Erachtens sonst von der Wissenschaft fast nur als Spielball für philologische oder dramaturgische Studienexperimente verwerthet wurden. Er verfocht seine durchaus individuellen, mit Eifer und Mühe herausgearbeiteten Meinungen bereits in Vorwort und Einleitung zu seiner ausgezeichneten Spende des Vorjahres, „Shakespeare vom Standpunkte der vergleichenden Literaturgeschichte" (s. d. Bl. f. 1890, S. 664 fg.) und in der programmatischen Antikritik „Ueber Literaturgeschichte", die jüngst erschien. Sein knapp umrissener Essay über „Die inneren Beziehungen zwischen Shakespeare's «Macbeth» und seinen Königsdramen" (Nr. 5), der Festvortrag des deutschen Shakespeare-Tags von 1890, bewegt sich auf demselben Boden. Ein einzelnes Problem, das der psychologischen Entwickelung des unrechtmäßigen Herrschers, dient ihm hier als Ausgang für eine Charakteristik von Shakespeare's dramatischer Moral. Er vergleicht zu diesem Zwecke die Gestalt des Usurpators Macbeth mit den drei ungesetzlichen Machthabern der Königsdramen, Richard III., Heinrich IV. und Johann ohne Land. Er gelangt durch eine peinliche Zersiebung der Einzelzüge ihres Wesens und reinliche Absonderung der chronistischen Spreu zu der Folgerung, daß die Königsdramen gewisse Handlungen und ihre Ergebnisse, nämlich die Thronanmaßung und deren Sühne, nicht aber Geschichtsbilder auf dem Hintergrunde der Vorzeit vorführen wollen. Daß Shakespeare dabei „ein typisches Bild einer Usurpation und ihrer Folgen im Geiste trug", belegt sodann noch ein Kronenräuber im Lustspiel, Herzog Friedrich in „Wie es euch gefällt". Mich wundert nur, daß Wetz gar nirgends auf die herausfordernde, dem Dichter zeitgenössische Parallele im Hause Tudor im Vorbeigehen hindeutet, wo besonders das Auftreten Heinrich's VII. als classisches Beispiel gelten kann. Mich drängt's, den herzlichen Wunsch auszusprechen, Wetz möge recht bald den zweiten Band seines großen Werks vollenden, wobei wir wol auch über die am Ende der heute vorliegenden Abhandlung gestreifte Frage nach dem epischen Gehalte der Königsdramen Endgültiges hören werden. Dazu ein fröhliches Glückauf!

Wenn die diesjährige Ernte auf dem Felde der Shakespeare-Kunde in deutscher Zunge an Zahl ziemlich geringfügig ausgefallen ist, so beklagen wir das nicht, falls nur die innige Liebe unserer Leser- und Hörerwelt anhält, die sich im unmittelbaren Genusse der Shakespeare'schen Dramen noch wahr und hoch zu begeistern vermag, trotz der Floskeln neuer unberufener Theoretiker und der literarischen Auswüchse eines unausgegorenen Pseudorealismus. Wenn die Shakespeare-Forscher der verschiedenen Gebiete in den Bahnen wandeln, in denen wir heute Schröer, Wetz, Sprenger antrafen, dann braucht kein Freund der unsterblichen Kunst des bescheidenen „Schwanes vom Avon" um die Zukunft des Shakespeare'schen Dichternamens zu bangen.

Ludwig Fränkel.

Rechts- und Staatswissenschaftliches.

1. Staat, Recht und Völkerrecht. Zur Kritik juristischer Grundbegriffe. Rechtswissenschaftliche Erörterungen von Luitpold von Hagens. München, Th. Ackermann. 1890. Gr. 8. 2 M.

Im Jahre 1890 sind drei innerlich zusammenhängende Monographien erschienen: „Die empirischen Untersuchungen zur allgemeinen Staatslehre" von Lingg, dann Herzfelder's „Gewalt und Recht", eine Untersuchung über den Begriff des Gewaltverhältnisses, zugleich als Beitrag zur allgemeinen Rechts- und Staatslehre bezeichnet, endlich die angezeigte Schrift von L. von Hagens. Die letzten beiden sind als Schüler Max Seydel's in München Anhänger von dessen sogenannter „realistischen Methode"; Lingg's Schrift schließt sich ihr wenigstens inhaltlich theilweise an. Alle drei behandeln Fragen der allgemeinen Rechts- und Staatslehre, die auch für einen größern Leserkreis Interesse haben.

Am engsten von den dreien schließt sich L. von Hagen's Schrift an Max Seydel an, dem sie auch gewidmet ist. Die Einleitung gilt der Rechtfertigung der realistischen Methode und bringt namentlich eine Bekämpfung der Fictionen, im besondern der seiner Ansicht nach am hartnäckigsten sich behauptenden Fiction von der juristischen Person. Im ersten Abschnitte über „Staat und Recht" werden die Begriffe Staat, Rechtsordnung und Souveränetät im wesentlichen im Sinne Seydel's erörtert unter Festhaltung an dessen Satz, daß es kein Recht außerhalb des Staats und über dem Herrscher, sondern nur ein Recht im Staate und durch den Herrscher gibt. Dann wird vor allem die Lehre von der Staatspersönlichkeit bekämpft, woran sich eine nicht gerade sehr eingehende Ausführung über die Begriffe Gesetz, Rechtsgesetz und Recht im subjectiven Sinne reiht. Ein weiterer Abschnitt spricht von „Recht und Moral"; im Anschluß an Seydel wird im nächsten die Existenz eines „Natur- und Völkerrechts" bestritten; es folgt sodann eine Erörterung über den „Vertragsbegriff im allgemeinen" und dann anschließend im besondern eine Untersuchung über den „völkerrechtlichen Vertrag" und über die „Concordate". Die Anmerkungen sind am Schlusse des Textes zusammengestellt. Eine gegenüber dem thatsächlichen Werthe des Schriftchens wol zu eingehende und zu anerkennende Würdigung hat diese Arbeit bereits gefunden in der „Kritischen Viertel-

jahrsschrift" durch Dyroff (1891); ganz absprechend ist sie kritisirt im „Literarischen Centralblatt" (1890).

Was L. von Hagens in siegesbewußtem Tone eigentlich Neues zu sagen glaubt, haben andere und bessere, vor allem sein Lehrer, schon längst vor ihm gesagt. Es gilt dies sowol für die Behauptung des Verfassers, daß die „Fictionen" noch immer eine verderbliche Rolle in der Rechtswissenschaft spielen, wie für die allgemeinen Sätze dieser Art, daß die Wissenschaft nur von der „Erfahrung" ausgehen dürfe, wenn sie zu Ergebnissen führen solle, die für das Leben brauchbar seien. Lediglich in bekannter Weise bestimmt weiter L. von Hagens den „Staat" als die beherrschte Gebietsgesellschaft, wobei unter „Gesellschaft" lediglich ein Lebens-, nicht ein Rechtsverhältniß zu verstehen sei. Auch weiterhin werden nur bereits bekannte Sätze aufgestellt: daß der Staat nur das Herrschaftsobject des Herrschers sei, daß das Recht nur der mit Erzwingbarkeit ausgerüstete Befehl des Herrschers sei. Dasselbe gilt, wenn der Verfasser nachzuweisen sucht, daß das Völkerrecht ein Name ohne juristischen Gehalt sei, daß völkerrechtliche Verträge nur politische, nicht rechtliche Verhältnisse begründen. Was beweisen Sätze wie der folgende: die Rechtswissenschaft vertausche noch immer in subjectiver Phantasie die Wirklichkeit mit trügenden Bildern? Die Behandlung der Grundfragen über das Wesen des Staats und des Rechts führt eben blos dann zu neuen und wissenschaftlichen Ergebnissen, wenn, gestützt auf eine gesicherte Lebenserfahrung, unter Beherrschung des gesammten wissenschaftlichen Gebiets, an eine genaue und sorgfältige Untersuchung der Thatsachen herangetreten wird, und nicht blos bekannte Sätze, allenfalls unter Verweis auf neuere rechtswissenschaftliche Literatur, und vielleicht verziert mit philosophischem Prunk, dem Leser als neueste Weisheit vorgeführt werden.

2. Kritik der Staatsformen des Aristoteles, von Julius Schvarcz. Mit einem Anhange, enthaltend die Anfänge einer politischen Literatur bei den Griechen. Vermehrte Ausgabe. Eisenach, Bacmeister. 1890. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Ein durch die neu aufgefundene Aristoteles-Schrift überholtes Buch! Nothwendig zum Verständnisse desselben ist der im zweiten Bande, erste Abtheilung, zum ersten Bande des ebenfalls von Schvarcz verfaßten und in Leipzig bei Friedrich (1891) erschienenen Werks über „Die Demokratie" beigefügte Nachtrag, welcher den Titel führt: „Aristoteles und die Ἀθηναίων πολιτεία aus dem Papyrus des British Museums".

Was kurz den Inhalt des angezeigten Buchs betrifft, so läßt schon der Titel auf die Behandlung des Stoffs in den beiden Abhandlungen schließen. In der „Kritik" bildet den Mittelpunkt die hie und da bis zur Leidenschaftlichkeit sich ereifernde Klage des Verfassers darüber, daß die Staatsformenlehre des Aristoteles unter dem Einflusse einerseits „der bis auf die allerneueste Zeit merkwürdig einseitigen Culturentwickelung Mitteleuropas", sowie „verschiedener Machtüberreste des Mittelalters", andererseits der „unermeßlichen Autorität" des dem Stagiriten nachbetenden Montesquieu die meisten modernen Staatsrechtslehrer noch beherrsche. Letzteres ist aber doch nicht ganz so, wie der Verfasser es sich denkt. Im Grunde kümmern sich gerade die modernen staatsrechtlichen Darstellungen — Ausnahmen abgerechnet — recht wenig um „Staatsformen" und was damit zusammenhängt. Die gegenwärtige Lehre betrachtet diese Fragen und Probleme doch mehr oder minder als staatswissenschaftliche „Pfahlbauten".

Da also nach der Ansicht des Verfassers die bisherigen Darsteller und Beurtheiler der Aristotelischen Staatsformenlehre, so nur unter andern Zeller, Susemihl, Oncken, dieselbe viel zu wenig einer einschneidenden Kritik unterzogen, in manchen Punkten sogar gegen frühere Angriffe des Verfassers — in der 1879 erschienenen Schrift: „Elemente der Politik" — vertheidigt hätten, macht Schvarcz, zum Theile nicht ohne Geschick und Scharfsinn, sich energisch an die Bekämpfung sowol des Aristoteles selbst als seiner Nachbeter. Ein endgültiges Ergebniß ist aber nicht erreicht: die neu entdeckte Schrift über die Ἀθηναίων πολιτεία, die bereits eine ansehnliche Literatur, selbst eigene Literaturübersichten hervorgerufen (so nur beispielsweise: Meyer, „Des Aristoteles Politik und die Ἀθηναίων πολιτεία. Nebst einer Literatur-Uebersicht", Bonn, Cohen, 1891), hat wol auch diesen Streit in eine neue Phase gerückt.

3. Die Thierquälerei in der Strafgesetzgebung des In- und Auslandes, historisch, dogmatisch und kritisch dargestellt, nebst Vorschlägen zur Abänderung des Reichsrechts, von R. von Hippel. Berlin, O. Liebmann. 1891. Gr. 8. 6 M.

Im Anschluß an die gerade im Laufe des letzten Jahrzehnts besonders hervorgetretene Bewegung für Abänderung unserer reichsgesetzlichen Bestimmungen (§. 360 [13] R. Str. G. B.) gegen Thierquälerei hat der Verfasser in der angezeigten Schrift das gesammte strafrechtliche Vorgehen gegen Thierquälerei zum Gegenstande einer eingehenden Erörterung gemacht. Zunächst ist das Recht des In- und Auslandes, wie es historisch geworden ist und wie es heute besteht, in thunlichster Vollständigkeit zur Darstellung gebracht. Auf Grund dieser Darstellung und unter Berücksichtigung der einschlägigen Literatur werden sodann folgende zwei neuen Vorschläge zur Ausgestaltung des heutigen Rechts im Sinne einer maßvollen Thierschutzbewegung gemacht:

Die Thierquälerei solle als „Sittlichkeitsdelict" hinter §. 184 des Reichsstrafgesetzbuchs in dieser Fassung zu stehen kommen: „Mishandlung von Thieren wird mit Geldstrafe bis zu 300 Mark oder mit Gefängniß bis zu drei Monaten bestraft."

Dem §. 360 [13] R. Str. G. Bs. solle dann in Zukunft folgende Fassung gegeben werden: „Mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft wird bestraft — wer den zur Vermeidung der Mishandlung von Thieren erlassenen Bestimmungen zuwiderhandelt."

Die Annahme einer solchen Fassung würde gleichzeitig eine veränderte Stellung des Reichsrechts gegenüber der Landesgesetzgebung (§. 360[13] ist bisher ein sogenanntes Blanquetgesetz) bedingen. Durch Einordnung des Paragraphen unter die Sittlichkeitsdelicte, durch Ausdehnung des Verbots auf jede unnöthige Mishandlung, würde die „Thierquälerei" eine „Materie", welche „Gegenstand des Strafgesetzbuchs für das Deutsche Reich" ist. Landesgesetze und -Verordnungen wären daneben ungültig, sofern die Reichsgesetze sie nicht ausdrücklich zuließe. Der Particulargesetzgebung würde durch die neue Fassung des §. 360[13] in Bezug auf rein vorbeugende Maßnahmen auch in Zukunft ein gewisser Spielraum noch belassen bleiben. — Die Schrift ist klar geschrieben, hält zwischen den beiden Extremen ein richtiges Maß und ist werthvoll durch die Herbeiziehung eines reichen rechtsvergleichenden Materials.

4. Zum Weltfrieden. Von Heinrich Nelson. Berlin, Walther u. Apolant. 1891. Gr. 8. 50 Pf.

Zu den neuen Universalideen, zu dem Gedanken einer Weltpost, einer Weltsprache, eines Weltgeldes, eines Weltrechts, ist — vorzüglich seit Kant's im Jahre 1795 erschienenen Abhandlung „Zum ewigen Frieden" — bedingend und bedingt auch der Gedanke des „Weltfriedens" getreten. Und gerade neuerdings haben Vertreter der wissenschaftlichen sowol als der schönen Literatur (so beispielsweise Meurer, „Völkerrechtliche Schiedsgerichte"; Bertha von Suttner, „Die Waffen nieder!"), hier meist gegen, dort für die Möglichkeit eines Weltfriedens, ihre Gründe in verschiedenen Schriften dargelegt. Sicherlich ist für die Zukunft der Weltfriede ein erstrebenswerthes Ziel, der Endpunkt im aufsteigenden Entwickelungsgange vom eigennützigen Selbstinteresse zu einem wol noch fernen Weltbürgerthum. Dieser Zustand ist aber so lange nicht möglich und erreichbar, als eine allen Völkern übergeordnete Macht fehlt, oder um ein Wort von Moltke zu gebrauchen, „so lange die Völker ein gesondertes Dasein führen". Das Schriftchen verfolgt also einen augenblicklich utopistischen und idealen, in ferner Zukunft aber wol möglichen und erreichbaren Gedanken. Besonderes, Neues wird nicht vorgebracht.

Ludwig Huberti.

Mystisches.

1. Bestätigung der Erklärungen der Tollheit. Von F. Wollny. Leipzig, O. Wigand. 1890. 8. 60 Pf.

Die vorliegende Schrift knüpft an Dr. med. John Haslam's Büchlein: „Erklärungen der Tollheit, welche einen eigenthümlichen Fall von Wahnsinn und einen nicht minder merkwürdigen Unterschied in der ärztlichen Begutachtung vorführen", an, welches Wollny im Jahre 1889 aus dem Englischen in das Deutsche übertragen und mit einigen begleitenden und erläuternden Bemerkungen versehen hat. Es enthält nach den Aufzeichnungen des für wahnsinnig erklärten Mr. Matthews eine eingehende Beschreibung einer Höllenmaschine, durch welche der Kranke telepathische Einwirkungen erfahren haben will, und der bei derselben thätigen und mit ihr hantirenden Personen. Das Büchlein kam Wollny sehr gelegen, da es ein glänzendes und unwiderlegliches Zeugniß von dem Bestehen einer mit großem Apparate ausgerüsteten und ihr Werk im großen Stile verrichtenden Magnetisationspraxis, wie von der gemeingefährlichen Natur derselben ablegt. Seine Freude sollte jedoch nicht lange ungetrübt bleiben, denn es tauchte die Behauptung auf, daß die von Mr. Matthews gelieferte Schilderung eine krankhafte Ausgeburt der Phantasie eines Wahnsinnigen sei und als solche von dem englischen Verfasser betrachtet werde. Es läßt sich in der That nicht leugnen, daß John Haslam sich nicht mit Entschiedenheit für die Wahrhaftigkeit der von ihm sorgfältig wiedergegebenen Erzählung erklärt. Gleichwol darf, worauf Wollny mit vollem Rechte aufmerksam macht, bei aller Zurückhaltung, welcher sich der englische Verfasser befleißigt, nicht übersehen werden, daß er den Aerzten Birkbeck und Clutterbuck, welche den Patienten zuerst in Behandlung gehabt und seinen Geisteszustand für normal befunden hatten, seine ungeheuchelte Anerkennung ausgedrückt hat. „Zur Bestätigung ihrer Meinung über den Geisteszustand des Herrn Matthews", äußerte er sich, „zogen die Verwandten zwei unterrichtete und gewissenhafte Aerzte hinzu, Männer, welche mit dieser Krankheit aufs eingehendste vertraut und ohne Zweifel durch reiche Erfahrung in Stand gesetzt waren, die zarteren Schattirungen und die feineren Nuancirungen von Geisteszerrüttung zu entdecken."

2. Ueber den Hypnotismus. Von F. Wollny. Nebst einem Anhang: Ueber die Todesstrafe nach neuem Systeme. Leipzig, O. Wigand. 1891. 8. 50 Pf.

Das Schriftchen verdankt seine Entstehung dem im Jahrgange 1890 von „Unsere Zeit" befindlichen Aufsatze: „Der Hypnotismus" von Professor E. Kraepelin, welcher die geheim betriebene Fernwirkung von Gedanken und Empfindungen keiner Erwähnung würdigt, nachdem er im Jahre 1889 die Annahme derselben für ein pathologisches Geistesproduct erklärt hat. Wollny bringt nichts Wesentliches, was nicht schon in den bisherigen, in den Dienst der Telepathie gestellten Abhandlungen vorgebracht worden wäre. Hervorgehoben sei nur die interessante und beachtenswerthe Bemerkung in Bezug auf die seltenen und kaum glaublichen Leistungen, in denen sich neuerdings gewisse Hungerkünstler in verschiedenen Städten Europas und auch in Berlin unter wissenschaftlicher Controle

producirt haben. Der Verfasser läßt sich hierüber also vernehmen:

Die Erhaltung des Organismus auf so lange Zeit ohne offenkundige Zusichnahme von Nahrungsmitteln ist nur aus einer Aufrechterhaltung desselben auf telepathischem Wege zu erklären, und zwar scheint dieselbe doch überwiegend mehr auf dynamischem Wege durch Zusammenhalten, Druck und Contraction nach einem gewissen Centralpunkte, als durch Zuführung von Nahrungsstoff in Partikeln von infinitesimaler Gestalt zu erfolgen, obwol auch diese nicht ganz ausgeschlossen erscheint, besonders wenn wir sie uns mittelbar als durch eine von fern bewirkte Mittheilung von seiten der mit dem sich Producirenden in Berührung Kommenden herbeigeführt denken. Die nachträgliche Abnahme des Körpergewichts spricht aber dafür, daß dieser Factor weniger in Betracht kommt.

Auf den „Hypnotismus" folgt ein Anhang: „Die Todesstrafe nach neuem System", in welchem die seltsame Nachricht mitgetheilt ist, daß in gewissen, in jüngster Zeit zur Verhandlung gekommenen Mordprocessen Urtheilssprüche erfolgten, welche über die Verbrecher die Todesstrafe im Zusammenhange mit anderen Strafen verhängten. Der Verfasser sieht sich hierdurch zu der Auffassung gedrängt, daß in jenen Urtheilen die Todesstrafe nicht im buchstäblichen, sondern im bildlichen Sinne, im Sinne der Vernichtung der Person durch die Aufhebung und Ertödtung ihrer Persönlichkeit mittelst elektro-magnetischer Einwirkungen zu nehmen sei. Ich muß gestehen, daß ich der Meldung, wonach in dem Cartsburgischen und Tempelhofer Mordprocesse der eine Verbrecher zur Todesstrafe, zwei Jahren Zuchthaus, zehn Jahren Ehrverlust und Zulässigkeit von Polizeiaufsicht, der andere hingegen zum Tode und außerdem zum Verluste aller bürgerlichen Ehrenrechte verurtheilt worden wäre, als einem unlösbaren Räthsel gegenüberstehe, und ich fürchte fast, daß Wollny einer Täuschung zum Opfer gefallen ist. Jedenfalls verdiente die unheimliche Sache alsbald in ihre wahre Beleuchtung gerückt zu werden.

3. Hellenbach, der Vorkämpfer für Wahrheit und Menschlichkeit. Skizzen von Hübbe-Schleiden. Leipzig, Spohr. 1891. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Liebe und Hingebung athmet die Skizze, welche der Redacteur der „Sphinx" von dem Leben und Wirken seines verstorbenen Freundes und Meisters Hellenbach entworfen hat. Doch bin ich beim besten Willen nicht im Stande, mich mit der Tendenz des Verfassers zu befreunden. Ich kann mich unmöglich dazu verstehen, in einem Manne, welcher den Zahlen nach der Art der Kabbala einen entscheidenden Einfluß auf das Leben der Menschen zuschreibt, sich mit alchemistischen Studien und Versuchen abgibt, auf mediumistischem Wege mit den Geistern Kant's und Schopenhauer's verkehrt, die Seele einem hinter dem Zellenorganismus verborgenen Metaorganismus oder Aetherleib gleichsetzt und die Vervollkommnung derselben durch ihre immer wiederholte Rückkehr aus dem vierdimensionalen Jenseits in die irdische Welt zu neuer Verkörperung vor sich gehen läßt, einen Vorkämpfer für die Wahrheit zu begrüßen. Herr Hübbe-Schleiden wird mir dies um so weniger übel nehmen dürfen, als er selbst „bei der Schwierigkeit des Erfolgs übersinnlicher Experimente unter zwingenden Bedingungen, bei der Seltenheit der dazu nöthigen Anlagen und bei dem überwiegenden Auftreten von bewußter und besonders auch unbewußter Täuschung" nicht nur alle sich auf diese Experimente stützenden Folgerungen als höchst unsicher und zweifelhaft hinstellt, sondern auch einer vorsichtigen und zurückhaltenden Stellungnahme gegenüber solchen Thatsachen und Hellenbach's ausgiebiger Verwerthung derselben Berechtigung zuerkennt.

Bernhard Münz.

Feuilleton.

Es liegen uns die Anfänge eines neuen kunstgewerblichen Unternehmens vor. Bei Karl Griese in Hamburg läßt O. Schwindrazheim jährlich etwa zwölf Hefte erscheinen, worin er „Beiträge zu einer Volkskunst" bietet. Er geht von der Voraussetzung aus, daß zu einem gesunden, unserer Zeit entsprechenden Kunsthandwerk das ganze Volk beitragen, das ganze Volk ein solches verstehen und genießen müsse. Um dieses Ziel erreichen zu helfen, will er ein volksthümliches Organ schaffen, in welchem er Einfachheit, Naturstudium und Poesie zu Grundpfeilern einer edeln Zierkunst macht. Er will so allverständlich als möglich werden; dementsprechend sollen Druck und Ausstattung, Text und Bezugsbedingungen diesem Zwecke dienen helfen. Ein Heft soll acht in Farbendruck, Lichtdruck u. s. w. hergestellte Tafeln enthalten; darauf Original-Naturstudien, -Aufnahmen und -Entwürfe, alle direct praktisch verwendbar. Jedes Heft ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich. Nach Prüfung der uns eingesandten Hefte müssen wir erklären, daß hier einem ganz richtigen Wollen das Können entspricht; der eingeschlagene Weg kann dazu dienen, unser Kunsthandwerk befreien zu helfen von dem üblichen „Nachahmen", von dem Cultus vergangener Luxusformen und Stile.

— Das vierte und fünfte Heft des vierzehnten Bandes vom „Repertorium für Kunstwissenschaft" (Stuttgart, Spemann; Wien, Gerold u. Comp., 1891) enthalten außer den üblichen Rubriken folgende bemerkenswerthe Abhandlungen: 1) „Studien aus der mainzer Gemäldegalerie", von Franz Rieffel; 2) „Beiträge zur Kunstgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts", von Joseph Neuwirth; 3) „Kannte Leone Battista Alberti den Distanzpunkt?" Studie von Prof. Dr. Staigmüller. Im fünften Heft: 1) „Die Madonna vor der Felsgrotte in Paris und in London", von W. Koopmann; 2) „Beiträge zur Geschichte der romanischen Baukunst im bairischen Donauthal", von Berthold Riehl; 3) „Excerpte aus Joh. Fichard's «Italia» von 1536", von August Schmarsow; 3) „Der deutsche und niederländische Kupferstich des 15. Jahrhunderts in den kleinern Sammlungen", von Max Lehrs. An zweiter Stelle heben wir hervor, daß beide Hefte nicht weniger als drei Nekrologe hintereinander bringen mußten: den des ersten Kunsthistorikers unserer Tage, des Professors Anton Springer in Leipzig, des italienischen Kunstgelehrten Giovanni Morelli und des deutsch-italienischen Kunstfreundes Karl Eduard von Liphart.

— Zehn Vorträge über Kunst, welche der Maler Philipp Veit einst gehalten, hat L. Kaufmann mit Anmerkungen und

einem Vorwort herausgegeben (Köln, Bachem, 1891). Wir nennen hier einige der Themen: 1) „Der Schild des Achilles nebst allgemeinen Bemerkungen über bildende Kunst und ihre Grenzen“; 2) „Ueber die Verzweigungen der Kunst, vorzüglich über Genre- und Landschaftsmalerei“; 3) „Ueber das Porträt“; 4) „Ueber Giovanni da Fiesole“; 5) „Noch etwas über Kirchenrestauration“; 6) „Ein Fragment über Fragmente“; 7) „Was ist Stil? u. s. w. Nachdem wir die Mehrzahl dieser Vorträge gelesen haben, bedauern wir erklären zu müssen: hätte Philipp Veit nicht besser gemalt, als er hier geredet und geschrieben hat, so stände es nicht sonderlich um seinen Nachruhm. Irgendwelche Veröffentlichung verdienen diese Vorträge nicht, am allerwenigsten heutzutage, wo sie längst überholt sind.

— „Wie die Lübecker den Tod gebildet“ ist der Titel eines Vortrags, welchen Albert Benda in der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit in Lübeck am 13. Januar 1891 gehalten hat (Lübeck, Rahtgens, 1891). Der auf seinem Gebiete wohlbewanderte Verfasser durchmustert hier mehr als ein halbes Jahrtausend lübecker Kunstgeschichte; er beschreibt eine große Mannichfaltigkeit von Darstellungen des Todes, welche im Zusammenhange kunstgeschichtlicher Entwickelung alle wichtig sind. Manche sind häßlich und unbefriedigend für uns Heutige, viele von außerordentlicher Schönheit des Gedankens und der Form. Sie beweisen, daß es auch in Lübeck nicht an Künstlern gefehlt hat, welche ihre Aufgabe in einer cultur- und kunstgeschichtlich hochinteressanten Weise zu fassen vermochten. Auch über die lübeckschen Kreise hinaus verdient dieser Vortrag Beachtung.

— Mit seltenem Fleiße zusammengetragen ist das umfassende Werk von A. de Gubernatis: „Dictionnaire internationale des écrivains du jour“ (Florence, Louis Nicolai, éditeur-imprimeur). An Umfang und Genauigkeit übertrifft es das französische Lexikon von Vapereau, selbst in seiner neuesten sehr vervollständigten Auflage, und in Deutschland haben wir keine Lexika über die lebenden Vertreter der Literatur, die eine gleiche Vollständigkeit anstreben. Drei Sectionen, drei starke Bände von 2084 doppelspaltigen Seiten — das ist der Umfang des groß angelegten Werks. Natürlich handelt es sich nicht blos um Schriftsteller der schönen Literatur, sondern um Gelehrte aller Fächer und ihre wissenschaftlichen Arbeiten, die mit großer Sorgfalt illustrirt sind. Für deutsche Leser wird gerade die Kenntniß der Leistungen ausländischer Schriftsteller von großem Interesse sein; denn kein Conversations-Lexikon kann so eingehend berichten, eine so große Zahl von Namen aufnehmen. Hervorragende Männer sind auch mit gebührender Ausführlichkeit behandelt — wir verweisen z. B. auf die Biographie Pasteur's; um so auffallender ist es freilich, daß ein so berühmter deutscher Mediciner wie Virchow fehlt. Sonst ist die neuere deutsche Literatur mit großer Sorgfalt berücksichtigt; man begegnet manchen Namen, die in deutschen Conversations-Lexicis keinen Platz gefunden, und sogar einzelnen, deren Recht auf eine solche Auszeichnung gewiß von manchen Seiten angefochten werden dürfte; doch sind die anerkannten und hervorragenden Schriftsteller wol alle mit der entsprechenden Censur versehen. Hier und dort begegnet eine kleine Ungenauigkeit, wie z. B. daß Albert Lindner noch unter den Lebenden angeführt wird. Das Lexikon von Gubernatis ist ein ganz vorzügliches Nachschlagebuch für Gelehrte aller Fächer und auch für das große Publikum, welches über seine Lieblingsschriftsteller, welcher Nation sie angehören mögen, nähere Auskunft zu erhalten wünscht. In französischer Sprache geschrieben, ist es wol dem gebildeten Publikum aller Culturvölker zugänglich und erfüllt auch eine internationale Sendung, indem es die geistigen Schöpfungen und Leistungen und ihre Urheber einander näher rückt und die gegenseitige Theilnahme der Völker füreinander fördert. Einzelne Fehler sind damit zu entschuldigen, daß der Leiter des Unternehmens nicht jede Literatur, jede Wissenschaft bis ins Einzelnste beherrschen konnte und daher auf seine Berichterstatter und Mitarbeiter angewiesen war. Doch im großen und ganzen gibt das Werk ein glänzendes Zeugniß für den seltenen Fleiß des Herausgebers und sein ehrenwerthes Streben, das geistige Leben der Gegenwart durch die Biographien der Schriftsteller und Gelehrten der tonangebenden Nationen zu illustriren.

Bibliographie.

Beuze von Benzenhofen, O., An den Kaiser! Auch eine deutsche Bitte. Mit einem offenen Wort an den Fürsten Bismarck und mit einer Entgegnung an Adolf Grafen von Westarp. 1. Zwanzigtausend. Dresden, E. Pierson. 8. 25 Pf.

Bisland, Elisabeth, Eine Blitzfahrt rund um die Welt. Berlin, S. Cronbach. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.

Bolze, A., Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen. Elfter Band. Leipzig, Brockhaus. 1891. 8. 6 M.

Bormann, E., Mei Frankfort low' ich mir! Diehdungk von E. B. Musiek von Paul Apfelstedt. Leipzig, E. Bormann. 8. 1 M.

Cetty, H., Die altelsässische Familie. Einzig genehmigte Uebersetzung aus dem Französischen. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 2 M.

Dwelshauvers-Dery, F.-V., Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg. Handlung von R. Wagner, besprochen. Leipzig u. Baden-Baden, C. Wild. Gr. 8. 1 M.

Eckert, R., Studio oben auf! Operette. Musik von W. Rudnik. 1. Regiebuch. Landsberg a. W., Volger u. Klein. Gr. 8. 1 M.

Egger, L., Tulun und Severina. Trauerspiel aus der Zeit des Ostgothenkönigs Theoderich. Wien, Selbstverlag des Verfassers. Gr. 8. 2 M.

Die Frau von der Isar oder die verrenkte und wieder eingerenkte Ehe. Drama. Frei nach Ibsen. München, Münchner Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Poeßl. 12. 30 Pf.

Gurlitt, C., Die Kunst unserer Zeit auf der internationalen Kunst-Ausstellung zu Berlin 1891. 1. Lfg. Münehen, F. Hanfstaengl Kunstverlag, A.-G. Fol. 2 M.

Hansjakob, H., Der schwarze Berthold, der Erfinder des Schießpulvers und der Feuerwaffen. Eine kritische Untersuchung. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Heine, H., Drei Tage in Jerusalem. In drei Bildern. Den deutschen Jünglingsvereinen gewidmet. Barmen, D. B. Wiemann. 8. 1 M. 50 Pf.

Hilty, C., Die Bundesverfassungen der schweizerischen Eidgenossenschaft. Zur sechsten Säcularfeier des ersten ewigen Bundes vom 1. August 1291, geschichtlich dargestellt im Auftrag des schweizerischen Bundesrathes. Bern, K. J. Wyß. Gr. 8. 3 M.

Horner, A., Zur Einführung in den Spinozismus. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3 M.

Ketzer-Briefe. (Von M. Hildebrandt.) Berlin, A. Winser. 8. 1 M.

Kist, L., Studium und Studentenleben vor 40 bis 50 Jahren und eine schwere Prüfung nach absolviertem Universitäts-Studium. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des XIX. Jahrhunderts. Innsbruck, Vereins-Buchhandlung u. Buchdruckerei. 12. 3 M. 60 Pf.

Latendorf, F., Friedrich Försters Urkunden-Fälschungen zur Geschichte des Jahres 1813 mit besonderer Rücksicht auf Theodor Körners Leben und Dichten. Poesneck, C. Latendorf. Gr. 8. 60 Pf.

Lindau, G., Stanley's sämtliche Reisen in Afrika. Von der Auffindung Livingstone's bis zum Entsatze Emin Pascha's. Nach Stanley's eigenen Berichten und unter autorisirter Benutzung von „Stanley's Travels in Tropical Afrika“ für weitere Kreise bearbeitet. Berlin, Cassirer u. Danziger. Gr. 8. 3 M.

Memoiren der Königin Natalie von Serbien. Autorisirte Uebersetzung Berlin, G. E. Nagel. 8. 3 M.

Mohr, M., Geschichte von Schaidt. Speyer, Jäger. Gr. 8. 50 Pf.

Oechsli, W., Die Anfänge der schweizerischen Eigenossenschaft. Zur sechsten Säkularfeier des ersten ewigen Bundes vom 1. August 1291 verfasst im Auftrag des schweizerischen Bundesrates. Bern, K. J. Wyss. Gr. 8. 7 M.

Reinhardt, G., Der Tod des Kaisors Julian. Naeh den Quellen dargestellt. Cöthen, S. Bühling. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Rogge, B., Theodor Körner, ein Sänger und ein Held. Zum 100jährigen Gedächtnis seines Geburtstages dem deutschen Volke geschildert. Wittenberg, R. Herrosé. Gr. 8. 50 Pf.

Röszner, A., Gedanken über Sein und Werden. Leipzig, M. Spohr. Gr. 8. 2 M.

Schneider, J., Uebersicht der Lokalforschungen in Westdeutschland bis zur Elbe vom Jahre 1841 bis zum Jahre 1891. Düsseldorf, F. Bagel. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Scholz, H., Die Weltfrage oder dio Lösung der socialen Frage Leipzig-Volkmarsdorf. Gr. 8. 25 Pf.

Servatus, O., Simon von Kyrene. Ein Passionsspiel. Leipzig, Fr. Richter. 12. 75 Pf.

Stein, F., Schweinfurt vor 1100 Jahren. Zur Erinnerung an den 1100. Jahrestag der ältesten Schweinfurter Urkunde 12. September 791. Mit Abdruck und Uebersetzung dieser Urkunde. Schweinfurt, E. Stör. Gr. 8. 40 Pf.

Studt, H. H., Der deutschen Jugendbildung Grundlage, Ziel und Weg. Kiel, E. Homann. Gr. 8. 1 M.

Wex, J., Gedichte in oberbayerischer Mundart. München, P. Zipperer. 12. 1 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

(Mit einer Beilage von **Friedrich Pfeilstücker, Berlin,** und **F. A. Brockhaus, Leipzig.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

// Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 29. October 1891.

Zur Dante-Literatur.

Dante Alighieri, Das Purgatorium. (Göttliche Komödie II.) Metrisch übertragen von Karl Bertrand. Heidelberg, G. Köster. 1891. 8. 4 M.

Seit dem Erscheinen des ersten Bandes vorliegenden trefflichen Werks sind vier Jahre verflossen; die Beurtheilung desselben von seiten des gegenwärtigen Referenten erfolgte in Nr. 48 d. Bl. vom 1. December 1887. Es mußte anerkannt werden, daß der Verfasser, der vorausgegebenen Zusage entsprechend, eine im allgemeinen treue und lesbare Uebersetzung geliefert. Der soeben erschienene zweite Theil, welcher das „Purgatorium" mit allen wünschenswerthen Erläuterungen umfaßt, erfüllt nicht blos weiter das damals gegebene Versprechen, sondern läßt noch in erhöhtem Grade allenthalben das ernstliche Bestreben des Verfassers erkennen, seiner Aufgabe gerecht zu werden, d. h. Dante, der noch vielen unter uns, wie er im Vorworte mit Recht klagt, ein Fremdling ist, des fremdländischen Gewandes insoweit zu entkleiden, als das klare Verständniß des tiefsinnigsten aller Dichter, das liebende Versenken in die geheimnißreiche Weltschöpfung der Komödie, die von Alters her die „göttliche" genannt wurde, es erfordern. Und was in den treu nachgebildeten Worten des dichterischen Textes nach Ansicht des Verfassers nicht gesagt werden konnte, das fügte derselbe in einer Fülle sorglich ausgewählter, fein erwogener Anmerkungen zur Erklärung hinzu. Daß er dabei die Hülfe seiner Vorgänger zur Erläuterung des Textes in Anspruch nahm, so insbesondere des überaus reichhaltigen und gründlichen Commentars des Deutsch-Italieners Scartazzini, kann niemanden verwundern, der sich mit der Kenntniß der allgemeiner zugänglichen Dante-Literatur befaßt hat; doch geschah von demselben die Benutzung seiner Hülfsmittel mit vorsichtiger Kritik, und überall ist erkennbar, wie selbständig der Verfasser gearbeitet, übersetzt und erklärt hat.

Was die erklärenden Anmerkungen betrifft, so enthalten sie in diesem Bande, neben fremdher Entlehntem in sachgemäßer Verarbeitung, auch nicht wenig des eigen Erworbenen, selbständig Durchdachten: in dem einen Falle nur, Gesang 33, 43 (S. 300), erscheint die versuchte Erklärung des geheimnißvollen „Un cinque cento diece e cinque" doch allzu dürftig und überdies die Deutung auf den Can grande von Verona den obwaltenden Verhältnissen wenig gemäß; aber hier befinden wir uns allerdings auf dem Felde der freien Vermuthung, wo sich mit dem Verfasser nicht absprechend rechten läßt.

Die Bezugnahme des Verfassers in den Anmerkungen auf vorausgegangene Dante-Arbeiten nennt einige mal mit Unrecht, bei Anführung der Kopisch-Paur'schen Neubearbeitung der Komödie, nur den Namen des letzteren, und gerade in solchen Fällen, wo die Entlehnung allein aus dem alten Bestande von Kopisch geschah; so besonders unter anderm S. 214, Anmerkung 2, wo die Anführung demnach wenigstens beide Namen zusammen enthalten müßte. Referent, der ja hier identisch mit dem neuen Herausgeber der Kopisch'schen Arbeit ist, möchte sich nicht gern mit fremden Federn geschmückt sehen.

Selbstverständlich hat der Uebersetzer die für den ersten Theil mit gutem Bedachte gewählte reimlose Versform, an Stelle gereimter Terzinen, auch für den vorliegenden zweiten Theil gewählt. Die Frage nach der Berechtigung dieser Wahl ist, seitdem deutsche Dante-Uebersetzungen erschienen, so vielfältig erwogen worden, daß nun wol die Erörterung derselben für weiterhin füglich unterbleiben kann: es gilt nunmehr als unwiderleglich, daß nur eine der Fessel des Reimes entledigte Uebertragung im iambischen Fünffüßler — also mit Verzicht auf die Harmonie des Terzinen-Dreiklanges im Original — die unverkürzte Gedankenfülle der Dichtung mit ihren Feinheiten und

Derbheiten, ihrem zauberhaften Licht- und Schattenwechsel, mit allem, was sie Geheimnißvolles an Lauten der leidenschaftlichen und entzückten Sprache darbietet, abgesehen von dem eigentlich Stofflichen der Darstellung, treu nachgebildet wiederzugeben vermag. So bleibt denn nach wie vor die entscheidende Wahl für den Uebersetzer: entweder schmucklose Treue des Wortsinnes oder erzwungene Reimung mit Verstößen gegen Sinn und Sprachreinheit; die Herstellung einer gereimten Terzinen-Uebersetzung, die sich vollkommen mit dem italienischen Originale deckt, ist und bleibt wol — aus Grund der Verschiedenheit der beiden Sprachidiome — ein unlösbares Problem. Um so strengere Anforderungen können an eine reimlose Jambenübersetzung gestellt werden: so dürfte die Eigenart der einheitlichen Dreiheit in der Aufeinanderfolge der Verse nicht gänzlich verschwinden, und die Terzinengruppen des Originals sollten auch ohne Reimung sich schon äußerlich dem Leser darstellen und deshalb Umstellungen der Verse gegen den Originaltext, trotz der Entschuldigung des Verfassers im Vorworte, wie sie in der vorliegenden Uebersetzung öfter vorkommen, vermieden werden.

Ohne Noth, und solche gebietet hier ja nicht, dürfte der Uebersetzer auch nirgends von der drastischen Ausdrucksweise des Originals abweichen, z. B. nicht „ai denti", Gesang 33, 27 (S. 298), übersetzen „bis an die Lippen", nicht in demselben Gesange, Vers 36 (S. 299), „non teme suppe", anstatt es wörtlich zu übersetzen und unter dem Texte zu erklären, durch die in den Text selbst aufgenommene Erklärung umschreiben. Nach Ansicht des Referenten, die manchem freilich pedantisch erscheinen mag, hat der Uebersetzer nicht die Aufgabe, den Text seiner Uebersetzung in diesem selbst durch Deutungen irgendwelcher Art erst verständlich oder schmackhafter zu machen, sondern er gebe das Wort des Originals in aller Schlichtheit wieder, auch wo diese uns grell erscheint, und komme dem Verständnisse lediglich nur in den erläuternden Anmerkungen zu Hülfe. Verallgemeinerungen des Wortsinns, wie sie im ersten Theile öfter vorkommen, an Stelle des schlagenden Originalausdrucks finden sich auch in dem vorliegenden Theile mehrfach, an einigen Stellen nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die treue Wiedergabe des Textes: so in Gesang 11, 21 (S. 91), wo der Sinn von „che si la sprona" durch die Worte „und seiner List" nicht gedeckt erscheint; ebenso in Gesang 27, 84 (S. 241), wo „sperga", d. i. zerstreue, auseinandersprenge, durch „Schaden bringe" wiederzugeben, ohne Noth eine allgemeine Anschauung an die Stelle der bestimmten, speciellen setzt; auch in Gesang 31, 46 (S. 278) weicht die Wiedergabe der Mahnung „pon giù il seme del piangere" durch „Verschließe deiner Thränen Quell" doch weiter, als erforderlich und wünschenswerth, von dem unmittelbaren Wortsinne des Originaltextes ab. Härten des sprachlichen Ausdrucks und der Satzfügung, wie sie hie und da zu finden, würden sich wol auch haben vermeiden lassen: so in Gesang 26 zu Anfang des Verses 73 (S. 231): „Hub wieder an er"; Gesang 33, 106—109 (S. 303, 304) die unleidliche Trennung „Als Halt die sieben Frauen — — machten"; Gesang 7, 135 (S. 62) die falsche Betonung „Ob dessen dér Alessandriner Krieg"; Gesang 30, 18 (S. 267) das nachschleppende „sich" am Schlusse des Satzes.

Sprachlich nicht ohne Bedenken erscheint in Gesang 13, 62 (S. 111) die Anwendung des zumeist bei uns wol gänzlich unbekannten Wortes „Lebsucht" für „Nothdurft" (bisogna), das der Verfasser unter dem Texte als veraltet, doch bezeichnend zu entschuldigen nöthig findet, — weshalb da aber eingeführt, da der Begriffsursprung an sich nicht zum Verständnisse leitet? auch der „Schilferhaut", Gesang 23, 39 (S. 203), für „trista squama", fehlt es an der Berechtigung eines allgemein verständlichen Ausdrucks; die reflexive Redeweise aber „Ich hatte mich gekniet", in Nachbildung des italienischen inginocchiarsi, Gesang 19, 127 (S. 170), ist dem hochdeutschen Sprachgebrauche völlig fremd, — es müßte dafür heißen: ich war niedergekniet. Der Nominativ „Jovis", Gesang 6, 118 (S. 52), entschlüpfte dem Verfasser wol nur aus Versehen für das Dante'sche „Giove" und empfiehlt sich der Nachbesserung.

Ueber das Verständniß mancher Stellen, auch hie und da über misverständliche Auffassung des Textes wäre mit dem Verfasser zu rechten, z. B. in Gesang 30, 105 (S. 272), wo „il secol" des Originals gewiß ungeeignet als „Jahrhundert" wiedergegeben ist, anstatt als „Welt, Zeitlichkeit"; Gesang 19, 132 (S. 170), wo „dritto" offenbar nichts mit „aufrecht stehen" zu thun hat, sondern einfach „mit Recht" bedeutet; Gesang 27, 103. 105 (S. 242), wo nicht zu billigen, daß der Verfasser die beiden Worte bei Dante, zuerst specchio, dann miraglio, trotz ihrer Identität, nicht auch durch zwei verschiedene Ausdrücke übersetzt hat; endlich Gesang 32, 37 (S. 287), wo „mormorare" von dem Uebersetzer zu Unrecht als „murren" aus Unwillen, anstatt als „murmeln, flüstern" aufgefaßt worden. An einigen schwierigen Stellen umgeht der Verfasser sehr weise eine mehr wörtliche Uebersetzung, indem er z. B. in den Schlußversen des einunddreißigsten Gesanges (S. 284) ohne Tifteleien den Sinn treu und ansprechend überträgt. Anderes bleibe unerwähnt; nur die zwei Druckfehler von geringem Belange mögen den von dem Verfasser selbst angezeigten noch beigefügt werden: es müssen S. 145 im sechzehnten Gesange am Rande statt der Verszahlen 140, 145 die Zahlen 160, 165 gelesen werden, und in Gesang 20, 138 (S. 181) „verständlich" statt versändlich.

Der Verfasser hat diesen zweiten Theil dem unterzeichneten Referenten, Herausgeber einer Reihe meist kürzerer Dante-Arbeiten im Verlaufe von etwa dreißig Jahren, mit freundlich anerkennenden Worten gewidmet: der Betagte dem Hochbetagten, die beide in der thätigen Verehrung des großen Florentiners ergraut sind; der eine einem ganz anderen Berufskreise angehörend, aber daneben der Erforschung und Neubelebung Dante's als Uebersetzer und gemeinverständlicher Erklärer ein gutes Theil seiner besten Geisteskraft widmend, — der andere, durch seine

seit vielen Jahren genossene amtsfreie Stellung wol dazu berufen, auf diesem Bedeutenderes zu leisten, als es ihm hat gelingen wollen, deshalb für die ihm trotzdem zutheil gewordene Anerkennung nicht ohne Beschämung dankbar: mögen beide noch weiter, soviel es ihnen vergönnt ist, ihres schönen Dienstes auf diesem Felde warten; möge insbesondere dem Verfasser die Vollendung des Ganzen, die Uebersetzung und Erklärung des dritten Theils, des „Paradieses", beschieden sein! Die neue ätherische Welt, in welche er damit eintritt, wird auch neue Anstrengungen von ihm fordern; Referent wünscht ihm dazu das glücklichste Gelingen!

Theodor Paur.

Erzählungen.

1. Die Dünen von Escoublac oder das Pfarrhaus in der Bretagne. Bremen, Heinsius Nachfolger. 1891. 8. 5 M.

Die Erzählung bietet einen hohen Reiz mit ihrer sorgfältigen Kleinmalerei ländlichen Stilllebens und einfacher schlichter Personen, deren Charaktere zwar keine Probleme aufgeben, deren natürliche, starke Empfindungen aber eingehend dargelegt werden. Von einer bewegten Handlung kann man nicht sprechen, und doch interessiren die Geschehnisse um der Personen willen. Es ist eine Dichtung in Prosa, mehr lyrisch als episch. Der Pfarrer Eon in Escoublac, in dessen Haus eine verwaiste Nichte Yvonette lebt, hat einen bei einer Seeschlacht verunglückten Matrosen Yves bei sich aufgenommen. Yvonette beginnt diesen zu lieben, Yves aber wendet sein Herz dem Schloßfräulein zu, ohne jedoch Erwiderung seiner Gefühle zu finden. Der seelengute, aber schwache Pfarrer wird durch einen verkommenen Vetter, der unvermuthet auftaucht, zum Trinken verführt und sinkt so tief herab, daß er aus Scham selbst entflieht. Yves, der weder Vater noch Mutter gekannt hat, findet den Vater in einem Moorhirten, der als Zauberer verrufen und gefürchtet ist. Endlich siegt die treue Liebe Yvonettens, die Hochzeit findet statt; da wird Escoublac von dem wandernden Meersand verschüttet. Das sind die Hauptmomente des Inhaltes der Erzählung, deren Angabe freilich kaum eine klare Vorstellung von dem Ganzen erwecken kann, da eben das Schwergewicht auf den fein ausgeführten Schilderungen ruht. Der Pfarrer Eon, der Küster Legoëllo, der Moorhirte Bryeron, Yvonette und Yves sind mit einer wirklichen Meisterschaft gezeichnet, und ebenso vorzüglich sind die landschaftlichen Bilder. Nur manchmal stören eine etwas zu große Breite und Wiederholungen, doch kommt dies weniger in Betracht. Allerdings bedarf es eines ruhigen gesammelten Gemüthes, um an dieser Idylle vollen Genuß zu finden, welche rührt und ergreift, wenn man noch sanften Empfindungen zugänglich ist.

2. Ueberreif. Moderner Roman von Otto Mora. Leipzig, Friedrich. 1891. 8. 5 M.

Die Bezeichnung „moderner" Roman soll wol vorweg schon andeuten, daß der Verfasser der neuen, naturalistischen Richtung huldigt, und in der That führt er dem Leser eine Gesellschaft vor, welche mit der „Zucht und frommen Sitte" auf ziemlich gespanntem Fuße steht. Ein junger Student aus Bremen, Fritz Rothhauser, naiv, unverdorben, geistig und körperlich gesund, bezieht die Universität in Leipzig. Hier geräth er nun in die „Welt", d. h. in die ausschließlich dem Sinnengenusse huldigende Gesellschaft, sein Führer — oder sollen wir sagen Verführer — ist einer der Uebersättigten, ein Herr von Delitzsch, ein studentischer Lebemann, der mit Absicht den „naiven" Jüngling ruinirt. Fritz wird der Geliebte einer Schauspielerin, die auch schon einmal die Maitresse Delitzsch's gewesen ist und von diesem noch immer unterstützt wird; er macht das Burschenleben mit und lernt alles gründlich kennen; unter dem „allem" sind aber nur die Nachtseiten des modernen großstädtischen Lebens verstanden. In diesem Leben gehen ihm alle Ideale und er selbst physisch und moralisch zu Grunde, bis endlich eine Mensur mit Delitzsch das Ende herbeiführt. Der Titel „Ueberreif" paßt für diese Gesellschaft, deutlicher, wenn auch derber würde das Wort „verfault" sein. Delitzsch ist das Prototyp dieser Menschen, welche auf dem Altare der Sinnlichkeit ihr ganzes Selbst opfern und ihres Elendes bewußt andere auch elend machen wollen. Diesem Mephistopheles in Menschengestalt steht die Schauspielerin Helene zur Seite, die zwar noch einer Sehnsucht nach Höherem und Reinem fähig ist, aber nicht die sittliche Kraft besitzt, sich aus dem Sumpfe zu erheben. Was die andern auftretenden Personen anbelangt, so ist jede derselben der Vertreter irgendeiner Abart von Egoismus, Gemeinheit oder Unsittlichkeit. Man wird leider nicht leugnen können, daß solche Menschen, wie Mora sie hier schildert, existiren: das Bild, welches er bietet, ist, man muß es zugestehen, naturwahr und mit einer packenden Kraft und Treue gezeichnet. Dagegen aber muß man sich verwahren, daß dieses Bild das der ganzen modernen Gesellschaft ist. Darin liegt eben der Trugschluß, dessen sich die neue Richtung schuldig macht, daß sie nur eine bestimmte Reihe von Erscheinungen des Lebens ins Auge faßt und alle andern nicht berücksichtigt. Es ist wahr, daß eine gewisse Schicht der Gesellschaft überreif oder verfault ist, aber neben dieser Schicht gibt es noch andere, welche mehr oder weniger gesund sind. Kurz, das alte Wort, daß jedes Ding seine zwei Seiten habe, gilt auch heute noch und gilt vom modernen Leben. Es heißt der Wahrheit Gewalt anthun, wenn man nur den dunklen Schatten als vorhanden erklärt und das Licht leugnen will. Dieser Fehler der Einseitigkeit ist es allein, welcher

Tadel verdient und Widerspruch herausfordern muß. Die falsche Beurtheilung des modernen Lebens kommt wol daher, daß leider die Culturgeschichte den meisten fremd ist; sonst würde man mehr Kenntniß davon haben, daß es „Nachtseiten" allezeit gegeben hat. Man braucht gar nicht weit zurückzugreifen; vor einem Jahrhundert, zur Zeit unserer Classiker, war es mit der „Moral" nicht um ein Haar besser bestellt als heutzutage und wurde sexuellen und andern Ausschweifungen von einem gewissen Theile der Gesellschaft gerade so gehuldigt. Betrachtet man den vorliegenden Roman eben nur als ein Einzel- und nicht als Gesammtbild, so wird man, wie bereits angedeutet, anerkennen müssen, daß derselbe eine wahrheitsgetreue, lebendige und kraftvolle Schilderung des Lebens gewisser Kreise ist. Vorzüglich dargestellt ist das studentische Treiben, die Mensuren und das Kneipenleben; der Verfasser hat offenbar genaue Studien gemacht und weiß seine Beobachtungen trefflich wiederzugeben. Noch bedeutsamer ist aber die folgerichtige Entwickelung der Charaktere, insbesondere der Hauptperson, des Fritz Rothhauser. Unter den im Romane gegebenen Verhältnissen muß dieser nothwendig zu dem unseligen Ende gelangen; ebenso wie Delitzsch das werden mußte, als was er erscheint. Die Sprache ist natürlich und ganz dem Tone der geschilderten Kreise entsprechend. Man mag mit der „Tendenz" des Romans, mit der Weltanschauung, die sich in demselben kundgibt, nicht einverstanden sein, man mag es vielleicht tadeln, daß die Ausschreitungen sinnlicher Leidenschaft so unverhüllt geschildert werden, aber Interesse erweckt der Roman doch, und ein objectiver Leser, der kühl und kritisch denkt und nicht blos seine Phantasie erregen lassen will, wird ihn mit Nutzen lesen. Unreifen und schwachen Menschen freilich kann eine solche Lektüre leicht verderblich werden.

3. Colonistenvolk. Ein Roman aus Argentinien von G. Reuter. Leipzig, Friedrich. 1891. 8. 5 M.

Der Schauplatz, auf welchem die Handlung dieses Romans sich abspielt, kann an und für sich schon das Interesse des Lesers fesseln. Leider hat der Verfasser sich gerade hinsichtlich der Schilderung der Landschaft und der eigenartigen Verhältnisse Argentiniens eine Beschränkung auferlegt, die nicht zum Vortheile gereicht; man würde gern mehr darüber lesen, zumal der Verfasser anschaulich und lebhaft darzustellen weiß. So aber gewinnt der Leser nur ein unvollkommenes Bild und muß viel aus eigener Phantasie ergänzen. Es hätte gar nichts geschadet, wenn der Roman den doppelten Umfang erhalten hätte. Die Fabel ist ziemlich einfach und besondere Verwickelungen sind nicht vorhanden, dafür aber sind die handelnden Personen gut charakterisirt — wenn auch nur in knappen Linien — und fesseln den Leser. Die interessanteste derselben ist Heinrichsen, eigentlich ein Herr von Ottenhausen, ein europäischer Cavalier, dessen ganzes Fühlen und Denken auf das „Schöne" gerichtet ist und der aus Charakterschwäche elend im tiefsten Schmutze verkommt. Diese eine Gestalt entschädigt für manche andere Schwächen des Romans. Recht gut gezeichnet in ihrer schlichten Natürlichkeit sind auch Paul Rover und seine Schwester Else, es sind lebendige, nicht idealisirte Menschen, die neben ihren guten Eigenschaften auch ihre Schwächen zeigen, und auch die Schilderung der Argentiner, namentlich der Donna Lastenia, macht den Eindruck von Wahrheit. Alles in allem zeugt der Roman von dem frischen und starken Talente des Verfassers, welcher nur noch etwas unsicher ist und das, was man Mache nennt, nicht beherrscht, daher der Roman hinsichtlich des künstlerischen Aufbaues nicht ganz befriedigt. Immerhin wird er dem Leser Vergnügen und ein wenig Belehrung bieten.

4. Wenn und Aber. Roman von Botho von Pressentin. Berlin, Janke. 1891. 8. 5 M.

Der Held dieses Romans ist einer jener zögernden, immer mit Bedenken ringenden Menschen, die ihre Reden mit „Wenn" oder „Aber" einleiten und dabei nicht zum Handeln kommen. Der junge Baron Erwin von Töppeln ist zum Leidwesen seiner Aeltern ein „Gelehrter", Naturforscher, geworden, und will eher dem Majorat entsagen, als seiner Neigung. Er wird nun mit einer Französin bekannt, deren lebhaftes Wesen ihn fesselt, sodaß er um ihre Hand wirbt und sodann seine Braut nach Paris begleitet. Das Leben dort, das kokette Gebaren Cecile's gefällt ihm nicht sehr, und der Bruch zwischen beiden ist eigentlich innerlich schon längst vollzogen, ehe er durch einen bedenklichen Vorfall, der allerdings auf einem Misverständnisse beruht, auch äußerlich vollzogen wird. Fräulein Cecile ist nämlich Nachtwandlerin und sucht im somnambulen Zustande das Zimmer eines dem Baron befreundeten Lieutenants auf. Erwin kehrt nach Hause zurück und entdeckt endlich, daß er eigentlich schon längst seine Jugendfreundin Thekla, mit der er sich stets geneckt hat, liebte und heirathet nun diese. Der Roman zeichnet sich nach keiner Richtung hin durch Originalität aus, dem Stoffe wird keine neue Seite abgewonnen, die Personen sind conventionell geschildert und Sprache wie Darstellung sind ziemlich nüchtern.

5. Entfesselte Elemente. Roman von Ewald August König. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1891. 8. 7 M.

Dem heutigen Geschmacke entsprechen Romane, wie der vorliegende, wol kaum mehr; von irgendeinem literarischen Werth ist natürlich ebenso wenig zu reden. Die Fabel des Romans kann höchstens noch naive Gemüther interessiren, die Figuren, welche hin- und hergeschoben werden, sind Marionetten nach veralteten Formen zugeschnitten und keine lebendigen Personen, an Unwahrscheinlichkeiten fehlt es nicht und von irgendwelchem Gehalte an Ideen ist keine Spur zu entdecken. Der Stil ist platt und dies erhöht noch die Langweiligkeit des Ganzen. Der Inhalt der Geschichte ist kurz folgender. Der Bibliothekar Eduard,

der in unglücklicher Ehe lebt, hat seinen Oheim ermordet und beraubt, und benutzt einen Theaterbrand, um als bei demselben verunglückt zu gelten. Der Verdacht des Mordes fällt auf einen jungen Schreiber, der zwei natürlich engelhafte Schwestern hat, in welche zwei Freunde — ebenfalls sehr edle Leute — des Bibliothekars sich verlieben. Diesen vier tugendhaften Menschen bereiten einige schwarze Bösewichter allerlei Schwierigkeiten, bis endlich diese eingesperrt werden und die Tugend durch Heirath belohnt wird. Weder die Fabel noch die auftretenden Personen vermögen irgendwelches Interesse zu erwecken, das Ganze ist ein Puppenspiel für kindliche Gemüther.

In gewissem Sinne darf diesen Büchern angeschlossen werden:

6. Die Gebirgsgruppe des Monte Cristallo. Ein Beitrag zur Kenntniß der südtirolischen Dolomitalpen. Von W. Eckerth. Zweite erweiterte und umgearbeitete Auflage. Mit 18 Landschaftsbildern und 2 Karten. Prag, Dominicus. 1891. Gr. 8. 6 M.

Das hübsch ausgestattete Buch zerfällt in zwei Theile, deren erster Schilderungen der Ersteigung der verschiedenen Gipfel des Cristallo-Massivs enthält, während der zweite die Ergebnisse dieser Wanderung in einer topographischen Darstellung zusammenfaßt. Daraus ergibt sich auch die Doppelnatur des Werks, das in erster Linie ein wissenschaftlicher Beitrag zur geographischen Kenntniß der Alpen ist, aber auch für jene, welche feuilletonistisch gehaltene Landschaftsschilderungen lieben, Interesse hat. Der Monte Cristallo ist jener mächtige Gebirgsstock, der allen, welche die vielbesuchte Ampezzaner Straße befuhren, und auch sonst wol manchen aus Bildnissen wohl bekannt ist. Diese Gruppe hat der Verfasser in einer Reihe von Jahren gründlich durchforscht, und in geographisch-topographischer Hinsicht bietet das vorliegende Werk eine vollständig erschöpfende mustergültige Darstellung, welche alle Fragen und Zweifel löst. Auch die Schilderungen sind lebhaft anschaulich und werden insbesondere Alpinisten interessiren. Die beigegebenen Karten sind vorzüglich, auch die Bilder, zum Theile nach Photographien, zum Theile von A. Heilmann gezeichnet, verdienen alles Lob.

Johannes Emmer.

Dramen.

1. Wiener Volkstheater. Unter Mitwirkung hervorragender Dramatiker. Herausgegeben von der Redaction des „Wiener Humor". Erster und zweiter Band. Wien, Daberkow. 1891. Gr. 8. Jeder Band 3 M.

Die beiden sauberen Hefte beschenken uns mit einer anmuthenden Auslese von einactigen Singspielen, Genrebildern, Originalschwänken, Possen, ländlichen Charakterstücken, Lebensbildern und Lustspielen, deren Sprache, Motive und Singweisen dem unmittelbaren wiener Volksleben entnommen sind und in gleicher Weise fesseln durch die Frische ihres Humors, wie die kräftige Holzschnittcharakteristik ihrer Figuren, so durch die straffe Führung ihrer anspruchslosen Handlung, wie die Vielseitigkeit ihrer Wandlungen und Scenerien. Das Mundartliche drängt sich nicht zu krampfhaft in den Vordergrund und die Verwickelungen sind nirgends überschraubt. Alles indessen ist mehr oder minder Eintagswerk und die Wirkung erhebt sich nicht über das Stundenhafte. Es sind Augenblickskinder, und ihre Erträglichkeit bleibt an das Wohlwollen des Augenblicks gebunden. So schrumpft ihre Bedeutung in Buchform leidig zusammen, und allein die lebendige Handlung, das gesprochene Wort und die gesungene Weise vermögen ihnen Flügel zu verleihen und sie über das Nichts emporzutragen. Erst im Lichte der Bühne und im Munde der feschen Sängerin erwachen sie aus ihrem Scheinwesen zu einer Art von Sein, das so vorübergehend ist, wie die muntere Laune des Feierabends. Es fehlt ihnen das Schwergewicht einer höheren Existenz und das eigentliche Lebenselement der Kunst, das sich aus dem bleibenden Untergrunde des Wechsels und der Dinge, der Zeiten und der Geschlechter erzeugt und das Allgemein-Menschliche von dem Wuste des Nichtigen und Zufälligen und die Idee von dem Staube des Gestern und des Heute läutert. Die Titel dieser Eintags-Bühnen-Falter heißen: 1) „Auf Befehl der Kaiserin"; 2) „Der Urlauber"; 3) „Vierzehn Tage in Arrest"; 4) „Eine resolute Frau"; 5) „Die Preistulpe"; 6) „Der Musikant und sein Lieb"; 7) „Ein Abenteuer in der Prater-Allee"; 8) „Uebereilt"; 9) „Zu lang"; 10) „Ein gefährlicher Patient". Ihre eigentliche Daseinssphäre werden sie auf den Bretern der Liebhaberbühnen finden; aber auch in größern Volkstheatern werden ihrer kurzlebigen Fröhlichkeit immer wieder fröhliche Augen und fröhliche Ohren und beifallslustige Hände folgen.

2. Die wendische Krone. Vaterländisches Schauspiel in fünf Acten von Jean Bernard Muschi. Dessau, R. Kahle. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Stück ist gut gegliedert, die Scenen sind knapp gehalten, der Dialog meidet Wortfülle, und mit Erfolg strebt der Dichter nach Gedrängtheit der Handlung und rascher Folge des Verlaufs. Er breitet ein Stück brandenburgischer Kämpfe mit den Wenden vor uns aus. Albrecht der Bär erscheint im Mittelpunkte. Die nächste Hauptfigur ist die Wendenfürstin Ranista. Auch sie darf als gelungen gelten. Greller, immerhin aber einheitlich, wirkt die Gestalt des wendischen Heerführers. Die Sprache ist einfach, entweder beflissen, oder aus Mangel an Mitteln. Jedenfalls reicht ihre Ausstattung nicht hin. Im besten Falle ist sie zu sparsam. Sie ist zu wenig gehoben. Auch ihre Rhythmen sind zu schlaffe; oft dabei unsauber. Vgl. S. 24:

Glaubet nur, wenn ihr in Frieden
Und Ruhe euer Land bewahrt, so wird's
Euch größern Segen bringen, als wie wenn
Ihr raubend eure Nachbarn überfallt ...

oder S. 25:

Ich bin
Ein Deutscher und bekenne, daß ich Gleiches
Für dieses treulos' Räubervolk nicht fühle!

Warum nicht:

Für dies treulose Räubervolk nicht fühle?

Aehnlich holpern die Verse S. 12:

Wo finden wir den Mann, den edlen Schützer
Der Armen, der die Heimgesuchten in
Dies gastlich Land beruft und sie beschirmt.

So fehlt die Feile. Die Gesammtwirkung mag auf der Bühne durch deren Mittel sich steigern; die des Buchs als solchen ist matt und ermüdet des Lesers Geduld durch den Mangel fortreißender Gewalt und wahrhafter dramatischer Poesie. An Lärm und lautem Wesen gebricht es nicht, aber an tieferem Gehalte mächtig zum Herzen dringender Scenen; es gebricht nicht an lyrischen Anläufen und Abfärbungen, aber an Unmittelbarkeit der Eingebung, und schließlich erkaltet das Mitgefühl unter dem Eindrucke des Halben und der Berührung mit dem Gemachten. Der Verfasser gibt sich redliche Mühe, Staffel um Staffel der dramatischen Leiter zu nehmen; aber nur scheinbar steigt er und kommt über die enggezogene Grenze seiner Begabung nicht hinaus. Auf der letzten Seite ist Gemüth und Geist des Lesers genau so weit, als auf sie der ersten waren: nirgends gefördert und bereichert; die Mittel des Aristotelischen „Reinigungsbades" haben versagt.

3. Donat. Historisches Drama in vier Acten von August Sturm. Der neueren Dichtungen zweiter Band. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1891. Gr. 8. 3 M.

Der Stoff des Dramas ist der graubündener Geschichte entnommen; einen Auszug seiner Quelle sendet der Dichter voraus. Auch er schreibt in Jamben, die wohl gebaut und gewandt gehandhabt werden. Ungleich dem vorigen Stück versteht es das vorliegende, für seinen Inhalt den Leser zu erwärmen und für seine Figuren erhöhte Theilnahme zu gewinnen. Dem Dichter steht eine rein und voll gestimmte Sprache zu Gebote, in der sein Denken und sein bewegtes Empfinden zu einem immer seinem Inhalte angemessenen Ausdrucke gelangt. So scheidet man aus diesem rhätischen Befreiungskampfe nicht ohne Erhebung, denn seine Träger wissen uns zu begeistern für ihre Ziele und wir folgen ihren Thaten und Siegen mit gespannter Aufmerksamkeit und ganzem Herzensantheil, wie wir ihren Haß verstehen und ihre Liebe theilen. Der äußere Verlauf hält in reger Spannung, nur werden Spiel und Gegenspiel zu schnell erschöpft und das ganze Drama bewegt sich auf zu jäh dem Ziele zustürmender Bahn; einige verzögernde Motive hätten den Ausbau reicher gestaltet und verzweigt und der mit fliegendem Athem folgenden Theilnahme wohlthuende Ruhepunkte bereitet.

4. Die Königin von Karthago. Drama in fünf Aufzügen von Franz Wichmann. Leipzig, O. Mutze. 1891. 8. 2 M.

Eine bei weitem höhere dichterische Kraft ist Wichmann zu eigen. Frau von Stein würde erröthen über dies glanzvolle Nebenstück zu ihrer „Dido", welche dem Dichterheros, der sie unsterblich machte, ein so lächerliches Denkmal ihrer erkalteten Freundschaft stiftete. In dem Wichmann'schen Stücke pulsirt hochgehendes Leben. Sprache und Vers sind wahrhaft künstlerisch gemeistert. Die schwüle Grottenscene ist der Höhepunkt des Dramas; minder wirksam gestaltet sich die eigentliche Katastrophe, der Bruch der Königin mit Aeneas. Die Einleitung und Begründung ihrer tragischen Schuld ist gleichfalls nicht voll überzeugend; Vaterlandsliebe und königliche Pflicht gerathen in Zwiespalt mit ihrer Liebe; ein antikes Motiv drängt sich zu gewaltsam in die ganz moderne Bearbeitung, deren Geist sich solchergestalt nicht in ganzer Einheitlichkeit erhält. Für das Empfinden des Heute verstände sich ja die unmittelbare Gefolgschaft von selbst: daß die Gemahlin die Mission des Gatten theilt. Sonst ist über das Ganze ein reicher, prächtiger Farbenzauber ausgegossen. In vollem Strome ergießt sich volle Poesie. Die Landschaften leuchten und die Welt der Gefühle entfesselt ihre Höhen und Tiefen, und die Hauptgestalten trägt ein Zug antiker Größe und wahrer Majestät. Man vgl. S. 149

Dido.

... Ich war so glücklich, wie der erste Mensch
Am ersten Tag, da ihn der Götter Hand
Zum Leben rief und er die blöden Augen
Verwundert aufschlug und mit frohem Staunen
Das warme Licht der goldnen Sonne sah.
Nun aber ist's, als sei das ganze Weh
Der endlos großen weiten Menschenwelt
Allein auf mich gehäuft.
Dort blaut das Meer,
Das uferlose. — Schon verschwunden sind
Die Segel, die mein Glück und meine Schuld
Hinweg mir trugen. — Hinter mir ist nichts:
Die Stadt, die ich erbaute, fällt mit mir.
So steh' ich ausgestoßen in der Welt,
Machtlos und ruhmlos. — — Mag Aeneas jetzt
Hinziehn — ein Reich im fernen Westen gründen —
Wir trugen gleiche Schuld. —
Doch nun fortan,
Sei Haß und Feindschaft zwischen unsern Völkern.
Aus meiner Asche soll der Rächer wachsen,
Der einst das Reich zerstört, um das ich sterbe!
Ja, es ist Zeit, ihr ruft mich, hohe Götter, —
Sychäus winkt mir mit den todten Augen,
Und eilen muß ich, — — her die heil'ge Glut!
Das Opfer ist bereit, die Götter warten.

Franz Wichmann ist kein literarischer Neuling mehr. Er hat es gewagt, neben die Tieck'sche „Genoveva" ein vieractiges dramatisches Gedicht gleichen Vorwurfs zu stellen, und wenn es die Lichtpunkte der Tieck'schen Dichtung auch nicht zu erreichen und zu verdunkeln vermochte, so hat er doch voll ergreifende Poesie gegeben und mit modernsten Mitteln ein Stück mittelalterlicher Romantik in eigenartiger Schöne mitten hinein in die wüste Welt

des Naturalismus gepflanzt. Diesmal begibt er sich mit gleichem Glück in die Sagenwelt der Antike; aber wir stehen noch immer der Romantik näher als jener, und der Geist des Heute ist der Märchenwelt des Mittelalters immerhin holder gesinnt und verwandter gestimmt als den Mythengestalten der vorchristlichen Zeit, die wir doch einmal nun und nimmer künstlerisch beleben können, ohne sie mit unserm eigensten Wesen, also einem Geiste zu beseelen, der von dem der Antike durch unüberbrückbare Klüfte geschieden ist, so tief wie eine Terenz'sche Komödie von einem Lauff'schen Schwanke oder die Sophokleische „Antigone" von Wildenbruch's „Haubenlerche".

5. König Rolaf, der Auferstandene. (Aus altschwedischer Geschichte.) Modernes Schauspiel in fünf Acten von Adolf Schafheitlin. Leipzig, Friedrich. 1891. 8. 2 M.

Warum Schafheitlin besonders betheuern zu müssen glaubt, daß uns ein modernes Schauspiel geboten werde, ist schwer zu ergründen, da noch kein Dichter vor und nach Homer über den Schatten seiner eigensten Zeit gesprungen ist. Sollte damit indessen angedeutet werden, daß wir in diesem Schafheitlin'schen Werke ein Erzeugniß neuester Prägung, d. h. eine Hervorbringung nach den Grundlinien und Grundsätzen irgendeiner neuesten herrschenden Schule zu gewärtigen hätten, so war auch dies durchaus überflüssig, da eine solche am allerwenigsten auf dem Gebiete des Dramas vorherrscht; nicht einmal Bleibtreu hat es vermocht, seiner Richtung, in der man allenfalls neuartige Impulse und Formen zugestehen könnte, irgendwelchen Nachdruck zu geben; anderer „Neuerer" zu vergessen, die sich mehr in der Geschichte des Geschmacks als derjenigen der Literatur verdauerlicht haben. Des Neuen am wenigsten ist indessen bei Schafheitlin zu verspüren, weder in technischer noch sprachlicher Hinsicht. In letzter Beziehung liegt höchstens ein aufgewärmtes Ragout der Schiller'schen Jugendsprache vor. Das wäre an sich in der Zeit einer so hochgradigen sprachlichen Entnervung und Abzehrung, wie sie beispielsweise die Paul Lindau'schen Dramatisirungen vor den Lampen wimmern, kein Schade; aber dies Gericht ist doch eben zu sehr abgestanden. Dem Stücke gebricht es nicht an Feuer und kräftiger Muskulatur der Sprache und nicht an Wucht und einschlagender Stärke der Handlung; aber jene ist trotz Shakespeare'scher Nachbildungen und wirklicher Anklänge an die bessere deutsche Sturm- und Drangzeit zu kraftthümelnd aufgetrieben und diese ganze breite Partien hindurch zu schleppfüßig. Ersichtlicher Fleiß ist auf die Charakteristik verwendet, doch auch hier erscheinen die Umrisse als zu nebelhaft und zerfließen und verdampfen zu formlos ins Chaotische, d. h. verharren zu sehr im ersten oder zweiten Werde- und Bildungsprocesse. Es mangelt an Verdichtung und fester Stempelung. Hauptsächlich krankt die Hauptfigur des alten Königs an der Sucht bis zur Ermüdung hartnäckigen, halsstarrigen Wiederkäuens und wirft viel zu spät die Fußschellen ab, mit welchen der in dramatischer Oekonomie ganz unerfahrene Autor fünf Acte hindurch die lendenlahmen wackeligen Beine umschnürt. Eine nicht mislungene komische Gestalt ist die des thörichten „Gelehrten und Hofmanns" Ambrosius, dessen scholastische Verschrobenheit dem sonst so trübseligen Stoffe wenigstens ein paar Lacher rettet, wenn auch das Lachen des Referenten ein saures war. Hoffentlich weiß es Adolf Schafheitlin inskünftig zu versüßen. Zur Charakteristik der Tonart dieses „modernen Schauspiels in fünf Acten" diene ein Stück aus dem letzten:

Rolaf (verstimmt hereinstürmend). Ihr Satansstimmen, was verfolgt ihr mich? Hört, hört dahin! (Er erblickt zwei Mitmenschen.) Still! laß es die Leute nicht hören: der Mann — der Mann da, der mich morden wollte — 's war — Hahaha! pst — sie glauben noch an einen Gott, sie dürfen es nicht wissen! (Bauer und Wanderer ab.) Nur leise den Bäumen hier, den Felsen, den kalten — ich will ihnen ein Herz einzwängen mit dem Gedanken, daß sie fühlen, aber schweigen! Und euch, Lüften — (der Vocativus pluralis von „Luft" heißt auch im modernen Deutsch immer noch: Lüfte) —, ihr ewig beweglichen, den Winden will ich's anheim geben, daß sie's weiter tragen, fort, weit fort — doch leise will ich's sagen — Hahaha! (mit fürchterlicher Stimme): es war mein Sohn! Ha, was sagt ihr? Es ist nicht wahr! ihr lügt! So schweigt doch — mein Sohn! schweigt doch, — mein Sohn! schweigt! schweigt — mein Sohn! mein Sohn! mein Sohn! Hahaha! sie lassen's sich nicht nehmen! sie heulen's, sie gellen's durch die Räume, die wirbelnden! wie Sturmgebraus donnert's dahin — Mein Sohn! mein Sohn — Ha! doch ich will euch, Felsenklüfte, ich will's euch lehren, daß ihr schweigen sollt! — Fühlt ihr's denn nicht, ihr Steingetrümmer, was es heißt, das ihr da brüllt? Ich will euch rütteln, bis ihr fühlt. — Willst du hören! (Er rüttelt an dem Felsen.) Ach! sie sind kalt!

Es ist in der That steinerweichend. Hoffentlich findet Adolf Schafheitlin ein gefühlvolleres Auditorium als sein König Rolaf in dem hartohrigen „Steingetrümmer". Freilich fürchte ich, daß sich der bessere Geist des Heute mit dieser Art „moderner" Kunst nicht sonderlich befreunden und sich einstweilen an dem hergebrachten Bestande genügen lassen und mit der Art, wie bisher das Dramenschreiben üblich war, bescheiden wird.

Adalbert Schroeter.

Hoffmann's von Fallersleben Werke.

Hoffmann's von Fallersleben Gesammelte Werke. Herausgegeben von Heinrich Gerstenberg. Dritter und vierter Band. Berlin, Fontane. 1891. 8. Jeder Band 3 M.

Schon anläßlich des Erscheinens der ersten Bände dieser neuen, hübsch geordneten Gesammtausgabe der Werke Hoffmann's von Fallersleben wurde auf die Bedeutung und den literarischen Werth dieser Ausgabe hingewiesen. Unsere jüngern Lyriker können in der That heute noch aus den formschönen und begeisterten Liedern Hoffmann's für ihre eigenen Kunstschöpfungen gar viel lernen und der Freund echter Poesie wird einzelne dieser Gedichte ganzen Sammlungen unserer Tage vorziehen. Auch die

nunmehr erschienenen Folgebände 3 und 4 dürften diese Bemerkung bestätigen. Insbesondere ist es der dritte Band, welcher dem „Volksleben" gewidmet erscheint, der in schöner Zusammenstellung und zum ersten male übersichtlich geordnet und vollständig die prächtigen Lieder enthält, welche „Frühling und Liebe", „Wein und Gesang", allerlei aus dem Wander-, Alpen- und Waldleben, nicht minder das „Kriegsleben", „Vaterland und Heimat", die „Landsknechtzeit" und vieles andere, was mit dem Leben und Weben des Volks selbst zusammenhängt, besingen. Gerade auf diesen Gebieten ist ja Hoffmann der von wenigen erreichte, kaum von einem übertroffene Meister des Gesanges. Wer hätte nicht schon in fröhlichem Kreise die heitern Lieder: „Das Glas in der Rechten, die Flasch' in der Linken", oder „Die Frösch' und die Unken und andre Hallunken", oder „Ins Weinhaus treibt mich dies und das", oder das Burschenlied: „Ist ein Leben auf der Welt, das vor allem mir gefällt" als frischer lustiger Bursche mitgesungen! Kein besseres Liederbuch kann diese und viele andere Lieder, die gerade in dem vorliegenden dritten Bande enthalten sind, missen und sie erfreuen die heutige junge Generation gerade so, wie jene vor einem halben Jahrhundert. Wie Hoffmann den echten deutschen Volkston anzuschlagen wußte, wird aus der vollständigen Zusammenstellung der dem Volksleben gewidmeten Lieder am besten klar; er wußte dem Handwerksburschen sein Lied zu singen:

Haben wir kein Liebchen
Heut' auch an der Hand,
Ziehen wir gar lustig
Doch durchs ganze Land —

sowie den Müllern und den Schneidern, dem Bauer und dem Bergmann:

Glückauf! verfahren ist die Schicht,
Jetzt brauchen wir kein Grubenlicht;
Es leuchtet hell genug der Wein.
Herr Wirth, schenkt immer tapfer ein!

Nicht minder dem Bauer, dem Matrosen, dem Zigeuner, ja selbst den Spittelleuten widmet er ein humoristisches Klagelied. Wem wären nicht bekannt die lustigen Klageverse:

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Wir müssen morgens früh aufstehn,
Und wenn wir das Gebet gesprochen,
Zwei Eimer Wasser holen gehn
Und unsere Morgensuppe kochen u. s. w.

Wie schön und tiefempfunden aber der Dichter auch die Natur- und Herzensstimmung zu zeichnen weiß, davon gibt die erste Abtheilung des Bandes reichlich Zeugniß. Auch hier ist der Ton des echten Volksliedes so trefflich angeschlagen, die Unmittelbarkeit des Empfindens so in die Seele dringend im Liede ausgesprochen, daß man oft tiefergreifende Volksgesänge zu hören glaubt. So manche derselben sind innerhalb dieser Gruppe zum ersten Abdrucke gebracht und zur Probe folge hier ein Stimmungsbild aus dem Jahre 1825, das bisher nirgends veröffentlicht wurde:

Abendlied.

Die Sonne will nun scheiden
Und dunkel wird's umher.
Und wer sein Lieb verloren,
Dem tagt es nimmermehr.

Und wer sein Lieb verloren,
Dem tagt es nimmermehr:
Gestorben und begraben —
Hab' keine Freude mehr.

Gestorben und begraben —
Hab' keine Freude mehr.
Die Sonn' ist nun geschieden
Und dunkel ward's umher.

Noch wäre auf die frischen Lieder aus dem Kriegs- und Soldatenleben hinzuweisen (III, 163 fg.), dem der Dichter eine so reiche Zahl von Stücken gewidmet hat, die alle hier aufgenommen erscheinen, weiteres auf die patriotischen Lieder, welche Vaterland und Heimat verherrlichen und die den warmfühlenden Sohn seines deutschen Vaterlandes im begeisterten Sange zeigen. Es braucht wol nur das schönste und am meisten verbreitete dieser Lieder, das 1841 gedichtete „Deutschland, Deutschland über alles", erwähnt zu werden, von dem auch ein Facsimile in des Dichters Niederschrift beigefügt erscheint.

Ist es besonders die poetische Empfindung, welche den Gedichten im dritten Bande Werth verleiht, so haben die Dichtungen des vierten Bandes auch noch politisches und geschichtliches Interesse. Wir finden hier die berühmten „Unpolitischen Lieder", die „Deutschen Lieder aus der Schweiz", sowie Zeitgedichte von 1843 und 1844. Der Herausgeber weist in der Einleitung darauf hin, welchen Einfluß diese Strophen Hoffmann's damals auf die Zeitgenossen ausübten:

Die Stimme des Einzelnen verhallt (heute) im Lärm der Gegenwart, nur von wenigen gehört, von noch wenigern beachtet, während damals das ganze Volk voll Spannung dem Chor der Dichter lauschte. Heute liest man Zeitlieder, damals sang man sie, oder wenn ein Hoffmann von Fallersleben selbst seine Lieder vortrug, so stimmte man begeistert in den Refrain ein.

Eigenthümlicherweise ist dem Herausgeber der Einwand gemacht worden, „daß unsere Zeit den Jahren, denen Hoffmann's «Unpolitische Lieder» und andere leidenschaftlichere Gedichte entstammen, zu nahe steht, um eine Sammlung derselben zu veröffentlichen". Es ist ein wahres Glück, daß Dr. Gerstenberg sich doch nicht abhalten ließ, die für das literarische ebenso wie für das historische Leben wichtigen, endlich für die Charakteristik des Dichters selbst so bezeichnenden, übrigens auch poetisch meist sehr werthvollen Stücke der Ausgabe einzuverleiben, welche sonst eine unangenehme Lücke aufzuweisen gehabt hätte, gerade wie dies bei den Sammlungen von Gedichten eines Herwegh, Freiligrath, Kinkel u. s. w. bei solchem Vorgehen der Fall sein würde. Ja die Sammlung von Hoffmann's politischen Gedichten ist sogar in dankenswerther Weise aus dem Nachlasse vervollständigt und bis zu des Dichters Tode fortgeführt worden. Ueberdies sind die kleinern

Ausgaben jener Zeitlieder schon selten geworden, andererseits sehr beachtenswerthe solcher Dichtungen als Sonderdrucke oder in Zeitungen zerstreut. Man muß also die vorliegende Zusammenstellung als für die Literaturgeschichte besonders beachtenswerth bezeichnen.

Stürmisch bewegte Jahre beleuchten die „Unpolitischen Lieder", in denen der Dichter gegen Hochmuth und Dünkel, gegen Aufgeblasenheit und Ueberhebung des Beamtenthums, gegen falsches Deutschthum und Ränke der Politik, gegen Engherzigkeit und Kleinlichkeit in offenherziger Weise loszieht, sind doch sogar einige Lieder darunter (IV, 21 fg.), in denen sich der Dichter gegen den Vorwurf, daß er sich von Fallersleben nannte, vertheidigen zu müssen glaubt:

An meine Heimat dacht' ich eben,
Da schrieb ich mich von Fallersleben.
Ich schrieb's und dachte nie dabei
An Staatscensur und Polizei.

So schrieben sich viel Biederleute
Nach ihrem Ort und thun's noch heute,
Und keiner dachte je daran
Durch von würd' er ein Edelmann.

Aber auch die Recensenten, die Dunkelmänner jeder Sorte, die „Gelahrten" und die Misstände der Censur erhalten ihre gebührende Abfertigung. Eine gewisse Berühmtheit erlangte das von 1840 stammende Klagelied des Censors:

Wer nie ein Censor ist gewesen,
Der weiß nicht, wie es solchem geht;
Was muß er doch nicht alles lesen,
Und wenn er's auch gar nicht versteht! u. s. w.

Wie schöne Töne der Dichter aber auch in diesen Liedern anzuschlagen versteht, davon zeugt das prächtige Gedicht „An die deutschen Frauen" („Seid mir gegrüßt, ihr deutschen Frauen, der schönen Zukunft Morgenroth!"). Beißende Satire und sarkastischer Witz sind selbstverständlich in diesem Bande der politischen Gedichte, dem noch ein zweiter folgen wird, reichlich vertreten.

Es bleibt nur noch übrig, der werthvollen Anmerkungen, welche den Gedichten beigefügt sind, zu gedenken; darin sind sowol andere Lesarten als auch literarhistorisch interessante Aufklärungen enthalten. Ueber die „Unpolitischen Lieder" ist ein kleiner Anhang, welcher deren kurze „Geschichte" enthält, beigefügt; auch Näheres über das Honorar, welches Hoffmann aus dieser Sammlung politischer Gedichte bezog, mitgetheilt: lauter Angaben, welche von literargeschichtlichem Werthe erscheinen. Auch die Erwartung, welche anläßlich der Besprechung von Band 1 und 2 an dieser Stelle ausgesprochen wurde, hat sich erfüllt. Der Schluß des dritten Bandes enthält nicht nur eine Inhaltsübersicht aller drei Bände, sondern sogar ein alphabetisches Verzeichniß der Liederanfänge, was das Auffinden des einzelnen Gedichts wesentlich erleichtert.

Anton Schlossar.

Populäre Geschichtsbücher.

1. K. F. Becker's Weltgeschichte. Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Wilhelm Müller. Dritte Auflage. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 1891. 8. Jeder Band 2 M. 20 Pf.

Mit freudiger Theilnahme haben wir den alten Kinderfreund begrüßt, wie er in sauberem Doppelbande der beiden ersten Theile, seit seiner jüngsten Umgestaltung im Jahre 1884 nun schon in dritter Auflage erschienen, uns zum ersten male begegnet ist. Welche wechselnden Schicksale hat doch dies Werk erfahren! Das ganze Jahrhundert hat an ihm gearbeitet und erst neuerdings hat Rudolf Haym's Max Duncker-Biographie von der historiographischen Thätigkeit, die sich an Becker's Weltgeschichte knüpfte, erzählt. Mit der Zweckbestimmung „für Kinder und Kinderlehrer" trat das vortreffliche Werk durch den Verlag von Heinrich Frölich in Berlin während der Jahre 1801—5 in neun Bänden ins Leben. Als Max Duncker's Vater, Karl Duncker, den Frölich'schen Verlag 1809 erwarb und die Firma Duncker u. Humblot gründete, fügte Woltmann einen zehnten Band und Karl Adolf Menzel einen elften und zwölften hinzu, der mit dem Wiener Congresse abschloß. In dieser Ausgabe von 1824 ist es der Begleiter unserer frühen Jugend und die erste Grundlage unserer weltgeschichtlichen Kenntnisse geworden und hat bis vor wenigen Jahren einem aus Pietät ihm eingeräumten Platz in unserer kleinen Bücherei sich bewahrt. Ganz natürlich vermochten wir in den spätern Bearbeitungen und Fortsetzungen nicht mehr den alten Vertrauten zu erkennen und konnten nur beklagen, daß die größere wissenschaftliche Gediegenheit und Vollständigkeit das ursprüngliche Gepräge und den Reiz der Becker'schen Darstellung völlig verwischt habe. Das galt besonders der Ausgabe von Adolf Schmidt, die in achtzehn Bänden 1860—64 erschien und von C. Bulle, der die Geschichte bis 1877 fortführte, gar auf vierundzwanzig Bände gebracht wurde. Da war von Karl Friedrich Becker schlechterdings nur der Name als Aushängeschild übrig geblieben. Nach Haym's Mittheilungen könnte wol Max Duncker den Anlaß zu dieser entschieden falschen Behandlungsweise des wahrhaft populären Jugendwerks gegeben haben. Im Februar 1835 trat der junge Historiker für seinen Lehrer Löbell, der die Umarbeitung der siebenten Auflage übernommen hatte, zunächst bei den das Mittelalter behandelnden Bänden ein, übernahm aber allmählich alle folgenden, sah dann später auch die alte Geschichte durch und ward — so weit war man vom ursprünglichen Gesichtspunkte Becker's abgekommen — durch seinen Vater bestimmt, die Anlage seiner großen „Geschichte des Alterthums" im Rahmen

der „Weltgeschichte für Kinder" zu planen, bis dann die Vertiefung in die Aufgabe den Rahmen sprengte und sein Meisterwerk zu selbständigem Dasein erwachsen ließ. Jene umgearbeiteten Bände über das Mittelalter fand Löbell übrigens „vortrefflich, wenn er auch in Anbetracht des populären Zwecks und Plans des Werks vor zu genauem Eingehen auf das Detail der Verfassungszustände warnen und bemerken mußte, daß sich das philosophische Element, zuweilen sogar in der Sprache der Schule, mehr als billig hervordränge". Wenn Haym nach diesen Worten Löbell's selbst ein recht günstiges Urtheil über Duncker's Arbeit fällt, so vermögen wir ihm nur beizustimmen, sofern es sich um den ersten Versuch Duncker'scher Geschichtschreibung an sich handelt, nicht aber, sobald die Erfüllung der besondern, der Lebenserhaltung eines in seiner Art tüchtigen Werks geltenden Aufgabe in Frage kommt. Der alte Becker wurde eben einfach todt gemacht und Neues unter seiner Fahne geboten. Eine persönliche Schuld hierfür trifft niemand, da Verleger, Bearbeiter und wol auch das Publikum, wie der fortgesetzte Erfolg dieser Art Neubearbeitung erweist, die Werthschätzung der eigenthümlichen Vorzüge Becker's verloren hatten.

Die Empfindung für diese ist nun im jüngsten Jahrzehnt wieder erwacht. Das lehrt der Auftrag, den zu Anfang der achtziger Jahre die Verlagshandlung Gebr. Kröner Professor Wilhelm Müller ertheilt und dieser unsers Erachtens vortrefflich ausgeführt hat. Wir oder unsere Kinder vielmehr haben den alten Becker wieder erlangt, in der frühern Eintheilung und Anordnung, in der gewohnten, dem Fassungs- und Theilnahmevermögen der Jugend angepaßten Darstellung, nur auf einer dem heutigen Stande der Forschung entsprechenden Grundlage historischen Wissens und Erkennens. Dem Bedürfnisse und den Hülfsmitteln der Gegenwart gemäß ist das Werk denn auch fast überreich mit Abbildungen ausgestattet und mit Karten versehen. Die Berechtigung dieser Wiedergeburt des nun mit neuer Lebenskraft in die Welt hinausschreitenden alten guten Buchs wird durch die nach sechs Jahren schon nothwendig gewordene dritte Auflage erwiesen.

2. Eduard Duller's Geschichte des deutschen Volkes. Bearbeitet und fortgesetzt von William Pierson. Siebente, vermehrte und verbesserte Auflage. Erster Band. Mit dem Porträt Kaiser Wilhelm's I. in Stahlstich. Zweiter Band. Mit einem ausführlichen Namen- und Sachregister. Berlin, Gebr. Paetel. 1891. Gr. 8. 10 M.

Auch dieses Werk, das zuerst 1840 erschienen ist, erhält sich dank seiner Neubearbeitung und Fortführung bis zur Gründung des Deutschen Reichs, wie die sieben Auflagen seit 1861 lehren, in der Gunst des Publikums. Bei der großen Zahl von populären Werken über deutsche Geschichte ist dies eigentlich auffallend, und es zeugt mehr für das zunehmende Verlangen von deutscher Geschichte zu wissen und für eine gewisse kritiklose Wahl der Mittel, dieses Bedürfniß zu befriedigen, als für die besondere Brauchbarkeit gerade des Duller'schen Buchs in seiner Neubearbeitung. Gewiß leistet auch dieses seine Dienste, und wenn unter den Tausenden seiner Besitzer nur sein Inhalt anregt oder gar festsitzt, ist für vaterländische Gesinnung schon etwas gewonnen. Aber aus andern Werken wäre doch mehr zu gewinnen. Es leidet nicht so sehr an trockener Darstellung, als es zumal im ersten Theile gar zu wenig Einsicht in die geschichtliche Entwickelung bietet; es ist eine Aneinanderreihung von im ganzen ohne Saft und Kraft erzählten Thatsachen, die Charakteristik von Personen, Zeiten und Sachlagen ist spärlich und dürftig. Es läßt sich schwer verstehen, wie es Pierson, der in seiner Geschichte Preußens ein gutes volksthümliches Buch selbst geschaffen hat, reizen konnte, das Werk fortzusetzen. Die Frage, was er am Vorgefundenen geändert, wäre der Prüfung werth; die Duller'sche Geschichte erster Ausgabe ist uns nicht zur Hand gekommen. In der vorliegenden erinnert auch in der Geschichte des 19. Jahrhunderts bis 1840 nicht ein Wort an den agitatorischen Verfasser der „Männer des deutschen Volks". Sollte Duller im einen und dem andern Buche sich ganz verschieden gezeigt haben? Jedenfalls ist er im vorliegenden um seine Persönlichkeit gekommen und das, meinen wir, läßt sich am Buche nicht zu dessen Gunsten spüren.

3. Der alte Harkort. Ein westfälisches Lebens- und Zeitbild. Von L. Berger (Witten). Mit dem Bildniß Harkort's und Abbildungen seiner Grabstätte und des Harkort-Denkmals. Volksausgabe. (Der Reinertrag ist zur Unterstützung nothleidender Lehrerwitwen bestimmt.) Leipzig, Baedeker. 1891. Gr. 8. 4 M.

Ein würdiges Seitenstück zum jüngst hier besprochenen „Leben Max Duncker's" von Rudolf Haym und zugleich ein anziehendes Gegenstück zu ihm ist die treffliche Biographie Friedrich Harkort's, mit welcher der am 10. August d. J. verstorbene Landtagsabgeordnete L. Berger (Witten) sein der Vertretung der engern Heimat gewidmetes Wirken beschlossen hat. Vor Jahresfrist erschienen, hat das Buch solche gute Aufnahme gefunden, daß eine schöne Volksausgabe des starken Bandes zu billigem Preise statthaft geworden ist, die auf weite Verbreitung zumal in Westfalen rechnen darf.

Fritz Harkort ist es gegeben gewesen, während eines langen, außerordentlich thätigen Lebens (1793—1880) immerdar im angestammten väterlichen Boden wurzelnd, alle Anregungen und Förderungen, die er der Heimat zutheil werden ließ und für die er den Drang zunächst im Interesse seiner Provinz und besonders der Grafschaft Mark schöpfte, für das ganze Vaterland fruchtbar zu gestalten. Seine weit ausgedehnte, bahnbrechende gewerbliche Thätigkeit, eine einflußreiche und fördernde publicistische und parlamentarische Thätigkeit ging stets von den Bedürfnissen seiner ihm zunächstliegenden heimatlichen Verhältnisse aus. So hatte er sich immer den festen Untergrund seiner Bestrebungen gewahrt und erzielte deren, für ihn immer nur idealen, Erfolg aus dem Besondern heraus ins Allgemeine. Die Beachtung, die er im engsten Kreise früh erworben und nachhaltig an sich fesselte, zog, wohin

er auch kam, die Blicke auf ihn und gab ihm die Gelegenheit, seine Geistes- und Charaktergaben zur Geltung zu bringen, und dieses erhöhte und erweiterte Ansehen wirkte dann wieder auf seine Stellung in der Heimat zurück und gab seinem in Anregungen und Neuschöpfungen sich befriedigt fühlenden und kampfesfrohen Sinne erweiterten Spielraum. Diese Veranlagung und Lebensgestaltung Harkort's, wie sie ihn beglückte, erleichterte es dem Biographen, sein Charakter- und Lebensbild mit einer fast hundertjährigen Periode der Localgeschichte zu verknüpfen, theilweise seinen Helden als Träger dieser zu zeichnen und dabei dieses Fleckchen Erde als engverbunden mit den Nöthen und Schicksalen Preußens und Deutschlands erscheinen zu lassen. Jene Eigenschaften Harkort's sorgten denn auch für den Stoff- und Farbenreichthum des Inhalts dieser Lebensbeschreibung, wie nicht zum wenigsten für ihre Allgemeinverständlichkeit und durch dieses alles für ihre Anziehungskraft. Des Verfassers Verdienst neben der sorglichen Sammlung und Ordnung des Materials ist dann die vorzügliche Untermalung des Grundes, auf dem die lebensfrischen Züge seines Helden in kräftigen Strichen sich abheben. Wir rechnen hierzu die Geschichte der Vorfahren Friedrich Harkort's auf dem alten Eigengute der Familie im Enneper Thale zwischen den Städten Schwelm und Hagen im 17. und 18. Jahrhunderte, den wirthschaftlichen und politischen Zustand der Grafschaft zu Ausgang des letztern, die Kindheitsjahre in dem durch den Revolutionskrieg arg mitgenommenen Lande unter der Verwaltung des Freiherrn vom Stein, bis dann mit der Theilnahme der Brüder Friedrich und Gustav am Befreiungskriege und mit dem Tode des Vaters im Jahre 1818 die persönlichen Schicksale des Helden der Erzählung ihren leitenden Faden bilden. Der Aufschwung der Eisenindustrie nach englischem Vorbilde, die erste Anregung zur Anlage von Eisenbahnen (schon im März 1825), der Versuch vom Rhein durch die Yssel und Nordsee in die Weser (1836), wie von Köln direct nach London (1837) zu dampfen — das ist alles Harkort zuzuschreiben. Daneben läuft seine politische Thätigkeit als Mitglied des westfälischen Provinziallandtags und seine große Wirksamkeit als Agitator für die Volksschule und die Fürsorge für die Arbeiter, in welcher er vorausblickend schon 1844 die Grundzüge unserer heutigen Socialgesetzgesetzgebung als erforderlich bezeichnete. Im Jahre 1848 in die preußische Nationalversammlung gewählt, hat er in Wort und Schrift die Revolution, wie später unter der Manteuffel'schen Reaction die unkluge und unwürdige Politik der Regierung bekämpft. Für Schleswig-Holstein, für eine kräftige deutsche Seewehr ist Harkort unermüdet eingestanden. Mit Bewunderung und vollster Zustimmung folgen wir seinem spannkräftigen Verhalten bis zur Conflictszeit, in deren Schilderung und von welcher ab namentlich seit der Indemnitätsvorlage von 1866 die bis dahin gegen den verehrten Freund so wohlthuend bewahrte Unparteilichkeit des Verfassers denn doch, wie es auch wol kaum anders möglich, vom fortschrittlichen Parteistandpunkte sich nicht hat völlig frei halten können.

Wie in Haym's Buch über Max Duncker haben wir auch in Berger's Erzählung von Fritz Harkort eine Geschichte des deutschen Liberalismus im 19. Jahrhundert, in jedem je nach dem Berufe und der Eigenart der gezeichneten Männer in besonderer Erscheinungsform: dort mehr abstract gerichtet mit dem Ziele der politischen Einigung Deutschlands, hier aus greifbaren Verhältnissen des praktischen Lebens heraus vornehmlich auf freiheitliche Entwickelung desselben abzielend. Hieraus unter anderm erklärt sich denn wol auch die verschiedene Stellung beider Männer und unzähliger ihrer Gesinnungsgenossen zum Schöpfer der deutschen Einheit. Beide Bücher zusammen geben ein reichhaltiges Bild des edeln Wollens und Wirkens, wie auch der Schwächen des deutschen Liberalismus. Fritz Harkort's vom Schwiegersohn liebevoll geschildertes Leben ist eingehender Betrachtung werth; es vermittelt nicht nur die Anschauung eines in sich geschlossenen verehrungswerthen Charakters, sondern auch den Einblick in ein gutes Stück deutscher Kämpfe um die Zukunft, die inzwischen zur Gegenwart, wenn auch noch nicht zur vollen Gegenwart geworden ist.

So fruchtbringend und erquicklich die genannten Biographien sind, so öde läßt das Lesen der

4. Geschichte des Liberalismus und der deutschen Reichsverfassung von Richard Rudel. Guben, Krollmann. 1891. Gr. 8. 5 M.

Das gegen 400 Seiten starke Buch ist jedem Wähler gewidmet, daß er es lese, bevor er zur Wahl schreitet, und erwäge, wem er seine Stimme gibt. Wenn der Verfasser sehr viel erlangt, so wird der Wähler, der sein Werk zur Hand nimmt, sich wol auf das letzte der sechs Kapitel beschränken, das allerdings die fünf vorausgehenden zusammen an Umfang übertrifft und mehr als die Hälfte des Buchs einnimmt. Unter dem Titel: „Constitutionelle Monarchie. Der Liberalismus in seinem Einflusse auf die Gründung und Entwickelung des Verfassungsstaates. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts", erhält er da eine gedrängte Uebersicht der deutschen Geschichte seit 1848, vom gemäßigt freisinnigen Standpunkte aus betrachtet, der, je mehr die Darstellung der jüngsten Zeit sich nähert, dem Gesichtswinkel der Herren Eugen Richter und Munkel Platz macht und im Aufruf zum Kampfe gegen den Adel gipfelt. Der Begründung dieser Losung sollen die vorhergehenden Kapitel dienen, die unter den Ueberschriften: „Patriarchalstaat", „Gefolgschaftsstaat", „Feudalstaat", „Particularstaaten", „Absolute Monarchie", untersuchen, wieweit in den einzelnen Perioden vom Eindringen der germanischen Stämme in die Waldungen des heutigen Deutschland ab der Liberalismus vorhanden gewesen sei und sich habe geltend machen können. In dieser Anschauungsweise dürfte das Eigenthümliche und die Einseitigkeit des Buchs liegen, die in einer übergroßen Zahl seltsamer Aussprüche und Folgerungen hervortritt, wie z. B. (S. 10):

Es beruht auf einem Verkennen der Verhältnisse, wenn man von einem freien germanischen Staatswesen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung spricht. Wenn es heißt: die freien deutschen Männer traten zu einer Gauversammlung zusammen, so ist dies etwa gleichbedeutend, als ob man sagte: „Es pflegten Rath die Tyrannen des Volks."

Der Verfasser zeigt sich gegen die Wissenschaft, „die sich alle Zeit als eine werthe Schützerin des Liberalismus erwies", undankbar genug, indem er durch unwissenschaftliche Betrachtung sie zur Dienerin seiner politischen Parteiansichten herabwürdigen will. Friedrich Bienemann.

Die Volksausgabe von Luther's Werken.

Luther's Werke für das christliche Haus. Herausgegeben von Buchwald, Kawerau, Köstlin, Rade, Schneider u. a. Dritter bis fünfter Band. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1891. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Das von uns beim Erscheinen der beiden ersten Bände hochwillkommen geheißene Werk, dessen Ausführung in die geschicktesten, zuverlässigsten Hände gelegt ist — sind doch unsere hervorragendsten Lutherkenner daran betheiligt —, wird, wie wir sehen, rüstig und planmäßig fortgeführt und unserm deutschevangelischen Volke damit eine Ausgabe seiner Luther-Schriften dargereicht, wie sie in Bezug auf Auswahl und Bearbeitung, Preis und Ausstattung nicht besser geboten werden kann.

Wer die ultramontane Polemik der Gegenwart aufmerksam verfolgt, dem kann es nicht verborgen bleiben, wie sie bei aller Verschiedenheit der Kampfweise darin einig ist, daß sie durch geflissentliche Entstellung des Bildes unsers großen Reformators sein beherrschendes Ansehen zu untergraben, das Vertrauen auf seine geistige Führerschaft zu erschüttern bemüht ist. Dazu müssen dann alle möglichen Mittel und Mittelchen herhalten, aber keins ist beliebter, als die scheinbar unbefangene, in Wirklichkeit absichtlich zugestutzte Wiedergabe von vereinzelten, aus dem Zusammenhange gerissenen Stellen, die nach dem bekannten Muster neurömischer Geschichtsfälschung präparirt sind. Janssen und die berüchtigten „Geschichtslügen" haben in diesem Stücke schon ganz Erkleckliches geleistet. Das enfant terrible unter den modernen Hetzpriestern, Paul Majunke, der Mann mit der „krankhaften Eigenthümlichkeit", wie ihn seine eigenen Glaubensgenossen nachgerade euphemistisch nennen, hat durch das letzte Machwerk, das er sich geleistet („Luther's Testament an die deutsche Nation. Seine letzten Schriften, seine letzten Worte und seine letzte — That", Mainz, Kupferberg, 1891), seine würdigen Vorgänger noch überboten. Auch hier kennt der Zorn über Döllinger, der in seinen spätern Jahren zu einer unbefangeneren Beurtheilung Luther's sich durchgerungen hat, keine Grenzen. Von evangelischer Seite kann gegen derartige Versuche mit Aussicht auf Erfolg nur der ganze, ungetheilte, unverstümmelte Luther ins Feld geführt werden, der ganze, ungetheilte Luther, der noch heute wie vor 400 Jahren in unverwüstlicher Frische und mit geistesmächtiger Ueberzeugungskraft den Beweis liefert, worin der in eine Mördergrube verwandelten römischen Papstkirche eine Erneuerung aus dem schier verschütteten, lautern Evangelium notthat, und daß unter den Werkzeugen, denen wir eine solche Erneuerung verdanken, keines gewaltiger, wahrhaftiger, geistgesalbter und gottbegnadigter war, als gerade unser Dr. Martinus.

Die mit dem dritten und vierten Bande gelieferte zweite Folge unsers Werks umfaßt eine weitere Reihe der vorzüglichsten reformatorischen und eine Anzahl polemischer Schriften. In die Arbeit der Herausgabe, Bevorwortung und Erläuterung der einzelnen Schriften haben sich diesmal Albrecht, Bornemann, J. Ficker, Kawerau, Rade, Schneider, Buchwald, Hermens und H. Scholz getheilt. Die polemischen Schriften sind, abgesehen von den zwei harmlosen Flugblättern gegen Emser, durch drei Erzeugnisse von größerm Gewicht und Umfang vertreten: Luther's letzte Abrechnung mit dem „Papstthume zu Rom, vom Teufel gestiftet", aus dem Jahre 1545, sein Pamphlet „wider Hans Worst", den Herzog Heinrich von Braunschweig (1541), und eine seiner Abendmahlsstreitschriften „wider die Schwarmgeister", die Schweizer (1527). Von der Derbheit und Rohheit, die ihrer Sprache für unser Gefühl anhaftet, ist nichts verhüllt worden. Jene Zeit, in der sie entstanden, hat nun einmal nicht anders gedacht und geschrieben. Aber es thut wahrlich bei Luther auch nicht noth, etwas zu verhüllen um seinetwillen. Bei allem noch so urkräftigen Schelten und Poltern ist seine Kampfesweise gutmüthiger, redlicher und keuscher als die unserer meisten zeitgenössischen Schriftsteller. Der sachliche Eifer, der heilige Zorn, der alles blos Persönliche reinigend durchglüht, die Richtung auf das Höchste, auf Gottes Ehre und das Heil der Christenseele, wie sie den Reformator in jedem Augenblicke seines Lebens trieb, sie verleugnen sich auch hier in keinem Worte. Ja, dieser Luther ist, wie Rade mit Recht bemerkt, ob auch in Sitte und Art Sohn seines Volkes und seiner Zeit, ein so lauterer Mensch, daß das scheinbar Gemeine in seinen Schriften uns an seiner sittlichen Größe nicht irre machen kann, daß wir ihn nur lieber gewinnen, je näher wir ihn kennen lernen, auch wo er wettert und schilt.

Ein ganz besonderes Lob verdienen die zahlreichen geschichtlichen und sprachlichen Erläuterungen, welche dem Texte untergedruckt sind und ohne welche vieles unverständlich bliebe. Beiläufig mag bemerkt sein, daß „Stippchen", IV, 187 mit „Stäubchen" zusammengestellt, vielleicht noch besser als Bröckchen, Tünkchen, als das, was man einstippt, zu fassen ist, und daß S. 463 „pfiften" schwer-

lich auf lateinisch pistor = Stößer fußt, sondern wie Bovist = ventum emittere. Auch ist das Pallium (S. 131) unsers Wissens nicht mit rothen, sondern mit sechs schwarzen Kreuzchen versehen.

Der fünfte Band, mit welchem die dritte Folge beginnt, ist von Buchwald besorgt. Er bringt zehn geschichtlich besonders denkwürdige Predigten, die erste aus dem Jahre 1521, auf der Reise nach Worms zu Erfurt gehalten; die letzte Luther's Schwanengesang vom 14. Februar 1546. Daran schließt sich dann, nach dem Kirchenjahre geordnet, Erbauliches aus Luther's Predigten und je eine Hochzeits-, Tauf- und Kirchweihpredigt, ein Abschnitt aus der „Predigt, daß man Kinder zur Schule halten solle", und ein Verzeichniß der behandelten Schriftstellen mit einem folgenden Sachregister macht den Schluß. Der noch ausstehende Band dieser Folge soll weiter erbauliche Schriften bringen, für die vierte Folge sind in gleichfalls zwei Bänden Tischreden, Briefe, Lieder und verschiedenes andere in Aussicht genommen, und damit wäre das treffliche Unternehmen abgeschlossen.

Die Ausstattung auch der billigen Volksausgabe ist des großen Reformators würdig. Der dritte und fünfte Band sind mit guten Holzschnitten nach Lukas Kranach geschmückt. Daß der bei solchen Vorzügen erstaunlich billige Preis von der Verlagshandlung nur gestellt werden kann in der Erwartung, daß durch eine thatkräftige Betheiligung des ganzen deutsch-protestantischen Volks die Bezeichnung als Volksausgabe zur Wahrheit werde, braucht nicht erst gesagt zu werden. Um so nachdrücklicher aber sei das gediegene Unternehmen, das wie kein anderes geeignet ist, unsere Liebe und Verehrung gegen den Deutschesten der Deutschen, den größten Propheten und Geisteshelden unsers Volks, durch das innige Vertrautwerden mit seinen Schriften zu stärken und neu zu beleben, noch einmal aufs wärmste empfohlen.

Karl Sallmann.

Aus Robert Hamerling's Nachlaß.

Prosa, Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Von Robert Hamerling. Neue Folge. Zwei Bände. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1891. 8. 10 M.

An erster Stelle vermittelt uns das vorliegende Werk die interessante Bekanntschaft des Feuilletonisten Hamerling. Hamerling zeigt sich uns in den „Grazer Gedenkblättern" von einer ganz neuen Seite, als souveräner Fürst im Reiche des Humors. Heiter, launig, mit überquellender Schalkhaftigkeit schildert er die Tagesereignisse der liebreizenden Murstadt, sodaß wir manchmal aus dem Lachen nicht herauskommen. Als Probe seines köstlichen Humors mag aus den „Grazer Arabesken" folgende Stelle angeführt werden:

Also nichts von Gemeinderathswahlen — und selbst auf die Gefahr hin, als ein schlechter, indolenter Staatsbürger zu gelten, erkecke ich mich zu bekennen, daß ich beispielsweise die kürzlich hier erflossene magistratliche Entscheidung, zufolge welcher die bisher zur täglichen Säuberung der Straßen von Graz verwendeten Kretins auch fernerhin in derselben Function zu belassen seien, in rein menschlicher, culturhistorischer Beziehung für eine Thatsache von größerer Tragweite und Importanz halte als die Wahl einer Anzahl neuer Gemeinderäthe und Väter der Stadt Graz. Was ist ein Gemeinderath? Wer einen gesehen, hat alle gesehen. Die Gemeinderäthe von Graz sehen nicht anders aus als die von Leitmeritz, oder Preßburg, oder Klausenburg u. s. w. Welcher Fremde, der nach Graz kommt, wird, wenn ein Gemeinderath vorübergeht, stehen bleiben, um ihn zu betrachten? Wenn aber der Fremdling in Graz durch die Herrengasse schreitet zur Zeit, wo sie gefegt wird, da wird er seinen Schritt anhalten, — denn er sieht, was er nirgends gesehen, eine Specialität des Landes, heimisches Product: eine verdienstvolle Kohorte steiermärkischer Kretins, den Besen in der Hand mitarbeitend am großen Werke der Civilisation — ein wandelndes naturhistorisches Museum, eine Klinik geistiger und leiblicher Functionsstörungen — Gestalten von unvergleichlicher Eigenthümlichkeit und Mannichfaltigkeit des Körperbaues, der Gesichtszüge, der Haltung, des Costüms — zuweilen in tiefsinniger Gedankenlosigkeit auf den Besen gelehnt und mit Glotzaugen vor sich hin starrend — dann den Besen wieder bewegend in einem gewissen nervösen Schwunge und Zuge, in welchem sich des geistigen Nichts heimlich durchbohrendes Gefühl mit dem Stolze des Bürgers, der sich wichtig und nützlich macht, in grotesker Weise mischt — ich frage, wer kann das mit Augen sehen, ohne zu gestehen, daß er für diesen Anblick nicht blos den eines neu erwählten Gemeinderaths, sondern selbst den des gesammten österreichischen Reichsraths mit Einschluß der Minister an einem Galatage hingeben würde?

Wir lernen in Hamerling ferner einen feinsinnigen Musikkritiker kennen, welcher der deutschen Musik ihr Wesen abgelauscht hat. Er findet es in der innersten Ineinsbildung von Dichtkunst und Tonkunst, in der Tiefe und Wahrheit idealen Gefühlsausdrucks, in der dramatischen Gestaltungskraft, mittelst welcher sie nicht etwa wie ihre italienische Schwester blos lyrischen Gefühlsausdruck oder gar nur bloßen Ohrenkitzel bezweckt, sondern entsprechend der gedankenvollen Tiefe des deutschen Geistes die bewegenden Mächte des Seelen- und Weltlebens sammt ihren Contrasten und Conflicten dramatisch gestaltet und in tief ergreifenden Tongebilden verkörpert. Sein Essay: „Meine Lieblinge", unter welchen Chopin und Schumann, der Sebastian Bach der Romantik, gemeint sind, ist ein schätzbarer Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der Musik seit Beethoven.

Im übrigen hat der Dichter und der Philosoph Hamerling das Wort. Der erstere drückt wiederholt seine Bewunderung für seinen Freund Rosegger aus und errichtet dem Dialektdichter Stelzhamer, dessen Gaben Leckerbissen für literarische Feinschmecker sind, ein würdiges Denkmal. Voll Saft und Mark ist der Aufsatz: „Haben wir Deutsche noch eine Metrik?", in welchem er gegenüber der von Wilhelm Jordan geleiteten Bewegung zu Gunsten der

Ersetzung der quantitirenden Metrik durch die accentuirende darthut, daß dem deutschen Ohr der Wortaccent nicht alles ist und daß in Fällen der Nichtübereinstimmung von Wort- und Versaccent der natürliche Instinct in der Praxis, einer feindlichen Theorie zum Trotz, auch bei uns noch immer das Rechte trifft. Sodann verweist er auf die Grundlosigkeit der Strenge, mit welcher man dem alten, ewig jungen Hexameter eben das als eine fremdartige, unnatürliche Künstelei vorwirft, was in der gesammten Kunst- und Volksdichtung der Deutschen sowol als anderer Nationen etwas ganz Gewöhnliches ist.

Die leichtgeschürzten, darum aber nichts weniger als oberflächlichen philosophischen Plaudereien enthalten eine Fülle anregender Gedanken über das Lebensglück, den Selbstmord, die Duft- und Seelentheorie von Professor Gustav Jäger, über Träume, Gedankenlosigkeit und Furcht. In dem Aufsatze „Vom Träumen" zeigt Hamerling unter anderm an der Hand selbsterlebter Erfahrungen, daß Träume auch durch gleichzeitige undeutliche Sinnes- und Gefühlswahrnehmungen im Schlafe entstehen. So träumte er einst gegen Morgen von einer Feuerkugel, welche sich nach einem bestimmten Punkte hin bewegte, hernach stille stand, sich verkleinerte und erlöschen zu wollen schien. In diesem Augenblicke erwachte er, öffnete die Augen und sah die kleine Feuerkugel genau in derselben Richtung und auf demselben Punkte, wie im Traum, durch ein Fenster schimmern. Durch die Ritze der Fensterläden fiel ein Strahl des dämmernden Morgenlichtes, welcher sternartig funkelte und das Auge lebhaft reizte. Dieser Lichtreiz hatte also durch die im Schlafe geschlossenen Augenlider hindurch die Pupille getroffen und die Traumvorstellung einer kleinen Feuerkugel veranlaßt. Besonderes Interesse verdient die Plauderei: „Ueber Gedankenlosigkeit", weil sie von sattsam besprochenen Dingen zu solchen übergeht, von welchen noch nirgends die Rede war. Anknüpfend an den im Jahre 1881 zu Wien erfolgten Ringtheaterbrand, stellt sie uns nachdrücklich vor, wie die Menschen im allgemeinen gleich Kindern in lächerlicher Weise immer hinter dem Angriffe her sind, statt ihm zuvorzukommen; wie sie meist nur dort, wo sie den letzten Schlag erhalten haben, die Gefahr suchen und fürchten und zur Beseitigung derselben ein Zuviel von Vorsichtsmaßregeln fordern — ohne Rücksicht darauf, daß der naturgemäße, fast unausbleibliche Rückschlag des Zuviel das Zuwenig ist. Das außerordentlich verbreitete Uebel der Kopf- und Gedankenlosigkeit droht sogar, wie aus den Ereignissen nach dem wiener Theaterbrande erhellt, die Kreise der Wohlthätigkeit zu stören und ihre erhabenen Ziele zu verrücken. Der ganze, in sich harmonisch abgeschlossene Mensch, welcher Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, wird es gerade dann, wenn er sich für große und edle Zwecke begeistert, im Interesse derselben für nöthig erachten, den Drang des Herzens an dem Lichte des Verstandes abzuklären. Nicht minder wichtig für das Gemeinwohl ist die Auseinandersetzung über die Furcht, welche diese in ihrer Abhängigkeit von der in romantischem Helldunkel geheimnißvolle Fäden zwischen dem Gedanken und der Wirklichkeit spinnenden Phantasie darstellt und an den Geist die Mahnung richtet, frei, zweckbewußt und willenskräftig durch Sammlung oder Zerstreuung den entnervenden, entsittlichenden Bann jener unheimlichen Zauberin zu brechen. Daß ein sittlich hoher Charakter nicht blos die in der Ferne lauernden epidemischen Krankheiten von sich hält, sondern auch die schon thatsächlich über ihn hereingebrochenen oft noch bändigt, geht aus einem Erlebnisse Goethe's hervor. „Ich war", erzählt der in allen natürlichen Dingen scharf und treu beobachtende Altmeister von sich selbst, „bei einem Faulfieber der Ansteckung unvermeidlich ausgesetzt und wehrte blos durch einen entschiedenen Willen die Krankheit von mir ab. Es ist unglaublich, was in solchen Fällen der moralische Wille vermag! Er durchdringt gleichsam den Körper und versetzt ihn in einen activen Zustand, der alle schädlichen Einflüsse zurückschlägt. Furcht ist ein Zustand träger Schwäche, wo es jedem Feinde leicht wird, von uns Besitz zu nehmen." Dieser Bericht und die in Feuchtersleben's „Diätetik der Seele" befindlichen Erzählungen bieten eine glänzende Gewähr dafür, daß der menschliche Wille einer erstaunlichen, bis jetzt vielleicht noch ungeahnten Entwickelung fähig ist.

Jedem Deutschen sei zu eindringlicher Lektüre der Essay: „Das deutsche Nationalgefühl im Laufe der Geschichte", empfohlen, welcher durch die treffende Beantwortung der Frage: „Wer ist ein echter Patriot, und wie soll insbesondere der deutsche Patriot beschaffen sein?" einen ganz besondern Reiz gewährt.

Den größten Theil des zweiten Bandes füllen Aphorismen verschiedenen Inhaltes aus. Sie werden am besten durch das Urtheil charakterisirt, welches unser Verfasser über Stelzhamer's Sammlung von Aphorismen gefällt hat. Es lautet wie folgt: „Briefe und Aphorismen, nach dem Drange des Augenblicks wie unwillkürlich aufs Papier geworfen, sind vielleicht die besten Prüfsteine wirklich erlesener Geister. Denn sie sind am wenigsten gemacht. Die Briefe eines bedeutenden Menschen sind immer der treueste Spiegel seines Geistes und bei Aphorismen ist nichts interessanter, als in einer untergeordneten Masse des flüchtig Hingeworfenen das Wetterleuchten des Genius zu verfolgen, das Aufblitzen von Einfällen, die eben einzig sind. Auch die geistigen Staub- und Sandkörner des Genies sind goldhaltig."

Bernhard Münz.

Feuilleton.

Von Dr. Heinrich Pudor liegen uns wieder zwei Broschüren vor (Dresden, O. Damm, 1891), durch welche wir uns angenehm enttäuscht gefunden haben. Seine ersten literarischen Versuche auf musikalischem Gebiete hatten uns förmlich erschreckt; jetzt zeigt er uns an einem besondern Thema, daß er doch nicht ganz so schlimm ist, wie er sich anfangs stellte. Zunächst widmet er der Welt einen Beitrag „Zur Erklärung der Cavalleria rusticana" (Sicilianische Bauernehre). Sokrates, Christus, Rousseau, Dante, Rembrandt als Erzieher bilden (und zwar in dieser Reihenfolge) eine heilige Fünfzahl. Ferner sind Dräseke's Werke voll von contrapunktischen Schnurrpfeifereien, aber ohne Seele; Karl Reinecke ist ein sogenannter Trauertopf, ein Däumling in der Musik; Jadassohn ist ein sogenannter kolossaler Kerl, denn er tanzt mit dem vierfachen Contrapunkte und läuft Steckenpferd auf der Choralfuge. Coloraturen sind musikalische Bauchwellen, Seiltänze und Grashüpfersprünge. Nur „Cavalleria rusticana" wird noch die ganze musikalische Welt erschüttern, denn dieses Werk predigt ein neues Evangelium, nämlich die Wahrheit. Durch dasselbe wird in das verknöcherte, verrohte, verrostete, verbildete Deutschland der Frühling einziehen. Es ist höchst bezeichnend, daß ein Mann, der solches schreiben kann, sich an die Rockschöße des Herrn von Egidy hängt! Unbegreiflich aber bleibt uns, wie ein ehemaliger Director eines musikalischen Conservatoriums die Broschüre fertig bringen konnte: „Die Kunst im Lichte der Kunst." Hier tritt uns auf einmal in neun kunstgeschichtlichen Aufsätzen ein ganz anderer Mensch entgegen; hier zeigt sich Sachkenntniß, richtiges Urtheil, ein ganz anderer Stil. Diese Arbeit können wir wirklich empfehlen, wenn sie es auch im Grunde nicht über die Andeutung von Gesichtspunkten hinausbringt. Hat Herr Dr. Pudor ein doppeltes Ich?

— Aus der Feder des bekannten prager Schriftstellers Dr. Eduard Maria Schranka liegt uns ein überaus seltsames Erzeugniß vor, ein „Culturhistorisch-etymologisches Lexikon der Fußbekleidungen" (Wien, Verlag der „Neuen Wiener Schuhmacher-Zeitung", 1890—91). Anfangs glaubten wir, der Verfasser habe einen Beitrag zu Fastnachtsscherzen liefern wollen; bekanntlich verfügt er über feinen Witz und Humor. Bald aber überzeugten wir uns, daß wir es mit einer durchaus wissenschaftlichen Arbeit zu thun hatten. Die ehrsame Zunft der Fußbekleidungskünstler erscheint dem Leser in förmlich elektrischem Lichte, wenn er die von Schranka zusammengetragenen Namen und längern Artikel an sich vorübergehen läßt. Allen Nachfolgern des ehrwürdigen Hans Sachs sei dieses literarische Spiegelbild ihres „ledernen" Universalismus auf das wärmste empfohlen, damit es einen „nie reißenden Absatz" finde. Daß aber ein Mann wie Dr. Schranka mehrere solche Arbeiten noch verfaßt wie in den letzten Jahren, möchten wir trotz seiner geistreichen Ausführungen nicht wünschen; aus reinster Theilnahme glauben wir ihm zurufen zu dürfen: Schuster, bleib bei deinem Leisten!

— Von des bekannten Volksschriftstellers Armin Stein (des halleschen Pfarrers H. O. Nietschmann) „Deutschen Geschichts- und Lebensbildern" ist der neunte Band: „Königin Luise", als dritte Auflage in der unveränderten Gestalt der zweiten erschienen (Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1892). Die anmuthig plaudernde, wohlunterrichtete Erzählung ist bei ihrem jüngsten Erscheinen in Nr. 21 d. Bl. f. 1887 von Prof. Wilhelm Müller eingehend charakterisirt, daher wir die besten Wünsche auf ihrem erneuten Gange in die Familien ihr mitzugeben uns beschränken.

— Georg Ebers hat in zweijähriger Arbeit einen großen zweibändigen Roman vollendet, der im nächsten Monat in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinen wird. Er heißt „Per aspera", und spielt zu Alexandria im 3. Jahrhundert nach Christus, zur Zeit des Caracalla.

Bibliographie.

Anemüller, E., Kyffhäuser und Rothenburg in Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben im Auftrage des fürstlich Schwarzburg-Rudolstädtischen Ministeriums. Detmold, Hinrichs. 12. 60 Pf.

Baumann, O., Usambara und seine Nachbargebiete. Allgemeine Darstellung des nordöstlichen Deutsch-Afrika und seiner Bewohner auf Grund einer im Auftrage der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft im Jahre 1890 ausgeführten Reise. Mit 24 ethnographischen Abbildungen, 2 Textplänen, 8 Original-Kartenbeilagen und 4 Notenseiten. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 12 M.

Professor Dr. theol. Michael Baumgarten. Ein aus 45jähriger Erfahrung geschöpfter biographischer Beitrag zur Kirchenfrage. Aus handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von H. H. Studt. 2 Bde. Kiel, E. Homann. Gr. 8. 10 M.

Blum, H., Die Lügen unserer Sozialdemokratie. Nach amtlichen Quellen enthüllt und widerlegt. Wismar, Hinstorff. Gr. 8. 2 M.

Busch, E., Die Breslauer Frau Buchholzen. Ihr Wirken, ihre Betrachtungen und Erlebnisse in Breslau, Ober-, Mittel- und Nieder-Schlesien. Breslau, L. Freund. 8. 2 M. 50 Pf.

Carthaus, E., Aus dem Reich von Insulinde. Sumatra und der malaiische Archipel. Leipzig, W. Friedrich. Gr. 8. 5 M.

Dittrich, M., Staatsminister General von Fabrice. Sein Leben und sein Streben. Dresden-Blasewitz, A. Arnold. Lex.-8. 5 M.

Duncker, C. v., Das Buch vom Vater Radetzky. Ein Lebensbild im Rahmen der Geschichte seiner Zeit. Für Oesterreich-Ungarns Heer und Völker. Wien, L. W. Seidel u. Sohn. Lex.-8. 3 M.

Eye, A. v., Die neue Weltanschauung. 1. Hft. Leipzig, M. Spohr. Gr. 8. 60 Pf.

Fabricius, W., Die Studentenorden des 18. Jahrhunderts und ihr Verhältniß zu den gleichzeitigen Landsmannschaften. Ein kulturgeschichtlicher Versuch. Jena, E. Doebereiner. Gr. 8. 3 M.

Fischer, A., Zwei Kaukasus-Expeditionen. Mit 7 Illustrationen und 1 Karte. Bern, Schmid, Francke u. Comp. 8. 2 M. 50 Pf.

Ein Gang durch Bebels Paradies bis ins tausendjährige Reich. Von E. S. Emden, A. Gerhard. 12. 25 Pf.

Haupt, Antonie, Der heilige Rock. Roman aus den Tagen der Kaiserin Helena. Trier, Paulinus-Druckerei. 12. 75 Pf.

Dr. Hertzka's Ostafrikanaan. Ein freiländischer Strahl-Reflex aus dem Spiegel eines „Klugen". Leipzig, Schaumburg-Fleischer. 12. 50 Pf.

Khull, F., Die Geschichte Palnatokis und der Jomsburger, nach der jüngsten altnordischen Bearbeitung erzählt. I. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 1 M. 30 Pf.

Kuntze, O., Ausgewählte englische Dichtungen in deutscher Uebertragung. Stettin, F. Nagel. 8. 1 M. 50 Pf.

Muret, Lebensbilder einiger Réfugiés aus der Zeit der Einwanderung, nach ihren eigenen Aufzeichnungen mitgetheilt. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Hoch 4. 3 M. 50 Pf.

Opfermann, E., Gesammelte Wald- und Dorfgeschichten von der Werra und aus der Rhön. Meiningen, L. v. Eye. 8. 1 M. 60 Pf.

Pries, R., Kandidat Hand. Gespräche Tübinger Studenten. Waren i. M., E. W. Kaibel's Nachf. 8. 1 M. 50 Pf.

Raabe, J., Das Kreuz im Kriege. Ein Festspiel. Zur Aufführung an vaterländischen Gedenktagen für Militär-, Gesang- und Turnvereine, sowie für höhere Lehranstalten. Leipzig, E. Wunderlich. 8. 50 Pf.

Reich, L., Die Bürgschaft. Genrebild. Karlsruhe, A. Bielefeld. 1892. 12. 50 Pf.

Reinfels, H. v., Die Sitte. Schauspiel. Original-Ausgabe. Coburg, H. Bonsack. 8. 1 M. 80 Pf.

Siegmund, R., Fortunat. Märchendrama mit einem Vor- und Nachspiel. Leipzig, G. Fock. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Sommerbrodt, E., Die Ebstorfer Weltkarte, im Auftrage des historischen Vereins für Niedersachsen mit Unterstützung des königl. preussischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten und der Wedekind'schen Preisstiftung zu Göttingen herausgegeben. Mit 1 Atlas von 25 Tafeln in Lichtdruck. Hannover, Hahn. Gr. 4. 32 M.

Teubern, Freih. v., Die Entscheidung. Patriotisches Festspiel zur Feier des Geburtstages Sr. Maj. des Königs. Leipzig, H. G. Wallmann. 8. 30 Pf.

Türk, K., Die Ritter vom Gelde. Sozialer Roman. Leipzig, Th. Fritsch. Gr. 8. 2 M.

Wacker, C., Leben und Werke des Aachener Geschichtsschreibers Christian Quix. Aachen, Cremer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Weltuntergangsdämonen an der Arbeit. Von Z. Dresden, E. Pierson. Gr. 8. 2 M.

Wiener, J., Trude Schneider. Roman aus dem Berliner Leben. Berlin, F. G. Fricke. 8. 2 M.

Zerbst, M., Funken und Flammen. Gedichte. Jena, F. Mauke. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Prolegomeni della Divina Commedia.

Introduzione allo studio di Dante Alighieri e delle sue Opere.

Per

G. A. Scartazzini.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Dieses Werk des bekannten Dante-Forschers führt in erschöpfender Weise in das Studium Dante's nach der historischen wie nach der literarischen Seite ein; es ist eine unentbehrliche Ergänzung zu jeder Dante-Ausgabe.

Dasselbe bildet auch den 4. (Schluss-)Band der allgemein als vorzüglich anerkannten Dante-Ausgabe des Verfassers, welche in gleichem Verlage unter folgendem Titel erschienen ist:

Dante Alighieri. La Divina Commedia. Riveduta nel testo e commentata da G. A. Scartazzini. 4 vol. 8. Geh. 34 M. Geb. 38 M.

I. L'Inferno. Geh. 4 M. Geb. 5 M. — II. Il Purgatorio. Geh. 10 M. Geb. 11 M. — III. Il Paradiso. Geh. 12 M. Geb. 13 M. — IV. Prolegomeni. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schopenhauer-Register.

Ein Hülfsbuch zur schnellen Auffindung aller Stellen, betreffend Gegenstände, Personen und Begriffe, sowie der Citate, Vergleiche und Unterscheidungen, welche in

Arthur Schopenhauer's Werken,

ferner in seinem Nachlasse und in seinen Briefen enthalten sind.

Bearbeitet von **W. L. Hertslet.**

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Das „Schopenhauer-Register“ ist unentbehrlich für jeden Leser von Schopenhauer's Werken, aber auch für jeden, welcher wissen will, ob und wie der große Philosoph sich über einen Gegenstand oder eine Person geäußert hat. Es gibt zum ersten mal genaue Auskunft über den Ort, wo jede in den Werken des Philosophen und seinem bisher veröffentlichten Briefwechsel enthaltene Stelle aufzufinden ist.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.** — Im **10ten** Versandjahre **1890** wurden verschickt:

906072 Flaschen

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn“.

Hauptniederlage der Kronenquelle in New-York: The P. Scherer Co. Ltd., 11 Barclay Street.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Weltmorgen.

Ein Gedicht

von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Oktav. 287 Seiten. Preis geheftet M. 4 —, in geschmackvollem Einband M. 5 —.

Diese erzählende Dichtung schildert den Uebergang der mittelalterlichen Weltanschauung in diejenige, welche sich mit dem Wiederaufleben der Wissenschaften Bahn zu brechen begann. An dem Helden, dessen innere Entwickelung dargestellt wird, ziehen Begebenheiten vorüber, die an Reichthum und Mannigfaltigkeit ihresgleichen suchen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist so eben erschienen:

Historische Chrestomathie
der
Russischen Litteratur

von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit.

Mit Einleitungen, Biographien und bibliographischen Notizen in deutscher Sprache

von

Dr. S. Mandelkern.

gr. 8. 1891. Geheftet 6 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit Goethe

in den letzten Jahren seines Lebens.

Von **Johann Peter Eckermann.**

Sechste Auflage.

Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von Heinrich Düntzer.

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Eckermann's berühmte „Gespräche mit Goethe“ enthalten einen Schatz wichtiger Mittheilungen über die Entstehung der einzelnen Werke des Dichters, über seine Beziehungen zur deutschen und ausländischen Literatur und deren Hauptvertretern, sowie über seine politischen und religiösen Ansichten. Die sechste Auflage wurde vermehrt durch einen Commentar, zahlreiche Erläuterungen, Nachweise und Berichtigungen von dem vorzüglichen Goethekenner Heinrich Düntzer und ein vollständiges Namen- und Sachregister.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 5. November 1891.

Romane.

1. Der heilige Born. Blätter aus dem Bilderbuche des 16. Jahrhunderts. Von Wilhelm Raabe. Zweite Auflage. Berlin, Janke. 1891. 8. 4 M.

Der Dichter hat am 8. September dieses Jahres seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert, seinem bescheidenen Wesen entsprechend in aller Stille und ganz in der Zurückgezogenheit seiner schlichten braunschweiger Häuslichkeit. Aber die Freunde veranstalteten dem Geburtstagskinde — „Jubilar" genannt zu werden, würde sich Wilhelm Raabe bei sechzig Jahren schönstens bedanken, dafür eignet sich das zwanzigste und achtzigste Lebensjahr besser — eine ganz eigenthümliche sinnige Ueberraschung. In später Abendstunde traten sie in den Gestalten, Costümen und Masken der Helden und Heldinnen seiner Hauptdichtungen plötzlich in sein stilles Haus. Auch die reizvollsten Gestalten unsers Romans, von denen wir sogleich reden werden, waren dabei vertreten. Welch eine herrliche, beglückende Huldigung vor dem befreundeten Dichter! Wieviel schöner und inniger als alle stilvollen Tintenfässer und Adressen, als Lorberkränze, Essen und Champagnertoaste, welche sonst bei solchen Gelegenheiten verabreicht werden. Und wieviel angemessener dem tiefinnerlichen prunklosen Geiste und Wesen des gottbegnadeten Humoristen!

Ein Jugendwerk des Dichters tritt uns hier im „Heiligen Born" — endlich möchten wir sagen, wenn wir nicht in Deutschland lebten — in zweiter Auflage entgegen. Wilhelm Raabe hatte 1855 die Universität bezogen und sie noch nicht lange verlassen, als er 1859 und 1860 diesen Roman schrieb. Im Jahre 1861 wurde er zuerst gedruckt. Nach dreißig Jahren darf der Sechzigjährige die zweite Auflage des Werks herausgeben, welches der noch nicht Dreißigjährige verfaßte. Welche Fülle von Gedanken regen diese Zahlen an. Vor allem den einen: wie wenig Erfolg hat in unserm Volke auch der ungewöhnlich begabte und phantasievollste Romanschriftsteller! Wie häufig wird er sein Leben lang durch reclamegewandte Mode- und Dutzendwaare verdunkelt!

Wilhelm Raabe, obwol leider — wenigstens in einigen seiner Werke — zu diesen minder erfolgreichen (d. h. auflagereichen) Schriftstellern unserer Tage gehörig, hängt aber durchaus nicht so trübseligen Gedanken nach bei dieser zweiten Auflage seines Werks „Der heilige Born". Denn am Ende seines sehr kurzen neuen Vorwortes schreibt er nur:

> Seht einmal hier! was der Mensch doch nach dreißig Jahren von sich wiederfinden kann! Darin liegt etwas, was mir erst in diesem Augenblicke ganz deutlich wird; nämlich, daß jeder Autor so schreiben soll, daß er sich ein Menschenalter später nicht vor seinem Geschriebenen zu fürchten braucht. Ueber sich und sein Geschreibsel lachen oder sich ärgern, darf er ruhig; aber mit dem Sichfürchten ist es eine andere Sache. Das bringt zu viel Unruhe in das Blut!

Freilich war noch viel Unruhe im Blute des überkräftigen jungen Dichters, als er dieses Buch schrieb. Er brauchte sie durch Selbstbelächelung, -Aergerung oder gar durch Furcht vor sich selbst nicht erst in sich hineinzubringen. Das in den Jahren 1859 und 1860 geschaffene Werk steht theilweise noch merkbar unter dem Eindrucke der damals herrschenden romantischen, aber doch auch recht pessimistischen Weltanschauung des jungen Deutschland von dazumal — beides, Romantik und Pessimismus, waren ja natürliche Wirkungen der damaligen unfertigen Zustände unseres Vaterlandes auf die Gemüther. Aber Raabe's Talent und Eigenart offenbart sich schon in diesem Jugendwerke — ebenso wie in seinem Erstling, der „Chronik der Sperlingsgasse" — aufs glänzendste. Denn zunächst ist in diesen „Blättern aus dem Bilderbuche des 16. Jahrhunderts" das gesammte Volksleben der Heimat des Dichters aufs treueste geschildert, das Leben in den Städten,

Klöstern, Schlössern, an den kleinen Höfen, in den lutherischen und katholischen Pfarrhäusern und vor allem das abenteuerliche und zuchtlose Badeleben jener Tage am „heiligen Born" zu Pyrmont. Denn dort und in Holzminden spielt vornehmlich diese wundersame Geschichte. Sehr wundersam in der That, da keineswegs blos biedere Braunschweiger und Waldecker von der Heilquelle zu Pyrmont angelockt werden, sondern auch geheimnißvolle und unheimliche Fremdlinge genug: Besessene, Simon der blinde Zauberer, der edle Arzt Simone Spada aus Bologna, der schlaue weltgewandte Herr von Campolani aus Venedig, und vor allem die wunderliche Fausta La Tedesca, die alle Welt und jeden, dem sie naht, durch ihre Schönheit unfehlbar verzaubert und durch ihre Herzlosigkeit unfehlbar ins Verderben stürzt; sie, um welche die Jugend in Bologna Schlachten schlug, die Großen Italiens sich in den Tod sandten; sie, die ihrem deutschen Vater das Herz gebrochen hat, dem Simone Spada das Lebensglück zerstörte, und welche nun auch den lustigen kleinen Spiegelberger, den damaligen Landesherrn über dem heiligen Born, zum traurigsten Ritter macht und hinaustreibt, den Tod zu suchen, den er in der Schlacht bei St. Quentin findet. Es gibt unter allen Romanen Raabe's kaum einen, welcher mehr spannende Handlung, mehr ausgestaltete lebensvolle Scenen von ergreifender Wirkung aufzuweisen hätte. Freilich meist Scenen voll schrecklichen Inhaltes, bei welchen der Leser nicht recht ruhig und froh wird, trotz der wunderbaren Schilderungskunst, und trotz der kühnbeschwingten Phantasie des Dichters. Aber zum Glück ist auch der gottbegnadete Humor Raabe's schon in diesem Werke überall entzückend ausgeprägt und ebenso sein inniges, warmes deutsches Gemüth, welches die reichste Gelegenheit hat, sich zu entfalten bei Darstellung des Liebesidylls des Spiegelberger'schen Reiters Klaus Eckenbrecher und der Monika Fichtner, des Pastor Ehrn-Fichtner zu Holzminden holdseligen Töchterleins. Aber das alles mag der Leser nur ja an der Quelle selbst, an Raabe's „Heiligem Born" weiter ausschöpfen. Der Beurtheiler des Buchs verräth dem Leser gar nichts mehr über dasselbe, als das eine, daß es dem Unterzeichneten in den schwersten Tagen, welche ein Vaterherz erleben kann, tröstende Zerstreuung und Erquickung geboten hat — und dieser leidstillenden Wirkung kann sich ein ganzer Haufen auflagenreicher Romane durchaus nicht rühmen.

2. Der jüngste Bruder. Socialer Roman von Ernst Wichert. Zwei Bände. Leipzig, Reißner. 1892. 8. 6 M.

Ein höchst spannendes Buch — in seinem größern Theile freilich nicht wohlthätig spannend, sondern recht peinlich folternd — aber mit reizvollem Eingang, Aufbau und Ausgang geschrieben und durchgeführt mit genauester Kenntniß der darin geschilderten Zustände und Klassen der deutschen Hauptstadt. Da wird gezeichnet der abgearbeitete Geheimrath, mit dem Leichnamsgehorsam gegen seine Vorgesetzten; der nur auf äußeren Glanz und rasches Aufsteigen bedachte Offizier, an der Seite der reichen, ebenso oberflächlichen, aber gutherzigen Gattin Sarah, des „gutgesinnten" getauften Commerzienrathes und Bankiers Hirschel, ihres Vaters, welcher kein Opfer scheut, um Geheimer zu werden, aber dem von ihm Unterstützten auch mit größter Seelenruhe den Strick um den Hals legt, sobald Herrn Hirschel's Mammon gefährdet ist. Endlich ist in ganz vorzüglicher Weise geschildert das Treiben der socialdemokratischen Agitatoren, von den scheinbar Gesetzlichen an bis zum wandernden anarchistischen Gewaltmenschen. Auch alles Juristische — in solchen Conflicten und Dingen, wie den hier vorliegenden, ein guter Theil des Gesammtinhaltes — behandelt Wichert selbstverständlich mit der wohlthuenden Sicherheit des Gesetzkenners und -Auslegers, über welche der Verfasser, im Gegensatze zu hundert Dilettanten, welche in ihren Romanen das Recht nach ihrer Einbildung modeln, als höherer preußischer Richter unbedingt gebietet. Weiter ist hervorzuheben die trotz aller ihrer Schwächen keineswegs unsympathische Gestalt des reifen adligen Fräuleins Ulrike, welches nach dem Schiffbruch seiner Jugendliebe sich dazu herabläßt, „den jüngsten Bruder" des Mannes ihrer Cousine (des Geheimraths), einen Handwerker, zu einer Verlobung mit ihm einfangen und gelinde nöthigen zu lassen, um unter die Haube zu kommen. Und am erquickendsten und anmuthigsten ist die Zeichnung des einfachen, hellen, spröden und doch so opfermuthigen Dienstmädchens Friederike, für welches das Herz des unglücklichen „jüngsten Bruders" schon schlägt, als er bei ihrer Herrschaft, im Hause seines ältesten Bruders in Berlin, des Geheimraths, nach sechzehnjähriger Verschollenheit, als aus Hamburg ausgewiesener Socialdemokrat und stromernder Tischler a. D. plötzlich wieder auftaucht. Nicht minder wohlthuend und natürlich ist das schlichte Arbeiterheim der Cousine Friederike's und ihres Gatten Angerstein und die Gestalt und das Streben des aus dem Arbeiterstande emporgewachsenen Eisengroßindustriellen Nesselblatt gezeichnet.

Aber neben diesem reichen Lichte hat der Berichterstatter auch tiefe Schatten des Romans zu erwähnen. Denn der Verfasser vertheilt Licht und Schatten selbst ungerecht. Die höheren Stände werden alle mit den schlechten Censuren der Marlitt'schen Schule bedacht, voll Fehler und Schwächen dargestellt; für die christlichen Bestrebungen der Geheimräthin hat der Verfasser nur Hohn, während sein Roman doch in einer Zeitspanne spielt, in welcher das sociale Christenthum der deutschen Gesetzgebung jene von der ganzen Welt bewunderten Erfolge errang, von welchen der Verfasser in seinem „socialen Roman" kein Wort der Anerkennung zu sagen weiß. Die politische Polizei der Hauptstadt und die Politik überhaupt, mit ihren vom Verfasser so herb verurtheilten Compromissen — ohne welche auch die im Parlamentarismus fortgeschrittensten Völker gar nicht leben und vorwärts kommen können —, werden von dem Verfasser gar in die schiefe und abgünstige „freisinnig-deutsche" Beleuchtung gerückt. Nur die

Arbeiterfamilien und der edle Emporkömmling Nesselblatt erhalten vom Verfasser volle Lichtgarben zugetheilt. Aber für weit schlimmer als diese geschichtlichen und socialpolitischen Ungerechtigkeiten halten wir, bei der künstlerischen Würdigung des Romans, die geradezu traurige Zeichnung des „Helden", des „jüngsten Bruders". Was sich dieser Mensch bieten läßt an Bevormundung, Entwürdigung, Bauernfang und Verleitung zu den gemeinsten Handlungen, das übersteigt alles Glaubhafte, jedenfalls bei weitem die Grenze des Schönen. Der „jüngste Bruder" ist so entsetzlich schwach und dumm, daß wir kaum noch Mitleid mit ihm empfinden können. Und weshalb schickt der Verfasser diesen „Helden" durch diese furchtbare und lächerliche Schule? Nur um den alten Satz zu beweisen, daß der Mensch nicht gut thut, über seinen Stand, sein Wissen und Können hinauszustreben. „Ich bin nun in die rechte Ordnung gekommen und in der bleibe ich", sagt der „Held" am Schlusse. „Ein Arbeiter hat aus mir werden sollen, und ein Arbeiter ist aus mir geworden. Darüber streb' ich gar nicht hinaus, nachdem ich gemerkt habe, was man in meinem Falle dransetzen muß, wenn man etwas sein will und soll, das man doch nicht von Grund aus ist." Ich möchte bezweifeln, daß dieser die Hoffnungen und berechtigten Forderungen der Arbeiter niederschlagende und entmuthigende Grundsatz die höchste Weisheit ist, welche ein „socialer Roman" dem Leser einprägen soll. Höher steht doch wol die, daß nach unserer gesellschaftlichen und politischen Ordnung und Freiheit den Arbeiter nichts hindert, zu jeder Stellung im politischen und socialen Staate aufzusteigen, durch Fleiß, Sparsamkeit, Einsicht und Thatkraft, und daß es daher eine socialdemokratische Lüge ist, wenn diese dem „ausgebeuteten Lohnsklaven" jede Hoffnung auf Fortkommen, Freiheit und Selbständigkeit zerstört. Aber freilich, um diese Thatsache dem Leser klar zu machen, gehörte wirklich ein „Held" in den Mittelpunkt der Handlung und nicht dieser klägliche „jüngste Bruder".

Schließlich muß noch Einspruch erhoben werden gegen einige durchaus unzulässige Sprachmisbräuche: die in dem Romane handelnden Personen „rufen" nicht, sondern sie „berufen", wenn sie etwas sagen. So etwas ist nicht etwa geistreich, sondern undeutsch. „Berufen" ist in keiner Bedeutung mit „rufen" gleichsinnig. Ebenso willkürlich und falsch gebraucht der Verfasser das Adverbium „völlig" als Adjectiv (gleichbedeutend mit en bon point, sehr rund und entwickelt u. dgl.); endlich begegnen wir hier einigen neuen Worten, für welche nach unserer Empfindung nicht das geringste Bedürfniß vorhanden ist: „schwirbeln" statt schwirren und wirbeln, „Verblendniß" statt Verblendung.

Hans Blum.

Dramaturgische Bücherschau.

1. Gustav Adolf. Historisches Charakterbild in fünf Aufzügen von Otto Devrient. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1891. 12. 1 M.

Ernst von Wildenbruch hat dem deutschen Volke einige nationale Festspiele geschenkt, in denen die Verherrlichung des Deutschthums ihren Mittelpunkt in der Person des Großen Kurfürsten findet; derselbe wird als Heros der deutschen Nation gepriesen, der den Grund gelegt zu der neuen Aera, welche Deutschland heute zur ersten Macht emporgehoben hat.

Wildenbruch ist hoher preußischer Beamter und demnach guter Patriot, er ist aber nebenbei auch noch Dramatiker, und dieser guckt überall aus den patriotisch begeisterten Scenen hervor. Ob er, als er sich seine Specialität, „das deutsche Schauspiel im deutschen Vers", recte Knittelvers schuf, nicht stark nach oben und nach unten, dem großen Publikum, geschielt hat, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls hat er die Priorität voraus und — er ist eben Dramatiker, was viel verzeihen läßt.

Anders verhält es sich mit dem Verfasser des vorliegenden Stückes, der sich damit offenbar zu Wildenbruch's Schule bekennt. Da finden wir dieselben Knittelverse, nur in etwas ungeschickterer, noch trivialerer Form, denselben Patriotismus, der hier zur Deutschthümelei führt, und sogar genau denselben Hinweis auf die spätere Größe des zur Zeit dieses Stückes zwölfjährigen Friedrich Wilhelm, der in der einen Scene, die ihm der Autor gönnt, mehr altklug als hervorragend erscheint. Was wir aber hier völlig vermissen, ist das wirklich dramatische Element. Daß der erfahrene Bühnenleiter Devrient einige wenige theatralische Effecte in das Stück hineinzubringen verstanden hat, kann schließlich nicht verwundern, aber das Theatralische ist eben das Handwerksmäßige, rein technisch Erlernte, kurz, das Aeußerliche, während das Dramatische, aus einer künstlerisch veranlagten Seele stammend, den Leser oder Zuschauer über alle äußeren Ungeschicklichkeiten und Fehler hinweg fortreißt, bewegt und erwärmt.

Dieses Stück führt uns den Schwedenkönig Gustav Adolf in seinem Siegeszuge durch Deutschland bis zur verhängnißvollen lützener Schlacht vor und nennt sich „historisches Charakterbild". Aber das Bild des Charakters, das wir gewinnen, ist kein anderes als das, welches uns aus jedem einigermaßen ausführlichen Geschichtsbuche hervorleuchtet. Devrient hätte die Aufgabe gehabt, uns den Schwedenkönig in seinen heimlichsten Empfindungen, gleichsam in dem Mikrokosmus seines innersten Wesens zu zeigen, und die äußern Geschehnisse, welche die Weltgeschichte bilden, in ihrer Quelle aufzusuchen und begründend zu erklären. Er hätte uns einen Menschen und mehr noch, einen innerlich gewaltigen, in großen

Conflicten gereiften Menschen nahe bringen müssen. Er aber begnügt sich damit, uns in einer höchst läppisch verlaufenden Scene mit seiner Gemahlin den tändelnden König zu zeigen, uns in einigen geschickt gemachten Episoden den gutherzigen König vorzuführen; den großen Helden, der Völker beherrscht, dessen Gedanken die Zeit regieren, bleibt er uns völlig schuldig.

Gänzlich farblos sind aber die etwa funfzig andern Personen, welche das Stück füllen. Nicht die Spur einer individuellen Zeichnung, einer nur irgendwie erkennbaren Charakteristik ist vorhanden. Es sind alles Nummern, nichts als leere Nummern, je nach dem Posten, den sie einnehmen, Einer oder Zehner, im Grunde aber alles Nullen. Aus dieser gänzlich verwischten Zeichnung der Personen erklärt es sich auch, daß von irgendeinem Conflicte, einem dramatischen Funken, der das Ganze erhellt und belebt, nichts zu finden ist. Aeußere Ereignisse überstürzen sich, aber sie interessiren nicht, da weder für den König, noch für eine andere Person irgendwelche Theilnahme herrschen kann. Wahrlich, da loben wir uns noch unsern Wildenbruch. Schade nur, daß er mit seinen Knittelvers-Dramen Schule zu machen scheint und daß ihm gerade der frühere Oberregisseur der königlichen Schauspiele in Berlin, der derartige Stücke mit zuerst inscenirte, den Ruhm streitig zu machen strebt, mehr auf den Patriotismus, als auf das Kunstverständniß des deutschen Volkes zu wirken.

2. Die Königsmutter. Drama in fünf Aufzügen von Constantin Ritter von Höfler. Prag, Dominikus. 1891. 8. 2 M.

In diesem Stücke wimmelt es von Personen, von denen mehr als die Hälfte Träger eines erlauchten Namens, Könige, Herzöge u. s. w. sind. Man hat schon Mühe, sich im Personenverzeichnisse zurecht zu finden, das beinahe die ganze Lebensgeschichte jedes Einzelnen erzählt.

Das Stück spielt in einer verworrenen historischen Zeit, dem Anfange des 16. Jahrhunderts, in Frankreich, da König Ludwig XII. starb und ihm Franz I. folgte. Der Verfasser hat aber nichts gethan, um diese Zeit in seinem Werke klar darzustellen, im Gegentheil, er führt uns eine Unzahl Personen mit ganz verschwommener Charakteristik vor, und, wenn man von Handlung in dem Stücke überhaupt reden kann, so ist dieselbe so zerfahren, uneinheitlich und in dilettantisch unklare Verse gekleidet, daß man sich durch all diesen Wust von leeren Reden kaum durchzuwinden vermag. Eine strotzende Langeweile gähnt uns aus jeder Seite des Buchs entgegen, und wir bedauern nur, daß dasselbe nicht gehalten, was es in der Widmung verspricht. Dieselbe ist nämlich von so erschütternder unfreiwilliger Komik, daß man sich eine zum mindesten höchst belustigende Lektüre erhofft. Die ersten sechs Zeilen mögen hier als Probe genügen:

> Ich biete euch der Frauen eine Fülle
> Mit Tugend und auch nur mit ihrer Hülle.
> Zu viele Tugend — die verträgt man nicht;
> Viel eher, daß das Laster sich erbricht,
> Jedoch mit Anstand und mit Heiterkeit,
> Bewahrend stets der Muse züchtig Kleid.

Sapienti sat! Möge der Verfasser künftig nur solche Widmungen und keine Stücke mehr schreiben, die Lacher wird er dann sicher auf seiner Seite haben.

3. Maria Loreto. Volksschauspiel in fünf Aufzügen von Robert Weißenhofer. Linz, Ebenhöch. 1891. 8. 1 M.

Auf die Bezeichnung „Volksschauspiel" kann vorliegendes Werk in einem Zeitalter, in dem das Volk von freieren, vielfach zu freien Ideen durchdrungen ist, kaum mehr Anspruch machen. Es wird nur auf die Herzen gläubiger Kinder oder kindlich Gläubiger ganz erbaulich wirken. Das Stück behandelt in äußerlich dramatischer Form die alte Sage von der Königstochter, die nach Loreto pilgert, um von der dortigen heiligen Jungfrau für ihr Land Befreiung von der Pest zu erflehen, dort von Heiden zurückgehalten und nach Vernichtung dieser durch ein Wunder Maria's wieder ihren Aeltern zugeführt wird. Diese sehr gut gemeinte Legendenerzählung, naiv genug, um sechs- bis achtjährige Kinder zu erfreuen, aber schon für die reifere Jugend allzu harmlos, kann vom literarischen Standpunkte aus kaum betrachtet werden. Der wirklich tiefen Frömmigkeit wegen, die das Buch durchweht, mag die Frage unerörtert bleiben, ob es billigenswerth ist, derartige Stoffe in ein ernstes literarisches Gewand zu kleiden.

4. Die Hochzeit des Achilleus. Drama in vier Aufzügen von Hermann Schreyer. Nebst einem Anhang: Achilleus bei Homer und Goethe. Gütersloh, Bertelsmann. 1891. 8. 1 M. 60 Pf.

Der Verfasser ist auf dem Gebiete des Dramas kein Neuling und beweist in diesem Stücke seine Uebung durch gute Dialogführung und scenisch geschickte Anordnung. Ueber das dramatische Können des Autors läßt aber der Stoff, den er gewählt hat, kein Urtheil zu. Die Gestalten der Ilias, aus denen sich die handelnden Personen des Stücks zusammensetzen, sind von Homer zu genau und klar präcisirt, um eine neue Deutung, eine neu durchdachte Charakteristik zu gestatten; der Gang der Handlung ist vorgeschrieben, und so blieb dem Verfasser nur die nicht allzu schwere Aufgabe, das Gegebene in eine theatralische Form zu bringen, eine Aufgabe, deren er sich, wie gesagt, nicht ohne Geschick, trotz einiger holprigen Verse, entledigt hat.

Die Wahl des Stoffs aber ist entschieden zu verurtheilen. Wenn auch Goethe seine meisterhafte Erzählerkunst in epischer Behandlung des Stoffs von neuem darthun wollte, so bedingt diese unausgeführte Absicht des Meisters noch lange nicht, daß in heutiger Zeit ein Drama, das uns die wohlbekannten mythologischen Figuren vorführt, ohne einen wirklich dramatischen, neuen Conflict in dieselben pflanzen zu können, auf ein allgemeineres Interesse zu rechnen hat. Altbekanntes wird, wenn auch in neuer

Form geboten, immer verbraucht erscheinen, und außerdem wohnt den mythologischen Vorgängen der Ilias und Odyssee heute doch zu wenig Actualität mehr inne, um sie im Theater genießbar erscheinen zu lassen. Was aber speciell diesen Stoff der dramatischen Behandlung a priori verschließen müßte, ist das Ende des Helden, Achillens, der nicht durch seinen Charakter und die daraus entspringenden Handlungen, sondern durch äußere Ursachen, durch den tückischen Pfeil des Feindes seiner Nation, zu Grunde geht.

Dem Stücke folgt ein bedeutungsloser Anhang: „Achilleus bei Homer und Goethe", welcher fast nur aus Nacherzählung von Iliastheilen besteht, und ferner auf zehn Seiten „Urtheile der Presse über frühere Werke des Verfassers". Da wird aus allen Kritiken jedes lobende Wort herausgezogen und in zusammenhanglosen Sätzen dem Leser aufgetischt. Diese zur allgemeinen Unsitte gewordene Art der Reclame, welche ebenso häßlich ist, als sie, durch Verschweigen verrätherisch, wirkungslos sein dürfte, kann nicht scharf genug gegeißelt werden. Friedrich Kummer.

Aus der neuesten Philologie.

1. Die deutsche Götterlehre und ihre Verwerthung in Kunst und Dichtung von Paul Herrmanowski. Zwei Bände. Erster Band: Deutsche Götterlehre. Zweiter Band: Germanische Götter und Helden in Kunst und Dichtung. Berlin, Nicolai. 1891. 8. 7 M. 50 Pf.

Das fleißige Werk versucht die Kenntniß der deutschen Götterlehre auf Grund der Edda und alten Sagen in weitere Kreise zu tragen. Quellenmäßig soll gezeigt werden, welche Anschauungen und Bilder von den germanischen Gottheiten bereits der Ueberlieferung entnommen werden können. Ein etwas unklares Programm. Ein zweiter Theil, der auch auf die Heldensage und das Märchen näher eingeht, beschäftigt sich mit den Versuchen, die ihre Vorwürfe aus diesen Gebieten gewählt haben. Dem ersten Theile hätten wir eine gewandtere und stilvollere Art des Vortrags, dem zweiten mehr Kritik und Gründlichkeit gewünscht. Das einfache Registriren der Künstler und ihrer Werke genügt uns nicht. Uebrigens scheint mir der vortreffliche Hagen im Erdgeschosse des leipziger Museums vergessen. Es ist die beste Hagen-Verkörperung, die ich kenne. Ganz lückenhaft ist die Kenntniß des Verfassers auf dem Gebiete der in Frage kommenden Dichtung, und auch hier fehlt es denn an kritischem Ein- und Anschneiden, wozu Wagner und Jordan so reizvolle wie mannichfaltige Gelegenheiten geben. Kritischer wird Engelmann angesehen, aber doch mehr spielend als ernst behandelt, was vielleicht kein Vorwurf ist. Dem Ganzen gebricht der schärfere wissenschaftliche Stempel und höhere Einheitlichkeit. Das Gebiet, das zu durchwandern und zu durchforschen war, hatte weite Ausdehnung, und manche verschlossene Thür war zu öffnen und mancher verborgene Schatz zu erkunden: wenn sich dieses und jenes im Bereiche der darstellenden Künste des Forschers Blicken entzog, so ist es entschuldbar; innerhalb der literarischen Welt gab es indessen so viele Wegführer und Pfadweiser, daß Lücken in dieser Hinsicht nicht verzeihlich sind. Wenn übrigens das Nibelungenlied zu einem Mittelpunkte des Werks wurde, so ist es schwer verständlich, warum Gudrun und Parzival und die gesammte mittelalterliche Sagendichtung beiseite gelassen worden, denn ich meine: et heic Dii sunt. Aber der Verfasser arbeitet im zweiten Theile eben zu sehr innerhalb eines Rahmenwerks, dessen Linien zu unbestimmte und zu schlaffe sind. Ob sein Buch seinen Zweck erreicht und der deutschen Mythologie neue darstellende Künstler gewinnt, steht dahin und ich möchte es nicht wünschen*). Die altgermanischen Göttergestalten leben nicht im Volksbewußtsein. Pallas Athene steht uns näher als Frigg. Und schließlich — wo sind denn unsere deutschen Quellen für altdeutsche Götterlehren? Wir lieben es, immer wieder zu vergessen, daß wir diesen ganzen altdeutschen Olymp Skandinavien schuldig sind. Alle diese Figuren und alle diese Schatten sind uns in nordischer Form überkommen. Von nationaler Prägung ist gar keine Rede. Der altgermanische Hauptgott mochte im sonnigen Tirol ganz andere Züge tragen als in der Sturmwelt der Vikinger. Volksthümeln wir nicht zu sehr! Es ist vom Uebel. Was gilt uns der Eber Gullinbursti?

2. Deutsche Mythologie von Friedrich Kaufmann. Stuttgart, Göschen. 1890. 8. 80 Pf.

Auch Kaufmann vergißt ihn nicht. Aber er hält sich im Sonstigen knapper. Das Ganze sieht aus wie ein Repetitorium für künftige Abiturientenprüfungen, denn es ist ja denkbar, daß man, dem Zuge der Zeit folgend, inskünftige genauer um die Kuh Audhumla als um den Stammbaum des Hippogryphen Bescheid wissen muß. Jedenfalls arbeitet das zierliche Bändchen nach reinen oder wenigstens sauber abgeleiteten Quellen. Es ist wohlthuend bündig und sachgemäß angeordnet. Nur mitunter geräth es in Widerstreit mit der eigentlichen Bestimmung der Sammlung Göschen und docirt mehr, als es unterhält. Dann wird der Ton akademischer, als der Unschuld lieb ist. Uebrigens entzieht die mehr skizzenhafte Behandlung dem Stoffe zu viel Wärme und Lebenssaft. Die Figuren erscheinen mehr als papierne Schattenrisse, denn als wandelnde, lebendige Götter.

*) In dieser Anschauung vermögen wir mit unserm geehrten Herrn Mitarbeiter nicht übereinzustimmen. D. Red.

3. Die Zwillingssage als Schlüssel zur Deutung urzeitlicher Ueberlieferung. Mit einer Tabelle der Zwillingssage. Von J. H. Becker. Saga III. Leipzig, Fock. 1891. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Verfasser vergräbt sich mit heißem Fleiße in die Sagenwelten der „Urzeit". Mit unermüdlichem Bemühen sucht er ihren innersten Kern zu ergründen und dessen Gehalt dem Volke dienstbar zu machen. Aber all das, was er da deutend und auslegend, sondernd und verbindend, zusammenhäuft, ist dem Volksbewußtsein fremd und wird niemals in ihm Raum finden. Dazu ist die Darstellungsweise in keiner Hinsicht fesselnd und nur die aller Achtung werthe, weit spannende Gelehrsamkeit vermag die Wunderlichkeiten des Stils und die Sonderlichkeit oder besser die Nichtsonderlichkeit dieser und jener Aufstellungen und Sinnlösungen zu decken. Möglich daß dieser oder jener Schlüssel, den des Verfassers Combinationskunst erfunden, manches Thor vergrabener oder verschütteter mythologischer Weisheit zu öffnen im Stande ist; mich selbst umsurrte, während ich in dem mystischen Buche blätterte, unaufhörlich der Goethe'sche Vers: „Zwar euer Bart ist kraus, doch habt ihr nicht den Striegel."

4. Benedikt Gletting. Ein berner Volksdichter des 16. Jahrhunderts. Herausgegeben von Theodor Odinga. Bern, Wyß. 1891. 8. 1 M. 80 Pf.

Benedikt Gletting ist der beste Vertreter des geistlichen Volksgesangs, wie er von der zweiten Hälfte des 16. bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts im berner Oberlande fast ausschließlich von Laien gepflegt wurde. Er selbst war eingewandert; Odinga vermuthet, daß er aus seiner katholischen Heimat seiner reformatorischen Gesinnung halber fortgezogen sei und sich als Landschulmeister durchs Leben geholfen habe. Im Jahre 1556 bereits nennt er sich einen alten Mann und verbrachte den Rest seines Lebens als fahrender Sänger. Er sang geistliche Lieder, frei oder nach der Bibel, behandelt örtliche Stoffe, geißelt Misbräuche seiner Zeit, besingt ungenannte Personen und hinterläßt Preislieder auf Reichenbach, Aeschi, Hasle und Mülinen. Seine dichterische Bedeutung übersteigt nicht das Mittelmaß. Mit philologischer Sorgfalt hat Theodor Odinga die literarischen Denkmäler seines Wirkens mit fremder Hülfe gesammelt und in vorliegendem Buche übersichtlich geordnet herausgegeben. Damit ist eine schätzbare Beisteuer zur Geschichte der schweizerischen Volksliteratur geleistet worden und des Dichters Name wird wie der seines Erweckers mit dauernden Lettern in die Annalen des Reformationszeitalters eingegraben bleiben.

5. Autobiographisches in David Copperfield. Inaugural-Dissertation von Richard Bluhm. Reichenbach i. V. 1891. 8. 1 M.

Daß „David Copperfield" wenn nicht als ein Spiegelbild Dickens'schen Lebens, so doch als Ausfluß persönlicher Erfahrungen und Führungen seines Dichters anzusehen sei, galt seit seinem Erscheinen als ausgemacht, sodaß die ganz überflüssige Warnung vor der Annahme laut werden durfte, daß David Copperfield und sein Schöpfer identisch seien. Das ist natürlich nur in den letzten Keimzellen der Dichtung der Fall: um die Wirklichkeit abzuschreiben, war Dickens viel zu sehr Künstler. Die Bloßlegung und Herausschälung dieser letzten in der Wirklichkeit gegebenen Wurzelfasern des Romans ist Aufgabe vorliegenden Buchs. Der Verlauf der Erzählung wird gespannt verfolgt und überall in der Bahn des Dickens'schen Lebens nachgegraben, ob sich etwa ähnliche Vorgänge und übereinstimmende Züge und Bezüge ausfindig machen lassen. Da ergibt sich denn selbstverständlich, daß oft bedeutungsvollste Episoden und Ereignisse des Dichterlebens in dem Romane kaum einen Schatten werfen oder doch völlig umgestaltet sind, und daß andererseits Bestandtheile in der Dichtung Ausdehnung gewinnen, die nicht die geringste biographische Haltung und Begründung haben. Der Künstler formt eben den vorliegenden Stoff mit voller künstlerischer Freiheit und schöpft aus der Quelle seines Lebens zwar dies und jenes äußere bewegende Element, und diese und jene seinem Helden wahlverwandte Gedankenreihe, aber alles wird vereinheitlicht unter dem Prägestock souveräner Kunst und alles Irdische und Banal-Reale erscheint gemildert und geläutert im Zauberspiegel der dichtenden Phantasie. Diesen Wandelungsproceß verfolgt Bluhm minder, als er die dürftigen stricten Uebereinstimmungen bucht. Jedenfalls erwirbt er sich das Verdienst, die ganze anziehende Frage zuerst mit wissenschaftlichem Ernste behandelt zu haben, und der Literarhistoriker kann nun die Ergebnisse seiner Untersuchung schlecht und recht als gültige verwerthen. Für einen weitern Leserkreis werden derartige Erörterungen und Prüfungen nicht unternommen, und ihr baldmögliches Aufgehen und Verarbeiten in geschlossenen Werken ist zu wünschen, damit ihre Ergebnisse alsbald der Allgemeinheit dienstbar werden. Jeder künftigen Biographie des Dichters wird die vorliegende Dissertation eine achtbare Vorarbeit bedeuten, und keine wird unterlassen dürfen, die hier abseits zu Tage geförderten Wahrheiten in ihrem Unterbau zu vermauern, wenn Richard Bluhm nicht vorziehen sollte, selbst Hand anzulegen und dem deutschen Volke die Lebensbeschreibung eines englischen Romandichters zu geben, dessen Werke unser aller Herzen so nahe stehen, als der Verfasser dieser Abhandlung um ihre verborgensten Geheimnisse und verstecktesten Bezüge auf das vertrauteste Bescheid weiß.

Adalbert Schroeter.

Bolin's Feuerbach-Biographie und Verwandtes.

1. Ludwig Feuerbach. Sein Wirken und seine Zeitgenossen, mit Benutzung ungedruckten Materials dargestellt von Wilhelm Bolin. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1891. 8. 6 M.

Der sechsundzwanzigjährige Privatdocent in Erlangen veröffentlichte 1830: „Gedanken eines Denkers über Tod und Unsterblichkeit", von denen sein Vater sofort sagte: „Diese Schrift wird dir nie verziehen, nie bekommst du eine Anstellung" (S. 16). Der Sohn selbst sagt in seinen Aufzeichnungen (S. 4):

Womit die Kant'sche Philosophie schließt, damit beginnt mein Denken. Die praktischen Ideen, die das Gemüth, das Gewissen, das Herz beschäftigenden Fragen setzten meine Feder von Anfang an in Bewegung. Gedanken über Tod und Unsterblichkeit waren meine erste Schrift; herzliche und schmerzliche Gedanken. Die Beschäftigung damit gilt Unzähligen für Thorheit, Vermessenheit, weil man ja doch hierüber nichts wissen könne, als was höchstens die heilige Kirche uns vorgebe. Die von der herkömmlichen Weise abweichende Behandlung gilt ihnen als strafbare, frevelhafte Frivolität.

Wir wollen einige Sätze dieser Gedanken anführen, müssen aber dabei vorausschicken, daß Feuerbach damals noch schwärmte für Hegel'sche Vorstellungen, was später nicht mehr der Fall war. Nach Hegel, wie in allem Pantheismus, gibt es keine persönliche Unsterblichkeit. Das All ist Gott und das Einzelne, auch die Person, ist diesem All gegenüber etwas Herausgetretenes, Einseitiges, Beschränktes. Diese Einseitigkeit ist nach Hegel für jedes Lebewesen die ursprüngliche Krankheit, an der es zuletzt zu Grunde geht und stirbt. Mit diesem Tode aber fällt die Schranke und das seelische Princip wird dem All, der Gottheit zurückgegeben. In seiner Naturphilosophie sagt er: „Mit dem Tode der Natur geht aus der Todtenhülle eine schönere Natur, der Geist hervor." Deshalb geschieht aber auch bei dem Tode, was nach Hegel bei jedem Begriffe geschieht; er schlägt in sein Gegentheil um. Er ist nämlich nicht blos ein Vernichter, sondern mehr noch das Gegentheil, ein Bringer des Guten, ein Lebendigmacher zu höherem Dasein. Solchen Vorstellungen gibt der junge Feuerbach Ausdruck. Aber er will auch beginnen, wo Kant aufhörte, und dieser hatte gesagt, das Gute darf nicht aus Lust, nicht aus freiem Willen, nicht des Lohnes wegen geschehen, nur des Guten wegen, nur aus Erfüllung der Pflicht. Kant hält jedoch den Glauben an Unsterblichkeit fest, ohne natürlich, da wir sinnliche Wesen sind, diese Fragen ins Unsinnliche zu verfolgen. Nun dachte Feuerbach, wenn Unsterblichkeit ist, so geschieht das Gute, damit es im Jenseits belohnt werde; deshalb hat das Gute zu geschehen ohne jede Hoffnung auf Lohn, in der Gewißheit, daß es keine persönliche Unsterblichkeit gibt. Und so heißt es:

Die Selbstverleugnung der modernen Theologie ist nur Schein. Das Individuum taucht nur in Gott, um die Perle eines Selbsts aus Gott wieder herauszufischen. Aber deine Moralität ist nichtig, wenn sie aus der Unsterblichkeit hervorgeht. Alle Handlungen des Menschen lassen sich aus der Liebe ableiten, denn es ist unmöglich, daß der Mensch blos für sich selbst sei. Er muß lieben, aber dabei gibt er von seinem Selbst auf, und so ist Tod mit der Liebe verbunden. Dieser ist die Offenbarung des einsamen Fürsichseins. Du liebst aber nicht als Persönlichkeit, denn diese trennt und scheidet; du liebst kraft deines Wesens, deiner Natur, durch die du eins mit andern bist. Man kann nicht einmal sagen, das Leben ist vergänglich, denn das Leben ist der Grund seiner selbst; es ist die immaterielle Einheit des organischen Körpers, mit dessen Zerfallen das seither durch den Leib Beschränkte wieder dem Leben der allgemeinen Natur zurückgegeben ist. Ueber dem zeitlichen, sichtbaren Tode steht der unzeitliche, unsichtbare Tod — Gott.

Es hat keinen Zweck, weitere Stellen, zumal über die Nichtigkeit des Todes und aus den Reimversen auf den Tod anzuführen, denn nur im Zusammenhange läßt sich bei solcher Mystik oder Phantastik Hegel'scher Dialektik etwas denken. Aber zu beklagen ist, daß man diesem Erstlingswerke der Sturm- und Drangperiode eines nach Wahrheit ringenden Geistes nicht einmal einen Bruchtheil des Wohlwollens entgegenbrachte, das dem Erstlingswerke z. B. Schiller's zutheil wurde. In ruhiger Erörterung hätte Feuerbach erkannt, daß, was er von der Liebe sagte, nur die Worte von Verliebten sind. Denn in der Ehe erkannte er, daß sein philosophisches Selbst nicht erstarb, daß zwar ein wechselseitiges Aufgeben von Einseitigkeiten, ein Vervollkommnen stattfindet, daß aber für den Bestand des Haushaltes, für das Glück der Familie jedes in der Sorge für das andere mit seinem ganzen Selbst arbeiten und thätig sein muß. Er hätte erkannt, daß sein Spott über die stets mehr oder weniger geschmacklosen Phantasiebilder von den fortdauernden Seelen auf ihn selbst zurückfallen muß, denn die immaterielle untheilbare Einheit, welche er als Verächter des Materialismus den rohen, theilbaren Leib beleben läßt, wie ist sie zu denken? Diese immaterielle Einheit ist nur ein harmloserer Name für das, was andere mit Seele, Geist bezeichnen und verspotten. In der Ruhe hätte Feuerbach wol auch gelernt, daß seine Meinung, die Seele könne nur als abstractes Denken aus dem Leibe entweichen, da ihre Empfindung von der Berührung mit der Materie stamme, eine griechische, eine platonische und aristotelische Vorstellung ist, die aber schon in ältester Volksdichtung sich findet; so wenn Odysseus die Schatten in der Unterwelt Blut trinken lassen muß, damit sie wieder individuelles Denken mit Erinnerung gewinnen. Die christlich-augustinische Vorstellung dagegen ist, daß die Seele gerade in der dreifachen Thätigkeit des Denkens, Fühlens und Wollens als persönliches Wesen besteht, und als solches, was freilich Feuerbach als Hegelianer, wie oben citirt, leugnet, liebt und will und fortdauert.

Wir beklagen auch, daß man diesem jungen Manne nicht Zeit ließ, sich zu klären, daß man über der ungeheuerlichen Forderung, den Tod als Lebensgott zu

betrachten, übersah, er wolle eine Moralität gründen, die an Strenge noch unmöglicher sei als die des Kant; daß er in Betreff der persönlichen Fortdauer ganz dasselbe lehrte, was die Professoren des Hegelianismus und Pantheismus seiner und aller Zeiten lehrten, nur er in der Form von Hegel'scher Phantastik und im Ungeschmack seiner Sturm- und Drangzeit. Man verwehrte ihm den Zutritt zu öffentlicher Lehrthätigkeit, und er galt, wie er einem Freunde schreibt (S. 31):

als eine persona ingrata, ein höchst bedeutendes Etwas, ein Dorn im Auge der Regierungen, ein Pfahl im Fleische der geistlichen und weltlichen Polizei, der ihr Tag und Nacht keine Ruhe läßt. Aber je größer der Druck von außen, desto größer der Gegendruck von innen, desto stärker das Selbstgefühl.

Auch dieser Druck ward ihm zum Unheile; denn sein Selbstgefühl trieb ihn zum Festhalten einer Opposition, die oft mehr ihm als den Gegnern schadete. So gibt er 1866 in der letzten Arbeit, die er über Unsterblichkeit schrieb und welche statt der einstigen unheimlichen Mystik sonnenhelle Klarheit zeigt, einem Aufsatz über das Geheimniß des Opfers den Nebentitel: „Der Mensch ist, was er ißt". Er spottet, daß dieser Satz, den er 1850 bei einer Anzeige von Moleschott's „Lehre der Nahrungsmittel für das Volk" brauchte, verketzert wurde, und er wiederholt ihn jetzt zum Trotze bei einer Arbeit, die davon spricht, daß die Mythologie die unsterblichen Götter unsterbliche Speise, d. i. Ambrosia, verzehren läßt, die sterblichen Menschen aber sterbliche, vergängliche Speise.

Vorstehendes begründet, weshalb wir es als eine Pflicht der Nachwelt ansehen, dem Vielgeschmähten die gerechte Würdigung zutheil werden zu lassen, welche seine Mitwelt ihm versagte. Das Gesagte soll aber auch bringen, was wir bei Bolin vermissen. Er spricht wol vom Einflusse dieser Jugendschrift auf das Schicksal von Feuerbach; aber der unkundige Leser möchte aus einer kurzen Angabe des Inhalts sich auch ein Urtheil bilden können, ob die Verurtheilung mit Recht oder Unrecht geschah. Ueberdies erleichtert solcher kurze Inhalt den Fortgang der Betrachtung, da bei keinem andern Denker gleich aus der Erstlingsschrift die erfolgte Weiterbewegung des Denkens in solcher Sicherheit zu folgern ist, wie gerade bei Feuerbach, der in gerechtem Zorne, menschlich denkend, später schreibt (31):

Auf mich hat die Reaction sehr wohlthätig gewirkt: meinen Fleiß verdoppelt, meinen Geist concentrirt, meine Gallenabsonderung befördert. Ich sage mir oft: den Standpunkt, den einmal der Mensch einnimmt, den soll er auch bis zum letzten Hauche behaupten, das Thema, das er einmal begonnen, auch bis zum letzten Faden abhaspeln.

Weiter bilden, nicht abhaspeln, nicht Principien reiten soll ein Mann, der wie Feuerbach mit Solon sagt: lernend altere ich (S. 1). Nun aber, wie uns gerade Bolin's Darstellung erkennen läßt, sucht er, ohne weiter zu fragen, ob eine Moralität ohne Unsterblichkeitsglauben menschenmöglich ist, bis an sein Ende die Nichtigkeit eines Jenseits zu beweisen, indem er zeigt, daß alle Religion ein Erzeugniß der Menschheit ist, eine Welt der Phantasie und Dichtung. Sein Verdienst ist freilich, daß er gerade dadurch den Menschen als ein religionbildendes Wesen, die Religionsbildung selbst als sein natürliches Recht, sagen wir als seine Nothwendigkeit und Naturgesetzlichkeit erkennen ließ. Mittelbar brachte er sogar den Beweis, daß auch der Glaube an persönliche Unsterblichkeit ein Recht ist, da er selbst ohne einen Glauben der Art nicht fertig wird, denn im Widerspruche mit dem oben erwähnten Satze: Moralität aus Unsterblichkeit ist nichtig, tröstet er die Schriftsteller und Wohlthäter der Menschheit mit der Unsterblichkeit ihres persönlichen Namens auf Denksteinen und auf Papieren der Bibliotheken des Diesseits. Daß Feuerbach, nur ein Diesseits gelten lassend, das Christenthum veraltet nennt, ist natürlich, und wir stimmen ihm und Bolin bei, das Christenthum, das er bekämpfte, das weltentsagende, asketische, ist veraltet; aber eine wahrere, höhere Form, eine lebensfreudige, thatenkräftige, welche des Vertrauens lebt, daß schon im Diesseits ein Reich Gottes möglich, ist im Erwachen.

Treu bleibend seinem Eifer für die Fragen des Gemüths und Gewissens mußte Feuerbach auch den Unterschied zwischen Religion und Philosophie darin finden, daß jene das ganze Sein umfasse, eine Sache des ganzen Menschen sei, diese aber eine Sache der Vernunft und des Denkens. Auch dieses rechnen wir ihm als Verdienst an; wie schließlich das, daß er, obgleich theologisch denkend und von Hegel kommend, beim Blick auf das Diesseits den Werth der Naturforschung erkannte; daß er, sich frei machend von der Hegel'schen Mystik, überhaupt eine Philosophie verwarf, in welcher der Begriff das Erste ist und welche aus Begriffen die Dinge der Natur erklärt. Nach ihm ist der Begriff der Dinge der Natur das Spätere, insofern ihn der denkende Mensch aus der Beobachtung des in der Natur thatsächlich Bestehenden und Geschehenden gewinnen muß. Aber freilich noch heute gilt solche Forderung als Verbrechen an der Philosophie als Vernunftwissenschaft; noch heute gilt oft die einfache Beschäftigung mit der Natur als Materialismus.

Der Verfasser will keine Biographie bringen und bringt sie doch in abgekürzter Weise; er setzt aber dabei zu viel als bekannt voraus. Namentlich da, wo er den Schiffbruch der Professur schildert und Feuerbach's Verheirathung und Uebersiedelung nach Bruckberg erwähnt, woselbst Feuerbach ein Vierteljahrhundert lang, wie er sagt (S. 17), „frei und ungestört dem Studium, wie der Natur und der Religion leben konnte". Nicht jeder Leser weiß, wo Bruckberg liegt, und jeder möchte etwas wissen von der treuen Gehülfin, die er als Braut, wie Briefstellen zeigen, an seinen Fragen hatte theilnehmen lassen, und die doch wol „ihr Selbst aufopfernd" ihm Ungestörtheit zum Studium schaffte. Auch fragt man, welcher Art sein Leben war. Später freilich hören wir, daß nicht alles glänzend verlief. Er war in eine Fabrikantenfamilie gekommen, die den Philosophen als „Drohne" betrachtete und später, als er Geld erarbeitet hatte, das er der Fabrik zuwenden

konnte, verlor er es mit dem Eingehen derselben; verarmt mußte er den liebgewonnenen Ort verlassen zu unbehaglicherem Leben in Rechenberg bei Nürnberg. Gewiß gewann die Darstellung durch die Vertheilung des Biographischen, aber der Einzug in Bruckberg war mit wenigen Worten zu vervollständigen. Auch bei der Tochter, der wegen ihrer Sorge für die hinterlassenen Schriften des Vaters die Freundesschrift gewidmet ist, möchte man wenigstens wissen, an welchen Ort man seine Gedanken des Dankes und Mitgefühls zu richten hat.

Im übrigen zollen wir dem Verfasser unbedingtes Lob. Wir glauben, es ist ihm die beabsichtigte Ehrenrettung des Freundes gelungen; die benutzten, seither ungedruckten Briefstellen und Aufzeichnungen tragen dazu bei, selbst in dem, der die Ansichten nicht billigt, Theilnahme an dem Streben und Schicksal dieses Denkers zu wecken. Dabei ist der ganze Stoff so geschickt angeordnet, die einzelnen Abschnitte sind ohne jede Breite in genügender Ausführlichkeit, klar und faßlich behandelt; alles ist belebt durch ruhige Wärme treufreundschaftlicher Darstellung, sodaß ein anregendes klares Bild unsers Denkers, seiner Zeit, Zeitgenossen, Freunde und Anhänger gewonnen wird.

Wir haben noch die Gliederung des Buchs anzugeben. Nach einer Einleitung über Feuerbach's beabsichtigte Selbstbiographie schildert der Abschnitt „Berufswahl und schriftstellerische Thätigkeit" die frühe Neigung zur Theologie, den Uebergang zur Philosophie, das Scheitern der Professur, die Schriftstellerei. Einzelne Denkrichtungen veranschaulichen: „Theologie und Philosophie"; „Polemisches Verhalten"; „Arnold Ruge und dessen Kritiken". Der Abschnitt „Vereinsamt" zeichnet den Todtgesagten, nicht mehr Beachteten. Dann folgen „Zeitgeschichtliches und Erlebtes"; „D. F. Strauß"; „Nächste Anhängerschaft"; „Jünger und Gleichgesinnte"; Anmerkungen, Uebersicht der bisher unedirten Stellen.

2. Die Religion und ihr Recht gegenüber dem modernen Moralismus. Darlegung und Kritik der „ethischen Bewegung" unserer Zeit von Martin Keibel. Halle, C. E. M. Pfeffer. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Verfasser will die religionslose Cultur als unzulänglich erweisen. Zu dem Ende entwickelt er zuerst, in Anlehnung an Schleiermacher und Wilhelm Bender, aus der psychologischen Entstehung des Dank- und Bittgebetes das Wesen der Religion, welches „lediglich in der Pflege von Vertrauen und Demuth des Menschen gegenüber der außermenschlichen Macht besteht". Er bespricht dann den modernen Moralismus, als deren Gründer er Helvetius, Bentham und L. Feuerbach nennt. In dankenswerther Weise gibt er dabei eine kurze Uebersicht von den Bestrebungen einzelner Moralisten, der freien Gemeinden und Freidenker in Deutschland, Nordamerika, England und Frankreich u. a. O. Darin nun, daß der Mensch nirgends mit Vernunft und Sittlichkeit allein ausreicht, daß in ihm, wenn auch vielleicht nur in Zeiten der Noth, stets das Vertrauen auf eine außermenschliche Macht lebendig wird, sieht der Verfasser die Nothwendigkeit oder, wie er sagt, das Recht der Religion im menschlichen Leben und somit den Irrthum der rein ethischen Bestrebungen. Es kommt ihm nur darauf an, dieses Recht nachzuweisen, nicht aber die Form der Vorstellung von dieser Macht auseinanderzusetzen. Er weist nur darauf hin, daß diese Macht als sittliche Weltordnung zu denken, nicht persönlich zu fassen sei. Wir hätten hier etwas größere Bestimmtheit, z. B. mit Bezug auf Carriere's sittliche Weltordnung gewünscht, stimmen aber gern im ganzen mit dem Verfasser überein und wünschen seiner kleinen Schrift weite Beachtung, denn mit Recht sagt er:

> Die Thatsache dieser mannichfaltigen ethischen Bestrebungen zeigt, daß diese einem allgemeinen Bedürfnisse unserer Zeit entsprechen, welches mächtig genug ist, um auch starke Gegensätze einstweilen zum Schweigen zu bringen.

3. Katechismus der positiven Religion von August Comte. Nach der zweiten Ausgabe des Originals übersetzt von E. Roschlau. Leipzig, O. Wigand. 1891. 8. 4 M.

Dieses Buch, eine Zusammenfassung der Ergebnisse der größern Werke des Verfassers, der sich Begründer der Religion der Menschheit nennt, läßt die Bedeutung dieses Positiven, d. i. des Endgültigen nicht erkennen. Das Wissenschaftliche, vielfach veraltet und falsch, wie die Forderung, die Astronomie habe sich auf die Erforschung von Sonne, Mond und den fünf Planeten zu beschränken, ist so schematisch allgemein gehalten, daß es zumal mit seinen Tabellen, Klassifikationen und dem positivistischen Kalender an Oken's Träumereien erinnert. Die Philosophie soll durch Bichat's und Gall's Biologie ihre wissenschaftliche Grundlage erhalten haben; an Stelle des eingebildeten Kampfes der Natur mit der Gnade trat daher der wirkliche Gegensatz zwischen der hintern Gehirnmasse, wo die persönlichen, und der vorderen, wo die sympathischen Triebe und die geistigen Fähigkeiten wohnen (S. 239, 404). Aber da der Begriff der Ursache vom philosophischen Gebiete verschwinden soll (315), so wird das Philosophiren überhaupt fraglich. Die Maximen dieser endgültigen Religion sind: die Liebe als Princip; für andere leben; die Ordnung als Grundlage; der Fortschritt als Ziel. Ihre Verehrung freilich richtet sich auf das Große Wesen, d. i. die Menschheit, natürlich deren würdige Glieder; bei der privaten Verehrung in der Familie richtet sich daher das Gebet an die drei Schutzengel: die Mutter, die Gattin, die Tochter. Die Frau vertritt durch ihre Anlagen in der Familie den Priester; sie erzieht die Kinder bis zum mannbaren Alter und bis dahin ist jedes Erlernen im eigentlichen Sinne, selbst des Lesens und Schreibens angelegentlich zu untersagen; abgesehen von dem, was das Kind sich ganz von selbst durch Lesen von Gedichten, mit Singen und Zeichnen bei ästhetischen Uebungen der Mutter aneignet. Der Mann aber soll die Frau ernähren, damit sie ihre hehre Bestimmung zu erfüllen vermag. Das Staats-

leben gliedert sich in ein Priesterthum, dessen Hohepriester in der Hauptstadt des Weltplaneten, in Paris, seinen Sitz hat, in die Patricier und Proletarier. Am Ende des 19. Jahrhunderts besteht das ganze Abendland aus kleinen Republiken, Frankreich allein aus siebzehn, an der Spitze einer jeden stehen drei Bankiers. (S. 329.)

In der That wir verstehen nicht, zu welchem Zwecke solche Träumereien in unserer Zeit neu veröffentlicht wurden. Wäre das Ganze wenigstens anregend poetisch geschrieben, aber bei dieser trockenen Unterhaltung zwischen einem Weibe und einem Priester der Menschheit fragt man vergebens nach der Begeisterung, in welche der Verfasser, wie er in der Vorrede sagt, durch die Erinnerung an seine verstorbene Freundin, Frau Clotilde de Vaux, seine Beatrice, seinen unvergleichlichen Engel, versetzt worden sein will.

L. Weis.

Pädagogische Schriften.

1. Volksbildung und Jugenderziehung mit Rücksicht auf die Zuchtlosigkeit unter der Jugend. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage durch systematische Jugendpflege von Ernst Flössel. Leipzig, Werther. 1891. Gr. 8. 3 M.
2. Die Kinderhorte und deren erziehliche Bedeutung. Von H. Franken. Bielefeld, Helmich. 1891. 8. 40 Pf.
3. Die internationale Erziehungsarbeit. Einsetzung des bleibenden internationalen Erziehungsrathes. Kritik und Replik. Ein Wort an Freunde und Gegner von Hermann Molkenboer. Flensburg, Westphalen. 1891. Gr. 8. 90 Pf.
4. Der Geschichtsunterricht in der Volksschule. Von van Ekeris. Bielefeld, Helmich. 1891. 8. 50 Pf.
5. Das höhere Schulwesen im Auslande während der letzten zwanzig Jahre. Von W. Krumme. Braunschweig, Salle. 1890. Gr. 8. 80 Pf.
6. Geschichte des griechischen Unterrichts in deutschen Schulen seit der Reformation. Von O. Vogelreuther. Hannover, Meyer. 1891. 8. 1 M. 20 Pf.
7. Das Kasseler Gymnasium Lyceum Fridericianum der siebenziger Jahre. Erinnerungen eines Schülers aus damaliger Zeit. Berlin, Walther u. Apolant. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.
8. Führer durch die Lehr- und Erziehungsanstalten Deutschlands für Angehörige der besseren Gesellschaftskreise. Herausgegeben von W. Clasen. Jahrgang 1891—92. Berlin, Hein. Gr. 8.
9. Pädagogisches Album. Gedanken über Erziehung und Unterricht in Aphorismen für Lehrer und Aeltern. In poetischem Gewande. Von Eduard Teller. Zweite durchgesehene und stark vermehrte Auflage. Naumburg, Schmidt. 1891. 12. 1 M. 25 Pf.

Leider ist es fast nur Broschürenliteratur, was dem pädagogischen Kritiker d. Bl. zur Besprechung auf den Tisch fällt. Besonders seit dem Schulstreite umflattern diese Eintagsfliegen in dichten Schwärmen das Licht der Kritik. Ihr Summen ist Zukunftsmusik und ihr Leitmotiv die Reform. Mit der Harmonie aber ist es gar schlecht bestellt; denn bei jeder geht es aus einem andern Tone.

An Umfang und an Werth geht unter den oben genannten Schriften nur Nr. 1 über die Broschürenliteratur hinaus. E. Flössel behandelt unter dem langathmigen und schwerfälligen Titel in ernster, tiefer und lebenswarmer Weise das Thema der socialen Frage vom Gesichtspunkte der Erziehung aus. Man kommt ja mehr und mehr von der Meinung zurück, als sei allein durch die Selbsthülfe der Arbeiter unter voller wirthschaftlicher Freiheit die Arbeiterfrage zu lösen, und auch von dem bequemen Polster der Staatshülfe und der volkswirthschaftlichen Experimentirkunst beginnt man immer mehr sich zu erheben; man sieht ein, daß es eine Frage aller und eine Frage aller Gebiete ist. Für Flössel ist sie vornehmlich auch eine Frage der Erziehung, und man braucht noch lange nicht von der Allmacht oder auch nur Uebermacht der Erziehung überzeugt zu sein, um dem Verfasser beizustimmen, wenn er statistisch und actenmäßig nachweist:

> Luft und Leichtsinn, Vergnügungssucht und Genußsucht, gepaart mit gedankenlosem Indentagshineinleben, mit einem alle Schranken misachtenden Sichgehenlassen und mit dem Mangel ernsten Vorwärtsstrebens, bilden das Gepräge eines großen Theils der Jugend unter den sogenannten arbeitenden Klassen. Diese fehlerhaften Charaktereigenschaften, in Verbindung mit dem Preisgeben der Pietät und mit der Verhöhnung jeder Autorität, haben die Zuchtlosigkeit unter der Arbeiterjugend zu jener erschreckenden Höhe emporwachsen lassen, in der sie uns überall entgegentritt.

Der Mangel an treufürsorglicher Erziehung dieser Kinder des Volks hat die socialen Schäden zu ihrer jetzigen Höhe anwachsen lassen. Verantwortlich dafür aber ist der Industrialismus, der nur wirthschaftliche, aber keine socialen und sittlichen Interessen kennt:

> Der Industrialismus hat die Aufgaben der Volks- und Jugenderziehung beiseite geschoben. Darum rütteln heute die unerzogenen bildungslosen Kinder des Volks an den Grundstützen unserer Civilisation. (S. 2.)

In trefflichem „Rückblick und Einblick“ zeigt Flössel den Wechsel der Zeiten. Während früher „die Familie im Festhalten patriarchalischer Zucht und der Handwerkerstand in der Behauptung seiner durch den Geist des Innungswesens festgestellten Ordnungen eine Schule straffer Erziehung der heranwachsenden Jugend bildeten“, hat die Großindustrie unserer Zeit ganz andere Verhältnisse geschaffen: eine Masse unselbständiger Arbeiter ist entstanden; die Ansprüche an Kenntnisse, Tüchtigkeit, Fähigkeit und zum Theile Kraft des einzelnen Arbeiters sind herabgedrückt; die Unmündigen werden zur Industrie beigezogen und dadurch in ihrer moralischen und geistigen Ausbildung behindert („die Maschine schnarrt und rattert, und die Jugend thut es in ihrer Ungebundenheit, losgelassen wie eine in Gang gesetzte Maschine, ihr nach“, S. 40); das Familienleben ist zerstört, Ungehorsam gegen Aeltern, Arbeitgeber, Obrigkeit und Gesellschaft daraus erwachsen;

nackter Egoismus und Materialismus wird groß gezogen; die Religion ist zum Spott geworden. Das muß anders werden. Die kaiserlichen Erlasse bedeuten dem Verfasser auf socialgeschichtlichem Gebiete, was Luther's Thesen auf kirchengeschichtlichem; aber die ganze Gesellschaft muß mithelfen durch das Heilmittel gesteigerter Volkserziehung und Volksbildung, besonders muß sie die Lücke ausfüllen, die, im Gegensatze zur Erziehung der Kinder der höhern Stände, bei der Erziehung der Kinder des Volks gelassen ist durch den Mangel der geistigen und moralischen Bildung der heranwachsenden männlichen und weiblichen Arbeiterjugend. Alle maßgebenden Factoren der Gesellschaft erhalten ihre Aufgabe zugewiesen: die Familie muß zur alten Einfachheit und Bescheidenheit zurückkehren, vorab in den obern Klassen, und muß wieder auf christlichen Boden gestellt werden. Der Arbeiter muß wieder ein Familienleben bekommen, daher die übermäßige Arbeitszeit der Väter eingedämmt, die Frauen- und Kinderarbeit beseitigt, die Freiheit der Eheschließung beschränkt werden. Mit der Familie muß wieder mehr zusammenarbeiten die Schule, deren Autorität gesteigert werden muß. Wenn hier der Verfasser einer Erweiterung des Lehrstoffs durch Volkswirthschaftslehre und einer Verlängerung der Schulzeit bis zum achtzehnten Jahre (sechs bis zehn Stunden täglich) und einer Ausdehnung der systematischen erziehlichen Einwirkung bis zum einundzwanzigsten Jahre das Wort redet, so dürfte er die Macht der Schule einerseits überschätzt, die hemmende und treibende Gewalt machtvoller Lebensrealitäten andererseits unterschätzt haben. — Die Kirche hat sich mit der Arbeiterfrage berufsmäßig zu beschäftigen; denn die sociale Reform muß christlich sein, oder sie wird gar nicht sein. Die Geistlichen müssen herabsteigen zum Volke, müssen dasselbe auch schützen gegen Ausbeutung, dadurch daß sie ihre warnende Stimme gegen gewissenlose Besitzende erheben. „Ihr speist mit den Reichen und predigt den Armen. Es wird nicht besser werden, bis ihr mit den Armen speist und den Reichen predigt!" Die jugendlichen Arbeiter müssen durch Vorschriften mit bindender Kraft zur Bethätigung ihrer kirchlichen Gemeinschaft angehalten werden. Da scheint uns nun freilich der Schaden eines solchen Zwangschristenthums viel größer zu sein als der etwaige Nutzen, der doch mehr oder weniger nur in mechanischer Gewöhnung liegen könnte. Und wenn Flössel seine Forderung mit dem Beispiele der Zöglinge der höhern Schulen stützen will, so möchte gerade dieses Beispiel abschreckend wirken; wohl mancher von uns weiß aus der eigenen Jugend zu erzählen, wie kirchlicher, überhaupt religiöser Zwang in diesen Jahren das Gegentheil von dem wirkt, was er erzielen soll. — Der Staat hat schon viel auf dem Gebiete der socialen Frage gethan, auch in Bezug auf die sittliche Bewahrung der jugendlichen Arbeiterschaft, aber noch nicht genug. Flössel verlangt Einengung der persönlichen Freiheit bis zu einer gewissen Reife, will bis zum achtzehnten Jahre die Unmündigkeit und erst vom dreiundzwanzigsten oder vierundzwanzigsten an die volle Mündigkeit rechnen. Das Arbeitsbuch muß bis zu dieser Grenze obligatorisch sein und die Bedeutung eines Censurbuchs haben. Auch bei der Großindustrie muß das Lehrlingswesen eingeführt, der Lehrlingscontract obligatorisch gemacht werden. Die Unmündigen sind vom Besuche öffentlicher Versammlungen und Verhandlungen auszuschließen. — Die Gebildeten sollen vorbildlich wirken und sollen mit ihrem Wissen und ihrer Liebe in die Arbeiterbevölkerung hinuntersteigen, für Volksbildungs- und Volkserholungsanstalten sorgen. — Die Arbeitgeber besonders sind an erster Stelle zur Hebung nicht nur des materiellen, sondern auch des geistigen und sittlichen Wohls ihrer Arbeiter verpflichtet. Auch haben sie unsinnigen Luxus, unsolides Geschäftsgebaren zu meiden und ihr Familienleben rein zu erhalten. — Die Arbeitnehmer endlich haben in sittlichem Ernste mitzuhelfen an ihrem eigenen Wohle, besonders durch Selbstzucht, controlirende Verbände u. s. w. Im letzten Theile seines Buchs gibt Flössel die Grundzüge einer gegliederten Organisation der Erziehung und zeigt durch ins einzelne gehende praktische Vorschläge den Weg zur sittlichen, geistigen und beruflichen Hebung der Arbeiterjugend. Originell und der Beachtung überaus werth ist hier besonders der Entwurf eines Wandersystems. — Die Dreitheilung seiner Arbeit hat Flössel zu vielen Wiederholungen und da und dort zu ermüdender Breite geführt. Ein zwingender logischer oder praktischer Grund zu jener Dreitheilung ist nicht ersichtlich; der Verfasser würde gewiß bei einer etwaigen zweiten Auflage gut thun, dieselbe aufzugeben und alles in eins zusammenzuarbeiten. Schon jetzt aber wünsche ich dem ungemein reichhaltigen, hervorragend praktischen Buche mit seinem sittlichen Ernste und seiner warmen Sprache reiche Verbreitung. Auch da, wo man dem Verfasser widersprechen muß (und das ist an vielen Orten der Fall), regt er uns doch aufs lebendigste an, weil er nie oberflächlich ist, nie in ausgefahrenen Gleisen sich bewegt. Zu ganz besonderem Verdienste aber rechne ich ihm an, daß er auch mit den höhern und höchsten Ständen ein ernstes Wort spricht und nicht die Socialdemokratie zum bequemen Prügeljungen nimmt. Ein Haupttheil der socialen Frage ist in den obern Ständen zu lösen.

Während Flössel mit Recht nur von einer durchgreifenden Reform die Lösung der socialen Frage erwartet, werden von anderer Seite allerhand Mittel und Mittelchen gesucht und gefunden, um dem kranken Körper der Gesellschaft für den Augenblick weiter zu helfen. Dazu gehört auch die Einrichtung der Kinderhorte, der H. Franken (Nr. 2) in da und dort etwas unbeholfener Darstellung das Wort redet. Kinderhorte sind „Anstalten, in denen den schulpflichtigen Kindern solcher Aeltern, die durch die Art und Weise ihres Broterwerbs bis zum Abend vom Hause fort sind, Unterkunft und erziehliche Aufsicht für eine bestimmte Zeit des Tages gewährt werden" (S. 3), damit sie den Einflüssen der Straße entzogen, vor Ver-

rohung und Entsittlichung bewahrt werden. An der bereits bestehenden Einrichtung in Köln zeigt der Verfasser Organisation und Erfolg solcher Kinderhorte. Das ist ja ganz gut gemeint; aber wird dadurch diesen Kindern Ersatz für die Familie gegeben, daß man sie in streng reglementirte Anstalten steckt? Die Ursache des Uebels muß man beseitigen, wenn man gründlich heilen und nicht pfuschen will. Man gebe der Arbeiterfamilie ihre Mutter wieder, dem Arbeiter selbst seine Familie wieder, wie Flössel das verlangt, und die Kinderhorte, die nichts als ein täuschendes Pflaster auf einer häßlichen, fortwuchernden Wunde sind, werden unnöthig sein.

Ein wunderlicher socialpädagogischer Heiliger ist H. Molkenboer (Nr. 3). Er verspricht sich die Heilung der kranken Menschheit, vor allem auch die Beseitigung der Kriege, von der Einsetzung eines „bleibenden internationalen Erziehungsrathes". Schon vor zehn Jahren hat er es urbi et orbi verkündigt, und seither reist und schreibt er nur für die Verwirklichung dieser seiner Idee. Er ist ein uneigennütziger Idealist, schwärmerisch für seine Sache begeistert und von der Wahrheit derselben felsenfest überzeugt. Es ist hier nicht meine Aufgabe, die Idee selbst zu kritisiren; nur das sei hierüber bemerkt, daß er von drei großen Irrthümern ausgeht: 1) die Erziehung sei „übermächtig", womit er doch wol sagen will, sie sei mächtiger als alles andere; 2) die öffentliche Erziehung sei der häuslichen vorzuziehen und 3) die Volksschule müsse international sein. In der vorliegenden Schrift nun verzeichnet er die zustimmenden und die abwehrenden Beurtheilungen, die sein Plan erfahren hat von einzelnen, von Vereinen, von der Presse, von Regierungen. Ein großes Material hat er da aufgeschichtet, für das ihm selbst die Uebersicht fehlt, wie das häufige Abweichen von seinem eigenen Inhaltsverzeichnisse zeigt und das er in umständlicher Darstellung abhandelt. Mit der Widerlegung macht er sich es leicht. Er bringt einfach seine Behauptungen und Gründe wieder vor und haut dabei in öfters etwas burschikoser Manier auf den Gegner ein. Wer nicht für ihn ist, und zwar mit Haut und Haaren, ist für ihn ein Mensch, der nichts versteht „von diesen Dingen", wobei er unter diesen Dingen nicht etwa die „Dinge" H. Molkenboer's, seinen Mischmasch von Schrulle und Wahrheit, versteht, sondern gleich die ganze Pädagogik. Autoritäten imponiren ihm nicht; wie er mit ihnen fertig wird, zeigt die auf Moltke bezügliche Stelle: „Die citirte Meinung Moltke's begnüge ich mich als einen groben Irrthum zu bezeichnen" (S. 52). Treffender und ergötzlicher aber kann ich die Art seiner „Kritik und Replik" im ganzen nicht zeichnen, als indem ich ihn selbst reden lasse:

> Wenn aber ein Gegner unserer Bestrebungen (gesetzt den Fall, daß es einen ernsthaften Gegner geben könnte!), wenn ein solcher Gegner mit ernsthafter Miene irgendwelche „social-humane" oder irgendwelche „confessionelle" oder irgendwelche „politische" Gründe gegen unsere Sache anführen möchte (man weiß, was gewisse Köpfe in sogenannter „Partei-Taktik" zu leisten fähig sind!), — wenn ein solcher „Taktiker" sogar mit einer gewissen Pfiffigkeit uns versichern wollte, daß seine Beweismittel gegen die Sache, auch wenn er nicht einmal sich anschickt, dieselben auszusprechen, dem ganzen Entwurf ja bei weitem „über" sind! — da kann man seine unbändige Anmaßung nur mit einem so „homerischen Gelächter" begrüßen, — daß er nolens volens Hals über Kopf davonlaufen und „sich nie wieder sehen lassen" muß. (S. 77.)

Wer lacht da? Doch nicht blos H. Molkenboer!

Wenig Beifall wird bei Molkenboer, der den Geschichtsunterricht am liebsten aus der Volksschule verbannen möchte, bis er international controlirt und international gestaltet wird, der treffliche Vortrag des Rectors van Ekeris (Nr. 4) finden, welcher den nationalen Ton so warm anschlägt. Als Aufgabe des Geschichtsunterrichts bestimmt er im allgemeinen die Förderung der religiös-sittlichen Bildung des Kindes durch den Nachweis der göttlichen Weltregierung und die Hervorhebung der sittlichen Momente in der Geschichte, und als besondern Zweck fordert er Einführung in die Kenntniß der Gesammtgeschichte und in das Verständniß der allmählichen Entwickelung unsers nationalen Lebens und damit Erziehung zur Königstreue und Vaterlandsliebe. Er warnt den Geschichtslehrer vor tendenziöser Geschichtsbetrachtung und vor redseligem Moralisiren und mahnt ihn zur Wahrheit und Gerechtigkeit gegenüber dem Gegner, zur Duldung gegenüber dem Andersgläubigen (also keine Geschichtshetzerei, weder auf katholischer noch auf protestantischer Seite). Für die Darbietung des Unterrichtsstoffs endlich gibt er gute methodische Winke. Auch Geschichtslehrern höherer Schulen ist das Schriftchen zu empfehlen.

Auf das Gebiet des höhern Schulwesens führt uns W. Krumme mit seiner Broschüre: „Das höhere Schulwesen im Auslande während der letzten 20 Jahre" (Nr. 5). Die Absicht ist gut. Es kann nur nützen, den Blick auch auf andere Länder zu richten und ihre pädagogischen Erfahrungen und Wandlungen zu beobachten und zu gebrauchen. Mit Recht bemerkt Krumme:

> Unter im wesentlichen gleichen Verhältnissen (??) sind in kleinern Ländern in freien Versammlungen, in der Presse, in den parlamentarischen Körperschaften u. s. w. dieselben Fragen behandelt worden, die uns beschäftigen. Commissionen haben Lehrpläne berathen, die Behörden haben sie endgültig festgestellt, und die Pläne sind bereits jahrelang durch die Erfahrung erprobt. Da wäre es doch ein unverzeihlicher Hochmuth, das Ausland unbeachtet zu lassen. (S. 7.)

Aber soll ein solcher Ausblick nützen, so ist doch wol zweierlei dabei zu beachten: 1) Er darf sein Gebiet nicht willkürlich beschränken und 2) er muß objectiv sein. Beides ist bei Krumme nicht der Fall. Trotzdem er uns auf dem Titel eine Geschichte „des höheren Schulwesens im Auslande während der letzten 20 Jahre" verspricht, behandelt er nur Norwegen, Schweden, Dänemark, zwei schweizerische Cantone, Bern und Genf, Frankreich und Ungarn. Warum? Weil nur diese Länder zu seinen Parteizwecken taugen, und lediglich zu Parteizwecken ist ja seine Schrift geschrieben. Sie soll dem lahmen Reformgaul in

Deutschland wieder auf die Beine helfen, dadurch daß sie zeigt, wie andere Länder um ein paar Nasenlängen voraus sind. Als solchen Parteimann entpuppt sich Krumme auf S. 38, wenn er sagt:

Obgleich die Lehrpläne [dieser Länder] in manchen Punkten voneinander abweichen, so stimmen sie doch in ihren Grundzügen überein, und diese sind dieselben, welche der Verein für Schulreform zur Grundlage seines Programms gemacht hat.

Am deutlichsten zeigt sich die willkürliche Stoffwahl bei der Schweiz. Hier sind nur zwei radical-reformpädagogische Cantone genannt — weil alle andern noch andere Wege wandeln. Willkürlich, wie die Stoffwahl, ist auch die Behandlung. Wo Krumme die jetzige Verfassung des Schulwesens nicht taugt, geht er einfach auf anderes über, so bei Norwegen auf Kammerverhandlungen, bei Frankreich gar auf die Bestrebungen eines Schulvereins. Von Bern heißt es mit völliger Unkenntniß der Verhältnisse: „Nachdem die Schlacht für die Altphilologen verloren gegangen war." Wer die Verhältnisse kennt, weiß, daß die nahezu dictatorische Stellung des berner Erziehungsdirectors einzig die „Schlacht gewonnen" hat.

Hat Krumme's Schrift sonach wenig Werth, so hat die Dr. O. Vogelreuther's (Nr. 6) gar keinen. Auch hier läßt der Titel etwas ganz anderes erwarten: entweder eine populäre oder eine gelehrte, auf genauem Quellenstudium beruhende Darstellung der Entwickelung des griechischen Unterrichts in Deutschland, seiner äußern und innern Geschichte und seines culturellen Einflusses. Statt dessen bekommen wir eine sich hauptsächlich an secundäre Quellen anlehnende, der festen Führung völlig entbehrende, ungleiche und lückenhafte Geschichte des höhern Schulwesens überhaupt und es bleibt unsere Aufgabe, aus dem Wuste des Unterrichtlichen und Erziehlichen die paar auf das Griechische sich beziehenden Zeilen herauszusuchen. Selbstverständlich kann eine Geschichte des griechischen Unterrichts nicht ohne stete Beziehung auf die Entwickelung des höhern Unterrichts überhaupt geschrieben werden; aber das Griechische sollte doch immer im Mittelpunkte der Darstellung bleiben als das eine Ziel, auf das alles abzweckt. Gegen den Schluß verflattert die Schrift völlig in einzelne Fetzen. Auch einige bedenkliche Sprachsünden finden sich in dem Büchlein (S. 4, 51). Als Standpunkt des Verfassers ergibt sich: möglichst wenig Grammatik! Gleich die Schriftsteller vor! Von ihnen aus nur so viel Grammatik, als schlechterdings nöthig!

Einen Nachhall der Schulconferenz stellt „Das Kasseler Gymnasium Lyceum Fridericianum der siebenziger Jahre" dar (Nr. 7). Man kennt die boshaften Bemerkungen, die nach der kaiserlichen Rede von vielen Seiten über die Anstalt gemacht wurden, welche mit der Bildung des kaiserlichen Prinzen einst betraut war; besonders auch eine gewisse Tagespresse bemächtigte sich mit ihrer ganzen Animosität des Gegenstandes. Nun, schon in der Conferenz selbst hat Kassel seine Genugthuung erhalten, und damit sind die thörichten Vorwürfe eigentlich abgethan. Ich möchte daher auch den Werth der obengenannten Schrift mehr darin suchen, daß sie einen Beitrag zum allgemeinen Bilde der Zustände und Verhältnisse liefert, welche während der letzten Jahrzehnte auf deutschen Gymnasien geherrscht haben. Es sind „Erinnerungen eines Schülers" auf Grund eines Tagebuchs. Solch ein sozusagen von den Klassenbänken aus gewonnenes Schulbild hat gewiß auch seine Bedeutung, zumal wenn das Verständniß des Mannes die klärenden Striche dazuthut. Der Verfasser knüpft in seiner Darstellung an Personen an, da „Personen, nicht Lectionen die lebendigsten Erinnerungen aus den Schuljahren zu sein pflegen". Am freiesten und treuesten ergeht sich sein Stift bei der Zeichnung verstorbener Lehrer, des geistreichen, vielgereisten Lindenkohl und des noblen, männlichen Schorre; bei den noch lebenden mußte er nothwendig befangen sein. Doch ergeben sich auch hier anziehende Bilder von Unterricht und Erziehung im kasseler Gymnasium. Es war ein reicher Unterricht, reich an Gewinn für das Leben, nicht nur für das Schulpensum, und eine von tüchtigen, zum Theile mit der ganzen Kraft von Originalen wirkenden Männern geübte Erziehung. Mit Humor wird nachgewiesen, daß von Ueberbürdung keine Rede sein konnte — wenigstens bei den regulären Schülern nicht. Auch Bismarck ist in der Schrift nicht vergessen — traurig freilich ist es, daß man das heutzutage besonders hervorheben muß.

Nr. 8 der zu besprechenden Schriften, Dr. W. Clasen's „Führer durch die Lehr- und Erziehungsanstalten Deutschlands", erwähne ich nur als Beleg für die dreisten Anforderungen, die man heutzutage an die Redaction eines ernsthaften Blattes und an eine ernsthafte Kritik zu stellen wagt. Die Broschüre will „den Familien der bessern Gesellschaft und allen denen, die in Erziehungsfragen zu entscheiden haben, ein Rathgeber sein in der wichtigen Frage, welchem Institute sie ihr Kind für die verschiedenen Ziele wissenschaftlicher, gesellschaftlicher, häuslicher oder künstlerischer Bildung und Erziehung anvertrauen dürfen"; sie wird aber „allen Interessenten franco und gratis" geliefert. Wer bezahlt sie also? Natürlich die Empfohlenen, und empfohlen wird nur, wer es bezahlt, empfohlen wird er dann durch seine eigene „Mitarbeiterschaft", d. h. durch sich selbst. Einige Stichproben haben mich denn auch sofort von der rührenden Objectivität dieses Führers sofort überzeugt. Das Buch ist kein Bädeker durch die pädagogische Welt der Pensionen und Institute, sondern lediglich ein Album von Zeitungsreclamen. Daran ändert auch der schönste, der Kritik „zur gefälligen Benutzung" beigegebene Zettel nichts.

Unter den pädagogischen Schriften und nicht im Rahmen mir gleichzeitig vorliegender Lyrik bespreche ich endlich auch E. Teller's „Pädagogisches Album" (Nr. 9). Denn dasselbe enthält wol recht beherzigenswerthe pädagogische Wahrheiten, die Früchte einer reichen Lehrer- und Erzieherfahrung, aber keinen Funken Poesie: die Verse sind eckig und hölzern, die Sprache ist die nüchternste von der Welt, und die Phantasie hat gar nichts mit diesen

„Dichtungen“ zu schaffen gehabt. Es ist eben nicht jeder ein Rückert oder auch nur ein Sutermeister. Und doch hat das Büchlein die zweite Auflage erlebt! Käufer war wol hauptsächlich die Lehrerwelt. Ist das nun ein Beweis für seinen unleugbaren pädagogischen Gehalt oder dafür, daß manchem redlichen Schulmeister im Drange seines Lebens der Sinn für das Poetische verloren gegangen ist?

Eduard Haug.

Feuilleton.

„Der Ernst in Wort und That gegen M. von Egidy und seine «Ernsten Gedanken» gerichtet von J. Pestalozzi“ (Kiel, Ernst Homann, 1891). Man merkt schon an diesem Titel, daß „herein mit gewichtigem Schritt ein Löwe tritt“, indeß, wenn er auch sehr siegesbewußt einhertritt: er bleibt nur ein ganz niedlicher kleiner Löwe! Wir sind weit entfernt davon, Herrn von Egidy, dem Verfasser der „Ernsten Gedanken“, das Wort reden zu wollen; auch in Bezug auf ihn kreißten wieder einmal die Berge und heraus sprang — ein Mäuschen! Auf der andern Seite bedauern wir aber auch zugestehen zu müssen, daß solche Gegner wie J. Pestalozzi, mögen sie persönlich noch so achtungswerth sein, Herrn von Egidy nicht aus dem Felde schlagen werden. Nach Pestalozzi konnte Herr von Egidy seine Schrift nur darum vom Stapel lassen, weil sein Einblick in das Sündenelend der Menschheit noch ein sehr beschränkter war. Pestalozzi selbst hat nun gefunden, daß gerade in den schwersten Augenblicken des Lebens die kirchliche Gemeinschaft dem Hülfsbedürftigen nichts (?!) zu bieten vermag. Für einen Grundschaden unsers Kirchenthums hält er die Ausübung des Kirchenregiments, die falsche Stellung der sogenannten Geistlichen als staatlich privilegirte Träger des geistlichen Amtes. Der Geist des Weltsinnes habe im landesherrlichen Summepiscopat eine seiner mächtigsten Stützen; Christus werde wiederkommen und sein tausendjähriges Reich aufrichten. Das Heil der Zukunft liegt allein darin, daß das Kirchenregiment den reformatorischen Elementen Raum schafft zu einer Wirksamkeit, zu der ihr Gewissen sie antreibt. Diese Reformation muß ausgehen von solchen wunderlichen Heiligen wie Herr Pestalozzi. Die arme evangelische Kirche hat ja noch viel Schlimmeres aushalten müssen; sie wird auch zwei solche Retter entgegengesetzter Richtung, wie M. von Egidy und J. Pestalozzi, noch bei ihren Lebzeiten abscheiden sehen — von der literarischen Bühne.

— Im Grote'schen Verlage in Berlin werden demnächst erscheinen die beiden nachgelassenen Werke Anton Springer's: „Albrecht Dürer“ und „Aus meinem Leben“, welche wohl geeignet sind, das Interesse weiter Kreise zu erwecken. Seit Jahrzehnten mit dem Studium Dürer's beschäftigt, ist der berühmte Kunstgelehrte erst am Abend seines Lebens zur Ausarbeitung und Niederschrift der Monographie über Albrecht Dürer gekommen. Er will in derselben nicht mit den großen speciell für den Fachgelehrten bestimmten Werken wetteifern, sondern das Facit der jetzigen Forschung ziehen und dies der Allgemeinheit zugänglich machen. In seiner Selbstbiographie, zu welcher Gustav Freytag und Hubert Janitschek Beiträge geliefert haben, schildert Anton Springer sein an Wandlungen und verschlungenen Schicksalswendungen so reiches Leben in der ihm eigenen überaus fesselnden Weise. Man darf in diesem Buche ein gut Stück Zeitgeschichte erwarten, das nicht nur der Kunsthistoriker, sondern jeder Gebildete mit Interesse verfolgen wird.

— Die von der Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig veranstaltete billige Lieferungsausgabe von Schopenhauer's Sämmtlichen Werken ist bis zur siebzehnten Lieferung gediehen, in welcher der zweite Band seines Hauptwerks „Die Welt als Wille und Vorstellung“ abgeschlossen wird. Außerdem enthält diese Lieferung den Anfang der „Schriften zur Naturphilosophie und zur Ethik“ und zwar beginnt sie mit der für die Erkenntniß der Schopenhauer'schen Philosophie höchst wichtigen Schrift „Ueber den Willen in der Natur“.

— Wie uns mitgetheilt wird, sind in den Verlag der Schulze'schen Hofbuchhandlung (A. Schwartz) in Oldenburg, welche schon im Anfange der siebziger Jahre gemeinsam mit der Verlagsbuchhandlung J. Guttentag in Berlin eine Gesammtausgabe von Stahr's Werken veranstaltet hat, folgende Hauptwerke von Adolf Stahr übergegangen: „Weimar und Jena“ (2. Aufl.), „Goethe's Frauengestalten“ (8. Aufl.) und „G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke“ (9. Aufl.). Neben einer Reihe anderer Stahr'scher Schriften hat die Schulze'sche Hofbuchhandlung des Verfassers allbekannte Werke über Italien in ihrem Verlag.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„The Athenaeum“ vom 29. August berichtet: „Ein deutsches Werk über Homer, wie «Homer: Ilias, erster bis neunter Gesang» von Hermann Grimm, welches die «Homer-Forschung» und die höhere Kritik ausschließt, welches die «Iliade» von einem rein literarischen und ästhetischen Standpunkte beurtheilt und in derselben das sorgfältig entworfene Werk eines einzigen Dichters erblickt, ist heutzutage fast eine Seltenheit.... Als Verfasser eines «Lebens Rafael's» und als Herausgeber eines Theils von Goethe's Briefwechsel, überdies in der englischen und italienischen Literatur bewandert, hat Dr. Grimm ein Recht, als «Aesthetiker» zu sprechen. Er hat uns den ersten Anfang einer Studie über die «Iliade» gegeben, die in einem leichten und lesbaren Stile geschrieben ist.... Mit seinen Ansichten stimmen wir keineswegs überein; aber trotzdem haben wir die Aufgabe, sie durchzulesen, angenehm gefunden. Er gibt eine vollständige Inhaltsangabe der ersten neun Bücher der «Iliade» als eines Kunstwerks und findet in der Anordnung wie in den Einzelheiten alles fehlerfrei.... Dr. Grimm veranschaulicht seine Analyse durch eigene Uebersetzungsbruchstücke, die von den weitschweifigen schmückenden Beiwörtern, vom eigenthümlichsten Merkmale des epischen Stils, sich freihalten, und so, wie uns scheint, viel von der Würze des Originals verlieren, und seine Zeilen zu recht kahlen, wiewol genauen Umschreibungen verwandeln. Auch das Metrum ist eigenthümlich und für unser Ohr unangenehm.... Aber wir wollen nicht Dr. Grimm nur auf diesen Grund hin verurtheilen; denn hat nicht Matthew Arnold uns gezeigt, daß ein Kritiker ersten Ranges zu höchst beklagenswerthen Ergebnissen kommen kann, wenn er versucht, Homer zu übersetzen, um seine eigenen Theorien zu beweisen?“

Dieselbe Zeitschrift vom 19. September bespricht den ersten Band einer vollständigen englischen Uebersetzung der Werke Heinrich Heine's, veranstaltet durch Leland.

Die gleiche Nummer enthält einen Aufsatz über Professor Heinrich Graetz und seine Verdienste um die Geschichte des Judenthums. Ueber sein Hauptwerk, die „Geschichte der Juden“, wird gesagt: „Es ist hier nicht der Ort, dieses große Werk zu kritisiren, aber wir können hervorheben, daß — trotz mancher Ungenauigkeiten, für welche der Verfasser nicht immer verantwortlich

war, da sie oft durch den Mangel an Urkunden verursacht wurden — Graetz' Buch das Hauptwerk über jüdische Geschichte bleiben wird; und da es in einem anziehenden Stile geschrieben ist, so ist es auch solchen Lesern zugänglich, die nicht Specialisten sind, indem der schwierigere Stoff in gelehrte Anmerkungen verwiesen ist."

Ferner enthält diese Nummer eine Inhaltsangabe und Beurtheilung des zweiten Bandes des Werks: „Cultur und Industrie südamerikanischer Völker, nach den im Besitze des Museums für Völkerkunde zu Leipzig befindlichen Sammlungen von A. Stübel, W. Reiß und B. Koppel. Mit Text und Beschreibung der Tafeln von Max Uhle."

— Die in Rom erscheinende Monatsschrift „Minerva" berücksichtigt in ihrer bibliographischen Rundschau vielfach deutsche Werke. Im Julihefte wird zunächst Ludwig Stein's Werk: „Leibniz und Spinoza" besprochen. „Es ist sicher, daß alle Studenten der philosophischen Disciplinen hier meisterhaft den gegenseitigen Einfluß dargelegt finden werden, den die beiden großen Denker aufeinander ausübten.... Stein hat nicht verfehlt Rücksicht zu nehmen auf das, was sich bisjetzt über das Verhältniß zwischen den beiden Philosophen gefunden hatte, und stellt es vorher in einem besondern Kapitel dar. Aber man kann sagen, daß der größte Theil des Buchs wirklich neu ist; besonders ist neu das gelehrte Vorwort zu den «Inedita Leibniziana», welche in dem Anhange zum Bande veröffentlicht sind. Diese noch nicht veröffentlichten Schriften, zum Theile deutsch, zum Theile französisch, liefern einen beachtenswerthen Beitrag zu den Studien über Leibniz, und die Vorrede Stein's weiß ihn zu seinem ganzen Werthe zu erheben."

Weiter wird hervorgehoben Franz Eyssenhardt's Buch: „Italien. Schilderungen alter und neuer Dichter", „dessen Titel schon genügen wird, um es zu empfehlen". Als unzureichend wird der Theil beurtheilt, der die Beiträge der Italiener enthält. „Der zweifellos interessantere Theil ist derjenige von neuern Ausländern.... Allerdings ist auch in diesem Theile die Sammlung ohne Zweifel voll von Lücken; aber trotzdem ist das, was sich hier findet, zum größten Theile gut gewählt und man liest es mit Vergnügen."

Die deutsche Uebersetzung von Emerich von Madach's Drama: „Die Tragödie des Menschen" von Andor von Sponer wird beurtheilt wie folgt: „Ueber die Uebersetzung Doczi's hat diejenige Sponer's den Vortheil einer unvergleichlich treueren metrischen Nachahmung; der Uebersetzer, ein Ungar, hat keine Schönheit des Stils des Originals aufgeben wollen, um eine sprachlich gute deutsche Uebersetzung geben zu können. Auf diese Weise wird nun das Werk Madach's der Literatur und der Bewunderung aller zugänglich."

Ueber das Werk des Freiherrn Leo von Kalbermatten: „Sumpfleben und Jagden", wird gesagt: „Es ist der Bericht eines deutschen Gelehrten, Ornithologen und leidenschaftlichen Jägers, der von Wien aus auf der Donau nach dem Schwarzen Meere und bis nach Kleinasien fährt, immer jagend, studirend und ordnend, und fast ohne es zu wollen — denn der Verfasser gesteht, daß er nicht literarisch gebildet sei — bietet er uns ein Buch voll Interesse." Im Anschluß hieran wird berichtet über das in gleichem Verlage (Wien, Hartleben) erschienene Buch Wilhelm Kreuth's: „Aus den La Plata-Staaten": „Der Reisende erzählt hier keine großen Neuigkeiten, aber er ist ein praktischer und uneigennütziger Beobachter."

Arthur Mülberger's „Studien über Proudhon" werden als verdienstvolles Werk bezeichnet. „Die Veröffentlichung Mülberger's wird in Deutschland ein um so lauteres Echo finden, als die Proudhon'sche Lehre auch theoretisch dem Staatssocialismus feindlich gegenübersteht, der in Deutschland zu herrschen anfängt."

Hingewiesen wird sodann noch auf Richard Berg: „Der wirthschaftliche Nothstand und ein Weg zum Bessern" und auf Max Bewer: „Bismarck und Rothschild".

Bibliographie.

Arwed, E., Ein Diplomat. Roman. Leipzig, W. Friedrich. 8. 3 M.

Bahr, H., Russische Reise. Dresden, E. Pierson. 8. 2 M.

Bax, R., Vereinfachte Volksorthographie. Blicke auf orthographische Mängel und Winke zur Beseitigung derselben. In gedrängter Kürze dargestellt. Erfurt, B. Bacmeister. Gr. 8. 60 Pf.

Blum, M., Kettlich' Kinner. Leipzig, C. Reißner. 8. 1 M. 50 Pf.

Deutsche Denker und ihre Geistesschöpfungen. Herausgegeben von O. Wilda. 9. bis 12. Hft.: J. Köstlin. Eine Autobiographie. Danzig, C. Hinstorff. 12. à 60 Pf.

Ettel, K., Der zerbrochene Amor. Lustspiel. Wien, G. Szelinski. Gr. 8. 50 Pf.

Falckenstein. Kurze Erzählungen eines langen Lebens. Dem Infanterie-Regimente Vogel von Falckenstein (7. Westfälischen) Nr. 56 gewidmet. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 12. 40 Pf.

Götze, H., Es beginnt zu tagen! Ein Wort zur Schulreform und zur Erziehung der Jugend, gerichtet an das deutsche Bürgerhaus. Berlin, Brachvogel u. Ranft. Gr. 8. 1 M.

Harbort, F., Sozialdemokratie und Volksschule. Hannover, C. Meyer. Gr. 8. 80 Pf.

Hildebrand, H., Ich habe gelogen! Eine Charakter-Studie. Berlin, W. Issleib. 8. 1 M.

Hoffmans, L., Ist der Engel'sche Zonentarif-Vorschlag durchführbar? Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 60 Pf.

Hundhausen, T., Wir sind nicht Sozialdemokraten! Antwort auf die Brochüre: „Sind wir Sozialdemokraten?" Berlin, H. Brieger. Gr. 8. 60 Pf.

Kaiser, werde hart! Offener Brief an den mächtigsten Mann im Reiche. Von Ghibellinus. Weimar, H. Weißbach. Gr. 8. 80 Pf.

Kreyenberg, G., Theodor Körner. Festschrift zum 100jährigen Geburtstage des deutschen Sängers und Helden am 23. September 1891. Mit zahlreichen echten Bildnissen und anderen Abbildungen. Dresden, L. Ehlermann. Lex.-8. 2 M. 40 Pf.

Livonius, W., Chronik des Füsilier-Bataillons 2. Hanseatischen Infanterie-Regiments No. 76 von der Errichtung bis zur Rückkehr aus dem Feldzuge 1870/71. Lübeck, B. Nöhring. Gr. 8. 2 M.

Loewy, T., Der Idealismus Berkeley's, in den Grundlagen untersucht. Wien, F. Tempsky. Lex.-8. 2 M. 80 Pf.

May, A., Gegen den Strom. Romantische Erzählung aus der socialen Gegenwart. Regensburg, Verlags-Anstalt. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.

Nekrassow, Russische Frauen. In deutscher Uebertragung von A. von Timroth. Dresden, E. Pierson. 12. 1 M.

Ressel, E., Theodor Körner und seine Zeit. Zur Feier des 100. Geburtstages des Dichters am 23. September 1891. Mit einem Weihegesang. Reichenberg, J. Fritsche. Gr. 8. 40 Pf.

Ressel, G. A., und C. Morgan, Die Glücksgodl. Posse mit Gesang. Leipzig, Literarische Anstalt A. Schulze. Gr. 8. 80 Pf.

Ruhland, G., Die Zukunft des Goldes und die Süss'sche Theorie. Nebst Anhang: Die Goldfelder Südafrikas. Von G. Helm. Tübingen, H. Laupp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Rumbaur, O., Stanley's sämtliche Reisen in Afrika und Emin Paschas, Wißmanns, Dr. Peters Erlebnisse im dunkeln Erdteil. Nach eigenen Berichten der Forscher für weitere Kreise bearbeitet. Mit Illustrationen, welche zum Teil den Original-Werken entnommen sind. 1. bis 6. Lfg. Berlin, A. Weichert. Gr. 8. à 25 Pf.

Sandvoß, R., Für praktisches Christenthum. Gedichte. Wernigerode, B. Angerstein. 8. 1 M.

Schlie, D., Dr. Anton Rée. Zur Würdigung seiner Bestrebungen und Verdienste. Hamburg, C. Kloss. 12. 50 Pf.

Schröer, M. M. A., Ueber Erziehung, Bildung und Volksinteresse in Deutschland und England. Dresden. O. Damm. 8. 1 M 80 Pf.

Smolle, L., Feldmarschall Radetzky. Sein Leben und seine Thaten. Wien, G. Szelinski. 8. 1 M. 40 Pf.

Stoll, A., Friedrich Karl von Savigny's sächsische Studienreise 1799 und 1800. Leipzig, G. Fock. Gr. 4. 1 M.

Stutzke, A., Der deutsch-französische Krieg 1870/71 unter vorzugsweiser Berücksichtigung der Verluste der deutschen Armeen. Nach amtlichen Quellen bearbeitet. Mit 38 Verlust- bezw. Gefechtstabellen und 1 Karte. Gumbinnen, C. Sterzel. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Sulza, Martha v., In stillen Stunden. Leipzig, M. Kellner. 12. 1 M. 50 Pf.

Suttner, Bertha v., Doktor Hellmuts Donnerstage. Dresden, E. Pierson. 1892. Gr. 8. 3 M.

Tovote, H., Der Erbe. Dresden, E. Pierson. 8. 2 M.

Treller, F., Die heilige Nacht. Ein Weihnachtsspiel für die Volksbühne mit geistlichen und weltlichen Gesängen. Kassel, M. Brunnemann. Gr. 8. 1 M.

Wallrichs sen., F., Die Kohle und ihre Verwendung. Eine in Reimen geschriebene Abhandlung über die Benutzung der Kohle im Bereiche der Elec- tricität, des Weltverkehrs, der Industrie, ihr Verbrauch zu Beleuchtungszwecken, ihre — durch die mannichfachsten Prozesse hervorgerufene — Wiedereinführung in den Haushalt der Natur, als Kohlensäure, ihr Vorkommen in verschiedenen Verbindungen u. s. w. Oldenburg, Schulze. 8. 50 Pf.

Wolf, Die That des Arminius. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 3 M.

Zahn, W., Geschichte der Altmark. Stendal, R. Schindler. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von Rudolf Mosse in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Kolonien: Land und Leute,

geschildert von

Dr. Berthold Volz,

Director des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam.

Mit 71 Abbildungen und 2 Karten.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M. 50 Pf.

Die „Allgemeine Zeitung“ sagt über das Werk:

„Ein herrliches Buch, das uns in classischem Deutsch unsere Colonien vorführt. Kamerun, Togo, Deutsch-Südwestafrika, Deutsch-Ostafrika und die Südseecolonien werden mit gleicher Meisterschaft geschildert. Es kann nicht fehlen, daß dieses treffliche Werk in jeder deutschen Familie, besonders aber in unsern Schulbibliotheken willkommene Aufnahme finden wird.“

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1891. Elftes Heft.

Inhalt: Der weiße Rabe. Novelle von Otto Roquette. (Schluß.) — Die wirthschaftliche Lage Marokkos. Von Gustav Diercks. — Kritisches und Unkritisches über Bayreuth. Von Heinrich Reimann. — Der Geist der neuern polnischen Poesie. Von B. G. — Die Verwaltungsreform in Ungarn. Von Professor Dr. J. H. Schwicker, Mitglied des ungarischen Reichstages in Budapest. — Aus der Schweiz. Von Professor Dr. Bloesch in Bern. — Die Verproviantirung der Civilbevölkerung der französischen Festungen. Von **a. — Todtenschau.

„Unsere Zeit“ erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Separatausgaben aus Schopenhauer's Werken.

8. Jedes Bändchen geh. 2 M., geb. 3 M.

Arthur Schopenhauer über Genie, große Geister und ihre Zeitgenossen. Eine Sammlung von Stellen aus seinen Werken.

Arthur Schopenhauer über Urtheil, Kritik, Beifall, Ruhm, Wahrheit und Irrthum. Eine Sammlung von Stellen aus seinen Werken.

Zwei Sammlungen charakteristischer Aeußerungen Schopenhauer's über die in den Titeln genannten Themata, von besonderm Interesse mit Rücksicht auf Geistesrichtungen und Willensströmungen der neuesten Zeit.

Früher erschienen:

Aphorismen zur Lebensweisheit. Zwei Bändchen.

Ueber den Tod und sein Verhältniß zur Unzerstörbarkeit unsers Wesens an sich. — Leben der Gattung. — Erblichkeit der Eigenschaften.

Philosophie der Kunst. Zwei Bändchen.

Ueber Religion und Schicksal.

Ueber das Geistersehn und was damit zusammenhängt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Geschichte

der

Christlich-lateinischen Poesie

bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts

von

M. Manitius.

Großoktav. 528 Seiten. Preis geheftet M. 12 —.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Otto Weddigen, Gedichte (Gesammtausg.) 2. durchgeseh. u. verm. Aufl. brosch. 4 M., geb. 5 M.

Otto Weddigen, Fabeln, Parabeln u. Sprüche. 4. sehr verm. Aufl. brosch. 1 M. 50 Pf., geb. 2 M.

Otto Weddigen, Märchen (Gesammtausgabe). 4. Tausend. brosch. 3 M., geb. 3 M. 50 Pf.

!! Hervorragende litterar. Erscheinungen !!

Verlag v. Rud. Bechtold u. Comp., Wiesbaden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die

Sprichwörtlichen Redensarten

im deutschen Volksmund

nach Sinn und Ursprung erläutert.

Ein Beitrag zur Kenntnis deutscher Sprache und Sitte

von

Wilhelm Borchardt.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Ein Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten“.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per 3/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose 850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Zu haben in den meisten durch unsere Plakate kenntlichen Apotheken, Conditoreien, Colonial-waaren-, Delicatess-, Drogen- und Spezial-Geschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigentheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 12. November 1891.

Spanische Literatur.

1. Ausgewählte Schauspiele des Don Pedro Calderon de la Barca. Zum erstenmal aus dem Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von K. Pasch. Erstes Bändchen: Spaniens letzter Zweikampf. Der Galicier Luis Perez. Freiburg i. Br., Herder. 1891. 8. 1 M. 80 Pf.

Die romantische Schule Deutschlands hat sich das Verdienst erworben, in unserm Vaterlande das Interesse für die großartigen dramatischen Dichtungen der Blütezeit der christlichen Literatur Spaniens und im besonderen für die Calderon's de la Barca zu erwecken, der in seinen Werken das ganze Geistes- und Empfindungsleben seiner Landsleute zu seiner Zeit in meisterhafter Weise zum Ausdruck brachte. Während des ersten Drittels dieses Jahrhunderts wurden, der gegebenen Anregung entsprechend, die hervorragendsten Werke des spanischen Dichters zum Gegenstande sorgfältiger Studien gemacht und mehrfach übersetzt. Es trat dann aber ein Rückschlag gegen die Romantik ein, Calderon's Werke fanden nur in den Studirstuben einzelner Gelehrten Zuflucht und Anerkennung, und zwar waren es besonders fromme Katholiken, die das Interesse für den großen katholischen Dichter wach zu halten suchten. Naturgemäß lenkte sich ihre Aufmerksamkeit aber hauptsächlich den zahlreichen geistlichen Dichtungen Calderon's zu, die in Dr. Lorinser einen begeisterten Verehrer und hochbegabten Uebersetzer gefunden haben. Erst die Calderonfeier im Jahre 1881 brachte den spanischen Dichter von neuem der deutschen gebildeten Welt in Erinnerung, man fing wieder an, sich mit ihm zu beschäftigen, seine Werke durch Commentare und Uebersetzungen dem Verständnisse des Lesepublikums näher zu bringen, das Leben des Dichters zu beschreiben. Eine ganze Reihe von tüchtigen Werken sind seitdem über ihn hier erschienen und unter andern liegt uns nun der erste Band eines größern Unternehmens vor, das von allen, die für die spanische Literatur ein Interesse haben, mit Freude begrüßt werden muß. Professor Pasch, der schon mehrere Beweise seiner gründlichen Kenntnisse der Werke Calderon's und der einschlägigen Literatur gegeben hat, ist an die Aufgabe herangetreten, das Werk Lorinser's zu ergänzen und den Uebersetzungen der geistlichen Schauspiele nunmehr die von vierzehn andern Werken Calderon's und zwar hauptsächlich von geschichtlichen Theaterstücken hinzuzufügen. Es haben bisher in dieser Hinsicht in der deutschen Uebersetzungsliteratur sehr empfindliche Lücken bestanden und es ist sehr dankenswerth, daß dieselben endlich ausgefüllt werden sollen; denn von den für die Uebersetzung auserwählten Stücken, von denen viele zu den hervorragendsten Werken Calderon's gerechnet worden sind und werden, ist bisher nur ein einziges in freier Bearbeitung in Deutschland erschienen, alle übrigen sind noch niemals ins Deutsche übertragen worden. Den des Spanischen nicht Mächtigen wird somit die Gelegenheit geboten werden, ihre Kenntniß Calderon's beträchtlich zu erweitern. Und doch wird auch dann genug übrig bleiben, um mehrere andere Uebersetzer zu beschäftigen.

Der Verfasser des uns vorliegenden ersten Bandes liefert in diesem den Beweis, daß er seine Aufgabe mit vollem Ernst erfaßt und sich ihre Ausführung nicht leicht gemacht hat. Calderon ist stellenweise sehr schwer zu verstehen und es ist zu seinem Verständnisse nicht nur eine sehr gründliche Kenntniß des Spanischen, sondern auch die der Culturgeschichte seiner Zeit erforderlich. Die Sprache der Landleute, der Provinzialen und hauptsächlich die der komischen Figuren, der Graciosos, bietet wegen der zahlreichen Wortspiele, volksthümlichen Ausdrücke, Sprichwörter, oft selbst den gelehrten spanischen Auslegern viele Schwierigkeiten. Es ist daher nur zu billigen, daß der Uebersetzer an solchen Stellen, die entweder durch genaue

Uebersetzung ihren beabsichtigten Zweck verlieren würden, oder deren Sinn nicht völlig klar ist, dem Leser in Anmerkungen die eigentlichen Ideen des spanischen Verfassers klar zu machen sucht, im Texte aber die betreffenden Gedanken in freier Uebertragung wiedergibt.

Ein Vergleich der Uebersetzungen mit den spanischen Originalen zeugt durchweg von großer Sorgfalt in der Ausführung der erstern und dem eifrigen Bestreben, den Inhalt so wortgetreu wie möglich wiederzugeben, sich den Versmaßen der spanischen Werke genau anzuschließen, ohne doch dem deutschen Sprachgenius Zwang anzuthun. Jedem der übersetzten Stücke ist eine kurze Abhandlung vorangeschickt, in der die geschichtlichen Vorgänge, welche der Dichtung als Vorwurf gedient haben, wichtige culturgeschichtliche Bemerkungen und literarische Nachweise zusammengestellt sind, die für den mit allen einschlägigen Fragen nicht vertrauten Leser von großem Nutzen sein dürften.

Bei dem großen Interesse, das sich seit einiger Zeit in Deutschland für alles, was sich auf Spanien bezieht, kundgibt, halten wir dieses Unternehmen für sehr zeitgemäß und glauben, daß es in Anbetracht seiner ausgezeichneten Ausführung allgemeinen Beifall finden wird.

2. Catalanische Lieder von Jacinto Verdaguer. Deutsch von Clara Commer. Münster i. W., Aschendorff. 1891. Gr. 16. 1 M.

Das Wiedererwachen der catalanischen Dichtkunst und die eifrige Pflege der catalanischen Sprache und Literatur gehören zu den bemerkenswerthesten Erscheinungen, die die Geschichte des modernen Geisteslebens Spaniens aufzuweisen hat.

Im Bereiche des frühern Königreichs Catalonien und der heutigen Provinz dieses Namens sowie des benachbarten Valencia und auf den Balearen hatte sich ja der Gebrauch der dort einheimischen ältesten romanischen Tochtersprache des Lateinischen dauernd erhalten, sie war jedoch zu einem Volksdialekt herabgesunken und wurde nur im Provinzialverkehr angewandt. Wenn auch im Laufe der verflossenen Jahrhunderte manche Werke in dieser Sprache abgefaßt wurden, so waren es doch auch nur solche, die ausschließlich für den Vertrieb in jenen Gegenden berechnet waren, und von einer catalonischen Literatur im höhern Sinne des Worts konnte keine Rede sein. Das Wiedererwachen des provenzalischen Localpatriotismus und die Wiedereinführung der Blumenspiele zur Pflege der Dichtkunst übte zu Anfang dieses Jahrhunderts auch auf Catalonien ihren Einfluß aus und rief dort ähnliche Bestrebungen hervor. Doch entbehrten die letztern jeder Bedeutung, bis eine Gruppe einflußreicher Catalanen in der Förderung der Entwickelung einer neucatalanischen Literatur ein geeignetes Mittel zur Verfolgung ihrer particularistischen politischen Zwecke erblickten und durch Begründung einer catalanischen Tagespresse, durch Erneuerung der alten Blumenspiele eine nachdrückliche Anregung gaben, die auf den fruchtbarsten Boden fiel. Vom Jahre 1856 an nahm diese Bewegung sehr rasch einen außerordentlichen Aufschwung und binnen kurzem erstanden Hunderte von Dichtern und Schriftstellern, die ihre Lebensaufgabe darin erblickten, ihrem engeren Vaterlande eine bedeutende Literatur zu geben. Die eigentliche Seele dieser Bestrebungen war der Geschichtsforscher und liberale Staatsmann Victor Balaguer, der auch als Dichter zahlreiche Triumphe gefeiert hat.

Um die Mitte der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts erschien unter den Bewerbern um die ersten Preise bei den Blumenspielen Cataloniens auch der 1845 als Sohn eines Bauern und Steinhauers geborene Jacinto Verdaguer, ein junger Geistlicher, der durch seine ersten Dichtungen schon die Aufmerksamkeit Mistral's und anderer provenzalischen Dichter Südfrankreichs auf sich lenkte. Gottbegeisterter Mystiker wandte er sich mit Vorliebe der geistlichen Dichtung zu; seinen Weltruf erlangte er jedoch durch die epische Dichtung „Atlantida", in welcher er den Untergang der alten sagenhaften Atlantis und die Entdeckung Amerikas feierte. Es ist nicht nur das Epos der Catalanen, sondern überhaupt die einzige bedeutende epische Dichtung, welche die spanische Literatur aufzuweisen hat, der es durch gute Uebersetzungen zu eigen gemacht worden ist.

Leider ist diese Dichtung noch viel zu wenig bekannt und es wäre zu wünschen, daß sie einen geeigneten deutschen Uebersetzer fände. Das vorliegende kleine Werkchen vermag uns leider keine zutreffende Vorstellung von der eigentlichen Bedeutung des berühmten catalanischen Epikers zu geben. Wir finden hier nur den mystisch-katholischen Lyriker, der in Deutschland schwerlich viele begeisterte Anhänger und Freunde finden wird, da seine Schwärmereien der nüchternen Geistesrichtung der deutschen Katholiken überschwenglich erscheinen müssen. Die Uebersetzerin hat sich überdies bemüht, sich den Versmaßen der Originaldichtungen und dem Wortlaute der letztern so eng als möglich anzuschließen, was den Nachdichtungen großen Eintrag thut. Die deutsche Sprache ist in ihrem Bau, Wesen und Charakter ganz verschieden von der catalanischen, die in wenigen kräftigen Worten ausdrückt, was im Deutschen in längern Sätzen wiedergegeben werden muß. Im Catalanischen konnten daher auch ganz kurze Versmaße von wenigen Silben angewandt und Reim und Assonanz in ausgedehntestem Maße benutzt werden. Der Versuch, dies in den deutschen Uebersetzungen zu thun, mußte fehlschlagen; die Gesetze des deutschen Stils mußten durch unnatürlich gezwungene Wendungen nothwendigerweise häufig verletzt werden. Die getreue Wiedergabe des Inhalts der ausgewählten Gedichte gibt jedoch dem Leser eine gute Vorstellung von der tiefen religiösen Empfindung des catalanischen Dichters.

G. Diercks.

Neue Romane und Novellen.

1. Drei Schwestern. Roman von Hermann Heiberg. Leipzig, Friedrich. 1891. 8. 6 M.
2. Das Recht der Gegenwart. Roman von Erich Meyer. Berlin, Janke. 1891. 8. 4 M.
3. Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen. Culturgeschichtliche Novelle von Adolf Voegtlin. Leipzig, H. Haessel. 1891. 12. 3 M.
4. Nordische Novellen. Uebertragen von P. J. Willatzen. Bremen, M. Heinsius Nachfolger. 1891. 8. 4 M.

Die Vorstellung einer ungehemmt über das Papier laufenden Feder hat etwas Unheimliches; kaum daß sie absetzt, um einen neuen Bogen zu beginnen. „Wehe, wenn sie losgelassen!" Sie rast in geschwinder Eile fort, und kaum die Tinte ist flüssiger als der Gedanke, der sie treibt. Dieses unheimliche Bild, unheimlich, weil es in einer Hand die Fähigkeiten einer Maschine zu vereinigen scheint, schwebte uns beim Lesen des — wenigstens für uns — neuesten Romans von Hermann Heiberg: „Drei Schwestern" (Nr. 1), unabläffig vor Augen. Wir sahen Bogen auf Bogen sich mit schwarzen Zeichen bedecken, und ein Dämon, Recensentenpflicht genannt, zwang unsere Augen, dem wachsenden Grausen dieses Schauspiels zu folgen, bis ihnen das Sehen verging und sie nur noch in einer Art hypnotischen Dämmerzustandes ihren Dienst thaten. Selbst als die 543. Seite geendet und die Feder innehielt, schrieb sie vor unsern Augen noch weiter und das Hirn war in der Verfassung eines, der die Melodien der Drehorgel nicht bannen kann, die ihn auf einer Schießwiese umschwirrt haben. Und dennoch, das Schicksal eines solchen schien uns neidenswerth im Vergleiche zu dem unserigen.

Der Glückliche hatte wenigstens mehrere Drehorgeln gehört und konnte sich selbst in der Erinnerung noch an der Verschiedenheit der Weisen ergötzen. Heiberg hatte nur eine Walze aufgezogen und spielte sie bis zur Erschlaffung der Nerven des Hörers. Das Grundthema aber der Melodie war ein alltägliches; es lautete: Geld, das liebe, gute, böse Geld. Die drei Schwestern hatten alle Geld; die eine legte es in Hypotheken an und verborgte für mäßige Zinsen, die zweite verwandte es im Geschäfte und trug es auf die Sparkasse, die dritte aber brachte es in Saus und Braus durch. Es ist nun tausend gegen eins zu wetten, daß die dritte versucht, den Schwestern das abzulocken, was weiland Pumpus von Perusia erfunden hatte: ein Darlehen. Und richtig, sie thut es, bei der einen jedoch nur mit Erfolg, und zwar mit so nachhaltigem Erfolge, daß auch diese auf den Standpunkt der Verschwenderischen anlangt, nämlich bei dem Nichts. Das alles ist nun nichts Unerhörtes. Hermann Heiberg aber meinte wol, etwas besonders Interessantes gefunden zu haben, Zola hatte ja auch einen Roman vom Geld geschrieben, und was Zola recht ist, ist Hermann Heiberg billig. Daß es dabei auf das Wie ankommt, ließ er freilich außer Acht. Die Zeit drängte, das frische Ries Papier lag da, und es mußte beschrieben werden. Als „beliebter Erzähler" konnte der Verfasser darauf rechnen, daß auch die entsprechenden Ballen bereits dalagen, um darauf das Geschriebene noch schneller zu drucken, und wie eilig es der Verleger hatte, das Werk der sehnsüchtig wartenden Welt zuzustellen, lehrt der ungeheftete Zustand des Buchs. Vielleicht liegt aber dieser Einrichtung ein tieferer Sinn zu Grunde. Man sagte sich, der Leser könne vielleicht bei dem Erscheinen des nächsten Romans noch mit diesem nicht zu Ende sein, man bot ihm also zur Beschleunigung der Lektüre Gelegenheit, unbemerkt diesen oder jenen Bogen fallen zu lassen und könnte das mit um so besserm Gewissen thun, als der Zusammenhang durch Auslassung von einigen Bogen wenig gestört wird. Um dem Leser aber doch ein gebildetes Urtheil zu ermöglichen, legte man einen Prospect bei, der auch den „Drei Schwestern" einen Empfehlungsbrief von Hans Merian beigibt. „Ein echt Heiberg'sches Buch!" heißt es da; man frägt sich, ob das eine Schmeichelei gegen den Verfasser sein soll oder eine Beleidigung, denn wir kennen bessere Werke des Autors. „Ein durchaus realistisches Familiengemälde", „es erinnert an jene alten Familienporträts der Holländer, wo jede einzelne Figur trefflich individualisirt und charakterisirt erscheint, und doch in allen der gemeinsame Zug der Verwandtschaft klar zu Tage tritt". Dieser Zug der Verwandtschaft ist der der ödesten Alltäglichkeit und Gewöhnlichkeit, der Zug von Dutzendmenschen, wie sie das Pflaster der modernen Städte treten, uninteressant und ohne hervorstechende Charakterzüge, kurz die platte, nüchterne, langweiligste Wirklichkeit, über deren Bannkreis wir uns erheben wollen, wenn wir zu einer Dichtung greifen. Diesen Namen verdienen aber die „Drei Schwestern" nicht; sie sind weiter nichts als Unterhaltungslektüre und erfüllen als solche nicht einmal ihren Zweck.

Einem jungen Talente, vielleicht einem völligen Neulinge begegnen wir in Erich Meyer, dessen Roman: „Das Recht der Gegenwart" (Nr. 2), von dem Bestreben, Alltägliches und Triviales zu meiden, allenthalben Zeugniß ablegt. Die Erzählung umfaßt zwei miteinander nur lose zusammenhängende Handlungen oder besser gesagt psychologische Vorgänge. Denn es geschieht eigentlich sehr wenig und die Thätigkeit des Erzählers erschöpft sich in eingehender Charakteristik der wenigen Figuren und in liebevoller Schilderung der Scenerie. Nicht unwesentliche Theile der Handlung liegen ferner vor dem Zeitpunkte, in welchem die Erzählung einsetzt. So die Geschichte der Liebe des Heinrich von Röden zu der Schauspielerin, welcher er dann als Frau von Holm wieder begegnet, und die Ereignisse, die die Künstlerlaufbahn des Malers Kärst so jäh abschneiden. Hätte der Verfasser diese Ereignisse sich vor unsern Augen unmittelbar abspielen lassen, so

wäre es ihm vielleicht gelungen, die Charakteristik seiner Figuren noch mehr zu vertiefen und sie unserer Theilnahme noch näher zu rücken. So sehen wir weniger werdende als bereits ausgeprägte Charaktere. Wir würden den Haß des Malers gegen den Mann wachsen sehen, der ihm im Duell den Arm zerschossen und ihn dadurch unfähig zur Ausübung seines Berufs gemacht hat; wir würden ferner tiefer in das Verhältniß des jungen Röden zu Frau von Holm blicken und das Vergleichen dieser Jugendleidenschaft besser verstehen. Immerhin ist es dem Verfasser gelungen, ein lebhaftes Interesse für seine Personen uns einzuflößen, besonders für den Maler Kärst, dessen Schicksal an sich fesselnd genug ist. Die Conflicte sind mit sicherer Hand geschürzt und gelöst, bis auf die Beziehungen, die Frau von Holm mit Kärst und Röden verknüpfen, da überhaupt ein Schlüssel zum vollen Verständnisse dieses Frauencharakters nicht geboten wird. Ein hübsches Talent zu Naturschilderungen verräth sich in der über den Rahmen der Erzählung etwas weit hinausgehenden Schilderung der Sturmflut, welcher das Dorf Klützen zum Opfer fällt.

Den Ruhm, einem guten Muster zu folgen, kann Adolf Voegtlin für sich beanspruchen, der im Stil wie in der Wahl des Stoffs in seiner culturgeschichtlichen Novelle „Meister Hansjakob" (Nr. 3) in die Fußstapfen Konrad Ferdinand Meyer's tritt, dem das Werk auch gewidmet ist. Die zum Theile in Zürich, theils in Wettingen spielende Erzählung versetzt uns in die Zeit des Ringens des Protestantismus mit dem Katholicismus im 17. Jahrhundert und führt uns klösterliches und bürgerliches Leben in gegensätzlich bewegten, anschaulichen Bildern vor. Die kräftige markige Sprache, die lebendige, überall aus frischer gegenständlicher Anschauung der Dinge und Geschehnisse fließende Art der Erzählung, über der hie und da ein Schimmer von gemüthvollem Humor freundlich aufleuchtet, gestalten die Lektüre des Buchs zu einem Genusse, der noch lange in der Erinnerung nachwirkt. Dabei besitzt der Erzähler die Kunst, ohne in lästige Breite zu verfallen, den Leser immer zu liebevoller Versenkung in den jeweilig auftauchenden Gedanken und in das jeweilige Bild zu zwingen und die Phantasie, ohne ihr die anregenden Momente allzu karg zuzumessen, doch immer zu eigener Thätigkeit zu veranlassen, sodaß wir uns bei aufmerksamer Theilnahme bald mit dem Gegenstande der Erzählung verwachsen fühlen. Voegtlin kennt das Geheimniß, daß ein Dichter oft mehr durch das wirkt, was er verschweigt, als durch das, was er sagt, und bleibt dabei dennoch immer der Meister, der die Saiten des Instruments so rührt, daß sie nur in einen, den von ihm gewollten Accord ausklingen können. Werke dieser Art erfordern freilich mehr liebevolle Sammlung, als sie gemeinhin unsere hastende Zeit besitzt. Das Was der Erzählung ist nicht besonders hervorragend, die Conflicte sind nicht besonders mächtig und zündend, aber das Wie verräth eine kräftige, in sich gesammelte dichterische Natur, deren ferneren Aeußerungen man mit Interesse entgegensehen darf.

Eine Reihe von „Nordischen Novellen" (Nr. 4) führt uns ein als Uebersetzer aus dem Dänischen vielfach thätiger Schriftsteller, P. J. Willatzen, vor. Wir sind zu wenig Kenner der einschlagenden Literatur, um prüfen zu können, ob der Geschmack in der Auswahl der Stücke dem anerkennenswerthen Geschicke der Uebersetzung entspricht, die sich leicht und fließend liest und nirgends die Spuren der Mühe der Uebertragung erkennen läßt. An und für sich will uns diese neue Gabe aus dem Reiche der Allerweltsliteratur nicht als eine sonderliche Bereicherung unseres literarischen Besitzthums erscheinen; denn sie enthält weder besondere vom Reize des Fremdländischen, dem wir uns so willig hinzugeben gewohnt sind, umgebene Eigenart, noch sonst irgendwelche hervorspringende Merkmale, die für unsere Production anregend und befruchtend wirken könnten. Derartige Reize und Wirkungen dürften im allgemeinen überhaupt nur von literarischen Erzeugnissen einer selbständig in sich abgeschlossenen Nation ausgehen, in der ein reges, fruchtbares geistiges Leben pulsirt. Davon lehren uns die „Nordischen Novellen" nichts; sie sind bestenfalls ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die Kunst des Fabulirens auch bei dem dänischen Volke zu Hause ist. „Fabuliren" ist so recht eigentlich der treffende Ausdruck für die Art der Erzählungen, die uns hier vorliegen. Die Freude an dem wunderlichen Laufe der Dinge auf dieser Welt ergeht sich in der Mehrzahl der Erzählungen mit sichtlichem Behagen und gestaltet sich zu einer Romantik, die einen starken Strich in das Hausbackene, Nüchterne und Belehrende an sich trägt. So wird in der Erzählung „Die Räuberstube" von St. St. Blicher, die sich durch lebendige Naturschilderung auszeichnet, Gespensterspuk und die Romantik eines Wilddieblebens durch eine harmlose Ironie, die das Wunderliche recht natürlich erklärt, gewissermaßen entnüchtert und dadurch in dem Leser das halb ungläubige Gruseln erweckt, welches Kinder oft des Abends beim Hören der Märchen der Amme empfinden. Das psychologische Element, das bei uns oft alles greifbar Gegenständliche zu überwuchern droht, erscheint kaum entwickelt und bleibt mehr der Phantasie des Lesers, die sich an die halb unvermittelten Ereignisse anknüpft, überlassen. Ein lehrhafter Stoff, die innere Eitelkeit des Wunsches, die verlorene Jugend wieder zu gewinnen, wird in der Erzählung „Die Jugendquelle" von F. Paludan-Müller recht anziehend und lebendig behandelt, ohne die Moral aufdringlich in den Vordergrund zu stellen. Auch hier tritt uns die Nüchternheit eines lebhaften Gedankens in romantischem Gewande entgegen. Einen hohen Schwung nehmen die Erzählungen ebenso wenig, als sie tiefe Einblicke in die Regungen der Seele eröffnen. In letzterer Richtung bietet die Erzählung „Die Schuld" von M. Thoresen noch am meisten; sie entrollt in knappen Strichen das ergreifende Bild einer unglücklichen Ehe, in der gesunder Stolz und weibliche Feinfühligkeit an männliche Gemein-

heit und Roheit gekettet erscheinen. Diese Erzählung enthüllt in einzelnen Partien eine herbe realistische Kraft, die jedoch mehr am Aeußerlichen haften bleibt, als sie tief eindringt. Sie wirkt mehr durch das, was sie sehr aus der Ferne errathen läßt, als durch das, was sie frei enthüllt. Wo sich aber die Verfasserin in die Darstellung tieferer seelischer Vorgänge versenkt, verfällt sie in einen unwahren, schwärmerischen Ton und schreckt nicht davor zurück, sogar eine der Hauptpersonen in langzeiligen Strophen ihre Gefühle declamiren zu lassen. So entsteht ein unerfreuliches Gemisch der verschiedensten Stilarten, das eine durchaus unklare, verschwommene künstlerische Natur verräth.

Leonhard Lier.

5. Anspruchslose Geschichten von P. Hann. Leipzig, Liebeskind. 1891. 12. 3 M. 60 Pf.
6. Matrosen-Geschichten von Hermann Rückner. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1891. 8. 1 M.
7. Junges Blut. Dorfgeschichten aus dem Böhmerwald von Johann Peter. Leipzig, Büttner. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.
8. Welmor, genannt der Salzburger. Ein denkwürdiges Charakterbild aus dem Ende des letzten und Anfang dieses Jahrhunderts. Von C. Roller. Heilbronn, Weber. 1889. 8. 2 M.
9. Hotel Sanct Franziscus. Novelle. Frei nach dem Französischen von W. Marhan. Paderborn, F. Schöningh. 1891. 8. 1 M. 80 Pf.
10. Geschichten aus dem Leben. Kurze Erzählung aus dem Volksleben von Joseph F. Stolz. Neue Folge. Wien, Hartleben. 1891. 8. 1 M. 80 Pf.

Der Recensent hat das Mistrauen, welches ihm der Titel der von P. Hann als „anspruchslos" bezeichneten Geschichten (Nr. 5) erregte, leider gerechtfertigt gefunden. Elf kleine Erzählungen zumeist „humoristischen" Inhalts werden geboten; keine einzige von ihnen ragt in irgendeiner Hinsicht über das Alltägliche hinaus. Man erhält genau den Eindruck, als ob Feuilletons einer kleinen Zeitung zu einem Bande vereinigt worden wären, dem, wie es bei einem Buche aus dem Verlage von Liebeskind nicht anders möglich ist, äußere Eleganz anhaftet, welche jedoch die innere Hohlheit nicht zu verdecken vermag. Ein großer Sprachkünstler ist der Autor auch nicht; es entschädigt deshalb auch das „Wie" nicht für die Werthlosigkeit des „Was". Gleich in der ersten Erzählung: „Sein bedeutender Freund" findet sich folgendes Satzungethüm (S. 5):

Wenn er sich noch nicht die Karte „ami de Beethoven" drucken ließ, so liegt dies blos daran, daß er noch ein Weilchen warten will, bis außer dem niedlichen Einacter, der vor etwa vierzehn Tagen im Hoftheater aufgeführt wurde, auch noch die andern unsterblichen Werke erschienen sind, mit welchen sein bedeutender Freund heute oder morgen, bis er in der richtigen Stimmung dazu ist, die Welt aus den Angeln heben und sämmtliche Classiker, Romantiker und moderne Theaterdichter in das Nichts zurückschleudern wird.

Schleppende Participialconstructionen, eingeschachtelte und eingeklammerte Zwischenbemerkungen und andere sprachliche Unartigkeiten ähnlicher Art tragen nicht dazu bei, das Buch lesbarer zu machen. Aber: die Geschichten sind ja so „anspruchslos". Sie verzichten von vornherein auf jedes Lob; möge ihnen deshalb auch jeder weitere Tadel geschenkt bleiben.

Anspruchslos bieten sich auch H. Rückner's „Matrosen-Geschichten" (Nr. 6). Aber in anderm Sinne. Ohne viel Umstände erzählt der Verfasser drauf los oder läßt vielmehr drauf los erzählen: das Hauptsächliche seiner drei Geschichten ist unmittelbare Mittheilung von alten wetter- und lebenserprobten Seeleuten. Nichts Außergewöhnliches, Seltsames haben sie zu berichten und doch fesseln ihre Worte die ganze Aufmerksamkeit des Lesers. Ein prächtig frischer und gesunder Hauch der Ursprünglichkeit zieht durch das Buch; natürlich und ungekünstelt ist auch die Darstellung; die seelischen Vorgänge finden wahrheitsgemäßen Ausdruck; gerade, weil in dem Buche alles schlicht und einfach ist, ist es bei aller Anspruchslosigkeit ansprechend.

Nicht ganz das Gleiche läßt sich von J. Peters' Dorfgeschichten aus dem Böhmerwalde (Nr. 7) behaupten. Sie sind flott erzählt; der Dialekt ist fließend und ungezwungen gehandhabt; aber der Inhalt ist gar zu farblos und den meisten der kurzen Geschichten fehlt die Spitze. Erfreulich ist die Behandlung des Landschaftlichen; der Verfasser scheint dafür ein besseres Auge und zutreffendere Darstellungskunst zu besitzen als für die Besonderheit der Bevölkerung. Der Titel „Junges Blut" und die prächtige Bauerndirne, deren sprechendes Bildniß den Umschlag ziert, stellen entschieden mehr in Aussicht als der Inhalt des Buchs wirklich bietet.

C. Roller's „Welmor" (Nr. 8) ist halb Wahrheit, halb Dichtung. Ueber Veranlassung und Zweck des anziehenden Werkchens berichtet der Verfasser im Vorworte:

In der Jahresschrift des hiesigen (heilbronner) historischen Vereins von 1882 brachte der Vorstand desselben, Herr Dr. Betz sen., einen höchst anregenden Bericht über Welmor, einen Wahnsinnigen, der sich am Ende des letzten und zu Anfang dieses Jahrhunderts unter dem Namen Salzburger (der Volksmund nannte ihn gewöhnlich „Josephle") in der Umgebung Heilbronns herumtrieb und durch seine seltenen Gemüths- und Geistesanlagen ebenso sehr die Aufmerksamkeit der Gebildeten, wie durch sein beklagenswerthes Los die Theilnahme fühlender Herzen auf sich zog.

Hiesige Freunde forderten mich auf, nach weitern Quellen zu forschen und ein vollständiges Lebensbild des merkwürdigen Menschen zu entwerfen. . . .

Der Autor berichtet nun über die Druckschriften und mündlichen Nachforschungen, welche er seiner Darstellung zu Grunde legte, und schließt das Vorwort mit nachstehendem Ersuchen, dem vielleicht durch einen glücklichen Zufall auch der eine oder andere Leser dieser Blätter zu entsprechen vermag:

Indem ich nun allen Behörden und Privatpersonen, die mir bei der Abfassung des Büchleins mit fördernden Weisungen, Nachforschungen und Mittheilungen entgegenkamen, meinen aufrichtigsten Dank sage, erlaube ich mir an jeden Leser, der mir mit weiterer Auskunft über Welmor's Geschichte und namentlich mit sicherer Feststellung der Orts- und Personennamen an die Hand gehen kann, die höfliche Bitte, mir seine gütige Unterstützung nicht zu versagen.

Gern sei dem Verfasser das Zeugniß ausgestellt, daß er sich seiner Aufgabe liebevoll und mit ganzer Hingabe widmete und sie vortrefflich gelöst hat. In lebendigen Zügen ersteht uns das Charakterbild des jungen reich begabten Knaben, der seinen Wissensdurst inmitten der größten Drangsale zu stillen weiß und schließlich allen Gefahren trotzend der Heimat Lebewohl sagt und in die weite Welt wandert. Das Glück begleitet ihn; er wird in Stand gesetzt, die Lücken in seinen Kenntnissen auszufüllen und die Universität zu besuchen. Die Früchte so unermüdlichen Strebens reifen; von Stufe zu Stufe ringt sich der Findling aufwärts — da, wie er auf dem Gipfel des Erwünschenswerthen beinahe angelangt ist, trifft ihn Schlag auf Schlag. Seine Gattin stirbt; er wird seiner Stellung entsetzt; bei dem Versuche, ein unglückliches Mädchen, welches dem Kanzler des Reichs zur Befriedigung der Lüste dienen soll, vor der Schande zu erretten, wird er hinterlistig ergriffen und in den Kerker geworfen. All dies Unglück lähmt die Kraft seines Verstandes; geistesgestört verläßt er das Gefängniß. Wohl kehrt die Intelligenz für Stunden und Tage zurück, aber der ehedem so herrliche Mann bleibt ein Gespött der Kinder.

Diese tragische Lebensgeschichte ist ohne Aufwand von tönenden Redensarten schlicht und einfach erzählt. Der Umstand, daß sie in fast allen Punkten auf Wahrheit beruht, verleiht ihr etwas ungemein Rührendes und Ergreifendes. Mit eindringendem Verständnisse hat sich der Verfasser in das Schicksal seines Helden versenkt; er verfolgt den Lauf dieses Lebens mit der Sorgfalt des genauen Chronisten und der Feinheit des tüchtigen Seelenkenners. Erfolgreich eröffnet er uns Blicke in das Seelenleben Welmor's; eben dadurch gewinnen dessen äußere Schicksale an Interesse. Die Darstellung selbst ist vornehm und harmonisch, reich an Reflexionen, die aber jederzeit sachgemäß und nach Form wie Inhalt gediegen und passend erscheinen. So übt auch dieses wirklich anspruchslose Buch fesselnden Reiz auf den Leser aus.

Die zwei Bücher, welche noch zu besprechen sind, enthalten gleichfalls „anspruchslose Geschichten", die in ihnen gebotenen Erzählungen sind nämlich so gänzlich werthlos, daß sie auf eingehendere Werthschätzung eigentlich keinen Anspruch erheben dürfen.

„Hotel Sanct Franziscus" (Nr. 9) ist die holprige Verdeutschung einer langweiligen Novelle, „frei nach dem Französischen"; den Namen des Originalverfassers verschweigt der Uebersetzer W. Maryan. Im allgemeinen wird solche Art der Entlehnung misbilligt werden müssen; im vorliegenden Falle darf der Franzose oder die Französin dem Deutschen dafür dankbar sein, daß er die ganze Schuld dieses Buchs auf sich nimmt. Aber diese schlechte Novelle steht gleichwol noch thurmhoch an Werth über den „Geschichten aus dem Leben" (Nr. 10), die der grazer Schriftsteller Joseph F. Stolz zu erzählen weiß.

Hier ringt das Unvermögen, den Gedanken klaren Ausdruck zu verleihen, mit den Absonderlichkeiten der zumeist schlecht gewählten Fabeln, welche zur Behandlung kommen. Die Grundregeln jeder ersprießlichen Schriftstellerei: Einfachheit und Natürlichkeit, sind dem Verfasser vollständig fremd; den gänzlichen Mangel an Geschmack sucht er durch Schwulst und Bombast zu ersetzen. Das Buch strotzt von Abgeschmacktheiten. Beweis dessen nur eine Stelle aus der ersten Erzählung „Des Meeres und der Liebe Wellen":

> In einem weihevollen Augenblicke, vielleicht von der Macht des Weines gelöst, brachte der Baron sein Anliegen (eine Brautwerbung) in halben Sätzen vor und wollte dem Fräulein den Schmuck einhändigen, ein kleines Zeichen seiner heißen Liebe.
>
> Melitta stand betroffen da, ihre Augen funkelten und die Wangen wechselten die Farbe; verständnißvoll tauschte der Baron mit Melitta's Aeltern die Blicke, als wollten alle auf die Situation des Augenblicks und auf die folgende (sic!!) harren.
>
> Allein das Mädchen wies den Geber und die Gabe zurück und sprach: „Als Freund des Hauses muß ich Sie willkommen heißen, da Sie meines Papas Freund, allein mit der Berechnung auf mich mögen Sie getäuscht sein; ich weiß, um welchen Preis ich Ihnen feil bin, ich hasse, ich verabscheue Sie — gehen Sie, geben Sie einer Dirne den Brautschmuck, die wird Ihnen dafür Dank wissen, aber wagen Sie nicht, das Herz eines braven Mädchens mit solchen Mitteln zu gewinnen und zu opfern" u. s. w. (S. 7.)

Der Unterzeichnete hat sich, um seiner Pflicht als gewissenhafter Recensent zu genügen, der Tortur unterzogen, das ganze Buch durchzulesen; er bedauert, auch nicht eine Seite gefunden zu haben, die selbst den bescheidensten Ansprüchen Genüge leisten könnte. Der Himmel bewahre das „Volk" vor solchen „Volksschriftstellern".

Siegfried Lederer.

Neue Dichtungen.

1. Thüringer Lieder von Rudolf Baumbach. Leipzig, Liebeskind. 1891. 12. 2 M. 50 Pf.
2. Erlösungen. Eine Seelenwandlung in Gedichten und Sprüchen von Richard Dehmel. Stuttgart, Göschen. 1891. 8. 3 M.
3. Violen der Nacht. Ein Liederbuch von Wilhelm Arent. Berlin, C. F. Conrad. 1892. 8. 1 M.
4. Sonnwendfeier. Lieder von Victor Hardung. Zürich, Verlags-Magazin. 1891. 8. 1 M.
5. Wetterleuchten. Moderne Gedichte von A. von Sommerfeld. Zürich, Verlags-Magazin. 1891. 8. 1 M. 20 Pf.
6. Flügelschläge des Neuen Jahrhunderts. Gedichte von Otto Wichers von Gogh. Zürich, Verlags-Magazin. 1891. 8. 80 Pf.
7. Ecce Homo! Des seligen Godbert Leben und Werke. Mit einem Prolog, in drei Zeiten mit fünf Büchern, zwei Intermezzos und einem Epilog von Engelbert Albrecht. Leipzig, Friedrich. 1891. 8. 2 M.
8. Ausstand — Aufstand. Dichtung von Wilhelm Nöldechen. Altenburg, Stephan Geibel. 1891. 12. 2 M.
9. Das Reichsfest zu Mainz. Dichtung von Wilhelm Nöldechen. Altenburg, Stephan Geibel. 1891. 12. 2 M.

Wenn man eine Reihe von neuen dichterischen Erscheinungen vor sich hat, so greift man naturgemäß zuerst nach demjenigen Buche, dessen Verfasser uns am meisten Gewähr für einen Genuß gibt. Das sind in diesem Falle die „Thüringer Lieder“ von Rudolf Baumbach (Nr. 1). In vielen tausenden von Herzen haben Baumbach's Lieder eine Stätte gefunden, und alle Versuche einer modernen Gegenströmung haben ihm dieselbe nicht zu rauben vermocht. Mag sein, daß Baumbach nicht ein gewaltiger Heros ist, dessen Werke man anstaunt, ohne sie zu begreifen — er bleibt dennoch ein Dichter, der seine Lieder seinem Volke aus dem Herzen heraus und sich selbst hineinsingt. Er hat erreicht, was seine Gegner vergeblich ersehnen, ein Liebling des Volkes zu sein. Und all seine Vorzüge, die viel zu bekannt sind, als daß wir sie hier noch einmal aufzuzählen brauchten, finden sich auch in diesen „Thüringer Liedern“: dieselbe gesunde Weltanschauung, die trefflichen Naturschilderungen, das Schlichte und Seelenvolle seiner Sprache, das fröhliche Gemüth und der echte Humor, alles das ist auch hier so reich vorhanden, wie es das Thüringerland selbst nur zu bieten im Stande ist. Das singt und jubelt in diesen Liedern, und jeder Leser wird schier zum Componisten. Wer möchte nicht gleich einstimmen, wenn er singt:

Mädel im Rosenhag,
Mädel, wie blüht's!
Hörst du des Ammers Schlag?
Mädel, wie blüht's!
Scheu von des Mieders Saum
Hebst du die Augen kaum,
Aber im Innern glüht's. —
Mädel, wie blüht's!

Knospe, du träumend Kind,
Knospe, spring auf!
Lind weht der Morgenwind.
Knospe, spring auf!
Hast ja so lang geträumt;
Nur nicht den Mai versäumt!
Schnell ist der Sonne Lauf.
Knospe, spring auf!

Das, und viele andere Lieder, wie „Sendboten des Mai“, „Der Brautquell“, „Eingeregnet“, „Sonntagsmorgen“ u. s. w., das alles ist keine himmelanstürmende Poesie des Zeitalters der Maschine und der Elektricität, aber es elektrisirt auch, und zwar vermöge der uralt ewigen Kraft des Herzens.

Etwas abseits von der Landstraße mit den Spielmännern und fahrenden Gesellen, abseits vom Thüringerlande treffen wir Richard Dehmel mit seinen „Erlösungen“ (Nr. 2). Baumbach ist Philosoph im natürlichen, Dehmel im wissenschaftlichen Sinne. Doch auch er träumt sich gern einmal aus der grauen Theorie in die grüne Praxis der Kindheit und singt ein „Käferlied“ wie dies:

Maikäfer, surr,
Bleib du sitzen nur!
Breite deine Fühler aus,
Mach' zwei kleine Fächer draus,
Schwing sie hin und her,
Zähle mi wat vör!
Zähle: ich will mit dir zählen,
Wieviel noch Minuten fehlen,
Bis die Liebste mein
Wieder wird zu Hause sein!
Maikäber, Maiker:
Sonst holt dich der Deiker!

Aber er fällt wieder zurück in den alten Bann, der Erlösung harrend. Das soll kein Tadel sein, denn Dehmel ist ein weit über das Maß des lyrischen Durchschnitts erhobener Dichter. Und Denker. Mit der auf der Rückseite des Titelblattes befindlichen, etwas wie einen Stern vorstellenden Zeichnung, die „der Seele Paula's“ gelten soll, will er gleich von vornherein auch uns etwas zu denken geben, aber der Inhalt des Buchs lenkt uns glücklicherweise bald von diesem Räthsel ab. Jetzt beschäftigt uns der Dichter. Dehmel's stattlicher Band gehört zum Besten der modernen dichterischen Erscheinungen; modern im Sinne der neuen Schule. Sein Flug geht hoch hinaus, und im Bewußtsein seiner Kraft blickt er zuversichtlich in die Zukunft. Der Mittelmäßigkeit wirft er den „Fehdebrief“ hin:

Ich hasse dieses Mittelstraßenleben,
Ich will nicht eure wohlgemeinten Reden,
Ich passe nicht in euer Alltagsstreben,
Ich will das Glück nicht, das da feil für jeden!

Ich habe eine Welt in meinen Sinnen,
Die ihr nicht ahnt mit euern Biedergeistern!
Drum lasset das Bedauern, laßt das Meistern —
Ich fühl's: ich werde einst die Schlacht gewinnen.

Die gesperrt gedruckten Worte sind auch im Original gesperrt. Es würde schwer halten, aus der großen Zahl der Gedichte die besten anzuführen: es sind zu viele darunter, die gut und charakteristisch zugleich sind. Selbst in den ausgetretenen Wegen der Liebe findet Dehmel noch einsame Gangbahnen. Die zuweilen durchbrechende sinnliche Leidenschaft wird gemildert durch maßvollen Ausdruck. Mächtig wirkt der „Trauschwur“ an die Geliebte, der mit den Versen schließt:

Ich will dich heiligen! was Lautres, Reines
Mit dunkler Macht ich immer fühle reifen,
Das will in dir ich fassen und begreifen!
Und all mein Wirken sei versenkt in deines!

Und will mich selber heiligen: meine Fehle
An unserm Bund entsühnen und versöhnen,
Mich mit dir, in dir immerfort verschönen:
Du meine Welt, du deines Gottes Seele!

Zweifel am Glück verscheucht er mit den Versen:

Ob wir verdienen, daß wir glücklich sind? —
Wirf nicht den Zweifel in dein Glück hinein!
Des Menschen Glück ist seines Wesens Kind:
Wer glücklich ist, verdient es auch zu sein!

Werthvoller noch ist jene Art Gedankendichtung wie „Die Wahrheit“ und „Der Wunsch“, sowie viele andere, die nicht alle einzeln angeführt werden können. Während nun die beiden bisher betrachteten „Stufen“, — wie

Dehmel die Abschnitte seines Buchs nennt — „Ringen und Trachten" und „Liebe" betitelt waren, heißt die dritte Stufe „Leben und Arbeit". Der Abschnitt macht uns mit den hohen Lebensanschauungen und dem Glaubensbekenntnisse des Dichters bekannt. Einige Spruchgedichte sind bezeichnend für das Wesen Richard Dehmel's. „An einen Kritokraten" wendet er sich folgendermaßen:

Wahrlich! gewissenhaft prüfst du: du tüftelst das Kleine ins Kleinste,
Und an jedem Quadrat findest ein Eckchen du schief.
Bist ein ehrlicher Mann! Du hast ja die Theilchen besehen
Und nun glaubst du getrost, daß du das Ganze gesehn.
Nein! Ich tadle dich nicht, wenn noch so vernichtend dein Urtheil:
Hast du die Blume zerpflückt: wirklich! sie ist nicht mehr schön.

Und im Goethe-Hause zu Frankfurt ruft er überwältigt aus:

Ich hatte mich gesträubt hier einzutreten;
Es trieb mich von der Gasse doch herauf.
Hier ging mir's wie ein heilig Räthsel auf:
Es hilft uns nicht, wir müssen manchmal beten!

Noch manches Erfreuliche finden wir im Reiche der Arbeit und des Lebens, aber auch der Anblick von Jammer und Elend ist uns nicht erspart. Gedichte wie „Vierte Klasse", „Zu eng", „Dankopfer" u. s. w. schildern tief ergreifend menschliche Noth. Wir beobachten hier die Empfindung, den scharfen Blick und die Gestaltungskraft des echten, tiefen Realismus. Das vorliegende Buch ist unsers Wissens des Verfassers erstes Werk; er führt sich damit auf das vortheilhafteste ein und zeigt sich als eine ebenso selbständige wie kraftvolle Dichternatur. Das einzige, was man ihm noch vorwerfen könnte, ist ein gewisses jugendlich unbändiges Stürmen, das Blut rollt noch zu heiß in ihm, um seinen Gedichten jene göttliche Ruhe zu verleihen, die wir an echten Kunstwerken so wohlthuend, unser Inneres zur Andacht stimmend empfinden. Aber dieser Vorwurf schlösse die schöne Hoffnung in sich, daß der Dichter nicht einmal auf der Höhe seiner künstlerischen Entfaltung steht und daß wir somit noch Großes von ihm zu erwarten hätten.

Eine merkwürdige Erscheinung in der modernen Dichterwelt ist auch Wilhelm Arent, von dem wieder ein neues Liederbuch unter dem Titel „Violen der Nacht" (Nr. 3) vorliegt; der Verfasser bezeichnet es selbst als sein „opus 24". Er scheint demnach auf die Quantität seines Schaffens einigermaßen Werth zu legen. Zahllose Kritiker haben bei der Menge der Arent'schen Werke immer wieder Gelegenheit gehabt, den Kopf zu schütteln über unmögliche Gedichte, die in seinen Büchern mit Perlen der Lyrik friedlich nebeneinander stehen. Die Bezeichnung „opus 24" ist trotz ihrer Unscheinbarkeit bedeutungsvoll genug, um das Räthsel mit einem male zu lösen. Es ist eine oft erwähnte Schwäche Arent's, daß ihm Selbstkritik mangelt, und diese Schwäche wird um so fühlbarer, als er so ungemein productiv ist und überhaupt nichts an seinem Leben vorüberzugehen scheint, das er nicht in Versen, guten oder schlechten, der Oeffentlichkeit mitzutheilen suchte. Folgt der Dichter hier einem innern Drange oder verfolgt er eine Absicht? Fast möchte man das letztere annehmen, denn ein Gedicht, das innere Nothwendigkeit geboren, das der Seele sich abgerungen hat, kann trotz aller möglichen Mängel niemals absolut schlecht sein; es wird immer den Stempel des Göttlichen an sich tragen. Das vorliegende Buch Arent's weist übrigens nicht ganz so schroffe Gegensätze auf, wie frühere; seinen Charakter verleugnet er aber auch hier nicht. Eine zügellose Phantasie vereinigt sich mit unberechenbar wechselnden Stimmungen und Kühnheit des Ausdrucks; dazu kommt noch die Verachtung jedweden Zwangs der Form. Regeln des Rhythmus sind für Arent nicht vorhanden, sonst schriebe er nicht Verse, wie den folgenden:

Der Eine, ein stolzer Gott regiert,
Tausende lauschen staunend dem Helden,
Wenn kraftvoll des Geistes Scepter er führt.
Seinen Ruhm die Sterne melden.

Die besten Gedichte Arent's sind kleine Lieder, die eine einzige flüchtig auftauchende Stimmung verkörpern. Arent kann eine Stimmung nicht längere Zeit halten, darum liegt in diesen kleinen Liedern die Grenze seines Könnens. Wohl versteht er, gut zu porträtiren, aber diese Fähigkeit liegt doch innerhalb der genannten Grenzen. Um Größeres zu schaffen, ist Arent zu nervös und unruhig; er weiß dies auch selber, und seine „Ichbeichte" legt sein Wesen klar an den Tag:

Nur Bruchstücke gab ich,
Wilde, grelle Schmerzensschreie
In meiner Verse Kiesgeröll . . .
In phantastischen Rhythmen
Athmete all die Qual aus,
Die seit den Knabenjahren
Mir zur Seite ging
Wie ein bleiches, hysterisches Weib
Mit großen flammenden Büßeraugen,
Hagern hektischen Wangen:
Der verkörperte Weltschmerz!
Nicht Muße fand ich,
Den Marmor zu meißeln
Mit emsigem Fleiß
Wie der echte Künstler!
Nur Augenblicksflammen,
Seifenblasen der Qual
Gebar des Herzens Unrast,
Und lange nach
Der Zeit der Pein
In buntem Gemisch
Sah die Welt
Die wirren Fetzen
Einer kranken Seele.

Das ist Selbsterkenntniß, von der man Besserung erwarten sollte. Sein Naturell aber wird dennoch eine solche nicht zulassen. Es ist eine elementare Gewalt, die ihn an der Sammlung seiner selbst hindert. Seine ungemein empfindsame Natur hat unter den Einwirkungen des großen Lebens gelitten und denjenigen Halt verloren, den andere in den Stürmen des Lebens erst gewinnen.

Er hat zu viel in sich aufgenommen vom Leben mit all seinen Widersprüchen, Leiden und Freuden. In Arent verkörpern sich die Naturen einer ganzen Menge an Charakter verschiedener Menschen, und diese Spaltungen in ihm prägen sich nothwendigerweise in seinen Gedichten aus. Daher Widersprüche wie folgende beide Gedichte:

Du nahst, ein holder Engel
Aus lichtem Feenreich,
Und bannst die tausend Mängel
Im irdischen Bereich!

In deinem Aug', dem süßen,
Blüht der Berauschung Lust,
Und tausend Himmel grüßen
Im Traum an deiner Brust.

Und dann das zweite Gedicht, „Passé" betitelt:

Circus Conyöt, Wally, mein vierzehnjähriger Stern,
So heißgeliebt, wir hatten uns freßgern,
Reiten, Fechten und Trunk aus dem Glas,
Wildes Götterleben, Rass', Schneid ohne Maß!
Dann Lohnsklaven, moderne Zeitungsschwengel
Und Pfennigreiter mittendrin u. s. w.

Das spricht für sich. Nicht zwei, sondern ein Dutzend Seelen wohnen, ach, in seiner Brust, und sie sind zu Teufeln geworden, die dem Gott in ihm Fesseln angelegt haben.

Eine andere poetisch sehr begabte Natur finden wir in den Liedern „Sonnwendfeuer" von Victor Hardung (Nr. 4). Die poetische Veranlagung läßt sich nicht leugnen, wenn dieselbe sich hier auch nur einseitig erweist. Die Sammlung enthält ausschließlich Lieder, welche die Natur besingen. Sie beweist, daß der Verfasser ein offenes Auge und ein empfindsames Herz für die Regungen in der Gotteswelt hat, daß Frühling, Sommer, Herbst und Winter ihm Gedanken und Reflexionen erwecken. Weiter hinaus lassen diese Gedichte keine sichern Schlüsse zu. Eine gewisse Glätte der Form könnte allerdings leicht zu Hardung's Gunsten beeinflussen und die Annahme rechtfertigen wollen, daß er zu höhern Aufgaben befähigt sei. — Betrachten wir innerhalb des beschränkten Rahmens den Dichter etwas näher, so fallen uns bald einige lobenswerthe Eigenschaften auf. Zunächst hat er das Werden und Wirken der Natur, ihre wechselnden Erscheinungen genau beobachtet, und er drückt seine Empfindungen auch in wohlklingenden Versen und bilderreicher Sprache aus. Aber seine Aufmerksamkeit oder besser die poetische Verwendung der Beobachtungen ist auf Einzelheiten beschränkt, und die — allerdings vorhandene — Gestaltungskraft offenbart sich immer wieder in denselben Tönen. So finden wir oft dieselben Bilder bei verschiedenen Gelegenheiten. Dort zittert's, winselt's, wispelt's, weint es allenthalben! Es ist gewiß poetisch hübsch, wenn er schreibt:

Es schluchzt aus süßer Silberkehle
Die Nachtigall ihr Liebeslied,
Und durch die Saiten leis der Seele
Weinend ein Hauch der Sehnsucht zieht.

Und an anderer Stelle:

Die jungen Saaten wispern liebessacht,
Von Blätterzungen lispelt's im Gezweig —
Um jedes Hälmlein kost ein Hauch der Nacht,
In süßen Schauern bebt das Himmelreich —

dann wieder „zittert ein Seufzer in die Stille sacht" und

Ew'ger Sehnsucht Hauch durchweint die Nacht.

Dichterisch berechtigt ist auch das Bild in dem Gedichte „Nacht":

Ein Sternenschleier fließt um ihre Glieder,
Und Rosen träumen überm dunklen Mieder —

und auch, wie es bei anderer Gelegenheit heißt:

Sternenaugen grüßen nieder
Still verschwiegen auf die Pracht,
Und ein Schwan taucht sein Gefieder
Träumend in den Schos der Nacht.

Diese Beispiele, die sich zahllos erweitern ließen, mögen genügen, um eine Haupteigenschaft des Dichters, poetische Sprache, zu kennzeichnen, aber auch gleichzeitig empfinden zu lassen, daß bei alledem etwas Monotones in der Häufung liegt. Das Schaffensgebiet und Schaffensvermögen ist zu begrenzt. In der Sammlung von etwa sechzig Gedichten ist nicht ein schlechtes, viele recht gute, aber kein einziges, das in eine andere Sphäre führte; sie bewegen sich alle innerhalb desselben Stoffgebiets und derselben Behandlungsweise.

Weit vielseitiger in dieser Hinsicht sind die „modernen" Gedichte „Wetterleuchten" von A. von Sommerfeld (Nr. 5). Aber Sommerfeld's Poesie krankt an einer falschen Weltanschauung. Sein Buch stellt ein merkwürdiges Gemisch von Pessimismus, Egoismus und sinnlicher Begierde dar, und — ganz wenige Lichtstrahlen ausgenommen — haben wir eigentlich von einem Wetterleuchten nichts bemerkt, nur den grauen unheimlichen Himmel, der uns bleischwer auf der Seele lastet. Diese Gedichte Sommerfeld's erwecken keineswegs den Eindruck, den künstlerisches Schaffen sonst auf uns macht und machen muß, sondern das Gefühl der Aufathmung nach einem schweren häßlichen Traume. Es ist schade um Sommerfeld, daß er offenbar vorhandene Befähigungen in den Dienst einer unwürdigen, die Grundsätze der wahren Kunst verachtenden und die Kunst selbst verkennenden modernen Richtung stellt. Sie wollen eine neue Kunst schaffen, das Princip des Häßlichen an Stelle des Schönen setzen. Die Beispiele, die uns bisher von dieser Kunst gegeben wurden, waren leider — es ist hier natürlich nur von der Dichtkunst die Rede — meist trauriger Art. Sommerfeld ist nicht viel besser. Mit Ausnahme einiger Gedichte in den Abschnitten „Weib" und „Natur", wie z. B. „Todtennacht", „Herbst", „Im Tannenwald", „Stimmung" enthält das Buch meist bedauerliche Kundgebungen einer misvergnügten, ja krankhaften Seele. Auf den Inhalt eines solchen Buchs einzugehen, ist eine wenig erquickliche Sache. An die „Realistenfresser" richtet sich Sommerfeld, indem er schreibt:

Ich weiß — ein übles Ding ist die Moderne,
Ein Schrecken aller Rosenduftphilister,
Die bei dem trüben Licht der Stalllaterne
Suchen nach neu romantischem Geflüster.

Ganz davon abgesehen, daß der Gegensatz der „Moderne“ noch lange nicht der überwundene Standpunkt der Romantik ist, wird jedermann ohne weiteres zugeben, daß ihm Rosenduft allerdings lieber ist als der Duft der Kloake. Und wenn es in demselben Gedicht noch heißt:

Singt ruhig weiter nur, ihr Modesippe,
Grabt weiter nach ägyptischem Mumienschund,
Der eignen Hohlheit dürres Grabgerippe
Wird bald euch schließen euren Phrasenmund —

so spricht daraus ein bischen Brotneid, denn Modesippe, das ist's ja, was die Moderne gerade werden möchte! Den Phrasenmund, den schenken wir ihr. Der Spieß dreht sich ganz von selbst um. — Die Verachtung des Christenthums und Gottes ist bei Sommerfeld selbstverständlich, in consequenter Verkennung der sittlichen Aufgaben der Dichtkunst. Der gewöhnliche Weltbürger braucht vielleicht an Gott und die Welt nicht zu glauben, der Dichter muß es, solange die Dichtkunst sittliche und erziehliche Aufgaben zu erfüllen hat und solange Religion Grundlage des Sittengesetzes, des innern Zusammenhaltes von Nationen ist. Da Beispiele stets die besten Beweise sind, so mögen noch folgende Stellen hier angeführt sein:

Lerne gefühllos das Leben betrachten
Und die wimmelnden Läuse darauf,
Selbst dich zu lieben, sei dein Gebot.

Eine schöne Lebensregel! Recht geschmackvoll ist auch folgende „Philosophische Weisheit“:

Nur schad', daß das Leben
Entzweit will sein,
Und daß das letzte herbe Gebot:
Zu sterben an dem gekauten Koth.

Zwischen dem Buche Sommerfeld's und der in demselben Verlage erschienenen Gedichtsammlung: „Flügelschläge des neuen Jahrhunderts“ von Otto Wichers von Gogh (Nr. 6), besteht eine gewisse geistige Verwandtschaft; sie sind beide bezeichnend für die Art der modernen Dichtung. Otto Wichers von Gogh vertritt die phrasenhafte Freiheitsschwärmerei, eine Dichtungsart, die weniger auf Gedankentiefe und poetische Anschauung und Empfindung ausgeht, als vielmehr auf möglichst ausgedehnte Ausnutzung jener Ansichten, welche den materiellen Wünschen der breiten Menschenmassen schmeicheln. Schon rein äußerlich zeigt das Buch, daß es für anspruchslosere Kreise berechnet ist. Die Billigkeit einfachster Ausstattung soll die Verbreitung der Ideen des Verfassers fördern. Unsere Literatur besitzt Freiheitssänger, deren Lieder im Stande sind, zu begeistern, aber Gogh's Flügelschläge sind Schläge eines Sancho Pansa gegen das alte Jahrhundert. Eine Freiheitsschwärmerei dieser Art ist kindlich. Der Dichter haut mit dem Schwerte drein, da wo es gar nichts zu hauen gibt, und hoffnungsfreudig sieht er einen Freiheitsmorgen erst anbrechen, in dem sich andere längst sonnen. Er sagt zwar S. 8:

Nicht Zeit ist mehr zu lyrischen Ergüssen,
Zu tändeln nicht im fahlen Mondenschein.
Bis wir die Freiheitssonne nicht begrüßen,
So lange schlagen wir mit Schwertern drein.
Der Kampf beschäftigt alle unsre Sinne,
Und Ueberzeugung nur sei unsre Minne.

Das hält ihn aber nicht ab, selbst eine ganz erkleckliche Anzahl von lyrischen Ergüssen von sich zu geben. Die Hand hat offenbar nur wenig Gelegenheit das Schwert zu führen, da so viel Zeit zum Schreiben übrig bleibt. Auch Gogh ist natürlich weit erhaben über die religiösen und sittlichen Anschauungen der Zeit, und beim Wiedergeben seiner Meinung kommt es ihm nicht einmal auf eine Handvoll unparlamentarischer Ausdrücke an. Seite 64 gibt er zwar sein Ehrenwort, daß er auf seine Vaterstadt Hamburg stolz sei, sein Vaterland dagegen gilt ihm nichts:

Am Nordpol und in heißer Wüste Brand,
Wo Menschen wohnen ist mein Vaterland —

singt er an anderer Stelle und schließt das sinnreiche Gedicht, indem er mit dem Erbfeinde Deutschlands, Frankreich, Brüderschaft macht. Von Gott und dem Himmel hat auch Gogh nur geringe Meinung; ersterer ist ihm „ein Makler für die Ewigkeit“ und „ein Beweis der menschlichen Erbärmlichkeit“, wie er sich mit merkwürdiger Logik ausdrückt. Vom Himmel behauptet er, daß „die Erde dafür keinen Raum habe“. Wenn man nur von solchen Gedichten auch behaupten könnte, daß die Erde keinen Raum für sie hätte!

Nach solch magerer Kost genießt man doppelt eine kräftigere Speise, und diese finden wir in einer Gedichtsammlung von Engelbert Albrecht, welche den etwas umständlichen Titel führt: „Ecce Homo! Des seligen Godbert Leben und Werke; mit einem Prolog, in drei Zeiten mit fünf Büchern, zwei Intermezzos und einem Epilog“ (Nr. 7). „Jüngstdeutschland“ beansprucht Albrecht ausdrücklich als den Seinen, aber es ist doch ein wohlthuender Unterschied zwischen Dichtern wie Arent, Sommerfeld und Gogh einerseits und Albrecht andererseits. Zunächst erblicken wir in ihm den gereiften Mann, der das Leben nicht nur vom Hörensagen kennt und der sich durch alle erdenklichen Lebenslagen, durch Zwiespalte innerer und äußerer Natur zum großen Siege einer geachteten Lebensstellung und der innern Befriedigung durchgekämpft hat. Was er vom Messias schreibt, gilt in der nöthigen Beschränkung auch von ihm:

Aber Er durch Leiden wachsend,
Ueber sein Volk erhaben,
Blickend zum Allmächtigen —
Ecce Homo!

Wachsend und sich selbst erkennend,
Nicht mehr eines Volkes,
Der ganzen Welt Messias —
Ecce Homo!
Ecce Deus!

Die poetischen Früchte eines im Kampfe durchgerungenen Lebens sind nothgedrungen andere als diejenigen, welche wir z. B. bei Arent kennen gelernt haben. Ist auch das Vorwort zu dem Buche etwas mystisch gehalten, man versteht doch seinen Sinn, zwischen den Zeilen liest man genug. Dieser selige Godbert ist des Dichters Alter-ego, es ist die hinter ihm liegende Zeit des Ringens, aus der er als ein neues Ich hervorgegangen ist. Diese Art der Vorrede hat es dem Dichter möglich gemacht, uns einen tiefern Einblick in seine Seele und sein dichterisches Schaffen gewinnen zu lassen; es ist ein Schlüssel zum richtigen Verständnisse der Dichtungen und damit zu erhöhtem Genusse. Die ersten beiden Abschnitte, „Ariela“ und „Gertrudis“, enthalten Erinnerungen an Frauengestalten aus vergangener Zeit, Gestalten, die dem Herzen des Dichters nahe gestanden haben mögen. Die „dämonische Sinnlichkeit, die“, wie es in dem Vorworte heißt, „in der Tragödie «Gertrudis» in hellen Flammen auflodert“, ist uns eigentlich nicht so recht zum Bewußtsein gekommen, sogar bei „Diana im Bade“ nicht, welches Gedicht dem Verfasser selbst etwas bedenklich erscheint. Wir geben die kurzen Strophen hier wieder, um zu zeigen, wie bescheiden Albrecht gegenüber seinen modernen Collegen ist:

Glühend von der Nacht umfangen
Sinkt die Sonne hinter Bergen,
Und im Schatten dunkler Tannen
Leuchtet's auf wie Mondessilber.

Nieder von dem schönsten Busen,
Sanftem Rücken, üpp'gen Hüften,
Volle Schönheit offenbarend,
Wallen schneeige Gewänder.

Feurig an die Glut des Leibes
Schmiegen sich des Bergsees Fluten —
Nachtigall auf Rosen aber
Schönheitstrunken stirbt in Liedern.

Der Liebesroman wird unterbrochen durch den Feldzug gegen Frankreich 1870, „ein Weltgericht, das den Horizont des Dichters erweiterte und den Gertrudis klärte“; sie verstanden sich nicht mehr. Dabei wurden aus manchen Liebesliedern patriotische Gesänge. Der nun folgende Abschnitt „Christus“ wird durch ein prächtiges „Adventslied“ eröffnet, auf welches andere nicht weniger stimmungsvolle religiöse Lieder folgen. Was nun danach wieder fesselt, sind „Ahasver's Wandlungen und Wanderungen“. In Gestalten der Sage, der Mythologie, der Geschichte läßt der Dichter das Wesen Ahasver's auftauchen, der tausend Leben erlebt, tausend Tode gestorben ist. In dieser Abtheilung finden sich einige vortreffliche Balladen. Etwas willkürlicher zusammengereiht erscheint uns der Inhalt der letzten Abschnitte des Buchs „Sakuntala“ und „Aus Godbert's Büßerzeit“, nur daß durch fast alle Gedichte dieser Abtheilungen ein religiöser Zug geht. Darauf beziehen sich die Worte der Vorrede:

Ein geläutertes, den höllischen Mächten abgerungenes Christenthum ward dein ureigenster, dich mit himmlischer Herrlichkeit verklärender Besitz. Es ging dir in Fleisch und Blut über und löste alle Dissonanzen deines Wesens.

Noch sei gesagt, welche Mahnung der Dichter „An sich selbst“ richtet:

Nicht lange hoffen, träumen, bangen!
Die Hand ans Werk! Du darfst nicht fliehn.
Willst du das kleinste Glück erlangen,
Du mußt es weise dir erziehn.

Die Sterne gehen auf und unter,
Die Blumen blühen und verblühn;
Die Augen aber halte munter,
Wenn endlich deine Sterne glühn.

Laß nie die Schwingen dir ermatten,
Die dich hinauf zum Höchsten ziehn!
Trittst du nicht vor, du bleibst im Schatten,
Und wären Sonnen dir verliehn.

Was uns zum Schlusse noch zur Betrachtung vorliegt, sind zwei größere erzählende Dichtungen, welche beide denselben Verfasser haben: Wilhelm Nöldechen. Die erste betitelt sich „Ausstand — Aufstand“ (Nr. 8), die zweite „Das Reichsfest zu Mainz“ (Nr. 9). Beide Gedichte sind romantische Sänge im Stile Julius Wolff's, einer Dichtungsart, die sich heute nicht allenthalben gleicher Sympathien erfreut. Aus beiden Werken Nöldechen's spricht aber ein beachtenswerthes dichterisches Talent zu uns, dessen Erzählungen wir gern einmal lauschen und bei deren Lektüre wir auch nicht leer ausgehen. Verschwiegen braucht dabei nicht zu werden, daß wir hie und da etwas schwerfällig gebauten Versen begegnen, die aber leicht vom Verfasser ausgebessert werden können, wenn er einmal darauf aufmerksam gemacht wird; so heißt es im „Reichsfest zu Mainz“:

Doch der Markt wird schlecht, Grete, glaube mir!
Die Angel rostet an unsrer Thür! —
Drum hört meinen Rath, fällt Grete ein,
Ich muß um den Markt euch beipflichten...

Das klingt ebenso hart, wie die folgende Stelle im selben Gedicht:

Stimmet an und jauchzet hoch und niedrig!
Heil für Frau Beatrix und Herrn Friedrich!

Nicht etwa aus Nörgelei, sondern der Sache wegen sei auch eine Stelle aus dem Gedicht „Ausstand — Aufstand“ angeführt, in welcher der Verfasser das Wagniß unternimmt, Eigennamen zu reimen; es heißt da:

Habt Dank! erwiderte Herr Werner,
Gott schütze unsern Bergbau ferner!

Derartige nüchterne Reime verderben leicht die Stimmung. In komischen Gedichten werden sie mit besonderer Vorliebe gebraucht und dort passen sie auch. Im übrigen zeigen die Gedichte, was sowol Verarbeitung des Stoffs als auch poetische Behandlung der Sprache anbetrifft, viele Vorzüge; die Schilderungen sind voll Leben und die Charakterisirung ist durchweg scharf; sämmtliche Gestalten treten uns deutlich vor Augen und nehmen unser Interesse in Anspruch. Die Dichtung „Ausstand“ führt uns in die

Zeit der Bauernkriege, und zwar in den Harz, woselbst auch Arbeiter der Silbergruben in den Aufstand hineingezogen werden. Das „Reichsfest" dagegen führt uns zu Kaiser Friedrich Rothbart, welcher, da

... zu Konstanz am Schwäbischen Meer
Mit Welschland Friede geschlossen,
Mit dem römischen Papst der böse Zwist
Zu der Christenheit Frommen begraben ist,
Und übers Meer der Welfe verbannt —

zu Mainz ein großes Ritter- und Volksfest veranstaltet. Was im allgemeinen von Wilhelm Nöldechen gesagt ist, gilt auch von diesem Werke im besondern. Ernst Roeder.

Aus der Alterthumskunde.

1. Augustus und seine Zeit. Von V. Gardthausen. Ersten Theiles erster Band und zweiten Theiles erster Halbband. Leipzig, Teubner. 1891. Gr. 8. 16 M.

An „römischen Geschichten" ist unsere Zeit nicht arm, noch war es die unserer Väter und Vorväter, auch an guten fehlt es nicht; ob die schon längst begonnene, mit steigender Bewunderung der Zeitgenossen fortgesetzte des zuständigsten Forschers und gewandtesten Darstellers ein schöner Torso bleiben oder endlich einmal als vollendetes Vollbild hervortreten werde — wer will das sagen? Vielleicht weiß es sein Verfasser selber zur Stunde noch nicht. Aber selbst wenn er es wüßte und wenn es geschähe, so wären Einzelgeschichten aus dem noch fehlenden sehnlich erwarteten Abschnitt (nämlich der römischen Kaisergeschichte) von anderer als des Meisters Hand noch kein Eingriff in dessen eigenstes Gebiet; hat sich doch in den letzten Jahren eine vollständige „Geschichte der römischen Kaiserzeit" auf den Weg gewagt. Es kann auch gar keine Frage sein, daß, wenn von Einzeldarstellungen die Rede sein kann, derjenige Mann zuerst und zumeist eine solche beanspruchen darf, der die Reihe der Kaiser eröffnet, und mit seinem Namen und seinem Wirken ein neues „Zeitalter" inaugurirt hat, welches „für die Vergangenheit abschließend, für die folgenden Jahrhunderte grundlegend" geworden ist. Zwar nimmt in Ihne's „Römischer Geschichte" Augustus mit seinen Zeitgenossen den Umfang von nicht weniger als anderthalb starken Bänden ein — aber die Darstellung bricht schon da ab, wo der „Alleinherrscher" (wenn man ihn trotz der Scrupel staatsrechtlicher Theoretiker so nennen darf) erst beginnt, nämlich nach der Schlacht bei Actium, und von einem „Zeitalter des Augustus" kann füglich erst nach dieser Entscheidungsschlacht die Rede sein.

Auch Gardthausen ist in seiner Darstellung einstweilen nur wenige Schritte über diesen Markstein hinausgekommen, aber die Fortsetzung ist beabsichtigt und versprochen. Es ist jedenfalls ein in großem Maßstabe angelegtes Werk, was wir jetzt schon vor uns und weiterhin noch zu gewärtigen haben, ein Werk gründlichster Gelehrsamkeit, in welchem alles niedergelegt und verwerthet ist, was der Fleiß sämmtlicher bisheriger Forscher zusammengebracht hat — und das will viel sagen, zu viel, als daß eine eingehende erschöpfende Besprechung und Beurtheilung an diesem Orte möglich und gestattet wäre; darum ist eine Beschränkung auf gewisse allgemeine Gesichtspunkte durchaus geboten.

Man könnte auf den ersten Blick versucht sein zu fragen, ob nach der umfangreichen, bis ins kleinste eindringenden Bearbeitung des Gegenstandes durch Zumpt-Ihne eine nochmalige Darstellung dieses Theils in solcher Ausführlichkeit nöthig gewesen wäre. Wer den zweiten Theil des Werks, der ausschließlich aus „Anmerkungen und Belegen" besteht, mustert, wird sich die Antwort leicht geben können. In diesem zweiten Theile ist eine Fundgrube von solchem Reichthum, ja solcher Vollständigkeit erschlossen, wie sich wol nur wenige Geschichtswerke einer ähnlichen rühmen können. Im Zumpt-Ihne'schen Werke begleiten die verhältnißmäßig ziemlich spärlichen Anmerkungen den Text am untern Rande; letzteres ist zwar auch bei Gardthausen der Fall, aber nur secundär; er beschränkt sich auf Schriftstellercitate; das wahre, respectvollstes Staunen erregende Füllhorn ist in einem besondern Bande ausgegossen, und sein Inhalt besteht nicht nur aus literarischen Notizen und Belegen, sondern aus den Funden und Ergebnissen der Münz- und Inschriftenkunde, der Kunstgeschichte und der Kritik einer Kritik, die auch die peinlichsten, wir wollen nicht sagen kleinlichsten chronologischen Untersuchungen mit dem festgewobenen, unentrinnbaren Netze der Gelehrsamkeit in ihren Bereich zieht. Alles dieses nichtliterarische Material hat bei Zumpt-Ihne lange nicht die Berücksichtigung gefunden, die ihm Gardthausen zuerkennt. Fast möchte man sagen, letzterer habe seinen Werth überschätzt; wenigstens kann einen dieses Gefühl beschleichen, wenn es im Vorworte heißt, daß „auch die Schriftsteller, die gleichzeitigen sowol wie die spätern, zahlreich und wichtig" sind! — die Inschriften und Münzen scheinen also dem Verfasser den ersten Rang zu behaupten. Welcher Forscher hätte noch vor funfzig Jahren dieses schreiben können, und zwar im Vorworte eines Geschichtswerks? Mit dieser Werthschätzung mag es auch zusammenhängen, daß der Verfasser im gleichen Vorworte sich äußern kann wie folgt: „Auch darf man das Thema nicht so eng biographisch fassen, wie dieses Drumann gethan hat, sondern es empfiehlt sich, Literatur, Kunst und überhaupt die Zustände, wie die Verfassung im weitesten Sinne des Wortes in die Behandlung hereinzuziehen." Also in einem Werke über die „Zeit des Augustus" (oder, wie es im Vorworte heißt, „Zeitalter des Augustus") empfiehlt es sich(!), die angeführten Momente auch zu behandeln. Wir aber meinen, es empfehle sich nicht nur, sondern es sei nothwendig, unumgänglich, ja vor allen andern Dingen noth-

wendig, wir meinen, eine blos politische Geschichte im alten Stil (Darstellung der „Haupt- und Staatsactionen") wäre ein Stückwerk, ein Torso ohne Kopf, Arme und Füße. Ein berühmter moderner Forscher hat, wol mit Recht, gesagt, die Culturgeschichte sei noch keine fertige Wissenschaft, aber in funfzig Jahren werde es keine Geschichte mehr, nur noch Culturgeschichte geben. Zu einer solchen Behandlungsweise wird aber das Zeitalter des Augustus wol auch angelegt sein. Freilich, wer diese Aufgabe unternimmt, sollte von Hause aus auch einen Hauch künstlerischen Geistes und Feingefühls mitbringen und in die Darstellung einfließen lassen, auch sein Werk sollte eine Art literarischen Kunstwerks sein. Wenn schon die Alten die Historiographie in diesem Lichte erblickt, diesen Charakter von ihr verlangt haben, wie viel mehr werden die Neuern, für welche die Geschichte einen viel reichern, tiefern und geistigern Inhalt hat, diesem Ideale nachzustreben haben! Ob Gardthausen dieser Aufgabe sich bewußt, ob er ihr vollends gewachsen ist, wird sich ja im folgenden Bande zeigen. Einstweilen hat er seinen Flug nicht zu hoch genommen, eher zu niedrig. Daß das Pathos (das so leicht und so gern sich mit der Phrase vermählt) weggeblieben ist, wird niemand bedauern, mancher dagegen Kraft und Farbe des Ausdrucks vermissen. Es ist alles aus einem Tone geschrieben und in einem (etwas matten) Lichte gehalten; es fehlt das bunte, je nach der Macht der Ereignisse gesättigte oder gedämpfte Farbenspiel.

Der Jagd nach dem „Geistreichen" hat sich der Verfasser mit Recht enthalten, dem Formschönen aber zu wenig Rechnung getragen. Citate aus Byron, Shakespeare, Dante in einer antiken Geschichte — es ist das freilich Mode und „nach berühmten Mustern", aber dann sollte auch, was von Dichterstellen aus dem Alterthume in die Darstellung eingewirkt ist, gut und schön verdeutscht sein. Letzteres ist aber durchaus nicht durchweg der Fall. Nicht nur erscheint einiges in völlig unrhythmischer Form (vgl. S. 176, 236), anderes in unschöner, holperiger (S. 63, 251, 472, 473); Ausdrücke wie „nach abgebrannter Flotte", oder „der sämmtliche Erdkreis", oder „Ein furchtbar Schicksal treibt die Römer um" sind heutigentags dem Uebersetzer auch nicht mehr gestattet. Wem dergleichen Ausstellungen an einem so groß angelegten Werke kleinlich und pedantisch erscheinen, möge bedenken, daß oft das Große im Kleinen sich spiegelt und daß das kleinste Stückchen genügt, um Erz als Erz und Gold als Gold zu erkennen. Ex ungue leonem! Es soll übrigens damit, bei aller und voller Anerkennung des Werks von Gardthausen, nur angedeutet sein, in welcher Richtung der Schwerpunkt desselben nicht zu liegen scheine.

2. Römische Essays. Von Ersilia Caetani Lovatelli. Autorisirte Uebersetzung mit einem Vorwort von Eugen Petersen. Leipzig, Reißner. 1892. Gr. 8. 6 M.

Den Archäologen ist der Name der Verfasserin des uns vorliegenden Buchs wohl bekannt; sie ist Ehrenmitglied des Deutschen archäologischen Instituts und ordentliches Mitglied der ersten wissenschaftlichen Körperschaft des Königreichs Italien, der Reale Academia dei Lincei. Ob der Verfasser des Vorworts zugleich auch der Uebersetzer dieser Abhandlungen ist, wird nicht gesagt; erschienen sind dieselben bereits sammt und sonders in der Ursprache und zwar in besondern Bänden, während von den Aufsätzen, welche die gelehrte Verfasserin im „Bulletino della commissione archeologica" hat erscheinen lassen, keiner im vorliegenden Bande aufgenommen ist. Da Ferdinand Gregorovius dem letztern ein Vorwort zugesagt hatte (welches Versprechen durch den bald erfolgenden Tod desselben zunichte wurde), so muß er viel von dem Inhalte, vielleicht auch der Form der Abhandlungen gehalten haben. Vielleicht wäre er auch in der Durchsicht der Uebersetzung etwas strenger gewesen, denn diese leidet zuweilen an undeutschen Wendungen, ganz besonders aber an einer ziemlichen Anzahl von Druckfehlern (vorab von Eigennamen), welche lange nicht alle im „Verzeichnisse" aufgeführt sind; (vgl. Giges, Mirmecides, sogar Lachmannes! u. a.). Auch anderes hätte der Uebersetzer besser machen sollen; z. B. die „Diana" im alten Sparta durch Artemis ersetzen.

Das Buch an und für sich nun mag für manchen Leser eine unterhaltende Lektüre sein; den Freund des Alterthums mag manches ansprechen; für Forscher ist es dagegen nicht geschrieben, trotz aller darin aufgestapelten (übrigens sehr ungleichmäßig vertheilten) Gelehrsamkeit, die einer Dame alle Ehre macht. Ob sie überall gut angebracht sei, ist freilich eine andere Frage; wir können sie nicht durchweg bejahen. Die strotzende Fülle der Noten und Belege gerade in der ersten Nummer „Thanatos" — Citate aus Schriftstellern aller Zeitalter, Länder und Zungen, welche das uralte Lied von der Hinfälligkeit des Lebens und von den mehr oder weniger tröstlichen Aussichten auf ein Jenseits gesungen haben, hätte ohne Schaden um sehr, sehr viel knapper ausfallen können und wäre zum mindesten besser angewandt gewesen in dem Aufsatze über „Traum und Hypnotismus in der antiken Welt", vielleicht auch über die „Rose". Auch dürfte die kritische Ader etwas ergiebiger strömen; scheiden und sondern thut oft bessere Dienste als sammeln und häufen. Wie z. B. und warum die „danse des morts" von der „danse macabre" zu trennen sei, wird niemand durch diese Darstellung belehrt werden, noch auch — ein zweites Beispiel — begreifen, mit welchem Rechte in dem Aufsatze, der den sonderbaren Titel „Parvula" führt, die längere Auseinandersetzung über die sogenannten lebenden, d. h. beweglichen Statuen (bei den Alten und im Mittelalter; warum fehlt aber hier der „steinerne Gast", warum „die Marmorbraut"?) unter die Kinderpuppen gerathen sei. Cultuszwecke im Kinderspiele! — wo ist das „tertium comparationis"? Wäre Schärfe des Urtheils die hervorragende Eigenschaft der Frauen, so müßten wir sie vielleicht mit dem Preise einer andern erkaufen, die wir jetzt an ihnen schätzen, wir müßten vielleicht die Weichheit des

Empfindens darangeben. An der Kritik, der sehr mangelhaften nämlich, welche am Namen des Monte Pincio geübt wird, merkt man sofort, daß eine Frau sie handhabte; ebenso aber erkennt man auch die Frau an den überströmenden Empfindungen anläßlich des Mythus von „Amor und Psyche", worin „die ganze Lehre von der Liebe, wie Platon sie auffaßte, enthalten ist, das heißt von der Liebe, welche in der Seele die Erinnerung an das unerschaffene Schöne erweckt, sie veredelt und zum Himmel zurückführt, von dem sie herabgestiegen". Wenn nun der Name Psyche auch zur Bezeichnung jener besondern Art von Schmetterlingen gebraucht wurde, welche ins Licht flattern und in der Flamme sterben, welche sie anlockt, so ist damit noch nicht gesagt (was die weibliche Empfindung der Verfasserin darin finden will), nämlich daß diese „ein schönes Sinnbild für die edle uneigennützige Liebe sei, welche bis zur stummen und völligen Selbstaufopferung treiben kann". Dieser Gedanke ist recht schön, aber nicht antik, so wenig, als der Ausdruck psyche jene „besondere" Art von Schmetterlingen bezeichnet. Die Verwandlung der Raupe in den Schmetterling als Sinnbild des Lebens und — wenn auch sicherlich erst in der Zeit des verblühenden Alterthums — der Unsterblichkeit zu fassen, lag nahe genug, für das übrige aber, für die „edle uneigennützige Liebe" in „Selbstaufopferung" und anderes, wie sie die Verfasserin augenscheinlich nach christlicher und moderner Anschauung versteht, hatte das Alterthum und sogar Platon weder Sinn noch Sinnbild.

J. Mähly.

Feuilleton.

Die fünf neuesten Hefte (10—14) der illustrirten Ausgabe von W. Hauff's Werken (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) führen den „Lichtenstein" zu Ende, an dessen Landschaftsbildern und Kampfscenen sich Adolf Cloß sehr bemerkenswerth bethätigt hat. Es folgen die Novellen „Jud Süß", wesentlich von F. Amling illustrirt, „Die Sängerin", von Edmund Brüning in Düsseldorf, mit sehr reizvollen und scharf charakterisirenden Zeichnungen begleitet, und der Anfang der „Letzten Ritter von Marienburg", jener die literarische Bewegung nach 1825 schildernden Erzählung. Wenn die Ausgabe bis Weihnachten vollendet vorliegen sollte, wird sie eins der schönsten Festgeschenke werden.

— Aus dem Weihnachtslager für die Kinderwelt liegt uns vor das schöne, für Kinder von sieben bis elf Jahren fast zu prachtvoll ausgestattete Buch: „Jugendgrüße. Neue Geschichten von Dietrich Theden" (Dresden, Verlag des Universum). Bei dem echt künstlerischen Bilderschmuck, den vorzüglichen Holzschnitten, den ausgezeichneten Farbendruckbildern, der ganzen prächtigen Herstellung ist der Preis von 5 M. sehr mäßig, wenn auch immerhin für ein Kinderbuch viel. Doch sind die reizenden Bilder eine Freude für jedermann. Das Buch enthält elf gemüthvolle Erzählungen. Die breslauer Jugendschriften-Commission urtheilt über des Verfassers Beruf zum Jugendschriftsteller: „Die Theden'sche Art, für Kinder zu schreiben, ist meisterhaft. Theden unterhält, belehrt und regt auch die Phantasie an; aber alles fließt in epischer Ruhe dahin. Der Leser wird tief ergriffen, aber nicht aufgeregt."

Wir gedenken auch wie früher der bekannten in Nürnberg erscheinenden „Kinder-Gartenlaube", deren zehnten und elften Band wir jetzt durchgesehen haben. Die Brauchbarkeit dieser farbig illustrirten Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend ist längst erprobt. Zuweilen würden wir gern Einiges in ihr missen; so halten wir die dramatischen Geschichtsbilder von der Königin Luise wie früher vom Derfflinger für keine glückliche Wahl; und ebenso muß man neben manchen guten Bildern sich wundern über viele, die in Zeichnung und unnatürlichem Farbenton die Vorstellung und den Geschmack der Kinder nur verwirren können.

— In Berlin erscheint seit dem October d. J. in schöner Ausstattung eine „Zeitschrift für Bücherzeichen-Bibliothekenkunde und Gelehrtengeschichte", das Organ des im Sommer zusammengetretenen „Ex-libris-Vereins" zur Pflege der genannten Fächer, unter dem Vorsitze F. Warnecke's, des Verfassers des Werks „Die deutschen Bücherzeichen" (vgl. Nr. 45 d. Bl. f. 1890), der auch die Redaction der Zeitschrift zu leiten scheint und in ihrem ersten Hefte fast ihr einziger Mitarbeiter ist. Der Preis ist auf 15 M. festgesetzt, über die Erscheinungsweise und Zahl der Nummern verlautet noch nichts. Als Herausgeber zeichnet der Schriftführer des Vereins, Kanzleirath G. A. Seyler in Berlin. Mitgliedern des Vereins, deren Jahresbeitrag 12 M. beträgt, wird die Zeitschrift kostenfrei zugestellt.

— „Schorer's Kalender für die deutsche Familie" bietet sich den Lesern des Familienblattes für das künftige Jahr zum ersten male dar. Neben dem Kalendarischen und den üblichen Mittheilungen fürs Haus bringt er unter anderm eine Novelle, „Die Heidehexe", von Nataly von Eschstruth, und die Erzählung „Ein Glückskind" von H. Schobert, und wird mit seinem reichen Bilderschmuck sicherlich viele Freunde in dem weiten Kreise des Blattes finden.

— Hans Arnold's fleißige novellistische Feder — soeben ist eine neue Sammlung ihrer Erzeugnisse erschienen — erfreut sich anhaltender Beachtung, die bei ihrem nicht eben tiefen, aber liebenswürdigen und oft recht humoristischen Charakter nicht verwundern kann. Wie bereits ihre ersten Novellenbücher, so haben jetzt auch ihre „Fünf neuen Novellen" aus dem Jahre 1885 und die erst vor zwei Jahren erschienene Sammlung „Der Umzug und andere Novellen" ihre zweite Auflage (Stuttgart, Bonz u. Comp.) erlebt. Das letztgenannte Buch wird unsern Lesern, falls sie es nicht selbst kennen gelernt, vielleicht noch aus der Besprechung in Nr. 2 d. Bl. f. 1889 in Erinnerung sein, das ältere ist in Nr. 13 d. Bl. f. 1886 in seiner berechtigten Eigenthümlichkeit gewürdigt worden.

— Eine gewandte, phantasievolle, ihre Vorwürfe bedeutend tiefer fassende, freilich auch mit ihren Gaben weit mehr zurückhaltende Erzählerin ist Ursula Zöge von Manteuffel, deren sämmtliche Romane wiederholt aufgelegt sind, jetzt eben auch unsers Wissens der neueste, 1885 erschienene „Lora" (Leipzig, G. Böhme Nachf.). Wir müssen zu seiner Charakteristik auf Nr. 38 d. Bl. f. 1885 verweisen. Der jetzt in dritter Auflage herausgegebene Roman derselben Verfasserin, „Seraphine", wird demnächst an anderer Stelle besprochen werden, da er bisher an den Bl. vorübergegangen zu sein scheint.

— Eine „Socialpolitische Rundschau. Monatsschrift für die Geschichte und Kritik der socialen Bewegung", erstes Heft (Leipzig, F. Richter; Preis vierteljährlich 4 M. 50 Pf.), ist erschienen. Dieser neuen, von Dr. Karl Munding herausgegebenen Zeitschrift liegt der Plan zu Grunde, die sociale Frage

als ein selbständiges Forschungsgebiet zu behandeln. Beschränkt sich die Redaction demzufolge auf die socialen Probleme, so faßt sie dieselben andererseits wieder im weitesten Sinne als einheitliche Culturfrage auf. Schon das vorliegende erste Heft enthält eine Fülle interessanten socialpolitischen Materials. Ein ungenannter ausländischer Schriftsteller behandelt „die Vaterlandsliebe in der socialen Frage“. Die geistvollen, in ruhiger Objectivität gehaltenen Ausführungen des Verfassers haben einen hochpolitischen Hintergrund. In einem eingehenden, noch nicht abgeschlossenen Aufsatze entwickelt sodann der ausgezeichnete Moralstatistiker Alexander von Oettingen die „Theorie und Praxis des Heirathens“ und kennzeichnet den tiefen Zusammenhang, in welchem Liebe, Ehe und Familie mit der socialen Frage stehen. Es folgen zwei größere socialpolitische Berichte: „Zur Naturgeschichte des französischen Socialismus“ und „Socialpolitische Strömungen in der deutschen Schweiz“, letztere von dem bekannten schweizerischen Socialpolitiker C. W. Kambli. Wie aus der Einleitung hervorgeht, bringt die Zeitschrift regelmäßige socialpolitische Berichte aus allen Culturländern. Der schweizer Bericht kann in seiner klaren Uebersichtlichkeit und in seiner durchaus unparteiischen Haltung als Muster socialpolitischer Berichterstattung gelten. An die eben angeführten großen Originalbeiträge reiht sich die „Chronik der socialen Bewegung“, die zahlreiche große und kleine Miscellen socialpolitischen Inhalts enthält. Dieselben sind nach bestimmten Rubriken geordnet und nicht selten mit erläuternden redactionellen Anmerkungen versehen. Die Schlußabtheilung des Hefts bringt die nicht ganz vollständige socialpolitische Literatur nach den verschiedenen Specialgebieten der socialen Frage. In der Zeitschrift kommt eine klar umrissene socialconservative Weltanschauung zum Ausdruck, doch tritt nirgends ein engherziger Parteistandpunkt hervor. Die Hauptrichtung geht auf die Wiedergeburt, Erhaltung und Pflege des echten deutschen Volksgeistes. In sittlichen wie in wirthschaftlichen Fragen will sie einer deutschnationalen Auffassung der socialen Frage Bahn brechen. Im übrigen tritt sie für eine Politik socialer Versöhnung ein, die sie auf der Grundlage der Gerechtigkeit durchgeführt wissen will.

— Das erste Heft des zweiten Jahrgangs der „Zeitschrift für Deutsche Culturgeschichte“, herausgegeben vom königl. Staatsarchivar Dr. Christian Meyer (Berlin, Lüstenöder), bringt folgende Aufsätze: Hans Frisch: „Historische Volkserziehung“; Franz von Krones: „Das Kaschauer Deutschbürgerthum und seine Namen“; Karl Schaefer: „Wie man früher heirathete“; Hermann Hartmann: „Ueber Hünenbetten im Osnabrückschen“, „Die deutschen Verwandtschaftsnamen“; Fritz Arnold: „Deutschland am Ausgang des 12. Jahrhunderts“; Christian Meyer: „Deutsch-Venetianische Handelsbeziehungen im Mittelalter“, „Brauch und Sitte in Schleswig-Holstein im Anfang des 19. Jahrhunderts. I.“; Th. Unruh: „Bilder aus der pommerschen Cultur- und Sittengeschichte.“ Unter den kleinern Mittheilungen seien hervorgehoben: Georg Steinhausen: „Aus alten Schreibkalendern“; Walther Müller: „Haine und Bäume in Geschichte und Sage“, „Ueber Aberglauben im Feuerlöschwesen“; H. Herkner: „Ulms Baumwollweberei im Mittelalter“, „Der Pfeifertag von Rappoltsweiler“.

— „Was wissen wir über die Existenz und Unsterblichkeit der Seele“? Ueber dieses Thema hat Lic. Dr. O. Riemann in Magdeburg einen Vortrag gehalten und veröffentlicht in Heinrichshofen's Verlag daselbst (1891); er richtet sich hauptsächlich gegen Ludwig Büchner's zehn Briefe: „Das künftige Leben und die moderne Wissenschaft“. Da er die neuere maßgebende Literatur insbesondere die Schriften von Schmick und Luz, über die Unsterblichkeitsfrage gelesen hat, so ist er in der Lage, mit besserm wissenschaftlichen Rüstzeug auftreten zu können, als gewöhnlich die Theologen vorzubringen wissen. Um der Wichtigkeit des behandelten Themas willen wünschen wir, daß die Riemann'sche Broschüre recht viele Leser finde; sie werden daraus jedenfalls beruhigende Belehrungen und Anregungen zu weiterm Nachdenken empfangen. Mit dem Verfasser selbst aber möchten wir noch einen kleinen Gang thun. Wenn er beim Halten seines Vortrags in Frack und Handschuhen sein Publikum alle Minuten anredet: „Meine Herrschaften“, „Meine verehrten Damen und Herren“ u. s. w., so ist das Geschmacksache; den Leser aber sollte er denn doch mit solchen Momentphotographien seiner überschwenglichen Höflichkeit verschonen. Wenn er ferner sich die Stelle leistet: „Ich bin im Stande, mein Denkorgan auf den Wunsch anderer Ichs, Ihrer verehrungswürdigen Ichs, meine hochverehrten Herrschaften, zu einem bestimmten Dienste zu zwingen“, so möchte man ihn zu jenen Theologen zählen, welche sogar den lieben Gott um Entschuldigung bitten, daß sie zu existiren wagen. Erreicht doch Herr Lic. Dr. Riemann ohnehin schon den höchsten Grad literarisch-theologischer Bescheidenheit, indem er 40 neue Confirmationsscheine, eine Zusammenstellung von Taufreden anderer, einen Leitfaden für den evangelischen Religionsunterricht à 1 Mark herausgegeben hat. Das was Riemann am Schlusse seines Vortrags aus Eigenem hinzuthut, ist wissenschaftlich so schwach und abgeblaßt, daß er es besser in einer Nachmittagspredigt untergebracht hätte. „Entwickelung hüben in diesem Erdenleben! Nicht wahr, dazu leben wir? Entwickelung drüben auch jenseit des Ufers, welches für uns die Zeit von der Ewigkeit trennt, dazu werden wir leben! So lassen wir uns festhalten in dem Bewußtsein, wir sind berufen, dasselbige zu erreichen! Wir leben und wir werden leben.“ Dann werden Seneca, Goethe und Schiller angeführt, und auch wir scheiden wie Riemann selbst mit dem Schiller'schen Verse: „Zu was Besserem sind wir geboren!“ (nämlich als Leser).

Bibliographie.

Bernhard, Marie, Sonnenwende. Roman. Leipzig, E. Keil's Nachf. 8. 4 M. 50 Pf.

Deutsch, E., Die Preußen in Mähren 1866. Erinnerungen. Brünn, Selbstverlag. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Eßlinger, R., Zur Erkenntnistheorie Ritschls. Eine Studie. Zürich, F. Schultheß. Gr. 8. 1 M.

Hagenmeyer, K., Jugend-Erinnerungen. Karlsruhe, J. J. Reiff. Gr. 8. 25 Pf.

Heimburg, W., Eine unbedeutende Frau. Roman in 2 Bdn. Leipzig, E. Keil's Nachf. 8. 6 M.

Herrig, H., Gesammelte Schriften. 1. Theil. Berlin, F. Luckhardt. 8. 1 M. 80 Pf.

Kaufmann, D., Urkundliches aus dem Leben Samson Wertheimers. Wien, C. Konegen. 1892. Gr. 8. 3 M.

Knobloch, Luise v., geb. Waagen, Gemischte Ehen. Roman. Leipzig, W. Friedrich. Gr. 8. 6 M.

Lesbia und ihre Kinder. Festspiel zu Ehren des heiligen Nikolaus. Religiöses Schauspiel. Bonn, P. Hauptmann. 12. 25 Pf.

Nestler, M. J., Köruerberg uud Schillerhaus in Loschwitz bei Dresden. Chronikartig geschildert und als ein Beitrag zur Lokalgeschichte der uumittelbaren Umgebuug von Dresden herausgegeben. Dresden, G. Goldstein. 8. 1 M.

Nicol, A., Die Entwickelung der Touristik in Deutschland. Berlin, P. Wiesenthal. Gr. 8. 50 Pf.

Porzsolt, K. v., Sport und Liebe. Heitere Geschichten aus der Sportwelt. Nach dem Ungarischen übersetzt und frei bearbeitet von A. Kohut. Einzig berechtigte Uebersetzung. Mit 9 Original-Illustrationen. Berlin, S. Frankl. 8. 1 M.

Reichenau, W. v., Bilder aus dem Naturleben. Nach eigenen Erfahrungen als Jäger und Sammler geschildert. Leipzig, E. Günther. Gr. 8. 5 M.

Schweikart, B., Prinzeßchen. Erzählung. Leipzig, O. Spamer. 1892. 12. 3 M.

Segesser, P. A. v., Erinnerungen. Luzern, Gebrüder Räber. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Solotarew, A. M., Dic Bevölkerung Russlands als Augmentieruugsquelle seiner Armee nach Daten für das erste Jahrzehnt seit Einführuug der allgemeinen Wehrpflicht (1874—1883). Studie. Mit Ermächtigung des Autors vorzugsweise übersetzt und bis auf die Gegenwart ergänzt durch A. Hubrich. Wien, L. W. Seidel u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Wilsdorf, O., Gräfin Cosel. Ein Lebensbild aus der Zeit des Absolutismus. Nach historischen Quellen bearbeitet. Dresden, H. Minden. 1892. 8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Paulus, N., Der Augustinermönch Johannes Hoffmeister. Ein Lebensbild aus der Reformationszeit. 8°. (XX u. 444 S.) M. 4.

Wilpert, J., Ein Cyclus christologischer Gemälde aus der Katakombe der heiligen Petrus und Marcellinus. Zum erstenmal herausgegeben und erläutert. Mit 9 Tafeln in Lichtdruck. Folio. (VIII u. 58 S. Text.) M. 8.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Kampfmittel zur See.

Schiffe, Fahrzeuge, Waffen, Hafensperren.

Von

B. von Werner,

Contreadmiral a. D.

Mit 93 Abbildungen. 8. Geh. 3 M.

In klarer, durch zahlreiche Abbildungen unterstützter Schilderung gibt der bekannte Verfasser Aufschluß über die bei einem Seekriege zur Verwendung gelangenden Kampfmittel und die Art ihres Gebrauchs. Das Buch enthält eine Reihe werthvoller Vorschläge zur Erhöhung der marinen Wehrkraft. Für jeden, welcher über den Werth der deutschen Kriegsmarine und über beste Verwendung der vom Reichstag für Marinezwecke bewilligten Gelder sich unterrichten will, ist das Werk unentbehrlich.

Von demselben Verfasser erschienen früher:

Deutsches Kriegsschiffsleben und Seefahrkunst. Mit 60 Abbildungen und 4 Karten. 8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. Auch in Lieferungen à 50 Pf.

Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. Mit über 100 Abbildungen und 5 Karten. Dritte Auflage. 8. Geb. 15 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche

von

Friedrich Bodenstedt.

Dritte Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **10 ten** Versandjahre **1890** wurden verschickt:

906072 Flaschen

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn“.

Hauptniederlage der Kronenquelle in New-York: The P. Scherer Co. Ltd., 11 Barclay Street.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Geschichte

der

Christlich-lateinischen Poesie

bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts

von

M. Manitius.

Großoktav. 528 Seiten. Preis geheftet M. 12 —.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Feine Harzer

!Kanarien-Vögel!

mit den seltensten Touren zu M. 6, 8, 10, 12, 15 und 18 per Stück, empfiehlt und versendet unter Garantie laut Preiskourant

H. Natermann

Clausthal, Oberharz.

N. B. Zahlreiche Anerkennungsschreiben stehen zu Diensten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Sakuntala.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von

Edmund Lobedanz.

Achte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Diese deutsche Uebertragung des indischen Schauspiels „Sakuntala“, das sich den größten Dichtungen aller Zeiten anreiht, hat wegen ihrer poetischen Wiedergabe allgemeine Beliebtheit erlangt, sodaß sie jetzt bereits in achter Auflage vorliegt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kriegsbilder

aus dem Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika.

Von

H. F. von Behr,

Offizier in der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika.

Mit einem Vorwort von Major H. von Wißmann,

21 Abbildungen und 1 Karte.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der erste ausführliche Bericht eines Augenzeugen über die Kämpfe der deutschen Schutztruppe in Ostafrika, in frischem Tone und mit echt soldatischem Humor geschrieben. Eingestreut sind lebenswahre Schilderungen von Land und Leuten und dem Leben der Deutschen in den Stationen. Wirkungsvolle Abbildungen erhöhen das Interesse.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 19. November 1891.

Aus der jüngsten Goethe-Literatur.

1. Goethe's Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen von Karl Heinemann. Leipzig, A. Seemann. 1891. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Jeder gebildete Deutsche kennt die herrliche Frau Aja, von welcher Goethe nach seinem eigenen Worte erbte

Die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.

Wir alle wissen, wie sie der belebende Geist in dem stillen ernsthaften Hause am Großen Hirschgraben war, die Vertraute des heranwachsenden Sohnes, an dessen erwachender Dichterthätigkeit sie ihre innige Seelenfreude hatte. Wir sehen sie, wie sie den Freunden des genialen Sohnes aus dem trefflich ausgestatteten Keller das „Tyrannenblut" zuträgt. Mit Goethe's Flucht nach Weimar ist ihr der Sonnenschein aus dem Hause hinweggenommen, aber sie freut sich um so herzlicher an des Sohnes neuer Thätigkeit im Getreibe der Welt. Wir kennen, wenn auch nur bruchstückweise, ihren brieflichen und persönlichen Verkehr mit Anna Amalia, Karl August, Wieland, Merck und so zahlreichen andern Gestalten jener geistvollen lebensprühenden Genossenschaft. Als Vater Goethe nach Jahren schweren Leidens geschieden, wird Wolfgang, „der Hätschelhans", mehr noch als bisher der Mittelpunkt all ihres Sinnens und Trachtens. Sie bleibt allezeit guter Laune, langweilt sich nie, ist mit jedermann gut Freund, denn sie besitzt nach ihrem eigenen Worte „die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele misvergnügt von ihr gegangen ist". Ihre Lieben sind todt oder fern und sie selber wird älter und schließlich hochbetagt; sie gewinnt sich immer neue Freundinnen unter dem heranwachsenden Geschlecht; die Zeitgenossin der Sophie Laroche wird die Vertraute ihrer Tochter Maxe, ihrer Enkelin Bettine Brentano; allein im Hause, steht sie inmitten eines ausgedehnten Freundeskreises; Klavier- und Schachspiel, regelmäßiger Besuch des Theaters, Spinnen und Spitzenklöppeln, Lesen und Briefschreiben sorgen für ausgiebige Unterhaltung. Die Angstzeit der Franzosenkriege in den neunziger Jahren ist ihr eine fast willkommene Unterhaltung und in allen Nöthen verliert sie nie den Stoff; bis in das hohe Alter versammelt sie ihre „Samstagsmädel" um sich, denen sie Märchen erzählt. Ausgestattet mit der köstlichen Gabe einer unverwüstlichen Jugendlichkeit an Leib und Seele, bleibt sie geistreich, frisch und heiter bis zum letzten Tage, und als die achtundsiebzigjährige Greisin auf dem letzten Lager liegt und die Einladung einer nichts ahnenden Freundin empfängt, ist es eines ihrer letzten Worte: die Frau Rath kann nicht kommen, sie muß alleweil sterben. Wissenschaftliche Bildung hat sie blutwenig, dafür einen natürlich frischen sprudelnden Geist, die allseitigste Antheilnahme; ihre Briefe haben eine höchst abenteuerliche Rechtschreibung, aber was sie schreibt, ist immer gescheit, liebenswürdig und frohgemuth. Der große Sohn hat für Frau Aja's Seelenart das treffliche Wort „Frohnatur" gebildet; was wunder, daß jeder, der mit ihr in Berührung kam, sie lieb hatte.

Es ist erklärlich, daß trotz der unendlich eifrigen Beschäftigung unserer Zeit mit Goethe des Dichters Mutter bisher noch keine umfassendere biographische Darstellung gefunden hat. Hauptquellen über Frau Aja sind ihre Briefe. Sicherlich das Allermeiste ist verloren; des Erhaltenen ist nicht viel und auch dieses ist theilweise erst in jüngster Zeit gedruckt worden, wie die Briefe an Anna Amalia, an Wolfgang, Christiane und August. Es ist kaum anzunehmen, daß noch sehr vieles derart verborgen sei; so weniges auch verhältnißmäßig sich erhalten hat, es ist doch genug, um auf dieser Grundlage, zugleich mit Goethe's, Bettinens und andern Mittheilungen den

Versuch einer biographischen Darstellung zu machen. Das hat nun Karl Heinemann gethan, der Herausgeber von Frau Aja's Briefen an Anna Amalia, und man muß gestehen, daß dieser Versuch ein sehr stattliches Werk von 368 Seiten in Großoctav hervorgebracht hat.

Der Verfasser spricht sich im Vorworte über seine Aufgabe also aus:

Ottokar Lorenz bemerkt in seinem vielbesprochenen Buche: „Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben", es scheine manchmal, als würden die Geschichtsbücher in Deutschland von lauter Hagestolzen verfaßt, die von der Bedeutung der Frau keine gute Meinung hätten: er vermißt den Respect vor den Müttern in der Geschichte. Und mit Recht. Wird doch der bekannte Ausspruch Schopenhauer's, daß das Kind seine geistige Begabung von der Mutter ererbe, durch Hunderte von Beispielen bestätigt, und dennoch schauen wir uns vergeblich nach Biographien der bedeutenden Frauen um, nach Darstellungen, die den geistigen Zusammenhang unserer großen Männer und ihrer Mütter und den stillen, aber darum nicht weniger bedeutenden Einfluß der Mutter nachzuweisen versuchen. Selbst die Königin Luise hat unter den Männern deutscher Wissenschaft noch keinen Biographen gefunden.

So werde denn mit der glücklichsten und herrlichsten aller Mütter der Anfang gemacht. Die Frau mit dem freien und edeln Herzen, mit dem ewig sonnigen Gemüthe und dem unzerstörbaren Glauben, die in ihrem Leben die schöne Forderung des großen Sohnes so herrlich erfüllt hat:

Nur wo du bist, sei alles immer kindlich,
So bist du alles, bist unüberwindlich! —

sie trete jetzt selbst vor uns in ihren Thaten und Worten.

Ein Hausbuch im besten Sinne des Wortes möchte „Goethe's Mutter" werden, ein Buch, in dem unsere Frauen und Jungfrauen Erquickung in trüben und heitern Stunden schöpfen, in dem sie vor allem die schönste Kunst der Frau lernen können, die Frau Rath wie keine andere verstand, ihre Umgebung zu beglücken.

Um diesem Leserkreise das Buch genießbar zu machen, mußte gar manches dem Goethe-Kenner Bekannte von neuem, manches an mehrern Stellen gesagt werden. Nicht weniger aber war es mein Bestreben, der ernsten Forschung zu genügen, was hoffentlich der Abschnitt „Quellen und Nachweise" darlegen wird.

Es versteht sich dabei von selbst, daß der Verfasser, um uns das Bild der Frau Rath rund und verständlich hinzustellen, dasselbe umgeben mußte mit der Schilderung ihrer Lebensverhältnisse, der zahlreichen bedeutenden Menschen, denen sie als Mutter Goethe's in ihrem langen Leben nahe trat; es war dies um so nöthiger, weil, wie erwähnt, die Zahl der eigenen schriftlichen Zeugnisse der geistreichen Frau verhältnißmäßig nicht beträchtlich ist und dieselben sich auf einen Zeitraum von 34 Jahren vertheilen; abgesehen von vereinzelten Briefen an Zimmermann, Klinger, Schönborn, Wieland, Merck, Bertuch und andern Reihenfolgen von Briefen an Lavater, Rath Krespel, die Schauspieler Großmann und Unzelmann, Anna Amalia, an Charlotte und Fritz von Stein, an die Enkel Schlosser, an die Kinder und Enkel in Weimar, alles gar schön und werthvoll, aber im Grunde nur traurige Trümmer des ursprünglich Geschriebenen. Da galt es denn aus „Dichtung und Wahrheit" und was wir sonst an Berichten derer, die Frau Aja nahe traten, besitzen, zusammenzustellen, was zur Erläuterung dienen konnte, und daß dies eine mühselige Arbeit war, zeigt die stattliche Reihe der wissenschaftlichen Anmerkungen, welche sich aber weislich in einem Anhange am Schlusse zusammengefunden haben. Wo immer möglich, erhält Frau Aja selbst das Wort, wobei freilich der Verfasser sehr richtig bemerkt:

„Wer die Orthographie dieser Briefe ändern, d. h. richten und regeln wollte", sagt Suphan in der Einleitung zu der Ausgabe der Briefe an den Sohn, „wird bald einsehen, daß heute nicht möglich ist, was weiland der Schreiblehrer und selbst der Herr Rath Goethe lobesam nicht fertig gebracht haben, der Frau Rath das «Buſtawieren» und die «Etkette» des richtigen Schreibens zu lehren." Drucker und Verfasser dieses Buchs haben die Wahrheit dieser Worte zur Genüge erfahren; aber dennoch den Versuch, die Rechtschreibung der Frau Rath der modernen anzugleichen, gemacht. Einige buchstabengetreu abgedruckte Briefe werden in ihre eigentliche Schreibweise genügenden Einblick gewähren.

So gehen denn, bald in eigenen brieflichen Berichten der Frau Rath, bald in den Mittheilungen Goethe's und anderer Zeitgenossen, die häuslichen Verhältnisse, die Vorfahren und Verwandten, die zahlreichen Bekanntschaften, die glücklichen und ernsten Ereignisse im Leben der Frau Aja an uns vorüber. Mit diesem „Frau Aja" ist überschrieben der erste Haupttheil des Buchs bis zu Wolfgang's Abreise nach Weimar, „Die Mutter des großen Dichters" der zweite; der erste Zeitraum umfaßt etwa 45, der zweite umfänglichere Theil 33 Lebensjahre. Hin und wider macht die Fülle der eintretenden Persönlichkeiten etwas den Eindruck des mosaikartig Zusammengestellten; bedeutsamere Persönlichkeiten erhalten eingehendere Darstellung. Als Muster einer solchen Charakteristik wählen wir diejenige des kaiserlichen Rathes Goethe:

Es war nicht nur der Unterschied der Jahre, der Frau Rath, „die, selbst noch ein Kind, mit ihren Kindern heranwuchs", von ihrem Gatten trennte, mehr noch beruhte „der Widerstreit in der Familie" auf dem Gegensatze der Charaktere der beiden Aeltern. Nicht daß es Johann Kaspar Goethe als Menschen und als Familienoberhaupt an trefflichen Eigenschaften gefehlt hätte; er widmete vielmehr der Familie und der Erziehung der Kinder seine ganze Thätigkeit und wirkte mehr noch durch Beispiel als durch Lehre. Ernste Beharrlichkeit und Gediegenheit, die sich in dem größten Lehr- und Lerneifer, in strenger Ordnungsliebe, gepaart mit Gewissenhaftigkeit, in Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst, in Bedürfnißlosigkeit und eiserner Selbstzucht äußerte, waren die Grundlagen seines Charakters; aber er gehörte zu jenen unfrohen Naturen, die den Genuß des Lebens als etwas Strafbares ansehen, er war ein durch und durch norddeutscher Charakter, ein Mann des kategorischen Imperativs, der nur die Pflicht kennt, aber nicht die Empfindung, nur den Ernst des Lebens, aber nicht die „lieblichen Gefühle", die das Leben erst lebenswerth machen. Und diese Strenge und Beharrlichkeit trat um so unerbittlicher auf, weil, wie sein Sohn uns verstehen läßt, seine Ueberzeugung erst die Folge des Siegs des Verstandes über ein von Natur weiches und zartes Gemüth war. So wurde denn die rühmenswerthe Consequenz zu Trotz, da sie besserer Einsicht entgegen nur um des Princips willen an dem einmal Begonnenen festhielt, die Strenge des Erziehens zu Pedanterie, weil sie stets das eigene Können und die eigene Willenskraft ohne Rücksicht auf die Individualität des Zöglings zum Maßstabe der Forderungen nahm, die Sparsamkeit artete in Geiz aus, da nur die Nützlichkeitsfrage ent-

schied. Der Fleiß blieb unfruchtbar, weil er nur um des Fleißes willen sich bethätigte. Seine patriotische Begeisterung für Friedrich den Großen brachte ihn und die Seinen in die größte Gefahr, seine Vertheidigung der Fritzischen Sache fügte einen Riß in die Familien Goethe und Textor; und so wurden viele seiner Tugenden zu Fehlern und Schwächen, weil ihm, dem klugen und pflichttreuen, opferfreudigen Manne die höhere Weisheit fehlte, die maßvolle Besonnenheit, die Rücksichtnahme auf Menschen und Umstände, die Fähigkeit oder der Muth, das Verfehlte oder Unrechte zur richtigen Zeit einzugestehen. Auch die Beschäftigung mit der Kunst war für diesen phantasielosen, philiströsen Mann zu äußerlich, als daß sie die Härte des Charakters hätte mildern und ihn geschmeidiger machen können. Das Gefühl, ein eigentlich verfehltes Leben nicht ohne eigene Schuld zu führen, erhöhte die ihm eigene pessimistische Stimmung, die besonders in spätern Jahren zu grillenhafter Uebellaunigkeit und Verdrießlichkeit ausartete.

Wir würden gern auch die Charakteristiken Cornelia's, Christianens u. a. hier geben, aber sie sind zu umfassend, um mitgetheilt zu werden; besonders erfreulich ist es, daß Karl Heinemann Lili nicht in der vielfach üblichen Weise abfällig beurtheilt.

Sehr ansprechend sind auch die zahlreichen künstlerischen Beigaben des Buchs, vor allem das prächtige Titelbild der Frau Rath, dessen Original Frau Heuser-Nicolovius in Köln besitzt; dann das wol 1762 von Meister Seekatz gemalte Familienbild, auf welchem im Vordergrunde der kaiserliche Rath in etwas wunderlicher Hirtengewandung neben der ungemein stattlich dasitzenden Frau Räthin steht, während im Hintergrunde Wolfgang einem Schäflein ein rosenfarbenes Band umbindet, Cornelia stehend gedankenvoll aus dem Bilde herausschaut; das Ganze mit feinen Schafen im Vordergrunde, mit dem altväterischen Hintergrunde von Landschaft und ionischer Architektur macht eine gar verwunderliche Wirkung, gibt aber zugleich den Eindruck treffender Aehnlichkeit. Das Bild kam nach dem Tode der Frau Rath an Bettina und ist jetzt im Besitze ihres Schwiegersohnes, des Professors Herman Grimm zu Berlin; es ist meines Wissens zum ersten male veröffentlicht. Die zahlreichen übrigen Illustrationen, Bildnisse, Schattenrisse und andere mögen hier nicht einzeln verzeichnet werden.

Wir haben es demnach bei Heinemann's Buch mit einer kenntnißreich und liebevoll zusammengetragenen Arbeit zu thun, welche, falls nicht neue Veröffentlichungen unsern Stoff wesentlich erweitern, alles, was über Frau Aja zu sagen ist, in einer sehr ansprechenden Weise zusammenordnet; daß dabei zum Zwecke der Erläuterung zahlreiche andere Persönlichkeiten, die mit Frau Aja zusammentrafen, geschildert werden, daß Wolfgang's Erlebnisse immer den Hintergrund bilden und daß dadurch der Faden des Zusammenhangs zuweilen etwas im Winde zu flattern scheint, auch manche Wiederholungen vorkommen, mag immerhin zugestanden werden. Trotz alledem, es ist ein erfreuliches Buch, erfreulich vor allem durch die wundervolle Persönlichkeit der dargestellten Frau Rath. Und doch würden sich wol viele freuen, einmal alle schriftlichen Kundgebungen der geistreichen und liebenswürdigen Frau vollständig und in ihrer zeitlichen Reihenfolge zusammengestellt zu besitzen, nur mit den allernothwendigsten Erläuterungen, um auf solche Weise ein von fremden Zuthaten so wenig wie möglich gestörtes Bild der wundersamen Frau zu gewinnen. K. Heinemann wäre der rechte Mann zu einem solchen Unternehmen; es gäbe jedenfalls ein Buch, welches gleich Frau Aja die herrliche Eigenschaft hätte, daß keine Menschenseele misvergnügt von ihm hinwegginge.

2. Goethe's Gespräche. Herausgeber Woldemar Freiherr von Biedermann. Achter und neunter Band. Leipzig, F. W. von Biedermann. 1890—91. Gr. 8. 15 M. (Gesammtpreis 45 M.)

Schon wiederholt haben wir in d. Bl. des umfassenden Werks von Woldemar Freiherrn von Biedermann gedacht, dessen letzte zwei Bände nunmehr abgeschlossen vor uns liegen, das Denkmal eines wahrhaft staunenswerthen Sammelfleißes, eine höchst schätzbare Ergänzung der brieflichen Aeußerungen des Dichters.

Betrachten wir zunächst den achten Band. Derselbe bringt die Gespräche der Jahre 1830 und 1831, in welchen selbstverständlich vornehmlich Eckermann, Riemer, Soret, Kanzler von Müller, Vogel als Berichterstatter auftreten. Daran schließen sich etwa zwei Dutzend Gespräche, welche zeitlich nicht näher bestimmbar sind, und an diese als Nachträge weitere 110, welche in der zeitlichen Reihenfolge der frühern Bände übergangen waren; erwägt man, daß diese anderthalbtausend größern und kleinern Gespräche aus Hunderten von Büchern zusammengetragen werden mußten, in denen möglichenfalls derartige Beiträge gar nicht zu erwarten waren, längst verschollenen Schriften und Zeitblättern, Handschriften in öffentlichen und Privatbibliotheken, so ist eher zu verwundern, daß die Zahl der übersehenen Gespräche nicht beträchtlicher ist. Der fleißige Sammler erkennt mit Dank an, daß er von zahlreichen Verehrern des Dichters in den verschiedensten Orten von Europa, ja Nordamerika nachträglich auf dieses oder jenes hingewiesen worden; ihm selbst lag, wie es scheint, der Abschluß der vieljährigen Arbeit am Herzen, sodaß dieselbe annähernd vollendet war, ehe der Zufluß immer neuer Beiträge aufhörte; so bringen denn noch nach den Nachträgen drei weitere kurze Abschnitte des achten und neunten Bandes etwa zwei Dutzend Nummern, „Nachzügler", „Spätlinge", „Nachgeliefertes" überschrieben, vereinzelte Mittheilungen derart von 1774 bis zu Goethe's Tode. Das ist nicht viel Nachlese für den unglaublich reichen Stoff von 1570 Nummern und es sollte uns nicht wundern, wenn der verdienstvolle Sammler im Laufe der Zeit noch etliche weitere „Nachzügler" mitzutheilen in der Lage wäre. Im übrigen hat Woldemar von Biedermann durch genaue Verzeichnisse dafür gesorgt, nicht blos daß diesen vereinzelten Nachträgen ihre Stelle in der zeitlichen Reihenfolge der frühern Bände angewiesen werde, er fügt auch in Band 9 ein umfassendes Verzeichniß aller in den

Gesprächen erwähnten Persönlichkeiten bei und ebenso den Nachweis der zahlreichen Quellen, die er benutzte. Die zweite umfänglichere Hälfte des neunten Bandes bringt Erläuterungen zu Goethe's Gesprächen von Dr. O. Lyon, meist biographische Mittheilungen über die in den Gesprächen auftretenden Persönlichkeiten, eine gediegene Arbeit, wie sich das bei O. Lyon von selbst versteht.

Der Berichterstatter hat Woldemar von Biedermann's Goethe-Gespräche während der Jahre ihres Wachsthums mit stets gesteigerter Theilnahme verfolgt, auch ein paar von den anderthalbtausend Mosaiksteinchen beigetragen, aus welchen das werthvolle Werk gebildet worden ist; daß so zahlreiche Beitragende in nah und fern sich fanden, spricht für die lebendige Theilnahme der gesammten Goethe-Gemeinde. Aber nicht blos ihr sei das neu vollendete treffliche Buch, die schwere Sammelarbeit vieler Jahre, empfohlen, sondern jedem Gebildeten, welcher danach geartet ist, sich an geistiger Größe zu erfreuen. Es ist kein Buch zum regelrechten Durchlesen von vorn bis hinten; dazu ist es zu umfänglich und zu mannichfaltig; aber es ist, wie kaum ein anderes, ein Buch, das man jeden Augenblick an jeder Stelle aufschlagen und sicher sein kann, alsbald einem geist- und gemüthvollen Worte unsers großen Dichters zu begegnen. Wir wüßten keine kürzere und zugleich treffendere Beurtheilung des Buchs zu geben, als Goethe's eigenes Wort im „Faust“: „Wo ihr's packt, da ist's interessant.“

Wilhelm Buchner.

Erzählungsliteratur.

1. Onkel Gerhard. Erzählung von Marie Widdern. Berlin, A. Goldschmidt. 1891 8. 1 M.
2. Der Erbe von Rattingen von Wilhelm Berger. Berlin, A. Goldschmidt. 1891. 8. 50 Pf.
3. Leonore. Erzählung von Johann von Wildenradt. Leipzig, Ottmann. 1891. 8. 40 Pf.
4. Tilly's Quartier. Eine niedersächsische Geschichte. Von August Hesse. Wolfenbüttel, Zwißler. 1891. 8. 2 M.
5. Die Wiedergefundene. Novelle von Adolf Stern. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 3 M.
6. Die Cis-moll-Sonate. Von Gerhard von Amyntor. Leipzig, Ottmann. 1891. 8. 60 Pf.
7. Aus verborgenen Tiefen. Novellen und Skizzen von Otto Ernst. Hamburg, C. Kloß. 1891. 8. 2 M. 25 Pf.

Der junge „Onkel Gerhard“ Marie Widdern's (Nr. 1) kommt aus Australien und bringt das übliche große Vermögen und außerdem ein Kind mit, Clemence, das er trefflich erziehen läßt und mit Wohlthaten überhäuft, dem er aber nie begegnen will. Er glaubt, wie wir später erfahren, den Vater des jungen Mädchens, welches das Kind eines Taugenichts und einer von Gerhard geliebten Frau ist, umgebracht zu haben. Natürlich liebt Clemence Gerhard und ebenso romannatürlich liebt Gerhard Clemence. Die Verfasserin hat aber noch ein anderes Paar zusammenzubringen. Sie ist ein riesenlanges, geist- und geschmackloses, aber charaktervolles Geschöpf, er ein junger Arzt, der sie zur Abzahlung einer Schuld seines Vaters heirathen will. Der gute Junge! Aber die Tugend wird belohnt — von der Verfasserin. Der Ermordete ist schließlich gar nicht ermordet — der bequemste Ausweg — und die Hopfenstange wird durch die Liebe und durch die Geschicklichkeit der Schneiderin in eine prächtige junonenhafte Erscheinung verwandelt, die der Doctor ohne Schaden heirathen kann, während Gerhard seine Clemence und Clemence ihren Gerhard bekommt.

Zu derselben Gattung unschädlicher Unterhaltungsliteratur gehört Wilhelm Berger's „Der Erbe von Rattingen“ (Nr. 2). Der Titelheld, der genau genommen doch nur Nebenfigur ist, ist der uneheliche Sohn eines jungen Forstgehülfen und einer jungen adelsstolzen Dame. Diese hat schließlich ihren Entführer sitzen lassen und zieht später ihr Kind als angeblichen Neffen auf. Der Vater taucht plötzlich in München auf als herabgekommener amerikanischer Philister. Man denkt an „Die Amerikanerin“ von Sophie Junghans, sieht sich aber bald sehr enttäuscht, wenn man auch hier einen ernsthaften Conflict und eine geistreiche Lösung erwartet. Der junge Mensch ist ein angehender Roué. Ihn zu bekehren wendet die Freiin von Rattingen ein mehr heroisches, als Erfolg verbürgendes Mittel an, indem sie ihrem Sohne den amerikanischen Strolch als seinen Vater und sich als seine Mutter vorstellt. Besagten Strolch, der ja sonst unbequem werden könnte, beseitigt Berger durch einen Schlagfluß. Dann belohnt auch er, wie Marie Widdern, die Tugend. Er hat die Erzählung einem Manne in den Mund gelegt, der sich uns zuletzt als Geheimrath Angermann vorstellt; in diesem bekommt das Freifräulein einen Mann und ihr Sohn einen Vater.

An dieser Geschichte ist gar nichts. Desto mehr erstaunt man, wenn man die auf dem Haupttitelblatte gar nicht angekündigte zweite Novelle liest: „Genesen“. Ein in fremde Pflege gethaner Wahnsinniger kehrt zu seiner Gattin zurück, um mit wiedererwachtem Bewußtsein in ihren Armen und im Angesichte seiner Kinder zu sterben: eine tiefangelegte, mit höchster seelischer Feinheit durchgeführte Dichtung. So kann Wilhelm Berger also Schönes schaffen.

Das letztere soll auch von Johann von Wildenradt gelten, nach mehrfachen Zeugnissen; dann muß „Leonore“ (Nr. 3) zu seinen schlechtesten Büchern zählen. Wir finden hier allerdings den bekannten schematischen Unheilstifter, diesmal ist es ein polnischer Roué und Hochstapler — aber der ernsthaftere Conflict wird doch nur dadurch möglich, daß die betheiligten Personen, ohne als

verrückt oder halb verrückt charakterisirt zu werden, durchaus das Gegentheil von dem thun, was ein vernünftiger Mensch in gleichem Falle thun würde: wir stolpern beständig über psychologische und moralische Unmöglichkeiten. Der Vater der Heldin, der sich als Millionär natürlich jede Roheit und Gemeinheit aufbürden lassen muß, nennt seine Tochter ein Gänschen. Abgesehen von der Liebkosungsform, zu deren Gebrauche der Leser sich kaum veranlaßt fühlen wird, wäre gegen diese zoologische Klassificirung nichts einzuwenden. Besagtes Wesen will sich nun mit jenem Schwindler, der ihr früher ehebrecherische Anträge gemacht hat, feierlich verloben, ehe sie von ihrem Manne geschieden ist. Natürlich läßt der Erzähler das im letzten Momente verhindert werden und der biedere Bildhauer Erich Mannstein bekommt seinen Schatz wieder; aber der Leser sagt: das ist ein Schatz, der mir gestohlen werden könnte.

„Tilly's Quartier" (Nr. 4) gehört ins Gebiet der historischen Novelle. August Hesse hat Studien gemacht und zeichnet vor allem den evangelischen Prediger, welcher der Beschützer einer aus der Zerstörung Magdeburgs entkommenen Jungfrau und zweimal der Wirth des gefürchteten Tilly ist, recht lebenswahr. Auch die militärischen Gestalten fallen nicht aus dem Rahmen des Zeitalters. Tilly dagegen mußte für die Handlung jenem Bilde, welches in uns allen lebt, einigermaßen unähnlich gemacht werden. Er hat die Mutter der jungen Magdeburgerin einst geliebt, wird beim Anblicke der Tochter Scholastica tief bewegt und verschont endlich auf ihre Bitten Halberstadt, welches der hier jedes menschlichen Zugs entbehrende Pappenheim zerstören will. „Tilly's Quartier" gehört unzweifelhaft zu den bessern Büchern der bezeichneten Gattung.

Adolf Stern's neue Novelle „Die Wiedergefundene" (Nr. 5) läßt nirgends den feinen Kunstverstand und die Formbeherrschung verkennen, welche dem rühmlich bekannten Verfasser eigen ist. Die Wiedergefundene ist die Tochter einer vornehmen Frau. Das Kind ist von Zigeunern geraubt worden und wird als Kunstreiterin in einem Circus entdeckt. Hedwig zeigt sich durchaus als ein feinsinniges und wohlgezogenes Wesen. Wenn es sich die Huldigungen eines verheiratheten Cavaliers gefallen läßt, dem sie keine bösen Absichten zutraut, so thut sie damit nichts anderes, als was unzählige vornehme junge Damen thun, welche nie durch den Reif gesprungen sind. Von der Circusvergangenheit der Heldin wird der sparsamste Gebrauch gemacht und auch den Umstand, daß das junge Mädchen von einer ganz gemeinen Person erzogen ist, läßt der Verfasser ohne Einwirkung auf ihren Charakter sein. Es ist, als ob er sich scheue, die Wirklichkeit der Dinge anders als mit den Fingerspitzen zu berühren. So verfehlt er die höhere Wirkung, welche entstanden wäre, wenn die Vergangenheit tiefere Spuren in der Seele der Heldin zurückgelassen hätte, welche dennoch durch die Kraft der Liebe, mochte nun die Mutter oder ein edler Mann der Hauptgegenstand derselben sein, getilgt würden. Die schwindsuchtskranke Mutter, welche einen Brief des Don Juan findet, ihrer auf einer Lustpartie befindlichen Tochter nachfährt, um sie zu warnen, und so den eigenen Tod beschleunigt, ist eine rührende Gestalt. Aber ihre Aufopferung ist für die Handlung insofern bedeutungslos, als die Tochter ja gar nicht in Gefahr ist, den Verführungskünsten des Grafen zu erliegen. Hat diese doch jenen Brief, der ihr heimlich zugestellt wurde, aus Empörung ungelesen hingeworfen. Indem der Dichter so der Gefahr den rechten Ernst genommen hat, hat er auch den Eindruck des Opfermuthes der Mutter gemindert. Damit bin ich aber auch am Ende meiner Bedenken und Einwendungen. Die Zeichnung der Personen zeigt den Verfasser nicht nur als feinen Seelenkenner, sondern sie läßt auch eine kunstgeübte sichere Hand erkennen. Nicht minder meisterhaft als Seelenzustände und Gestalten malt er die landschaftliche Natur und er hat sich einen Schauplatz für seine Handlung ausgewählt, welchen vor ihm einer der größten Dichter vor unsere Seele gezaubert hat: es ist der Schauplatz der Seelenleiden des Helden der „Neuen Heloise".

Gerhard von Amyntor haben wir von Anfang an unter denen gefunden, welche das Panier der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Wahrheit erheben: deshalb wundern wir uns auch nicht, wenn er jetzt mit der glänzenden Wehr seiner „Cis-moll-Sonate" (Nr. 6) wider die schlimmste Ausgeburt der Unnatur, wider Tolstoi's „Kreutzer-Sonate", auf den Plan tritt. Er behandelt seinen heiklen Gegenstand mit großem Zartgefühl, ja vielleicht etwas zu zaghaft. Wenn er seinen Helden, den Dr. Stetter, zu einem Gegenstück und doch auch zu einem Gegensatze des Tolstoi'schen Posdnischew gemacht hat, so ist die künstlerische Absicht zu begreifen. Wenn aber sich zuletzt herausstellt, daß der Mann den Angriff auf den Gegenstand seiner Eifersucht im Wahnsinne gemacht hat und daß sein Opfer keineswegs infolge seiner Verwundung gestorben ist, so wird damit eine Unsicherheit in unsere Beurtheilung des Vorgangs hineingebracht. Alles, was wir gehört haben, ist ja der Bericht eines Wahnsinnigen: wie weit ist dieser glaubwürdig? Hätte der Verfasser uns das Schicksal seines Helden erzählt, dann würde er gezeigt haben, wie der Wahnsinn desselben eben aus seiner unter den gegebenen Verhältnissen unnatürlichen und unsittlichen Enthaltsamkeit entsteht, während wir das aus dem Berichte des Unglücklichen unmöglich entnehmen können. Nach diesem ist es eigentlich nur die Frau, welche leidet. Natürlich wäre es ferner gewesen und hätte eben deshalb auch künstlerisch am nächsten gelegen, wenn die Frau infolge des ihr aufgezwungenen Lebens wirklich bis zu einem gewissen Punkte den Lockungen eines Verführers nachgegeben hätte. Jetzt bleibt es ungewiß, ob und wie weit das geschehen ist. Es fehlt der classische Zeuge. Endlich scheint mir, daß Stetter's Enthaltsamkeit nicht stark genug motivirt ist. Der Verfasser hat das

auch wohl gefühlt; wenigstens begreift man sonst nicht, wozu er einen dritten, einen Literaten Sturzbach, einführt, eine höchst unwahrscheinliche Persönlichkeit. Dieser Genußmensch bestärkt den durch die Lesung der „Kreutzer-Sonate" auf den falschen Weg Gebrachten nämlich nicht da erst in seinem thörichten Vorhaben, als er Stetter's Braut kennen gelernt hat — dann könnte man sagen, er thue es, weil er die Vernachlässigte leichter zu verführen hoffte —, sondern er thut es schon vorher: es ist der Bösewicht, der kein anderes Motiv hat als seine Bosheit, und das ist unzweifelhaft ein Fehler der Erfindung.

Sehen wir aber von diesen Anstößen ab, so verdient die Novelle hohes Lob. Nicht nur, daß der Dichter seinem Helden eine Kritik unserer Verhältnisse und ihrer gesellschaftlichen Lügen in den Mund legt, welche an einschneidender Wahrheit nicht übertroffen werden kann; nicht nur, daß er dem gerechten Zorne, welchen Tolstoi's Angriff auf Glück und Bestand der Menschheit in ihm erregt, den kraftvollsten und würdigsten Ausdruck gibt — nein, er zeichnet auch das Bild der Frau, welche das Opfer der Thorheit ihres Gatten wird, so rein, so zart, so rührend wahr, daß sich schwerlich ein Leser eines tiefen Eindrucks wird erwehren können. Man denke an die Scene, wo die Frau, welcher das Gebot Tolstoi'scher Unnatur den Kindersegen versagt, sich tadeln lassen muß, daß sie fremde Kinder herzt, oder jene, wo sie vom Gatten bei der Lektüre von Ammon's Buch von den Mutterpflichten überrascht und wegen derselben gescholten wird; man denke ferner an die Ergebung, mit welcher sie endlich vor den wahnwitzigen Erörterungen des Gatten zurückweicht und gesenkten Hauptes sich darein ergibt, zur Heiligen gestempelt zu werden und zur Kinderlosigkeit verdammt zu bleiben.

Das Buch heißt die „Cis-moll-Sonate", weil beim Anhören dieses Tonwerks der Held zu dem Entschlusse kommt, seines Weibes Gatte zu werden — in dem Augenblicke, wo es zu spät ist. Ich hätte das Buch kühner, drastischer und tiefer angelegt gewünscht — „ein Hammer, der Felsen zerschmeißt", hätte es sein sollen für den Stein, welchen der Aberwitz eines Schwärmers auf die Bahn der Menschheit geworfen hat —, aber auch so, wie es ist, kann es viel Gutes stiften, zumal wenn es nach seinem ganzen Inhalte aufmerksam gewürdigt wird.

Gleichfalls als ein Kämpfer tritt Otto Ernst in seinem neuen Buche „Aus verborgenen Tiefen" (Nr. 7) auf. Es sind acht Novellen und Skizzen, welche das Buch umfaßt. Der Titel paßt nicht auf alle, so vor allem nicht auf einige, übrigens vortreffliche Satiren. Der Verfasser, offenbar mit ganzer Seele Pädagoge in des Wortes höchster Bedeutung, muß auch dem, welcher seine Anschauungen nicht theilt, zweifellos durch seine tiefe Seelen- und Menschenkenntniß, durch seinen voll und frisch quellenden Humor, durch die Kraft seiner Satire und endlich durch die freie Sicherheit imponiren, mit welcher er die Sprache beherrscht. Die erste Novelle, „Der Tod und das Mädchen", nach dem Schubert'schen D-moll-Quartett gleichen Titels benannt, ist ein Bild von erschütternder Wahrheit. Der Tod erlöst ein frühgereiftes Mädchen von dem Elend, welches der Vater, ein herzloser Fanatiker des musikalischen Dilettantismus, über die Familie bringt. Die „gebildeten Leute", zu denen das zweite Stück uns bringt, sind im voraus charakterisirt durch das Motto: „Das denkt wie ein Seifensieder". Die Geselligkeit der Gevatter Schneider und Handschuhmacher und ihrer Weiber und Töchter — höhern Töchter — wird mit köstlicher Ironie gezeichnet. Leider kann dabei von Uebertreibung keine Rede sein. „Ohne Heimat der Seele", eine „melancholische Plauderei", spricht mich weniger an. Jemand, der gern Schauspieler geworden wäre, scheitert beim ersten Versuche öffentlichen Auftretens, ohne deshalb zur Ueberzeugung mangelnder Befähigung zu gelangen. Aeußere Verhältnisse, aber auch moralische Rücksichten nöthigen ihn zum Verzicht auf fernere Versuche und diese erzwungene Entsagung macht seine Seele heimatlos, bis er bei seinem jungen Weibe sein Glück und seine Heimat findet. Aber wer verbürgt uns, daß er diese Heimat je auf der Bühne gefunden hätte? „Ein Begräbniß" ist ein trauriges Idyll der Armuth. „Der süße Willy" ist ein Bruder von dem Jungen, der als „mein Leopold" über die Breter geht, was aber durchaus keine Hindeutung auf irgendwelche Abhängigkeit sein soll. Dem Verfasser ist der Taugenichts, den seine Affenältern mit unbewußter Systematik zu einem solchen erzogen haben und in der Uebung und weitern Entwickelung seiner edeln Qualitäten sorglich schützen und pflegen, sicherlich im Leben oft genug begegnet. Solche Begegnungen mit „Helmerding" Vater, Mutter und Sohn gehören ja auch zu den Leiden des Lehrerlebens. Der Schriftsteller befreit sein Herz von dem Unbehagen solcher Erinnerungen, indem er in lebenswahren und doch den trefflichen Satiriker verrathenden Zügen „ein feines Erziehungsidyll" zeichnet. Er kennt aber das Leben viel zu gut und viel zu wahrhaftig, um den Taugenichts zu Grunde gehen zu lassen; im Gegentheil, der ganz unwissend gebliebene Bursche ist noch immer klug genug, um eine Millionärswitwe zu heirathen, die ihm durch ihr Geld die fehlende Jugend mehr als ersetzt. Eine traurige Geschichte, aber nicht ohne versöhnenden Schluß ist „Ueberwunden. Aus den Aufzeichnungen eines Schulmeisters". Wider Willen Lehrer geworden, während ihn Neigung und Befähigung zur Musik ziehen, kann der Held lange Zeit weder die Masse der Schüler disciplinarisch bewältigen, noch die Einzelnen unterrichtend zur Genüge fördern. Auch als er ebenso viel erreicht wie andere, ist sein Streben nicht befriedigt; das Mechanische, welches der Beruf mit sich bringt, peinigt ihn. So fühlt er sich als Miethling, als unnützen Knecht. Endlich lernt er ein Mädchen lieben und lernt damit auch Gottes- und Menschenliebe: so wird er zum wahren Schulmeister. Für seinen Leib ist es zu spät. Seine Seele aber ist getröstet; er genießt als Gatte und Vater reines Glück und stirbt versöhnt

und befriedigt in den Armen der Liebe. „Der Herr Fabrikant" ist ein reich gewordener Gauner, der als Fabrikbesitzer seine Arbeiter betrügt, bestiehlt, verderbt und unglücklich macht. Zuletzt macht der Lyriker Ernst, dessen Gedichte mit dem augsburger Schiller-Preise gekrönt worden sind, seinem Unmuth über das dumme, alberne und hämische Verhalten, welches die „guten Freunde" so oft einem jungen Dichter gegenüber zeigen, und über eine gewisse, nur zu weit verbreitete Kritik, welche alles mit tendenziösen oder auch wie aus dem Lostopfe gegriffenen Schlagwörtern abthut, in der humorvollen Satire „Herkules Maier's Gedichte" Luft.

Adolf Brieger.

Dramatisches Allerlei.

1. Fortunat. Märchendrama in fünf Acten mit einem Vor- und Nachspiel von Rudolf Siegmund. Leipzig, Fock. 1891. 8. 1 M. 80 Pf.

Das Volksbuch vom Fortunatus mit dem unerschöpflichen Geldsäckel und dem unsichtbar machenden Wunschhut, wie es zum ersten male 1509 im Druck erschien, hat schon Ludwig Tieck in poesievoller Weise in seinem zwei Theile oder zehn Acte umfassenden „Fortunat" dramatisirt, freilich ohne daß er im Stande gewesen wäre, den epischen Charakter dieses Märchens zu verwischen und den Stoff in echt dramatischer Weise umzugestalten. Rudolf Siegmund hat aus der alten Fortunatus-Sage eigentlich nur die Person ihres Helden Fortunatus mit dem Geldsäckel entlehnt und wie die Prinzessin Agrippina von England den Fortunat durch ihre Koketterie verblendet und um den Säckel betrügt, den letztern aber schließlich doch wieder an seinen rechtmäßigen Besitzer verliert. Alles übrige in diesem Siegmund'schen Märchendrama ist zwar gleichfalls nicht durchweg originell, hat aber mit dem Stoffe des alten Volksbuchs „Fortunatus" nichts weiter gemein. Dafür hat indeß Siegmund die Fortunatus-Sage in souveräner Weise mit der Sage vom — Ahasver, vom ewigen Juden verquickt, ein kühnes, ja, wie mir scheint, ein allzu kühnes Experiment, das, so interessant es an sich ist, doch mislingen mußte, schon weil der Held der letztern Sage denjenigen der erstern schier erdrückt und zudem so gezeichnet ist, wie es der Sage vom ewigen Juden — in ihrer ursprünglichen, von Sentimentalität unbeeinflußten Fassung wenigstens — keinesfalls entspricht.

Dem Verfasser unsers Märchendramas hat offenbar der Goethe'sche „Faust" vorgeschwebt, wie auch im einzelnen aus manchen Zügen des uns vorliegenden Dramas hervorgeht; es sei in dieser Beziehung nur daran erinnert, wie die alte Magdalene, die Mutter von Gertrud-Gretchen, den von Fortunatus-Faust seinem Liebchen geschenkten verdächtigen Mammon der Kirche schenkt und wie Ahasver-Mephisto seinen Fortunatus-Faust durch die Lüfte rettet. Siegmund hat sich nun der innern Verwandtschaft der Faust- und Ahasverus-Sage erinnert, die ja thatsächlich besteht, jedoch dergestalt, daß Ahasver das dem mittelalterlichen Christenthume feindliche Judenthum ebenso wie Faust das demselben feindliche Heidenthum verkörpert. Bei Goethe aber will Mephisto dem Gottvater eine Seele, eben die des Faust, abwendig machen, um schließlich doch die Wette und sein Opfer zu verlieren. Siegmund wollte nun umgekehrt darstellen, wie Ahasver, bei ihm Peregrinus geheißen, schließlich doch erlöst wird, indem er seine Schuld am Erlöser, derentwegen er verdammt ist, bis zu Christi Wiederkehr auf Erden ruhelos zu wandern, dadurch sühnt, daß er dem Herren eine Seele gewinnt. Das wäre an sich ganz schön, und die Idee, wie ein Sünder seine Schuld durch Entsündigung eines andern sühnt, ist gewiß eine hochpoetische und auch echt dramatische. In unserm Falle aber hat es Siegmund schon darin versehen, daß in Wahrheit nicht Fortunatus das Gegenstück zum Faust ist, sondern Peregrinus-Ahasver, und daß, so sentimental rührsam dies sein mag, der ewige Jude jedenfalls der letzte sein würde, der dem Christenthume eine heidnische Seele zuführte; und selbst wenn er dazu der Mann wäre, so wäre der Preis, den er, um selbst erlöst zu werden, bringt, doch zu niedrig, um seine schwere Schuld Gott gegenüber aufzuwiegen. Wenn der ewige Jude der Sage sich ein Anrecht auf Erlösung erwerben will, so müßte er jedenfalls dem Herrn ein größeres Opfer darbringen, als das, solch ein gewöhnliches Weltkind, wie es Fortunatus ist, auf den Weg der Tugend und des Christenthums zurückzuführen. Siegmund's Peregrinus gibt sich allerdings alle erdenkliche Mühe, das letztere zu erreichen, aber er thut es doch nur aus reinem Egoismus, eben weil er das ewige Wandern auf Erden satt hat, und thut es ohne irgendwelche Gefahr für sich. Das Opfer, das er bringt, entspricht also dem Preise, den er dafür erwartet, in keiner Weise. Und so großartig auch die Idee ist, welche Goethe bei Abfassung seines Faust-Dramas mit Erfolg vorgeschwebt hat, so vermag ich nicht einzusehen, daß eine gleich großartige Idee von Siegmund in seinem Märchendrama dargestellt worden sei.

Aber auch die Ausführung dieser Idee erscheint mir, selbst wenn ich diese Idee als eine großartige und eines Dramatikers würdige gelten lassen will, nicht die beste. Gerade wie bei Tieck, so hat auch bei Siegmund der „Fortunat" zu viel Episches an sich. Scene reiht sich ziemlich lose an Scene, von einem streng dramatischen Aufbau ist ebenso wenig bei Siegmund die Rede, wie von einer irgend schärfern Charakterisirung der verschiedenen Personen. Das Ganze macht den Eindruck einer Reihe ganz allerliebster, aber doch nicht mit Nothwendigkeit

aufeinanderfolgender Genrebilder, die übrigens, was auch die Aufführung des Werks auf unsern Bühnen über Gebühr erschwert, an Zahl nicht gering sind; denn das Drama erfordert nicht weniger als neunzehn verschiedene Decorationen, somit einen achtzehnmaligen Scenenwechsel, und das ist für ein Drama der neuern Zeit denn doch etwas zu viel und läßt nothwendig die Theilnahme der Zuhörer an dem Werke im Verlaufe des Abends mehr erkalten, als der jedenfalls noch ziemlich bühnenunkundige Dichter wünschen kann. Wie schon so manchem jungen begabten Autor, so muß ich auch dem Verfasser dieses Werks, der wirklich ein begabter Dichter und, wie ich hoffe, auch noch jung ist, nur den Rath geben, ehe er sein nächstes Drama drucken läßt, sich der ersprießlichen Beihülfe eines alten Bühnenpraktikus zu versichern, von dem er jedenfalls noch vieles lernen kann und, denke ich, auch lernen wird.

Nachdem ich nun die Schwächen des Dramas, die allerdings schwer ins Gewicht fallen und demselben meines Erachtens den Weg auf die Bühne verschließen, in aller Kürze, hoffentlich aber doch leidlich erschöpfend dargelegt, muß ich auch noch einiger Vorzüge gedenken, welche diesem Werke eignen. Da ist zuvörderst der hohe sittliche Ernst hoch zu rühmen, der das ganze Werk durchdringt und den ehrlichen Kritiker wohlthuend berührt. Dann will ich noch besonders hervorheben die poetische Sprache dieses Dramas, die nur an wenigen Stellen ins Banale verfällt und fast durchgehends uns für den Dichter einnimmt. Zum Schlusse spende ich auch mit Vergnügen den flüssigen, durchweg gereimten Jamben nach Art der Goethe'schen Faust-Dichtung meine volle Anerkennung. Manchmal freilich lassen noch die Reime zu wünschen übrig. So ist es zweifellos eine Härte, auf „hinaus" zu reimen „in der stillen Klaus'". So sind Reime wie „ich bin — Mein Gott und keiner über mir! Wie in — Den Adern" u. s. w., die öfter wiederkehren, unbedingt zu verwerfen, wie man auch dem Reime zu Liebe nicht sagen darf: „Die Sprache haßt dem Thäter", „Der Jahre Stempel deine Stirn umhüllt" (ein die Stirn umhüllender Stempel, fürwahr ein unmögliches Bild!); „Meine mürben Knochen weigern das Gehorchen" (und das um einen schlechten Reim auf Morgen fertig zu bringen!) u. s. w. Auch Reime wie „wenn" auf „denn", „für" auf „spür'" (!), „bei" auf „sei", „zum Sklaven dich bereite", um einen Reim auf „Seite" herauszubekommen, ferner „und" auf „bunt", „gewiß" auf „bis", „wissen" auf „erließen" wird ein Vers- und Reimkünstler, wie dies Siegmund unstreitig im übrigen ist, als letzter für mustergültig erklären wollen. Glücklicherweise kommen solche Verstöße indeß bei ihm nur vereinzelt vor und sind nicht dazu angethan, die Anerkennung, die ich in dieser Beziehung seiner Dichtung mit Freuden im großen und ganzen gespendet habe, als unberechtigt erscheinen zu lassen.

2\. Der Cid. Lyrisches Drama in drei Aufzügen. Dichtung und Musik von Peter Cornelius. München, Aibl. 1891. 8.

Ein Textbuch, das 1859 verfaßt ist und von dem genialen Dichtercomponisten, dem leider zu früh gestorbenen Peter Cornelius herrührt, bedarf heute keiner Empfehlung mehr oder sollte eigentlich einer solchen nicht mehr bedürfen. Und doch, wie wunderbar spielt das Schicksal manchmal einem Menschen und seinen herrlichsten Geisteskindern mit. So kam 1858 im Hoftheater zu Weimar das köstliche Musiklustspiel „Der Barbier von Bagdad" von Cornelius zum Fall, um erst Mitte der achtziger Jahre in Karlsruhe und München ein fröhliches Auferstehungsfest zu feiern und dann auch auf den andern größern Bühnen Deutschlands sich rasch einzubürgern. So erging es beinahe auch der zweiten Oper desselben Meisters, dem „Cid", der 1865 dank der Initiative Dingelstedt's und seines kunstverständigen musikalischen Beiraths Eduard Lassen gleichfalls auf der Hofbühne des kleinen Weimar die Erstaufführung erlebte und, wie ich, der ich Zeuge dieser Aufführung sein durfte, mich aus meinen jungen Jahren erinnere, trotz ganz vorzüglicher Darstellung es auch nur zu einer Art Achtungserfolg und ein paar Wiederholungen brachte, ohne darauf auch nur einen Bühnenleiter zur Aufführung dieses Werks zu ermuthigen. Erst in diesem Jahre (1891) ist die dichterisch wie musikalisch gleich bedeutende Oper sozusagen aus ihrem Dornröschenschlafe neu erweckt und der Bühne wieder gewonnen worden. Dem genialen Leiter der münchener Hofbühne, Freiherrn von Perfall, dem unternehmungsfreudigsten unter den jetzt lebenden Intendanten deutscher Hoftheater, und den von gleichem künstlerischen Geiste beseelten münchener Hofkapellmeister Levi blieb es vorbehalten, den, wie es den Anschein hatte, wenigstens für jeden Uneingeweihten haben mußte, kühnen Versuch zu wagen, und siehe da, der Versuch glückte über Erwarten glänzend, und auch der „Cid" hat nunmehr im münchener Hoftheater bereits eine stattliche Reihe Wiederholungen erlebt und wird, wie ich zuversichtlich erwarte, mit der Zeit auch die übrigen deutschen Bühnen erobern. Mit der Musik des „Cid" habe ich mich hier allerdings nicht zu beschäftigen, der mir zur Besprechung vorliegende Text ist aber so reich an poetischen Schönheiten und trotz der leicht irre führenden Bezeichnung des Werks als „lyrisches Drama" so reich auch an dramatischem Leben, daß mit Ausnahme von Richard Wagner's Musikdramen sich nur wenige Opern neuerer Meister auch textlich mit diesem Werke von Cornelius werden messen können. Man nenne mir doch ein neueres Musikdrama, in welchem die Umwandlung von Haß in Liebe dichterisch schöner, dabei ergreifender und wirksamer geschildert wäre, als wie das bei der weiblichen Heldin des Cornelius'schen Werks, bei Chimene, Gräfin von Lozan, der Fall ist, die dem Cid, weil er, den eigenen Vater zu rächen, des ihrigen Mörder geworden ist, ewigen Haß geschworen hat und doch, von der Liebe Allgewalt bezwungen, schließlich das Weib des Verhaßten wird und werden muß! Ich glaube nicht zu viel zu sagen, indem ich behaupte, daß dieser Operntext, der so außerordentlich von den allermeisten Operntexten der frühern und zum Theile noch der

neuern Zeit absticht, wäre er nicht schon von einem so großen Meister der Töne in unübertrefflicher Weise componirt worden, sobald als möglich von einem berufenen Tonsetzer in Musik gesetzt werden müßte! Möge dies Textbuch in immer weitern Kreisen Eingang finden und so das Seine dazu beitragen, daß wenigstens die Leiter aller unserer größern Bühnen über kurz oder lang gezwungen werden, dem Beispiele des kleinen Weimar, meiner Vaterstadt, und der in künstlerischen Fragen jedenfalls maßgebenden bairischen Hauptstadt zur Freude aller Verehrer des dichterisch und musikalisch Schönen sich anzuschließen und so sich einer Ehrenpflicht gegenüber dem todten Meister zu entledigen, dem mit Ausnahme der kleinen weimarischen Hofbühne die deutschen Theater bei seinen Lebzeiten mit Unrecht sammt und sonders den schuldigen Tribut zu zahlen versäumt haben.

3. Lützow's wilde Jagd. Ein dramatisches Festspiel in einem Aufzuge von Gustav Burchard. Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Th. Körner's. Berlin, Fontane u. Comp. 1891. 8. 1 M.

Die Jahrhundertfeier von Theodor Körner's Geburtstag, die unser Volk mit Recht fast überall festlich voll Begeisterung begangen hat, konnten oder wollten doch auch unsere zeitgenössischen Dichter nicht stillschweigend übergehen. Die Berufensten unter ihnen haben allerdings fast ausnahmslos, was einigermaßen befremden könnte, darauf verzichtet, aus Anlaß dieses festlichen Tages in die Saiten ihrer Leier zu greifen. Um so eifriger haben dafür unsere Dichter zweiten und dritten und noch niedern Ranges sich bemüht, den deutschen Tyrtäos zu verherrlichen, größtentheils allerdings mit mehr Lust und Liebe als wirklicher Befähigung. Ich brauche in dieser Beziehung nur an das zur Körner-Feier im königlichen Schauspielhause zu Berlin und auch auf andern Bühnen aufgeführte kleine Taubert'sche Festspiel zu erinnern, bei dessen Anhören der Freund der Dichtkunst und besonders der Körner'schen Muse sich ordentlich angefröstelt fühlen konnte. Das gleiche Gefühl hatte ich leider auch bei dem glücklicherweise nur wenige Seiten umfassenden unglücklichen phrasenhaften Epilog des Burchard'schen Festspiels. War dieser Epilog mit der obligaten deutschen Muse und der gleich obligaten deutschen Freiheit und der „Wacht am Rhein" und dem „Deutschland, Deutschland über alles" wirklich in diesem Festspiele unentbehrlich? Nein und dreimal nein! Einen unglücklicheren Abschluß seines sonst wohlgelungenen, in sich abgerundeten Festspiels, das sich in dramatisch wirksamster Weise am 26. August 1813, an Körner's Todestage, in einem ärmlichen Bauernhofe bei Rosenhagen abspielt, vermag ich mir kaum zu denken. Es kommt einem fast vor, als habe es den Verfasser schließlich gereut, eine glückliche Idee so folgerichtig durchgeführt zu haben, und als habe er deshalb seinem Festspiele noch den entstellenden Epilogflicken angeheftet. Das Festspiel selber, das einen durchweg hochsympathischen Eindruck macht, beginnt vor dem Gefechte bei Gadebusch und endet mit Lützow's Aufforderung, dem Heldensänger Theodor Körner unter dem Schatten der Eiche von Wöbbelin die würdige Ruhestatt zu bereiten. Die einzelnen mitwirkenden Personen, besonders Körner selbst und die für ihn schwärmende Bauerndirne Käthe sind ganz vorzüglich gezeichnet und das Gesammtbild ist voll echt dramatischen Lebens, wie ich mich erinnere in einem derartigen Festspiele kaum je wahrgenommen zu haben. Mit den Worten Major Lützow's: „Brecht, Freunde, auf u. s. w." und der mit „Lützow's wilder verwegener Jagd" rasch einfallenden Musik, zu der allenfalls noch die Schlußstrophe dieses Körner'schen Gedichts — etwa mit einer kleinen, dem feierlichen Augenblick entsprechenden Abweichung vom Originaltexte — von den Lützowern gesungen werden könnte, hätte das übrigens auch sonst sehr wohl aufführbare Burchard'sche Festspiel zu Ende sein müssen und sollen, und jedenfalls wird ein geschickter Regisseur, der es mit dem Verfasser wohl meint, für den Fall etwaiger, wirklich wünschenswerther Wiederholungen dieses Festspiels auf unsern deutschen Bühnen, gut thun, den matten, des eigentlichen Festspiels Wirkung empfindlich störenden Epilog zu streichen.

3. Lotario. Trauerspiel in drei Acten von Oskar Klein. Dresden, Pierson. 1892. 8. 2 M.

Oskar Klein, ein noch junger, dabei reichbegabter Poet, hat dem deutschen Publikum voriges Jahr einen Roman, „Schmerzliche Wonnen", ein Seitenstück zu Goethe's „Werther", geschenkt. Jetzt läßt er diesem Romane sein erstes Drama folgen, das gleichfalls Beachtung verdient, obwol es streng genommen kein vollständiges Trauerspiel, sondern nur der Abschluß eines solchen ist, was niemand besser einsehen dürfte als Klein selber, der vor ein paar Jahren ganz allein eine rheinische dramaturgische Zeitschrift herausgegeben und in dieser schöne Proben auch seiner dramaturgischen Befähigung geliefert hat. Ein Freund gedrängter Kürze, wo immer es möglich, kann ich es mir nicht versagen, den Inhalt von Klein's Trauerspiel so wiederzugeben, wie ihn Klein selber im Vorworte kennzeichnet:

> Ein hochstrebender Poet, im Kampfe mit seinen Umständen und sich selbst, empfindet seine geistige Kraft im Niedergange, fürchtet ihre völlige Zerrüttung, ihren Verfall in Wahnsinn und macht, nachdem er ein letztes Werk vollendet, in jener höchsten Furchtempfindung seinem Dasein ein Ende.

Dies ist in der That der wesentliche Inhalt des Trauerspiels, das an Handlung ziemlich arm ist. Schon im ersten Acte erfahren wir, daß die einzige Hoffnung Lotario's — dies der Name des Dichters — auf Errettung aus seiner bedrängten Lage, die Hoffnung, eine Bibliothekarstelle zu erhalten, trügerisch war. Von dem Augenblicke an, da er dies erfährt, ist sein Untergang gewiß. Des Unglücklichen Freund, der Maler Adalbert, sucht zwar Rettung zu schaffen, indem er ohne Wissen Lotario's dessen reichen Schwiegervater, den Grafen Mornau, aufsucht. Als letzterer aber hülfsbereit erscheint, da ist das, was wir bereits im ersten Acte geahnt, geschehen. Lotario hat seinem Dasein, das ihn nicht mehr zu befriedigen vermag,

ein rasches, gewaltsames Ende durch Gift bereitet, und dem Grafen bleibt nichts weiter übrig, als für Frau und Tochter des Unglücklichen zu sorgen. So dürftig und einfach aber auch die Handlung dieses Dramas erscheint, so packend wirkt sie eben in ihrer Einfachheit dank der bewundernswerthen Charakterzeichnung der wenigen Personen, welche das Werk aufweist, zumal des Lotario selber und seines mit inniger Liebe und Zärtlichkeit an dem Gatten hängenden Weibes. Als bloßes Seelengemälde betrachtet — und auch das hat zweifellos, wenn von der Hand eines echten, berufenen Dichters entworfen und durchgeführt, seine Berechtigung —, übt Klein's Werk auf den Leser und, wie ich glaube, auch nöthigenfalls auf den Zuschauer einen eigenartigen und hohen Reiz aus und zwingt uns, dem Helden dieses Dramas unsere ganze Theilnahme, unser volles Mitleid zu schenken, da dieses Seelengemälde ebenso ergreifend schön wie — leider! auch wahr ist. Die Sprache, durchweg Prosa, entspricht dem Inhalt; sie ist plastisch, schlicht und würdig und — zumal an den Höhenpunkten des Trauerspiels — voll Schwung und Kraft, und nach sprachlichen oder stilistischen Unebenheiten oder Flüchtigkeiten wird auch der findigste Kritiker in diesem Drama vergeblich suchen, dem es an Lesern nicht fehlen möge!

5. Die Wiedergeburt. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Otto Krack. Berlin, Issleib. 1892. Gr. 8. 2 M.

Auch der Verfasser dieses Dramas hat sich kurz darüber geäußert, was er mit seinem Drama bezweckt:

Das Stück will die pessimistische Kunstrichtung unserer Tage bekämpfen und den Weg finden zu einem ernsten, zeitgemäßen Idealismus. Der Stoff ist dem berliner Leben der Gegenwart entnommen, der Held ein junger Schriftsteller. Seine Entwickelung aus der alten zu einer neuen, reineren Kunst geht Hand in Hand mit seiner Befreiung aus den Armen einer Dirne und seiner Erhebung zu einer reineren Liebe.

Die Absicht, welche der Verfasser mit diesem Drama verfolgt, wird und muß jedem Freunde der Poesie hoch willkommen sein; aus diesem Grunde auch möchte ich das Krack'sche Werk nicht nur jedem gereiften Leser, sondern vor allem auch unsern Naturalisten angelegentlich empfehlen. Für unsere Damenwelt und somit für die Bühne scheint es mir nicht recht geeignet. Zugestanden muß dem Verfasser werden, daß er sich bei Schilderung der angedeuteten heikeln Verhältnisse der möglichsten Enthaltsamkeit befleißigt und über den Sumpf, in welchen er uns einen Einblick gewährt, eine Art dichterischen Hauchs gebreitet hat, sowie daß es dem Verfasser ehrlich darum zu thun ist, die Tugend über das Laster siegen zu lassen. Aber des Schattens, der dieses Drama umgibt, ist mir nichtsdestoweniger etwas zu viel und ich fürchte, das Licht kommt dabei zu kurz.

Zunächst ist es schon etwas mislich, daß der angebliche Schriftsteller, der Held, überhaupt nach unsern Begriffen noch gar nicht einmal fertig, sondern ein stud. phil. Hans Baumann ist, während der Schriftsteller Hermann Schwarz, der auch auf dem Theaterzettel figurirt, ein Naturalist vom schmuzigsten Wasser, das bleibt, was er von Anfang war. Besagter Hans aber ist als stud. phil. noch so jung und unselbständig, daß ich an das beim Schlusse des Dramas abgelegte feierliche Versprechen endgültiger Besserung nicht recht zu glauben vermag. Hans lebt mit einer echten Grisette, einem gutmüthigen, aber leichtfertigen, liederlichen Ding niedrigster Herkunft zusammen und wird von dieser, die natürlich schön ist, beherrscht und tyrannisirt, sodaß er gar nicht mehr im Stande ist, zu arbeiten; denn nur bei seiner „Göttin" findet er sein Glück. Endlich gelingt es seiner Schwester und einem gleich edeln Wesen, der Agnes Berger, die ihn herzlich liebt, ihn dem Sumpfe, in welchem er schon bald erstickt wäre, zu entreißen: er verläßt die Großstadt Berlin, um seine Studien in Heidelberg fortzusetzen oder richtiger erst aufzunehmen, vorausgesetzt, daß sein Dirndl, die geriebene Marie Kranz, der er wohlweislich die beabsichtigte Flucht verschweigt, seinen künftigen Aufenthaltsort nicht ermittelt und ihm nicht dahin folgt, ihn aufs neue in ihre Netze verstrickend. In meinem Verdachte bestärkt mich schon die eine Thatsache, daß es unserm Helden vollständig an Muth gebricht, offen, da er doch mit Agnes so gut wie verlobt ist, zu brechen. Wenn er aber von dem verwerflichen Treiben seiner unwürdigen Sirene wirklich überzeugt ist, so kann er gar nicht anders, als ihr rückhaltlos erklären: „Wir sind fertig miteinander, fertig für immer!" Weiterhin ist es nicht glaublich, daß Hans' Schwester, die edle, aufopfernde Charlotte, die Gesellschafterin im Berger'schen Hause, so zwanglos — sogar gemeinsam mit ihrer Pflegebefohlenen, dem achtjährigen, überreifen Klärchen — auf der „Studentenbude" ihres Bruders verkehrt, derselben „Studentenbude", die nachts und auch tags Marie mit Charlottens Bruder in der ungezwungensten Weise theilt und an welche die Wohnung eines Charlottchen nicht gleichgültigen andern Studenten direct anstößt! Auch daß dieselbe Charlotte die Buhlerin Marie zuletzt so überaus freundlich behandelt, macht wol ihrem guten Herzen alle Ehre, weniger aber ihrem Charakter. Und so ließe sich unschwer noch manches gegen dieses Drama im einzelnen einwenden. Die moralische Errettung des Helden, wenn wir wirklich fest an dieselbe glauben sollen, müßte ein wenig mehr, als es durch Krack geschehen ist, begründet werden! Wollte der Verfasser indeß in der von mir angedeuteten Weise sein Drama mehr ausarbeiten und vertiefen, so könnte es auch auf der Bühne nicht nur, was es auch so schon thun wird, wirken, sondern auch, was jedenfalls die Hauptsache, heilsam wirken können. Jedenfalls befindet sich Krack auf dem rechten Wege, wenn er sich auch theilweise in den Mitteln, um diesen Weg zu finden, noch vergriffen hat.

6. Eine Brautschau. Schwank in einem Aufzuge von Franz Schneider. Prag, Dominicus. 1891. 8. 80 Pf.

7. Der erste Beste. Lustspiel in einem Aufzuge von Franz Schneider. Prag, Dominicus. 1891. 8. 1 M.

Zwei allerliebste Sächelchen, die, wenn — zumal bei

dem ersten der beiden Werke — die Darsteller ein rasches Tempo einhalten, auf der Bühne einen ganz hübschen Erfolg versprechen. „Die Brautschau“ gehört in das Gebiet der Verwechselungskomödien. Eine Professorsgattin in Wien fürchtet, ihr Herr Gemahl habe ein Auge auf sein Dienstmädchen geworfen, legt das Kleid des letztern an, um ihren Gatten auf die Probe zu stellen, wird von einem simpeln Bauernburschen, der sich eben auf der Freite befindet, für den Dienstboten gehalten, der Bauernbursche wieder carambolirt darauf mit dem Bräutigam des Dienstmädchens und dieser dann mit deren Bruder, den er gleichfalls für einen Nebenbuhler hält; am Schlusse aber löst sich alles in Wohlgefallen auf, das Dienstmädchen behält ihren Schatz und die Frau Professorin sinkt gerührt ihrem treuen Gemahl in die Arme. Nur der arme tölpelhafte bäuerliche Brautwerber hat das Nachsehen. Das zum Theile in österreichischer Mundart geschriebene Stückchen wirkt äußerst belustigend.

Das zweite Stückchen: „Der erste Beste“, könnte als Seitenstück zu dem vorigen auch den Titel „Eine Bräutigamsschau“ führen. Ein auf dem Lande lebendes junges Mädchen der bessern Stände erfährt, daß ihre besten Freundinnen ihr Herz verschenkt haben, und beschließt nun, diesem Beispiele folgend, sich dem ersten Besten, der kommen werde, zu verloben. Dieser erste Beste ist nun ein alter Oberst, ein Freund ihres Vaters, dessen gleichfalls noch schmucke verwitwete Schwester eine Jugendliebe des Obersten ist. Der Oberst, dessen Neffe, ein hübscher Lieutenant, zum Bräutigam der kleinen Willi, der jugendlichen weiblichen Heldin des Stückchens, ausersehen worden, geht scheinbar auf Willi's Ansinnen, der Ihrige zu werden, ein. Nach einigen heitern Verwickelungen aber empfehlen sich der Oberst und dessen Jugendliebe, wie andererseits Willi und ihr Lieutenant zu allseitiger Zufriedenheit als Verlobte, der Lieutenant allerdings nicht als der erste, sondern erst als der zweite Beste! Das Lustspiel gehört der feinern Gattung an und verlangt eine vornehme, doch frische Darstellung; wo diese Vorbedingungen erfüllt sind, wird auch diesem Werkchen auf der Bühne ein freundlicher Erfolg vorausgesagt werden können. Karl Siegen.

Militärschriften.

1. Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke. Dritter Band: Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—71, nebst einem Aufsatz „Ueber den angeblichen Kriegsrath in den Kriegen König Wilhelm's I.“ Berlin, Mittler u. Sohn. 1891. Gr. 8. 7 M.

Eine „Vorbemerkung“ theilt mit, daß dieser dritte der sechs Bände Moltke'scher Schriften, deren Herausgabe beabsichtigt ist, um deswillen zuerst erschienen sei, weil er druckfertig vorgelegen habe. Des weiteren ergibt die vom Neffen des verewigten Feldmarschalls, Major von Moltke, herrührende Vorrede zu dem obenbezeichneten Werke, daß der Feldmarschall der Anregung, Mittheilungen aus dem Feldzuge 1870/71 zu machen, deshalb nachgegeben hat, weil er die vom Generalstabe herausgegebene Geschichte dieses Feldzugs als „für die große Menge der Leser zu detaillirt und fachmännisch geschrieben“ ansah und ihre auszugsweise Umarbeitung für zweckmäßig hielt.

Bedenkt man, daß diese Umarbeitung, die übrigens, einmal begonnen, ohne Unterbrechung zu Ende geführt wurde, einen Band von über 400 Seiten ausfüllt, und daß sich ihr ein damals — 1887 — noch mit wichtigsten militärischen Arbeiten beschäftigter und nur von den laufenden Tagesgeschäften des Dienstes entlasteter ruhmgekrönter Feldherr unterzog, als er im siebenachtzigsten Jahre seines Lebens stand, so wird man geneigt sein, an die Lektüre des Buchs mit einer Art von ehrfürchtiger Rührung zu treten. Und diese Stimmung wird in Bewunderung verwandelt werden, wenn man während des Lesens inne wird, wie sehr jener ruhmgekrönte Feldherr und Autor — im Gegensatze zu der gern bei dem eigenen Verdienste weilenden Geschwätzigkeit des Alters — bestrebt ist, in knapper kurzer Form nur die Dinge zu schildern und dabei fremde Leistungen zwar anzuerkennen, die eigenen aber ganz und gar nicht hervortreten zu lassen.

Hiermit scheint der in der Ueberschrift genannte, dem Buche angehängte Aufsatz, in welchem sich Moltke gegen den Mythus eines „Kriegsraths“ wendet, im Widerspruche zu stehen, weil darin behauptet wird, die Entscheidung König Wilhelm's in den Feldzügen 1866 und 1870/71 sei niemals auf Grund eines Kriegsraths, sondern immer nur auf Grund der Moltke'schen Vorschläge erfolgt. Allein so gewiß es ist, daß König Wilhelm, der übrigens den Ausdruck „Kriegsrath“ nach Gravelotte selbst gebraucht hat, außer von den Vertretern der Specialwaffen auch vom Grafen Bismarck 1866 (Zug gegen Preßburg) und von General von Podbielski (Zug gegen Süden) militärisch berathen worden ist, wobei es auf den Ausdruck „Kriegsrath“ natürlich nicht ankommt: so gewiß ist es auch, daß Moltke bei jenem Aufsatze nicht an eine Verherrlichung seiner Person gedacht hat. Maßgebend für ihn dürfte vielmehr das Bestreben gewesen sein, zu beweisen, daß bei der Art der Kriegführung König Wilhelm's es der Einberufung von Kriegsräthen insofern nicht bedurfte, als der dienstliche Vortrag des Chefs des Generalstabes in den weitaus meisten Fällen genügte, um daraufhin die nothwendigen Entscheidungen zu treffen, während die Anwesenheit des Kriegsministers im Hauptquartier unzweckmäßig gewesen sei.

Was das Werk selbst betrifft, so ist es allerdings lediglich eine Umarbeitung des Generalstabswerks; aber diese

Umarbeitung ist durch einen Moltke geschehen, und deshalb ist es von großem Interesse zu sehen, worin sich beide Werke — von Umfang und Darstellungsart abgesehen — unterscheiden.

Zunächst ist das darin der Fall, daß in Moltke's Werk einige Urtheile ausgesprochen sind, die sich im Generalstabswerke gar nicht finden oder nur zwischen den Zeilen lesen lassen. So wird das Verhalten der Generale von Steinmetz und von der Goltz am 14. August mit den Worten charakterisirt: „Nicht überall hielt man so viel Vorsicht für geboten.“ Und — was für den Autor ein besonders ehrendes Zeugniß — auch der Chef des Generalstabes selbst kommt nicht ganz ohne Tadel fort; von ihm heißt es gelegentlich des Abendangriffs der Pommern bei Gravelotte: „Es wäre richtiger gewesen, wenn der zur Stelle anwesende Chef des Generalstabes der Armee dies Vorgehen in so später Abendstunde nicht gewährt hätte.“ An anderer Stelle gelegentlich der Erwähnung des verfehlten Bombardements von Straßburg wird gesagt: „Um in kürzester Frist zum Ziele zu gelangen, wurde gegen den Rath des Ingenieurgenerals Schulz, aber mit Genehmigung des Großen Hauptquartiers, der Versuch gemacht, den Platz durch Bombardement zur Uebergabe zu zwingen.“ Von General von Werder heißt es, er habe am 11. October die Verfolgung der Franzosen „wol etwas zu frühzeitig“ aufgegeben. Ueber das Verfahren von der Tann's vor und bei Coulmiers urtheilt Moltke: „General von der Tann hatte sich mit Geschick und Glück einer mislichen Lage entzogen.“ Das Urtheil über Bazaine's Verhalten nach erfolgter Einschließung ist sachlich kein anderes als das des Generalstabswerks, aber es ist in der Form schärfer; so wird Bazaine's Ausfall vom 26. August mit den Worten charakterisirt: „Die ganze Unternehmung vom 26. August kann nur als ein Parademanöver angesehen werden.“ Ebenso klingt die Moltke'sche Darstellung der Nichtvereitelung des Entkommens des Vinoy'schen Corps schärfer (und zwar mit einer Spitze gegen das Obercommando der III. Armee) als die des Generalstabswerks. Auch das Verhalten der pariser Machthaber, speciell Ducrot's, vor und bei dem Ausfalle von Malmaison findet eine verhältnißmäßig schärfere Verurtheilung.

Eifer und Energie Gambetta's werden in warmen Ausdrücken gelobt, dagegen Freycinet's „militärischer Dilettantismus“ ebenso wie das gelegentliche „strategische“ Eingreifen Gambetta's selbst scharf getadelt. Chanzy wird „wol der tüchtigste von allen Führern, welche die Deutschen im Felde zu bekämpfen gehabt haben“, genannt. — Wenn man will, enthält der Satz: „Die Lage des Generals Werder“ (Anfang November) „war schwieriger, als man sie in Versailles ansah“, wiederum eine Spitze gegen den Autor selbst, der andererseits in einem spätern Zeitabschnitt des Feldzugs nicht gesäumt hat, für etwaige nachtheilige Folgen des an Werder gerichteten Befehls, eine Schlacht vorwärts Belfort anzunehmen, die Verantwortung, „wie nur billig“, seinerseits zu tragen. — Bemerkenswerth ist auch folgende Auslassung, die sich auf das Verhalten Goeben's nach St.-Quentin bezieht:

> Nach der Theorie soll dem Siege die Verfolgung sich unmittelbar anschließen, eine Forderung, der alle, besonders auch die Laien, zustimmen, und doch wird derselben in der Praxis selten entsprochen. Die Kriegsgeschichte weist wenig Beispiele auf wie das berühmte von Belle-Alliance. Es gehört ein sehr starker, mitleidsloser Wille dazu, einer Truppe, welche zehn oder zwölf Stunden marschirt, gefochten und gehungert hat, statt der erhofften Ruhe und Sättigung aufs neue Anstrengung und Gefahren aufzuerlegen. Aber auch diesen Willen vorausgesetzt, hängt die Verfolgung noch ab von der Art, wie der Sieg gewonnen wurde. Sie wird schwer ausführbar, wenn alle Abtheilungen auf dem Schlachtfelde, wie bei Königgrätz, so durcheinander gerathen sind, daß Stunden erforderlich werden, um sie erst wieder in taktischen Verbänden herzustellen, oder wenn, wie bei St.-Quentin, alle, auch die letzten Truppen in das Gefecht verwickelt waren, sodaß eine intakte geschlossene Infanterieabtheilung nicht mehr verfügbar ist. Ohne die Unterstützung einer solchen wird die Cavalerie, vollends bei Nacht, von allen Bodenhindernissen und jeder kleinsten Postirung des Feindes aufgehalten, allein die Aufgabe selten lösen. — General von Goeben nahm die Verfolgung des geschlagenen Feindes erst am folgenden Tage auf.

In all den vorstehenden Citaten tritt das Moment des persönlichen Urtheils, welches des weitern das Moltke'sche Werk vom Generalstabswerk unterscheiden läßt, bereits hervor; noch stärker ist das der Fall in folgender Stelle, die sich auf die Uebelstände bezieht, welche die Anwesenheit der „zweiten und dritten Staffeln“, wie man scherzweise zu sagen pflegte, im Hauptquartier hervorrief:

> Nach Beendigung der Schlacht (von Beaumont) war der König, da man alle nähern Ortschaften mit Verwundeten belegt fand, nach Buzancy zurückgeritten. Wie schon in Clermont machte sich hier die schwere Belästigung geltend, welche aus Hunderten von hohen Gästen und ihrem Gefolge erwuchs, wenn das Hauptquartier nicht immer nach großen Städten, sondern auch einmal nach den militärisch wichtigen kleinern Orten verlegt wurde. Nur mit größter Mühe gelang es, spät in der Nacht ein Unterkommen für diejenigen zu erlangen, welche für den folgenden Tag die nöthigen Befehle vorzubereiten hatten.

Ein drittes, was Moltke's Werk von dem des Generalstabs unterscheidet, ist die Zeit und Art der Herstellung. Das Generalstabswerk war für die Einzelheiten anfangs auf die ursprünglichen Gefechtsberichte der Truppen, dann auf die mit etwas mehr Muße gefertigten umgearbeiteten Zusammenstellungen solcher Gefechtsberichte angewiesen; manche Berichtigung, manche während des Niederschreibens oder Drucks eingehende Aufklärung mußte in Anmerkungen, auch wol des Raumes wegen unter die Anlagen verwiesen werden. Dadurch mußte die Darstellung leiden. In Moltke's Werk, so eng es sich sonst an das Generalstabswerk anschließt, sind derartige Schönheitsfehler vermieden. Ja, trotzdem es sich nur um einen Auszug handelt, der Text dieses letztern bietet an einigen Orten selbst in Bezug auf das Thatsächliche der Hergänge mehr; so betreffs der dem Großherzog von Mecklenburg Ende November aus dem Großen Hauptquartiere gewordenen Befehle und

betreffs der Besichtigung der d'Aurelles'schen Scharen nach der Schlacht von Orléans im Anfang December durch Gambetta („c'est encore ce que j'ai vu de plus triste").

Es ist mehrfach bei Besprechung des Werks Verwunderung darüber angedeutet worden, daß den Ereignissen nach Sedan — namentlich solchen, an denen Moltke nicht direct betheiligt war — ein verhältnißmäßig zu breiter Raum gegönnt sei. Dies erklärt sich einfach daraus, daß es seit Sedan eine größere Zahl von selbständigen Heeresabtheilungen gab, deren Züge und Gefechte zu schildern waren. Daneben allerdings scheint der alte Held das Bedürfniß gefühlt zu haben, Tapferkeit, Entschlossenheit und Besonnenheit auch da anzuerkennen und seinerseits der Nachwelt zu überliefern, wo es sich nicht mehr um die großen Begebenheiten des Kriegs, sondern nur um die Thaten einzelner Truppentheile, wie die des Detachements Boltenstern oder des 2. Bataillons Regiment 61, handelte.

Befremdlicher ist, daß die in Paris zum Beginne der Einschließung vorhandenen Truppen viel zu gering der Zahl nach angegeben sind; es waren deren, nicht wie S. 120 angegeben, etwa 300000 Mann, darunter 50000 Mann Linie, sondern etwa 650000 Mann, darunter 135000 Mann Linie; gibt doch Vinoy noch zur Zeit der Capitulation — ohne Offiziere — 125178 Mann Linie an.

Für völlig richtig darf es erachtet werden, daß die das Generalstabswerk vervollständigenden Abschnitte über Eisenbahn- und Telegraphenwesen u. s. w. fortgeblieben sind.

Abgesehen von einigen wenigen nicht ganz glücklichen Wendungen (S. 4, 5, 138 und 173) ist die Sprache des Buchs, wie sich das bei einem Meister wie Moltke von selbst versteht, mustergültig. Und wenn schon dieser Theil, der Bekanntes nur in anderer Form gibt, vermocht hat, allenthalben das größte Interesse zu erwecken, so darf man den folgenden Bänden des Werks mit um so mehr berechtigter Freude entgegensehen.

2. Unser Krieg von 1870/71. Von M. Sitte. Berlin, Selbstverlag des Verfassers. 1891. 8. 3 M.

Es ist ganz gewiß schwer, mit einem kaum 200 Seiten starken Schriftchen über den Krieg von 1870/71 Theilnahme zu erregen, wenn kurz vorher das Werk eines Moltke über den gleichen Gegenstand erschienen ist. Dennoch ist dies dem Verfasser — und ein höheres Lob kann ihm kaum gespendet werden — gelungen. Sein Buch wendet sich nicht an den, der Kriegsgeschichte studirt, der das verwickelte Getriebe der Operationen in den leitenden Fäden kennen lernen will, sondern an den, der erfahren will, „wie's denn gewesen ist", der vielleicht als junger Mann selbst mitgefochten oder als frischer Junge sich an den Thaten seiner Brüder, betrübt, daß er ihnen nicht folgen durfte, begeistert hat, auch — und nicht zuletzt — an die heutige Jugend.

Der Verfasser hat offenbar mit großem Fleiße und eindringendem Verständnisse die bemerkenswerthesten literarischen Erscheinungen über den Feldzug durchgearbeitet und die Zeit desselben als aufmerksamer, dabei warmherziger und patriotischer Beobachter mit durchlebt. Manche kurze, aber treffende Bemerkungen (über den Kleinmuth in Berlin in den ersten Augusttagen, über den unterrichteten und unterrichtenden „Beamten" der Norddeutschen Botschaft in Paris) deuten auf eine ziemlich vertraute Kenntniß einiger Vorgänge, die im großen Publikum nicht bekannt sind. Die historische Einleitung, die an die Person König Wilhelm's anknüpft, ist vortrefflich, mag sie auch gar manchem als unliebsame Wahrheit ins Ohr klingen. Die Gefechtsschilderungen sind klar, lebhaft, ohne jeden Schwulst und dabei gemeinverständlich im allerbesten Sinne.

Genug, das Buch ist seinem Zwecke, „den Krieg kurz, schlicht und anschaulich zu erzählen", in geradezu mustergültiger Weise gerecht geworden und verdient in dieser Beziehung eine allererste Stelle und einen sehr großen Leserkreis.

Victor Kurs.

Zum Staatsrechte Finlands.

Finlands Vereinigung mit dem Russischen Reiche. Anläßlich der Arbeit von K. Ordin „Finlands Unterwerfung" von J. R. Danielson. Uebersetzung der zweiten Auflage des schwedischen Originals. Helsingfors. 1891. 8. 4 M.

Yrjö Koskinen's (Georg Forsman's) treffliche „Finnische Geschichte" ist seit 1874 in deutscher Uebersetzung (Leipzig, Duncker u. Humblot) vorhanden, Marquardsen's Handbuch des Staatsrechts brachte 1889 L. Mechelin's ausgezeichnete, durch geschichtliche Ausführungen erläuterte Darstellung des Staatsrechts Finlands und des Verhältnisses der Realunion, in dem sich das Großfürstenthum zu Rußland befindet. Als ob von dem allen nichts vorhanden, öffnete „Die Gegenwart" ihre Nr. 37 d. J. einem „Sellmar Wallow" unterzeichneten Aufsatze, in welchem einem glänzenden Bilde der wirthschaftlichen Lage Finlands eine unsinnige Skizzirung der politischen Ordnung der Dinge angehängt ist, ein kindisches Urtheil über den in Geltung und Wirksamkeit stehenden Landtag gefällt wird. Die Redaction hatte nicht einmal an dem Ausdruck der Hoffnung Anstoß genommen, die russischen neuesten Maßnahmen gegen Finlands Finanz- und Verkehrswesen würden auch dazu vorgehen, das arme, von den finländischen Baronen geknechtete Volk zur Freiheit zu erwecken. Sapienti sat! (Vgl. „Tägliche Rundschau", Nr. 206 u. 208.) Eine gleiche Unkenntniß, jedoch bei offenbar gutem Willen trat mir vor einigen Monaten bei dem Verfasser eines

mir handschriftlich eingesandten Aufsatzes entgegen, der das auf dem Titel vorliegenden Werks erwähnte russisch geschriebene Buch Ordin's, „Finlands Unterwerfung", seiner Arbeit arglos zu Grunde gelegt hatte, im Glauben, die neuesten Forschungen über die geschichtlichen Beziehungen Finlands zu Rußland deutschen Lesern darzubieten. K. Ordin, ob Russe oder finländischer Ueberläufer, ist mir unbekannt, ist seit 1887 der Spitzführer der russischen Angriffe auf die innere Selbständigkeit Finlands. Der anerkannten, außer von russischen Zeitungen der letzten Jahrzehnte nie beanstandeten Anschauung: das Großfürstenthum Finland, mit dem Kaiserreiche unauflöslich vereinigt, bilde einen Staat mit eigener, vom russischen Kaiser für alle Zukunft verbürgter Verfassung, tritt jener Herr mit der Lehre entgegen, Finland sei ganz einfach eine russische Provinz, wo alles in letzter Hand ebenso wie in den übrigen Theilen des Kaiserreichs vom Gutdünken der russischen Regierung abhänge. Durch unausgesetzte, beharrliche Täuschungen über die Sachlage hätten die Finländer die angebliche Thatsache zur Geltung gebracht, während in Wirklichkeit die Grundlage ihrer Sonderstellung, Kaiser Alexander's I. auf dem Landtage zu Borgå 17./29. März 1809 ertheilte Versicherung, „eine den Umständen angepaßte Phrase" sei und kein gesetzliches Hinderniß vorliege, die Finland verliehenen Rechte wieder zurückzunehmen.

Herr Ordin hat seinen Findling durch das genannte Buch, das Ende 1889 in zwei starken Bänden erschien, geschichtlich zu begründen gesucht und die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften hat sich mit dem Makel belegt, gemäß dem von ihr eingezogenen Gutachten des Generals Dubrowin das Buch mit dem Preise des Metropoliten Makari zu krönen. Zwei ehrenwerthe russische Zeitschriften haben sich allerdings anders zu diesem Elaborat gestellt. Der „Historische Bote", Aprilheft 1890, nennt es „ein boshaftes Buch, feindlich gegen jede freie Erhebung, jeden neuen Gedanken"; die im Range weit obenan stehende Monatsschrift „Der Europäische Bote" (Maiheft 1890) urtheilt: „Es wird durchzogen von einem specifischen Geruche, der in Arbeiten wissenschaftlichen Inhalts unzulässig ist." Auf der Fährte dieses Geruchs erjagte der Verfasser die Würde eines kaiserlichen Hofmeisters, im kaiserlichen Hofstaate der Rang über dem Kammerherrn, eine Stellung, die ein Mann wie der verstorbene Graf Alexander Kayserling bekleidet hat.

Bei der Bedeutung, die diesem Werke somit in Rußland zugeschrieben wird, bei dem Jubelgeschrei der russischen Tagespresse hat dann der Professor der Geschichte an der Universität Helsingfors, J. R. Danielson, ein Jünger deutscher Wissenschaft, es für geboten erachtet, die Polemik gegen den Verfälscher der historischen Thatsachen, die er in Zeitschriften bereits wacker aufgenommen hatte, mit gewichtigerer Waffe zu Ende zu führen, und das thut er in dem Buche, das zu Eingang dieser Zeilen genannt ward und zuerst in schwedischer Sprache, nunmehr auch in deutscher erschienen ist. Scharfsinnig, mit weit überlegener Kenntniß der Dinge, vor allem aber mit Gründlichkeit und Wahrheitssinn prüft er Ordin's Arbeit bis in die Nieren und zeichnet im Zusammenhange mit seiner kritischen Sondirung die festen Linien des thatsächlichen Vorgangs der Vereinigung Finlands mit dem Russischen Reiche. Ueberall voll und ganz zustimmend und an vielen Stellen für den gewonnenen tiefern Einblick dankbar, habe ich nur gegen zwei Stellen Widerspruch zu erheben, wo beiläufig des Verhältnisses Livlands und Estlands zu Schweden gedacht und S. 96 gesagt wird: „Die baltischen Provinzen wurden nach dem Gutdünken der schwedischen Könige regiert, nur daß letzteres in geringem Grade durch die Privilegien eingeschränkt war, die in gewissen «Capitulationen» besonders für den Adel der Provinzen bei der Eroberung bestätigt waren." S. 97 heißt es: „Gegenüber den transmarinen östlich und südlich von der Ostsee gelegenen Besitzungen des Reichs bildete das eigentliche Schweden und Finland gemeinsam den übergeordneten herrschenden Theil des Reichs." Professor Danielson hat hiermit die in Schweden seinerzeit gültig gewesene Meinung, aber weder das thatsächliche, noch das rechtliche Verhältniß wiedergegeben. Estland ist nie von Schweden erobert, sondern wählte, als es vom Deutschen Reiche 1561 im Stiche gelassen wurde, Erich XIV. zum Herrn, um nicht Polen oder Rußland anheimzufallen. Livland erhielt sein Privilegium infolge freien Anschlusses der Ritterschaft an Karl von Südermanland 1601 und wurde erobert erst durch Gustav Adolf 1621—25. Der Inhalt jener Privilegien gewährte aber den Herzogthümern Est- und Livland die Selbständigkeit der Verwaltung unter ihrem König-Herzog. Als der schwedische Reichsrath und Reichstag unter Karl XI. sich als den Liv- und Estland übergeordneten Theil des Reichs ansahen, war Schweden sittlich in Verfall gerathen und nahm am nationalistischen Despotismus des durch die Reduction berüchtigten Königs gerade so theil, wie in ihrer Weise die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften sich virtuell an den Grundsätzen der Regierung Alexander's III. betheiligt. Der hochgeschätzte Verfasser hat selbstverständlich jene Sätze guten Glaubens geschrieben und die Kenntniß baltischer Geschichte kann auch nicht von ihm verlangt werden; eben darum ist hier der Hinweis erfordert, daß die baltischen Verhältnisse nicht nach schwedischer Darstellung aufzufassen sind. Uebrigens wird die Treffsicherheit der Zurückweisung von Ordin's unberechtigtem Hereinziehen Livlands an fraglicher Stelle dadurch gar nicht berührt.

Dem deutschen Leser, der so herzlich wenig von Finland weiß und doch für eine vielleicht nahe Zukunft darüber unterrichtet sein sollte, sei das ausgezeichnete Buch aufs wärmste empfohlen. Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

Unter dem Titel „Bismarck-Anthologie. Eine systematisch geordnete Blütenlese aus Bismarck's Reden und Briefen" (Stuttgart, O. Weisert; geb. 6 M.) wird eine neue reiche, sorgfältige Auswahl solcher Aeußerungen geboten, „die den Staatsmann und den Menschen in seinem Glauben und Hoffen am besten charakterisiren". Die Aufstellung gewisser Kategorien, unter die die einzelnen Sätze, weiteren Ausführungen, aber auch wol eine ganze Rede, wie die vom 6. Februar 1888, sich schicken müssen, bringt freilich manchen Zwang mit sich und hie und da eine Frage „warum dies gerade hierher?" zu Wege; doch läßt auch diese Sammlung neben dem vorzüglichen „Bismarck-Gedenkbuch" von Horst Kohl, das die chronologische Anordnung, durch ein Sachregister unterstützt, festhält, sich bestens empfehlen, „als eine Erinnerung an die Vergangenheit und als Mahnung für die Zukunft, damit das deutsche Volk es nie vergesse, wer es war, der es zur Einheit und Größe geführt hat". Bei der Liebe und Verehrung, deren der große Mann gottlob in seinem Volke genießt, sind die verschiedensten Bücher, die ihn dem Einzelnen näher bringen, an ihrem Platze.

— Wenn es wahr ist, daß der Aufschwung der echten, geistvollen und zugleich schmerzerfüllten Satire immer ein Zeichen für den Niedergang großer Culturvölker gewesen ist, so gehört es auch zu den Zeichen unserer Zeit, daß diese Art von Literatur unter uns im Zunehmen begriffen ist. So empfangen wir gleichzeitig zwei Broschüren solchen Inhalts, welche zwar verschiedenem Verlage entstammen, aber ganz von selbst auf einen ähnlichen Titel verfallen sind. Es sind dies: 1) „Literarische Teufeleien oder In Hölle und Schattenreich", von Georg Rufeler (Varel, Acquistapace, 1891); 2) „Ahriman. Aus dem Nachlaß eines Wahnsinnigen", von F. Branitz (Danzig, Hinstorff, 1891). Um einen Begriff von Inhalt und Schreibart zu geben, nehmen wir aus der ersten Arbeit die beiden Abschnitte heraus: „Auf Pfaden Dante's", „Ueber den literarischen Erfolg". Der moderne Dante läßt sich da vom alten Virgil in der Hölle herumführen, wo die Schriftsteller hausen. Da sagt er denn unter anderm dem Virgil: Wir schreiben keine großen Gedichte mehr, sondern nur noch Feuilletons. Das ist so etwas wie dehnbare Gummibänder; das läßt sich ausstrecken auf beliebige Breite, je nachdem man mehr oder weniger Wasser zugießt. Virgil ruft dem bekannten Joseph Kürschner in Stuttgart zu: „He, Kürschner, deinen Höllenkatalog!" „Ist noch nicht ganz fertig; Publius Virgilius Maro, geboren zu Andes bei Mantua u. s. w." „Schon gut! Beschäftige dich mit dem Entwurf zu einem Heiligenlexikon." Gerhart Hauptmann schreibt Dramen, welche man auch von hinten nach vorn aufführen kann. Heinrich Düntzer und Erich Schmidt streiten darüber, wann der göttliche Patricierknabe Goethe zum ersten male eine Hose getragen habe. Rembrandt als Erzieher muß lernen, Brücken zu bauen, um damit die Lücken seines Evangeliums zu überspannen. „Auf der Leiter der Reclame muß heutzutage alles in den Himmel steigen, was keine Flügel hat. Mache dich an unsere Redacteure, die Könige im Reiche des guten Geschmacks. Schmeichle ihnen, küsse in Demuth ihr kritisches Scepter, trinke dann Brüderschaft mit ihnen. Um dann am nächsten Morgen ihren Katzenjammer zu verscheuchen, werden sie Lobeshymnen auf dich singen." Aus „Ahriman" seien folgende Stellen angeführt: Da ist ein Messias des heutigen Naturalismus ins Irrenhaus gekommen, weil er zu sehr darüber gegrübelt hat, ob er seinen Helden in Unterhosen oder lieber im Nachthemde auf der Bühne erscheinen lassen sollte. „Wat heutzudage so'n richtiger classischer Dichter sein will, der dichtet uf Berlinsch." „Es soll gar nicht mehr lange dauern, und der Begriff Ehe wird als frommer Mythus in culturgeschichtlichen Werken leben." Der Dichter sieht den ganzen Zukunftsstaat schon in Weiberhänden. Er behauptet, daß dies verkannte Geschlecht im Durchschnitt den heutigen Alltagsmännern an Intelligenz, Fleiß, Energie, allgemeiner Begabung weit überlegen sei. Er schwört darauf, daß die Weiber jetzt bald das starke Geschlecht zu heißen verdienten, denn wenn den kleinlichen Bierphilistern und Humanitätsduslern, den Bureauwanzen und Politiknarren, den Wichtigthuern und Titelsklaven, den Skatfexen und Vereinswütherichen nicht bald die Augen aufgingen über ihr kleinliches, geistloses Alltagstreiben, so würden sie erbarmungslos hinausgejagt werden.

Bibliographie.

Bresler, A. L., Die Armee der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Mit Abbildungen von Offizieren und Soldaten aller Truppengattungen, sowie von Uniforms- und Rangabzeichen, Ausrüstungsgegenständen etc. Nebst genauer Beschreibung der Uniformirung und Mittheilungen über Organisation, Stärke, Eintheilung und Dislocation der nordamerikanischen Armee, sowie der Milizen. Leipzig, M. Ruhl. 8. 4 M.

Colditz, v., Geschichte des Feld-Artillerie-Regiments von Scharnhorst (1. Hannoverschen) Nr. 10. Auf dienstliche Veranlassung bearbeitet. Mit 5 Beilagen in Lichtdruck. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Deris, A., Der Gemeindedepp oder Bauernwitz — Bauerngrütz — Bauernschnitz. Posse mit Gesang. Regensburg, H. Hotter. 8. 4 M. 50 Pf.

Funk, F. X., Die apostolischen Konstitutionen. Eine litterar-historische Untersuchung. Rottenburg, W. Bader. Gr. 8. 6 M.

Grabe, A., General-Lieutenant Freiherr von Günther und das Günther-Denkmal zu Lyck. Königsberg i. Pr., F. Beyer. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Halt — mehr rechts! Ein Wort zur Abwehr unwürdiger Fremdherrschaft. Von einem niederdeutschen Bauern. Dresden, E. Pierson. Gr. 8. 75 Pf.

Hueber, A., Michael Pfurtscheller von Fulpmes, ein Tiroler Schützenhauptmann aus dem Jahre 1809. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 60 Pf.

Kambli, C. W., Gottfried Keller nach seiner Stellung zu Religion und Christenthum, Kirche, Theologie und Geistlichkeit. St. Gallen, F. Hasselbrink. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Lagarde, P. de, Altes und Neues über das Weihnachtsfest. Mit einem Anhang. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 M.

Lombroso, C., und R. Laschi, Der politische Verbrecher und die Revolutionen in anthropologischer, juristischer und staatswissenschaftlicher Beziehung. Unter Mitwirkung der Verfasser deutsch herausgegeben von H. Kurella. 2 Bde. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1891/92. Gr. 8. 16 M.

Navary, R. de, Der Klosterschatz. Novelle. Aus dem Französischen übersetzt von F. Riotte. Bonn, P. Hauptmann. Gr. 8. 2 M.

Pfleiderer, O., Die Entwicklung der protestantischen Theologie in Deutschland seit Kant und in Grossbritannien seit 1825. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. Gr. 8. 10 M.

Remy, N., Das jüdische Weib. Mit einer Vorrede von M. Lazarus. Leipzig, G. Laudien. 1892. Gr. 8. 5 M.

Roth von Schreckenstein, K. H. Freih., Philipp Christian Friedrich Graf von Normann-Ehrenfels, königl. württembergischer Staatsminister, geboren 1756 — gestorben 1817. Denkwürdigkeiten, aus dessen eigenhändigen Aufzeichnungen herausgegeben. Mit Einleitung und Beilagen. Stuttgart, W. Kohlhammer. Gr. 8. 6 M.

Sacher-Masoch, L. v., Die Abenteuer des Frans vom Mieris und andere Malergeschichten. Mannheim, J. Bensheimer. 1892. 12. 3 M.

Sander, H., Vorarlberg. Land und Leute, Geschichte und Sage im Lichte deutscher Dichtung. Eine Blumenlese. Innsbruck, Wagner. 8. 2 M. 40 Pf.

Schilf, H., Iwan Zwetót oder die Pilgerfahrt nach Erlösung. Eine Erzählung in 7 Gesängen. St. Petersburg, H. Schmitzdorff. 12. 2 M. 50 Pf.

Schloz, E., Der Meistertrunk zu Rothenburg. Ein Sang von der Tauber. Künzelsau. 12. 50 Pf.

Sodom und Gomorrha oder der Untergang des guten Geschmacks in Kunst, Litteratur und Presse. Rücksichtslose Kritik, Humor, Satire. In zwanglosen Heften. II. München, F. A. Ackermann. Gr. 8. 1 M.

Sylva, Carmen, Handwerkerlieder. Bonn, E. Strauß. 12. 3 M.

— — Heimath! Gedichte. Bonn, E. Strauß. 12. 2 M.

— — Meerlieder. Bonn, E. Strauß. 12. 2 M.

Tolstoi, Graf L., Jemeljan. Deutsch von A. Scholz. Berlin, H. Steinitz. 8. 1 M.

Waldfreund, J. E., Freud und Leid. Schnaderhüpfeln. Arco, C. Emmert. 12. 70 Pf.

Werner, E., Gewagt und gewonnen. Erzählungen und Novellen. Leipzig, Keil's Nachf. 8. 4 M. 50 Pf.

Wo liegt die Schuld? Antwort einer Frau auf Galitzin's „Du sollst nicht töten". Berlin, H. Steinitz. 1892. 8. 1 M.

Wothe, Anny, Sonnenfunken. Novellen und Skizzen für die Frauenwelt. Mit 4 Bildern nach Original-Zeichnungen. Breslau, L. Freund. 1892. 12. 3 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen=Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Kulturgeschichtliche Charakterköpfe.

Aus der Erinnerung gezeichnet
von
W. H. Riehl.

8°. 536 Seiten. Preis geheftet M. 6 —. In geschmackvollem Einband M. 7 —.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

BROCKHAUS' KONVERSATIONS-LEXIKON.

Vierzehnte, vollständig neubearbeitete Auflage.

In 16 Bänden von je 64 Bogen Text mit gegen 9000 Abbildungen
und Karten in Holzschnitt, Phototypie, Kupferstich, Lithographie und Farbendruck
auf circa 900 Tafeln und im Texte,
darunter 120 Chromotafeln und 300 Karten und Pläne.

Jeder Band elegant gebunden in Halbfranz 10 M.

Auch in 256 Heften zu 50 Pf. zu beziehen.

1. Band. A — Astrabad. Mit 71 Tafeln, darunter 8 Chromatafeln, 25 Karten und Plänen, und 97 Textabbildungen.

Diese neue Auflage des ältesten Konversations-Lexikon, dessen erste Auflage im Jahre 1796 erschienen ist, umfasst in nahezu 100000 von hervorragenden Autoritäten verfassten Artikeln den gesammten Wissensstoff der Gegenwart und ist mit einer bisher noch nie gebotenen Fülle von schwarzen und farbigen Abbildungen geschmückt, die alle auf der Höhe der modernen Technik stehen. Die vierzehnte Auflage von Brockhaus' Konversations-Lexikon ist somit eine rechte

Jubiläumsausgabe

des berühmten Werks und ein
kostbarer Hausschatz in jeder Art von Wissensnoth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Erzählungen aus dem Ries

von
Melchior Meyr.

Vierte Auflage.

Vier Bände. 8. Jeder Band geh. 3 M., geb. 4 M.

Die Bände sind einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:

Ludwig und Annemarie. — Ende gut, alles gut.
Die Lehrersbraut. — Der Sieg des Schwachen.
Regine. — Gleich und Gleich.
Der schwarze Hans. — Georg.

Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries“ sind anerkannt als Dorfgeschichten, in denen das Leben der Bewohner jenes gesegneten schwäbischen Gaues lebenswahr geschildert wird, als ein würdiges Seitenstück zu Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten“.

In der auf die Hälfte des frühern Preises ermäßigten vierten Auflage sind die Bände auch einzeln verkäuflich.

Verlag von Ferdinand Schöningh
in Paderborn.

Franz Grillparzers hellenische Trauerspiele,

auf ihre literarischen Quellen und Vorbilder geprüft.

Von **Dr. Julius Schwering.**

138 Seiten. gr. 8°. M. 2,80.

Der Verfasser, ein feiner Kenner der modernen Literatur, bietet uns in vorliegendem Buche einen schätzenswerthen Commentar zu den hellenischen Trauerspielen Grillparzers und liefert damit einen werthvollen Beitrag zur Literaturgeschichte.

Soeben erschien bei **W. Werther** in **Rostock**:

Vorträge
über
Plastik, Mimik und Drama.

Von **W. Henke,**
Professor d. Anatomie in Tübingen.

Mit 40 Bildern. 1891.

VIII u. 248 Seiten 8°. 5,60 Mk. br., 7 Mk. geb.



Cotillon- & Carneval-Gegenstände
als Mützen, Orden, Touren, Costüme, Masken etc.
sowie Cartonnagen & Attrapen
empfiehlt die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden.

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel Dresden
UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten durch unsere Plakate kenntlichen Apotheken, Conditoreien, Colonial-waaren-, Delicatess-, Drogen- und Spezial-Geschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 26. November 1891.

Gemischte Romane.

1. Frühlingssturm. Berliner Liebesroman von Heinz Tovote. Berlin, F. u. P. Lehmann. 1891. 8. 3 M. 50 Pf.

Ein Maler verliebt sich in sein Modell, eine Choristin vom Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater; dann geht sie in die Hände seines Freundes, eines Privatgelehrten, über, um ihm die Treue zu brechen, wie sie jenen und einen nach dem andern betrogen hat. Der Doctor heirathet ein Mädchen, das sich in der Brautnacht vergiftet, weil auch sie eine Gefallene ist, „um ihm nicht die Lüge gestehen zu müssen" (S. 350), die Lüge ihres Myrthenkranzes! Das sind die Grundpfeiler des Romans. Episoden laufen daneben, kurze, zum Theile hochkomische „Verhältnisse" berliner Lebemänner mit Mädchen der Halbwelt. Der Dichter liefert Jahre seines literarischen Aufgangs, Schildereien berliner Cocottenthums. Sodann, später, will er uns überzeugen, daß seine Palette auch andere Farben hat. Wir sind auf das tiefste davon überzeugt und sind weit davon entfernt, ihm aus seinen bisherigen Stoffen einen Vorwurf zu machen. Wer kann ihr Dasein leugnen, die Existenz jener Harpyien, welche die blühendsten männlichen Existenzen zerfleischen? Jener Sphinxe, deren Räthsel das Lebensblut kosten? Jener Sirenen, an deren Klippen „Schiffer und Kahn" zerschellen? Und wer kann den Dichter einer Schuld zeihen, wenn er sagt: nil humani a me alienum puto? Den Leichengeruch seiner Vorwürfe leugnet Tovote selbst zuletzt, aber seine Nerven sind an ihn gewöhnt, wie die des Anatomen an den Gifthauch seiner pathologischen Objecte:

> Wo man sie anfaßt, morsch in allen Gliedern.
> Man weiß, man sieht's, man kann es greifen,
> Und dennoch tanzt man, wenn die Luder pfeifen.

Wir tanzen? Wer tanzt? Allerdings tanzen diese Tovote'schen Liebhaber nach dem Fächerschlage ihrer Schönen so gelehrig oder doch mit so sauersüßer Wonne, wie dressirte Böcke beim Dibeldum der Sumpfnixe. Ein klägliches Schauspiel! Dies Abschreiben der Wirklichkeit bei aller Kleinmalerei und Gründlichkeit der psychologischen Sonde verharrt auf niederer Stufe. Ihm gebricht jener Geist, welcher Rafael's Geliebte zur Madonna weihte, welcher aus Tizian's vornehmen Italienerinnen Aphroditen schuf. Es fehlt den Tovote'schen Bildern an Abtönung; ihr Haschen nach Correctheit macht sie zu Halbheiten. Mag er Gegenstücke beabsichtigen, so mußte eben die Ausstellung unterbleiben, bis sie vollendet waren. Aber selbst in Sachen elementarer künstlerischer Haushaltung verfährt er zu unbekümmert. Die Braut des Doctors mußte durchaus in den Vordergrund treten; was an der Figur Lotti's überladen ist, wird hier zur Dürftigkeit, zur Leerheit, zur Nebelhaftigkeit. Auch die so vortrefflich angelegte Gestalt der schönen Russin verflackert wie ein Irrlicht. Ihre Anlage überglänzt Lotti bei weitem, die schließlich unsäglich langweilig wird; dort aber ist Rasse und alles gegeben, was an dämonischem Zauber den hysterischen Nachtschmetterling überstrahlt. Vielleicht hat gerade die Ahnung dieser Thatsache den Dichter abgehalten, einen Glanz weiter zu entfalten, der Lotti erdrücken mußte. Ersichtlich arbeitet der Dichter aus einer Fülle lebendiger Anschauungen, die ihn zu unmittelbar umfluten, als daß er vom höhern dichterischen Standpunkte aus sie zu klären und sichten vermöchte. Der Reichthum seiner stofflichen Welt erstickt seine künstlerische Freiheit; er vermag der Masse seiner Eindrücke, seiner Erfahrungen, seiner Beobachtungen nicht geistig Herr zu werden. Sein Arbeiten ist Verschwenden. Er weiß die Schätze, die er gesammelt, nicht zu verwalten; er vergeudet. So irrt er im Grenzenlosen. Uebrigens kommt die geistige Ausstattung seiner Dichtung durchaus zu kurz über der see-

lischen, die sich unleidig wiederholt und zu nichtige Motive immer und immer wieder breittritt. Hier muß er sich trainiren, muß sich kasteien, bei sich selbst zur Schule gehen in immer schärferer Selbstbeobachtung und schonungsloser Selbstkritik. Die dazu erforderliche „Collection von langen Bleistiften" hat er sich in beginnender Selbsterkenntniß ja bereits angelegt. Aber die Hauptsache bleibt immer fürs erste klare Planlegung, berechnende Abstufung und Feingliederung folgerichtigen Aufbaues. Dann fallen diese ewigen Kahn- und Droschkenfahrten, dies unaufhörliche Theaterschlendern und zu Abend essen und zu Bette laufen von selbst fort. Einmalige Schilderung des Typischen genügt vollauf: bisher aber hält dessen Aufbauschung, die Ueppigkeit des Kleinkrams den Gang der Begebenheit in aussaugender Umklammerung. Dann gelangt der talentvolle Schriftsteller vielleicht auch eher zu wirklichen Problemen, deren Schürzung und Lösung er sich in vorliegendem Werke so überaus leicht macht auf Kosten seines eigentlichen Kerns, von dessen Entwickelungsfähigkeit uns die Kunst der Franzosen, der auch Tovote Gutes dankt, so glänzende Beweise gibt.

Es ist ein — trotz aller Kothigkeit und Schofligkeit — ewig interessanter Stoff, den Tovote behandelt hat: geraubte, verkaufte Unschuld und ihre Rache. Gestohlene Ehre, die sich bezahlt macht mit dem Blute des Diebes, bezahlen auch in den allermeisten Fällen nur die redlichen Käufer. Der Stoff ist vielgestaltig wie schlechte Frauenliebe. Tovote's Auge — das ist ein allerdings strittiger Vorzug seiner Manier — weiß in der Perle stets die Perle zu schätzen trotz ihrer Besudelung, trotz ihrer Erkrankung, und sei sie unheilbar. Sein Auge ist mild, zu mild für seine „Helden", deren Heldenthum so verseucht ist. Ueberall hört man über dem verliebten Marionettenspiele seiner Grisetten seine discrete Frage: „Wer von euch wirft den ersten Stein auf sie?" Das ist schön, das ist mild gedacht. Zu große Milde aber ist Schwäche. Und „foul is fair and fair is foul" ist doch schließlich nur eine schnöde Ziffer im Hexeneinmaleins. Die alleinseligmachende Weisheit lautet ethisch wie ästhetisch dennoch das erste und das letzte mal: foul is foul and fair is fair.

2. Ketzergerichte. Neue geschichtliche Erzählungen von Richard Weitbrecht. Leipzig, Buchhandlung des evangelischen Bundes von C. Braun. 1892. 8. 3 M.

Aus der schwülen Dunstsphäre der „Moderne" treten wir hier auf geschichtlichen Boden, aus dem Nebelreiche des neuesten deutschen Naturalismus auf festen Untergrund. Aber die Sphäre ist nicht anmuthend, sie qualmt von Blut- und Brandgeruch. Wir treten in Schreckenskammern der Geschichte. Alle Kunst des Erzählers vermag nicht zu versöhnen mit dieser Fülle von geistlichen Morden. Auch die entsetzliche Begebenheit vom Kanzler Krell befindet sich hier, aus Karl Hase's objectivem Berichte ins Novellistische übertragen. Die Greuelthat evangelischer Unduldsamkeit wird schonungslos vorgetragen. Möge sie Frieden predigen! Möge sie daran erinnern, daß es Zeiten gab, wo protestantische Starrheit und Grausamkeit katholischen Ketzergerichten an empörender Härte und geistlicher Verranntheit nichts nachgab. Zeitliches und örtliches Colorit ist überall gewahrt. Die Sprache ist streng historisch abgestimmt, ohne zu verletzen durch alterthümelnde Aufdringlichkeit. Vortrefflich ist die Erzählung: „Die Jesuiten vom Asperg." Die Gestalt des Commandanten von Waldow vermag sich an Sicherheit der Zeichnung und packender Lebenstreue zu messen mit Konrad Ferdinand Meyer'schen Charakteren. Ihm, als dem „Meister der historischen Novelle", ist das Buch „verehrungsvoll" gewidmet. Die spitzbübischen Gaunerstücke der jesuitischen Füchse, die Herz und Sinn der Tochter des Commandanten verderben, sind der Belagerungsgeschichte meisterlich verwoben. Die altvertraute heimatliche Landschaft ist breit in den Hintergrund gestellt, so anschaulich, wie in den „Glocken von Guardin" das Thal der Waldenser Calabriens. Im ganzen die gediegene Leistung eines mit tiefem Ernste und scharf überlegender Ruhe seine Stoffe meisternder Erzählers, der ein gut Theil reiner und deutscher zu schreiben weiß, als sein Vorbild; wenn er dessen glühende Farben und stahlscharfe Charakteristik, dessen lakonische Prägnanz und schneidende Dialektik, wie den ganzen großartigen Zug seiner historischen Gestaltungskraft nicht erreicht, so theilt er doch mit ihm die Klarheit und die knappe Umrissenheit seiner Schilderungen, wie das zielsichere Herausarbeiten der Motive und die Kunst, historische Menschen innerhalb ihrer eigensten Daseinssphären lebendig werden zu lassen.

3. Volksthümliche Geschichten. Vier Erzählungen von Franz Wichmann. Konstanz, Meck. 1891. 8. 2 M.

Auch hier pulsirt wahres Leben, warmblütiges Leben der Gegenwart. Das Oertliche ist künstlerisch der Wirklichkeit abgesehen, die deutsch-französischen Grenzlandschaften, die Linde von Zinsenfels, die Windmühle auf dem Heidenberge treten vor uns in greifbarer Anschaulichkeit. Die Rache der schönen Elsässerin, welche den Mörder ihres Geliebten, den französischen Deserteur, seinen Häschern ausliefert, ist so überzeugend geschildert, wie die Tragödie in der in Feuer aufgehenden Mühle, in welcher der zum Mordbrenner gewordene Säufer sein leibliches Kind den Flammen opfert. Minder wahrscheinlich ist der Student, der seinen Stiefvater in den Abgrund stürzt; des tölpelhaften Schurken Herr zu werden, gab es für ihn hundert bessere Mittel. Hier klappt die Hauptfigur auseinander — der Herzens- und Geistesbildung des Jünglings traut man den geplanten Mord nicht zu. Auch das Stück aus dem Jäger- und Waldhüterleben an der französischen Grenze ist zu leicht gearbeitet. Der rheinische Unteroffizier und seine Claire sind zu fleischlose, überbildete Naturen; hier ist mehr Schönfärberei und Phrasenthum als echtes Wesen vorwaltend, mehr Macht als Kunst, mehr

öde Lauheit als gesunde Temperatur. Es sind mehr Bilderbogenfiguren als wahre Menschen herausgekommen; mehr schnitzelhafte Abfälle aus der Werkstatt des Künstlers als glaubhafte oder nur wahrscheinliche Figuren. Franz Wichmann ist hier seicht geworden und sein sonst so gewinnendes Können ist hier einmal verflacht. Aber einmal ist bei so schöner sonstiger Bethätigung keinmal.

4. Gertrud von Loden. Eine Erzählung aus der Schwedenzeit von C. Quandt. Zweite Auflage der „Verschlossenen Thüren". Braunschweig, Goeritz. 1891. 12. 4 M. 60 Pf.

Eine freundliche Leistung weiblicher Schriftstellerei. Bunte, bewegte Gestalten; saftiges Zeitcolorit; anschauliche Landschaften; unterhaltender Verlauf. Nur das Gedankliche ist zu matt und das Empfindungsleben kein sonderlich gehobenes. Ganz modernisirt ist der Ausdruck. Wenn diese Menschen auch nicht gerade à la fin du siècle reden, so denken und sprechen sie doch andererseits keinesfalls wie Offiziere und Pagen, wie die Loden und Lilienström der „Schwedenzeit".

5. In eines großen Königs Armen. Von E. Mercator. Zweite Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 1890. 8. 3 M.

Es ist ein farbenblühendes, weich abgetöntes Zeitbild aus dem 1. Jahrhundert, das sich vor uns entrollt. An geschichtlichen Studien hat es nicht gefehlt; nicht an Bemühen, die ringenden Gegensätze und ihre Kämpfe vor uns auszubreiten, aber das Können der Verfasserin biegt sich unter ihren Stürmen wie eine Weidenruthe; sie vermag die weltaufwühlenden Ideen nur in mildem Widerscheine aufleuchten zu lassen und ihr Genius streift den geschichtlichen Boden nur mit leise berührendem, ekstatisch getragenem Fluge. Man traut diesen weltentrückten, weltflüchtigen Menschen nicht zu, daß ihre irdische Kraft die Geistes- und Lebensstärke der Antike überwindet. Die Dichtung schwebt wie auf leichtem Rosengewölk dahin über den Kämpfen, unter denen die Erde erzittert. Sie ist zu transscendent, zu ätherisch; wäre sie minder poetisch, so würde es heißen müssen: zu verhimmelt. Diese Männer und Frauen sind zu sylphidenhaft, haben weder hellenisches noch jüdisches Blut in den Adern — sie haben überhaupt kein Blut in den Adern, und um ihrer Windigkeit und Luftigkeit willen hätte Christus nicht einen Tropfen des seinigen vergossen.

6. Kallista. Ein Roman aus dem 3. Jahrhundert. Von J. H. Newman. Autorisirte Uebersetzung. Sechste neu bearbeitete Auflage. Köln, Bachem. 1890. 8. 2 M. 50 Pf.

Das Original dieses englischen Romans liegt mir nicht vor. Er schildert den Lebensweg der heiligen Kallista. Des Buches anachronistisches Katholisiren ist viel getadelt worden. Einzelheiten sind vortrefflich. So der Heuschreckensturm in Kapitel 15. Dafür ist das Verhör Kallista's vor dem Procurator um so abgeschmackter. Das übrige unterbindet die ganze breitspurige Schleppfüßigkeit der englischen Romanschreiberei. Adalbert Schroeter.

Neue Epik und Lyrik.

1. Zeitgenossen. Eine Erzählung aus unsern Tagen von Karl Freiherrn von Beust. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 12. 2 M.

Kein Genie, aber ein entschiedenes und ansprechendes Talent tritt uns mit gewandten Formen und im poetischen Gesellschaftsanzuge aus dem vorliegenden Büchlein entgegen. Herr von Beust gehört jedenfalls der jüngern Dichtergeneration an, da er sein Epos Herrn Professor Dr. Georg Ebers als seinem „väterlichen Freunde" widmet. Wenn er sich nichtsdestoweniger von allen Ausschreitungen des Naturalismus, wie dieser von unserm sogenannten „Jüngsten Deutschland" verstanden wird, freihält, so ist damit natürlich noch nicht gesagt, daß er nicht über einen gesunden Realismus verfügt. Der Verfasser ist sogar ein feiner und scharfer Beobachter, der weit davon entfernt ist, den Schein für das Sein zu nehmen, ja, er bekundet stellenweise einen psychologischen Tiefblick, für den die folgende Probe Zeugniß ablegen mag:

Ein Frauenherz
Kann alles leiden, alles tragen; aber
Laß ihr den Schleier äußern Glücks. Du weißt's,
Du siehst's, wie sie ihr elend Leben hinschleppt
In falschem Glanz. — Drum habe Mitleid, laß sie's
Nicht merken, daß du sie verstehst. Sie wird
Dir dankbar sein für deine fromme Lüge,
Für deine Blindheit — aber, trittst du vor sie
Und rühmst dich deines scharfen Blicks, versuchst
Vielleicht zu trösten, wo der Trost zum Hohn wird,
Du feiner Weltmann — oder ziehst dich klüglich
Zurück von alten Freunden, glaube mir:
Kein Auge sieht so scharf wie Frauenaugen,
Die viel und heimlich weinten — das Gewebe,
Das leichte Truggewebe äußern Scheins,
War wie ein Balsam für die bittre Wunde,
Die drunter blutete — du legst sie bloß —
Nun denn, du hast den alten Schmerz geweckt
In seiner Tiefe — hüte dich, die Frau,
Der du gezeigt, daß du ihr inn'res Leben
Ergründet — also war's von Anbeginn:
Sie muß dich ewig hassen oder — lieben.

Die Fabel des kleinen Epos ist nicht gerade neu oder mit großem Aufwande von Erfindungsgabe erdacht. Aber das alte Lied von Zweien, die sich lieb haben und doch nicht zueinander kommen können — „das Wasser war viel zu tief!" — ist hier mit gesundem Empfinden erzählt und zu einem zwar tragischen, aber doch befriedigenden Ende

geführt. Der Dichter muß nur noch mehr Gewicht auf einen ungehemmten Fortgang der Handlung legen. Der Fluß der letztern wird bei ihm gar zu häufig durch Reflexionen u. s. w. durchbrochen. Durchaus unwahrscheinlich und schemenhaft wirkt die Gestalt des Herrn von Löwenstein. Das ist ein nebelhaftes Phantasiegebilde, aber kein greifbares Wesen von Fleisch und Blut. Will uns der Verfasser einen idealgestalteten jüdischen Geldedelmann schildern, so darf er ihn mindestens nicht als Typus seiner Gattung erscheinen lassen. Seine Behauptung:

> Niemand
> Kann sagen, daß der Makkabäer Volk
> Des Muths ermangelt —

wird in dieser allgemeinen Fassung, auf die Gegenwart angewandt, berechtigten Widerspruch finden. Doch das nebenher. Das Werkchen darf im großen und ganzen durchaus sympathisch begrüßt werden. Es ist eine sorgsam ausgefeilte Arbeit, die sich gegen Ende zu echt dichterischer Kraft des Ausdrucks und markigem Schwunge erhebt. Der weltmännische Geist, von dem die Dichtung durchweht ist, berührt ebenso anmuthig als modern, und eine leise, feine Ironie trägt dazu bei, den Reiz des Ganzen zu erhöhen.

2. Episoden. Moderne Dichtungen von Richard Zoozmann. Berlin, Conrad. 1892. 8. 2 M.

Richard Zoozmann hat sich in den kleinen Kreisen, die heutzutage der Poesie noch Theilnahme und Verständniß entgegenbringen, schnell einen Namen gemacht. Eine dichterische Individualität wie die seinige wird naturgemäß dem einen minder zusagen als dem andern; ihre Berechtigung auf dem Parnaß der Gegenwart muß unter allen Umständen anerkannt werden. Zoozmann ist ein ganz moderner Dichter, das schließt ebenso viel Lob als Tadel ein. Lob insofern, als seine Stoffe aus dem vollen Menschenleben der Gegenwart gegriffen, von modernem Empfinden durchdrungen und daher immer interessant sind; Tadel, weil seine Schöpfungen eben nur modern sind und nichts mehr. Er läßt sich widerstandslos von den Stimmungen einer Zeit tragen, die sich über die Vergangenheit, theilweise über sich selbst erhaben fühlt. Fessellos fluten seine Rhythmen dahin, in naiver Lebensfreude, ohne irgendwelche Grenzen des Conventionellen, auch wo es berechtigt ist, anzuerkennen. Da ist es denn auch kein Wunder, wenn er häufig in das Unschöne und Unerlaubte verfällt. Ob er gewisse Dämchen der Friedrichstraße besingt, ob er sich zu Gott in den Himmel träumt, es ist immer dieselbe tänzelnde, mit sich selbst kokettirende Weise, in der seine Verse einherschreiten. An Ausfällen gegen Zustände und Personen ist auch kein Mangel. Es gehört zur Eigenart unsers jungen literarischen Deutschland, daß es keine andern Ideale und Anschauungen als die seinigen gelten läßt. Nun, das ist das Selbstvertrauen, die beneidenswerthe Sicherheit der Jugend, die an sich selbst durch Erfahrung noch nicht irre geworden ist! Das ist einfach natürlich und muß so hingenommen werden, wie es eben ist.

Wir haben es bei Zoozmann jedenfalls mit einem Dichter zu thun, und das ist die Hauptsache. Er ist geistreich, stellenweise witzig; dabei steht ihm echt poetische Beobachtungsgabe und bezwingende Herrschaft über die Sprache zur Verfügung. Berliner durch und durch, empfindet er seine Bilder und Gestalten nicht nur mit dem Herzen, sondern auch noch mehr mit dem Verstande. Deshalb werden auch seine Gedichte nur selten wahre, tiefe Ergriffenheit in uns aufkommen lassen.

Als Probe will ich hier ein Augenblicksbild anführen, das lange nicht zu den besten Dichtungen von Zoozmann gehört, für seine Eigenart indessen besonders charakteristisch ist:

Unter den Linden.

Vier Cylinderhüte sah ich fahren —

In der leicht gefederten Kalesche
Sitzt der kleine Notenmakler Cohn;
Sein Talent schoß siegreich manche Bresche,
Und er fühlt sich als Finanzbaron.

Mit der Miene eines Triumphators
Neben ihm sitzt Herr von Soundso;
Dem Besuche des Totalisators
Dankt er's Geld — sonst ist er dumm wie Stroh.

Geradeüber diesen beiden Edeln
Sitzt der Dritte, arm und unbekannt;
Doch, ein Bückerich, gewandt im Wedeln,
Lebt er von der Andern milder Hand.

Und der Vierte im Cylinderhute
Ist der Kutscher im betreßten Rock.
Höher als die andern thront der Gute,
Oben hoch auf seinem Kutscherbock.

Dieser ist's, den ich am höchsten achte!
Ehrlich doch verdient mit Fleiß und Schweiß
Er sein Geld sich! — Wie man's auch betrachte,
Das da hinter ihm ist nur Geschmeiß!

Vier Cylinderhüte sah ich fahren — —

Sind auch die Dichtungen Zoozmann's zum Theile noch nicht künstlerisch abgeklärt, schlägt er in jugendlichem Uebermuth auch noch häufig über die Stränge, so bietet er uns doch auf der andern Seite niemals süßliche Limonade oder abgeleiertes Reimgeklingel. Wenn der Most überschäumt, so ist das sein gutes Recht. Dafür verspricht er uns auch dermaleinst noch Wein zu geben. Es wäre übrigens sehr ungerecht, in Zoozmann's Gedichten nur einen Wechsel auf die Zukunft zu erblicken. Er hat diesen Wechsel schon theilweise eingelöst.

3. Daheim und draußen. Gedichte von Rosalie Sandvoß. Wernigerode, Angerstein. 1891. Gr. 8. 2 M.

Wenn wir auch in diesen Gedichten wenigstens nur unabgeklärten Most finden könnten! Aber leider haben wir dergleichen von dem vorliegenden „Talent" — ich setze das Wort sehr mit Vorbedacht zwischen Anführungszeichen — durchaus nicht zu erwarten, es sei denn, daß hier mephistophelische Künste mitwirkten:

Der Wein ist saftig, Holz die Reben,
Der hölzerne Tisch kann Wein auch geben.
(„Faust".)

Das heißt: Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn die Verfasserin jemals einen Namen in der Literaturgeschichte erhielte! Da aber Rosalie Sandvoß gegen derartigen Höllenspuk als fromme, gläubige Christin gefeit ist, so wird sie jedenfalls in einem andern Lohne Befriedigung suchen müssen als im Lorber Apoll's.

Es ist in der That sehr zu bedauern, daß so sympathische Gesinnungen, wie sie hier meist wiedergegeben werden, einen ihrem religiösen und sittlichen Werthe so wenig entsprechenden dichterischen Ausdruck gefunden haben. Fast peinlich wirkt auf den Leser die Beobachtung, wie hier die besten und edelsten Empfindungen mit völliger Unkraft der Gestaltung ringen. Möchten sich doch unsere Dichterinnen und Dichter einmal gesagt sein lassen, daß die innigste und aufrichtigste Empfindung nicht hinreicht, um lyrischen Ergüssen vor dem Forum der Kritik einen Legitimationsschein zu ertheilen. Es bedarf dazu des Talents, der schöpferischen Kraft. Wir haben es hier zum nicht geringen Theile mit mühsam gereimter Prosa zu thun, die häufig bis zur Unverständlichkeit hinabsinkt, nicht selten aber auch unmittelbar komisch wirkt. Ich muß z. B. mit Beschämung gestehen, daß mir der Sinn der folgenden Strophen durchaus nicht genügend klar geworden ist:

Doch, wer, Meister, sah mich heute
An mit Haß im Blick?
Nicht etwa der kleinen Leute
Thöricht Ungeschick.
Sie, die dir am allernächsten,
Warf zu Füßen mich dem Höchsten,
Meinem Schirm und Schutz! —

Aber eins ist zu beklagen
Dennoch: daß ich stumm
Dich nicht christenfrei darf fragen:
Meister, sag' warum?
Weltgesittung will's nicht leiden,
Lieber hassen lassen, scheiden —
O, du böse Welt!

Ebenso wenig konnte ich mich für die Verherrlichung der Herren Hirsch und Rothschild in dem Gedicht „Zar und Jude" begeistern:

Da schmettern durch die Christenheit
Zwei helle Stimmen, gleich Posaunen
Des Weltgerichts (!) in unsre Zeit,
Und Judenstimmen sind's, zum Staunen!
Zwei edle Männer, tief empört,
Erklären laut, gern Millionen
Zu opfern, wenn nur ungestört
Das Judenvolk Raum fänd' zum Wohnen.

Und einer von den beiden zieht
Den Handschuh von der starken Rechten
Und wirft, vom Zorne hoch durchglüht,
Ihn hin den finstren Hassesmächten.
Die ganze Welt weiß, wer das war.
Der Tempel Todfeind und der Bude
Zertrümmerer, das ist der Zar —
Und der ihn schlug, Rothschild — ein Jude!

Wenn ich mir den „Türkenhirsch" und Rothschild die „Posaune des Weltgerichts" blasend denke, so wirkt dieses Bild ebenso komisch auf mich, als wenn ich mir den Zaren als „Zertrümmerer" einer „Bude" vorstelle. Nicht minder erheiternd ist in dem ganz vortrefflich gemeinten Gedicht „Komm, lieber Fürst!" die Aufforderung an den Fürsten Bismarck, den Kindern des Kaisers doch ja wieder — die Orgel vorzudrehen:

Ach, bitte, „Onkel Bismarck", drehe
Doch wieder diesem holden Kranz
Von kleinen Hohenzollern, ehe
Sie nicht mehr mögen Orgeltanz!

Hoffentlich haben diese Zeilen die Wirkung, der Verfasserin nahezulegen, daß sie nicht zu den Berufenen gehört. Die Dame wird in der stillen Verehrung ihrer Ideale, in der praktischen Ausübung ihres schönen Christenthums schließlich mehr Befriedigung finden als in dem nutzlosen Ringen um einen Ruhmespreis, der ihr nun einmal nicht beschieden ist!

4. Annemarie. Von Hans Modt. Berlin, Stahn. 1891. 12. 2 M.

Was soll das? Kraft- und saftloser Dilettantismus vom reinsten Wasser! Auch dieser Verfasser geht von dem unseligen Irrthum aus, daß Echtheit der Empfindung für Echtheit der Poesie zu entschädigen vermag:

Nimm's nicht übel, das Büchlein ist schlecht;
Doch dafür ist meine Liebe echt!

Ein schöner Trost! Deine Liebe mag echt sein, deine Verse sind gewiß nicht echt, und auf letztere kommt es an. Wer bürgt mir denn überhaupt auch für die Echtheit deiner Liebe, da sie einen so mattherzigen, wässerigen Ausdruck findet? Ich finde vielmehr in diesen Gedichten keine Spur wirklicher Leidenschaft, nur süßliches, sentimentales Geseufze und Geklimper. Ein erbärmlicherer Schwächling als dieser Hans, der seine Annemarie freien geht, ist mir noch niemals zu Gesicht gekommen. Als er einmal die Angebetete im Walde findet und diese ihm ihr sympathisches „Bedauern" ob seines Liebeskummers zu verstehen gibt, erklärt er:

„Sie wollten mich bedauern, —
Wo denken Sie nur hin! —
Mich, der ich stolzen Bauern
Nichts als ein Bettler bin!"

Und kaum hat er's gesprochen,
Da flieht er wie der Wind. —

Der Hasenfuß! Statt die günstige Gelegenheit zu der langersehnten Erklärung zu benutzen! Endlich faßt er sich ein Herz und tritt als Werber vor den Vater der Geliebten hin. Aber dieser sagt quod non! und mein Hans verzichtet endgültig, ohne auch nur daran zu denken, sich die Braut zu erkämpfen. Ist das Leidenschaft? Ist das Liebe? Beide sterben natürlich schließlich an „gebrochenen Herzen".

Von der unsäglichen Plattheit der Sprache nur einige Beispiele. Auf S. 44 heißt es:

> Der Hans besingt den Fichtenwald
> Mit großer Reimerei,
> Und dabei ist dem Fichtenwald
> Das gänzlich einerlei.
>
> Ach, Hans, laß deinen Fichtenwald,
> Doch deine Liebe nie;
> Du küssest nicht den Fichtenwald,
> Du küssest doch nur sie.

Von ähnlichem Tiefsinn durchdrungen ist der Gedankengang auf S. 13:

> Liese sprach zu sich alleine:
> „Was hat der für dünne Beine,
> Und der Rock ist ihm zu schmal!"
> Doch die Bertha sprach verlegen:
> „Na, man blos des Rockes wegen; —
> Das ist doch dem Rock egal!"

Dem Fichtenwald ist die Reimerei, dem Rock seine Schmalheit „egal" — man sieht, daß der Verfasser einen überraschend originellen und genialen Gedanken von all seinen glänzenden Seiten zu beleuchten versteht.

Genug. Wir haben es hier mit dem Prototyp eines Dichterlings zu thun oder, um ein Paradoxon zu gebrauchen, mit der Impotenz in der höchsten Potenz. Hans Modt wird geradezu interessant dadurch, daß man an ihm das Wesen des Dilettantismus in allen seinen liebenswürdigen Eigenschaften förmlich Zug für Zug studiren kann. Er hat in seiner Weise eine Musterleistung geschaffen. Es werden so oft und so viele Preise ausgeschrieben. Wäre es nicht zeitgemäß, wenn ein literarisches Blatt gelegentlich einen Preis für die beste Lösung der Frage aussetzte: „Wie ist dem sich dreist an die Oeffentlichkeit hervordrängenden Dilettantismus in der Lyrik am besten zu steuern?"

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.

Zur Poetik.

1. Deutsche Verslehre von Sigmar Mehring. (Universal-Bibliothek, Nr. 2851—53.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 1891. Gr. 16. 1 M.

Der Verfasser hat bereits durch das in d. Bl. besprochene Buch „Der Reim" sich als Sachkundiger bethätigt. In der vorliegenden umfangreichern Arbeit, welche in zwei Theile (der Takt und der Reim) zerfällt, nimmt er in der zweiten Hälfte auf jenes Buch Bezug, da dasselbe auch die ausländischen Reime eingehend berücksichtigt. Das erste Hauptstück seiner Verslehre, die Silbenschätzung, führt er wie folgt ein:

Wie in der Musik der Taktheil die Grundlage aller Tonfiguren bildet, so liegt auch jedem Dichtwerke ein bestimmtes Zeitmaß zu Grunde, nach welchem sich die Bewegung der Rede, das Auf- und Abwogen der einzelnen Laute regeln muß. Die Feststellung einer Zeiteinheit ist bei der Musik sehr leicht, denn jeder Ton läßt sich, ohne durch Kürzung entwerthet oder durch Verlängerung umgestaltet zu werden, nach Belieben zeitlich begrenzen. Anders verhält es sich bei der Sprache, zumal bei der deutschen. Die Silben, aus denen die Worte bestehen, mittels deren wir die Sätze und schließlich alle Kundgebungen unserer Denkkraft zusammenstellen — die Silben kann man nicht, wie die Noten, in Halbe, Achtel, Sechzehntel theilen, man muß sie verwerthen, wie sie sich uns darbieten, bald aus vielen Buchstaben, bald nur aus wenigen oder gar nur aus einem bestehend, bald mit gedehnten Selbstlautern (langen Vocalen) und mit Zisch-, Gaumen- und Reibelauten (Consonanten) belastet, bald von geschärften Selbstlautern (kurzen Vocalen) und leichten Zungen- und Lippenlauten (ebenfalls Consonanten) gebildet. Diese Verschiedenheit der Silbenbildung macht die Feststellung einer Maßeinheit schwierig. Die Alten behalfen sich mit einem mangelhaften Werkzeuge, indem sie sich nach der räumlichen Ausdehnung der Silben richteten, d. h. die Silben je nach der Dehnung oder Schärfung der Selbstlauter und der Menge der Mitlauter in lange und kurze Silben eintheilten. Hierbei galt ihnen eine lange Silbe das Doppelte einer kurzen, sodaß diese die Maßeinheit bildete. Die Griechen und Römer faßten gewissermaßen die Silbenschätzung plastisch auf, es kam ihnen bei der Abmessung weniger auf den Hörwerth an, den eine Silbe in der gewöhnlichen Rede besaß, als auf ihren vocalischen und consonantischen Buchstabenreichthum. Dadurch wurde es in ihren Dichtungen möglich, daß Silben, die in der freien Rede ohne Bedeutung waren, im Verse einen bevorzugten Platz bekamen, und umgekehrt Silben, auf die man in der Verkehrssprache Nachdruck legte, im Verse zurücktraten. So hätte man im Alterthume, um dies an einem deutschen Beispiele klar zu machen, die Schiller'schen Verse:

> Freiheit und Gleichheit hört man schallen,
> Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr —

so betonen können, daß das Wort Freiheit dem Sprachgebrauche entgegen wie Freiheit ausgesprochen wurde. Unsere Muttersprache gestattet solche Betonungsänderungen nicht und aus diesem Grunde verbietet es sich von selbst, die Regeln der griechischen und römischen Prosodie für unsere Dichtkunst gelten zu lassen. Um die Silbenschätzung der deutschen Sprache richtig aufzufassen, dürfen wir nicht, wie die Alten, das Auge, sondern allein das Ohr entscheiden lassen.

Das zweite Hauptstück beschäftigt sich mit den Versfüßen, die in selbständige, aushelfende und fremde Versfüße eingetheilt werden; die letztere Bezeichnung wäre wol durch ungewöhnliche zu ersetzen; fremd sind sie alle. Das dritte Hauptstück handelt vom Versmaße und zwar vom strengern und freiern. Dieses schenkt, dem Grundzuge der deutschen Sprache folgend, hauptsächlich den Hebungen Beachtung und verwerthet die Senkungen nur zur feinern Ausbildung der Versform, jenes wägt mit antiker Ruhe Hebung und Senkung gleichmäßig ab und verbindet sie zu Versfüßen, deren Vereinigung dann die Gestaltung des Verses ausmacht. Bei Erwähnung des Hiatus ist Mehring mit Recht der Meinung, die Empfindlichkeit gegen denselben gehe zu weit, handle sich's doch um eine Gepflogenheit der fremden altclassischen Dichter,

die für unsere ganz anders geartete Dichtkunst unmaßgeblich sei:

In den Dichtungen der Römer galt der Zusammenstoß zweier verschiedenen Wörtern angehörigen Selbstlauter für unschön und deshalb zog man die mit dem Selbstlauter schließende Silbe und die mit einem solchen beginnende in eine Silbe zusammen. In einer silbenmessenden Sprache erscheint dieser Vorgang erklärlich: zwei Silben, denen das Trennungsglied des Mitlauters (Consonanten) fehlt, zerfließen in eine. Unsere deutsche Sprache aber läßt es nur selten zu, daß Silben völlig unterdrückt werden. Sie gestattet es bei dem tonlosen, fast stummen e.

Gleich mich dankbar euch zu zeigen,
Lass' ich jede Rücksicht schweigen
Und verkauf' euch, was ihr wollt...

sagt Chamisso in dem Gedichte „Böser Markt", also lass' ich und verkauf' euch, statt lasse ich und verkaufe euch. Aber die Ausstoßung des e-Lautes ist nicht nöthig und Rückert kann sich sehr wohl erlauben, in seinem „Lüfteleben" die Strophe zu bilden:

Rosen mit euren verschlossenen Thüren
Düfte entführen
Und sie in Freimunds Lieder zu weben,
Das wär' ein Leben.

Hier heißt die zweite Zeile: Düfte entführen, zwei gleiche e-Laute stoßen zusammen, was sich aber sehr leicht und ohne Störung aussprechen läßt. In der vierten Zeile hat der Dichter das e vor dem folgenden Selbstlauter ausgestoßen: „Das wär' ein Leben." Beide Formen sind erlaubt, aber die Ausstoßung darf nicht als Regel aufgestellt werden.

Beim nächsten Abschnitte, Silbenkürzung und Verlängerung, macht Mehring auf Kürzungen aufmerksam, welche den Sinn des verkürzten Wortes beeinträchtigen, beispielsweise in Rückert's „Störung", wo es heißt:

So riefen sie, und kamen
Zur ersten Laub', und nahmen
Darin mich sitzend wahr....

Aus Laube werde hier für das Ohr Laup. Aehnlichem begegnet man in der That nur zu oft. Häufiger noch finden wir in sonst mustergültigen Gedichten aus Scheu vor dem Hiatus oder aus andern Gründen Kürzungen, durch welche für den Hörer geradezu Misverständnisse entstehen. So heißt es bei Geibel („Neue Gedichte", S. 122):

Sonst fühlt' er selbst sich als Eunuch —

was in Wirklichkeit heißen soll: sonst würde er u. s. w. Ebenso in Geibel's „Scheiden, Leiden":

Da rauscht' es kühn von allen Höhn —

der Leser zwar sieht, daß es sich um eine Vergangenheitsform handelt, aber für den Hörer sprang die Erzählung in die lebhaftere Gegenwartsform über und gleich darauf muß er sich wieder in die Vergangenheit zurückfinden:

Da schien der Mond so klar.

So schließt auch Geibel's schönes Gedicht „Mahnung" mit den Worten:

Es mahnt' aus heller Kehle
Mich ja der flücht'ge Gast:
Vergiß, o Menschenseele,
Nicht daß du Flügel hast.

Wieder ein Imperfect für den Leser, ein Präsens für den Hörer. Wohin diesen trefflichen Meister die Scheu vor dem Hiatus zuweilen geführt hat, bekundet vielleicht am handgreiflichsten der Schluß des Gedichts: „Herbstlich sonnige Tage". Da heißt es zum Schlusse:

Schweigend blickt's aus der Klippe,
Spricht im Wellengebraus,
Doch mit heiliger Lippe
Deutet die Mus' es aus.

Nach dieser Seite hätte Mehring's Verslehre vielleicht noch etwas ausgiebiger angelegt sein können.

Selbstverständlich darf man den Werth eines Gedichts nicht vornehmlich auf der Wagschale der Regeln einer Verslehre messen, lassen sich doch an den besten Gedichten unserer Classiker, wenn man so verfährt, mannichfache Ausstellungen machen. Auch wer heute und in künftigen Tagen dichtet, möge sich die Stunde der Begeisterung nicht durch ängstliche Seitenblicke nach den Gesetztafeln der Schule verkümmern.

Wer sich in das vorliegende, sehr gut orientirende Buch gründlich hineingelesen hat, beachte daher jede Warnung, durch welche der Verfasser dem Ueberschätzen der Formstrenge und Klangreinheit entgegenzuarbeiten sucht. Betont er in solchem Sinne doch mit Recht, das Merkmal der Dichtkunst im Gegensatze zu den Schwesterkünsten liege darin, daß in der Dichtkunst „der Gedanke, der geistige Inhalt die gewaltige Oberherrschaft führe über die Form".

Auf Einzelnes, worüber sich mit dem Verfasser rechten ließe, hier näher einzugehen, fehlt der Raum. So läßt er in dem Blankverse, also dem recht eigentlich reimlosen Verse, den Reim gelten; so sagt er: die deutsche Sprache besitze keine Worte, in denen zwei zusammenhängende Silben als gleichmäßig betont gelten könnten; so findet er in Lessing's und Heinrich von Kleist's häufig mangelndem Reize an Wohlklang und rhythmischem Flusse Vorliebe und Absicht; so meint er: wenn irgendwo, so sei der Reim auf der Bühne am Platze, „dort, wo berufsmäßige Sprecher das Wort zur ergiebigsten Wirkung bringen, wo allein der tönende Gleichklang es zu voller Entfaltung seiner Reize bringen kann" — Ansichten und Aussprüche, deren sich noch mehrere anführen ließen und die hier nur erwähnt werden, um zu veranlassen, daß sich recht viele Freunde der Poesie mit dem inhaltreichen Buche eingehender beschäftigen.

2. Dramaturgische Bausteine. Gesammelte Aufsätze von Feodor Wehl. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Eugen Kilian. Oldenburg, Schulze. 1891. 8. 2 M. 40 Pf.

Das Theater war Wehl's Leidenschaft. Wenige haben sich so unablässig bemüht, den Werth und die segensreichen Wirkungen guter Bühnen ins rechte Licht zu setzen, das allgemeine Interesse für die Bühnenkunst zu wecken, den Darstellern selbst die Wichtigkeit ihres Berufs klar zu machen und ihnen die mannichfachen Quellen, aus denen sie Belehrung schöpfen können, nachzuweisen. Daß ihm Gelegenheit gegeben wurde, wenn auch leider nicht schon

in der Fülle seiner Kräfte, sich selbst als Bühnenleiter zu bethätigen, war für die Klärung mancher seiner Ansichten ersprießlich. Die im vorliegenden Buche enthaltenen Aufsätze sind in jenen Jahren entstanden und verdienen daher um so allgemeinere Beachtung. Besonders von darstellenden Künstlern und Künstlerinnen sollten sie mit Aufmerksamkeit gelesen werden. Die Denkenden unter ihnen dürften, selbst wo sie im einzelnen mit Wehl's Auffassungen nicht immer einverstanden sind, den Gewinn nicht gering anschlagen, mit ihren abweichenden Meinungen diejenigen eines so gewiegten Theaterfreundes zu vergleichen und sich über die Gründe, warum sie so und nicht anders zu urtheilen vermögen, klar zu werden. Nicht abzuschrecken braucht sie der leidenschaftliche Ton, in welchem Wehl mit den Stümpern abrechnet; diese zählen ja eben nicht zu den denkenden Künstlern. Daß die Theaterkritik die üble Sitte angenommen hat, die Aufführungen unserer Classiker kaum noch zu besprechen, hält Wehl für einen der Hauptgründe für die jetzige Mangelhaftigkeit solcher Darstellungen:

Denn weil der Schauspieler hier ohne künstlerische Aufsicht, ohne Rath und Hülfe bleibt, geräth er dabei so leicht auf Abwege, Unarten und Gedankenlosigkeit im Spiele. Sich selbst überlassen, taumelt er entweder im gewohnten Gleise des theatralischen Schlendrians weiter oder kommt auch wol zu Auffassungen, die den Absichten des Dichters, wie der ganzen Architektonik des Stücks geradezu widersprechen. Jedenfalls ist die Stillosigkeit, mit der heutzutage classische Dramen gespielt werden, sowie eine ganz inhaltslose und verrottete Ueberlieferung in der Rollenverkörperung die vorzugsweise Folge davon. Lessing's, Goethe's, vorzugsweise aber Schiller's Schauspiele werden, um es ehrlich zu gestehen, derzeit selbst auf ersten Bühnen manchmal geradezu abscheulich und auf eine Weise dargestellt, daß man sich in aller Wahrheit fragen muß, ob es denn überhaupt heutzutage noch eine Schauspielkunst gibt. Was sie bietet, ist in der That oft genug ganz kopflose Nachahmung, todte Routine oder das schamloseste Stümperthum, das man sich denken kann.

Schiller's Muse besonders muß sich in dieser Beziehung viel gefallen lassen.

Es ist von gewissen Seiten her in der Theaterpresse Ton geworden, von Schiller zu behaupten, er sei ein Ruin unsers Theaters, denn er habe ihr die Unnatur in der Rede, den poetischen Bombast, den hochtrabenden Bilderpomp, kurz lauter Theaterfiguren, aber keine Menschen gegeben.

Verblendetere und unsinnigere Aussprüche sind nie gegeben worden. Ohne Schiller existirt die ganze deutsche Schaubühne nicht. Er allein ist ihr erster und hauptsächlichster Pfeiler. Nehmt ihn weg und das ganze Gebäude stürzt zusammen, wenigstens ganz entschieden derjenige Theil, der das populäre Drama, das eigentliche und echte Volksdrama ausmacht. Lessing und Goethe sind niemals ganz so in die Masse eingedrungen wie Schiller, dessen große, wahrhaft erhabene Gedanken, dessen Schwung, dessen idealer Geist, dessen Feuer und Seelenadel eine ewig unveräußerliche Macht auf unsere Nation ausüben werden und müssen, so lange sie sich als solche fühlt und erkennt. Er hat sie in ihrem innersten Wesen getroffen, diesem einen vollen Ausdruck und eine unvergängliche Weihe gegeben.

Wehl nimmt denn auch die Hauptrollen aus vier Werken Schiller's in eingehender Weise vor, darunter Franz Moor und Don Carlos. Die übrigen Aufsätze beschäftigen sich mit Othello, Ophelia und Hamlet, mit Gretchen, Minna von Barnhelm, Adrienne Lecouvreur und Hebbel's Kriemhild und Brunhild. Geschrieben sind sie auf Grund von Tagebuchaufzeichnungen, wie erwähnt, während Wehl's Thätigkeit als Leiter des stuttgarter Hoftheaters, sodaß sie an unmittelbarste Erfahrungen anknüpfen.

Robert Waldmüller.

Von den Nibelungen zu Wilhelm Hauff.

Deutsche Nationalliteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Arnold, Balke, Bartsch, Bechstein u. a. herausgegeben von Joseph Kürschner. Lieferung 602—701. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 1891. Gr. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Ein volles Hundert neuer Hefte liegt vor mir, um durch knappe Anzeige den Lesern d. Bl. vorgestellt zu werden. Es ist natürlich ebenso wenig möglich, über der hier gebotenen Texte reiche Fülle an alter schöner Poesie, die das Menschenherz erhebt und das Menschengemüth ergötzt und unterhält, an sinnigen Gedankenbildern und tiefgründiger Kritik an diesem Orte ausführlich zu berichten, wie über den anziehenden und sachkundigen Inhalt der allermeisten Einleitungen, Anmerkungen und sonstigen erläuternden Beigaben, welche die vom Herausgeber mit sicherm Blicke gewonnenen Mitarbeiter beigesteuert haben. Meinen verstorbenen Vorgänger Robert Boxberger nachahmend, der, selbst ein gewiegter Kenner der neuern deutschen Literatur, in den Dienst der Kürschner'schen Sammlung sein Wissen, sein Geschick und seinen Fleiß gestellt hatte, will ich in aller Kürze bei dieser Gelegenheit nur aufzählen, was die neue lange Reihe der Lieferungen Bedeutsames enthält; für mancherlei Allgemeines und Einzelnes verweise ich auf seine und meine eigenen Notizen in d. Bl. (zuletzt in Nr. 45 d. Bl. f. 1890) zurück.

Zeitlich eröffnet werden die heute anzuzeigenden Hefte Nr. 602—701 mit der Fortsetzung der Nibelungen-Ausgabe von Professor Paul Piper (602, 622, 643, 644, 656), die auch nach den der ungelehrten Leserschaft nicht unzugänglichen Ausgaben von K. Bartsch und des — jüngst verstorbenen — Fr. Zarncke ihren eigenartigen Werth behält. Letzterer beruht außer in der übersichtlichen Einleitung, die die sagenhafte und dichterische Verarbeitung unserer altnationalen Heldengeschichte genau und knapp behandelt, in den brauchbaren Fingerzeigen zum Verständnisse der mittelhochdeutschen Mundart. Daran schließt sich der Anfang von Dr. Friedrich Pfaff's gut gesichteter Auswahl vom „Minnesang des 12. bis 14. Jahrhunderts“ (685);

jeder aufgenommene Minnesänger erhält auch eine gedrängte und doch deutliche Charakteristik. Weiter folgt der Neudruck Wolfram's von Eschenbach, den Professor Piper veranstaltet (621, 628, 629, 631, 662). Den ganzen ersten Band, der an 400 Seiten stark ist, nimmt die Darstellung von Meister Wolfram's Leben, Dichten, Bedeutung und literarischen Vorlagen (deren viele im Auszuge mitgetheilt werden) ein. „Das Drama des Mittelalters" heißt eine Auslese, die Dr. R. Froning veranstaltet (686, 689, 701) und durch einen geschichtlichen Ueberblick näher gebracht. Dr. G. Balke's Theilabdruck von „Thomas Murner und Ulrich von Hutten" (659, 660, 671) führt diesmal des erstern Pamphlet „Von dem grossen Lutherischen Narren" und vom letztern eine Anzahl kleinerer Dichtungen in der Muttersprache nebst kurzem Lebensabrisse vor. Beträchtliche Berichtigungen zur Kritik verlangt jetzt Siegfried Szamatólski's Buch über „Ulrich's von Hutten deutsche Schriften" (Straßburg 1891). Martin Luther ist selbstverständlich in dieser „Deutschen Nationalliteratur" vertreten; ein kundiger Herausgeber dürfte Dr. Eugen Wolff sein, der bisjetzt (695—698) außer einigen der bekannten Flugschriften (darunter natürlich die „An den Christlichen Adel deutscher Nation") das prächtige Büchlein „Wider Hans Worst", eine Reihe Predigten und 35 geistliche Lieder darbietet.

An den heute aufzuzählenden Heften der Herder-Auswahl (611 und 612; 687, 688, 693, 694, 693, 700) sind zwei wohlberufene Forscher auf diesem Felde, Professor Dr. Hans Lambel und Dr. Eugen Kühnemann, betheiligt; ersterer liefert eine genau erläuterte Wiedergabe der Abhandlungen über „Plastik", „Winckelmann" und „Lessing", sammt einer kenntnißreichen und verständnißvollen Beleuchtung von Herder's Kritik über literar- und kunstgeschichtliche Gegenstände, letzterer eine der „Briefe zu Beförderung der Humanität", zugleich die oft weitausgreifenden Anspielungen zur Genüge aufdeckend. Von der Goethe-Ausgabe, die Kürschner der „Nationalliteratur" einverleibt, erschienen jetzt Lieferungen aus verschiedenen Gebieten (605—610, 613, 615—620, 623, 625, 627, 632—638, 690—692). Professor Dr. Heinrich Düntzer bringt „Wilhelm Meister's Lehrjahre" und „Wilhelm Meister's Wanderjahre", nebst einer Einleitung, wo er, der Nestor der Goethe-Forschung — sein neuestes Werk auf diesem Felde werden wir hier demnächst besprechen — diese aus Goethe's innerstem Ringen und Grübeln geflossenen Romane nach den literarhistorischen Gesichtspunkten hin dem Publikum bekannt macht. Rudolf Steiner, der gediegenste Beurtheiler von Goethe's naturwissenschaftlichem Wissen, spendet einen verständig und verständlich commentirten Neudruck von: „Beiträge zur Optik", „Elemente der Farbenlehre", „Zur Farbenlehre", „Entwurf einer Farbenlehre" (diese Arbeit ist die ausführlichste, wol auch am meisten dogmatisch angelegte); die Einleitung schenkt uns einen klaren Umriß von Goethe's naturwissenschaftlichen Ansichten. Professor Dr. Karl Julius Schröer ist der Herausgeber dramatischer Dichtungen, und zwar der Uebersetzungen von Voltaire's „Mahomet" und „Tancred" und eines Actes von P. Corneille's „Le Menteur", sowie einer Reihe von Fest- und Vorspielen, Bühnenprologen, einzelnen Theaterscenen und „Maskenzügen". Der feinsinnige Kenner des Dramatikers Goethe steuert eine Menge treffender Anmerkungen, die dem mangelnden Verständnisse auf- und forthelfen, bei. Kleinere literarische Referate und Recensionen, Selbstankündigungen und Aehnliches hat mit mancherlei Nachweisen von Andeutungen und Beziehungen der bisjetzt nur als Bearbeiter von deutschen Literaturdenkmälern des 17. Jahrhunderts bekannte Dr. G. Witkowski zusammengestellt. Von der Schiller-Ausgabe liegt nun das Schlußheft (604) vor, den Schluß von „Macbeth", „Phädra" und Racine's „Britannicus", I, 1, enthaltend, noch herausgegeben mit einer Studie über Schiller's „Uebersetzungen und Bearbeitungen fremder Trauerspiele" von dem im vorigen Jahre verstorbenen Dr. Robert Boxberger, dem frühern „Kürschner"-Kritiker d. Bl.

Leider kann ich mich hier über Dr. Adolf Hauffen's beide Bände: „Das Drama der classischen Periode" (672—674, 681, 665, 666, 652—655, 648, 649) nicht so weitläufig verbreiten, wie sie es verdienten. Es sind hier sämmtliche irgendwie nennenswerthe Dramatiker vertreten, die in Lessing's, Goethe's und Schiller's Zeit eine Rolle spielen, aber nicht anderweitig ausführlich zu behandeln waren. In der Reihenfolge sind es: Jos. Aug. Graf von Törring, J. M. Babo, K. F. Hensler (Verfasser vom „Donauweibchen"), C. F. Bretzner, O. F. Freiherr von Gemmingen (über den neuerdings C. Flaischlen eine auch unsern Lesern [vgl. d. Bl. f. 1891, Nr. 7] bekannte vorzügliche Monographie schrieb), Friedr. Ludw. Schröder (nun von Litzmann [vgl. d. Bl. f. 1890, Nr. 35] würdig behandelt), die beiden Häupter A. W. Iffland und August von Kotzebue, H. J. Edler von Collin, alle in den beigegebenen Artikeln des Herausgebers mit wenigen scharfen Strichen nach Wesen und Wirken gezeichnet. „August Wilhelm und Friedrich Schlegel" stellt Dr. Oskar Walzel vor (641, 642, 650, 651), vorderhand blos mit Bruchstücken ihrer literarhistorischen Kritik. Was ferner Professor Dr. Max Koch für die Vermittelung der eigenartigen Hauptkämpen der deutschen Romantik, „Arnim, Clemens und Bettina Brentano, Jos. Görres" (639, 640, 667—670, 645—647), geleistet hat, läßt sich in dem engen Rahmen dieser Aufzählung nicht einmal rein äußerlich aussprechen. Theils werden sie durch eine ungemein geschickte Anthologie ihrer umfänglichen Poesie- und Prosaveröffentlichungen, theils durch Koch's vielseitiges und doch übersichtliches Gemälde ihres Erdenlaufs und ihrer Bestrebungen charakterisirt; das Ganze ist ein Musterwerk, literarhistorisch werthvoll und für die popularisirende Absicht der Sammlung wirksam. „Körner's Werke", des derzeit Vielgefeierten, gibt Professor Dr. Ad. Stern heraus (603, 614, 624, 626, 630); sie sind hiermit abgeschlossen.

Schon bei der letzten Gelegenheit in d. Bl. war ich über Stern's theilweise stark mäkelnden Standpunkt gegenüber dem von ihm herausgegebenen Dichter- und Heldenjüngling verwundert. Endlich erhalten wir die von Dr. Felix Bobertag veranstaltete Ausgabe von „Wilhelm Hauff's Werken" (657, 658, 661, 663, 675, 677—680, 683, 684). Die Fußnoten sind hier ebenso wie bei Stern's „Körner" spärlicher ausgefallen, auch die wesentlich biographische Einleitung in engerer Fassung gehalten. Daß Hauff, der liebenswürdigste Erzähler unserer zweiten literarischen Blütezeit, heutzutage, wo der Naturalismus allein das Heft in der Hand zu führen heischt, so viel gelesen wird, daß in einem einzigen Jahre drei verschiedene Neuausgaben gedruckt werden (die jüngste und voraussichtlich beste, von Max Mendheim, wird in den allernächsten Wochen ausgegeben werden), gelte als tröstliches Zeichen dafür, daß unsere Literaturzustände doch noch nicht ganz und gar faul sind, und dies Bewußtsein leite auch unsere Stimmung am Ende dieses Spaziergangs durch 650 Jahre deutscher Poesie.

Ludwig Fränkel.

Reisewerke.

1. Reisen und Aufenthalt in Kamtschatka in den Jahren 1851—1855. Von K. von Ditmar. Erster Theil. Historischer Bericht nach den Tagebüchern. Mit einem Titelbilde, 2 Karten und 32 Holzschnitten. (Beiträge zur Kenntniß des Russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens. Dritte Folge. Siebenter Band.) Leipzig, Voß. 1890. Gr. 8. 19 M.

Dieser umfangreiche erste Theil, welcher den „historischen Bericht nach den Tagebüchern" enthält, zerfällt in sechs Abschnitte: „I. Reise von St.-Petersburg bis zum Peterpaulshafen in Kamtschatka"; „II. Reisen in Kamtschatka im Herbst 1851 und Winter 1852"; „III. Bootreise längs der Ostküste Kamtschatkas vom Peterpaulshafen nach Nishne-Kamtschatsk und Rückreise durchs Kamtschatka-Thal, im Sommer 1852"; „IV. Reisen in Kamtschatka, Reise nach Ishiginsk und nach der Halbinsel Taigonos, im Sommer 1853"; „V. Reisen in Kamtschatka im Sommer 1854"; „VI. Seereise von Kamtschatka nach dem Amurlande und Rückreise von dort nach St.-Petersburg".

„Wissenschaftliche Reisewerke werden in verschiedenen Absichten benutzt", sagt Alexander Graf Keyserling. *) „Den einen ist es Bedürfniß, den Verfassern in Einzelheiten zu folgen, damit sie die Solidität und die Mängel der Materialien, die sie kräftigen und ergänzen wollen, genau kennen lernen. Andern ist es um einen allgemeinen Ueberblick, um ein Gebäude, das keine Gerüste verdecken, zu thun, und denen ist nur mit einer geordneten zusammenhängenden Darstellung der letzten Resultate gedient. Eine Darstellung, die beiderlei Benutzer zugleich berücksichtigt, muß beiden Ballast neben der Waare bringen, und das scheint bedenklich in einer Zeit, wo die wissenschaftliche Literatur ohnehin durch die aufgespeicherte Geschwätzigkeit der Jahrhunderte zu einer Last angeschwollen ist, die unser vorwärtsgetriebenes Geschlecht zu reduciren sich sehnt."

Das vorliegende Werk Herrn K. von Ditmar's ist sowol für die einen, als auch für die andern geschrieben. In dem Laufe der Zeit, die mit dem Augenblicke verflossen ist, in welchem Graf Keyserling diese schönen Worte niederschrieb, ist unser Geschlecht um fast funfzig Jahre vorwärts getrieben und die „andern" sind gegenüber den „einen" dem entsprechend in ungleich stärkerer Anzahl heute vertreten.

Von diesem Standpunkte aus ist es zu bedauern, daß Herr von Ditmar eine in diesem Sinne gemeinte Trennung seines Stoffs nicht durchgeführt hat, das heißt, in den historischen Theil eine Fülle geologischen Materials hineingezogen hat, während andererseits gerade letzteres dem Werke einen größern Werth verleiht. Herrn von Ditmar's Reise hatte den Zweck, Kamtschatka in geographischer und hauptsächlich in geologischer Hinsicht zu erforschen, wobei die größte Aufmerksamkeit auf das Vorkommen von nutzbaren Mineralien gerichtet werden sollte. Es ist daher verständlich, daß bei der Schilderung der Reisen der Verfasser auf seine Hauptaufgabe oft und gern zu sprechen kommt. Nach Ansicht des Referenten ist aber in der Historie selbst so viel des Stoffs geboten, besonders da die ganze Zeit, in welche die Reisen des Verfassers fallen, einen Abschnitt der Geschichte Kamtschatkas bilden, der eines Darstellers würdig wäre, daß der Verfasser in dem ersten Theile blos eine geographische und culturhistorische Schilderung zu geben nöthig gehabt hätte. Nun ist aber Geographen und Geologen, die nicht zu den „andern" gehören, eine schwierige und zeitraubende Aufgabe gestellt — trotz eines Index, der auch oft nur allgemein gehalten und nicht immer vollständig ist — das was er sucht zu finden. Außerdem wird diese Mühe nicht immer hinreichend gelohnt, indem der Verfasser oft die Endergebnisse der Beobachtungen nicht wiedergibt, da er dieselben offenbar für den zweiten Theil aufbewahrt hat. Beispielsweise sei erwähnt, daß von den mehrfach besprochenen „Blattabdrücken dicotyledoner Pflanzen" (der Awatschabai, der Westküste bei Ishiginsk u. s. w.) keine einzige derselben genannt wird, obschon vom verstorbenen Professor Goeppert *) bereits mehrere Arten bestimmt sind. Auch das Alter derselben, das unzweifelhaft tertiär (wahrscheinlich miocän) ist, wird nicht angegeben. Ebenso

*) Im Vorworte seiner „Wissenschaftlichen Beobachtungen auf einer Reise in das Petschoraland" im Jahre 1846.

*) Von Erman gesammelt; es sind Taxodium distichum miocenum, Alnus Kefersteinii, Juglans acuminata.

verhält es sich mit den marinen Ablagerungen, von denen Referent zufälligerweise erfahren konnte, daß sie jungtertiären Ursprungs und zwar identisch mit den vom Akademiker F. Schmidt auf Sachalin gefundenen sind. Von ganz besonderer Wichtigkeit sind die Angaben über Vulkane Kamtschatkas; über viele Einzelheiten bilden sie die einzige Quelle, die wir haben. Der Raum gestattet mir nicht, noch weiter auf das Gebiet der Geologie einzugehen, und es sei daher nur noch erwähnt, daß Herr von Ditmar auch die interessanten, schon früher an anderer Stelle der Akademie der Wissenschaften berichteten Beobachtungen über „Eis im Boden" oder das Steineis in diesem Werke mit größerer Genauigkeit wiedergibt.

Die geographische Skizzirung, besonders aber das culturhistorische Bild, das uns vom Verfasser entworfen wird, gewinnt durch die Unmittelbarkeit der Wiedergabe und das letztere durch die Offenheit und anerkennenswerthe Rückhaltlosigkeit einen besondern Reiz und bleibenden Werth. Es war damals für Kamtschatka eine Zeit auffsprießender Blüte, die aber im Beginne wieder erfror. Kapitän zur See, später Admiral Sawoiko, den damals ernannten Kriegsgouverneur von Kamtschatka — auf dessen Abgang nie mehr ein zweiter Gouverneur gefolgt ist, sondern nur Kreischefs (Isprawniks), Beamte niederer Stellung und zweifelhafteren Ruhms im ganzen asiatischen Rußland — lernen wir aus den Schilderungen Herrn von Ditmar's, der jenem als Beamter zu besondern Aufträgen beigegeben war, als sorgsamen, humanen und treuen Beamten kennen. Sawoiko's Sorge bestand nicht nur darin, während der Kriegszeit Kamtschatka vor einem Ueberfall der feindlichen Seemächte zu schützen, was ihm auch in unerwartet glänzender Weise glückte, indem er mit der kleinen heldenmüthigen Besatzung des Peterpaulshafens den Angriff der vereinigten englischen und französischen Geschwader am 24. August 1854 zurückschlug und nach großen Verlusten derselben (unter andern Offizieren fand hier auch der englische Admiral Davis Price seinen Tod) diese zum Abzuge zwang. Vielmehr verstand es Sawoiko, der Einwohnerschaft Kamtschatkas durch Einführung von Gemüsebau und den Beginn und die Förderung von Viehzucht neue Erwerbsquellen zu eröffnen und er erwies dadurch der durch Krankheiten sich vermindernden Bevölkerung wahrhaften Nutzen. Zwar bietet Kamtschatka in seinen Flüssen, in seinen Wäldern und auf seinen Bergen für Fischer und Jäger noch reichliche Nahrung, doch ist und bleibt für Bewohner der festen Plätze die Viehzucht die beste Zukunft, da nach Ditmar die Möglichkeit des Ackerbaues „noch mehr als fraglich ist".

Mit großem Genusse können wir dem Verfasser auf seinen Reisen folgen, indem uns dadurch die herrliche Natur dieses Landes vor Augen tritt. Die Schönheit Kamtschatkas beruht auf dem Zusammentreffen von Gebirgen und Meeresbuchten, erhöht durch den Anblick der mächtigsten Vulkane. Dabei finden wir hier im Verfolgen der Halbinsel von Süden nach Norden schroffe Gegensätze von den dichtbelaubten Birkenwaldungen (Betula Ermanni) und den blumenreichen Wiesen und Thälern hinauf bis zur ödesten Hochgebirgslandschaft und flachen eintönigen Moostundra. Die Fauna ist reich und für jeden Jagdfreund von fabelhaftem Reize: Bären so viele, daß die von ihnen eingetretenen Wege oft den besten Fußpfad dem Reisenden bilden; Bergschafe (Ovis nivicola), das anmuthigste und edelste Hochwild Nordasiens, Renthiere, Auerhühner, Schneehühner und eine Menge verschiedener Strand- und Wasservögel. Der Boden endlich birgt noch ungehobene Schätze: Kohle, vielleicht Gold und Zinnober.

Mit einem Gefühle der Wehmuth verlassen wir mit Herrn von Ditmar dieses Land seiner Arbeit; es fällt nach kurzer Zeit des Emporkommens wieder der Vergessenheit anheim, weit von der Civilisation, weit von jedem Schutze gegen innere und äußere Feinde, gegen Krankheiten und Ausbeutung habgieriger und demoralisirender Kaufleute.

Das Interesse für dieses Land von neuem wachgerufen zu haben, aber auch den Forschern, die selbst die Materialien ergänzen wollen, seine Erfahrungen und Beobachtung nutzbar gemacht zu haben, und das noch im Alter, nachdem den Verfasser Berufspflichten ganz anderer Art von seinen frühern Arbeiten völlig abgezogen hatten, dafür werden Herrn von Ditmar Forscher und Freunde Kamtschatkas stets Dank wissen. E. von Toll.

2. Unter Menschenfressern. Eine vierjährige Reise in Australien. Von Karl Lumholtz. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Mit 107 Abbildungen, 2 Karten und dem Bildniß des Verfassers in Lichtdruck. Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei, A.-G. 1892. Gr. 8. 15 M.

In diesem stattlichen, recht schön ausgestatteten Reisewerke berichtet ein norwegischer Zoologe von seinen Reisen, die er in den Jahren 1880—84 auf dem australischen Festlande zunächst für die Zwecke zoologischer Sammlungen zum Besten des Museums der Universität Christiania ausgeführt hat. Abgesehen von einem kurzen Anhange, der sich zusammenhängender über die Geschichte Australiens, seine Geologie, Flora und Fauna ausspricht, ziehen in buntem Wechsel die Eindrücke vor des Lesers Auge vorüber, welche die Landschaftsnatur, die merkwürdige Thierwelt und die noch so alterthümliche Wesenszüge der Urmenschheit verrathenden Eingeborenen Australiens auf den scharf beobachtenden, vorurtheilsfrei urtheilenden Forscher gemacht haben. Künstlerische Sorgen um die Stoffanordnung seiner Mittheilungen scheint sich der Verfasser nicht gemacht zu haben; aber was er uns da spendet, aufgereiht an den Faden der Reiseschilderung, sind doch lauter echte Perlen an wissenschaftlichem Werthe, denn jede Aussage trägt den Stempel strengster Wahrhaftigkeit und, da sich die Forschungszüge meist durch wenig bekannte Räume des australischen Nordostens (des Colonialstaats Queensland) erstreckten, so empfangen wir manchen recht schätzbaren neuen Beitrag zur Australkunde, namentlich auf thier- und völkerkundlichem Gebiete.

Wir besitzen so wenige gute Bücher über Australien in der deutschen Literatur, daß wir das vorliegende um so wärmer begrüßen, zumal es stets gemeinverständlich, anschaulich und nie zu breit schildert.

Wie hübsch führt uns z. B. der Verfasser in aller Kürze die Eigenart des dichtern Waldes im tropischen Nordosten Australiens vor:

Es ist nicht leicht, diese dichten Buschhölzer zu durchdringen. Nur längs den Flüssen athmet man freier auf und hier eröffnet sich einem oft eine reizende Scenerie. Die verschiedenartigsten Bäume findet man dort, Schlingpflanzen aller Art, die sich in malerischen Festons bis ins Wasser erstrecken. Beim ersten Besuche im Walde wird man eigenthümlich von der dort herrschenden feierlichen Stille und Einsamkeit ergriffen. Mit großer Anstrengung arbeitet man sich vorwärts, scheucht hier und da einen Vogel auf, der gleich wieder dem Auge entschwindet, und erhält den Eindruck, daß hier alles leblos ist. Kommt man dagegen morgens oder abends hin und verhält sich ganz ruhig, so wird man durch den Anblick der Vögel überrascht, die still und geräuschlos zum Vorschein kommen, als wären sie gelockt, und ebenso geräuschlos wieder verschwinden. Vogelgesang hört man nur ausnahmsweise, abends girren die Tauben, die Dschungelhühner lassen ihre melancholische Stimme hören, und hat man Glück, so hört man auch die donnerähnliche Stimme des Kasuars.

Auf die reiche Fülle anziehender Beobachtungen über die Thierwelt Australiens (bekanntlich die alterthümlichste der ganzen Erde) können wir hier nicht eingehen. Bemerkt sei nur, daß der Verfasser durch eifrig fortgesetzte Untersuchungen des australischen Ameisenigels der Entdeckung ganz nahe kam (die ihm dann von einheimischen Fachgenossen in Australien vorweggenommen wurde), daß diese seltsame Thiergattung ebenso wie das Schnabelthier zwar zu den echten Säugethieren zählt, jedoch noch deutlich an die Entstehung dieser obersten Thierklasse aus der der Vögel erinnert, indem die Jungen im Ei zur Welt kommen, also erst nach dem Ausschlüpfen aus dem Ei an der Mutterbrust ernährt werden.

Ein wenig verweilen wollen wir hingegen bei den Bemerkungen unsers Reisenden über die Australschwarzen, die sogenannten Australneger. Er ist besonders während seiner ausdauernden Wanderungen in der Gegend des Herbert-Flusses (nahe dem 18. Parallelkreise) aufs eingehendste mit den dortigen Eingeborenen bekannt geworden, da er sie wegen ihres hochentwickelten Spürsinns und ihrer Ortskenntniß als nützliche Begleiter mitnahm, ja wochenlang in der Wildniß gezwungen war, ihre Lebensweise sogar zu der seinigen zu machen.

Tiefstehende Naturvölker, wie die Australier, erwecken in uns stets ein hohes Interesse, weil sie uns am lebendigsten das Wesen der vorzeitlichen Menschheit überhaupt, mithin auch das unserer eigenen Vorfahren lange vor Beginn schriftlicher Geschichtsüberlieferung wie in einem Spiegel zeigen. Gerade in Queensland nun leben von jener so rasch durch Zusammenstoß mit den Weißen hinsterbenden Rasse nicht blos die meisten, sondern auch viele von der Cultur der fremden Ansiedler noch völlig unberührte Stämme. Da ist es denn für alle Zukunft von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß der Verfasser uns nicht weniger als alle Seiten der Australschwarzen, mit denen er in Verkehr trat, im Verlaufe seiner Erzählungen unbefangen, nüchtern und klar darlegt.

Weit entfernt, im Australier den Menschen zu verkennen, ist Dr. Lumholtz vielmehr stets voller Anerkennung gegenüber den oft erstaunlichen Fähigkeiten, welche diese Schwarzen im härtesten, nach Jahrtausenden zählenden Daseinskampfe entfaltet haben auf einer so armen Erdscholle, die kaum irgendwelche Nahrungsgewächse, keinerlei Milchthiere, außer dem Känguru auch kein größeres jagdbares Wild darbot. Unübertrefflich fein ist ihre Sinnesschärfe, sie unterstützt mächtig ihre nothwendigerweise Tag für Tag zu übende Beobachtungsgabe; durchaus klar arbeitet ihre Verstandesthätigkeit auf allen Gebieten ihres mühseligen, um oft jämmerliche Nahrung und einen Schluck mitunter ganz fauligen Wassers ringenden Daseins; gut ausgebaut sind ihre durch Stammeszersplitterung im Wortschatze höchst verschiedenartigen Sprachen. Aber der Zwang zu stetem Wandern, weil für die Dauer an Ort und Stelle das Leben nicht zu fristen war, hat ihnen das Erklimmen höherer Gesittungsstufen unmöglich gemacht. Sie sind nicht blos im zweckmäßigen Herrichten von Schild, Speer, Schwert und Wurfholz, nein auch in künstlerischen Leistungen achtungswerth, so in Versuchen, mit farbigen Erdarten zu malen, im Liederdichten und Ersinnen von Melodien (der Verfasser teilt letztere dankenswerth in Noten mit), entbehren bei dreitägigen melodramatischen Aufführungen ihrer beliebten Korroberitänze unter Umständen ganz der Speise, lebend allein „von Wasser und Freude". In ihrem Herzen jedoch wohnt noch die unüberwindliche Lust am Mord außerhalb des Grenzgeheges des eigenen Stammes, die grausige Lüsternheit nach Menschenfleisch, die Brutalität gegen die Ehegattin, die schnöde Undankbarkeit gegen empfangene Wohlthat.

Manche schon früher bekannte Züge der Australschwarzen erhalten schärfere Beleuchtung, und einige neue werden uns kund. Gar nicht zu unterschätzen (vor allem zum Belege uralten Sonderlebens dieser Schwarzen auf ihrem Festland, völlig getrennt von der ganzen übrigen Menschheit) ist der Nachweis, daß in dem wild wuchernden, selten durch Absengen, Abhacken, neuerdings wohl auch durch Abschneiden mittelst Glasscherben gekürzten Haare dunkelfarbiges Ungeziefer absonderlicher Art lebt, das nicht auf dem Kopfe des Weißen sich ansiedelt. Ueber den bei den Queenslandaustraliern noch ziemlich ungestört weiterlebenden Kannibalismus und das fürsorgliche Braten des (nach allgemeiner Versicherung der Sachkenner) vorzüglich schmeckenden Menschenfleisches erhalten wir zuverlässigste Mittheilungen. Unser Ausdruck, einen „freßlieb haben", erfährt ein wundersames Echo dadurch, daß die Schwarzen nicht blos aus Wohlschmeckerei ihre niedergemachten Feinde verzehren, sondern auch die Mütter des öftern ihre aufrichtig von ihnen geliebten Kinder, falls sie ihnen nicht das Leben lassen dürfen. Daß der Kuß unter den Australiern wie

unter allen Polarvölkern, den Ostasiaten und den Malaien unbekannt ist, wußten wir schon; daß bei jenen aber Klagen und sonst etwa bei Todesfällen übliche Selbstpeinigung als Ausdruck höchster Freude vorkommt, gehört unter die schwer erklärlichen neuen Beiträge zur Seelenkunde der Menschheit:

In der Mittagsstunde hörte ich ein andauerndes Klagegeheul, das ich anfangs nicht weiter beachtete, schließlich aber doch zu untersuchen beschloß. Vor einer Hütte sitzend fand ich eine alte Frau in kläglichstem Zustande. Sie hatte mit einem scharfen Steine ihren ganzen Körper dermaßen zerkratzt, daß das Blut in Strömen herabfloß und sich mit ihren Thränen mischte, während sie laut aufschluchzte. Ueber die Ursache ihres Jammers im Ungewissen, trat ich in die Hütte, wo sich meinem Auge der größte Contrast bot, indem ein junges schönes Weib mit schelmischen Augen und glänzendweißen Zähnen halb auf dem Rücken lag und fröhlich mit ihrem kleinen Kinde spielte. Man erzählte mir, daß die heulende Alte die Mutter jener hübschen jungen Frau sei und die Freude des Wiedersehens nach langer Trennung durch Klagelieder kundgebe, was allgemein als stärkster Ausdruck der Freude angesehen werde.

3. Ein Besuch am La Plata. Von Ambros Schupp, S. J. Mit 38 Illustrationen. Freiburg i. Br., Herder. 1891. Gr. 8. 4 M.

Dies hübsch illustrirte Buch führt uns, ohne Neues bieten zu wollen, doch recht lebendig in einen andern überseeischen Landraum, wo bereits größtentheils der eingeborene Mensch dem europäischen Ansiedler gewichen ist.

Das Südhorn Amerikas hat, abgesehen von dem nun zwischen Chile und Argentinien getheilten Patagonien, durch sein mildes, dem südeuropäischen verwandtes Klima hauptsächlich auch südeuropäische Colonisten angezogen. Spanisch ist bekanntlich die Staats- und Hauptverkehrssprache in den La Platastaaten, und ins Spanische werden dort wahrscheinlich auch mit der Zeit aufgehen die andern Sprachen, welche von den Einwanderern im Laufe unsers Jahrhunderts daselbst heimisch wurden, so Italienisch und Baskisch.

In das spanisch-katholische Leben dreier Städte vornehmlich führt uns der Verfasser nach seinen eigenen Reiseerlebnissen ein: in das von Montevideo, von Buenos Aires und dem funkelnagelneuen La Plata.

Nicht blos im Norden Amerikas wachsen Städte wie aus dem Boden gestampft urplötzlich auf! La Plata, die gegenwärtige Hauptstadt der Provinz Buenos Aires, ist noch heute keine zehn Jahre alt. Auf der grünen Grasflur am Silberstrom beschloß der Argentinische Nationalcongreß 1880 ihre Gründung, weil damals die bisherige Provinzialhauptstadt Buenos Aires „föderalisirt", d. h. zur Hauptstadt der gesammten Republik erhoben wurde. Nach den erforderlichen Vorarbeiten ward am 19. November 1882 der Grundstein zur neuen Stadt gelegt, wo tags vorher noch wie seit Jahrhunderten Rinderheerden geweidet hatten. In den ersten zwei Jahren rückte der Bau freilich nur langsam voran, dann aber folgte eine Periode rührigster Bauthätigkeit, und gegenwärtig ist La Plata eine glanzvolle Stadt mit stattlichen Straßen, prächtigen Plätzen, stolzen Palästen und 50000 Bewohnern. Etwas ungemüthlich Unfertiges haftet trotzdem dieser Neuschöpfung an. Es fehlt am rechten Familienleben; zu hastigem Verdienen siedelten sich bunt durcheinander Italiener, Spanier, Engländer, Franzosen, Deutsche hier an und begannen einander in kühnen Speculationen zu überbieten. Der Bodenwerth in irgendeiner neu abgesteckten Straße sank vielleicht von heute auf morgen um die Hälfte, um am Tage danach das Dreifache von vorgestern zu erreichen. So wechselte naturgemäß im Handumdrehen das Glück der Speculanten. Ein armer Schuster, der sich mit seiner Hände Arbeit ein paar hundert Pesos verdient hatte, kaufte sich dafür ein Stückchen La Plata-Boden; auf einmal stieg dessen Werth höher und höher, er legte Schusterhammer und Knieriemen zur Seite, er war ein reicher Mann geworden.

Noch liegen die schnurgeraden Straßen und die erst recht schattenarmen, sonnendurchglühten Straßen La Platas ziemlich öde; der andauernd rege Pulsschlag des Geschäftslebens solcher bevorzugter Großstädte wie Montevideo und vollends Buenos Aires läßt sich noch nicht dort spüren. Der Verfasser malt uns ausführlich das großstädtische Treiben in diesen beiden Kapitalen, noch eingehender aber weiht er als Kleriker uns in das kirchliche Leben ein. In die Stadtumgebungen fällt der Blick nur gelegentlich, so bei einer Eisenbahnfahrt von Buenos Aires aus aufs Land:

Kaum hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, da haben wir eine weite, von keinem Berge begrenzte oder unterbrochene Ebene vor uns, ein kleines Stückchen jenes unabsehbaren Flachlandes, welches sich vom Rio Pilcomayo südwärts bis zum Rio Negro erstreckt und unter dem Namen der Pampas begriffen wird. Kein Strauch, kein Baum, nichts von Pflanzenwuchs begegnet hier, soweit menschliche Arbeit nicht nachgeholfen hat, dem Auge des Wanderers, nichts als nur Gras und immer Gras, von einigen Dolden und zahlreichen dickköpfigen Disteln untermengt; nur einige Umbubäume stehen sporadisch in dem weiten Grasmeere umher. Diese weiten Ebenen sind das Gebiet, auf welchem der amerikanische Strauß mit Millionen von Weidevieh seine Heimat hat und der Gaucho, der berittene Rinderhirte, der König ist.

Auch Menschen begegnet man hier selten, wenn nicht gerade einige dieser berittenen Söhne der Pampas ihre Heerden zur Stadt bringen oder ein Transportzug mit seinem hohen zweiräderigen Wagen aus dem Innern der Pampas vorbeizieht. Wir haben uns übrigens noch nicht weit von der Stadt entfernt, da tauchen hie und da vereinzelte Inseln von bebautem Lande aus der monotonen Grasfläche auf: weite Maispflanzungen, Gemüsefelder, Blumengärten und Parke, in denen sich bisweilen anmuthige Villen verstecken. Ich war überrascht, als ich auf dieser so dürren, fast öden Erde wie durch den Zauberschlag menschlicher Kunst eine so frische üppige Vegetation emportreiben sah. Diese bebauten Strecken erinnern mich daran, was eine Idee vermag.

Der schaffende Gedanke, den der Verfasser meint, ist der rüstige Entschluß, die vorher ausschließlich zur Viehhaltung benutzten unermeßlichen Grasfluren der Pampas, denen selbst unser Burmeister die rechte Befähigung Getreide zu tragen abgesprochen hatte, doch einmal auf ihre Erträgnißkraft zu erproben. Und siehe da: so gut wie in

Südrußland seit Alters wurde man auch dort von der Natur belehrt, daß Steppen wol dem Waldwuchs, durchaus aber nicht nothwendig dem Anbau von Feldfrüchten abhold sein müssen. Argentinien, bis zum Jahr 1876 ein Land, welches sein Brotkorn durch Einfuhr über See beziehen mußte, führt nunmehr jahraus jahrein weit über 100000 Tonnen Getreide zu gewinnreichem Umsatz auf den Weltmarkt aus.

Alfred Kirchhoff.

Feuilleton.

Der bekannte Historiker Dr. J. Jastrow hat sich ein großes praktisches Verdienst durch eine seinen sonstigen Veröffentlichungen weitabliegende Schrift erworben: „Die Selbsteinschätzung und die geistige Arbeit. Ein Beitrag zur Erläuterung des Preußischen Einkommensteuer-Gesetzes vom 24. Juni 1891" (Berlin, Simion). Sie behandelt die Anwendbarkeit des Systems der Einkommenermittelung bei den Gewerbtreibenden auf die Erträge der geistigen Arbeit und lehrt an zwei sehr eingehenden, aus dem Leben gegriffenen Beispielen einmal die Art und Weise einer dem Gesetze wie der Ausführungsanweisung entsprechenden Herausschälung des steuerpflichtigen Einkommens aus den Roheinnahmen, wie sie andererseits der Klarstellung des §. 10 besondere Aufmerksamkeit zuwendet: „Der leitende Gesichtspunkt (für seine richtige Auslegung) ist der, daß nach der Absicht des Gesetzes die Einnahme des zukünftigen Jahres ermittelt und besteuert werden soll. Daraus folgt mit zwingender Nothwendigkeit, daß die Durchschnittsberechnung nur dann anzuwenden ist, wenn sie nach vernünftiger Annahme irgendwie geeignet ist, die Wahrheit über die zukünftige Jahreseinnahme zu Tage zu fördern. Und daraus folgt mit ebenso zwingender Nothwendigkeit, daß die Durchschnittsberechnung überall ausgeschlossen ist, wo das Gegentheil bereits erwiesen ist." Es wird bei der Selbsteinschätzung wie in der Einschätzungscommission alles darauf hinauslaufen, den individuellen Fall als solchen zu erfassen. Aus diesen wenigen Zeilen, die wir der Schrift nur widmen können, dürfte sich ersehen lassen, für wie weite Kreise sie von Interesse und Nutzen ist.

— Contreadmiral a. D. B. von Werner hat seinem trefflichen Werke „Deutsches Kriegsschiffleben und Seefahrkunst" (vgl. Nr. 8 d. Bl.) einen Ergänzungsband folgen lassen, der unter dem Titel „Die Kampfmittel zur See. — Schiffe, Fahrzeuge, Waffen, Hafensperren. — Mit 93 Abbildungen" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1892; Preis 3 M.) „dem Laien das Verständniß für die Eigenart einer Kriegsmarine und ihrer wunderlich gestalteten Schiffe neuerer und neuester Art zu erschließen" sucht, aber auch hie und da an den Fachmann sich wendet, ihn auf eingeschlagene Irrwege oder mögliche Verbesserungen hinzuweisen. Ein Urtheil über das Technische wäre in diesen Spalten wenig angebracht, von einem Laien um so weniger, je bestrickender die schon früher hervorgehobene Darstellungs- und Lehrgabe des Verfassers den Leser gefangen nimmt. Kraft dieser Vorzüge des Buchs gewinnt er eine klare Anschauung der Marineeinrichtungen nach dem Standpunkte eines wohlerfahrenen Seeoffiziers, dessen Wunsch nach einer größern Anzahl von Schlachtschiffen zur Offensive uns außerordentlich sympathisch ist, ohne daß wir uns durch das im Buche gebotene Material schon in den Stand gesetzt sähen, unbedingt für die Verwirklichung dieses Wunsches einzutreten. Da wäre eine ebenso vortrefflich geschriebene gegnerische Darlegung der Sachlage zuvor erforderlich. Von wundervoller Anschaulichkeit ist das Bild der Entwickelung der Schiffe und Waffen in den letzten 40 Jahren, das im ersten Kapitel gegeben wird, worauf die Schilderung der gegenwärtig üblichen Fahrzeuge und Waffen im einzelnen folgt. Das Buch ist den weitesten Kreisen zu empfehlen.

— Im „Mörike-Storm-Briefwechsel. Herausgegeben von Jakob Bächtold" (Stuttgart, Göschen) tritt ebenso wie in dem vom gleichen Literaturhistoriker veröffentlichten Briefwechsel zwischen Schwind und Mörike (vgl. Nr. 16 d. Bl. f. 1890) ein herzlich berührendes Freundschaftsbild zweier feinsinniger Geister hervor, die sich bei der gleichen Art ihres künstlerischen Schaffens vielleicht noch näher standen, mehr geistig gegeneinander wirklich austauschten, als es zwischen dem Maler und Dichter der Fall gewesen sein mag. Uebrigens dient auch diese reizende Sammlung, wie jene frühere Bächtold's — der Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Mörike ist uns unbekannt — wesentlich zur Ausgestaltung des Charakterbildes der Schreiber an Mörike, nicht Mörike's selbst. Denn dessen wenige Briefe an den einen wie an den andern der Freunde zeigen die gleiche Schweigsamkeit und wenn man will etwas steife Zurückhaltung, die die warme, den Tod überdauernde Freundschaft des gemüthlichen Wieners wie des sinnigen Schleswigers nur erklärlich erscheinen lassen unter der Erwägung, daß Mörike im persönlichen Verkehr in ganz anderer Weise sich gegeben haben müsse. Freilich hat Storm nur einmal seinen Besuch in Schwaben gemacht, als er schon fünf Jahre den brieflichen Verkehr gepflegt, während Schwind ein recht regelmäßiger Gast im Nachbarlande gewesen ist. Und dann waren die Menschen vor 40 Jahren doch noch um vieles empfänglicher für Dichterwerke als sie es heutzutage sind. Wenn man ein Jahrhundert zurückdenkt und dann an die Zeit der Romantiker und an Schwind's und Storm's Aufnahme der Märchen Mörike's und an die heutige kühle Stellung zu unserer Literatur — das kann noch bis auf den Gefrierpunkt fallen! Doch in Spiralen bewegt sich die Geschichte.

— Die „Lateinischen Literaturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts. Herausgegeben von Max Herrmann und Siegfried Szamatólski" (Berlin, Speyer u. Peters) kommen mit dem vierten Hefte „Philippus Melanchthon Declamationes. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Hartfelder" ihrem Ziele, die Theilnahme an der deutschen Literatur der Renaissance- und Reformationszeit in lateinischer Sprache zu beleben, immer näher. Nöthigten die vorhergehenden Veröffentlichungen den Leser, zu den etwas wirren Pfaden der literarischen Kämpfe jener gärenden, an klaffenden Gegensätzen reichen Periode hinabzusteigen, so führt ihn der heidelberger Professor, einer der ersten Melanchthon-Kenner unserer Tage, zu der lichten Höhe humanistischer Anschauung des Studiums in ihrer Vereinigung mit der Hingabe an die neue paulinische Theologie Luther's, die der Praeceptor Germaniae bereits in frühern Jahren leicht und sicher erstieg, um von hier aus ältern und jüngern Pflegern der Wissenschaft Führer und Vorbild zu werden. In der 25 Seiten umfassenden sehr lesenswerthen Einleitung läßt der Herausgeber sich über den Charakter der Declamationes aus, die, Universitäts- oder Schulreden, bei allen möglichen Gelegenheiten keineswegs nur von Melanchthon gehalten, sondern von ihm in weitgehender Liebenswürdigkeit auch für andere verfaßt und von diesen vorgetragen wurden, ohne daß der Urheber dabei genannt wäre. Darin fand man in jener Zeit nichts Anstößiges. Begreiflicherweise macht daher die Feststellung des Melanchthonischen Ursprungs so mancher Rede der heutigen Forschung viel Schwierigkeit. Bei der vielseitigen Bildung Melanchthon's ist das Thema seiner Reden allen Facultäten entnommen. Hier wird seine älteste, in Tübingen vielleicht 1517 gesprochene, gegeben, die noch vom Einflusse des reformatorischen

Geistes unberührt, ein althergebrachtes humanistisches Thema von neuem behandelt. Dann kommt seine Antrittsrede in Wittenberg, „das Programm seiner ganzen Lebensaufgabe": de corrigendis adulescentiae studiis; ferner, gleichsam zur Erläuterung und Ergänzung dieses Programms: eloquentiae encomium. Eloquenz ist ihm der Inbegriff der gesammten höchsten Bildung, verbunden mit biblischer Frömmigkeit. Die noch folgenden zwei Reden sind dem Schulwesen gewidmet, der Eröffnung der höhern Schule in Nürnberg 1526 und dem Elend des Lehrerstandes, erstere von ihm selbst gehalten, letztere vermuthlich einem Magistranden in den Mund gelegt.

— Den rühmlichst bekannten populären Werken über das classische Alterthum aus dem Verlage von B. G. Teubner in Leipzig hat sich jetzt eine entsprechende Darstellung über den alten Orient gesellt. Des namhaften französischen Aegyptologen Gaston Maspero geschichtliche Erzählungen für Schule und Haus „Aegypten und Assyrien", sind von D. Birnbaum ins Deutsche übertragen und mit 190 Textabbildungen nach Zeichnungen von Faucher-Gudin versehen, in einem schönen Bande nach Art der Bücher H. W. Stoll's zum Preise von 6 M. erschienen. Nicht nur der reifern Jugend, sondern jedem, der ohne tieferes Eindringen in umfangreichere Werke sich ein Bild des Culturlebens aus der Blütezeit des Pharaonenreichs und der assyrischen Weltmacht unter Assurbanipal machen will, ist diese lebendige und malerische Erzählung eines der kundigsten Alterthumsforscher zu empfehlen. Des Verfassers „Aegyptische Kunstgeschichte" hat in der Uebersetzung G. Steindorff's seit zwei Jahren sich Bürgerrecht in der deutschen Wissenschaft erworben.

— Vielen wird es von Interesse sein, zu erfahren, daß eins der ältern Bücher Max Kretzer's, das die neue naturalistische Darstellung des gemeinen Gassenlebens in die deutsche Romanliteratur mit einführen und den sogenannten berliner Sittenroman begründen half, „Die Betrogenen" aus dem Jahre 1882, jetzt in zweiter Auflage, zwei Theile in einem Bande (Dresden, Pierson), erschienen ist. In Nr. 35 d. Bl. f. 1883 ward eine Charakteristik des Romans gegeben. Wer die Entwickelung der bezeichneten Richtung sich vergegenwärtigen mag, wird nach der neuen Ausgabe greifen.

— Die vortreffliche Ausführung eines sehr glücklichen Gedankens zeigt sich in der Weinachtsgabe des Verlags von Otto Janke in Berlin: „Die Hosen des Herrn von Bredow. Der Wärwolf. Zwei vaterländische Erzählungen von Willibald Alexis (W. Häring). Für die reifere Jugend bearbeitet von Hermann Trescher. Mit 8 Holzschnitten nach Zeichnungen von Colmar Schmidt." Zum Preise von 5 M. bringt der schöne Band mit guten charakteristischen Bildern des unvergeßlichen märkischen Erzählers vortreffliche geschichtliche Romane aus der Zeit Joachim's I., des anziehenden hochgesinnten brandenburgischen Fürsten. Angemessen und taktvoll verkürzt, sind sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt für die schon recht gereifte Jugend und keineswegs blos für diese, sondern noch für viele Erwachsene eine hochwillkommene Gabe, ein zeitgemäßes Hausbuch, dessen Anschaffung aufs beste empfohlen werden kann.

— Einen reich ausgestatteten raisonnirenden Katechismus für die weibliche Jugend, möchte ich ohne jede spöttische Nebenbedeutung sagen, hat Carola Freiin von Eynatten in ihrem Buche „Für unsere Töchter. Eine Mitgabe für junge Mädchen bei ihrem Eintritt in das Leben" (Weimar, Jüngst u. Comp., 1892) zum Weihnachtsfeste geboten. Die Verfasserin, als ernste Schriftstellerin nicht mehr unbekannt, erweist sich als lebenskluge, sittlich gefestete Frau, die wohl den Beruf und auch die Gabe hat, ein gewiegtes Wort über den Weg zu sprechen, auf dem ein Mädchen, und nicht nur dieses allein, zum Glück gelangen kann.

— In Oesterreich schießen jetzt wie die Pilze literarische Zeitschriften als Sammel- und Ablagerungsstätten dichterischen Schaffens in Prosa und Versen auf. Wir zählen in Frist von zwei Jahren die vierte. Als neueste stellen sich uns die „Literarischen Monatshefte. Herausgegeben von Ottokar Stauf von der March und Hans Hadwiger" (Wien, Daberkow, 1892) vor. Sie bringen, wie alle die übrigen, Novellen, Skizzen, Gedichte, und ein klein wenig kritische Besprechungen von bekannten und unbekannten Schriftstellern aus Oesterreich und Deutschland. Der Preis ist 8 Mark jährlich. Wenn die mannichfachen Erscheinungen im Kampfe ums Dasein bestehen, wohl ihnen! Aber engerer Zusammenschluß der finanziellen wie der schaffenden Kräfte würde sicherlich das Gedeihen der bestehenden Zeitschriften wie das Bekanntwerden der Dichter mehr fördern.

— Der auf das Weihnachtsfest fällige „Katalog ausgewählter Werke der ausländischen Literatur, herausgegeben von F. A. Brockhaus' Sortiment" (Leipzig 1892) ist soeben in seinem 13. Jahrgange erschienen.

Bibliographie.

Bessels, E., Auiligka. Eine poetische Erzählung aus dem hohen Norden. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von O. Baisch. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 12. 3 M.

Caro, G., Studien zur Geschichte von Genua. I. Die Verfassung Genua's zur Zeit des Podestat's (1190—1257). Strassburg, J. H. E. Heitz. Gr. 8. 4 M.

Claretie, J., Candidat. Roman in 2 Bdn. Mannheim, J. Bensheimer. 1892. 8. 6 M.

Detleffen, H., Geschichte der holsteinischen Elbmarschen. 1. Bd. Von der Entstehung der Marschen bis zu ihrem Uebergange an die Könige von Dänemark, 1460. 1. Lfg. Glückstadt, Selbstverlag des Verfassers. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Figdor, S., Parlamentswissenschaft. II. Die Partei-Taktik. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Gregorovius, F., Gedichte. Herausgegeben von A. F. Graf von Schack. Leipzig, Brockhaus. 1892. 8. 4 M.

Jerwitz, W., Leyer und Schwert. Festspiel. Musik von K. M. v. Weber. Dresden, Warnatz u. Lehmann. 16. 50 Pf.

Kahlenburg, J., Konversations-Lexikon zur Kulturgeschichte der Liebe und Ehe. 2 Thle. in 1 Bde. Berlin, A. H. Fried u. Comp. 1892. 8. 5 M.

Kindschi, P., Ein verlorenes Leben. Volksdrama. Davos, H. Richter. 16. 1 M.

Krieg, Friede und Erziehung. Leipzig, Renger. Gr. 8. 2 M.

Kuhn, A., Beiträge zur Geschichte der Seleukiden vom Tode Antiochus' II. Sidetes bis auf Antiochus XIII. Asiatikos. Altkirch i. E. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Lepsius, B., Das alte und das neue Pulver. Vortrag. Leipzig, F. C. W. Vogel. Gr. 8. 60 Pf.

Levy von Halle, E., Studien zur Hamburgischen Handelsgeschichte. I. Die Hamburger Giro-Bank und ihr Ausgang. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Liebe mit Hindernissen. Lokal-Posse in „Dammschdätta-Mund-Aht". Allen Freunden harmlosen Scherzes gewidmet. Darmstadt, H. L. Schlapp. 1892. 8. 50 Pf.

Löher, F. v., Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter. 1. Bd. Germanenzeit und Wanderzeit. München, C. Mehrlich. Gr. 8. 10 M.

Eine Orientreise. Von Fr. Graf Th.-H. Mit 6 Tafeln in Farbendruck und 86 Textabbildungen von L. H. Fischer und G. Schmoranz. Prag, F. Tempsky. Lex.-8. 11 M. 20 Pf.

Pederzani-Weber, J., Das rote Kreuz. Eine Erzählung für Deutschlands Frauen, Volk und Heer. Nach den hinterlassenen Aufzeichnungen einer Dame geschildert. Leipzig, Abel u. Müller. Gr. 8. 2 M.

Riecke, E., Gesammelte Abhandlungen von James Clerk Maxwell. besprochen. Göttingen, Dieterich. Lex.-8. 1 M. 60 Pf.

Rochet, C., Das Urbild des Menschen und die natürlichen Gesetze der Verhältnisse der beiden Geschlechter. In die deutsche Sprache übertragen von H. Fuss. Wien, Spielhagen u. Schurich. 8. 2 M.

Sander, H., Franz Xaver Moosmann. Ein Blatt der Erinnerung. Innsbruck, Wagner. 12. 40 Pf.

Schliemann's, Heinrich, Selbstbiographie. Bis zu seinem Tode vervollständigt. Herausgegeben von Sophie Schliemann. Mit einem Porträt in Heliogravüre und 10 Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 1892. 8. 3 M.

Stocker, F. A., Zwei Reformatoren. Historisches Trauerspiel. Bern, K. J. Wyß. 8. 1 M. 80 Pf.

Waldmann, C., Fahrten und Abenteuer im deutschen Elchlande. Mit 32 Photogravuren nach Original-Zeichnungen von A. Richter. Leipzig, O. Spamer. Gr. 8. 4 M.

Weisbrod, E., Die Sittlichkeitsverbrechen vor dem Gesetze. Historisch und kritisch beleuchtet. Berlin, A. H. Fried u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Wistulanus, H., Geschichte der Stadt Danzig. Danzig, Dr. B. Lehmann. 12. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Kulturgeschichtliche Charakterköpfe.

Aus der Erinnerung gezeichnet
von
W. H. Riehl.

8⁰. 536 Seiten. Preis geheftet M. 6 —. In geschmackvollem Einband M. 7 —.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gottfried's von Strassburg Tristan.

Herausgegeben von **Reinhold Bechstein.**

Zweiter Theil.

Dritte Auflage. 8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Deutsche Classiker des Mittelalters, 8. Band.

Eine neue Auflage des zweiten Theils der bereits rühmlichst bekannten Ausgabe des classischen mittelalterlichen Epos; der erste Theil liegt ebenfalls schon in dritter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arthur Schopenhauer.

Lichtstrahlen aus seinen Werken.

Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's.

Von Dr. **Julius Frauenstädt.**

Siebente Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Diese Sammlung der schönsten und geistvollsten Stellen aus Schopenhauer's Schriften hat den Zweck, auch dem großen gebildeten Publikum Gelegenheit zu bieten, diesen großen Geist näher kennen zu lernen und sich mit ihm zu befreunden.

Die freundliche Aufnahme, welche dem Buche zutheil geworden ist und erlaubte, bereits eine siebente Auflage erscheinen zu lassen, beweist, daß die Sammlung ihre Aufgabe erfüllt.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **10ten** Versandjahre **1890** wurden verschickt:

906072 Flaschen

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.
Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

· Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn“. ·

Hauptniederlage der Kronenquelle in **New-York:**
The P. Scherer Co. Ltd., 11 Barclay Street.

Kommissionsverlag

wird von großem Leipziger Verlage zu übernehmen gesucht. Energischer Vertrieb, günstige Bedingungen. Anerbieten unter **S. 5608** an **Rudolf Mosse, Leipzig.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **W. Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Elfter Jahrgang.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt:

Elisabeth Charlotte von der Pfalz, Herzogin von Orléans. Von Königl. Rath und Bibliothekar Dr. Eduard Bodemann in Hannover. — Der Kriegszug des Datis und die Schlacht bei Marathon. Von Dr. Heinrich Welzhofer in München. — Desiderius Erasmus von Rotterdam und die Päpste seiner Zeit. Von Gymnasialprofessor D. Dr. Karl Hartfelder in Heidelberg. — Beiträge zur Geschichte Nürnbergs in der Reformationszeit. Von Realschullehrer Dr. Gustav Heide in Fürth. — Katharina von Medici und die Zusammenkunft in Bayonne. Von Dr. Benno Hilliger in Leipzig.

Ein neuer Jahrgang des bekannten Sammelwerks mit interessanten Beiträgen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lerne, liebe, lebe.

Dichtungen von **Julius Hammer.**

Fünfte Auflage. Geb. m. Goldschn. 3 M.

Julius Hammer zählt bekanntlich zu den gediegensten und anmuthigsten Vertretern der didaktischen Dichtkunst. Die Dichtungen „Lerne, liebe, lebe“, die hier in fünfter Auflage vorliegen, waren sein Schwanengesang. Noch einmal ließ er darin seine Muse die drei Hauptgebiete der Poesie, das altclassische, das orientalische und das christliche, durchstreifen, um die heimgebrachten Gedankenschätze in seiner eigenen melodischen Sprache dem deutschen Gemüthe zuzuführen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji
in vier Gesängen von
Ferdinand Gregorovius.

Sechste Auflage.

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Cart. 3 M.

Diese anmuthige Dichtung, ein im altrömischen Geiste geschaffenes idyllisches Epos, hat allgemeine Würdigung und weite Verbreitung erlangt, sodaß bereits die sechste Auflage ausgegeben wurde.

(Mit einer Beilage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 3. December 1891.

Für den Weihnachtstisch.

Unsere erzählende Tagesliteratur breitet auch für diese Weihnachten auf dem Büchermarkte allerlei sinnige Spenden aus und erfreut uns aufs neue mit vielartigen bunten Spiegelbildern des Heute und der Vergangenheit; mit mannichfaltigsten Verdichtungen traumgeborener Gestalten und Geschehnisse oder kunstbeflissenen Verkörperungen aus den Nebelwelten verrauschter Geschichte oder dem Sonnenscheine der strömenden Gegenwart. Das Angebot ist reich, und die Nachfrage? — je nun, der Weihnachtstische, die des Schmuckes harren, sind viele, und Lesetrieb und Lesegier brechen schließlich doch jener vielgeklagten deutschen Unlust am Bücherkauf die Spitze ab. Alles Classische in Ehren! Doch der Mensch mag nicht immer in Sphärenharmonien schwelgen und unter Palmen beten; er hat ein Recht auf Ausspannung und anspruchsloses Genießen, und vor allem ein Recht auf die Hervorbringungen seiner eigensten Gegenwart, in denen unter dem reizvollen Schleier eines Neuen, Unbekannten Sein und Wesen des Heute sich enthüllt. Wir haben ein Recht auf das Neue. Ja, wir haben eine Pflicht, uns seiner Kenntnißnahme nicht zu entziehen. Ich selbst habe noch Lehrer gehabt, für welche die deutsche Literatur mit Goethe fürs erste als abgeschlossen galt, wie ein beendetes Semester, in dessen Mutterschoße mit allen weitesten und geringsten Daseinsbedingungen doch das nächste Halbjahr ruht. Seit Goethe's Tode aber verfolgen wir eine Literatur bis in unsere Tage, die zwar von den Vermächtnissen seiner Sprache und Formen zehrt, aber andererseits geistige Welten erschlossen hat, für deren Reiche die Geographie seines „Alls" keine Marken hatte. Rudolf von Gottschall, dessen „Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts" wir soeben in sechster Auflage begrüßen, hat das Verdienst, diese Entwickelungsprocesse am umfänglichsten dargelegt zu haben. Naturgemäß wird das Urtheil des Absoluten sich einst merklich anders gestalten, wenn der Standpunkt des Forschers, der unmittelbaren Nähe der Personen und Gegenstände entrückt, ein höherer und freierer geworden sein wird und transscendent zu überschauen vermag, was sich jetzt im enggedrängten Kreise in der Stickluft einer massenhaften Hervorbringung zusammenhäuft und im trügerischen Heiligenscheine des Tageserfolgs flackert. Dann wird manche Nummer aus den literargeschichtlichen Jahrbüchern unsers Jahrhunderts entfallen, welcher die Pietät der Zeitgenossen Raum verleihen mußte; mußte oder durfte. Denn jener Goedeke'schen Manier, jedes „schönliterarische" Erzeugniß zu buchen, dem einmal beschieden war, Setzer zu beschäftigen, sind auch wir niemals hold gewesen; Duns ist Duns und Bönhase bleibt Bönhase. Derlei Nichtigkeiten haben ja gar nichts zu thun mit unserer Nationalliteratur, sondern sind lediglich Ausbrüche verirrter Triebe oder thörichter Schreib- und Prunksucht. Doch beginnen wir unsere Wanderung. Wieder weit über die Grenzen des Geschichtlichen hinab oder besser hinauf führt uns Felix Dahn.

1. Odhin's Rache. Erzählung von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1891. 12. 4 M.

Selten hat Dahn in so leichter, edler Sprache geschrieben. Sie ist diesmal frei von jedem Flecken, frei von aller Manier. Hier waltet überall lautere Natürlichkeit, feinster Formsinn. Sie ist auf das sorgfältigste geklärt von allem Gesuchten, ledig aller Gemachtheit. Ein paar Härten, wie „wann es ihr eilt", „die Sterne bleichten", verschwinden. Die Entwickelung des Hergangs vollzieht sich unter der stetig wachsenden Theilnahme des Lesers. Die Scenen folgen sich mit dramatischer Wucht. Ein Meisterstück erzählender Kunst ist Alfvhilt, die von Odhin geliebte, einem andern verlobte Königstochter. Minder

einheitlich ist Odhin selbst. Man weiß nicht: ist er mehr Mensch als Gott? oder weniger Gott als Mensch? Seine Flucht beim Stelldichein wirkt kläglich. Aber freilich: sein böses Gewissen zwingt ihn zur Flucht. Er flieht vor Vater, Bruder und Bräutigam des Mädchens, das er entführen will; wohl verstanden entführen will, um sie zu seiner Gemahlin zu machen, denn dieser Odhin hat nichts von einem verbuhlten Jupiter. Das ganze Problem ist schwierig. Wol ist Alfvhilt Braut, aber sie liebt den Gott. Daß er sich als wandernder Skalde eindrängt in den besiegelten Bund, ist die Schuld, die ihm für ewig Frohsinn und Lachen raubt. Der Gott des Rechts steht gegen ihn auf. Flachere Denker hätten hier wol mit der Beschönigung operirt: „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme", denn in dem Maße, wie um Odhin's Glück, handelt es sich ja um Alfvhilt's Herz. Und dies gehört ja dem Skalden. Allerdings scheint schließlich mehr Mitleid als Leidenschaft in ihr mächtig zu sein. So würde sich ein Hauptmotiv spalten. Schade, daß der Zauberspruch, der das ganze Elend, für Alfvhilt wenigstens, beschwört, so wenig melodisch wie poetisch geräth. Und zu zweien malen wird er laut. Gleichwol begrüßen wir in dem Ganzen eine unserer lieblichsten literarischen Weihnachtsgaben. Wunderbar ergreifend ist die Scene, in welcher Alfvhilt vor ihrer mit dem Skalden beabsichtigten Flucht von ihrer blinden Mutter Abschied nimmt und bei deren Koseworten endlich in die erschütternde Selbstanklage ausbricht:

„Was das bedeutet"? rief sie, sich jäh aufrichtend und mit beiden Händen in ihr losgegangen Haar fahrend. „Das bedeutet, daß dein Kind untreu, falsch, dich, den Vater — ihn — euch alle betrogen hat! Nein, nein: nur betrügen wollte. Denn — und mag er drüber sterben! — ich kann, ich kann, ich kann es nicht!"

„Was, . . . was kannst du nicht? du tödtest mich mit diesen Räthselworten!"

„Ich kann nicht mit ihm fliehen. Ich . . . ich Unselige! — wollte heute Nacht — um Mitternacht — im Markwald wartet er meiner am Fjord! . . . Er — er zog mich so seltsam an: — er war so anders als alle. Und mich erbarmte sein! — Ich wollte fliehen . . . mit Wogwalt dem Skalden! — Aber ich kann es nicht!"

2. Der Minnesänger. Historische Erzählung aus dem 12. Jahrhundert von Armin Stein (H. Nietschmann). (Deutsche Geschichts- und Lebensbilder. XIX.) Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1891. 8. 2 M. 10 Pf.

Armin Stein beschenkt uns mit einer bewegten Geschichte aus den Zeiten Kaiser Rothbart's, die, ungetrübt durch Archaismen, uns bis zum Ende durch die wandlungsvollen Ereignisse und stimmungsreichen Scenerien festhält. Dem Treiben der Minnesänger hätten wir freilich eine vollere Entfaltung gewünscht und dem Minneliede tiefere Charakteristik und schmelzendere Töne. Denken und Fühlen der Menschen ist zwar nicht eigentlich modern, aber doch auch zu wenig mittelalterlich gestimmt. Welch einen Reichthum von Modellen für Gestaltung der Figuren und ihrer Sprache gibt uns die mittelhochdeutsche Dichtung! Man studire die Hagen und Volker, die Parcival und Zahmuret, die Hartmut und Erec, die Tristan und Willehalm, die Schionatulander und Jwein, die Sigunen und Herzeloyden, ehe man uns von einer Adelinde von der Dasenburg erzählt. Uebrigens hat das Jahr 1167 die S. 36 citirte Strophe des Nibelungenliedes: „Uns ist in alten Mären" noch nicht gekannt. Eine „historische" Erzählung muß ihren Untergrund, was die Realien angeht, sorgfältiger ausbauen. Die Nibelungenstrophe entstammt späterer Zeit.

3. Allotria von Friedrich Theodor Vischer. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1892. 8. 6 M. 40 Pf.

Der Sohn F. Th. Vischer's überreicht uns hier eine Nachlese aus den Papieren seines Vaters; zugleich verknüpft er damit Wiederabdrücke einer Reihe theils wohlbekannter sonstiger Schriften des Verewigten, so zweier Novellen aus den Jahren 1830 und 1831, die Epigramme aus Baden-Baden (1867 bezw. 1870), die Kriegslieder Schartenmayer's (C. H. Beck'scher Verlag), des Faustschlusses aus dem Jahre 1885 u. a. m. Im Hinblick auf letztern haben wir gegen den Titel nichts einzuwenden, wie wenig er sich auf die trefflichen Novellen und die Distichen aus Baden-Baden reimt. Für den Neuabdruck der erstern wie der letztern ist besonderer Dank zu spenden. Die Novellen „Freuden und Leiden des Scribenten Felix Wagner" und „Cordelia" haben nicht nur biographischen, sondern fraglos unvergänglichen poetischen Werth, und da sie, in einem abgelebten schwäbischen Almanach erschienen, für verschollen gelten durften, so ist ihr Herausgraben aus dem literarischen Moder der Vergangenheit als doppelt verdienstlich zu preisen.

Die Distichen aus Baden-Baden führen uns in jene nunmehr in erfreuliche Ferne gerückten Zeiten zurück, in welchen in Wiesbaden, Homburg und Baden-Baden die vornehme Spielerwelt des In- und Auslandes am deutschen Roulette ihre Glücksgüter in Fluß zu bringen liebte. Mit grobem schwäbischen Witz und ingrimmiger Tugendboldigkeit leuchtet der mit einem erklecklichen Talent derber Satire begabte Kunsttheoretiker dem geschminkten fremdländischen Laster ins Gesicht und schwingt über dem katzbuckelnden deutschen „Lohnbediententhum" die klatschende Pritsche seiner moralischen Entrüstung. Leider gebricht es den Distichen an Feinheit so der äußern wie innern Form. Als Meister der erstern hat sich Vischer überhaupt nie erwiesen. Diese polternden Hexameter und diese zeternden Pentameter gehen zu sehr im Dreschflegeltakte; es ist Kapuzinerton, der sich kreischend überschreit. Es ergeht ihm hier ganz, wie es ihm bei seinen Drachenkämpfen mit der Mode erging: das Lachen richtet sich zum Theil gegen die Formlosigkeit und die bärenhafte Plumpheit des Angriffs. Er, der die feinsten ästhetischen Maße zu handhaben gewohnt war, vergreift sich nur zu oft völlig in Ton und Stil und verirrt sich in maßloses Sichselbstübertrumpfen, weil die poetische Kraft nicht ausreicht, aus ihren eigenen reinen Mitteln den Stoff zur Bildung eines ob noch so scharfen und mächtigen, aber lautern Epigramms

zu liefern. Was erzielt ein Distichon, wie das folgende, das nicht nur formell, sondern auch ethisch tief unter den Nullpunkt sinkt, auf welchem Poesie und Prosa erfrieren:

Blähe dich auf wie ein Pfau und locke mit Augen und Farben,
Dennoch bleibt es dabei, daß im Spital du krepierst.

Immerhin bleiben diese Zetermordios eines schwäbischen Biedermannes über die verbuhlten süddeutschen Spielhöllen der vorsiebenziger Jahre culturhistorisch interessant und von Wichtigkeit für die Thatsache, daß theoretisches Erkennen nicht vor Irrgängen der Praxis sichert. Das Buch enthält denn auch, wie bereits gesagt, einen zweiten Schluß zum „Faust“ nach der Schablone jener übelberufenen plumpen Satire, die sich der „Tragödie dritter Theil von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky“ nannte. Dieser „zweite Schluß“ ist zuerst in der Zeitschrift „Das humoristische Deutschland“ erschienen und erscheint hier im zweiten Aufgusse. Ob es eines Kunstlehrers wie F. Th. Vischer würdig war, an so nutz- und salzlose Parodien Zeit zu verschwenden, und ob sein Gedächtniß an Ehren gewinnt, wenn sein Sohn diese trübseligen Witzeleien im greisenhaften „Allotria“ einer clownmäßigen Reimkunst von neuem laut werden läßt, stehe dahin; wir aber müssen Verwahrung einlegen gegen die Barbarei, mit welcher hochgeweihte Scenen der erhabensten deutschen Dichtung hierorts an einen Pranger gestellt werden, der sie dem wiehernden Gelächter aller derjenigen ausliefert, auf deren „Bewunderung“ der Dichter frühe so wegwerfend verzichtete, wie wir mit mitleidendem Kopfschütteln ein Libell beiseite werfen, das den tiefen Chorus mysticus des Ausgangs mit solchem Bierwitze zu parodiren sich erniedrigt, wie es hier von Friedrich Theodor Vischer geschieht:

Das Urmystagogische,
Hier ist es erfolgt,
Das Urpädagogische,
Hier ist es gepolkt.
Das Hintergründliche
Hier guckt es hervor!
Das äußerst Kindliche
Zieht uns empor.

Alles Parodiren ist ein zweischneidig Ding. In den seltensten Fällen erringt das Zerrbild ein Scheinleben neben dem Original. Selten aber ist das tückische Spiel so grausam am Urbilde zu Schanden geworden, wie hier das „äußerst Kindliche“ am „ewig Weiblichen“ sich die Stirn einrannte. Immerhin bleibt es eine wundersame Thatsache in der Welt der ästhetischen Erscheinungen, daß einem so fein und klar gestimmten Organismus, wie es derjenige des höchstgeschätzten unserer neuern Kunsttheoretiker war, für die letzte Krönung der deutschen Faustdichtung jegliches homogene Maß verloren ging. Ob es den Alten baß verdrossen hat, als er sich gestehen mußte:

Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereigniß? —

und ob er dann in dem ärgerlichen Bewußtsein, „daß ihm der Zopf so hinten hing“, das üble Pasquill verschuldete in einer Art von Selbstreinigungsdrange? Gleichviel, statt dessen hat er uns das fruchtbare Talent Ilse Frapan's aus der Taufe gehoben. Auch dem diesjährigen Weihnachtstische naht sie mit ansprechenden Novellen, die sie vereinigt hat unter dem vielmaschigen Titel:

4. Bittersüß. Novellen von Ilse Frapan. Berlin, Gebr. Paetel. 1891. 8. 4 M.

„Klärchen's Frühlingsfahrt“ ist bekannt aus der „Deutschen Rundschau“. Ob „Frauenliebe“ und „Monica“ ebenfalls ledigliche Abdrücke sind, weiß ich nicht. „Klärchen's Frühlingsfahrt“ über den Brenner nach dem Süden haben wir gern getheilt und alte liebe Bilder der Erinnerung vor uns aufleben sehen, wenn auch in bescheidenem Glanze. Das Ganze ist zu zerflossen wie die Tagebuchblätter junger Mädchen. So ist der Ton getroffen, nur etwas zerfahren. Die Brieftechnik erhöht diesen Eindruck. Die Composition zerstückelt zu sehr. Die Charakteristik erscheint zu matt; in der Figur des Oberförsters verzerrt sie sich zur wüsten Caricatur. Im ganzen Preußenlande gibt es nicht einen solchen Oberförster. Natürlicher ist der Schoßhund Putzi. Dahingegen wirkt die Baronin Hechingen, die zweite Figur im Gegenspiel, grimassenhaft wie der Oberförster. Es ist zu wenig Nerv im Ganzen; im einzelnen manch feiner Zug. Vortrefflich dahingegen ist die Novelle „Monica“. Das Mädchen wie ihr Liebhaber sind vorzügliche Leistungen lebenswahrer, durch und durch poesievoll abgestimmter Zeichenkunst. Hier ist jede Linie kunstmäßig. Er erschießt sich; sie selbst ist bereits verloren. Jedes Wort offenbart hier die geborene Dichterin. Und der Vorwurf war kein leichter. Ilse Frapan geht überhaupt nicht auf der Heerstraße. Sie sucht entlegene Probleme, schwierige Conflicte. Treues Studium des Mundartlichen kommt ihr zugute. Mitunter nur thut sie des Guten hier zu viel. Ebenso gediegen ist ihre Wiedergabe des scheinbar Nebensächlichen der Umgebung. Ueberall rückt sie es in den Dienst der Stimmung, der psychischen Auseinanderlegung. So geht ein klarer Kunstverstand Hand in Hand mit einer reichbewegten Phantasie. Und stets bleibt sie Meisterin über ihre Gestalten. Ein weicheres Talent hätte den Bildhauer und seine aufopferungsvolle Pflegerin in der ersten Novelle „Frauenliebe“ am Ende doch verbunden und damit einen so gefälligen wie um vieles leichtern Abschluß gewonnen. Sie geht der Verführung aus dem Wege und opfert ihre Lieblinge der höhern künstlerischen Idee, indem sie ihre Wege für immer trennt. Aus dem thränenreichen Grunde der Geschichte erhebt sich dann des jungen Mannes geläutertes Künstlerthum in einer Idealgestalt, welche die Züge der entsagungsvollen Samariterin und die Inschrift „Ich bin das Mitleid“ trägt. Was dann die letzte der hier mitgetheilten Novellen, „Klärchen's Frühlingsfahrt“, an Zusammenschluß der Führung und Originalität einzelner Figuren und schließlich auch an dem Mangel einer tiefern leitenden Idee vermissen läßt, das haben die vorausgesandten „Frauenliebe“ und „Monica“ bereits auf das liebenswürdigste erfüllt und meine Ausstellungen zu den harmlosen Briefen des reizenden Backfischchens sollen in

diese fröhliche Anzeige von Ilse Frapan's „Bittersüß“ höchstens einen „bittersüßen“ Misklang tragen zu höherer Auferbauung und zu frischer Ermunterung zu vertrauensstarkem, idealem Weiterstreben.

5. Geschichten aus Hinterpommern. Vier Novellen von Hans Hoffmann. Berlin, Gebr. Paetel. 1891. 8. 4 M.

Ueber diesen Novellen lächelt ein goldener Humor. Mit souveräner Kunst schaltet der Dichter mit seinen Gebilden, und es ist schwer zu sagen, ob man die Meisterschaft in der Differenzirung und Ausstattung seiner Gestalten, die wundervolle zeitliche Abtönung des Dialogs, den Reichthum der Erfindung oder die oft phantastische, aber immer kraftvoll-sicher mit den Forderungen der höhern poetischen Wahrscheinlichkeit in Einklang gehaltene Leitung des Hergangs höher preisen solle. Welche Bewegtheit der Vorgänge in „Der fesche Bogislaus!“ Welche hinreißende Lustigkeit in „Der grobe Pommer!“ Welche hochkomische Contrastirung zwischen der feinen abgefeimten Wittib und dem täppisch plumpen Tribulirsoldaten! Hier waldeselhafte Verliebtheit und dort mit allen buhlerischen Verführungskünsten verbündete Aefferei und hirnverzehrende Koketterie. Hans Hoffmann ist ein Meister komischer Erzählungskunst. Eine seiner Seiten wiegt ganze Bände der Reuter'schen Nachtreter auf. Und welch eine klangreiche, hochgeadelte Sprache! Welch eine Rhythmik in seinem Periodenbau! Und aus jedem Blatte lächelt ein Kobold oder ein rosiges Amorettengesicht. Welche Prachtfigur, dieser Pastor vom Sande, der nächtens den Teufel spielt! Mehr solche Teufel! Mehr solche grobe Pommern! Mehr solche Valesken, solche Annemarien! Mehr solch unvergleichlicher Geschichten aus Hinterpommern, wo so neckische holdselige Musen hausen.

6. Neue berliner Märchen von G. H. Schneideck. Leipzig, Friedrich. 1892. Gr. 8. 3 M.

Das Buch ist mit feiner Eleganz ausgestattet und mit künstlerisch vollendeten Vignetten geschmückt. Es schenkt uns anziehende Plaudereien und Träumereien, die an geschichtliche Vorgänge Berlins anknüpfen oder das Leben der Gegenwart und Vergangenheit der Hauptstadt reizvoll beleuchten. Alles trägt den Stempel dichterischer Durchbildung und historischer Treue. Der Märchenstil der Grimms ist natürlich wesentlich, den modernen, vorwiegend geschichtlichen Stoffen gemäß gemodelt, doch übt er von Anfang bis zum Ende die gleiche fesselnde Anziehungskraft. Ich rühme: „Des Großen Kurfürsten Umritt in der Neujahrsnacht“; „Bei Haase“ (Träumereien im bekannten, nunmehr dem Abbruch verfallenen Weißbierlokal); „Der Architekt Heidebrink“ u. s. f. Innerhalb und außerhalb Berlins werden die gehaltvollen, vielfach sehr wehmüthig gestimmten Dichtungen viele Freunde und Freundinnen finden und einen ehrenvollen Rang neben Rodenberg's „Unter den Linden“ gewinnen.

7. Reise- und Heimatsnovellen. Von Adalbert Meinhardt. Berlin, Gebr. Paetel. 1891. 8. 4 M.

Die Novellen gehen unter den Titeln: „Eifersucht“, „Der Lovro“, „Geschichte eines Mahagonistammes“, „Ein Regentag“. Sie führen uns auf kühnen Bahnen durch ein weites Stück Welt, vom Torrento Serrona in das slowenische Savethal, von Trinidad de Cuba in deutsches Kleinleben. Und der Dichter bleibt stets der gleiche erfahrene Geleitsmann. Die Bilder seiner persönlichen Anschauung läßt er vor uns auftauchen im Zauberspiegel der Poesie. Da fehlt kein Licht, mangelt kein Schlagschatten. Diese Menschen haben Fleisch und Blut, weil der Dichter den Originalen ins Auge sah, mit ihnen ihre Sprache redete. Inhaltsangaben würden hier nur den Goldstaub von den Schwingen der Falter streifen. Ein tiefer, schmerzlicher Ernst waltet über diesen Darstellungen. Das fröhliche Lachen, mit welchem uns die Prachtexemplare des Hans Hoffmann'schen „Hinterpommern“ entließen, erstirbt auf den Lippen. Augenscheinlich hat der Dichter viel Weh — ob erlebt? jedenfalls geschaut. Doch nirgends wirken seine Darstellungen und Schilderungen grell, sondern ein gedämpftes Licht überschattet die rührende Tragik der Katastrophe.

8. Opfer oder Sieger? Novellen in gebundener Rede aus dem Reiche der Kunst von Alma Leschivo. Wismar, Hinstorff. 1891. 8. 4 M. 50 Pf.

Es sind versificirte Künstlernovellen, die vorliegen. Die äußere Technik (Vers- und Reimkunst) erhält sich in immer neuen Wandelungen auf achtungswerther Höhe, während die Sprache zu wenig Formgefühl bekundet, wie üppig ihre Ausstrahlungen sich ergießen. Hier ist die Dichterin zu wenig geschult sowol, als zu wahllos. Auch ist ihre Farbengebung zu zerflossen. Die Töne schillern zu sehr durcheinander. Der Vortrag ist zu laut. Es gebricht an Abstufung. Der Pathos ist zu fieberhaft oder zu empfindsam bis zur Abspannung. Die Dichtungen gehen mit der Dichterin durch. Sie verliert die Zügel, die Ilse Frapan in starker Hand behält. Sie glaubt zu schieben und sie wird geschoben. So gebricht es an künstlerischem Gleichgewicht, das doch ein für allemal die Hauptsache bleibt. Es mangelt an einschneidender Selbstkritik. Diese wird fortgerissen von der schrankenlosen Phantasie der Dichterin und dem überquellenden Versstrom. Wir Deutsche sind arm an Mustern versificirter Novellen. Lord Byron bleibt hier für immer Ideal. Lerne die Dichterin, an seinem Beispiel sich selbst abzuschätzen. Da wird sie mehr lernen als von jeder Kritik. Kunst lernt man beim Künstler, nicht beim Kunstrichter, dessen Können doch zumeist mit der ledernen abstracten Censur zu Ende ist. So wird denn freilich der Künstler zugleich der höchstberufene Kunstrichter heißen müssen.

9. Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1892. Herausgegeben von Otto Braun. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1891. 12. 6 M.

Ein geschickt redigirter Musenalmanach müßte zum Gradmesser der zeitgenössischen Dichtkunst werden. Denn insofern jede bewährte Dichterkraft ein Stück ihres Besten einsetzte, so müßte sich allerdings eine Summe ergeben,

in welcher sich der Höchstertrag des gegenwärtigen dichterischen Könnens spiegelte. Der Herausgeber ist auf dem besten Wege. Fehlen auch Namen wie Maurice von Stern, so wird man doch sonst mit Erfolg nach jedem „besten Namen" suchen. Freytag und Spielhagen sind wol fürs nächste mal verspart. Dafür glänzen Namen wie Prinz Emil zu Schönaich-Carolath, der heute so wacker den lyrischen Pegasus gängelt, als ich ihn einst auf der Kriegsschule zu Hannover in der Uniform der Wiesbadener Dragoner sein Fähnrichsroß tummeln sah. Es wirkt nachgerade tragisch, daß seine Dichtungen immer und immer wieder das „verlorene Lieb" betrauern. Richard Weitbrecht stiftet eine horazische Epistel „Rembrandt dem Erzieher". Wer reitet so spät durch Nacht und Wind und schleudert den Hammer des Thor gegen einen Schneemann? Gottschall's Husarenliedern hätte ich hellern Fanfarenton gewünscht. Er hat die Husaren meiner Vaterstadt Weißenfels so nahe. Dahn's „Ballade" ist lehrhaft-lau; ihre epische Einkleidung ist zu dürftig und handlungsarm, der Vorgang an sich zu nackt: ein schlichter Schiedsspruch über auseinandergehende Anschauungen, wie sehr sich in diesen die Charaktere offenbaren, gibt keinen Balladenstoff. Um so glänzender wirkt bei aller Düsterheit des ergreifenden Selbstbekenntnisses Carmen Sylva's „Sonnentrauer":

In meines Glanzes Einsamkeit,
Im klangreich ungewallten (?) Sprühen,
Muß ich durch stumme Dunkelheit,
Von Schmerz verklärt, wie Freude glühen.

So empfindungswahr wie hochmelodisch wirkt das Gedicht des Grafen Schack: „Hymettushonig" und wiederum bekundet die altgewohnte Leuchtkraft ihrer Lyrik Isolde Kurz' sehnsuchtstiefes „Maienfest". Der novellistische Beitrag stammt von P. Heyse. Ich habe nichts gegen die Dichtung selbst. Sie ist meisterlich wie die meisten seiner Novellen. Nur ein paar Gleichnisse haben mich verdrossen, die unerträglich sind, übrigens gar nicht Heysisch sind, ob sie gleich in einer Heysischen Novelle stehen. „Dann schwammen die lichtbraunen funkelnden Sterne", heißt es von den Augen der schönen Vroni, „in dem bläulichen Weiß wie halbreife Brombeeren in dünner Milch." Warum nicht gar? Lichtbraune, funkelnde Sterne und halbreife Brombeeren! Weiter heißt es auf der gleichen verunglückten Seite: „Aber wenn sie den vollen weichen Mund öffnete, wie eben jetzt, um tief aufzuathmen, sah man die beiden blanken Zahnreihen und das rosige Züngelchen, wie bei einem jungen Hündchen (!!) nach einem raschen Lauf." So spricht ein Forstrath! Ist es möglich? Das sind fremde Tropfen in Paul Heyse's Blut. Sollte doch die naturalistische Nachbarschaft abfärben? Aber ich habe mehr gegen die Erzählung an dieser Stelle. Der „Musen-Almanach", wie er vorliegt, soll ein reizendes Stück unserer Geschenkliteratur bilden. Ich glaube sogar, er rechnet mit seiner graziösen, schimmernden Folie gerade besonders auch mit dem Weihnachtstische. Diese blutige Geschichte gehört aber nicht auf Festtafeln. Sie trübt die Feststimmung. In versuchungsschwerer Stunde wirft sich das junge Weib des Weichenstellers vor die Maschine des Schnellzugs. Das ist der Schluß der Novelle und hinter ihm versöhnungsloses Grauen. Ist die Wirkung bereits an sich eine zu schauervolle, so vermag mein Gefühl es nicht zu billigen, daß man mit derartigen Stoffen einen „Musen-Almanach" beladet, welcher dem Wesen der „Musen" entsprechend lauteres Genießen und fröhliche Erhebung und läuternde Beseligung spenden soll. Da die vorliegende Novelle, die immerhin einen Hauptantheil an dem Erfolge des Werkes zu tragen erkoren ward, in keiner dieser Richtungen dem idealen Ziele eines Vorhabens entspricht, welches festliche Stimmung zu verbreiten und zu verschönen im Sonstigen so artig beflissen ist, so vermag ich für den diesjährigen „Musen-Almanach" eine empfehlende Stimme für den Weihnachtstisch nicht abzugeben.

Adalbert Schroeter.

Neue Novellen und Romane.

1. Der blinde Musiker. Eine novellistische Studie von Wladimir Korolenko. Aus dem Russischen übersetzt von Hugo Rasel. Leipzig, Hobbing. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine Woche lebhafter, antisocialistischer Agitation und Redethätigkeit von Erfurt und Eisenach bis Worms liegt dem Verfasser dieser Zeilen zwischen dem letzten Romanberichte in d. Bl. und dem heutigen. Und er erzählte den letzten seiner Hörer von diesem kleinen Werke das Folgende: Unterwegs zu euch las ich ein Büchlein, welches mich ungemein fesselte, aber von meinem heutigen Redestoffe ganz abzulenken schien. Das einzige Kind begüterter Aeltern Kleinrußlands, ein Knabe, wird blind geboren. Die Mutter und ihr unter Garibaldi's Freischaren zum Krüppel geschossener unverheiratheter Bruder widmen dem unglücklichen Kinde die zarteste umsichtigste Sorgfalt. Der Vater geht im Betriebe seiner großen Landwirthschaft auf. In unnachahmlich feiner Weise ist das allmähliche Wachsen menschlichen Sinnes-, Gemüths- und Seelenlebens, menschlicher Erkenntniß, Liebe, Erziehung und Wissenschaft bei dem Mangel der Gabe des Gesichts, des Lichts, der Farbe dargestellt. Der Blindenarzt und Blindenanstaltsvater mag dabei vielleicht an mancher Stelle des Buchs ein Fragezeichen setzen. Aber auch sie werden dem Dichter das Zeugniß nicht versagen, daß dieser mit innigster Versenkung in sein geheimnißvolles Problem sein Bestes gethan und mit starker Dichterkraft Wahrheiten ergründet hat, welche sonst wol nur langjähriger berufsmäßiger Umgang mit Blinden feststellt. Erfahrungsmäßig ersetzt ja

in der That auch unendlich verfeinerter Tast- und Tonsinn den Blinden einen Theil des mangelnden Augenlichts. So regt sich denn in unserm unglücklichen kleinen Helden in frühen Jahren schon der Tonsinn, die musikalische Begabung. Sie steigt von der schlichten Weidenhirtenflöte der Ukraine auf zur Beherrschung des Salonflügels, vom kleinrussischen Volksliede und der genauen seelenvollen Wiedergabe der Werke aller großen Notendichter zur freien genialen eigenen Composition, zum hinreißenden und überwältigenden Ausdrucke der eigenen Seelenstimmung in Tönen.

Aber auch die rührend bescheidene, harmlose und doch groß veranlagte Natur unsers blinden Helden vermag sich dem Verhängnisse nicht zu entziehen, welches dem Menschen unfehlbar beschieden ist, der sich von Kindheit an als die einzige Sorge und den Mittelpunkt seiner ganzen Umgebung, der ganzen ihm fühl- und meßbaren Welt betrachten darf: er wird mit Naturnothwendigkeit zum Egoisten. Unserm Blinden erscheint es zwar anfangs erstaunlich, daß seine zur Jungfrau herangereifte reizende Kindheitsgespielin ihm erklärt, trotz aller lebhaften Werbungen und Liebesreden der jungen Gäste seines Vaters, sei es doch das Natürlichste und Selbstverständlichste, daß sie ihn heirathe — er ist erstaunt hierüber, denn tage- und wochenlang hatte er sich der qualvollen Vorstellung hingegeben, die Sehende werde lieber einen Sehenden heirathen als den Blinden. Aber dann hält sein naiver und verliebter Eigennutz sofort das letztere auch für das Natürlichste und Selbstverständlichste und er verlobt sich auch sofort mit dem geliebten Mädchen. Das würde wol auch ein sehender Egoist ebenso gemacht haben. Aber der alte, unter Garibaldi's Freischaaren zerschossene Onkel stellt den Egoismus des blinden Neffen in einem peinlichern Falle fest. Er bringt ihn auf einen kleinrussischen Jahrmarkt. Da tönt der hülflose Klageruf blinder Bettler an des Blinden Ohr, und von diesem Rufe erschüttert will er ohne Gabe vorübergehen. Die bittern Vorwürfe des Onkels beschämen ihn aufs tiefste und veranlassen ihn zur Umkehr. Mit dem Stabe tastet er nach den Thontellern, in welche die den Blinden bestimmten Almosen gelegt werden und schüttet hier den Inhalt seiner Börse aus. Der Vorgang erschüttert alle Augenzeugen, am meisten aber den blinden Geber selbst, welcher in schwere Krankheit verfällt. Als er genesen ist, naht seiner Gattin die schwere Stunde. Ein Knabe wird geboren. In furchtbarster Aufregung erwartet der blinde Vater die Entscheidung des Arztes, ob das Kind auch blind geboren ist. Der Arzt aber erklärt: „Der Knabe sieht." Dieses Glück stürzt in so gewaltigem Ansturme auf den Blinden ein, daß er einen Augenblick lang selbst zu sehen vermeint: die junge Mutter, das Kind, den Onkel, die eigene Mutter, den Arzt. Dann freilich senkt sich wieder das alte Dunkel über seine leiblichen Augen. Aber von seiner Seele ist es für immer genommen. Er gibt in den größern russischen Städten Concerte „für einen wohlthätigen Zweck", welcher leicht zu errathen ist, für seine unbemittelten Leidensgenossen; Concerte, deren wundersam erschütternde Wirkung auf alle Hörer der Dichter in ergreifendster Weise schildert. „So ward der blinde Musiker sehend", sagt er zum Schlusse. Und ich setzte hinzu: „So mögen auch wir sehend werden trotz allen uns verblendenden Eigennutzes. Werfen wir diesen ab, indem wir unsere Zeit, Kraft und Erkenntniß und die eindringliche Musik christlicher Liebe und Barmherzigkeit den leiblichen und seelischen Leiden der Blinden und Verblendeten widmen, welchen die Socialdemokratie das Licht der Augen und der Seele genommen hat, so werden wir einen guten Theil des Leides heben, welches die socialistische Verblendung anstiftet. Ja, wir können viel mehr thun, als unser blinder Musiker. Denn wir haben nicht Blindgeborene vor uns, wir können ihnen das volle Licht der Augen und der Seele wiedergeben!"

Auch wenn man sich aber nur an die Idee des Dichters hält, nur an seine Erzählung, so ist diese ebenso bedeutsam als erquickend, ohne jeden der Mißklänge, welche uns so oft aus russischen Novellen und Romanen entgegendringen. Das kleine Werk ragt hoch hervor über einer Fülle von literarischen Erzeugnissen der Gegenwart. Auch die Uebersetzung erinnert nur an wenigen Stellen daran, daß der Dichter nicht in deutscher Sprache geschrieben hat.

2. Das siegende Kreuz von Woldemar Urban. Roman aus der Zeit des Urchristenthums. Leipzig, Reißner. 1891. Gr. 8. 6 M.

Die „Zeit des Urchristenthums", welche hier geschildert wird, ist die Zeit der Christenverfolgung unter Nero. „Roman" nennt sich diese Schrift aber zu Unrecht, da außer den rein episodischen Figuren der beiden deutschen Gladiatoren und ihrer Mutter und mit Ausnahme des Sohnes und der Schwiegertochter des ziemlich bekannten Philosophen Seneca kaum eine freierfundene Gestalt in dem ganzen Buche zu finden ist, sondern nur angebliche Geschichte, wie sie der Verfasser versteht oder nach Friedländer's römischer Sittengeschichte darstellt; nur ausgeschnittene Silhouetten, schwarze Heiden, zeichnet er uns, welche angeblich Nero, Seneca und dem ganzen damaligen Hofgeschmeiß ähnlich sehen sollen. Aber er selbst wird doch schon an seiner Hauptperson Seneca betreffs der Richtigkeit ihrer Zeichnung so irre, daß er in seinem „Vorworte" mit unfreiwilligem Humor bekennt: „Dem Träger der Handlung, dem alten Seneca, würde der moderne Ministerfrack genau so gut anstehen als die altrömische Toga." Dabei übersieht der Verfasser aber nur eins: daß nämlich dieser „Roman" überhaupt keine „Handlung", keine künstlerische Verwickelung und Lösung aufweist. Denn die willkürliche Aneinandergliederung verschiedener Seiten und selbst verschiedener Kapitel aus Friedländer's Sittengeschichte Roms schafft noch lange keinen Roman. Und die seltsame Zumuthung des Vorworts: „So möchte ich doch meine Leser bitten, meine Darstellungen mehr als eine Maskerade zu nehmen,

hinter der sich modernes Gefühlsleben, moderne Ideen und Anschauungen verbergen", macht diesen Misgriff nur um so unerträglicher. Denn diese ungeheuerliche Tendenz des Verfassers bringt uns dazu, aus dem Munde angeblicher „Römer" und „Urchristen" auf mehr als 300 Seiten Phrasen und Gemeinplätze, theilweise im sächsischen Dialekt (wie „großbrodig" u. s. w.), zu lesen, welche uns heute an den Gestaden der Pleiße, Parthe und Elster nicht minder abgedroschen erscheinen würden. Das Ganze macht den Eindruck, wie wenn jemand, nicht etwa im Scherz, sondern im Ernst, einen „Roman" herausgeben wollte unter dem Titel: „Der Rangdieb und Bardigularisde Bliemichen aus Dräsen als verfolgter Chrisde am Hofe Gaiser Nero's, des Widerichs."

Der einzige mildernde Umstand, den wir dem Verfasser bewilligen können, ist sein Lebensgang. Er soll nämlich früher Bäcker gewesen sein und dann, in Ausübung eines geistigern Berufs, einige Jahre in Süditalien verlebt haben. Hier mag er Zeit und Lust zur Aneignung des Halbwissens gefunden haben, welches sein Buch verräth. Aber sein bester Freund kann ihm nicht eindringlicher als der Unterzeichnete rathen, von dieser Errungenschaft lieber jeden andern Gebrauch zu machen, als den der Abfassung von Romanen. Denn der Verfasser ist mindestens so lange der Aufgabe nicht gewachsen, den Kampf zwischen Christenthum und Heidenthum oder irgendeinen andern sittlichen oder Culturkampf zu schildern, als er selbst den Kampf zwischen dem dritten und vierten Fall, „mir" und „mich", auf 320 Druckseiten vergeblich und immer mit ungünstigem Erfolge kämpft. Auch andere Spuren seiner Halbbildung müssen sich den Werken seiner Feder mit so komischer Wirkung einprägen, daß jeder Genuß an seinem zweifellos ernsthaften künstlerischen Wollen und Streben dabei unmöglich wird. So schreibt Herr Woldemar Urban seine Heldin, die griechische Sklavin des jungen Marcus Seneca, offenbar in der Besorgniß, daß ein deutscher Leser das η (Eta) ihres Namens nicht lang genug lesen könnte: „Lakmé" — mit dem französischen Accent aigu! Ebenso Salomé. Man kann sich nichts Lächerlicheres für die Wiedergabe eines griechischen Eigennamens denken. Und daneben jene Fülle von Sätzen, welche den Neid Wippchen's erregen würden:

„Als glaubte er in Burrus einen Sturmbock gegen die Kaiserin gefunden zu haben" (S. 16). „Wenn Abnormitäten in der Menschlichkeit wie Nero groß gezogen wurden" (S. 25). „Oder war sein Antheil nicht nur moralisch?" (S. 26). „Ehe sich Seneca aus seiner Bestürzung erholte, war er verschwunden" (S. 51). „Trotz deines und übriger Consulate" (S. 57). „Die Opfer, deren Blut die Arena trank oder durch Meuchelmörder fielen" (S. 66). „Er blickte lebhaft auf das (!!) neue Chor (!) herab (!), musterte sie (!!) mit Kennerblick und sagte: das sind derbe Bursche" (S. 74). (Der Verfasser wollte offenbar schreiben „das neue Corps" von Gladiatoren.) „Die Vestalinnen wurden nicht von allen als das geglaubt, was sie hätten sein sollen" (S. 115). „Der Flügelschlag einer neuen schönern Zeit" (S. 151). „Die ausgelassensten Erfolge seiner römischen Abenteuer wurden vor [soll heißen angesichts von] Lakmé zu Gespenstern einer kranken Phantasie. (!!) Und Lakmé? Was war in das Griechenkind mit den Gesten einer Prophetin und mit der Beredsamkeit einer Priesterin gefahren?" (S. 155). „Die Christenverfolgung bildete einen Abgrund der Menschlichkeit" (S. 159). „Die Fackeln des Nero sind für alle Zeiten der Stempel eines verkommenen Geschlechts!" (S. 160). „Ein Kind seiner Zeit, wurde an ihm selbst die edelste Blüte eines freien Volksthums — nämlich (!) der Patriotismus, zur Fratze" (S. 281). „Die Fata Morgana, wie sie trostloser die Schlange im Paradiese nicht hätte erfinden können" (S. 291).

Sätze solcher Art lassen gewiß an „Trostlosigkeit" nichts zu wünschen übrig!

Hans Blum.

Episches und Lyrisches.

1. Die Seewiese. Ein Märchen aus Alt-Aussee von Hermann Maerheim. Wien, Konegen. 1891. 12. 1 M. 20 Pf.

Puppentheater! 1) „Schöne, blasse Nixe"; 2) Liebe zu einem „schönen Menschenkinde"; 3) Fluch! Dann Wechsel der Rollen: 4) Schöner, blasser Nix, Sohn von 1 und 2; 5) Liebe zu einem schönen Erdenmädchen „mit schweren goldenen Flechten und vollendet schönen Formen"! 6) Standhafte Treue von 4 und 5 und dadurch Lösung des Fluchs, was natürlich lockende sündenfallbereite Damen und wüste, dräuende Ritter vergebens zu verhindern suchen. Dazwischen einiges romantische Feuerwerk! Das Ganze im Takte des vierfüßigen Trochäus sich abspielend! (O du lieber, o du böser „Trompeter von Säkkingen"!) — Maerheim's Gestaltungskraft reicht nicht über die nackteste Schablone hinaus, psychologische, ethische Vertiefung liegt ihm fern, die Gabe der Naturschilderung besitzt er nicht: Kindertheatercoulissen, Kindertheaterpuppen, Kindertheatermoral. Nicht einmal formelle Gewandtheit berechtigt diesen Dichter, 102 Seiten weißes Papier zu verschwenden. Die gröbsten prosodischen Verstöße sind nicht selten und häufig klappert die lauterste Prosa in trochäischen Holzschuhen einher, z. B. S. 61:

Doch ihr sollt nichts unternehmen,
Was gefährlich wär' und nutzlos:
Sie entführen ist unmöglich,
Denn im Schloß ist sie bewachet,
Und noch heute gehn Befehle
An die Jäger und die Knechte,
An die Fischer und die Fährleut',
So weit reicht des Schlosses Bannkreis,
Daß wenn ihr euch hier laßt blicken,
Jeder gegen hohen Lohn euch
Kann das Haupt vom Rumpfe schlagen.
Also wär's ein tolles Wagniß,
In der Gegend zu verweilen.
Und wärt ihr selbst vorgedrungen

Bis zum Schloß, wie denn vermöchtet
Ihr euch Gertrud's zu bemächt'gen u. s. w.

Oder S. 29:

Doch der Mensch ist unbeständig
Auch im Lieben, der Versuchung
Kann er selten widerstehen,
Und besonders ist die Jugend
Rasch entzündlich. Treue ist drum
In der Liebe wol nicht häufig.

Sollte aber etwa Maerheim auf Scenen, wie die Brunnenscene S. 51 fg., sich etwas einbilden, so erinnert er sich vielleicht, daß auch in „Hermann und Dorothea" eine derartige, nicht unberühmte Scene sich findet. Er lese sie wieder und wenn ihm dann angesichts dieses herrlichen Natur- und Menschenbildes nicht selbst der Ekel vor seinen Wachsfiguren kommt, so — nun so wird er uns eben in aller Nixen Namen bald wieder eine Dichtung schenken; wir aber werden sie nicht mehr lesen.

Eine ernstere Sache ist es um

2. Elisa. Das Leben einer Seele. Gedicht von Adolf Schafheitlin. Leipzig, Friedrich. 1891. 8. 1 M.

Schafheitlin hat schon mehrmals bewiesen, daß er ein Dichter ist, und in einer frühern Besprechung desselben an anderm Orte habe ich ausgesprochen, daß sich etwas von ihm erwarten lasse. Ich bedauere, daß die vorliegende Dichtung die höhern Erwartungen nicht erfüllt hat, mit denen ich an sie herangetreten. Schuld daran ist einmal die Verschwommenheit des Grundgedankens, der mir trotz mehrmaligem Lesen und trotz dem vom Dichter vorgesetzten Motto nicht klar geworden ist: „Gereinigt in der Leiden strengem Siebe, blieb nur zurück das goldne Korn der Liebe"; oder: „Gewissenhaft zu tragen, was wir müssen, ist unscheinbares Los, doch menschlich schön"; oder: „Das Unglück soll uns nicht verlassen, wenn es vorher uns nicht gesegnet hat"; oder: „Aller Dinge Vater ist der Kampf"; oder: „Liebe wacht, wenn Leben schlafen geht"; oder: „Im Tode erst ist Ruh und Harmonie" — alles dies und noch anderes, zum Theile in schöngefaßten Sentenzen, ist aus „Elisa" herauszulesen, aber eigentlich beherrschend ist keiner dieser Gedanken. Ebenso unbestimmt ist die Motivirung der Handlung. Es sind zwei Grundmotive in Wirksamkeit: das tiefe der Tragik eines frühen Siechthums und Todes und das äußerliche des conventionellen Standesgegensatzes (Lehrerssohn — Freiherrntochter). Bald treibt allein das eine, bald allein das andere die Handlung. Aber selbst wenn sie in einheitlicher Kraft dieselbe vorwärts trügen — ein Dichter, wie Schafheitlin, sollte nicht in einer derartigen Dichtung so schale und abgebrauchte Romanmotive gebrauchen, wie das zweite eins ist. Warum nicht nur das erste? Auch dieses ist ja nicht neu; aber in seiner reinen Menschlichkeit ist es doch immer wieder von höchster Wirkung, während es die Natur jener äußerlichen Motive mit sich bringt, daß sie einem bei öfterm Wiederkehren unleidlich werden und in einer Dichtung, die höhern Schwung und tiefere Bedeutung haben will, geradezu verletzen. Der Held der äußern Handlung ist Theodor, die Heldin des innern Lebens und, wie der Titel schließen läßt, nach des Dichters Absicht auch der ganzen Dichtung, Elisa. Auch diese Zwiespältigkeit wäre wol unschwer zu beseitigen gewesen. Freilich ist ja bei einer derartigen Dichtung nicht die Handlung die Hauptsache, sondern die Gestaltung des innern Lebens der Personen; aber vernachlässigt darf jene denn doch auch nicht werden. Uebrigens ist auch die psychologische Führung nicht tadellos — die nothwendige Folge des oben Bemerkten. Schöne Schilderungen, stimmungsvolle Scenen, eine edle, gehobene Sprache und gutgebaute Verse bekunden dagegen den feinfühlenden Dichter. Sein Bild sah ich jüngst unter einer Schar der „Jüngsten" und „Modernsten"; ich fragte schon damals erstaunt, und frage es nach der Lektüre von „Elisa" von neuem: Wie bist du hereingekommen, Freund? Nicht Geist, nicht Stil berechtigen ihn. Bleibt er sich selbst treu, so ist sein Platz nicht in jenen Reihen, wo man zum mindesten christliche Sterbelieder und Wollustscenen in unmittelbaren Gegensatz setzen oder andere, gelinde gesagt, „literarische Geschmacklosigkeiten" begehen muß, um zu den „Großen" zu gehören. Auf dem Umschlage von „Elisa" lese ich allerdings, daß Schafheitlin auch ein „modernes Schauspiel" verfaßt hat, das ich noch nicht kenne. Sollte dieses unverfälschte „Moderne" sein? Es wäre mir leid — um Schafheitlin.

Die folgenden drei Nummern bezeichnen sich selbst als „Zeit-" und „Streitgesänge"; sie bewegen sich auf politischem und religiösem Gebiete. Politisch Lied — ein garstig Lied — ist nur noch eine Reminiscenz aus alter Zeit; man ist es längst gewohnt, die Poesie in den Widerstreit der Parteien hereingezogen zu sehen.

3. „Ich hab's gewagt!" Zeit- und Streitgedichte von F. A. Feddersen. Danzig, Hinstorff. 1891. 16. 1 M. 50 Pf.

Feddersen bewegt sich nur auf religiösem Gebiete; sein Standpunkt ist ein freireligiöser. Die Schäden der Zeit will er heilen durch eine „freie, deutsche Kirche", die, fern von allem Dogmenzwange, den Geist der thätigen Liebe und der Duldung pflegt. Er redet zwar viel von Luther und seinem Vorbilde; es ist aber mehr der Geist Lessing's, der aus diesen Liedern weht. Diesen Standpunkt habe ich hier nicht zu beurtheilen; nur das erlaube ich mir, mit Beziehung auf den Titel, zu bemerken, daß es heutzutage ein größeres Wagniß ist, den gegentheiligen Standpunkt zu bekennen. Poetisch sind die Gedichte von ziemlich hohem Werthe. Es ist eine kraftvolle, gedankenreiche, warm gefühlte und sprach- und formgewandte religiöse Lyrik. Besonders gelingen Feddersen volksthümlich anklingende Lieder; am wenigsten gelungen sind die Oden. Als Beispiel für Feddersen's Dicht- und Denkart diene (S. 48 fg.):

Komm' herab, du Geist der Wahrheit,
Geist des Lichtes und der Klarheit,

Geist des Trostes und der Liebe,
Geist der gottgebornen Triebe,
Der das Herz gen Himmel weist —
Komm' herab, du heil'ger Geist!

Geist des zorngemuthen Krieges,
Geist des Sturmes, Geist des Sieges,
Daß die Welt er nicht mehr trüge,
Brich den alten Geist der Lüge,
Der mit frommen Mienen gleißt —
Komm' herab, du heil'ger Geist!

— — — — — — — —

Brich die Macht des Dogmenzwanges,
Daß die Kirche freien Ganges
Wieder herrsche auf der Erde,
Daß es Geistesfrühling werde,
Drin man Einen Schöpfer preist —
Komm' herab, du heil'ger Geist!

Daß nicht ganz der Glaube sterbe
Und die Menschheit schier verderbe,
Laß es tagen hier auf Erden,
Laß die deutsche Kirche werden!
Die uns Luther's Werk verheißt —
Komm' herab, du heil'ger Geist!

Der gleiche frische, kraftvolle Ton klingt aus

4. Sei deutsch! Mahnrufe in den Kampf der Zeit von Schulte vom Brühl. Wiesbaden, Schellenberg. 1891. Gr. 8. 25 Pf.

Es sind im ganzen zehn stolze, formgewandte Gesänge mit dem Grundaccord: Sei deutsch! „Deutsch für und für in That und Wort und Denken!" Worin dieses Deutschsein eigentlich besteht, sagt der Dichter freilich nicht, und die ofte Wiederholung der Phrase muß statt näherer Bezeichnung dienen, wie denn überhaupt die bloße patriotische Phrase sich in diesen Gedichten breit macht, getragen vom Wohllaut und Schwung der Form. Der Inhalt fordert häufig eine nüchterne, maßvolle Betrachtung zum Widerspruche heraus. So wenn er in dem etwas byzantinischen Gedichte „Dem Kaiser" singt (S. 5):

Was wir erkämpft, den hehren Lohn
Für schweres Ringen und Streben,
Das wurde dir, dem Zollernsohn,
Als Erbtheil übergeben.
Du nahmst das Scepter in starke Hand;
Erwartungsbang stand Volk und Land,
Dann freudig tönt es von Süd und Nord
Das hohe, das tiefbedeutende Wort:
Das ist ein deutscher Kaiser!

Viel lauter ging es denn doch damals durchs deutsche Volk: das waren deutsche Kaiser! Oder wenn es in dem Schulreformhymnus „Der höhere Schüler" (S. 11) heißt:

Du hast bei Griechisch und Latein
Gebüffelt und gefroren,
Du pökeltest ins Hirn dir ein
Des Midas Eselsohren.
Nichts blieb dir fremd als eines nur:
Dein eigen Fleisch und Blut,
Fremd war dir fast die deutsche Flur
Und all dein Heimatgut.

So schlichst du hin, gequält, bebrillt,
Ein bleicher Menschenschatten,
Von stiller Sehnsucht angefüllt
Nach Licht und grünen Matten.
Hurrah, da flog ein Kaiserwort
Blitzzündend durch das Land:
Ihr Herrn, den Schüler macht hinfort
Auch mit sich selbst bekannt! —

so erlaubt sich einer, der die hohe Zeit von 1870—71 miterlebt hat, doch ergebenst zu fragen: Und die Sieger jener stolzesten Zeit unseres Volkes? die waren ja noch „griechischer" und „lateinischer" erzogen! — Wahr ist es auch („Den Chauvinisten", S. 9):

Ja, Selbstbewußtsein ziert ein Volk,
Doch nimmer eitles Prahlen,
Das gleicht den Kernen, taub und faul,
In aufgeblähten Schalen.

Wie anders war doch die patriotische Lyrik der Freiheitskriege! Die stolzirte nicht mit prachtschillernden Pfauenrädern einher, sondern griff dem Volke an Herz und Gewissen.

5. Kampfgesänge und Friedensklänge. Zeitgemäße Dichtungen von Georg Bonne. Würzburg, Hertz. 1891. Gr. 8. 1 M.

Die freie deutsche Kirche Feddersen's und das Deutschthum Schulte's finden in diesem Dichter einen Verfechter. Aber die erschreckende poetische Impotenz, die auf jeder Seite zu Tage tritt, gestattet mir (indem ich mich auf R. Weitbrecht's kürzlich in diesen Blättern veröffentlichte treffliche Erörterung „Kritiker und Dichter" berufe), einfach alle, denen es um Poesie zu thun ist, vor dem Ankauf dieser Gedichte zu warnen, sie müßten denn folgende Verse für Poesie halten (S. 18):

Hei, daß ich die Sünde verspüret hab'!
Nun könnt ihr mich doch nicht schelten,
Ich sei noch ein milchbärtiger Knab'
Und wisse nichts von der Welten!

Wohl weiß ich, wie's in der Welt zugeht,
Und heimlich thut es mich grauen — (!)
Daß euch der Sünde Sold verweht,
Will Gott darin vertrauen!

Hei, daß ich die Sünde verspüret hab'
Und konnt' sie noch zeitig bezwingen:
Nun will ich sie hassen bis an mein Grab!
Gott helf mir in meinem Ringen!

Brav, aber — scheußlich!

6. Herbstblätter. Gedichte von Paul Lanzky. Leipzig, Friedrich. 1891. 8. 2 M.

Jedenfalls eine eigenartige Erscheinung! Ihre hervorstechenden Eigenschaften sind: Widerschein wirklichen Seelenlebens, voll ausströmendes Gefühl, Vermeidung aller ausgetretenen Pfade, aber auch Mangel an Wohllaut, Herbheit des Ausdrucks, ja nicht selten sprachliche Unbeholfenheit — alles in allem aber ein Dichter. Wenn nur seine Subjectivität nicht gar so eng und einseitig wäre! Er ist offenbar jung — und krank, und das sichert ihm unser

Mitgefühl, berechtigt ihn aber als Dichter nicht, uns nun von nichts anderm, als eben dieser Krankheit zu unterhalten, uns gewissermaßen alle Stadien dieser Krankheit durchlaufen zu lassen. Das heißt das Recht der Subjectivität in der Lyrik übertreiben, das heißt nicht der Menschheit Lust und Wehe singen, wie ein echter Dichter es thun soll. Uebrigens ist kein einziges dieser Gedichte wirklich künstlerisch vollendet; in jedem stört etwas, eine sprachliche Härte oder Unbeholfenheit, ein Abfallen des Tones, ein Verfehlen des Höhepunktes, ein schiefes Bild oder anderes dergleichen. Als Beispiel gebe ich hier eins der besten (S. 106 fg.):

Ueber das Heidekraut zieht
Schleichend der Nebel dahin,
Längst ist der Ginster verblüht,
Herbstlich umfängt's mein Gemüth
Und meinen Sinn.

Hin ist der Lichtwelle Flut,
Welche der Halde gelacht
Und mein verkümmertes Blut
Nochmals zu lodernder Glut
Flüchtig entfacht. (Bild!)

Hin nun auch sie, deren Kuß
Keusch meine Lippe berührt,
Hin in niekehrendem Fluß,
Der nur des Abends Verdruß
Mir nicht entführt.

O wär' ich selber dahin,
Nebel, du schleichendes Gift,
Dem ich gewogen doch bin:
Bist du nicht letzter Gewinn,
Der mich noch trifft?

Lösche drum Gluten und Licht
Auch in der Seele mir aus,
Daß sie jäh in sich zerbricht (Bild!),
Wie es der Schlaf ihr verspricht,
Still ohne Graus.

Leise auf sammetnen Pfühl
Sinket indeß schon mein Haupt,
Ob es auch dunkel und kühl,
Selig in jenem Gefühl,
Dran es geglaubt.

7. Junges Leben. Gedichte von Ernst Roeder. Dritte Auflage. Dresden, Pierson. 1891. 12. 2 M.

Zeigt Lanzky, daß man kein echter Lyriker ist, wenn man die alte Verwandtschaft der Lyrik mit der Musik vergißt, so zeigt Roeder, daß man noch lange kein bedeutender Dichter ist, wenn man wohllautende Verse machen kann. Es klingt ja alles in den beiden ersten, rein lyrischen Abtheilungen dieser Gedichtsammlung recht hübsch, die alten Themata: „Der Liebe Lust und Leid“ und „Natur und Leben“ werden in annehmbaren Variationen gesungen; aber ein eigenes Gesicht, eine interessante Physiognomie suchen wir vergebens. Ist uns Lanzky's Subjectivität zu eng, so ist uns die Roeder's zu weit und flach. Man höre eins seiner hübschesten Gedichtchen und urtheile (S. 11):

Trauliches Stübchen, es blühen darin
Hyacinthen und Rosen,
Während über die Felder hin
Stürme eilen und tosen.
Draußen herrschet der Winter mit Macht,
Drinnen ist lange der Frühling erwacht.
Trauliches Stübchen, es blühen darin
Hyacinthen und Rosen.

Trauliches Stübchen, es blühen darin
Liebe und seliges Hoffen,
Treue Herzen und treuer Sinn
Werden vom Sturm nicht getroffen.
Draußen herrschet der Winter mit Macht,
Drinnen ist lange der Frühling erwacht.
Trauliches Stübchen, es blühen darin
Liebe und seliges Hoffen.

Ganz hübsch! Aber so können's noch tausend andere, denen es nicht einfällt, ihre Gedichte drucken zu lassen. Unzulänglich zeigt sich Roeder's dichterische Kraft, sobald er weiter greift, über das eigentlich lyrische Gebiet hinaus. Von Balladen und Romanzen gerathen ihm nur solche, deren Grundton lyrisch ist; zu andern fehlt ihm die Gestaltungskraft, und besonders solche mit düstern Stoffen werden zur leeren Grimasse. Gedichte, die philosophische Fragen berühren, sind von ziemlich harmlosem Inhalt. Ganz werthlos vollends aber ist, was er in arger Stilverwirrung „episch-dramatische Bilder“ nennt. Das zweite derselben, „Der Abt von Croyland“, ist eine Häufung von Unnatürlichkeiten, als Folge der unnatürlichen Zwitterform, und das erste „Erwartung“, das offenbar ein Seitenstück zu Schiller's gleichbenanntem Gedichte sein soll, stellt sich in zu aufdringlichen Gegensatz zu diesem herrlichen Stimmungsbilde. Da ich schon daran bin, Roeder mit höhern Meistern zu vergleichen, eine Vergleichung, die er unvorsichtig selbst hervorruft, so sei es noch gestattet, sein Gedicht „Der Engel des Todes“ abzudrucken, zu dem jedenfalls ein Theil der Heine'schen „Wallfahrt nach Kevlaar“ Gevatter gestanden (S. 64):

Es liegt in der stillen Kammer
Ein kleines, krankes Kind,
Die Thränen der Mutterliebe
Berühren es leise und lind.

Herein tritt mit schwebendem Schritte
Eine Gestalt in lichtem Gewand,
Sie trägt eine weiße Rose
In ihrer weißen Hand.

Und legte die Rose aufs Herze
Dem kranken Kindelein —
Noch einmal leuchtete helle
Der Kerze matter Schein.

Dann war das Licht erloschen —
Der Mond schien traurig herein —
Die Gestalt — sie soll der Engel
Des Todes gewesen sein.

Damit vergleiche man in Beziehung auf den ganzen Stimmungsgehalt, die poetische Schilderung und den poetischen Ausdruck und besonders in Beziehung auf den Schluß das Heine'sche Gedicht! —

Roeder läßt seine Gedichte auf dem Titelblatte als „dritte Auflage“ bezeichnen. Nach dem Vorworte ist die Sammlung aber die Vereinigung zweier vorher erschienenen. Man könnte in solchem Falle doch höchstens von einer zweiten Auflage reden.

8. Aus dem Handwerkerleben. Gedichte von Bernhard Rhein. Zweite vermehrte Auflage. Erfurt, Selbstverlag des Verfassers. 1890. Gr. 8. 10 Pf.

Zugleich mit diesem dünnen Heftchen kam mir ein anderes im kleinsten Duodez von demselben Verfasser zu. Letzteres las ich zuerst. Was ich da las, bewegte sich in den ausgefahrensten lyrischen Gleisen, forderte oft zum Spott heraus und zum mindesten zu der schleunigsten Mahnung an den Verfasser, der ein ehrlicher Buchbindermeister in Erfurt ist, inskünftige doch lieber nur Bücher zu binden, als solche zu schreiben. Schon wollte ich beide Heftchen, als der Besprechung überhaupt nicht werth, beiseite legen, als mich mein kritisches Gewissen doch auch noch zum Durchblättern des zweiten, oben genannten, nöthigte. Ich las, und bald war mein Interesse rege. Es waren Handwerksburschenlieder in echten Naturlauten und gar nicht ungeschickt versifieirt, voll Leben, wenn auch nicht immer melodisch und fein bürgerlich-moralisch, frische, volksmäßige Handwerksburschengesänge (S. 29):

Wir kehren müd und durstig ein im Gasthaus zu den Eichen,
Der Wirth hat einen blanken Wein, der soll mir welchen reichen.
Und weil ich nichts zu eigen hab' auf dieser weiten Erden,
Du blonder Knab', du brauner Knab', so seid ihr mir Gefährten.

Tönt's so nicht aus den alten Volksliedern? Oder wie keck und realistisch erklingt's (S. 5):

Gestern ruhten wir wie Grafen. Mir ist alles einerlei,
Ob wir heut' in Betten schlafen oder morgen auf der Streu.
Unsre Lose sind gefallen; gleiches Los trifft gleiches Leid,
Der mit seinen Mäusefallen rückt ein wenig auf die Seit'.

Oder wie lebenswahr (S. 8):

Da schlag doch Tod und Teufel drein!
Steht auf und öffnet mir die Thür,
Daß es ein Ende wird der Pein.
Was kann ich armer Mensch dafür?

Der Schnee liegt hoch, der Wind weht kalt,
Mir starrt das Mark, mir brennt das Ohr.
Seit Mittag irrten wir im Wald,
Mein armer Kamerad erfror.

Dazwischen viel Spreu, aber auch feinere Poesie, wie folgendes hübsche Bild (S. 18):

Auf der goldnen Höhe stand ich,
Beeren band ich mir zum Strauß,
Meine frohen Grüße sandt' ich
In die schöne Welt hinaus.

Freundlich schimmerten die Hütten,
Hell erglänzten Baum und Strauch,
Aus des fernen Dörfleins Mitten
Klang ein kleines Glöcklein auch.

Und fürwahr, ein heimlich Lauschen
Ging vom Thal herauf die Höhn,
Rings umher begann's zu rauschen —
Vogtland, o wie bist du schön!

Nicht als ob ich es nun auf mein Gewissen nehmen wollte, dem wackern Buchbindermeister zu rathen, auch ferner Gedichte zu machen und gar drucken zu lassen. Geht's ihm aber wie den alten Meistersingern, daß er nach harter Tagesarbeit Abends das Dichten nicht lassen kann, so wenig als der Vogel das Singen, so singe er eben, aber — wie ihm der Schnabel gewachsen ist! Das kecke Pfeifen des Spatzen hört man lieber, als wenn sich der Rabe um Nachtigallentöne müht! Im ganzen aber könnten doch auch die Spatzen das Musiciren den Nachtigallen überlassen, ohne daß die Welt etwas dabei verlöre!

Eduard Haug.

Zur deutschen Grammatik.

Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hülfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Von Gustav Wustmann. Leipzig, Grunow. 1891. 8. 2 M.

Daß die Sprache etwas Lebendiges ist und als solches eine Entwickelung hat und in verschiedenen Zeitaltern ein verschiedenes Antlitz zeigt, wird von niemand verkannt. Wie wäre das auch möglich gegenüber der Thatsache, daß es eine Reihe von verschiedenen Sprachen gibt, welche durch tiefeinschneidende Umwandlungsvorgänge sich aus einer gemeinsamen Muttersprache, dem Lateinischen, herausgebildet haben? Auch unsere deutsche Sprache ist nicht mehr dieselbe, die sie vor einem Jahrtausend war, ja auch nicht mehr dieselbe, welche vor sechs Jahrhunderten ertönte. Alt- und Mittelhochdeutsch sind heute dem Laien zum Theil unverständlich und selbst noch in der Sprache Luther's berührt ihn vieles fremdartig. Es liegt also in der Thatsache, daß auch die jetzt lebende Generation die Sprache sich wandeln sieht, nichts Beunruhigendes. Anders aber ist es mit dem Zeitmaße, in dem sich jetzt die Veränderungen in der Sprache vollziehen, und mit dem Wesen dieser Veränderungen. Jede gesunde Entwickelung geht langsam vor sich: die Entartung der Organismen dagegen, welche wir Krankheit nennen, schreitet mit erschreckender Schnelligkeit vor. Eine solche Schnelligkeit aber ist es, mit welcher sich gegenwärtig die Umbildung der Sprache vollzieht. Fast jeden Tag liest oder hört man Formen, Wortbildungen oder Constructionen, welche bisher nicht

für deutsch gegolten haben. Und welcher Art sind diese Neuerungen? Machen sie die Sprache geeigneter für den Zweck des Alltagsverkehrs und fähiger, der Ausdruck höherer Gedanken zu sein? Mehren sie ihren Reichthum an echtem Gute, ihre Klarheit, ihre Leichtigkeit und Anmuth? Meistens ist gerade das Gegentheil der Fall. Das einfache, scharf bezeichnende Wort weicht dem phrasenhaften, unbestimmten, schiefen; die Ausdrucksweise wird weitschweifiger, oft leer und nichtssagend, schwerfällig und ungeschickt, verworren und häßlich. So sind alle, welche ein Herz für unsere Sprache und Sinn für ihre Eigenart haben, darüber einig, daß es mit dieser Sprache mehr als je zuvor abwärts geht und einig auch in dem Wunsche, ihren Verfall aufzuhalten. Warnungsrufe sind oft erschollen und mögen auch bei einzelnen gefruchtet haben; mehr Wirkung als alles andere, was bisher zur Schärfung des Sprachgewissens geschrieben ist, wird, so hoffe ich, das ausgezeichnete Buch von Wustmann haben, welches er „Allerhand Sprachdummheiten" betitelt hat.

Eine schlechte, von der natürlichen Redeweise mehr oder minder absichtlich abweichende Sprache hat es schon seit Jahrhunderten gegeben. In der Zeit, wo Klopstock die Begeisterung für die Muttersprache im Herzen Unzähliger entzündete, kamen im Kanzleistile Dinge vor, wie: „Ew. Wohl- und Hochedelgeboren werden in unentsunkenem Andenken ruhen." Etwas besser ist es seitdem geworden, aber der Amtsstil ist noch immer in hohem Grade zopfig: er verschmäht das Gewöhnliche, Kluge und Einfache und sagt, wie Wustmann unter anderm anführt, „namhaft machen" für „nennen", „unterstellen" für „annehmen", „Behuf" für „Zweck"; er liebt ungeheuerliche Substantiva, wie „Inbetriebsetzung", und baut seine Perioden so schwerfällig wie möglich. Der Amtsstil und das ihm verwandte Juristendeutsch haben einen nicht geringen Antheil an der Verkommenheit unsers Zeitungsdeutsch, für dessen Urheber außerdem noch der von Wustmann wol nicht beachtete Milderungsgrund geltend zu machen ist, daß der Zeitungsschreiber ja oft genug sein Manuscript Blatt für Blatt dem Druckerjungen noch naß übergeben muß. Das aber ist allerdings nicht zu leugnen, daß die Tagespresse der Kanal ist, durch welchen die schlechte Sprache im breitesten Strome hereinbricht. Aber daneben leisten auch viele von denen, welche Bücher schreiben, Unglaubliches in der Verhunzung der Sprache. Die Kunstschriftsteller, die Historiker, die Politiker, die Pädagogen, die Mediciner und Naturforscher bilden ihre Fachausdrücke — „fachliche Ausdrücke" heißt es jetzt, was Wustmann mit Recht als sprachwidrig rügt — oft in vorständnißlosester und rohester Weise: die einen reden von „Pergamonfunden", „Olympiametopen" u. s. w., die andern von „Epochen", wo gar keine vorliegen, die einen von einer „Tunisfrage", die andern von „zeichnerischer Begabung" u. s. f., denn wenn ich auf die Wortschöpfungen der Naturforscher („Naturwissenschaftler" heißt es im Jargon) und der Aerzte käme, so wäre kein Ende abzusehen. Dazu kommen dann die „nichtfachlichen" Sprachsünden, in falschen Wortbildungen, falschen Phrasenbildungen, Declinations- und Conjugationsfehlern bestehend, und persönliche Ungeschicklichkeiten und Verirrungen jeder Art, die zuweilen so weit gehen, daß die Leute das gerade Gegentheil von dem sagen, was sie sagen wollen. „Nicht unübel" statt „nicht übel" führt Wustmann unter anderm an.

Der systematische Theil des Buchs hat drei Hauptabschnitte: „Zur Formenlehre", „Zur Wortbildungslehre", „Zur Satzlehre". Im ersten Abschnitte warnt Wustmann unter anderm vor dem falschen Umlaut, wie er in „Böte, Täge, Krägen" erscheint, vor dem aus dem Niederdeutschen stammenden s des Pluralis, das man übrigens bei Wörtern wie „Uhu" und „Känguruh" ganz ruhig anwenden sollte, vor Fehlern, die einer unwissenschaftlichen Schulmeisterei entstammen wie „mit bewährtem christlichen" (statt: christlichem) Sinne, vor dem neumodischen „Friedrich des Großen" statt „Friedrichs d. Gr." u. s. w. Unrecht hat er wohl, wenn er zwar „Wolframs von Eschenbach", aber „Leopold von Rankes" — natürlich nicht Ranke's, ein Unfug, den er gleich darauf geißelt — geschrieben wissen will. „Verhaftung Erfurter Bürger" erklärt er für unrichtig. Es ist allerdings gegen die Grammatik, aber wer sieht gegenwärtig in „leipziger, erfurter" u. s. w. etwas anderes als unflectirbare Adjectiva?

Von Wortbildungen verdammt er solche, wie „Entscheid" für Entscheidung, „Entsatz" für Entsetzung, „z. B. Emin Paschas", im letztern Falle jedenfalls mit Unrecht. Die „Entsetzung Emin Paschas" werden wir vielleicht erleben, „seinen (angeblichen) Entsatz" haben wir erlebt. Ganz unsinnig sind Zusammensetzungen wie „Tintefaß, Visitekarte Kohlezeichnung", welche in einen Abgrund von Unwissenheit und — wenn ich es bilden darf — Sprachgefühllosigkeit blicken lassen. Das unorganische s in „Liebesdienst" (neben „liebedienerisch"), „Geschichtsforscher", „rücksichtsvoll" und andere Zusammensetzungen, deren erster Theil ein Femininum ist, mag man beklagen; los werden wir es nicht mehr. Ebenso wird sich das greuliche „Goethe'sch", „Halle'sch" für „Goethisch", „Hallisch" wol nicht mehr vertilgen lassen. Sehr Beherzigenswerthes lesen wir über die „Modewörter", wie „das Fehlen" statt „der Mangel", „das Wissen, das Können, das Wollen", „zielbewußt, unentwegt, voll und ganz", Wörter, deren massenhafter Gebrauch für den Sprachgigel bezeichnend ist. Hierher gehört auch „der Schwulst" von Wörtern wie „verabzügen" für „abziehen" (Bureaustil), „beeinflussen", „Rückerinnerung"; auch „beanlagt" und das aus dieser schlechten Neubildung durch eine unbegreifliche Verwechselung hervorgegangene „veranlagt" erwähnt Wustmann hier. Von den Provinzialismen, welche er besonders rügt, erwähne ich hier nur das von Norddeutschen so oft den Süddeutschen gedankenlos nachgebrauchte „beiläufig" für „ungefähr". Unter den Fremdwörtern hätte ich gerne das famose „meritorisch" erwähnt gefunden, welches die österreichischen Journalisten, die es mit Vorliebe gebrauchen, offenbar zum Theil selbst nicht verstehen, denn sie brauchen es in verschiedenem Sinne. Was heißt „meritorisch" und

wie kommt es zu der Bedeutung, die es am häufigsten zu haben scheint?*)

Der dritte Theil, der syntaktische, nimmt mehr als die Hälfte des Buches ein. Ich kann hier nur weniges hervorheben. Ein ganz junger Fehler, der aber wie die Wasserpest wuchert, ist der, daß man das „nicht sortirende («die Frage ist eine ästhetische») sondern einfach urtheilende" Prädikatsadjectiv mit dem unbestimmten Artikel versieht und flectirt. „Diese Forderung ist eine durchaus gerechtfertigte", „dieses Gedicht ist ein dem ganzen deutschen Volke theures"; so auch mit „kein": „Die Rührung ist keine erkünstelte". Mehr als die Hälfte unserer Journalisten scheint diesen schmählichen Sprachfehler für eine werthvolle Errungenschaft zu halten. Sehr wichtig sind auch die Kapitel über den Misbrauch des Imperfects („waren" Sie schon in Rom? statt: sind Sie schon in Rom gewesen?); über die falsche Weglassung von „worden" beim nicht präsentischen Perfectum, — das präsentische liegt z. B. vor, wenn die Stimme von oben von Gretchen sagt: (Sie) ist errettet —; über die in der Prosa nur ausnahmsweise zulässige Weglassung der Hilfszeitwörter „sein" und „haben". Weniger wichtig und auch nicht so vollberechtigt dürfte die Forderung sein, „welcher, welche, welches" auch aus der Schriftsprache zu verbannen, weil die natürliche mündliche Rede nur das Relativum „der, die, das" kenne. Vortrefflich ist, was über Indicativ und Conjunctiv in Inhaltssätzen gelehrt wird. Es muß heißen: „Ich weiß (du weißt), daß es wahr ist, ich glaube, daß es wahr ist (sei); du glaubst, daß es wahr sei; ich behaupte, daß es wahr sei." — Von den folgenden Punkten sind einzelne schon erwähnt, andere sind für Leser, wie wir sie voraussetzen, ohne Bedeutung, wieder andere würden eine eingehendere Besprechung fordern, als sie hier zulässig ist. Von diesen mögen die Abschnitte über die Wortstellung, über die Interpunktion und endlich das Schlußkapitel „Flüssiger Stil" als musterhaft und geradezu classisch hervorgehoben werden.

*) „Man trat in den meritorischen Theil der Berathung ein", heißt doch wol „in den sachlichen".

Das Wustmann'sche Buch ist von unschätzbarem Werthe. Es sollte in der That in den Händen eines jeden sein, der, wie es auf dem Titelblatte heißt, öffentlich zu reden hat. Wer selbst keinen einzigen von den hier gerügten Sprachfehlern macht — es werden das auch unter den wirklich Gebildeten gar nicht so viele sein —, der wird den geistvollen und scharfsinnigen Erörterungen des Verfassers dennoch mit großem Genusse folgen und wird, sei es beistimmend, sei es widersprechend, sein Sprachverständniß vertiefen und klären.

Ich wünsche dem Wustmann'schen Buche hunderttausende von Lesern. Adolf Brieger.

Plattdeutsches.

1. De Stadthauptmann von Fredenhagen un de falsche Bismarck. 'Ne plesirliche Geschicht in meckelnbörg'sche Mundort. Von Otto Kuß. Minden i. W., Köhler. 1891. 8. 3 M.

Der Verfasser unserer Erzählung begegnet uns nicht zum ersten mal. Durch seine beiden frühern plattdeutschen Veröffentlichungen: „Ut mine Ferientid" und „De Wiwerfind", die auch in diesen Blättern die gebührende Berücksichtigung gefunden haben, hat er sich als einer der würdigsten Nachfolger Fritz Reuter's rasch einen Namen gemacht. Auch die vorliegende Geschichte, die dem Fürsten Bismarck, dem echten, gewidmet ist, beweist wieder ein ungewöhnliches Erzählertalent und die Gabe, echte, treue, kreuzbrave Menschen mit all ihren Tugenden und Schwächen, ihren Thorheiten und Wunderlichkeiten in der vollen Frische und anheimelnden Natürlichkeit ihres niederdeutschen Wesens in Rede und Denkweise zu zeichnen. Und versetzen uns die früher erschienenen Geschichten auf das flache Land, in bäuerliche Umgebung, so ist es diesmal das mecklenburgische Kleinbürgerthum, das die Gestalten für eine wirklich pläsirliche Erzählung geliefert hat, eine Handlung, die in Fredenhagen spielt und nach mancherlei Verwickelungen, die nicht allzu tragisch zu nehmen sind, mit der Heirath schließt. Mehr möchten wir, um dem Leser nicht vorzugreifen, über den Inhalt der Fabel nicht mittheilen. Nur können wir uns nicht versagen, auf die köstliche Schilderung des Schützenfestes aufmerksam zu machen, die ein Muster von Kleinmalerei ist, während die Darstellung des Stadthauptmanns Behlboom, der gelungensten Gestalt unserer Dichtung, von einem packenden, sprudelnden Humor eingegeben ist, daß dieser Anführer der Fredenshäger Schützencompapnie mit den „Generalleutenantskordilljören" und jener „änjenehmen Mischung von Rheinländer und Uckermörker Spräche, die älle Leute jefällen thut und sich jräde so schön änhört, wie en juter Krock mit Rothwein schön schmecken thut", von selbst zum Mittelpunkte der ganzen Erzählung wird. Von Gewerbe ist er ehrlicher Schornsteinfeger und auch sonst eine grundehrliche Haut, aber ein Uebermaß von dichterischer Begabung verschuldet es, daß bei ihm alles, was er sich oder was andere ihm einbilden, im bloßen Umsehen zu baarer Münze wird und da, wo sein Rangesbewußtsein und Ordensstolz gekitzelt wird, selbst solch ein Hopphei aufhört, einfach blödsinnig zu sein, wie der, den seine besten Freunde sich mit ihm erlauben, als sie ihn durch einen angeblichen außerordentlichen Gesandten von Japan für seine zukünftigen Verdienste um die Feuerwehren des Kaiserreichs zum Ritter des hohen Ordens von der aufgehenden Sonne schlagen lassen.

2. Kettlich' Kinner. Von Max Blum. Leipzig, Reißner. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

So, Kinner — nu schick ick jug in de Welt, in de wide Welt; glatt uptakelt sünd ji jo, un wenn jug rug' Butensid ok mal hen un wedder anstöten süll, so is dat nich slimm un ok nicht bös meint. Dat blot gew ick jug mit up den Weg, dat ji vergnäugte Stunn' herbiführen moegen. Un nu wünsch ick so recht von Harten, dat ji allein lopen liren, dat ji jugen Weg un oewerall gaud Upnam finn' müggten. Ick heww't Minig dortau dahn.

Ja, das können wir dem Autor von „dit Bauk", dem er die vorstehenden Worte vorausschickt, bestätigen: er hat das Seinige dazu gethan, um den vier lustigen Erzählungen, die er uns bietet, auf ihrem Weg und überall eine gute Aufnahme zu sichern. „De leiw Fründschaft", „Dokter Dörbecken sine Kuren un Turen", „Sei hewwen't sick markt" und „Düsterstegsch Kleebladd, Prester, Köster un Nachtwachter" — alle vier Länschen, sie sind geschickt erfunden, flott erzählt und überbieten sich durch einen sprudelnden, köstlichen Dialog, der so meisterhaft geführt wird, daß der unbetheiligte Leser selbst Partei ergreifen und schließlich froh sein muß, wenn ihm dabei der Athem nicht ausgegangen ist. „So, kettlich' Kinner" — und nun geht hin und bereitet in recht viel Häusern eine frohe Stunde.

Zur Dante-Literatur.

Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Drei Theile. Vierter unveränderter Abdruck der berichtigten Ausgabe von 1865/66. Leipzig, Teubner. 1891. 8. 9 M.

Diese als ausgezeichnet seit einem halben Jahrhundert rühmlichst bekannte deutsche Uebersetzung der „Göttlichen Komödie" erscheint nun abermals, und zwar in einer billigen und dabei höchst anständig hergestellten Ausgabe, trotz den zahlreichen gleichen Unternehmungen der letzten Jahre. Die Uebersetzung in reimlosen iambischen Versen vereinigt bekanntlich möglichste Worttreue mit schlicht ansprechender Ausdrucksweise, und die begleitenden Anmerkungen und Erläuterungen bilden den reichhaltigsten und gründlichsten Commentar zu der gewaltigen Dichtung. Darüber hat Referent sich bereits in seinen kritischen Bemerkungen zu der damals erschienenen neuen Ausgabe ausgesprochen und die gegenwärtige bietet ihm keinen Anlaß, auf das Besprochene nochmals einzugehen, da sie sich ja ausdrücklich als „vierter unveränderter Abdruck der berichtigten Ausgabe von 1865/66" ankündigt.

Wiederum beigefügt sind den drei Bänden sämmtliche Vorworte von Philalethes, dazu aus dem Abdrucke des Jahres 1871 ein „Historisches Vorwort zu den gesammten Ausgaben" von J. Petzholdt, das bis zu dem genannten Jahre reicht; außerdem an Kunstblättern dem ersten Bande das bekannte Jugendporträt Dante's, leider wie in frühern Ausgaben mit dem fremdartig scharfen Gesichtszuge, insbesondere dem willkürlich ergänzten linken Auge, das ja auf der Originalfreske Giotto's zerstört ist, nach der entstellenden Restauration von Marini, dem zweiten Bande das schöne Bildniß des königlichen Uebersetzers selbst vom Jahre 1872, dem dritten Bande die sinnvolle Darstellung Philalethes' auf dem Todtenbette, über ihm in den Wolken schwebend das dem Könige überraschend ähnliche Profil des Dichters, nach H. Bürkner's Radirung vom Jahre 1879.

Die drei Ausgaben seit 1865 tragen, wie die gegenwärtig vorliegende, auf dem Titel die Bezeichnung „unveränderter Abdruck der berichtigten Ausgabe von 1865/66". Das betrifft lediglich den Wortlaut der Uebersetzung, der ja allerdings ohne Veränderung wiedergegeben ist; eine andere Frage aber ist es, ob jene Ausgabe im strengen Sinne des Wortes eine „berichtigte" genannt werden darf; Referent wenigstens kann nicht umhin, einigen Widerspruch dagegen zu erheben. Wenn er seine, allerdings geringfügigen Ausstellungen vom Jahre 1866 vergleichend heranzieht, so überzeugt er sich, wie sie zum Theile unberücksichtigt geblieben sind, und nicht etwa an zweifelhaften Stellen, sondern an solchen, wo abweichende Lesarten des Originaltextes keine Entschuldigung zulassen. Es sei gestattet, einiges davon aus dem dritten Bande („Paradies") hervorzuheben!

In Gesang 8, 36 muß es offenbar heißen „zu denen" (a quali) statt von denen; 14, 80 „Gesehnem" (vedute) st. Gescheh'nem; 17, 88 „harren" (t'aspetta) st. hören; 24, 69 „er — zählt" (ripose) st. du zählst; 25, 76 „seinem" (lo stillar suo) st. deinem; diese geringe Zahl ließe sich leicht vermehren. Schleichen sich solche Versehen in den ersten Abdruck ein, so mag das verzeihlich sein; ist aber öffentlich auf dieselben aufmerksam gemacht worden, zumal in einem so gelesenen Blatte, so kann es doch nicht gut geheißen werden, sie durch vier folgende Ausgaben fortzuschleppen und so auch die jetzige als „vierten unveränderten Abdruck der berichtigten Ausgabe von 1865/66" in die Welt zu schicken. Das herrliche Buch wird freilich auch ohne dies seine Abnehmer finden, und Referent wäre am wenigsten geneigt, ihm die Zahl derselben zu verkürzen.*)

Theodor Paur.

*) Am Schlusse meines vorigen Referates, Nr. 44 d. Bl., S. 691, Z. 2, ist das Wort „Gebiete" hinter „auf diesem" ausgefallen.

Feuilleton.

Für den Weihnachtstisch empfiehlt sich Ludwig Ganghofer's vortreffliche ältere Hochlandsgeschichte voll Saft und Kraft: „Der Jäger von Fall", die jetzt, zum zweiten male aufgelegt, in sehr hübscher Ausgabe mit vielen künstlerisch entworfenen und schön ausgeführten Illustrationen von Hugo Engl bei Bonz u. Comp. in Stuttgart zum Preise von 3 M. 50 Pf. erschienen ist. Der eingehenden und diese Dichtung Ganghofer's nach Verdienst würdigenden Besprechung in Nr. 31 d. Bl. f. 1883 wüßten wir nichts hinzuzufügen.

Desselben Verfassers erst vor zwei Jahren im gleichen Verlage und in entsprechender Ausstattung erschienene Sammlung: „Es war einmal... Moderne Märchen", ist gleichfalls unverändert neu herausgegeben. Preis 3 M. Seit der ersten Anzeige in Nr. 49 d. Bl. f. 1889 mit dem Büchlein viel vertrauter geworden, können wir bei der dort gegebenen günstigen Charakteristik nur bestehen bleiben; aber wenn es sich um die Wahl zwischen beiden Büchern handeln sollte, so griffen wir lieber nach etwas Ganzem und Vollgereiftem, wie es „Der Jäger von Fall" ist.

— (Eingesandt.) Mit dem Plane beschäftigt, eine eingehende biographisch-literarhistorische Arbeit über den 1868 zu Linz verstorbenen ausgezeichneten Dichter der „Studien" Adalbert Stifter abzufassen, welche insbesondere auch seine Stellung zur zeitgenössischen Literatur darlegen soll, erlaube ich mir an alle Freunde des Dichters und an alle jene der noch Lebenden, die ihm persönlich näher gestanden sind, die höfliche Bitte zu richten, Briefe von oder an Stifter, etwaige Aufsätze, Gedichte, Stammbuchblätter oder dergleichen von ihm oder auch Mittheilungen von Persönlichkeiten, die ihm nahe gestanden, entweder in Originalen, die auf Wunsch dankend zurückgestellt werden, oder in Abschriften an meine Adresse gelangen zu lassen. Auch Mittheilungen von Recensionen der Werke des Dichters in wenig bekannten ältern Journalen, Abschriften von Schriftstücken, die für den Lebenslauf des Dichters wichtig sind, und ähnliche gedruckte oder handschriftliche Blätter würde ich mit Dank entgegennehmen.

Dr. Anton Schlossar,
Custos der k. k. Universitätsbibliothek zu Graz (Steiermark).

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Helmuth von Moltke's Werk „Der Deutsch-Französische Krieg 1870—71" ist von Clara Bell und Henry W. Fischer ins Englische übersetzt worden und zahlreiche englische Zeitschriften, wie „The Edinburgh Review", „The Saturday Review", besprechen das Werk eingehend. Wir beschränken uns auf die Beurtheilung, welche „The Athenaeum" gibt: „Dieses Buch ist mehr als ein Auszug aus der officiellen Geschichte des Kriegs, denn so werthvoll und glaubwürdig diese auch ist, so kann sie doch nur als eine Chronik der Ereignisse betrachtet werden. Hier hingegen ist die Erzählung, wenn sie auch zuweilen etwas trocken sein mag, beleuchtet durch Gedanken und Absichten, die überhaupt nur wenigen und keinem so gut bekannt waren als dem verstorbenen Feldmarschall. Ueberdies wird das Werk bereichert durch gelegentliche werthvolle Erläuterungen.... Die Merkzeichen dieses literarischen Vermächtnisses sind äußerste Einfachheit, völlige Ehrlichkeit, Bescheidenheit und liebevolles Urtheil. Das Ich wird angelegentlich in den Hintergrund gedrängt, die Fehler und Miserfolge der Deutschen werden nie verschwiegen, während die Verdienste und die Erfolge ihrer Gegner mit Großmuth und Theilnahme anerkannt werden. Andererseits werden Fehler in den Ansichten, von wem sie auch immer begangen sein mögen, oder selbst Fälle schlechter Führung in milder Weise behandelt und der Verfasser zeigt augenscheinlich den Wunsch, eine möglichst günstige Ansicht zu gewinnen. Vor allem liegt der Klang der Wahrheit in jedem Satze. Wir fühlen, daß der Verfasser auf Wahrhaftigkeit, auf unbedingte und volle Wahrhaftigkeit, als auf eine heilige Pflicht hinblickt, und da wir wissen, daß er nicht allein die besten Mittel besaß, zu erfahren, was geschah und wie es geschah, sondern daß er auch unermüdlich war, Zeugnisse zu erlangen, abzuwägen und zu vergleichen, so kann seine Geschichte des größten und bemerkenswerthesten europäischen Kriegs seit 1815 als unbedingt genau angesehen werden.

— Das Octoberheft der „Dublin Review" bespricht das Werk von Athanasius Zimmermann über „Maria die Katholische": „Zimmermann verbindet mit deutscher Geduld in der Forschung und mit unermüdlichem Fleiße die Fähigkeit, in seinen Worten seinen Charakteren Leben und Bewegung zu verleihen. Die schlechte Behandlung, welche Maria Tudor unter den Händen der Geschichtschreiber erfahren hat, die verächtliche Art und Weise, mit welcher ihre Regierung durch einige oberflächliche Bemerkungen abgethan wird wegen ihrer unbedeutenden Stellung in der Geschichte, erfordert einen etwas polemischen Ton und ihr Biograph muß mehr oder weniger auch ihr Vertheidiger sein. Aber Zimmermann hat uns ihre Tapferkeit im Leiden, ihre Feinfühligkeit, als sie ihres Vaters Gnade erlangt hatte, ihren Muth und ihre königliche Haltung in Gegenwart ihrer Feinde und vor allem ihre Hingabe an die Pflicht trefflich geschildert. Er stellt ihre Festigkeit und Entschlossenheit zu dem Wankelmuth und der Unentschlossenheit ihrer Schwester, die Klarheit und Kraft ihrer Sprache zu Elisabeth's schwülstigem und geziertem Stile in Gegensatz, und er zeigt, daß die großen nationalen Bewegungen, wie die Vergrößerung der englischen Flotte und die Ausdehnung des Handels, die gewöhnlich als der Elisabethanischen Zeit zugehörig betrachtet werden, ihren ersten Anstoß durch Maria erhielten."

— Die römische „Minerva" sagt in ihrer Augustnummer über die von R. Ehwald besorgte Herausgabe von „Emil Braun's Briefwechsel mit den Brüdern Grimm und Joseph von Laßberg": „Im ganzen reiht sich dieser Briefwechsel, wenn er auch nicht gerade von besonderer Bedeutung ist, in nützlicher Weise ein in die übrigen ähnlichen Briefwechsel deutscher Philologen und Archäologen, die in den letzten Jahren erschienen sind, und er trägt dazu bei, die vollständige und einmüthige Arbeit einer ausgezeichneten Zahl von Gelehrten bewundern zu lassen."

Bibliographie.

Beste, J., Wilhelm Beste. Ein Lebensbild. Mit dem Bildnis des Verewigten. Wolfenbüttel, J. Zwißler. 8. 3 M.

Cassel, P., Die Spree und ihr Name. Eine erneuerte Anmerkung. Berlin, Bibliographisches Bureau. Gr. 8. 20 Pf.

Dollinger, J., und W. Suppan, Ueber die körperliche Erziehung der Jugend. Zwei Berichte. Stuttgart, F. Enke. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Erinnerungen an Spanien. April 1889—März 1890. Autorisirte Uebersetzung. Frankfurt a. M., J. Baer u. Comp. 12. 4 M.

Herzsohn, P., Schlehdorn und Rosen. Leiden, E. J. Brill. 8. 5 M.

Menzenbach, J., Ludwig Windthorst in seinem Leben und Wirken, insbesondere in seiner politischen Thätigkeit. 1. u. 2. Lfg. Trier, Paulinus-Druckerei. 8. 1 M.

Ritter, Das deutsche Reich als Staat. I. Entstehung bis 1871/91. Dessau, R. Kahle. Gr. 8. 4 M.

Sprotte, Geschichte des schleswigschen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 9 von seiner Gründung im Jahre 1866 bis zum Jahre 1891. Zum 25jährigen Bestehen des Regiments auf dienstliche Veranlassung zusammengestellt. Mit 1 Uebersichtskarte und 1 Plan. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Weber, H., Der Name „Bamberg". Eine historisch-etymologische Studie. Bamberg, Schmidt. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta’schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Cotta’scher Musen-Almanach

für das Jahr 1892.

Herausgegeben von **Otto Braun.**

Mit sechs Kunstbeilagen.

12°. 320 Seiten. In elegantestem Einband Preis M. 6 —.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Heinrich Schliemann’s Selbstbiographie.

Bis zu seinem Tode vervollständigt.

Herausgegeben von **Sophie Schliemann.**

Mit einem Porträt in Heliogravüre und 10 Abbildungen.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine Einzelausgabe der sehr interessanten und charakteristischen Selbstbiographie des berühmten Entdeckers von Troja, welche allen, die über seinen merkwürdigen Lebensgang und seine erfolgreiche Thätigkeit Näheres zu wissen wünschen, sehr willkommen sein wird.

Ein neues Bildniss Schliemann’s in Heliogravüre und Abbildungen der Hauptstätten seiner Wirksamkeit (Troja, Mykenae, Tiryns) schmücken das Werk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Athenaïs.

Geschichte einer byzantinischen Kaiserin

von

Ferdinand Gregorovius.

Dritte durchgearbeitete Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

In diesem einzigen von Gregorovius verfaßten Romane wird das Lebensbild der durch Geist und Schönheit berühmten Kaiserin Eudokia auf dem Hintergrunde jener Epoche gezeichnet, in welcher das antike Heidenthum den letzten Verzweiflungskampf mit dem Christenthume kämpfte. Diese dritte Auflage ist vom Verfasser noch kurz vor seinem Tode nach Form und Inhalt erheblich umgearbeitet worden.



Kommissionsverlag

wird von großem Leipziger Verlage zu übernehmen gesucht. Energischer Vertrieb, günstige Bedingungen. Anerbieten unter **S. 5608** an Rudolf Mosse, Leipzig.

Ein Jeder,

der sich die Preisliste von **Ludwig Glaesel** jr., **Markneukirchen**, kommen läßt, erspart 20—50 pCt. beim Einkauf von: **Orchester-Instrumenten aller Art, Zithern, Mandolinen, Harmonikas, Musikwerken und Luxusartikeln mit Musik** u. s. w. Preisliste frei.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Gedichte

von

Ferdinand Gregorovius.

Herausgegeben von **A. F. Graf von Schack.**

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Zum ersten male erscheint hier eine Sammlung der Gedichte von Gregorovius, von seinem langjährigen Freunde, dem Dichter und Literarhistoriker Grafen von Schack, herausgegeben und mit einer biographischen Skizze eingeleitet. Die Sammlung gehört mit zu dem geistigen Vermächtnisse des großen Todten und wird dem weiten Kreise der Verehrer seiner Reiseschilderungen und historischen Werke, wie allen Freunden tiefempfundener Poesie willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sakuntala.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von

Edmund Lobedanz.

Achte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.



Zu haben in den meisten durch unsere Plakate kenntlichen Apotheken, Conditoreien, Colonial-waaren-, Delicatess-, Drogen- und Spezial-Geschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 10. December 1891.

Romane.

1. Gräfin Erika. Roman von Martin Bauer. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 1892. 8. 5 M.
2. Dombrowsky. Roman von Ernst Eckstein. Dresden, Verlag des Universum. 1892. Gr. 8. 8 M.
3. Satans Gold. Roman in zwei Bänden von Hans Wachenhusen. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 1892. 8. 8 M.
4. Ferida. Ein Roman aus Ostafrika. Von O. Elster. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 1892. 8. 4 M.
5. Der Maulwurf. Eine neue Bergmannsgeschichte von Oswald Bergener. Leipzig-Reudnitz, M. Hoffmann. 1891. 8. 2 M.

Die Freude ist selten, darum aber desto größer, wenn unter den zahlreichen Erzeugnissen deutscher Romanproduction einige wenigstens als künstlerisch bezeichnet werden können. „Gräfin Erika" und in höherm Maße noch die psychologische Studie einer Künstlernatur, „Dombrowsky", erregen diese, wie gesagt, sehr seltene Freude.

„Gräfin Erika" von Martin Bauer (Nr. 1) bietet ein Bild aus der Gegenwart, das mit scharfer Beobachtungsgabe erfaßt, mit kräftig-sichern Pinselstrichen wiedergegeben und durch die folgerichtig durchgeführte Grundidee: „Alle Schuld rächt sich auf Erden", zu einer einheitlich künstlerischen Composition abgerundet ist. Der Verfasser geißelt den charakteristischen Zug unserer Zeit, die vorwiegend materieller Befriedigung, materiellem Genusse nachjagt, und im unverwandten Ausblick auf das lockende Ziel der Steine nicht achtet, die den geraden Weg versperren. Recht wie Unrecht wird zum leeren Worte für den, dessen Hand sich gierig dem lockenden Glanze entgegenstreckt, sich fest über dem Erhaschten schließt und endlich — wenn sie sich öffnet, damit der glückliche Besitzer sich nun am labenden Genusse des blinkenden Schatzes in Ruhe erfreue — statt des erfaßten gleißenden Goldes nichts als fahle Asche birgt. Wer einzig nach der farbenbunten Schale greift, statt des Kernes zu gedenken, den sie umhüllt, muß der Enttäuschung gewärtig sein, im trügerischen Gewande einen bittern Inhalt zu finden, um so sicherer dann, wenn das Erlangte durch Verschulden gewonnen ist. Mit festen Strichen wird durchgeführt, wie sich die Schuld fort und fort rächt, wie mit den Schuldigen auch Unschuldige an ihren Folgen zu Grunde gehen müssen. Auch im einzelnen zeigen feine psychologische Züge den umsichtigen Schriftsteller, so der Zug im alten Valentin, daß er die als älternlose Waise in das Schloß aufgenommene Eva selbstverständlich stets als „Comteß Eva" bezeichnet.

Sehr schlecht kommen bei diesem scharfen Beobachter moderner gesellschaftlicher Zustände die Frauen weg. Bei den beiden weiblichen Hauptgestalten geht die Verschuldung wenigstens ins Große; einige Nebenfiguren, Lori und Torie, wirken beinahe verletzend in ihrer niedrigen, durch nichts gemilderten Erbärmlichkeit. Die einzig wahrhaft wohlthuende Erscheinung ist Konrad Egloff in seiner urwüchsigen Kraft und Güte. Doch, wie gesagt, der Verfasser hält seiner Zeit den Spiegel vor, und es ist nicht die Schuld des Spiegels, wenn das Bild, das er zurückwirft, weder wohlthuend noch schön ist.

Wer der Schale den Kern zum Opfer bringt, trägt zu dem selbsterwählten Elend auch noch die Verachtung der Erkennenden; erbarmendes Mitgefühl aber empfindet mit dem Herzen, das alles äußere Glück in die Schanze schlägt und für Wahrung seiner Rechte — selbst wenn diese vermeintlichen Rechte thatsächlich das größte Unrecht bergen — den Kampf mit der Welt aufnimmt, um im ungleichen Ringen unerbittlich zu Grunde zu gehen. Unabwendbar ist die Tragik des Geschicks, das an der eigenen Schuld zerschellen muß. Selbst wenn die Gesellschaft, durch Ausnahmsverhältnisse überwunden, verzeihen wollte und könnte, die Schuld bleibt untilgbar wie unsühnbar, und an ihr muß der Schuldige scheitern. Mit ergreifender Kraft, in künstlerischer Vertiefung und Abrundung schildert Ernst

Eckstein in „Dombrowsky“ (Nr. 2) die elementare Leidenschaft, die fortreißt, beseligt und vernichtet in dem Kampfe, den das Herz gegen die Gesellschaft aufnimmt. Dombrowsky ist eine erregbare, feinfühlige Künstlernatur; „die ewige Unbefriedigtheit seines Innern“ schreibt er nicht sich und seiner eigenen Charakteranlage zu, sondern wähnt sie stets im Sein oder Thun anderer, der Nächsten und Liebsten begründet. Er findet das Weib, das einzig ihm das volle Glück des Daseins gewähren kann, nachdem der gereifte Mann schon seit Jahren für das Leben gebunden ist. Mit der Gewalt elementarer Leidenschaft reißt der große Künstler, der bedeutende Mann, der Welt und Menschen kennt, das junge unerfahrene Mädchen mit sich fort, um endlich in blindtobender Eifersucht, die der selbstvergessen in der Liebe Aufgehenden diese ihre Liebe zum Vorwurf macht, das süße junge Geschöpf verzweifelnd in den Tod zu treiben. Auch die Gattin, die Mutter seiner Kinder, die er treulos verlassen, ist dem Schmerze um den Verlust des Heißgeliebten erlegen. Bei dem Suchen nach einem Lebenszeichen des geliebten Mädchens, das er in leidenschaftlicher Wuth von sich gewiesen, findet er den Brief, in dem ihm die Gattin mit ihrer Verzeihung ihr letztes Lebewohl zuruft:

Erschöpft, gebrochen sinkt Felix über das Blatt, das hier und da die Spur einer Thräne zeigt. Er kann sich nicht rühren, noch regen. Alle Gedanken verschwimmen ihm. Nur der eine Lichtpunkt dämmert durch seine Finsterniß — bleich, verlöschend, wie eine Grabeslampe: „So hat mich Klara geliebt! So! So!“

Draußen hat sich der Wind erhoben. Es ist dem verzweifelten Manne zu Muth, als ob die heimlichen Stöße, die an den Fenstern rütteln, menschliche Stimmen wären, die das verzweifelte „So!“ bald höhnisch, bald neckisch, bald wie in lachender Ironie wiederholen.

Es schlägt zehn. Die Lampe qualmt. Eine beklemmende Dumpfigkeit herrscht in dem Raume — und immer noch liegt Felix Dombrowsky breit über dem Tisch, mit den Lippen das Blatt berührend.

Da hört er Stimmen, wirkliche Stimmen, unruhige, hastige, die ihm ein zweites Unheil verkünden.

Jählings fährt er empor.

Auch sie hat ihn ja über die maßen geliebt, sie, die jetzt beim Schimmer der Blendlaterne über die Schwelle getragen wird. Das blonde Haar, das einst sein Glück, seine Wonne gewesen, liegt triefend um ihre Schultern; das halbgeöffnete Auge ist starr, der bleiche Mund wird nie wieder das silberne Lachen ertönen lassen, das wunderliebliche Glöckchen, das von der Zinne des Märchenschlosses verzaubert zu Thale klingt.

Die Fluten des regengeschwollenen Darro haben sie fortgerissen bis an die Brücke des Boabdil. Nun liegt sie da — kalt, starr — eine entblätterte Blume, selbst im Tode noch scheu und lieblich, mit einem flehenden Ausdruck auf dem holden Gesicht, als wollte sie sagen: „Felix, thu' mir nichts!“

Alle Bemühungen, sie ins Leben zurückzurufen, sind fruchtlos. Der Arzt zuckt seufzend die Achseln. Die Morisca liegt langwegs auf dem Boden der Küche und zerrauft sich das Haar. Die Männer, die Ottilien gebracht haben, steigen lautlos die Treppe hinab.

Felix Dombrowsky ist allein bei der Leiche. Man hat die Todte sanft auf ihr Lager gebettet und ihr zu Füßen die Lampe gestellt. Der Sturm da draußen hat sich wieder gelegt. Die Morisca ist eingeschlafen. Die Stille, die Starrheit, der Tod hat Besitz ergriffen von der ganzen verödeten Wohnung; nur aus der Schenke drüben an der Plaza Nueva klingt in lärmender Lustigkeit eine wonnige Melodie herüber, wonnig selbst in der Unvollkommenheit dieser dürftigen Instrumente: „Die Frauen von Torre di Galba“ — und man hört das Stampfen der Tänzer und das Klappern der Castagnetten.

„Die Mädchen von Torre di Galba“, das war die Melodie, nach der er zum ersten male mit Ottilie getanzt, die er, die sie nie hörte, ohne dieses ersten Tanzes zu gedenken. Künstlerisch wie dies Ein- und Ausklingen, das sie einrahmt, ist die ganze Composition durchgeführt. Die ersten Seiten des einleitenden Gesprächs heben sofort in eine Sphäre von Gedanken und Gefühlen, die hoch über der des gewöhnlichen Romans steht. Der Dialog ist ebenso natürlich wie charakteristisch; alle Fäden greifen ineinander, selbst die scheinbar vereinzelten fügen sich als nothwendige Theile in das Gewebe schicksalvoller Verirrung; die Handlung schreitet im Anfang langsam vor, wird aber schneller und schneller mit der gesteigerten Leidenschaft.

Während die Schuld der Gräfin Erika nur verletzt, liegt etwas Erhebendes in dieser Tragik, die den Menschen zu Grunde gehen läßt an dem Gesetz, das er in der eigenen Brust trägt.

Mit „Satans Gold“ (Nr. 3), das den Namen eines so vielgelesenen Autors wie Hans Wachenhusen trägt, hofft man nach der Tragik des Lebens nun die heitere Seite des Seins erholend zu genießen. Doch wie so häufig harrt bittere Enttäuschung dessen, der einem Liebling des großen Publikums Vertrauen entgegenbringt. „Satans Gold“ ist ein planloses Durcheinander von Menschen und Geschehnissen, die nicht den geringsten Antheil wecken können, weil die Menschen ohne Leben und die Geschehnisse ohne vernünftigen Zusammenhang, ohne Motivirung sind. Außerdem läßt die Sprache, die von schwerfälligen Participialsätzen wimmelt und sogar von grammatischen Schnitzern nicht frei ist, den federgewandten Erzähler auch in der äußern Form durchaus vermissen.

Unserm Roman, der nach allen Richtungen hin sich zu verbreiten sucht, genügt heimische Romantik nicht länger, er versucht das sonndurchglühte Gebiet, das sich kaum deutscher Culturarbeit erschlossen, auch schon seinen Zwecken urbar zu machen.

O. Elster, dessen vor kurzem hier anerkennend besprochener Roman „Eine Reichstagsrede“ sich schon — um das ebenso unschöne wie bezeichnende Wort zu gebrauchen — durch „Actualität“ auszeichnete, wird noch actueller in dem Versuche, der schaffenden Phantasie ein neues exotisches Gebiet zu erobern. Leider muß dieser Versuch „Ferida“ (Nr. 6) als nicht gelungen bezeichnet werden. Diese Schilderungen der Natur wie der Menschen im heißen Afrika lassen durchaus den Eindruck des Ursprünglichen, Persönlichen, Selbsterschauten vermissen. So glühend die Farben von außen scheinen, sie behalten die innere Kälte der Copie, nirgends sprüht der geniale Funke des Originals. Die Menschen wie die wildromantische Geschichte, die sich

da zwischen ihnen abspielt auf dem fremdartigen Boden, all das macht, trotz all dieser wilden Romantik, die sich in seltsamer Weise mit bekannter Wirklichkeit mischt, dennoch den Eindruck der Wiederholung alter, längst bekannter, längst abgethaner Schauergeschichten aus „Lederstrumpf“ und Aehnlichem.

Auch Sprache und Stil sind weit flüchtiger behandelt als in der „Reichstagsrede“; es ist nicht einzusehen, warum die Heldin Ferida falsches Deutsch („uns nach dem weißen Priester zu geleiten“) spricht, während sie doch schwerlich Deutsch, weder richtig noch falsch, dagegen ihre Muttersprache richtig redete; warum aber der Verfasser auch im eigenen Namen falsche Präpositionen gebraucht (im „Gegensatz mit“; „läßt die Thür auf“; „jeder von ihnen war seit seiner frühesten Jugend an“ u. s. w.), ist in der That unbegreiflich. Da ist auch die Rede von einem Häuptling, der „mit seinen ganzen Kriegern gemeinsame Sache mit Buschiri gemacht“; merkwürdig wäre es freilich gewesen, wenn er das nur mit den halben Kriegern gethan hätte! — Zu diesen Flüchtigkeiten gesellt sich auch eine auffallend unkünstlerische Thatsache in der Composition: der Verfasser läßt „Hauptmann Wißmann“ persönlich und redend auftreten. Das Buch ist gewissermaßen der Versuch einer Eroberung; eine Eroberung gelingt aber meist nicht auf den ersten Wurf, und doch bleibt der Muth tapfern Beginnens lobenswerth. Auch weiß der Verfasser trotz der mannichfachen Mängel den packenden Stoff so zu behandeln, daß im Eifer flüchtigen Lesens das vielfach Unkünstlerische der Ausführung übersehen werden mag.

Der Besprechung dieser Romane schließen wir die einer Erzählung an: „Der Maulwurf“ von Oswald Bergener (Nr. 5). Wenn auch in ästhetischer Beziehung durchaus ungenügend, so zeigt sie wenigstens das anerkennenswerthe Bestreben einer guten Absicht. Gegen den Socialismus gerichtet, sucht sie die Schädlichkeit einer gewissen Art von Umtrieben klarzulegen. Die Einseitigkeit der Darstellung macht aber eine tiefergehende Wirkung unmöglich; sie verfällt sogar leicht in einen gewöhnlichen Ton, der, wenn er auch die Kreise, für welche das Büchlein direct geschrieben ist, nicht so empfindlich verletzt wie gebildetere Leser, entschieden von jedem vermieden werden müßte, der sich literarisch-erziehlich an diese Kreise wendet. Der „Maulwurf“ wird folgendermaßen geschildert:

> Es war ein verrufener Kerl, der seinen Lohn meist in Bier und Schnaps versoff und seinen Kameraden socialdemokratische Flöhe ins Ohr setzte.

Ein knappes volksthümliches Abthun der Socialisten wird einem Bergrath in den Mund gelegt, der „zornig“ sprach:

> Wie können alle Menschen gleich sein, da sie von der Natur verschieden geschaffen werden. Ebenso gut könnt ihr verlangen, daß alle Kühe gleich sein sollen. Ihr wißt doch aber, daß die eine Kuh viel Milch und die andere wenig gibt. Und da es nun dumme und gescheite Menschen gibt, so wird wol nichts übrig bleiben, als daß die Gescheiten ihr bischen Verstand versaufen, bis sie eben solche Ochsen sind wie die andern.

Auch die Lösung der socialen Frage verspricht ein Bergwerksbeamter, wenn auch erst für die Zukunft:

> Gute und schlechte Menschen gibt's in allen Ständen; das läßt sich nicht ändern. Aber der Gegensatz von Arm und Reich läßt sich versöhnen. Mit andern Worten: es gibt eine Lösung der socialen Frage. Aber diese Lösung herbeizuführen, bedarf es der friedlichen Arbeit eines Jahrhunderts. Ein Gegensatz, der sich in dem Jahrtausende umfassenden Werden unserer Cultur herausgebildet hat, kann nicht im Handumdrehen aus der Welt geschafft werden. Gebe der Himmel, daß kein gewaltsamer Ausbruch die Gesellschaft hindert, das wieder gut zu machen, was sie im rücksichtslosen Vorwärtsstürmen an den Schwachen gesündigt hat.

In der — freilich überaus oberflächlichen — Behandlung der brennenden Frage tritt das Streben nach Versöhnung hervor; das Populär-Naive im Vortrag, wenn es auch oft gewollt naiv erscheint, wirkt beinahe natürlich in den dargestellten Anschauungen, aber gar zu offenkundig liegt die Absicht zu Tage und schädigt die bezweckte Wirkung. Vor allem fehlt aber durchaus das eine, das noth thut: die poetische Belebung der Gestalten und Verhältnisse. In trockener Nüchternheit sind Menschen wie Dinge dargestellt, kein schimmernder Schleier der Dichtung hüllt die an sich gute und zeitgemäße Absicht in das reizvolle Gewand der Poesie.

M. Benfey.

Lyrik.

1. Gedichte von Ferdinand Gregorovius. Herausgegeben von A. F. Graf von Schack. Leipzig, Brockhaus. 1892. 8. 4 M.

Graf Schack, ein langjähriger Freund des am 1. Mai des ablaufenden Jahres verschiedenen Historikers, eines der poesievollsten, die Deutschland hervorgebracht hat, erweist ihm den mühevollen, literarischen Ehrendienst der Sammlung und Herausgabe seiner Gedichte. Sie erscheinen in drei Abtheilungen gegliedert: „Gedichte aus Italien“; „Corsische Wanderung“; „Wanderlieder und anderes“. Nur in vereinzelten Fällen hat der Herausgeber, wie er mittheilt, durch nöthig erachtete Besserungen den vorliegenden Text geändert. Bei einem so entschiedenen Sprachkünstler, wie es Gregorovius war, waren Mängel in formaler Hinsicht am wenigsten zu befürchten. In der That ist das äußere Rahmenwerk mit voller Kunst entfaltet und die lichtvolle Klarheit der strophischen Gliederung läßt die vollendete Grazie des einzelnen Verses in gehobener Anmuth erscheinen. Natürlich fließen diese Gedichte über von jener zärtlichen Verliebtheit in die südlichen Lüfte, wie sie alle weicher gestimmten Söhne des Nordens niemals wieder freigibt, sobald sie den Fuß

einmal über die Alpen gesetzt haben. So umklingt es den Leser oder Hörer dieser Gedichte wie Töne einer schmachtenden Mandoline. Das Meiste ist auf italienischem Boden gereift, die meisten geben italienische Motive in deutschen Reimen. So wird der alte Pinienbaum besungen, der einzige lebende Zeuge aus schöner versunkener Welt; so wird der Abend der Campagna gefeiert mit Farben, über deren malerische Schönheit sich der Schleier elegischer Wehmuth niedersenkt. Andere Vorwürfe gibt die römische Geschichte und immer werden sie zu Poesie. Der Herausgeber hat eine Lebensskizze des vortrefflichen Mannes vorausgesandt.

2. Aus dem Schoße der Zeit. Dichtung in Bildern von Julius Conard. Mit dem Bildniß des Verfassers. Berlin, Struppe u. Winckler. 1892. 8. 4 M.

Der Verfasser reicht uns Sonette, die in hochgehenden, oft krampfhaft verkoppelten Reimen pathetisch-reflectirende und moralisirende Sittenbilder stellen. Daraus ergibt sich der zwitterhafte Charakter des Ganzen. Elegisches, Satirisches, Hymnenhaftes, Episches und Lyrisches fließen in wüstem Durcheinander zusammen in der gleichen, sich selbstgefällig spreizend wiederholenden Form. So lohnt die Kenntnißnahme dieser Poesie nur leidig-fragwürdiger Genuß. Die wechselnden Stimmungen und Themen treten in zu grellen Gegensatz zu dem ständig die nämlichen Reimhaschereien erneuernden, aufgeblähten Schema. In einfacheren strophischen Gebilden, dem Wandel des Inhalts angeschmiegt, hätte der Dichter Besseres erreicht, da es ihm weder an der Fähigkeit, anschaulich zu schildern, noch an Mitteln zu schmuckreichem Ausbau gebricht. Was ihm zu gebrechen scheint, ist Stilgefühl; übrigens auch Compositionskunst. Sein Talent rinnt lyrisch auseinander, wo es straffe Darstellung gilt; die Form verkuppelt die Erzählung pathetischer Reflexion. Als Durchschnittsprobe für des Dichters Können und Nichtkönnen sei das Folgende mitgetheilt:

In bübischer Agenten hohem Solde
Führt die Vermittlerin, die unschätzbare,
Von ihr erspähte, junge Menschenwaare
Ins Land der Frömmigkeit, ins Land vom Golde (?).

Und manche lenzesfrische, junge, holde,
Gar liebliche Gestalt mit blondem Haare,
Zu bald bethört stand an der Unschuld Bahre,
Verloren, wie die Blüte von der Dolde.

Und listig locken sie bethörte Jugend
Dahin, wo sie im Buhlerinnen Schwarme
Zu spät beweinen die begrabne Tugend.

Die Knospe spart man für des Wüstlings Arme,
Die, herb und unreif, reizt die müden Sinne,
Den höchsten Preis zahlt r für solche Minne.

3. Gedichte von Josephine Scheffel. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1892. 12. 4 M.

4. Aus Heimat und Fremde. Lieder und Gedichte von Joseph Victor von Scheffel. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1892. 12. 4 M.

Scheffel's Sohn beschenkt die deutsche Literatur mit den Gedichten seiner Großmutter und einer reichen Sammlung aus dem dichterischen Nachlasse seines unsterblichen Vaters. Hier ist allerdings ein seltenes Beispiel für Vererbung hervorragender Talente gegeben, denn ich nehme keinen Anstand, zu erklären, daß die Scheffel'schen Gedichte an Feinheit und Glätte der Form, nicht selten auch an innerer Harmonie und seelischem Einklange von denen seiner Mutter übertroffen werden; freilich nicht an Stärke des Gefühls und Wucht des Gedankens; dort sind es mehr Stimmungsbilder, was hier in melodischer Verkörperung erscheint. Allerdings, gestehe ich offen, wird durch vorliegende Veröffentlichungen mehr unsere Literaturgeschichte als unsere Dichtung bereichert. Denn wesentliche Ergänzungen zu der unvergeßlichen Dichtergestalt, die vor und in uns lebt, liefert die Nachlese nicht, so wenig wir diese neuen „Lieder Margaretens" und „Werner's Lieder aus Welschland" missen möchten, trotz mannichfacher Anklänge an weltbekannte Motive, wie „Es ist ein Schnee gefallen", oder „Ich sah ein Sternlein glänzen", oder „Jüngst traf ich eine Palme", die nur die Ergiebigkeit der Keimzellen und die Wandelungskunst des Nachbildners bekunden. Vieles des Gebotenen ist auf der Wanderschaft, in der „Fremde" entstanden und birgt für den Biographen unschätzbares Material, indem es gehobene Augenblicke des Scheffel'schen Lebens als gegenwärtige vor ihm emporzaubert. So sind wir dem Sohne Scheffel's zu vielem Dank verbunden und seiner Weihnachtsgabe von Herzen froh, die, umglänzt von des Dichters goldenem Humor, uns einlädt, ein sonniges Stück seines liederreichen Wanderlebens von den fichtengrünen Höhen des Schwarzwaldes hinab an das blaue Tyrrhenische Meer, von den lachenden Uferbreiten der rauschenden Donau hinauf in die thüringischen Berge mit „allweil fidelem" Gemüthe zu begleiten und auf Höhepunkten seiner Fahrt uns mit ihm zu versenken in die Räthsel des Seins und seiner Wandelungen.

5. Neue Gedichte von Rudolf Graf Hoyos. Dresden, Pierson. 1892. 8. 2 M. 50 Pf.

Auch die Gedichte des Grafen Hoyos sind aus dem Leben geboren. Der Geist der Wahrheit schwebt über ihnen, in ihren Versen und Strophen pulsirt die Schöpferkraft des Echtempfundenen, des Selbsterfahrenen, Selbsterlittenen. Aus diesem Mutterboden erheben sie sich in die lichte Höhe des Idealen, ohne freilich immer den Erdenstaub von ihren Schwingen zu streifen. Gleichviel, sie bewahren Farbenschmelz genug, ohne sich prunksüchtig aufzublähen. Graf Hoyos ist ein Meister gedrungener Rede, straffgespannten Ausdrucks. Seine Zeilen sind von strenger Gebundenheit. Jedes Wort ist knapp gefügt und gehorcht entsagungsvoll dem strengen Gebote des scharf umrissenen Rahmens. Man bewundert diese Formkunst um so mehr, als sie die Ergebnisse oft verwickelter, langer Gedankenreihen in so bündigem wie geschmeidigem Reimspiele meistert. Der Inhalt? Er ist so farbenwechselnd,

wie das Weltbild im Dichterauge; so vieltönig, wie seine Menschenherzen beim Auf- und Niedergehen ungleicher Stunden.

6. Ausgewählte Gedichte von Maurice Reinhold von Stern. Dresden, Pierson. 1891. 8. 4 M.

In Maurice von Stern ist seiner Heimat Livland einer ihrer größten Dichter und Deutschland einer der besten gegenwärtigen Lyriker und einer seiner besten Landschaftsdichter überhaupt erstanden. Er ist zu oft in seinen einzelnen Darbringungen in d. Bl. zergliedert worden, als daß neue Analysen anzustrengen wären. Seine lyrischen Landschaftsbilder stellen ihn neben Matthisson. Das vorliegende Buch vereinigt die werthvollsten seiner Gedichte, wie er sie aus bisherigen Einzelheften streng sichtend ausgewählt hat. Nun prangen und duften sie als holde Rosen an seinem dornigen Lebensbaume. Dem vom Schicksal hart und fern umgetriebenen Dichter ist der köstliche Ertrag zu gönnen. Nun erscheinen so viele gramvolle Augenblicke seines Seins doch als poetische Sterne, die mildversöhnend herüberglänzen von dem dunkeln Firmament seiner Vergangenheit. Nun erscheint die Stunde, in welcher er auf dem Montmartre, „von Columbiens gastlichen Gestaden" zurückverschlagen, an Heinrich Heine's Grabe stand, in lieblich-wehmüthiger Verklärung; denn inzwischen ist der Wanderer zum deutschen Dichter gereift, und jener Gruß, den er einst von Jerseys steiler Felsenwand an die baltische Heimat entsandt:

Mein Livland, o mein Heimatland, —
Dir gilt der Herzenston!
Dich grüßt vom fernen Meeresstrand
Ein „ungerath'ner Sohn" —

hat sich nunmehr in das rührende Eingangsgedicht verwandelt, mit welchem der Dichter diese Blütenlese seiner Dichtungen der Mutter widmet:

Das Buch ist dein, wie meines Herzens Beben,
Wie meines Dankes ungetilgte Schuld!
Das Buch ist dein — ach! — wie mein ganzes Leben,
Wie deiner Liebe himmlische Geduld.

Die deutsche Lyrik wird sich mit des Dichters Mutter der düftereichen Spende freuen, die eine so schöne, unvergängliche Erntegarbe aus des Dichters Leben bedeutet. Das Bild des Schnitters, der seiner Arbeit fröhlich sein darf, ist Maurice von Stern denn auch vor andern geläufig. Es entquillt zu natürlich seinem Entwickelungsgange. Ja, das „Schnitterlied", das er uns diesmal singt, zählt zu dem vollendetsten, was ihm, nein, was deutscher Lyrik in letzter Zeit geglückt ist:

Schon erglüht der Rosenfarbe
Dämmerschein;
Wie ein Schnitter auf der Garbe
Schlaf' ich ein.

Keinen Lorber, keine Palme
Will ich mehr;
Liegen doch die reifen Halme
Rings umher!

Ach, es war, ihr Freunde wißt es,
Wild die Glut;
Ewig ruhn — nach allem ist es
Kühl und gut.

Kühlet, kühlt, ihr Abendwinde,
Meine Stirn!
Blink' durchs Blätterdach der Linde,
Nachtgestirn!

Spiele mit den wirren Haaren,
Hauch der Nacht!
Tiefes Dunkel folgt der klaren
Sternenpracht.

Tiefe Stille, o es dunkelt!
Endlos fern
Blinzelt, flimmert, flammt und funkelt
Noch ein Stern.

Und schon seh' ich dich versinken,
Ideal!
Lethe, Lethe will ich trinken
Auch einmal!

Heil'ge Nacht, ich kehre wieder,
Müd' des Lichts,
Und ich sink', wie meine Lieder,
Hin ins Nichts.

Das heißt zu frühe schaffens- und lebensmüde sein; doch auch Goethe seufzte auf der Höhe seines Seins:

Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Im übrigen ließe sich über das „ewige Nichts" doch nur streiten, und wen dies Schnitterlied zu sentimental dünkt, den beneiden wir nicht um sein Simsongemüth. Für uns krönt der Adel dieser weichen Empfindung und die sanfte Wehmuth des Gleichnisses die zarte Melodie dieser Rhythmen und den elegischen Tonfall der feingestimmten Sprache. Und so rufen wir dem Dichter wie einst ein herzliches „Excelsior!", so heute in erhöhtem Vertrauen und gefestigtem Glauben an seine lyrische Berufung ein festlich frohes „Plus ultra!" zu.

7. Das Buch des Herzens. Neue Dichtungen von Edwin Bormann. Leipzig, Bormann's Selbstverlag. 1891. 12. 2 M. 50 Pf.

Auch diese Poesie fließt aus unerschöpflichem, wenn auch matter und dünner strömendem Lauterquell; auch sie ist manchen schönen Kranzes froh geworden. Die heutige Gabe Bormann's gliedert sich in: „Lebensbilder", „Briefe", „Blätter und Blüten", „Lieder", „Schelmenweisheit", „Aus dem Liederschatze der Nachbarvölker". Die „Lebensbilder" knüpfen an Scenen des Tages an, die in lebendiger Anschaulichkeit in glatten Versen vor uns erstehen und stets einen siegreichen Eindruck erwirken. Die „Briefe" richten sinnige Dichtergrüße an Bodenstedt, P. Heyse, V. Blüthgen u. s. w.: eine heiter-anmuthende Gelegenheitspoesie. Die „Lieder" werden schlicht von Herz zu Herzen gehen, ohne zu überwältigen. Die Wurzeln des Bormann'schen Dichtens ruhen ersichtlich in dem festen Grunde einer jeden tiefern Erregung unnahbaren aequa mens. Diese

Poesien bleiben klar und ruhig wie ihre Technik. Leidenschaften haben über sie die Macht verloren. Sie kalauern sich gelegentlich über Widerwärtigkeiten und Fährlichkeiten des Herzens und der Sinne, wie über alle Unebenmäßigkeiten des Seins hinweg. Das ist weislich. Diesen Pegasus wird weder der Hafer stechen, noch wird er mager werden; aber ich fürchte, seine Schwingen könnten verfilzen. Mehr Temperament beweist das Flügelroß offenbar in den folgenden Gängen pro patria.

8. Pro Patria. Zeit- und Streitgedichte und politische Stimmungsbilder vom Oberrhein (1887—1891) von H. Robert. Lahr, Schauenburg. 1891. 12. 50 Pf.

Diese Dichtungen haben Feuer wie bester rheinischer Wein. Solcher politischer Sang mag uns behagen. Seine kraftvollsten Weisen weiht er Bismarck. Selten ist der Fürst in reinern, machtvollern Tönen gefeiert worden. In der That, diese oberrheinischen Lieder sind Bismarck's werth. Möchte der „Kladderadatsch“ mit diesem streitbaren hochgemuthen Sängersmanne paktiren! Seine Gedanken sind kernig, seine Worte wuchtig. Seine Rhythmen sind scharf und hell wie Säbelklang. Seine Strophen gleichen schmetternden Signalen; mitunter wieder sind sie weich und wehmuthsvoll wie Ave-Maria-Läuten. Hutten'sche Verse werden citirt; so durchweht das Ganze ein Hauch Hutten'schen Geistes. Mögen diese Lieder hineinfahren in die lauliche Zeit, wie der Ruf des Wächters von der Zinne verlegene Träumer weckt.

Obwol die bisher gewürdigten Werke in überwiegendem Maße Originaldichtungen boten, so bleibt doch hinzuzufügen, daß sie zum Theile treffliche Nachbildungen ausländischer Poesien in sich schließen. So danken wir Scheffel's Mutter saubere Verdeutschungen von sinnigen Gedichten der Franzosen Théodore Bertrand und Jean Reboul; Gregorovius hinterließ unter seinen selbständigen Gedichten Nachdichtungen corsischer Todtenklagen und „Toscanische Melodien“ nach Texten aus dem Volke, und Bormann beschenkt uns mit einer Reihe poetischer Stücke „nach dem Englischen“ Thomas Moore's, Shelley's und Tennyson's, „nach dem Französischen“ Béranger's, Nicolas Martin's, François Coppée's u. a. Im Folgenden naht uns schließlich eine umfängliche Sammlung von Glanzstücken englischer Poesie in deutscher Uebersetzung:

9. Ausgewählte englische Dichtungen in deutscher Uebertragung. Von Otto Kuntze. Stettin, Nagel. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Uebersetzer eröffnet sein Werk mit Nachbildungen aus Milton's „Verlorenem Paradies“. Er übersetzt Adam's und Eva's Morgengebet aus dem fünften Gesange (V. 153—208) und läßt wunderlicherweise die Unterhaltung, mit der sie abends vorher zur Ruhe gehen, d. h. Vers 598—690 des vierten Gesanges, folgen. Hier habe ich Text und Uebersetzung verglichen. Sie ist auf ehrlichem Wege, aber stolpert doch noch zu sehr über die Schwierigkeit, den in ungleich gedrängterer Form vorgebildeten Inhalt analog in deutschen Worten wiederzugeben. Wo es heißt:

> Silence was pleas'd: Now glow'd the firmament
> With living saphirs —

da dichtet der Deutsche:

> Das Schweigen war entzückt;
> Am Himmel glühten tausend Edelsteine.

Wenn Adam sodann Eva mit: Fair consort! anredet, da setzt der Nachbildner: „Theures Weib!“ als ob dear stände. Sonst sind die Jamben fließend:

> So redend schritten, Hand in Hand, allein
> Sie ihrem wonnevollen Lager zu.

Das klingt sehr anmuthend. Bei Milton steht aber keineswegs ein „Lager“, sondern nur: their blissful bow'r. Diese völlig unbegründeten Abweichungen mußten unterbleiben. Dann folgt ein drittes Stück aus dem „Verlorenen Paradies“, eine Gray'sche Elegie und Lord Byron's „Hebräische Melodien“, sein „Lebewohl“ an die Lady und das

> Ade, ade, mein Heimatstrand —

aus dem „Harald“. Das wundervolle: „Were my bosom as false as thou deemst it to be“ ist selten so kläglich verdeutscht worden, und der metrische Rahmen spannt sich gerade hier so entgegenkommend weit. Wie erbärmlich verschnitten erscheinen jene Verse, die schönsten und inhaltsschwersten, die einer Israelitin seit Sulamith, der Braut des Hohen Liedes, in den Mund gelegt wurden, jene herzergreifenden Worte:

> If the Exile on earth is an Outcast on high,
> Live on in thy faith, but in ruins I will die! —

in dieser Kuntze'schen Verdeutschung, die dem weihevollen Ernste der Vorlage und ihrer düstern Unerschütterlichkeit mit der Verwischung der Gegenüberstellungen jeden Halt und alle höhere Wirkung nimmt:

> Wenn den Irdisch-Verlass'nen der Himmel verläßt,
> Ich halt' meinen Glauben im Tode noch fest.

Das ist gänzlich verfehlt. Das heißt, die Seele des Originals um ein Paar taumelnde deutsche Daktylen verrathen. Weiter gibt Otto Kuntze Stücke aus Shelley, Keats, Coleridge, Longfellow und Tennyson; Japanesisches schließt. Die Auswahl aus den Dichtungen des John Keats verdient an sich alles Lob. Er theilt die „Ode an den Herbst“ mit:

> Season of mists and mellow fruitfulness,
> Close bosom-friend of the maturing sun —

Bei Kuntze:

> O holder Herbst — des Jahres goldne Zeit —
> Der milden Sonne freundlicher Genoß! —

Man sieht, es bleibt vom Original kaum ein Schatten zurück; aber ihn umspielt immer noch ein letztes Glimmen des urbildlichen Glanzes und so retten selbst diese entmannten Zwittergeschöpfe noch einen Schein von Daseinsberechtigung. Auch die „Ode an eine Nachtigall“ theilt der Nachdichter mit und seine Leistung beweist in dieser

Wiedergabe, daß es ihm an offenem Sinn und reiner Empfänglichkeit für seine Vorbilder keineswegs gebricht und er schon auf der heutigen Stufe seines Könnens seine Nachbildungen zu einer Vollkommenheit emporzuheben vermag, wie wir sie in dieser Ode finden. John Keats:

O, for a draught of vintage! that hath been
Cool'd a long age in the deep-delved earth,
Tasting of Flora and the country green,
Dance, and Provençal song, and sunburnt mirth!
O for a beaker full of the warm South —

Vortrefflich bei Otto Kuntze:

O einen Becher Weins, der, jahrelang
Geborgen in der Erde kühler Gruft,
Nach Tänzen schmeckt und Troubadour-Gesang,
Nach Sonnenstrahlen und nach Blütenduft.
O einen Kelch voll von des Südens Glut . . .

Derartiges wiegt dann Unreifes und Halbes auf. Keats ist bei uns wenig bekannt. Nur wenigen Eingeweihten ist er geläufig. Er ist noch nie umfänglicher verdeutscht worden. Vermag uns Otto Kuntze eine Uebersetzung zu verheißen, die sich auf der Durchschnittshöhe vorliegender Probe hält, so stehen wir nicht an, die öffentliche Aufforderung an ihn zu richten, uns eine sorgfältige, dichterische Uebersetzung der „Poetical works" von John Keats zu geben. Die Verdeutschungen, die er uns schließlich unter dem Titel „Japanesisch" beschert, sind nicht nach den Originalen, sondern nach dem Chamberlain'schen Werke: „The classical Poetry of the Japanese" gearbeitet worden. Die sämmtlichen mitgetheilten Stücke schmückt eine höchst gefällige Anmuth. Man vergleiche:

Abend.

Brausen am Strand empor
Wogen mit Macht!
Fort über Blumenflor
Schreit' ich bei Nacht;

Ueber Kusakas Joch
Eil' ich zu dir;
Bist von den Blumen doch
Liebste du mir.

Folgende Verse bilden sodann des ungleichen, aber verheißungsvollen Buches angenehm-versöhnenden Schluß:

Regen und Schnee.

Fern auf Mikanes Gipfel,
Der stolz ragt in die Höh',
Fällt ohne End' der Regen,
Den ganzen Tag der Schnee.

Wie endlos dort der Regen
Und Schnee vom Himmel stiebt,
Lieb' endlos ich mein Liebchen,
Wie ich es je geliebt.

Schauen wir zurück, so hat die deutsche Lyrik diesmal den Weihnachtstisch mit Gaben von seltener Gediegenheit geschmückt. Sie hat das hergebrachte Lamento über ihre Ohnmacht Lügen gestraft. Die Verleger haben das Ihrige gethan, diese reichen Blüten zu auch äußerlich höchst anmuthenden Gewinden zu formen. Möge die bücherlesende Gesellschaft diesen inhaltvollen Darbringungen unserer Dichtkunst und unsers Buchhandels nun ihrerseits eine dankbare Aufnahme bereiten.

Adalbert Schroeter.

Zur französischen Geschichte.

1. Memoiren des Fürsten Talleyrand, herausgegeben mit einer Vorrede und Anmerkungen vom Herzog von Broglie. Deutsche Originalausgabe von Adolf Ebeling. Erster bis dritter Band. Köln, Ahn. 1891. Gr. 8. 18 M.

Die hochgespannten Erwartungen, welche die Geschichtsforschung an die Denkwürdigkeiten des letzten großen Diplomaten alter Schule gestellt hatte, sind bekanntlich unerfüllt geblieben. Vor länger als einem halben Jahrhundert zum Abschlusse gebracht, haben die Aufzeichnungen Talleyrand's einem Geschlechte vorgelegen, das über die Hauptpunkte der von dem Verfasser gehüteten Geheimnisse längst unterrichtet und dadurch in die Lage gebracht worden war, die auf Selbstverherrlichung abzielenden Tendenzen des Verfassers auf den ersten Blick zu durchschauen. Die dadurch bewirkte Enttäuschung hat zur Folge gehabt, daß von dem, was Talleyrand's Memoiren dem Publikum angeblich oder wirklich schuldig geblieben sind, sehr viel mehr die Rede gewesen ist als von dem, was sie in der That gebracht haben. Und doch ist der Inhalt dieses Buchs reicher und lehrreicher, als man da hat wahr haben wollen, wo man auf eine Fundgrube für die archivalische Forschung gerechnet hatte.

Kein Zweifel, daß der Memoirenschreiber sich so geschildert hat, wie er der Mit- und Nachwelt hat erscheinen wollen. Das schließt indessen nicht aus, daß Talleyrand's Persönlichkeit aus dem Buche, das er hinterlassen, lebensvoll und deutlich genug hervortritt, um einen werthvollen, in seiner Weise einzigen Beitrag zur Sittengeschichte der Generation zu bilden, die mit dem einen Fuße im 18., mit dem andern im ersten Drittheile des 19. Jahrhunderts stehend, dem Uebergange von der alten zu der neuen Zeit das Gepräge aufgedrückt hat. Talleyrand stellt sich als Typus des vornehmen Herrn alter Schule dar, der durch die neue Schule gegangen ist und zwar nicht vergeblich gegangen ist. Den von der Bildung des vorrevolutionären Zeitalters getränkten Aristokraten der Geburt und des Geistes verräth bereits die Art seines Vortrags oder (wie man modern sagt) seiner Darstellungsweise. Dieser Vortrag ist von einer Einfachheit und Würde getragen, der man in neuern Büchern der nämlichen Gattung kaum

mehr begegnet. Vielleicht weil er bei der Niederschrift vornehmlich an das Publikum dachte, das vor sechzig Jahren die ausschließliche Leserschaft von Staatsschriften bildete, redet der Verfasser mit der Haltung eines Mannes, dem die Beobachtung des guten Tons zeitlebens für das oberste aller Gesetze gegolten und sich niemals vorzudrängen nöthig gehabt hat, um den ihm zukommenden Platz zu erlangen. Er erzählt, ohne zu dociren, und belehrt, ohne ermüdend zu werden; er erörtert die heikelsten Verhältnisse, ohne je einen anstößigen Ausdruck zu brauchen; er urtheilt ab, ohne die Beurtheilten zu beleidigen — er stellt sich selbst in den Mittelpunkt der Dinge, ohne auch nur mit einem Worte Eitelkeit und Selbstgefälligkeit zu verrathen oder den feierlichen Ton anzunehmen, in welchen gewöhnliche Sterbliche zu verfallen pflegen, wenn sie intime Ueberzeugungen oder bedeutsam gewordene Erlebnisse erörtern. Scheinbar mißt er sich mit demselben Maße, das er an andere legt, und wenn dieses Maß einmal überschritten wird, so ist der Verfasser mit einer Entschuldigung oder einem Scherze bei der Hand, die von immerdar sicherm Geschmacke und glücklicher Laune zeugen. Nach Art wahrhaft vornehmer Leute thut Talleyrand niemals vornehm oder auch nur geziert. Daß die Grundlagen seiner Anschauung aristokratische, in gewissem Sinne exclusiv-aristokratische sind, kann er nicht verleugnen und verräth er mit besonderer Deutlichkeit da, wo er auf den großen Plebejer zu reden kommt, der als Testamentsvollstrecker der Revolution einen systematischen Krieg gegen die Ueberreste des aristokratischen alten Europa führte. Keinen Augenblick aber vergißt der früh geborene Enkel des uralten Hauses Périgord, daß er zu modernen Menschen redet, für welche die Satzungen der Tage seines Emporkommens keine oder nur bedingte Geltung haben, und daß in dem Zeitalter der Interessen- und Ideenherrschaft Anspruch auf leitende Stellungen nur besitzt, wer mit den erstern zu rechnen und die letztern zu verstehen vermag. Als Zögling der „Philosophie" des 18. Jahrhunderts ist Talleyrand in Bezug auf sich selbst, wie in Beziehung zu andern reiner Utilitarier, der seinem Urtheile und seinen Instincten folgt, ohne jemals durch andere Principien als diejenigen des guten Tons und der weltförmigen Sitte belästigt zu werden. Seine Instincte sind aristokratischer, seine Einsichten liberaler Natur. Den Bourbonen dient er ungleich lieber als dem gekrönten Advocatensohne des halbwilden Corsica, sein Urtheil läßt er durch die Vorliebe für die königlichen Oberhäupter seiner Kaste indessen nicht trüben, und wenn es danach zuweilen aussieht, so erklärt sich das aus den Verhältnissen, mit denen der Erzbischof von Autun zur Zeit seiner Niederschrift zu rechnen hatte. Und wie er alle Zeit nach Zweckmäßigkeitsrücksichten geredet und gehandelt hat, so hat er auch nach Rücksichten solcher Art geschrieben und berichtet. Die Frage nach der Wahrhaftigkeit der Talleyrand'schen Memoiren beantwortet sich danach von selbst. Die Zahl handgreiflicher Entstellungen des geschichtlichen Sachverhalts dürfte indessen geringer sein, als man erwartet. Einzelne Ausführungen freilich, z. B. diejenige über den Rücktritt von 1815, werden dem unterrichteten Leser höchstens ein Lächeln abgewinnen können.

Bei einem Buche von dem Umfange und stofflichen Reichthum des vorliegenden verbieten sich Erörterungen über den Inhalt der einzelnen Berichte für eine eng begrenzte Anzeige von selbst. Besonderer Erwähnung bedürfen höchstens die in dem unvollendet gebliebenen Schlußkapitel des Werks (zehnte Abtheilung) enthaltenen Urtheile über einzelne neuere, in unsere Zeit hineinragende Staatsfiguren, insbesondere über die Fürstin Lieven, den preußischen Gesandten Heinrich von Bülow (den Schwiegersohn Wilhelm von Humboldt's), den Grafen Makuszewicz, Lord Grey, Palmerston u. s. w. Den letztern bezeichnet Talleyrand als „einen der gewandtesten, vielleicht den gewandtesten von allen Diplomaten, die ihm in seinem ganzen Leben begegnet sind", indem er ihm „vielumfassende Kenntnisse jeder Art, unermüdliche Thätigkeit, eiserne Gesundheit, unerschöpfliche Hülfsquellen in seinem eigenen Geiste und große Beredsamkeit im Parlamente" nachrühmt. „Zu allem dem kommen außerdem noch seine gesellschaftliche Formen und eine elegante Erscheinung. Nur ein Zug seines Charakters wirft einen Schatten auf seine Ueberlegenheit und hindert ihn, ein wirklich großer Staatsmann zu sein: er ist zu leidenschaftlich." Von diesem Fehler wußte Talleyrand, der nie eine politische Frage als persönliche behandelte, sich allerdings frei. Er mochte von seinem Zeitgenossen St.-Just das Wort: „l'avenir est aux apathiques", gelernt haben.

Der Ebeling'schen Uebersetzung des Talleyrand'schen Buchs kann uneingeschränkte Anerkennung gespendet werden. Wer je aus dem Französischen übersetzt hat, weiß, was es damit auf sich hat.

2. Ungedruckte Memoiren des Bischofs de Salamon. Erlebnisse des Internuntius in Paris während der Französischen Revolution (1769—1801), erzählt von ihm selbst. Genehmigte Uebersetzung der französischen Ausgabe des Abbé Bridier von Matthias Sierp. Münster i. W., Regensberg. 1891. Gr. 8. 5 M.

Das vorliegende Buch ist von andern seiner Gattung wenig verschieden. Zu der Eigenthümlichkeit von Royalisten geschriebener Beiträge zur Geschichte der großen französischen Revolution gehört nämlich, daß sie eine außerordentlich interessante, an dramatischen und romanhaften Einzelheiten überreiche Lektüre bilden, für die Geschichtswissenschaft dagegen so gut wie nichts abwerfen. Von verschwindend geringen Ausnahmen abgesehen, waren die Vertreter und Anhänger des alten Regiments so tief in die Anschauungen dieser überlebten Ordnung eingetaucht, daß sie der Fähigkeit zum Verständnisse des Wesens der Revolutionsperiode vollständig entbehrten. Anschauungen, Zustände und Personen der plötzlich zur Herrschaft gelangten neuen Gesellschaftsschicht blieben den vornehmen Herren der alten Zeit nicht nur unbekannt, sondern völlig

unverständlich. Gewohnt in den ihnen geläufigen Kreisen die ganze Welt — mindestens die ganze in Betracht kommende Welt — zu sehen, vermögen sie zwischen ihren Gegnern so wenig zu unterscheiden, daß sie über sämmtliche Gruppen derselben das nämliche Verdammungsurtheil fällen, jede Orientirung über das Einzelne der politischen Vorgänge für überflüssig halten und daß sie das ihren Personen zugefügte harte Los zum einzigen Maßstabe für die Beurtheilung des gesammten Zeitalters machen. Zumeist in schwere Bedrängnisse und Anfechtungen gerathen, sind diese Zeugen der großen Katastrophe außerdem gar nicht in der Lage, über die sie zunächst umgebenden entsetzlichen Dinge hinauszusehen oder über die neuen Herren der Lage zuverlässige Kunde einzuziehen. Sie sind (wie Siéyès einmal gesagt hat) nur damit beschäftigt, „zu leben", und das so ausschließlich, daß sie über der Sorge um das nackte Leben den geschichtlichen Hintergrund des Erlebten vollständig vergessen.

Dem Verfasser des vorliegenden, an und für sich höchst interessanten Memoirenbuchs ist es in allen diesen Beziehungen genau so gegangen wie der großen Zahl seiner Schicksalsgenossen. Was er über die entsetzlichen Gefängnißmorde des 2. und 3. September 1792 als Augenzeuge berichtet, überbietet an Entsetzlichkeit die kühnsten Erfindungen ausschweifender Romanschreiber, macht aber nichtsdestoweniger den Eindruck strenger Wahrheit und Glaubwürdigkeit. Der jugendliche Vertreter Pius' VI. ist weder ein Held gewesen, noch hat er sich für einen solchen ausgegeben. Rücksichtslos schildert er die Todesangst, die er auszustehen gehabt, und die nichts weniger als heroischen Mittel, durch welche er sein schwer bedrohtes Leben zu retten und dem Blutbade zu entrinnen gewußt, dem seine sämmtlichen Gefährten zum Opfer fielen. Noch ergreifender ist der zweite Abschnitt des Buchs, der die Zeit vom September 1793 bis zum Sommer 1794 (den Höhepunkt der Schreckenszeit und der Guillotinirungen) schildert. Um den Preis bedingungsloser Unterordnung unter die strengen Gebote der Jakobinerdictatur und regelmäßiger Theilnahme an den Wachtdiensten der Nationalgarde ein Jahr lang unbehelligt geblieben, erfährt der päpstliche Internuntius im Herbste 1793 (den Tagen des Girondistenprocesses), daß er von dem Revolutionsausschuß seiner Section (d. h. des Stadtviertels, in welchem er wohnte) gesucht und mit einer Anklage bedroht werde. Er verläßt seine Wohnung und führt dreiviertel Jahre lang das Leben eines gehetzten Wildes. Als Arbeiter verkleidet verbringt der unglückliche Abbé seine Tage auf Irrfahrten durch Paris und dessen Umgebungen, seine Nächte in den Behausungen gutmüthiger Bekannten, neugewonnener Beschützer oder obscurer ländlicher Schankwirthe, die ihre elenden Dachkammern für schwindelnd hohe Preise vermiethen. Wiederholt muß er unter freiem Himmel übernachten, seine Schlupfwinkel in den Paris benachbarten Wäldern aufsuchen, Kälte, Regen und Hunger ausstehen. An opferbereiten Gönnern fehlt es nicht, die Gastfreundschaft derselben darf aber immer nur für kurze Zeit, gewöhnlich zur Einnahme von Mahlzeiten, in Anspruch genommen werden, weil sie andernfalls für alle Betheiligten gleich unheilvoll werden könnte.

Endlich brachte der Sturz Robespierre's (Juli 1794) eine Art Erlösung. Als früheres Mitglied des Parlaments von Paris kannte der Abbé den Abgeordneten Bourdon de l'Oise, einen der Urheber der Thermidorkatastrophe, und dieser Todfeind des gestürzten Robespierre verhalf ihm zu einem rettenden Decret, durch welches die in contumaciam verhängte Todesstrafe kurzerhand und ohne weitere Motivirung zurückgenommen wurde. Beiläufig bemerkt ist Bourdon der einzige revolutionäre Führer von einiger Bedeutung, mit dem der Verfasser in persönliche Berührung gekommen ist und auf dessen — natürlich höchst einseitige — Charakteristik er sich einläßt.

Einen abweichenden Charakter trägt der dritte, sieben Jahre später spielende Abschnitt der Salamon'schen Memoiren, eine Darstellung des Processes, der dem Abbé wegen seiner an den Papst gerichteten politischen Berichte angehängt wurde und der mit der Freisprechung endete, nachdem ein Gerichtsdiener dafür gewonnen worden, die dem Angeklagten ungünstige Geschworenenliste zu beseitigen und durch eine andere zu ersetzen. Für die Verhältnisse der Zeit des Directoriums in mancher Rücksicht charakteristisch, entbehrt dieses Kapitel indessen des dramatischen Lebens der auf die Jahre 1792 und 1794 bezüglichen Berichte.

Daß die Darstellung schlicht und mitunter unbehülflich ist, erhöht die Glaubwürdigkeit und Lebenswahrheit des immerhin merkwürdigen Buchs.

3. Studien über Proudhon. Ein Beitrag zum Verständnisse der socialen Reform von **Arthur Wüllberger**. Stuttgart, Göschen. 1891. 8. 2 M. 50 Pf.

Seine Absicht, der deutschen Leserwelt einige der leitenden Gedanken Proudhon's zu verdeutlichen und insbesondere festzustellen, wie der berühmte französische Socialpolitiker über allgemeines Wahlrecht, Christenthum und Cäsarismus gedacht und was er rücksichtlich „der Organisirung und Centralisirung des Handels" in Vorschlag gebracht — diese Absicht hat der Verfasser erreicht und dadurch ein gewisses Verdienst erworben. Ueber die Natur dieses Verdienstes täuscht Wüllberger sich indessen ebenso vollständig, wie über den Einfluß Proudhon's auf die französische Entwickelung und über deren angebliche Vorbildlichkeit. Unzweifelhaft ist der Verfasser des berühmten Buchs über das Eigenthum ein tiefer und origineller Denker und im übrigen ein ehrenhafter und bedeutender Mann gewesen: seine Bedeutung für die neuere sociale Entwickelung Frankreichs muß dagegen als eine höchst bedingte bezeichnet werden. Abgesehen davon, daß Proudhon's Stärke wesentlich auf der Seite der Kritik lag und daß er rücksichtlich seiner letzten praktischen Ziele niemals zum Abschlusse gelangt, niemals schöpferisch-positiv geworden ist, hat der vielgenannte Mann wegen der Eigenthümlichkeit und Schwierigkeit seiner Ausdrucksweise mit seinen Haupt-

arbeiten bei dem großen Publikum niemals Boden gefunden. Einzelne von Proudhon's Aussprüchen und Kraftworten sind unaufhörlich citirt, gewisse Stücke häufig zu polemischen Zwecken benutzt worden — von der Summe seiner Lehre wissen französische und deutsche Massen dagegen gleich wenig. Die Erklärungen dafür findet der Leser in den Anstrengungen, die ihm durch die Lektüre des von Wüllberger gegebenen, höchst geschickt formulirten Abrisses der einzelnen Proudhon'schen Lehren zugemuthet werden. Logischen Haarspaltungen solcher Art sind weitere Kreise nie und nirgends gewachsen gewesen — am wenigsten da, wo sie durch ganze Bände fortgesetzt wurden. Ueberdies weiß oder ahnt heutzutage auch der Halbgebildete, daß praktische Aufgaben nicht auf theoretischem Wege gelöst werden und daß der Versuch, die beste Gesellschaftsform a priori zu construiren, verlorene Liebesmühe ist, einerlei, ob er von Denkern, wie Proudhon, oder von mittelmäßigen Köpfen unternommen wird.

Weiter kommt in Betracht, daß der Verfasser sich über die Grenzen von Proudhon's Können täuscht. Wie andere bedeutende Theoretiker, war auch dieser ausgezeichnete Logiker ein durchaus unhistorischer Kopf. Beweis dafür liefert die mitgetheilte, an und für sich höchst interessante, in der Hauptsache durchaus verfehlte Studie über Cäsarismus und Christenthum, weil sie den unerschöpflich reichen Stoff in ein paar geistreich barocke Formeln zu zwängen versucht und von vollendeter Unbekanntschaft mit der Natur des religiösen Bedürfnisses zeugt.

Der Anhang, der sich aus wiederabgedruckten Zeitungsrecensionen zweier unbedeutender deutscher Schriften über Proudhon zusammensetzt, wäre besser gespart geblieben. Des Vergehens, dem bei aller Genialität wunderlichen französischen Denker nicht gerecht geworden zu sein, haben sich zu viele schuldig gemacht, als daß das über zwei dieser Schuldigen abgehaltene Gericht Eindruck machen könnte.

H. S.

Zur Methodik der Literaturgeschichte.

Ueber Literaturgeschichte. Eine Kritik von ten Brink's Rede „Ueber die Aufgabe der Literaturgeschichte" von W. Wetz. Worms, Reiß. 1891. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Es drängt mich zu einer umfänglicheren Berücksichtigung dieser Abhandlung, als ich sie sonst Broschüren angedeihen lasse, weniger um in der Auseinandersetzung zwischen ten Brink und Wetz Stellung zu nehmen, als vielmehr weil ich einer Anzahl von Sätzen aus der Wetz'schen Schrift zu weiterer Verbreitung helfen möchte. Die beiden genannten Gelehrten in Straßburg sind nicht blos vorzügliche Vertreter ihres Fachs, sondern Wetz hat auch das Zeug und den Muth, eine neue und höhere Art der Literaturgeschichte herbeiführen zu helfen. Eine ganze Anzahl von Wetz'schen Urtheilen habe ich schon vor fünf Jahren in meinen Vorlesungen über Shakespeare geäußert, theilweise sogar beinahe wörtlich; ebendarum gereicht es mir zur Genugthuung und zur Freude, wenn ein jüngerer Mann unter seinen Fachgenossen Bahn bricht für eine Reform, welche mir lange schon als wünschenswerth erschien.

Zunächst stimme ich Wetz darin zu, daß der geistige Inhalt eines (dichterischen) Kunstwerks alles übrige bestimmt (richtiger wol: bestimmen soll), also auch Natur und Form des sprachlichen Ausdrucks. Wenn wir uns jenes Inhalts zunächst nur durch die Sprache bemächtigen können, so soll doch der Literarhistoriker nicht meinen, daß diese formale Seite der Poesie darum auch eine selbständige Bedeutung habe, oder gar die wichtigere Hälfte bilde, wie viele Philologen wollen. Ten Brink fordert mit Recht eine Betrachtung nicht nur des ästhetischen, sondern auch des ethischen Gehalts der Werke; Wetz verlangt, daß die großen und schöpferischen Dichter einen Reichthum an tiefen Ideen haben. Alle Hochachtung vor diesen Männern, denn heutzutage gilt es ja für eine Verwegenheit, noch „Ideen" haben zu wollen. Wetz sagt weiter:

> Darum sind auch alle Untersuchungen über Quellen, Entlehnungen von Motiven u. dgl. so unzulänglich, wenigstens wo es sich um schöpferische Genien, nicht um bloße gewandte Versschmiede handelt. Denn selbst dann, wenn wir die nächste Quelle für irgendein großes dichterisches Werk nachweisen können, haben wir damit immer nur einen Theil der Wahrheit. Die sogenannte Quelle eines Werks ist in der Regel nur das letzte, aber nicht das wichtigste Glied in der innern Geschichte dieses Werks, und dieses hat sich weit mehr an dem überlieferten Stoffe als aus demselben gestaltet!
>
> Die frühere ästhetische Literaturgeschichte ging zu sehr auf das Urtheilen aus; sie brachte ihre fertigen ästhetischen Theorien mit und maß die verschiedenen Werke daran. Diese ganze Betrachtungsweise hätte sich sehr wohl von solchen Verirrungen fernhalten können und hat sich auch gelegentlich davon ferngehalten.
>
> Solche, welche das Schwergewicht auf die culturhistorische Betrachtung legten, haben es theilweise zu außerordentlicher Berühmtheit gebracht. Mehrere ihrer namhaftesten Vertreter, wie besonders Gervinus, waren vermöge einer natürlichen Kälte gegen poetische Reize nicht in Gefahr, sich durch künstlerische Nebenrücksichten beirren zu lassen.
>
> Was ist denn im Grunde Gervinus' berühmte Vergleichung Herder's mit Lessing weiter als eine lange Predigt über den Text, daß Herder nicht Lessing, und Lessing nicht Herder war? Derartiges seichtes Gerede hat jedoch das Vorurtheil der Wissenschaftlichkeit für sich, während wirklich wissenschaftliche Behandlungen solcher Aufgaben für elegante Schönrednerei gelten.

Es freut mich, daß Wetz an einer andern Stelle die früher so gefeierten Shakespeare-Erklärer Gervinus, Ulrici und Kreyßig in ihrer ganzen Dürftigkeit bloßstellt; nur würde ich meinerseits Sievers noch höher, Otto Ludwig dagegen tiefer stellen als Wetz thut. Wenn aber Wetz als das letzte und höchste Ziel der analytisch-kritischen Betrachtung

das Gesammtbild der geistigen Persönlichkeit des Dichters bezeichnet; wenn er verlangt, man solle die Elemente der Weltanschauung eines Dichters untersuchen, um seine dichterische Gesammtthätigkeit begreifen zu können, so scheint er mir über das Ziel hinauszuschießen. Ich habe unermüdlich in meinen Vorlesungen darauf hingewiesen, daß der große Künstler ohne den Hintergrund des wahrhaft großen Menschen unbegriffen bleibt; in diesem Zusammenhange müßte ich aber denn doch darauf beharren, daß der letzte Zweck einer literargeschichtlich-ästhetischen Betrachtung doch nur das Kunstwerk selbst sein könne, nicht aber dessen Urheber, weil wir allein zu ersterm ein unmittelbares und dauerndes Verhältniß haben. Auch vertrete ich Wetz gegenüber die Ansicht von ten Brink, daß zunächst nur die Idee des einzelnen Werks betrachtet werden soll; Wetz hingegen will aufsteigen zur Gesammtanschauung des Dichters über Welt und Leben. Das will ich an sich betrachtet gleichfalls. Aber wie will denn Wetz, ohne den Thatsachen Gewalt anzuthun, aus den drei Hauptperioden im Entwickelungsgange Goethe's eine einheitliche, in sich widerspruchsfreie Weltanschauung herausbringen? Wetz ist in Gefahr, die einzelnen Kunstwerke zu bloßen Exemplificationen dieser vermeintlichen Gesammtanschauung herabzudrücken und die unter eine Ueberschrift gehörigen Stellen einer Dichtung, entkleidet ihrer individuellen Färbung, als Beweismaterial zu verkitten. Ich meinerseits erkläre, daß ein Kunstwerk, je bedeutender es ist, um so mehr nur in sich und aus sich selbst verstanden, mit seinem eigensten Maßstabe gemessen werden kann und muß. Für mich hat die Weltanschauung eines großen Dichters trotz den glänzendsten Analysen seiner Werke doch etwas Unmeßbares, weil das in seinen Compositionen und Gestalten niedergelegte Leben reicher und charakteristischer ist als jede religiöse, ethische oder ästhetische Theorie.

Der Satz von Wetz, daß die Kritik nichts wahrhaft Productives zu leisten vermöge, ist mindestens bedenklich, denn die hierher gehörigen Arbeiten von Lessing, Schiller und Goethe sind mehr werth als viele Werke ihrer Epigonen in rein metrischer Form. Wenn Wetz eine Tragödie von Shakespeare wirklich congenial erklären will, so muß er in reproductiver Kritik den ganzen Werdegang und den Bau des Stücks, den Organismus jedes einzelnen Charakters, jeder Scene, ja unter Umständen die Wahl jedes Wortes in sich wiederholen. Dazu gehört denn doch auch eine schöpferische Kraft, nur geringern Grades als die direct productive.

Ich muß es ferner als stilistisch ungenau bezeichnen, wenn Wetz behauptet: „Es genügt, eine Anzahl Grundanschauungen des Shakespeare zu kennen, um daraus die Natur seiner Tragik zu deduciren." Gesetzt, die Grundanschauungen Shakespeare's lassen sich einwandsfrei feststellen, so würde man daraus wohl seinen Begriff des Tragischen, nimmermehr aber die wirkliche Beschaffenheit seiner Gestalten und Situationen ableiten können.

Dagegen stimme ich ohne Einschränkung dem zu, was Wetz über den Einfluß der Philologie auf die Literaturgeschichte sagt. Die für die Feststellung der äußern Ueberlieferung so nützlichen philologischen Methoden durften nicht angewandt werden, um die innere Entstehung großer dichterischer Werke zu erkennen. Es ist so weit gekommen, daß über Goethe nur noch der Goethe-, über den „Faust" nur noch der Faustphilolog mitsprechen darf. Dabei wurde für die wissenschaftliche Erkenntniß von Natur und Wesen der Werke der Literatur nur sehr wenig gethan. Unsere gegenwärtige deutsche Literaturforschung bietet im Ganzen ein wenig erfreuliches Bild dar. Ihr Kennzeichen ist dies, daß sie den philologischen Fragen und dem biographischen Kleinkram übertriebenen Eifer zuwendet, daß es ihr an Ideen und großen Gesichtspunkten fehlt, daß sie an Principlosigkeit oder wenigstens an großer Unklarheit über die Principien krankt. Wir haben nicht wenige, das größte Ansehen genießende literarhistorische Werke, welche in ihrem philologischen Theile ausgezeichnet sind, da aber durchaus ungenügend, wo sie uns über das Wesen des Autors und seiner Werke belehren sollten. Der beste Fall ist noch der, wo sie uns mit einigen vieldeutigen, aber im Grunde nichtssagenden Redensarten abspeisen. Man erschrickt geradezu, wenn man sich überzeugt, wie ausgedehnt selbst bei vielberühmten Literarhistorikern der Gebrauch solcher Verlegenheitsphrasen ist. Aehnlich, obwol bedeutend milder, lautet das Urtheil von Wetz über die Einseitigkeiten und das Schablonenwesen der frühern speculativen Aesthetik.

Seine ganze Streitschrift ist ungemein frisch geschrieben, in einem einzigen, freilich allzu langen Zuge. Es hat mir unendlich wohl gethan, einmal wieder solchem erfrischenden Geistesodem, solch ungebrochener Jugendkraft zu begegnen. Darum wünsche ich diesem Feldzuge von Wetz recht viele Erfolge, wünsche Wetz selbst noch ein reiches inneres Wachsthum und ausgebreitete äußere Wirksamkeit. Der erste Band seines Shakespeare-Werkes ist mit vielem Fleiß und Scharfsinn gearbeitet; ich vermisse aber noch zu sehr die Größe des Geistes, zu welcher ich in der Streitschrift einen bemerkenswerthen Anlauf finde. Wenn dieser junge Mann erst mehrere Häutungen durchgemacht haben wird, dann kann er wahrhaft Bedeutendes auf seinem Gebiete leisten. Glück auf!

Gustav Portig.

Darstellungen aus dem religiösen und kirchlichen Leben.

1. Karl Johann Philipp Spitta. Ein Lebensbild von K. K. Münkel. Neu herausgegeben von O. Mejer. Bremen, Heinsius Nachfolger. 1892. 8. 3 M.

Als vor dreißig Jahren das von Freundeshand entworfene Lebensbild des Dichters von „Psalter und Harfe" zum ersten mal ausgegeben wurde, schrieb Münkel in dem vorausgeschickten Vorwort:

> Das Leben meines unvergeßlichen Freundes Spitta ist im ganzen arm an merkwürdigen Schicksalen und hervorstechenden Ereignissen und insofern nicht geeignet, die Aufmerksamkeit solcher Leser zu fesseln, welche vor allem eine pikante Handlung mit mannichfachen Wechselfällen verlangen. Arm ist das Leben aber darum doch nicht zu nennen und ebenso wenig uninteressant. Es ist ein Spiegel eines reich von Gott begabten Gemüths, das in seltener Harmonie auf dem Grunde eines tiefen und ursprünglichen Glaubenslebens ruht. Spitta's Lebensgeschichte verläuft vorherrschend innerlich und hier liegt die ganze Mannichfaltigkeit und Anziehungskraft, welche seine Person besessen hat und auch dieses Lebensbild noch besitzen wird.

Und in der That, so ist es. Deshalb konnte es auch nur willkommen geheißen werden, wenn von dem Lebensbeschreiber in Mittheilung von Bruchstücken aus Spitta's Tagebüchern und von dessen Briefen ein ausgedehnter Gebrauch gemacht wurde und er den heimgegangenen Dichter als den besten Maler seiner selbst den größten Theil seines Lebens mit dessen eigenen Worten schildern ließ. Gerade diese Mittheilungen aus Spitta's eigener Feder gereichten dem Lebensbilde zur höchsten Zierde und erwiesen sich neben den Liedern und zum Verständnisse derselben der Veröffentlichung werth. Trat doch gerade aus ihnen uns der ganze Mann in sprechender Ursprünglichkeit und Frische entgegen, eine vom Geiste geadelte Seele, welche redet und schreibt, was lieblich und wohl lautet.

Nun hat uns die im vorigen Jahre zu Gotha erschienene neueste (50.) Ausgabe von „Psalter und Harfe" aus der Feder eines Sohnes des Dichters eine biographische Skizze gebracht, welche namentlich nach Seite der poetischen Entwickelung Spitta's die Münkel'sche Arbeit aufs erfreulichste ergänzt. Diese selbst aber hat ihren eigenthümlichen Werth behalten und wird uns jetzt, nachdem sie seit Jahren im Buchhandel vergriffen, durch die Hand des dem Verfasser befreundet gewesenen Präsidenten des hannoverschen Landesconsistoriums, O. Mejer, in einer neuen Ausgabe geboten. Mejer hat an dem, was vorlag, nichts geändert, weder etwas hinzugesetzt noch gestrichen. Wohl aber hat er in der richtigen Voraussetzung, daß der zeitgeschichtliche Werth des Buches dadurch wesentlich erhöht wird, in längern und kürzern Anmerkungen unter dem Texte über den heute nicht mehr allgemein bekannten Zeitgenossen des am 28. September 1859 zu Burgdorf in Hannover aus dem Leben geschiedenen Theologen Lebensnachrichten hinzugefügt, für deren Erbringung ihn seine amtliche Stellung vor vielen andern befähigte.

Wir zweifeln nicht, daß in dieser neuen Gestalt die Münkel'sche Schrift ihre alte Anziehungskraft bewähren wird. Spitta's geistliche Lieder haben sich bis in die Gegenwart einen noch immer wachsenden Kreis von Liebhabern und Freunden bewahrt, werden auch noch auf lange hin unter unserm Volke unvergessen bleiben. Und solange das von den Dichtungen gilt, wird auch die Theilnahme für den Dichter sich ungeschwächt erhalten, dem in dem vorliegenden Lebensbild ein gediegenes, wahrheitstreues Denkmal gestiftet ist.

2. Aus der Jugendzeit. Neue Variationen zu alten Weisen. Von G. Oertel. Leipzig, Böhme Nachfolger. 1891. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Sieben theils längere, theils kürzere religiöse Erzählungen sind es, die da aneinander gereiht sind, Ferienplaudereien, Festklänge, Jugenderinnerungen, eine Weihnachts- und eine Sylvestergeschichte, im Hintergrunde das Pfarrhaus und das heimatliche Dorfkirchlein, hübsch erfunden, zart empfunden, zu schlichtem Strauße gewunden. Der ernstreligiöse Hauch, der sie durchweht, hält sich von lehrhafter Aufdringlichkeit ebenso frei, wie von trüber Griesgrämigkeit. Es ist ein friedevoller, hoffnungsfreudiger Glaube, der das Wort führt. Die Umgebung, in die wir versetzt werden, Landschaft wie Menschen, haben etwas Trauliches, das uns heimlich anmuthet. Hin und wieder freilich ist der Ton etwas zu weich und empfindsam angeschlagen. In der dritten Erzählung „Zu spät", welche eine Reihe von Bildern, nur lose verbunden, an uns vorüberführt, hätte mit dem vorletzten geschlossen werden sollen; durch Hinzufügung des letzten wirkt sie peinlich.

3. Aus Rußlands Steppen. Christliche Erzählungen von Ernst Schrill. Leipzig, Böhme Nachfolger. 1891. 8. 3 M. 50 Pf.

Von seiner Gabe, lebendig und fesselnd zu erzählen, hat der Verfasser wiederholt erfreuliche Proben geliefert. Seine Erzählungen aus dem russischen Leben: „Fahrenhöft" und „Zweimal gestorben", sowie der Roman „Sein Erbe" haben ihm den Dank zahlreicher Leser eingetragen. Auch mit diesem neuen Erzeugnisse seiner Feder führt er uns wieder in die südrussischen Steppen und die Krim mit ihren deutschen und estnischen Colonistendörfern, während im Hintergrund der Rigaische und Finnische Meerbusen und Dorpat, die alte Musenstadt am Embach, auftauchen. Von einer gesund christlichen Weltanschauung erfüllt, bietet er uns ebenso ernst durchdachte, wie launig erfundene und eigenartige Bilder aus dem staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen, dem häuslichen und öffentlichen Leben jenes entlegenen Erdenwinkels, den vor dem westlichen Europa der Türkenkrieg inmitten der fünfziger Jahre so grell erleuchten sollte und der mit den Naturschönheiten seines äußersten Südens seitdem so manchen

Sommergast herbeigerufen hat. Die Menschen, welche Schrill schildert, sind lebendige Gestalten, die auch ohne die prächtigen farbenfrischen Landschaftsbilder, von denen sie umrahmt sind, unsere volle Theilnahme in Anspruch nehmen. Daß ihr Leben und Thun, ihre innern und äußern Erfahrungen in das Licht eines warmen, evangelischen Herzensglaubens gerückt sind, gibt ihnen zum Theil etwas Typisches, Gleichnißartiges, wodurch sie uns ein noch erhöhtes Interesse abgewinnen. Und ganz köstlich sind die halbdeutschen Ostseeprovinzialen gezeichnet. Eine Figur wie die der Frau Mottich, verwitwete Möldersohn, geborene Pungamäggi, wiegt Dutzende von den Drahtpuppen auf, die in einem guten Theile unserer modernen Romane eine Heldenrolle zu übernehmen haben. Ganz besonders sind dem Verfasser auch jene kurzen Erzählungen gelungen, die er zur Veranschaulichung und Erhärtung gewisser Schriftstellen entworfen hat. Gerade hier kommt ihm seine besondere Begabung zu statten.

Undeutsche oder provinzielle Ausdrücke sind, wo sie vorkommen, unter der Linie erklärt; das hätte auch mit „Bolstererbsen“ S. 70 geschehen sollen. Daß die Esten und Letten von den baltischen Deutschen als Sachsen reden, steht mit der angeblichen ersten Besiedelung des Landes durch bremer Kaufleute nicht in Widerspruch, sondern würde hierdurch gerade gerechtfertigt. Unwahrscheinlich klingt, daß der in das Haus eines kleinrussischen Edelmannes und Saufnickels gekommene Felix Dambert als dessen unfreiwilliger Gefangener in seiner wenig beneidenswerthen Stellung ein paar Monate verharrt haben soll, ohne auf Mittel und Wege zur Flucht zu sinnen. Die von dem „Lumpensammler“ auf seine im Straßenstaube gefundenen Papierschnitzel geschriebenen Betrachtungen, so viel Schönes und Ansprechendes sie sonst enthalten, sind doch für einen ehemaligen lemsaler Kleinbürger zu fein und hoch. Auch ist S. 116 die Stelle aus Goethe's „Faust“ nicht richtig wiedergegeben.

4. Der amerikanische Sonntag. Culturhistorische Skizze von Karl Knortz. Zürich, Verlags-Magazin. 1891. 8. 50 Pf.
5. Rom in Amerika. Von Karl Knortz. Zürich, Verlags-Magazin. 1891. 8. 70 Pf.

Wir stellen diese beiden Schriften unsers neuyorker Landsmanns zusammen, da sie beide unter dem gleichen Gesichtswinkel angestellte Beobachtungen religiösen Lebens in den Unionsstaaten wiedergeben.

Auf den amerikanischen Sonntag ist Knortz schlecht zu sprechen. Daß dessen puritanische Strenge ihm keinen Geschmack abgewinnt, ist ihm nicht zu verargen. Aber wenn er nun alles Heil darin erblickt, daß in dem Sonntag lediglich ein gesetzlicher Ruhetag, nicht aber ein religiöser Feiertag der sich in der Mehrheit befindenden Sekte begangen werde, so ist das ebenso einseitig und unevangelisch. Die lächerlichsten Uebertreibungen und scheinheiligen Veräußerlichungen einzelner religiöser Gruppen in den Vereinigten Staaten in Schutz nehmen zu wollen, kann uns nicht beifallen, und doch wird man anerkennen müssen, daß hinter den abstoßenden Zügen immer noch mehr wirklich christlicher Ernst sich verbirgt, als bei jenen alles Idealismus baren deutsch-amerikanischen Bierphilistern, die das für das vornehmste Grundrecht der evangelischen Freiheit und für das kostbarste Unterpfand der republikanischen Unabhängigkeit zu halten scheinen, daß sie nach Herzenslust am Sonntag sich ungestraft betrinken.

Von den seitens der römischen Kirche (Nr. 5) dem gesammten modernen Staats- und Schulwesen drohenden Gefahren haben diese Bier- und Bildungsphilister natürlich nicht die blasse Ahnung. Die Constitution des nordamerikanischen Bundes, die bestehenden confessionslosen öffentlichen Schulen und vor allem die fortschreitende Cultur, in der sie selbst es schon so herrlich weit gebracht haben, sind nach dem kindlichen Urtheil dieser Leute eine mehr als genügende Schutzwehr gegen die ultramontanen Begehrlichkeiten.

Knortz sieht etwas schärfer und legt deshalb unerbittlich die Sonde in die offenen und geheimen Schäden, an denen das Verhalten der Unionsstaaten Rom gegenüber krankt und an denen jene unverbesserlichen Optimisten noch immer mit einer rührenden Einfalt vorübergehen. Knortz ist überzeugt, daß es einfach unmöglich ist, zugleich ein guter republikanischer Bürger und ein gehorsamer Römling zu sein, und erhebt eben in dieser seiner Ueberzeugung seine Stimme gegen die von Rom her drohenden Gefahren. Es sind das so ziemlich dieselben, die auch unsern Staat bedrohen, nur daß jenseit des Oceans die Schulfrage bereits eine brennende geworden. Auch an plumpen Drohungen und prahlendem Wortgerassel, wie wir sie von unsern Hetzkaplanen gewohnt sind, lassen es die dortigen Römlinge nicht fehlen. „Wenn die Katholiken jemals“, schreibt das officielle Organ des Bischofs von St.-Louis, „die genügende Stärke erlangt haben werden, dann ist es mit der religiösen Freiheit dieses Landes vorbei; so sagen unsere Feinde, und so glauben wir.“ Ein anderer Römling, Brownson, bemerkt in seinen „Essays“ mit schätzenswerther Offenheit, das nordamerikanische Volk brauche einen Regenten, und das könne nur der Papst sein. In Washington wird stark daran gearbeitet, daß die Bundesregierung einen päpstlichen Nuntius zulasse. Die Staatsbeiträge für die von den Römischen unterhaltenen Indianerschulen, die natürlich der Propaganda dienen, haben sich in den fünf Jahren von 1886—90 mehr als verdreifacht. In Neuyork, dessen städtische Verwaltung sich vollständig unter der Controle der Irländer befindet, wird der Patrickstag alljährlich in einer Weise gefeiert, daß man meinen sollte, diese Stadt würde bereits vom Papste regiert. Und stehen bis jetzt auch noch immer in den Vereinigten Staaten etwa acht Protestanten einem Römischen gegenüber, so nimmt doch die Zahl jener lange nicht in dem Maße zu, wie es das bisherige Verhältniß erwarten lassen sollte. Nach Sadlier's „Catholic Almanac“ (Neuyork 1891) beläuft sich die römische Bevölkerung

der Vereinigten Staaten auf 8,227039, hat sich also seit funfzig Jahren um mehr als das Sechsfache vermehrt. Sie zählt gegenwärtig 14 Erzbischöfe, 73 Bischöfe und 8332 Priester, unterhält 35 theologische Seminare mit 2132 Studenten, 102 höhere Schulen, 3194 Parochialschulen mit 633,238 Schülern, 552 Wohlthätigkeitsanstalten und 7523 Kirchen. Das sind Zahlen, welche zu denken geben, und wir rechnen es Knortz zum Verdienste an, daß er den Versuch macht, die deutsch-amerikanische Bevölkerung aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln.

6. Geschichte der Vereinigten deutschen evangelischen Gemeinde A. B. und H. B. in Prag. Zur Erinnerung an die hundertjährige Jubelfeier der deutschen evangelischen Kirche St. Michael. Von Karl Eckardt. Mit 10 Porträts und 2 Ansichten. Prag, Dominicus. 1891. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Als wir in Nr. 19 d. Bl. die von Fr. Bienemann jun. in gleicher Veranlassung verfaßte Geschichte der lutherischen Gemeinde in Odessa anzeigten, rüstete sich in Prag die Vereinigte deutsch-evangelische Gemeinde Augsburger und Helvetischen Bekenntnisses, auch ihr hundertjähriges Bestehen zu feiern, und dort wie hier begegnen uns in der schmerzen- und freudenreichen Geschichte einer Diasporagemeinde so viel bedeutsame und fesselnde Erlebnisse, daß sie auch für fernerstehende Kreise des Eindrucks nicht verfehlen.

Die Bildung einer deutsch-evangelischen Gemeinde in Prag wurde erst durch das Toleranzedict Joseph's II. ermöglicht. Zunächst wiederholt nur durch Geistliche aus dem Mutterlande bedient, erwuchs die Gemeinde aus unscheinbaren Anfängen, hatte noch Jahrzehnte einen schweren Stand, mehr geduldet, als anerkannt, gewann aber immer mehr Kraft nach innen und außen und zählte im Jubiläumsjahr 2700 Mitglieder, sah sich im Besitz einer Kirche sowie eines stattlichen zweistöckigen, mit Flügel versehenen Pfarr- und Schulhauses von 14 Fenstern Stirnseite und eines eigenen Friedhofes, dazu einer siebenklassigen Schule mit 317 Kindern. Dies alles ist durch freiwillige Beiträge der Gemeindeglieder aufgebracht und wird so unterhalten. Das Toleranzpatent Franz Joseph's I. vom 8. April 1861 gibt auch die Bürgschaft dauernder Selbständigkeit. Und wenn die politischen Verhältnisse der Gegenwart die gedeihliche Entwickelung wieder zu hemmen drohen, so dürfen wir doch hoffen, daß die Glaubenstreue und der Opfermuth der Gemeinde, die sich in schwerern Zeiten schon bewährt haben, auch diese Krise siegreich bestehen werden.

Aus den sehr beachtenswerthen Matrikeln, die dem Buche beigefügt sind, ist zu ersehen, daß in der Zeit des schwersten Druckes Uebertritte zur evangelischen Kirche nichts Seltenes waren. Der erste Austritt begegnet uns erst im Jahre 1854, in den Jahren 1883 und 1884 steigt die Ziffer der Uebertretenden auf je 31, denen nur 2 und 4 Ausgetretene gegenüberstehen. Die höchste Geburtsziffer (102) weist das Jahr 1883 auf, die höchste Ziffer der Austretenden (9) das Jahr 1889. An Stiftungen wurden dargebracht für Kirche und Gemeinde 15020 Fl. 15 Kr., für die Schule 7832 Fl. 12 Kr., für den Friedhof 5040 Fl., für die Armen 2879 Fl. 7⅓ Kr., für das Pensionsinstitut 1614 Fl., für die Diakonissensache 1000 Fl. Eine Gemeinde, in der sich solches Leben regt, darf getrost der Zukunft entgegensehen.

Karl Sallmann.

Feuilleton.

Das Lieferungswerk „Durch des Gartens kleine Wunderwelt. Naturfreundliche Streifzüge von Heinrich Freiherrn Schilling von Canstatt" (Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn) liegt nunmehr vollendet vor uns. In den sechs letzten Lieferungen finden wir im vierten Abschnitt das Blumen- und Fruchtleben behandelt, ferner die Wechselbeziehungen der Blumen- und Insektenwelt und die Vertreter der Blumeninsekten: Hummeln, Wespen, Bienen. Der fünfte Abschnitt führt weitere anziehende Gartengäste aus dem Insektenreiche vor, das Kunterbunt von Gartenfreunden und Gartenschädlingen, der sechste Abschnitt macht uns mit den Gartenbesuchern aus den übrigen Thierklassen bekannt. Nachdem so „die kleine Wunderwelt" das Werden und Gedeihen, Zweck und Dasein des organischen Lebens gezeichnet, und der Leser sich in das bunte Treiben und Gewühl des Frühlings- und des üppigen Sommerlebens versenkt hat, bringt der Verfasser in stimmungsvoll geschriebenen Spätherbst- und Winterbildern den Kreislauf der Natur zum Abschlusse, um mit der stillen Vorarbeit der Natur für das Frühlingserwachen seinen naturfreundlichen Streifzügen ein Ziel zu setzen. Dieselbe Innigkeit und Sinnigkeit der Naturbeobachtung, die aus dem ganzen Werke spricht, zeichnet auch die letzten Kapitel aus. Für das Unscheinbarste wird unser Interesse rege gemacht, im großen wie im kleinsten werden die Wunder der Natur unserm Verständnisse näher gerückt. Ob uns der Verfasser in großen Zügen das „Schlafengehen der Natur" zeichnet, ob er uns „die kleinen Winterquartiere" der Thierwelt schildert, oder ein „Weihnachtsfest im Gärtchen" vorzaubert, immer ist er uns ein freundlicher Pfadfinder im Erforschen und Beobachten der Wunderwelt. So ist das Werk berufen — wie es in der Einleitung heißt — solchen, denen Bewunderung und Liebe für Natur gegeben, solchen, denen sie noch nicht völlig erstorben und die sich nicht zu gelehrt dünken, eine von Herzen kommende, einfache Lektüre mit ihren Bildchen zu durchblättern, ein anregender Wegweiser vor allem im lieben Garten zu sein, führt sie Liebhaberei, Erholung oder Beruf in sein stilles Reich. Wie mancher, der von dem trockenen Schematismus naturgeschichtlicher Werke und deren schwerer Verständlichkeit abgestoßen wird, wird hier Anregung schöpfen und Belehrung, liegt doch dem Werke mit seinen 418 Originalzeichnungen in etwa 1000 Einzeldarstellungen die Arbeit jahrelangen liebevollen Forschens und Beobachtens zu Grunde, und ist doch darin eine Fülle reicher Erfahrungen und gründlichen Wissens aufgespeichert. So dürften die naturfreundlichen Streifzüge „Durch des Gartens kleine Wunderwelt" für den Weihnachtstisch als eine passende und willkommene Festgabe erscheinen, als welche sie hiermit empfohlen seien.

— Zum zweiten male erscheint der Deutsche Nationalkalender und zwar unter verändertem Titel als „Deutsch-nationales Jahr-

buch. Herausgegeben von Karl Pröll" (Berlin, Lüstenöder, 1892; Preis 1 M.) und bricht sich hoffentlich Bahn unter der Masse seiner Nebenbuhler. Er wendet sich an „jene deutschen Männer, die das nationale Denken und Fühlen, Sorgen und Schaffen nicht zu einem reichszünftigen Vorrecht einschränken wollen, sondern sich der Pflicht bewußt geblieben sind, für das Deutschthum auf der ganzen Erde einzutreten.... Keineswegs genügt, um die Zukunft unsers Volks sicher zu stellen, ein wahrhaftes Deutsches Reich. Auch die deutschen Vorländer müssen vor Abbröckelung, die deutschen Colonisten vor Aufsaugung geschützt werden." Das sind Anschauungen, denen wir voll zustimmen und die wir immer vertreten haben. Mögen sie weite Verbreitung finden durch dieses Jahrbuch. Das Kalendarium ist mit Gedenktagen deutscher Geschichte und mit deutschen Sprüchen ausgestattet. Dann folgen in reichem Wechsel Gedichte, Skizzen aus deutschen Ländern jenseit der Reichsgrenzen, zwei Erzählungen in deutsch-nationaler Haltung von Anton Ohorn und Karl Pröll und mancherlei von nationalen Dingen. Wir vermissen nur die Vertretung des baltischen Deutschthums, das in jedem Jahre den Freunden des Jahrbuchs in Erinnerung zu bringen der Herausgeber sich zur Pflicht machen sollte.

— Aus dem dritten Hefte des Jahrgangs 1891 der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Herausgegeben von L. Quidde" (Freiburg i. Br., Mohr) nimmt neben dem Aufsatze über „Die Schlacht von Adrianopel am 9. August 378" von Walther Judeich und den in die mittelalterliche Städteentwickelung schlagenden Untersuchungen Robert Davidsohn's über „Die Entstehung des Consulats in Florenz" und über „Die Scheidung von Weichbildsrecht und Burgrecht" durch W. Varges die Studie Felix Stieve's „Herzog Maximilian und die Kaiserkrone" eine allgemeinere Theilnahme in Anspruch. Unter den „Kleinen Mittheilungen" tritt F. X. Wegele für Dante als den Verfasser der Schrift „De monarchia" ein; K. Schellhaß erzählt von neuen Quellen der trierer Zusammenkunft Kaiser Friedrich's III. und Karl's des Kühnen im Jahre 1473. Th. Wichert bringt einige Bemerkungen zur oberrheinischen Historiographie des 14. Jahrhunderts und K. Th. Heigel solche über Frankreich und die Wittelsbacher nach französischen Gesandtschaftsinstructionen. Der neuern Geschichte gehören die Erörterungen R. Schmitt's über „Die Sendung des Herrn von Pechlin nach St.-Petersburg im Jahre 1760" und die H. Hüffer's über „Haugwitz nach der Schlacht bei Austerlitz" an. Zwei Drittel des Bandes werden von M. Brosch's und F. Liebermann's Berichten über neuere Literatur zur Geschichte Englands und von Dr. O. Masslow's Bibliographie zur deutschen Geschichte eingenommen.

— Dr. Wilhelm Medicus hat die zweite Lieferung seiner „Flora von Deutschland. Illustrirtes Pflanzenbuch" (Kaiserslautern, Gotthold) ausgegeben und verheißt die Vollendung des mit ausgezeichneten Farbendrucktafeln reich geschmückten Werks vor dem Weihnachtsfeste.

— „Ueber die innere Ausstattung des hamburger Rathhauses" ist im März 1889 dem hamburger Senat eine Denkschrift überreicht worden, welche den Director der dortigen Kunsthalle Professor Dr. A. Lichtwark zum Verfasser hat (Hamburg, O. Meißner, 1891). Es werden darin Vorschläge gemacht, von welchen Gesichtspunkten aus und in welcher Ordnung die allmähliche malerische und besonders kunstgewerbliche Ausstattung des im Bau begriffenen hamburger Rathhauses zu beschaffen sei. Allerdings hat die kleine Schrift zunächst nur ein örtliches Interesse; aber die Verbindung genauester localer, kunstgeschichtlicher und ästhetischer, endlich culturgeschichtlicher Kenntnisse und Gesichtspunkte, welche diese Schrift auszeichnet, macht sie zu einem Muster in ihrer Art. Uebrigens verdienen auch mehrere Gesichtspunkte von allgemeiner Art Beachtung in weitern Kreisen.

— J. Walbrül, Director eines Conservatoriums in Koblenz, hat eine „Kurzgefaßte Methodik des Klavierspiels" erscheinen lassen (Bielefeld, A. Helmich, 1891). Dieses „Handbuch" ist bestimmt für „alle" Klavierlehrer und Musikfreunde, wird also die Erfolge des „Rembrandt als Erzieher" bedeutend in Schatten stellen. Da das Büchlein „eine Ergänzung zur Klavierschule des Verfassers bildet, so wird ein Studium beider Werke sehr zu empfehlen sein". Wir sind nicht genug eingeweiht in alle Geheimnisse der heutigen Klaviertechnik, um mit Sicherheit über diese Methodik ein Urtheil fällen zu können; immerhin scheint sie uns außerordentlich klar, sachgemäß und bildend zu sein. Daß man nach solch einer gedruckten Anleitung nicht richtig spielen lernen kann, versteht sich von selbst; wohl aber dürfte es in vielen Fällen ersprießlich sein, die Methode des eigenen Lehrers mit derjenigen des Herausgebers zu vergleichen.

Bibliographie.

Bilbassoff, B. v., Geschichte Katharina II. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von M. v. Pezold. 1. und 2. Bd. Berlin, Norddeutsches Verlags-Institut. Gr. 8. 12 M.

Binet, A., Das Seelenleben der kleinsten Lebewesen. Aus dem Französischen: La vie psychique des Microorganismes übersetzt von W. Medicus. Halle a. S., G. Schwetschke. 1892. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Dichtergrüße fürs Heim. Mit Beiträgen von Renata Beutner, Blau, G. Oertel u. A. Herausgegeben von E. Evers. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 12. 1 M.

Eicke, T., Zur neueren Literaturgeschichte der Rolandssage in Deutschland und Frankreich. Eine literarhistorische Studie. Leipzig, G. Fock. Gr. 8. 2 M.

Fröbel, J., Ein Lebenslauf. Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntnisse. 2. Bd. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Gr. 8. 12 M.

Genelin, P., Unsere höfischen Epen und ihre Quellen. Innsbruck, C. Rauch. Lex.-8. 1 M. 50 Pf.

Hegler, A., Die Psychologie in Kants Ethik. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. Gr. 8. 8 M.

Hoenig, F., 24 Stunden Moltkescher Strategie, entwickelt und erläutert an den Schlachten von Gravelotte und St. Privat am 18. August 1870. Erste eingehende Darstellung der Kämpfe der I. Armee an der Manceschlucht. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

King, Mrs. R. M., Die Frau eines Civilbeamten in Indien. Ein Tagebuch 1877—1882. Aus dem Englischen übersetzt von A. Thiele. Berlin, Mitscher u. Röstell. Gr. 8. 6 M.

Kunze, J., Die Gotteslehre des Irenaeus. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Mushi, Stella. Prag, J. G. Calve. 8. 2 M. 40 Pf.

Laicus, P., Etwas später! Fortsetzung von Bellamy's Rückblick aus dem Jahre 2000. Mainz, F. Kirchheim. 8. 1 M. 80 Pf.

Leutz, L., Aus Natur und Kunst in deutschen und wälschen Landen. Gesammelte Aufsätze. Karlsruhe, A. Bielefeld. Gr. 8. 5 M.

Levetzow, C. v., Von Weg und Steg. Erzählungen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von L. Fehr. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1892. 8. 1 M. 80 Pf.

Rentwig, H., Die Physik an der Universität Helmstedt. Mit Benutzung von Akten des Herzoglichen Landeshauptarchivs zu Wolfenbüttel und bisher ungedruckter Briefe Leibnizens in den königlichen Bibliotheken zu Halle und Hannover dargestellt. Wolfenbüttel, J. Zwißler. Gr. 8. 2 M.

Osten, M. von der, Die Fachvereine und die sociale Bewegung in Frankreich. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M.

Die Quintessenz des modernen Jesuitismus. Von Cajus Fannius. Zürich, Verlags-Magazin. 1892. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Ludwig von Saint-Martin. Sein Leben und seine theosophischen Werke in geordnetem Auszuge. Durch J. Claassen. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 5 M.

Seydewitz, v., Die ersten 25 Jahre des Königs-Ulanen-Regiments (1. Hannoverschen) Nr. 13. Mit dem Bildniß Sr. Maj. des Kaisers und Königs, 1 Uniformbilde, 2 Schlachtenbildern, 1 Marschkarte, 4 Skizzen und 1 Facsimile. Berlin, H. Peters. Gr. 8. 6 M.

Springer, A., Der russisch-türkische Krieg 1877—1878 in Europa. Mit Hilfe der besten authentischen Quellen verfasst. 1. Operations-Periode und 2. Operations-Periode. 1. Lfg. Wien, C. Konegen. Gr. 8. 5 M.

Sterne, C., Natur und Kunst. Studien zur Entwickelungsgeschichte der Kunst. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. Gr. 8. 6 M.

Terno, E., Fünfundzwanzig Jahre. Erinnerungsblätter aus der Geschichte des Husaren-Regiments Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, König von Ungarn (Schleswig-Holsteinisches) Nr. 16. Dem Regiment zu seinem 25jährigen Jubiläum gewidmet. Schleswig, L. Detleffsen. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Verne, J., Cäsar Cascabel. Seltsame Reisen. Mit 85 Zeichnungen von G. Roux und einer geographischen Karte in Farbendruck. Berlin, H. J. Meidinger. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Warschauer, O., Geschichte des Socialismus und neueren Kommunismus. 1. Abtlg. Saint-Simon und der Saint-Simonismus. Leipzig, G. Fock. 1892. Gr. 8. 2 M.

Weber, Mathilde, Durch Griechenland nach Konstantinopel. Eine Gesellschaftsreise in 35 Tagen. Tübingen, L. Fr. Fues'sche Buchdruckerei. 8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta’schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Cotta’scher Musen-Almanach

für das Jahr 1892.

Herausgegeben von **Otto Braun.**

Mit sechs Kunstbeilagen.

12⁰. 320 Seiten. In elegantestem Einband Preis M. 6 —.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

The English Library

embraces the best works of all popular novelists of the day. List postfree from Leipzig on application. Each Volume sold separately. Price M 1.60.

Leipzig. Paris. Berlin. Vienna. Heinemann & Balestier, Ltd.

Recent additions to **The English Library** *contain works by*

RUDYARD KIPLING. — R. L. STEVENSON. — W. BESANT. RIDER HAGGARD. — GEORGE MEREDITH. — EDNA LYALL.

═ *Sold by all booksellers.* ═

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Kolonien:

Land und Leute,

geschildert von

Dr. Berthold Volz,

Director des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam.

Mit 71 Abbildungen und 2 Karten.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M. 50 Pf.

Die „Allgemeine Zeitung“ sagt über das Werk:

„Ein herrliches Buch, das uns in classischem Deutsch unsere Colonien vorführt. Kamerun, Togo, Deutsch-Südwestafrika, Deutsch-Ostafrika und die Südseecolonien werden mit gleicher Meisterschaft geschildert. Es kann nicht fehlen, daß dieses treffliche Werk in jeder deutschen Familie, besonders aber in unsern Schulbibliotheken willkommene Aufnahme finden wird.“

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1891. **Zwölftes Heft.**

Inhalt: Rosen. Novelle von Martha Asmus. — Der Zukunftsstaat im Spiegel des modernen Romans. Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. — An dem Südende der Llanos. Beobachtungen in Mexico von H. Pohlig. — Die Malerei auf der dritten Münchener Jahresausstellung. Von H. A. Lier. — Graf Leo Tolstoi. Von Fritz Lemmermayer. — Die gegenwärtige Lage der psychologischen Forschung. Von Dr. Moritz Kronenberg. — Noch ein Blick auf Finland. Von Friedrich Bienemann. — Generalregister zu den Jahrgängen 1888 bis 1891. (Acht Bände.)

Zu beziehen in 12 Monatsheften zu je 1 M. oder in zwei Bänden, jeder Band geh. 6 M., geb. 7 M. 50 Pf.

Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Felix Dahn. Erinnerungen.

2. Buch. Die Universitätszeit.

1—3. Aufl. 628 S. 8⁰. geh. 10 M., geb. 11 M.

Dieser Band bringt die Darstellung der vier Jahre des Studiums an den Hochschulen München und Berlin 1850—1854, aber auch gar manches Bild aus dem Geistes-Leben in jenen Städten auf dem Gebiete der Philosophie, der Rechtswissenschaft, der Bühnen und der Dichtung. Auch seine Fahrten in den heimathlichen Bergen von 1848 bis 1862 hat der Verfasser hier zusammengestellt. Endlich hat er sich recht deutlich über Mißstände an den deutschen Hochschulen, zumal über den Betrieb des Rechtsstudiums in Preußen, ausgesprochen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Gedichte

von

Ferdinand Gregorovius.

Herausgegeben von **A. F. Graf von Schack.**

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Zum ersten male erscheint hier eine Sammlung der Gedichte von Gregorovius, von seinem langjährigen Freunde, dem Dichter und Literarhistoriker Grafen von Schack, herausgegeben und mit einer biographischen Skizze eingeleitet. Die Sammlung gehört mit zu dem geistigen Vermächtnisse des großen Todten und wird dem weiten Kreise der Verehrer seiner Reiseschilderungen und historischen Werke, wie allen Freunden tiefempfundener Poesie willkommen sein.

Für den Weihnachtstisch! Soeben erschien: **Die Jagd nach dem Glück** v. Gaedke in Prachtband. **6 Mark.** Vorräthig bei **Gsellius**, Berlin, Mohrenstraße 52.

E. interess. Buch a. Gesch. f. pass. 2 gleich. Seelen od. e. Leidensch. M. 2,50 v. unterz. Verf. z. bez. **Rosenbusch, Magdeburg,** Poststr. 15.

Ein Jeder,

der sich die Preisliste von **Ludwig Glaesel** jr., **Markneukirchen,** kommen läßt, erspart 20—50 pCt. beim Einkauf von: **Orchester-Instrumenten aller Art, Zithern, Mandolinen, Harmonikas, Musikwerken und Luxusartikeln mit Musik** u. s. w. Preisliste frei.

(Mit einer Beilage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 17. December 1891.

Der Schlegel-Tieck'sche Shakespeare in neuer Gestalt.

Shakespeare's dramatische Werke. Uebersetzt von A. W. von Schlegel und L. Tieck, durchgesehen von Michael Bernays. Zweiter Abdruck. Zwölf Bände. Berlin, G. Reimer. 1891. 12. 9 M. 60 Pf.

Das altberühmte Meisterwerk deutscher Uebersetzerkunst, der Schlegel-Tieck'sche Shakespeare, liegt in einem neuen genau durchgesehenen Abdrucke der G. Reimer'schen Originalausgabe vor uns. August Wilhelm von Schlegel verstand beinahe alle modernen Sprachen nach Laut und Inhalt genau so weit, daß er sogar in einigen selbständig zu schriftstellern im Stande war — und durfte andererseits auf eine fast unumschränkte Herrschaft über das Deutsche pochen. Nicht blos, daß ihm die Muttersprache lieb und innig vertraut war, befähigte ihn, sich mit der vollen Aussicht auf Gelingen an derartig kühne Unternehmungen, wie eine Gesammtübersetzung von Shakespeare's dramatischen Werken, zu wagen. Besaß er auch selbst nur mäßige und in mannichfacher Hinsicht einseitige dichterische Mittel, so eigneten ihm doch ein feiner Spürsinn nicht nur für den Klang und die Form, sondern auch für den sachlichen Inhalt und das innere Wesen echter Poesie, ein tiefgründiges Verständniß der überkommenen literarischen Meisterwerke, erwachsen aus eifriger Hingabe und durch langjährige Uebung gefestigter Kritik. Damit paart sich bei A. W. von Schlegel eine gewisse Ruhe der künstlerischen Besonnenheit und — es muß offen eingestanden werden — der nüchternen Beschränkung, die seinen meisten Nebenbuhlern abgeht. Unter den deutschen Shakespeare-Uebersetzern gebricht es nur zu vielen an jenem lobenswerthen Takte, das eigene Ich mit seinen Privatmeinungen und -Anschauungen sammt der farbenverwischenden Umwandlungssucht nach Gebühr zurückzudrängen. Gerade bei der diesmaligen Neuausgabe der classischen Shakespeare-Uebertragung, die auch uns erst den britischen Dichterkönig zum nationalen Classiker eroberte, wollen wir diese Seite aus der Fülle ihrer auszeichnenden Eigenschaften nachdrücklich betonen. Denn es sind seit der vorhergehenden Durchsicht dieses einzigen wirklichen Originaldrucks auf diesem Felde so viele schwächliche oder verkrüppelte Schößlinge aufgesprossen. Mit wenigen Ausnahmen entlehnen alle jüngern Versuche ihr Bestes dem Torso Schlegel's, und es zeigt sich meist sofort, wenn dies pfadweisende Vorbild, diese plünderungsoffene Schatzkammer fehlt, wie die auf sich gestellte Neuschöpfung versagt. Ja, ein Torso ist das herrliche Werk leider, das merken auch wir, die wir nicht in bequemem Verfahren ein Concurrenzunternehmen durchaus unberechtigter Art in die Welt setzen wollen, um die von keinem Nacheiferer bislang auch nur annähernd oder theilweise erreichte Prachtschöpfung vom Büchermarkte und aus dem Gedächtnisse des dankbaren gesammten deutschen Lesepublikums zu verdrängen. Der schöpferische Geist ist es eben, der die Schlegel'sche Verdeutschung auszeichnet, und zwar besitzt sie diesen Vorrang noch insbesondere vor den wenigen meist mit ihr zusammengespannten Uebersetzungen der von ihm nicht mehr in Angriff genommenen Dramen, nämlich vor den von seinem Gesinnungs- und Dichtgenossen Ludwig Tieck, beziehentlich unter dessen Aufsicht und Anleitung angefertigten (von denen übrigens die von Graf Wolf Baudissin gelieferten reichstes Lob verdienen). Den ungeheuern Abstand zwischen diesen beiden Abtheilungen des Schlegel-Tieck'schen Shakespeare fühlte schon Schlegel selbst aus der grundverschiedenen Art der Charaktere richtig heraus. Bernays berichtet in dem Vorworte zu der uns heute vorliegenden durchgesehenen Ausgabe:

Sein Aerger ward rege, als er vernahm (1807), Tieck habe sich zur Fortsetzung bereit erklärt. Als aber dieser Freund in spätern Zeiten es für gerathen erachtete, die Schlegel'schen Meister-

stücke mit unerbetenen Verbesserungen zu bedenken, da ließ der große Uebersetzungskünstler seinen nicht ganz unberechtigten Grimm heftig und ergötzlich losbrechen. Er war gereizt, die so lange verschobene Durchsicht seines Werks nun selbst zu übernehmen.

Michael Bernays, bekanntlich einer der berufensten Ausleger der Shakespeare'schen Kunst und Geistesart, hatte bereits die in den Jahren 1871—73 bei Georg Reimer in Berlin, dem um die Ausführung des genialen Werks hochverdienten Verleger — wie z. B. seine Mittheilung an das Publikum bezüglich Schlegel's Ueberarbeitung 1838 beweist —, herausgekommene zwölfbändige Neuausgabe des gemeiniglich unter dem volksthümlichen Namen „Schlegel-Tieck'scher Shakespeare" gehenden Originals auf Grund der auf der königlichen Bibliothek zu Dresden liegenden Handschriften Schlegel's ganz genau durchgearbeitet, zahlreiche Druckfehler, durch ungenügende Correctur, offenkundige Misverständnisse und übertriebene Besserungssucht eingedrungene Fehler ausgemerzt, Unebenheiten äußerlicher Art ausgeglichen. So schien schon damals ein endgültig gesäuberter und an allen Ecken und Kanten blankgeputzter Schatz dem deutschen Volke beschert zu sein. Nun nach fast zwei Jahrzehnten hat der rastlose Forscher, der mittlerweile trotz seines Rücktritts von dem einzigen deutschen Lehrstuhle für neuere Literaturgeschichte (1890) in Shakespeare und in die Schlegel-Tieck'sche Wiedergabe sich wieder und wieder vertieft hatte, Zeile um Zeile eine erneute Nachprüfung des Wortlauts abermals mit der unmittelbaren Stütze der genannten eigenhändigen Niederschriften vorgenommen und nunmehr alle etwa noch versteckten Irrthümer rückhaltlos beseitigt. Wir erhalten sonach in diesen sechs vom Verleger mit geschmackvollem Verständnisse ausgestatteten Doppelbänden einen echten und rechten deutschen Original-Shakespeare, soweit ein solcher wol überhaupt zu Stande gebracht werden kann. Als ungemein lehrreiche und anziehende Beigabe hat der Herausgeber sowol ein „Vorwort" als auch ein „Nachwort" hinzugefügt, die uns in dem ihm eignenden vollendeten klaren und wohlgefügten Stile über das fesselnde Verhältniß zwischen Schlegel's handschriftlichem Texte und den spätern Druckfassungen unterrichten, zugleich aber an der Hand vieler eingestreuter Beispiele ein staunenswerthes Bild von diesen kaum glaubhaften Uebersetzermühen entrollen. Dieser äußerst schätzbare Beitrag ist auch in Band 68, Heft 4 (October 1891) der „Preußischen Jahrbücher" zum Abdrucke gelangt und bildet eine unerläßliche Ergänzung zu Michael Bernays' vortrefflichem Buche: „Zur Entstehungsgeschichte des Schlegel'schen Shakespeare" (Leipzig 1872), das in der Bibliothek keines Shakespeare-Freundes und keines Freundes deutscher Dichtkunst fehlen sollte.

Ein Geschenk schier ohnegleichen wird uns mit dieser Gabe auf den diesjährigen Weihnachtstisch gelegt. Möge es von vielen, recht vielen erworben und dann als ein wahrer Schatz, der es in der That ist, betrachtet werden. Dazu ist nothwendig, daß es auch in der entsprechenden, ich möchte sagen weihevollen Stimmung empfangen wird, und in diese versetzt aufs deutlichste der Schlußabsatz von Bernays' „Nachwort" mit den Gedanken:

> Der Shakespeare, der im Schlegel-Tieck'schen Werke für uns wieder geboren worden, redet zu uns in den reinsten und kräftigsten Lauten unserer geliebten Heimatssprache. „Unsere Sprache wird die Welt beherrschen" — dies Wort Schiller's findet sich in dem Entwurfe zu dem Feierliede, mit welchem er dem beginnenden Jahrhundert seinen erhabenen Gruß bringen wollte. Hat das Jahrhundert, das nun dem Schlusse zueilt, das Prophetenwort des stolz in die Zukunft ausblickenden Dichters seiner Erfüllung näher gebracht? Scheint nicht vielmehr die Sprache Shakespeare's immer neue Weltgebiete sich zu erobern? Aber auch dem deutschen Worte thun sich neue Regionen auf, und der deutsche Shakespeare wird im untrennbaren Geleite unserer eigenen Dichter heimisch werden unter fremden Himmelsstrichen, wo Deutschlands Söhne des Vaterlandes heilige Sitte ausbreiten.

Ludwig Fränkel.

Romane und Erzählungen.

1. Stasi. Eine Geschichte aus dem bairischen Walde von Otto von Schaching. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 3 M.

Mit Recht ist Schiller dafür eingetreten, daß das „Vergnügen" der letzte Zweck jeder Kunst sei, wie er in seinem Aufsatze „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" ausführt. Diesem Vergnügen an „tragischen Gegenständen" steht aber dasjenige an sittlichem Werthe vollkommen gleich, welches wir empfinden, wenn der Mensch, dem wir weder Mitleid, noch Theilnahme schenken, sondern nur Verachtung zollen können, verdirbt und zu Grunde geht und wenn die Tugend der Glückseligkeit, d. h. der irdischen, entgegengeführt wird. Diese erstere Erscheinung können wir schwerlich „tragisch" nennen und die letztere liegt dem Begriffe des Tragischen vollends fern. Das vorliegende Buch ruft beide Empfindungen, beide Arten des Vergnügens wach, weil es uns sowol tragische, als auch Erscheinungen und Erlebnisse der zweiten Art erzählt. Sie sind im Verlaufe der Handlung eng miteinander verwoben und dadurch wird unser „Vergnügen" bald von der einen, bald von der andern Seite angeregt. Da uns der Dichter versichert, daß er Wahres erzähle und die Handlung in ihrem Verlaufe nicht von ihm ersonnen, nicht seiner Phantasie entsprungen sei, so bringt er sich allerdings um den Ruhm einer höchst glücklichen Erfindung, den wir ihm im andern Falle zuerkennen müßten; aber er fährt dabei doch nicht schlechter, denn die Art und Weise, wie er das wirklich Geschehene

erzählt und die Masse der Einzelheiten gruppirt, aus denen sich seine, nur wenige Wochen Zeit umspannende Erzählung zusammensetzt, erwirbt ihm wieder, was er durch jene Versicherung verloren zu haben scheint. Tragisch können wir es nennen, daß der arme blöde Hansel, der natürliche Sohn des Riethofbauers, der ihn durch Mißhandlung blöde geschlagen und die Mutter um Leben und Ehre betrogen hat, es nur zum Viehhirten gebracht, aber trotz seiner Blödigkeit ein gutes Herz auf dem rechten Flecke hat, sich von der Mutter in seinem Jähzorne leiten und besänftigen läßt, hierdurch unsere innigste Theilnahme und unser warmes Mitleid erregt und unter der Hand eines bübischen Mörders seine arme Seele aushaucht, und daß seine Mutter, die arme Gundel, vor Kummer und Schmerz hierüber dem Irrsinne verfällt. Nicht tragisch, wenn auch noch so ernst, müssen wir die andern Züge der Geschichte nennen. Der Mörder Hansel's ist Max Reindl, der Sohn des Riethofbauers, ein tief in Schulden steckender Studiosus. Er soll (und will) die reiche, verwitwete, junge, schöne und tugendhafte Baderhofbäuerin, die Stasi, heirathen. Er ist auf einem zudringlichen Besuche bei ihr ganz wider ihr Wissen und Willen zur Nachtzeit begriffen, wo ihm Hansel in den Weg kommt und hierbei sticht er ihn über den Haufen. Sein Vater hat den Baderhofbauer erschlagen und beraubt, um dem Sohne Geld schicken zu können, der sonst relegirt worden wäre, und hat so die Stasi zur Witwe gemacht; ein in ihrem Hofe von ihm versuchter Einbruch wird durch den Hofhund vereitelt. Aus jener Heirath wird natürlich schon deshalb nichts, weil die Schandthaten ans Licht kommen. Der Vater erhängt sich, der Sohn verschwindet und später werden vermuthliche Spuren auch seiner Leiche gefunden. — Auf dem Baderhofe hat der Blitz eingeschlagen. Stasi und ihr Schwager, der zum Besuche bei ihr weilt, liegen betäubt im Zimmer. Da tritt Franz ins Haus, um Schutz vor dem grauenvollen Wetter zu suchen; er ist beurlaubter Soldat und Sohn der armen Flickerin Reitberger und kommt soeben aus der Garnison. Da kein Mensch den Muth hat, bei dem tobenden Sturm unter Blitz und Donner zum Arzt ins Dorf zu fahren, läuft Franz, selbst vom Wetter durchnäßt, und holt ihn herbei. Stasi und ihr Schwager werden gerettet und jene wird die glückliche Frau des braven Franz. Der Untergang des Riethofbauers und seines Sohnes erregt unsere Befriedigung über die gerechte Sühne ihrer Verbrechen, die wir ihnen, man möchte sagen, gönnen; aber hier ist das „Vergnügen" ein ganz anderes, als beim Untergang Hansel's und seiner Mutter — und wieder anderer Art ist das „Vergnügen" am Glücke Stasi's und Franzens. In dieser Verschiedenartigkeit des in der Brust des Lesers lebendig werdenden „Vergnügens" liegt der große Reiz unserer Geschichte, wenn auch die Häufung der einzelnen Begebenheiten die Betheiligten selbst zu dem Ausruf kommen läßt: „Nix als wia Verdruß und Aerger!" Vielleicht hat sie der Dichter selbst, im Interesse der Geschlossenheit des ganzen Bildes, zeitlich zusammengedrängt. Sagen wir statt „Vergnügen" lieber „Freude", denn „die Freude allein ist's, die den Menschen veredelt" (Nr. 28 dieser Blätter). Sie ist der schöne Götterfunke. Das ist die Aufgabe des Dichters, von welcher wir ein Stück Lösung in jener Geschichte finden.

Zu diesen Vorzügen gesellt sich die schlichte, klare Form der Erzählung, der packende Ton im Zwiegespräche, wenn auch hier und da der Dialekt durch Worte der Schriftsprache und durch nicht ganz zutreffende Bilder durchbrochen ist (z. B. „wie tief sein Haar gebleicht" S. 77, „wenigstens" S. 95, „es winkte den beiden ein Fahrweg entgegen" S. 140, „g'räuschlos S. 219), der feine und doch ganz natürliche Scharfsinn des schwarzen Martin, der dem Riethofbauer die erdrückenden Beweise seiner Mordthat gleichsam an den Fingern herzählt, und die markige, scharf gezeichnete Charakteristik aller auftretenden Personen, in welcher auch nicht ein einziger Zug verfehlt erscheint.

In die lauschigen und schaurigen Thalgründe des Bairischen Waldes hat uns bekanntlich schon Maximilian Schmidt eingeführt, der aus seiner eigenen Anschauung schöpfte. Das letztere hat von Schaching ebenfalls gethan und wir werden also mit Sicherheit annehmen können, daß wir reale Wahrheit vor uns sehen.

2. Höchste Liebe schweigt. Novelle von H. Heiberg. Leipzig, Ottmann. 1891. 8: 60 Pf.

ist eine einfache Familiengeschichte, ohne besondere Ereignisse und Begebenheiten außergewöhnlicher Art, die nur 118 Seiten umfaßt. In der Charakterzeichnung liegt der Schwerpunkt und es sind ausnahmslos edle Naturen, mit denen uns der Dichter bekannt macht; edel und zugleich eigenartig und folgerichtig; eben in ihrer Art.

Die Losung „Höchste Liebe schweigt" wird nach zwei Richtungen hin ausgeführt, aber in keiner von beiden so, daß die Liebe durch das Schweigen verborgen bliebe und nicht zur Vereinigung führte. Das tragische Schweigen Luisella's, welches sie endlich doch bricht, bezieht sich nicht auf ihre Liebe, sondern auf ein früheres Leiden ihrer Seele, durch welches sie das erhoffte eheliche Glück zu vernichten fürchtet, und das Schweigen Margot's und Henry's, welches ihrer Liebe gilt, führt, nachdem es gebrochen, zum schönsten Ehebunde. Die Vereinigung Luisella's und Alexander's steht ebenfalls in nächster Aussicht, aber der Tod des Mädchens vereitelt sie. Auch das Schweigen der lieblichen Thora über ihre Liebe wird gebrochen und führt zu ihrer glücklichen Verheirathung mit Alexander, nachdem diesem seine Braut Luisella durch den Tod entrissen war. Diesen Schlag läßt der Dichter mit der größten Wucht auf ihn fallen, indem er dessen und Luisella's Charakter und die Erscheinung der letztern so gezeichnet hat, daß man sich nicht hätte wundern können, wenn ihm jede Vereinigung mit einem andern Weibe als Luisella im ganzen Leben zu einer Unmöglichkeit geworden wäre. Daß er dennoch bald nach ihrem Tode Thora die

Hand reicht, kann bei der Kunst, mit welcher es der Dichter motivirt hat, selbst diejenigen nicht verletzen, welche die „höchste Liebe" darin finden zu müssen glauben, daß sie nur einmal blühe.

Daß die Form der Novelle nach allen Seiten hin tadellos ist, brauchen wir bei Heiberg nicht erst hervorzuheben. Das schöne Ebenmaß und der ruhige Fortgang der Erzählung werden nirgends durch einen störenden Ton, etwa der Klage und Verzweiflung unterbrochen, so nahe dies auch bei dem Tode Luisella's hätte liegen können. Der Dichter überläßt solche Empfindungen dem Leser und sorgt dafür, daß sie nicht ausbleiben.

Eine theoretisirende Kritik könnte vielleicht das Bedenken erheben, daß der Dichter entgegen dem kunstgesetzlichen Begriffe der Novelle das Interesse nicht an eine Person gefesselt, sondern unter mehrere vertheilt und zwar fast gleichheitlich vertheilt hat. Es ist allerdings wahr, daß unter den Männern zwei, Alexander und Henry, und unter den Frauen drei, Luisella, Margot und Thora gleichmäßig beleuchtet in dem Gesammtbilde der Novelle auftreten und alle fünf um unsere Sympathie mit gleichem Erfolge werben. Andere hätten dies vielleicht nicht wagen dürfen. Aber Heiberg's Talent ist mächtiger als eine theoretische Kunstregel. In einer Beziehung läßt sich auch der Novelle ein gewisser einheitlicher Mittelpunkt nicht absprechen und dieser liegt in dem Verhältnisse Alexander's zu Luisella. Deshalb setzt auch hier gewöhnlich das Urtheil der Leser ein. Dem Berichterstatter ist Folgendes aus dem Munde einer gebildeten Dame zu Ohren gekommen: „Höchste Liebe schweigt? Warum schweigt Luisella nicht über ihre Liebe, sondern nur über ihr Seelenleiden? Das Natürlichste und das Weiblichste wäre gewesen, über die Liebe zu schweigen und lieber jenes Leiden, wenn auch nicht zu offenbaren, aber doch wenigstens nicht unter sieben Siegel zu legen." Das letztere geschah dann auch nicht und das Schweigen war nur ein zeitliches. Vielleicht hat der Dichter in Bezug hierauf Luisella, nachdem das Geheimniß gebrochen war, die Worte in den Mund gelegt:

> Wir Menschen werden uns immer in dem Grade mehr von unserm Glücke entfernen, als wir uns der Natur entfremden. Wir setzen an ihre Stelle das Künstliche, Unnatürliche u. s. w. (S. 104.)

Diesen Fehler hat sie gemacht; aber bei ihrer Persönlichkeit ist es folgerichtig, daß sie ihn gemacht und nicht „das Natürlichste und Weiblichste" getroffen hat.

3. Gudula von Hardenberg. Eine Erzählung aus den Tagen Engelbert's III. von der Mark und Dortmunds großer Fehde. Von Max Seippel. Zwei Bände. Leipzig, Reißner. 1891. 8. 8 M.

Die Geschichte macht den Eindruck eines in das jetzige Deutsch übersetzten und mit vielen romantischen Einzelheiten und Episoden ausgeschmückten Auszuges aus Chroniken. Die Ausschmückungen scheint der Verfasser erfunden zu haben. Die Kämpfe der Ritterschaft und der Städte zu Ende des 14. Jahrhunderts ziehen sich durch das ganze Buch hindurch, wobei uns culturhistorische Bilder erscheinen, die an sich einen erheblichen Werth haben mögen, obgleich sie nichts weniger als neu sind, aber einen lehrreichen Unterhaltungsstoff für Fremdlinge auf diesem Felde der Geschichte bieten. Die Sprache ist so nüchtern und einfach gehalten, daß man wird annehmen müssen, der Dichter habe sie der Einfachheit und Nüchternheit ihrer Zeit anzupassen bemüht. Wenn auch hiergegen an sich nichts einzuwenden wäre, so hätte aber doch der Ton der Langweiligkeit vermieden werden sollen, der auf jeder Seite an das Ohr des Lesers klingt. Dazu kommt, daß der Dialog bei dieser Art der Erzählung nicht geboten war und überdies an jeder nur irgend dramatischen Lebendigkeit und Schlagfertigkeit durchaus Mangel leidet. Ein Beispiel:

> Bertram rückte nun die schweren Stühle an den Tisch und fragte nebenbei, wer denn zum Essen komme.
>
> „Herr Detmar Klepping nebst Frau Bathilde und Tochter Burga", antwortete ihm Mechtild, „und dann noch Imma Sudermann, unsers Bruders Hildebrand Braut."
>
> „Was sagst du?" fuhr überrascht Bertram auf, „Hildebrand ist ein Verlöbniß mit Imma eingegangen und davon habt ihr mir nichts mitgetheilt? Wann ist dies denn geschehen?"
>
> Nun schaute auch Mechtild verwundert auf und sagte: „Das weißt du nicht, hat es dir der Vater nicht geschrieben? Er wollte dies damals sofort thun und den Brief mußt du doch wol auch erhalten haben."
>
> „Nein", sprach Bertram weiter, „den Brief habe ich nicht erhalten, ich habe überhaupt nur sparsam von euch Nachricht erhalten und meist waren es mündliche Botschaften. Den letzten Brief empfing ich acht Tage vor meiner Abreise, aber in diesem stand nichts von Hildebrand und Imma" u. s. w.

In diesem Tone geht es fort und er ist typisch für das Ganze; wir werden von einer Burg und von einem Ritt und Abenteuer zum andern geschleppt und durch einen Wust von dergleichen Einzelheiten wird die Figur Gudula's so sehr verdeckt, daß man sie ganz aus dem Auge verliert. — Ein früheres Werk des Verfassers, „Maiabend in Bochum", ist uns bis jetzt noch nicht zu Händen gekommen.

4. Glück und Glas. Roman von Eduard Bertz. Leipzig, Ottmann. 1891. 8. 1 M. 25 Pf.

Der erste Gedanke, den der Titel des Buches hervorruft, nämlich die zweite Hälfte des Sprichwortes, „wie bald bricht das?" bildet auch die zweite Hälfte des Romans. Daß das Glück zerbricht, ist nichts Besonderes. Daß aber der Held deswegen zu Grunde geht, bedarf einer Begründung und diese liegt darin, daß Felix von seinem reichen Onkel und Erzieher auf die Bahnen des Schönheitsidealismus geleitet, zu keinem Berufe, der ihm seine Existenz sichert, geführt und ausgebildet, mit allen sinnlichen Bequemlichkeiten umgeben und ausgestattet und so an der Entfaltung seiner natürlichen glücklichen Anlagen und an der Stählung seines von Natur weichen Charakters für die Stürme des Lebens gehindert worden ist.

Der Onkel ist ein Genußmensch erster Klasse, wenn auch ein gebildeter Mann. Felix soll sein Erbe werden, deshalb sei ein ernster Lebensberuf für ihn viel weniger nöthig, als die Erkenntniß und der Genuß des Lebens selbst. Der Onkel heirathet aber und stirbt sehr bald nachher, ohne vorher im Stande gewesen zu sein, sein Testament zu machen und Felix sicher zu stellen. Der Notar kommt zu spät. Seine Frau ist reicher Leute Kind und bedarf des Vermögens ihres Mannes nicht; sie ist aber auch ein so elendes Weib, daß ihr Mann nicht die geringste Verpflichtung fühlt, ihr auch nur einen Pfennig zu hinterlassen. Daß er vom Tode ereilt wird, bevor der Notar kommt, ändert die Lage. Sein vorher nur mündlich ausgesprochener Wille ist dem geltenden Gesetze gegenüber wirkungslos, weil dieses den hinterlassenen Ehegatten dann ausschließlich zur Erbschaft beruft, wenn die Angehörigen des Verstorbenen weiter als im sechsten Grade mit diesem verwandt sind. Felix steht aber im siebenten Grade. Daß nun die Witwe, Rosalie, hiervon Gebrauch macht und Felix ganz leer ausgeht, indem er von ihr nur die Sammlung von Tabackspfeifen und Cigarrenspitzen des Onkels zugesendet erhält, entspricht vollständig der Art und dem Sinne Rosaliens und hätte ausgereicht, zu zeigen, wie leicht Glück und Glas zerbricht, und daß dies Unglück um so größer ist, wenn dem davon Betroffenen die richtige Erziehung fehlt. Aber diese Rosalie, abgesehen von ihrer Herzenshärtigkeit, zum weiblichen Scheusal, zu einer Koketten zu machen, wie es vielleicht in Wahrheit gar keine auf der Welt gibt, dabei ihr die rohesten Züge der Gemeinheit aufzuprägen und diesen in jedem ihrer Worte Ausdruck zu geben — das war für jene Motivirung unnöthig, ebenso unnöthig als das häßliche Bild ihrer dummen Mutter und ihres trunksüchtigen und deshalb schwachsinnigen Vaters. Wenn uns der Raum zur Verfügung stände, würden wir dies im einzelnen nachweisen können, dürfen es aber getrost dem Leser überlassen, selbst zu prüfen.

Dagegen enthalten diejenigen Theile des Romans, etwa seine erste Hälfte, in denen der Verfasser von den großen Fragen und Aufgaben einer guten, vernünftigen Erziehung und Schulung des Geistes und von den Folgen spricht, die beim Mangel derselben nothwendig eintreten müssen, mag nun das Glück zerbrechen oder nicht, sehr viel Wahres und Beherzigenswerthes in einer freien, anziehenden, keineswegs lehrhaften und trockenen Form. Der Verfasser bewegt sich hier auf seiner Domäne, der Pädagogik, wo er schon mehr als ein treffliches Werk geschaffen hat. Ebenso erfreuen den Leser die Schilderungen des Pfarrhauses und der Familie des Pfarrers, der ländlich-schwäbischen Gemüthsart, wenn auch sogar hier eine Uebertreibung nicht unerwähnt bleiben darf, die in der Figur Frieders liegt. Es war weder nöthig, daß Felix durch dessen Eifersucht und bauernhafte Ungeschicklichkeit in der Waffenführung eine Verletzung der Lunge davonträgt, die sein Ende beschleunigt, noch können wir es wahr und noch viel weniger schön finden, daß der Bursche, der die Gutmüthigkeit selbst ist, zu dem Waffenspiel greift, weil er davor zurückschreckt und es nicht versteht, Ernst damit zu machen.

Endlich will uns bedünken, daß der Verfasser in dem Uebergange des schon gebrochenen Felix in das Lager der Socialdemokratie zwar keinen Irrweg betreten, daß er aber in der breiten Schilderung der Reden und Gegenreden der socialdemokratischen Vertreter bei der Beerdigung Felix' und des conservativen Freundes Martin die Grenzen des Schönen und Nothwendigen weit überschritten und dem Gesammteindrucke des Romans geschadet hat. Die tiefen eindringlichen Wahrheiten und socialpolitischen Gegensätze, welche dabei zu Tage treten und alle vorhin anerkannten Vorzüge des Buches reichen doch nicht aus, uns von der Meinung abzubringen, daß der Verfasser ein sehr tüchtiger, gelehrter und wol auch praktischer Pädagoge, daß er aber — kein Dichter ist. Die Sprache hat er voll und ganz in seiner Gewalt; kein Satz ohne Abrundung und Klarheit; leicht und fließend bewegt sie sich durch das ganze Buch. Desto auffallender muß es erscheinen, daß sie immer dann, wenn von Rosalie und ihren Aeltern oder auch von der Wäscherin, bei welcher Felix nach der Katastrophe seine bescheidene Wohnung aufgeschlagen hat, die Rede ist und wenn er Rosalie selbstredend einführt, nicht einmal maßvoll erscheint. Wir müssen dies Urtheil durch einige Beispiele begründen und vorausschicken, daß Rosalie und ihre Aeltern durch ihre Vermögensverhältnisse in die Klasse der obern Zehntausend hinaufgeschraubt worden sind. Der todkranke Mann hat seinem Diener mitgetheilt, daß Felix sein einziger Erbe werden solle und daß deshalb jener den Notar holen solle: das hat Rosaliens Zofe erlauscht und die Frau spricht mit „schneidenden" Worten zum Sterbenden:

> Das sind ja erstaunlich kostbare Nachrichten, die ich da erfahren muß. Mein Herr Gemahl will sein Testament machen und hält es nicht für der Ehre werth, seine Gattin zu Rath zu ziehen; aber sein Geheimrath und Saufkumpan ist sein Stiefelputzer. Ein Habenichts und Taugenichts und dünkelhafter Faselhans, der soll des Herrn Doctors Universalerbe werden. Das ist ja eine nobele Gesinnung, die sich da offenbart! Aber zum Glück bin ich auch noch da, mein ehrenwerther Herr Gemahl, und ich verbiete dir, solch ein Testament zu machen. Hörst du wohl? Ich verbiete es dir, ich verbiete es dir! Und wenn du nicht gehorchst, so lasse ich dich für unzurechnungsfähig erklären und in ein Irrenhaus stecken. Denn dein Gehirn ist futsch, mein Herr Gemahl; futsch ist es, seit dich der Schlag gerührt hat. Also verstehe mich wohl, mein Herr und Gebieter. Du machst das Testament nicht; ich verbiete es dir. Begreifst du's?

Adolf Fleischmann.

Epische Dichtungen.

1. Balladen von Wilhelm Brandes. Wolfenbüttel, Zwißler. 1891. 8. 1 M. 20 Pf.

Ein Balladenstrauß mit achtzehn Blüten, an sich eine Seltenheit! und noch Wilhelm Raabe gewidmet zum verwichenen einundsechzigsten Geburtstage — da heißt es aufpassen. Das muß eine eigenartige und aus dem Tiefen geschöpfte Gabe sein. Wäre sie es nicht, hätte der mit ihr Beschenkte wol einen feinen Weg gefunden, ihr Ausstellen vor aller Welt zu verhindern. Das ist dann freilich nicht nöthig gewesen. Der Dichter der Balladen hat es, auch in d. Bl., öfters erwiesen, daß er in des großen Erzählers aus vergangenen Tagen Verständniß eingedrungen ist wie einer, und er bezeugt in mancher seiner vorliegenden Schöpfungen auch Verwandtschaft mit der humoristischen Auffassung des Freundes. Sein Heft ist eine werthvolle Darbringung nicht nur dem, dem sie zunächst bestimmt war, sondern jedem gereiften Freunde erzählender Dichtung. Die Balladen zerfallen in vier Abtheilungen: „Alte Welt" umfaßt drei Dichtungen: „Kalypso", „Claudius Goticus" und „Sub hasta", die wol auch sonst ihresgleichen haben. Auch die erste des Cyklus „Welfenblut", den fünf Balladen von Welfenfürsten bilden, „König Otto's Brautwahl", glauben wir als gewöhnlich bezeichnen zu dürfen. Aber in der folgenden „Magnus Torquatus" macht sich eine ganz außerordentliche epische Kraft geltend, eine Keckheit und Strammheit der Sprache, eine Anschaulichkeit der Zeichnung in der knappen Linienführung, die vorzüglich wirkt und in dieser Vollendung unsers Erachtens nur noch in der Ballade der letzten Abtheilung: „Die Tatern in Weißkirch", ein humoristisches Seitenstück hat. Vortrefflich sind auch die Erzählungen „Vom alten Heinrich", dem Gegner des Kurfürsten Moritz von Sachsen, von „Christian's Ende" und vom Herzog Ferdinand von Braunschweig unter dem Titel „Der Gutsherr von Vechelde", die sich durch große Frische auszeichnet und das edelmüthig menschenfreundliche Herz des großen Feldherrn feiert. Ein Anhang erläutert kurz die geschichtlichen Beziehungen.

Unter dem Titel von Freiligrath's Nachdichtungen englischer und schottischer Balladen sind auch hier drei Dichtungen demselben Stoffe entnommen; in der Abtheilung „Regenbogen" schillern sieben der mannichfachsten Balladen, unter ihnen „Die Tatern in Weißkirch", welches wir wiedergeben können, da es neben seinen erwähnten Vorzügen eins der kürzesten Gedichte ist:

Die Tatern in Weißkirch.

Ueber Weißkirch ist der Tater gekommen,
der wüthige Tater auf flinkem Roß,
hat die Männer gewürgt, die Weiber genommen,
mit Beute beladen den Wagentroß.
Als wieder verbraust das wilde Heer
und die Flüchtigen heim aus den Wäldern sich wagen,
finden sie Kisten und Schränke zerschlagen,
die Keller schwimmend, die Ställe leer,
die Gärten verstampft, die Scheunen in Flammen —
Wehklagen und Flüche klingen zusammen:
„Elender Tater, elender Tater!"

Nur Hans der Bäck verbeißt sich das Lachen:
sie haben ihm arg in den Semmeln gehaust,
doch auch den leidigen Ehedrachen
entführte die haarige Taternfaust.
Er hat's mit eigenen Augen gesehn,
wie die Annemarei gekeift und gerungen,
wie der Räuber sie quer vor den Sattel geschwungen
und beide verstoben mit Sturmeswehn.
Nun hat der Halunke die böse Sieben,
ihm ist die Schadenfreude geblieben:
„Dummer Tater, dummer Tater!"

Zum ersten mal als Herr im Hause
gibt seine Befehle der Meister Hans:
ihr Leben lassen zum Jubelschmause
muß die einzige, wundererrettete Gans.
Vom letzten Fäßlein, im Keller versteckt,
holt er in geräumiger Scherbe zu trinken,
zwei dralle Mägde, zur Rechten und Linken —
nie ward ihm so lecker die Tafel gedeckt!
Wie anders mag mit Frau Annemareien
dem Räuber jetzt Mahl und Minne gedeihen:
„Armer Tater, armer Tater!"

Da trappt es draußen, da kommt es gegangen,
da fegt es herein, wie ein Wirbelwind:
aufschreit — klitsch klatsch! — mit brennenden Wangen
flüchtet das heulende Ingesind.
Dann über den Meister mit Donner und Blitz
ist ein höllisches Wetter losgebrochen:
„Hab' ich darum den Schelm von der Mähre gestochen?
Du Schlemmer, du Saufaus, du Nimmernütz! —"
Starr sitzt der Edle mit vollem Munde,
tief unten nur quillt es im Herzensgrunde:
„Elender Tater, elender Tater!"

Eine Begebenheit aus den mittelalterlichen Bürgerkämpfen Braunschweigs ist in „Kord Dorings Schuld" lebendig und ergreifend dargestellt, und es scheint uns, daß die Stoffe aus der deutschen Geschichte den Dichter zu seinen gelungensten Schöpfungen führen. Das fällt so recht ins Auge gegenüber den sich daran reihenden „Familiengeheimniß" und „Der Nobile", die im Ausdrucke ganz allgemeinen Empfindens den Leser kühl lassen. In „Deutsch-Afrika" ist sehr glücklich der Verzweiflungskampf der zwei Deutschen in Kilwa beim Araberaufstande zum Vorwurfe gewählt. Der eine ist todt, der Ueberlebende theilt mit den zwei treuen Schwarzen die letzte Labe, eine Flasche Sekt. Sie trinken stumm.

Doch ob im öden Breterraume
ihn Grabesahnung jäh durchbebt,
ein freier Schwung die Seele hebt
und heißt ihn reden wie im Traume:

„Dir sei das andre Glas geweiht,
du Braut voll wilder Herrlichkeit,
die ich mir heut im Todeskuß
mit meinem Herzblut freien muß!

Schrei immer Nein, ich sage Ja —
ich halte dich, Deutsch-Afrika!
O Stolz, vor dem die Qualen schweigen:
der Boden, den mein Blut getränkt,
in den mein Leib hinabgesenkt,
ist ewig meines Volkes Eigen!

Das dritte Glas, zur guten Nacht
dem Vaterlande sei's gebracht!
Trinkt, Männer, eh der Schaum vergeht:
es gilt des Kaisers Majestät!
So weit ob Land und Ocean
die Sonne wandelt ihre Bahn,
soll groß vor aller Völker Namen,
mein deutsches Volk, dein Name sein,
sollst blühn und wachsen und gedeihn
in Macht und Glück und Weisheit! Amen!"

Eigenthümlich ist auch die letzte Dichtung: „Die Vision des Jakob Balde", des bairischen Horaz der Renaissancezeit. Rhythmus und Sprache werden völlig beherrscht; zweimal macht sich wol eine gar zu große Selbständigkeit rege. S. 30, wo das plattdeutsche „Thorn" statt Thurm wol des Reimes willen plötzlich ins Hochdeutsche hineinfällt, und S. 44, wo in gleicher Veranlassung „Eichenbloch" für „Eichenblock" steht; auch dürfte S. 59 oben der Ausdruck „wanne!" recht vielen unverständlich sein. Das sind jedoch die einzigen Ausstellungen an der kleinen hervorragenden Sammlung.

2. Filigran. Novellen in Versen von Frida Schanz. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1892. 8. 4 M.

Filigran ist ein feines Erzeugniß der Edelmetallkunst. Wer hat sich nicht des genueser Gold- und Silberschmucks in dieser zierlichen Arbeit gefreut, die aus den zarten und doch starken Drähten wie aus einem Fadenknäuel gesponnen oder geknüpft erscheint, überaus leicht und duftig ausschaut und es doch an Festigkeit nicht fehlen läßt und Bestand hat wie nur ein anderes Geschmeide. „Filigran" ist daher eine stolze Bezeichnung für ein Dichterwerk. Frida Schanz hat sie für ihre Erzählungen in Versen gewählt, wie sie auf dem Umschlage; Novellen, wie sie auf dem Titelblatte des zierlichen Buchs genannt werden. Erzählungen scheint für die sieben Dichtungen geeigneter gewählt, weil alle Stücke hierunter passen. Zum Range der Novellen kann die schlichte wehmüthige Erzählung „Die Erdbeeren" ebenso wenig heranreichen wie die farbenglühenden, der Erinnerung geweihten Tagebuchblätter aus Capri, und selbst „Der Schloßgeist" dürfte schwer zu ihnen zu rechnen sein. So bleiben denn vier Dichtungen nach, die in der That Novellen sind: „Die Geige", „Die Vase", „Lacertola" und „Ein Christgeschenk", und diesen erkennen wir gern den Ehrentitel „Filigran" zu. Das sind fein verschlungene, sicher geknüpfte Gewebe aus eitel Goldfäden; anmuthig und leicht in ihrer Erscheinung, aber sie halten Probe. In dem der Dichterin eigenen Wohllaute der Verse, in Jamben von so ungezwungenem Rhythmus, so echten Reimen, als flössen sie nur so aus der Feder, werden Schicksale erzählt, die zu Herzen gehen oder doch Theilnahme erwecken, wie in „Lacertola" Hermann Allmers in einem Abenteuer aus seinen römischen Schlendertagen uns ganz persönlich vorgeführt wird. Am höchsten dürften wol an eigenartigem Entwurfe und künstlerischer Durchführung, wie an zarter Empfindung „Die Geige" und „Die Vase" zu schätzen sein. Doch die müssen jede als ein Ganzes ohne Unterbrechung genossen werden; einzelne schöne Stellen geben keine Vorstellung von dem lebenathmenden, schön gebildeten Bau dieser Dichtungen.

Doch die jüngsten Verse der liebenswürdigen Dichterin wollen wir hersetzen, um sie nach allem, was über sie gesagt, auch selbst zum Worte kommen zu lassen, zu einem Worte, das in vieler Leser Herzen Widerhall findet. Es sind die Schlußverse der Tagebuchblätter aus Capri:

Nach langer Zeit daheim, in Herbsteswettern,
Sei noch ein Blatt gefügt zu diesen Blättern,
Zu dieser Zeilen harmlos heitrem Schwung,
Ein stilles Herbstblatt der Erinnerung!

Längst wieder lächeln uns der Heimat Sterne —
Verschmerzt ist jedes Sehnen nach der Ferne,
Das noch ein Weilchen in den Adern zuckt —
Bis mit den Koffern, kreuz und quer bedruckt,
Man all den Ueberschwang beiseite stellt,
Als lästig in der engen Alltagswelt.
Und ach, nur selten kramt man unterm Dach
Nach Schätzen im Erinnerungs-Rumpelfach.

Dann fängt das Herz gar seltsam an zu hämmern,
Wir sehen eine Insellinie dämmern,
Zart wie Opal, aus veilchenfarb'ner Flut;
Orangen duften in des Südens Glut.
Die Purpurwelle schlägt an unsern Kahn,
Und flüsternd rauscht die Palme von Pagan —
Nein, nein, wie laut die Freude auch gelärmt,
Wir haben damals nicht zu viel geschwärmt.

O Wintersturm, der hier die Flur bereift,
Wenn jetzt dein Flügel meine Insel streift,
Sag' ihr mit heißem Gruß, mit sanftem Wehn,
Dies eine leise Wort: Auf Wiedersehn!

Katholisches.

1. Geschichte der christlich-lateinischen Poesie bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts von M. Manitius. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1891. Gr. 8. 12 M.
2. Pombal. Sein Charakter und seine Politik nach den Berichten der kaiserlichen Gesandten im geheimen Staatsarchive zu Wien. Ein Beitrag zur Geschichte des Absolutismus. Von Bernhard Duhr, S. J. Freiburg i. Br., Herder. 1891. Gr. 8. 2 M. 30 Pf.
3. Akademische Vorträge von J. von Döllinger. Dritter Band. München, Beck. 1891. Gr. 8. 6 M.

Das „katholisch" der Ueberschrift ist im allerweitesten

Sinne zu nehmen. M. Manitius (Nr. 1) macht uns mit einer der merkwürdigsten und wichtigsten Erscheinungen des altchristlichen Lebens bekannt. Weit mehr lateinische „Dichter", als man vermuthen sollte, hat die wilde Zeit von 300—800 hervorgebracht. Ueber 80 bespricht Manitius, und dazu viele Erzeugnisse unbekannter Verfasser. Die Zahl der wirklichen Dichter darunter ist nicht groß, aber sie fehlen doch auch nicht ganz; den Kirchenhymnen und den Gedichten des Prudentius z. B. wird niemand den poetischen Werth absprechen wollen. In den meisten Fällen allerdings haben wir es mit Versemacherei zum Zwecke der Belehrung und Erbauung zu thun:

Das Versemachen war bei den Römern Modesache geworden und wurde schon in der Schule gepflegt. Das römische Epos hatte sich nach und nach der verschiedenartigsten Stoffe bemächtigt und neben dem historischen Epos nahm das didaktische in der spätern Zeit keine geringe Stellung ein. Besonders galt das Epos als poetische Darstellungsform für die Mythen der Vorzeit. Als sich daher die Christen zur Dichtung wandten, haben sie gleichfalls zur epischen Form gegriffen, um Stoffe aus ihrem religiösen Vorstellungskreise zu behandeln, die der alten Götterlehre den Kampf ankündigen sollten. Wir finden somit in dem christlichen Epos nichts anderes als eine Ablösung der frühern mythologischen Epik. . . . Hand in Hand mit dem eigentlich christlichen Epos [soll heißen mit dem eigentlichen Epos] geht das Lehrgedicht. Dasselbe tritt uns sogar als erstes erhaltenes Product christlicher Dichtung entgegen. Der Römer besaß eine gewisse Vorliebe für die Kürze und Knappheit der Rede, wie sie sich in Sinnsprüchen und Lebensregeln kundgibt. Es ist uns zwar nicht gerade viel gnomische Poesie in der römischen Literatur erhalten, aber die auf uns gekommenen Spruchsammlungen lassen doch kein geringes Interesse an dieser Dicht- und Denkweise erkennen. Auf einer dieser Sammlungen fußt der älteste uns bekannte christliche Dichter. Commodian [sein „Carmen apologeticum" ist im Jahre 249 verfaßt worden; Manitius gibt gar keine Zeit an] lehnt sich in seinen „Instructiones" eng an die „Disticha Catonis" an, die wol nicht lange vor ihm entstanden waren.

Indem man Virgil vielfach als Muster benutzte, „kam man auf die abgeschmackte Idee, diejenigen Verse oder Halbverse Virgil's zu einem Ganzen zu verbinden, deren Gedanke nothdürftig auf die Incarnation oder auf einen andern christlichen Gegenstand passen konnte". Bekanntlich nennt man diese ungeheuerlichen Flickwerke Centonen, d. h. Lappen. Die altchristliche Poesie, so unbekannt sie auch ist, wirkt mit ihrem Inhalte und ihrer Form bis in unsere Zeiten fort. Von ihren Hymnen stammen unsere Kirchenlieder, und der Reim, der zuerst von Ambrosius und Prudentius nur sparsam verwendet, von Augustinus in seinem Streitgedichte gegen die Donatisten durchgeführt, am Ende des 5. Jahrhunderts allgemein wird, ist von da an ein wesentlicher Bestandtheil der poetischen Form in allen europäischen Sprachen geblieben.

Beispiele würden den Werth des Buchs bedeutend erhöhen. Eine deutsche Literaturgeschichte bedarf keiner Beispiele, weil unsere Dichter in hunderterlei Ausgaben und Sammlungen jedermann zur Hand sind; aber wo soll man die lateinischen Gedichte des 4., 5. oder 8. Jahrhunderts suchen? Die Kirchenhymnen findet man im katholischen Brevier, von einzelnen jener Dichter, wie von Prudentius, von Ausonius, Venantius Fortunatus gibt es besondere Ausgaben, aber alles das ist Literaturfreunden, die nicht gerade zu den Fachgelehrten gehören, schwer zugänglich, und wo findet man vollends die Sachen von Leuten wie Asterius oder Aldhelm? Kurze Proben wären viel werthvoller gewesen als die langen Inhaltsangaben. Im einzelnen werden wol die Fachgelehrten, zu denen ich nicht gehöre, noch manches zu erinnern finden. Gleich in der Einleitung fällt die Ungenauigkeit der Angaben über die Entstehung der lateinischen Literatur unter den Christen auf:

Als das Christenthum ins Abendland kam, bedienten sich seine Bekenner und Ausbreiter der griechischen Sprache. Frühzeitig muß aber schon an ihre Stelle das Lateinisch getreten sein, da ja die christlichen Lehren auf die Masse des Volks wirken sollten, welcher das Griechisch unverständlich war. So entstand in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts die als Itala bekannte Bibelübersetzung, die wahrscheinlich nach Afrika zu setzen ist.

Die Masse des Volks verstand in Italien und Gallien nicht blos griechisch, wie die Inschriften auf Grabdenkmälern und zahlreiche andere Zeugnisse beweisen, sondern das Griechische war dort die Verkehrssprache, und Rom konnte nach Sprache und Bildung eine griechische Stadt genannt werden. Dagegen war das proconsularische Afrika von der Bildung der Zeit unberührt geblieben. Daher mußte hier lateinisch geschrieben und gepredigt werden, und nicht blos die Itala, sondern überhaupt die lateinische christliche Literatur ist hier entstanden. — Der sehr gelehrte Verfasser hat mit großem Fleiße sehr viel schätzenswerthes Material zusammengetragen, aber die Darstellung läßt manches zu wünschen übrig. Sie leidet an Weitschweifigkeit, die Sprache ist ungelenk und hie und da kommen ganz wunderbare Sätze vor, z. B. S. 18: „Daß diese Ansicht irrig ist, hat W. Meyer gründlich widerlegt."

Wenn ein Jesuit, hier Bernhard Duhr, über „Pombal" (Nr. 2) schreibt, so darf man gewiß sein, daß er durch einen guten Fund dazu ermuthigt worden ist. In der That enthalten die Berichte der österreichischen Gesandten in Lissabon alles, was sich P. Duhr nur wünschen konnte. Diese Diplomaten sind unverdächtige Zeugen, denn sie waren Pombal befreundet und mehr oder weniger, wie so ziemlich alle Staatsbeamten des vorigen Jahrhunderts, in kirchlicher Beziehung seine Gesinnungsgenossen, und Duhr hätte noch hinzufügen können, daß ihr Chef, der Fürst Kaunitz, nichts weniger als ein Klerikaler war. Wenn man die Schrift als Beantwortung dreier streitiger Fragen auffaßt, so führt unsere Prüfung zu dem Ergebnisse, daß der Verfasser in zweien recht behält, in der dritten aber unrecht hat.

Die Frage, ob Pombal der große Staatsmann und Volksbeglücker gewesen sei, als der er gepriesen zu werden pflegt, muß auf Grund dieser Gesandtschaftsberichte, denen zahlreiche anderweitige Zeugnisse und bezeugte Thatsachen zur Seite stehen, mit einem entschiedenen Nein beantwortet werden. Daß Pombal alles allein entschied, nur solche Minister duldete, die sich als willenlose Werkzeuge

gebrauchen ließen, niemand Einblick in die Geschäfte gestattete, die wichtigsten Ereignisse und Umstände dem Könige verheimlichte, durch strenge Censur und Oeffnung der über die Grenze gehenden Briefe die öffentliche Meinung im Lande und die des Auslandes über Portugal künstlich machte, unbequeme Acten verschwinden ließ und jeden Versuch des Widerstandes mit barbarischer Strenge niederschlug, würde man hingehen lassen, da ja in der Politik zu allen Zeiten der Zweck die Mittel geheiligt hat, wenn nur die salus reipublicae dadurch erreicht worden wäre oder wenigstens dabei immer als Zweck vorgeschwebt hätte. Aber nicht einmal das zweite ist durchgängig der Fall gewesen, und unzählige Einzelheiten bestätigen das Endurtheil, das der Ritter von Lebzeltern in einem während der letzten Krankheit des Königs Joseph I. verfaßten Bericht über Pombal's Regierung fällt:

> Niedergedrückt von der Wucht der despotischen Regierung, welche der Marquis, des Königs Freund, sein Günstling und erster Minister, ausübt, ist die Nation überzeugt, daß nur der Tod des Königs sie von einem Joche befreien kann, welches sie als tyrannisch und unerträglich betrachtet, ohne zu bedenken, daß die Umstände oft Strenge fordern. Es ist wahr, die Nation war nie mehr verelendet und tyrannisirt.

Die landläufige Behauptung, daß Pombal den Adel hart zu behandeln genöthigt gewesen sei, um seinen Widerstand gegen die zur Hebung der Volkswohlfahrt ergriffenen Maßregeln zu brechen, ist unrichtig. Diese Maßregeln bestanden hauptsächlich in Privilegien für Handelsgesellschaften, die ganz so unverschämt, wie es Adam Smith in seiner Kritik der Handelscompagnien seinerzeit beschreibt, das Land ausbeuteten. Als Pombal verordnete, daß die Weinbauer fortan ihren Wein niemand andern mehr verkaufen sollten als der Weincompagnie, und zwar zu den von dieser selbst bestimmten Preisen, da entstand zu Porto ein Aufruhr, der mit Waffengewalt niedergeworfen werden mußte. Und was das Entscheidende war — Pombal ließ sich diese Privilegien hoch bezahlen. Von der Weingesellschaft bezog er jährlich 70—80000, von den Tabackpächtern 100000 Gulden. Er war der einzige Mann im Lande, der stetig reicher wurde, während das Volk mehr und mehr verarmte, der Hof geradezu bankrott war.

Demgemäß war Pombal nicht blos beim Adel, sondern allgemein verhaßt. Als er nach seinem Sturze Lissabon verlassen mußte, wurde er auf der Reise überall beschimpft. Keine Grenzen kannte die Entrüstung des Volks, als man die scheußlichen unterirdischen Kerker entdeckte, die er mitten in der Stadt angelegt hatte. Die zahlreichen eingekerkerten Edelleute nahmen zwar die Ueberführung in weniger scheußliche Gefängnisse, nicht aber die von der Königin-Witwe gewährte Begnadigung an; sie weigerten sich, das Gefängniß zu verlassen, bis ihre völlige Unschuld öffentlich anerkannt worden sei. Auch die Mitschuld der Familie Tavora an dem Attentate auf den König ist keineswegs erwiesen. Gleich nach der grausamen Hinrichtung des Marquis und der Marquesa Tavora und ihrer beiden Söhne (noch sechs andere Personen wurden abgeschlachtet; der Marquis und der Herzog von Aveiro wurden von unten an lebendig gerädert, ein Diener des Herzogs lebendig verbrannt) beantragten die Verwandten die Revision des Processes, die aber auch nach dem Sturze Pombal's noch durch einflußreiche Gegner der Familie verschleppt wurde.

In der zweiten Frage, worin die Schuld der Jesuiten von Südbrasilien bestanden habe, die als Empörer nach Lissabon gebracht und dort in schrecklichen Kerkern verwahrt wurden, während man die übrigen portugiesischen Ordensbrüder an die Küsten Liguriens und des Kirchenstaats schaffte, hatte Duhr leichte Arbeit, da schon die Protestanten Southey und Handelmann die Sache klar gemacht haben. Nach Lebzeltern bestand ihr Verbrechen lediglich darin, daß sie dem Orden angehörten und zu viel von Brasilien wußten. Daß die Indianer, die zu einer bescheidenen Culturstufe zu erheben den Jesuiten gelungen war, nach deren Abberufung theils ausgerottet worden, theils wieder verwildert sind, ist bekannt. Ueber die Behandlung der Jesuiten hat schon der preußische Diplomat Schöll geschrieben: „Les siècles et les peuples que nous avons stigmatisés de l'épithète de barbares, n'ont pas donné de plus grand exemple d'inhumanité que le gouvernement portugais dans sa manière de traiter les Jésuites." Unter den Männern, die jahrelang in unterirdischen, engen, mit Sumpfwasser gefüllten Löchern schmachten mußten, ohne daß sie, wie Lebzeltern schreibt, jemals eines Verbrechens formell beschuldigt oder einem Verhöre unterworfen worden wären, befand sich auch eine Menge österreichischer und deutscher Jesuiten, für die sich Lebzeltern im Auftrage des Fürsten Kaunitz — so lange Pombal regierte, vergebens — verwenden mußte. Einer davon, der Ungar Szentmatoni, war von der portugiesischen Regierung als Mathematiker berufen worden, ein anderer, der Kölner Kaulen, hatte sich auf Bitten derselben Regierung nach Brasilien begeben und dort eine ganze Völkerschaft zu seßhaftem Leben erzogen. Kaulen hat 18 Jahre lang zu Lissabon in einem unterirdischen Loche gelegen.

Wenn jedoch, das ist der dritte Punkt, P. Duhr durch die Beantwortung der Pombal- und der Paraguay-Frage zu Gunsten seines Ordens auch die Jesuitenfrage im gleichen Sinne entschieden zu haben glaubt, so irrt er sich. Ohne Zweifel, Pombal war ein Despot, aber die von Jesuiten geleiteten Habsburger und Bourbonen sind nicht minder Despoten gewesen. Ohne Zweifel, die Jesuiten sind die einzigen, welche Indianer zu erziehen vermocht haben, aber eben deswegen eignen sie sich nicht zu Erziehern der deutschen Jugend. Ohne Zweifel, die Hinrichtung des P. Malagrida, den die Inquisition, damals ein Werkzeug Pombal's, wegen Ketzerei verurtheilt hatte, war ein abscheulicher Justizmord, aber welches der vielen hunderttausend Autodafés der Inquisition wäre kein

abschenlicher Justizmord gewesen, und welche Schuld hat die römische Kirche sich aufgeladen, indem sie dieses von den Jesuiten gebilligte Werkzeug für Despoten schuf? Ohne Zweifel, es war schlecht von Pombal, daß er seine Creaturen zu Beichtvätern des Königs und der Königinnen machte und diese durch jene lenkte; aber ist nicht das Institut der königlichen Beichtväter an sich schlecht, wenn es uncontrolirbaren und unverantwortlichen heimlichen Rathgebern einen entscheidenden Einfluß auf die Staatsleitung verschafft? Und schließlich, war nicht Portugal ein rein katholisches Land? Was nützt also die Alleinherrschaft der römischen Kirche einem Volke, wenn sie eine so greuelvolle Regierung nicht von ihm abzuwenden vermag?

Der vorliegende dritte Band der „Akademischen Vorträge" (Nr. 3) dürfte das letzte sein, was die Freunde und Schüler Döllinger's aus dem Nachlasse des an geistigen Schätzen reichen Verewigten der dankbaren Mit- und Nachwelt spenden. Eine der hier zusammengestellten zwölf Arbeiten, die Abhandlung über das Kaiserthum Karl's des Großen und seiner Nachfolger, ist schon einmal im Druck erschienen, und zwar im „Münchener historischen Jahrbuch für 1865". Aber dieses ist längst vergriffen, und der Herausgeber hat um so mehr recht gehabt, dieses Stück mit aufzunehmen, als es nicht allein dem Umfange nach, sondern auch an innerm Werthe das bedeutendste ist. Eine Menge schwieriger Fragen, wie die nach dem eigentlichen Wesen der Würde eines Patricius, nach der persönlichen Ansicht Karl's über die ihm vom Papste oder vielmehr „vom römischen Volke" übertragene Würde, wie die Zeitgenossen diese Würde verstanden, welcher Umstand bewirkte, daß Karl die Kaiserproclamation in der Weihnacht 800 als eine unangenehme Ueberraschung empfand — sie griff störend in seine Unterhandlungen mit Byzanz ein —: alle diese und noch andere Fragen werden hier von Döllinger völlig befriedigend beantwortet. Diese Abhandlung erregt, wie auch die über die Schenkungsurkunden Ludwig's des Frommen, der Ottonen und Heinrich's II. für den römischen Stuhl aufs neue unser Erstaunen darüber, wie Döllinger in allen Gebieten der Weltgeschichte bewandert sein und den innern Zusammenhang aller Begebenheiten im Auge behalten, dabei aber zugleich in jedem einzelnen Gebiete die Aufgabe des Specialisten mit Meisterschaft lösen konnte.

Das ansprechendste Stück ist die am 23. December 1871 gehaltene Rectoratsrede „Ueber die Bedeutung der großen Zeitereignisse für die deutschen Hochschulen". Erfüllt von patriotischer Freude über den Erfolg der deutschen Waffen und über den gleichzeitigen Sturz der beiden Mächte an der Seine und am Tiber, die gleichzeitig unser Volk mit Knechtschaft bedroht hatten, warnt er, eben aus Patriotismus, vor der naheliegenden Versuchung, im Rausche des Erfolgs das französische Nationallaster nachzuahmen. Wir nehmen, sagt er mit Beziehung auf das französische Revanchegeschrei, „dieses Cartel des Hasses und der Rache nicht an, nicht nur weil jeder Haß das Leben verbittert und verdüstert, sondern auch weil wir meinen, Nachbarvölker seien bestimmt, als Brüder sich zu vertragen und einander zu helfen". Er macht klar, wie nothwendig es für uns auch in Zukunft bleiben werde, das Geistesleben und die Zustände der Franzosen kennen zu lernen, und zeigt zum abschreckenden Beispiel, wie bei ihnen durch planmäßige Geschichtsfälschung jener Chauvinismus, der sie schließlich ins Verderben stürzen sollte, groß gezogen worden ist.

In der Abhandlung über den Untergang des Tempelordens kommt Döllinger mit den französischen, englischen, italienischen Historikern und mit Schottmüller zu dem Ergebnisse, daß sie unschuldig und lediglich das Opfer der Habsucht König Philipp's geworden sind. Im Vorwort erzählt Lossen:

> Mit besonderer Pietät habe ich Döllinger's letzte Lebensarbeit, die Rede über den Untergang des Tempelordens, behandelt. Der Gegenstand beschäftigte ihn seit langen Jahren, nach seiner eigenen Angabe seit dem Jahre 1841. Im Jahre 1864 hatte er über denselben einen Vortrag in der historischen Klasse der Akademie gehalten und, wie es scheint, fast druckfertig ausgearbeitet, dann aber wieder beiseite gelegt und zum Theile vernichtet, sodaß von diesem Manuscripte nur noch einzelne Blätter übriggeblieben sind. Als er nun am 15. November 1889 seine angekündigte öffentliche Rede über die Templer zu halten hatte, war die unternommene Neubearbeitung erst theilweise fertig. Denjenigen, welche jene letzte Rede Döllinger's gehört haben, fiel auf, daß er ungewöhnlich langsam sprach. Professor Cornelius hat das („Gedächtnißrede auf Döllinger", S. 15) als ein „Zeichen körperlicher Ermüdung" aufgefaßt. Nun hat sich aber aus dem vorliegenden Manuscripte ergeben, daß jenes langsame Sprechen nicht etwa eine Folge beginnender Altersschwäche gewesen ist, sondern davon, daß Döllinger in Ermangelung eines fertigen Manuscripts theilweise frei vorzutragen hatte. Wir dürfen also behaupten, gerade diese Rede beweise, wie geistesfrisch Döllinger bis zu seiner letzten Krankheit geblieben sei.

Mit der Ergänzung dieser unvollständigen Manuscripte hat Dr. Lossen viel Mühe gehabt. Warum hat er, den wir als einen sehr sorgfältigen und gewissenhaften Stilisten kennen, nicht das häßliche und unsinnige Wort „selbstredend" ausgemerzt, das in diesem Bande auf S. 216 und in den frühern Bänden etliche male vorkommt? Dadurch wäre doch die Pietät nicht verletzt worden.

Karl Jentsch.

Philosophische Schriften.

1. Einleitung in die Philosophie. Von Karl Tausch. Wien, Konegen. 1892. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Jede Einleitung in die Philosophie leidet an einer eigenthümlichen Schwierigkeit. Während die Einführung in jede andere Wissenschaft den bisher Unkundigen zunächst mit der besondern Art des von ihr behandelten Objects und weiterhin mit gewissen allgemein als gültig anerkannten Grundsätzen und Wahrheiten vertraut zu machen in der Lage ist, so bietet die Philosophie dem, der in ihren Tempel eintritt, keinen so wohl umgrenzten und geebneten Vorhof. Weder kann man jemand, der sich mit der Philosophie allererst bekannt machen will, allgemein anerkannte leitende Grundsätze an die Hand geben, noch ein Object derselben aufzeigen, welches in allen Systemen das gleiche wäre. Wenn man aus didaktischen Gründen dennoch beides für nöthig hält, so bleibt also nichts übrig, als die Grundanschauung eines bestimmten Systems zur Basis zu nehmen. Dieser Nothwendigkeit ist natürlich auch der Verfasser vorliegender Schrift nicht entgangen: er stellt sich durchweg, von wenigen Nebenpunkten abgesehen, auf den Standpunkt der Herbart'schen Philosophie, obwol dies nirgendwo ausdrücklich anerkannt wird. Gleich Herbart definirt auch der Verfasser die Philosophie als die Wissenschaft von der Bearbeitung der Begriffe:

> Mit den Begriffen der Kraft, Ursache, Veränderung, Wirkung haben die Physiker Widersprüche und Unbegreiflichkeiten schlecht verhüllt. Wir fühlen uns getrieben, diese Begriffe, die wir nicht beseitigen und doch nicht denken können, zu berichtigen und, mistrauisch geworden, alle andern Begriffe hinsichtlich ihrer Widerspruchslosigkeit zu prüfen; es macht sich also das Bedürfniß nach einer Wissenschaft geltend, welche durch Bearbeitung der Begriffe alle andern Wissenschaften ergänzt. Diese Wissenschaft ist die Philosophie.

So wie nun etwa der Zoologe seine Wissenschaft dadurch zugleich einleitet und auch begrenzt, daß er fragt, was ein Thier sei und was nicht, vor allem auch, welche Wesen nur scheinbar der Thiergattung angehören, ebenso muß auch der Philosoph sein Material sichten und die Begriffe scheiden von demjenigen, wovon er sich nur einbildet, Begriffe bilden zu können. So erheben sich naturgemäß zwei Fragen: Was ist ein Begriff? und Wovon können wir nur Begriffe haben?

> Die Beantwortung dieser zwei Fragen muß vor der Philosophie als Wissenschaft erfolgen; da sie dieselbe aber vorbereiten, so bezeichnen sie das Problem der Einleitung in der Philosophie.

Jene beiden Fragen werden nun in der Weise beantwortet, daß zunächst im ersten größern Theile über Entstehung und Wesen des Begriffs, im zweiten Theile aber über die bestimmten Begriffe gehandelt wird, deren Bearbeitung, d. h. Beseitigung der Widersprüche und Vereinigung zu einem zusammenstimmenden Ganzen eben die Aufgabe der Philosophie ist. So wird dieser zweite Theil zu einem Abrisse der philosophischen Encyklopädie, welche, dem Vorbilde Herbart's hier wiederum folgend, in die drei Haupttheile: Logik, Metaphysik und Aesthetik zerfällt.

Die Einwendungen, welche man gegen das Herbart'sche System erheben kann, finden natürlich auch auf die in vorliegender Schrift durchgeführten Grundgedanken ihre entsprechende Anwendung. Mit diesem selbstverständlichen Vorbehalte indessen darf man sie als wohlgelungen und zweckentsprechend durchaus anerkennen. Der Verfasser hat sein Thema mit großer Umsicht und Sorgfalt bearbeitet, die Darstellung ist klar und logisch scharf und den didaktischen Anforderungen ist hinreichend Rechnung getragen. In jedem Falle wird die Schrift allen denen, welche sich in die Philosophie einführen lassen wollen, eine gute Anleitung geben.

2. Wesen und Systematik der Schlußformen. Logische Untersuchung von Franz Raab. Wien, Konegen. 1891. Lex.-8. 1 M. 60 Pf.

Die Schrift ist ein Versuch, das Wesen des Schlusses und seiner besondern Arten zu bestimmen, diese letztern aber nicht sowol, wie der Titel eigentlich erwarten läßt, systematisch aus einem Grundprincip herzuleiten, sondern in ihrem natürlichen Zusammenhange aufzuzeigen, ohne Rücksicht darauf, ob hierbei auch ein innerer Zusammenhang oder eine bloße Klassification zum Vorschein kommt. Diesem Verfahren kann man nur beipflichten: nichts trübt so sehr die Unbefangenheit des Urtheils und hält den Fortschritt der Wissenschaften mehr auf als das vorzeitige Systematisiren, wenn es nicht der Darstellung dienen oder einen blos regulativen Charakter haben, sondern direct den Weg zur Auffindung neuer Erkenntnisse zeigen soll. Die systematische Ordnung darf nicht den Einzeluntersuchungen vorangehen, sondern muß aus diesen von selbst sich ergeben, ohne daß dabei die Natur der Dinge vergewaltigt wird. Diesem Princip des Verfassers kann man, wie gesagt, zustimmen, aber freilich wird man nicht alles anerkennen, was er bei der Durchführung desselben vorbringt. So ist der Verfasser im Rechte, wenn er sich gegen die Gewaltsamkeiten kehrt, mit welchen man die drei hauptsächlichsten Schlußarten, den kategorischen, hypothetischen und disjunctiven, als rechte Specialfälle des einfachen Syllogismus hinzustellen suchte. Aber ebenso verkehrt ist es nun, ins entgegengesetzte Extrem zu gerathen und jene drei Schlußarten als incommensurabel hinzustellen und sie recht bequem und trivial zu bezeichnen als „conträre Species, selbständige Arten der möglichen und nothwendigen Schlußfunction, indem sie mit verschiedenen Denkformen für verschiedene Denkverhältnisse dieselbe Aufgabe lösen, vom Wahrgenommenen auf das Nichtwahrgenommene, vom Bekannten, Gewußten auf das

Nichtbekannte den Geist hinzulenken entweder mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit". Das ist zwar auch eine Ansicht, aber eine solche, die unser Bedürfniß nach sachlicher Erklärung wol kaum befriedigen dürfte. Auch die Einschiebung einer neuen Art von Schlüssen, der sogenannten Anschauungs- und Sachschlüsse, in den Zusammenhang der Schlußformen kann man nicht gut heißen. Wenn der Verfasser die natürliche, ohne Vermittelung logischer Operationen sich vollziehende Verbindung zweier Vorstellungen — z. B. daß der Anblick eines Flusses den Gedanken ans Baden, an das Befahren mit einem Schiffe u. s. w. weckt — als eine besondere Schlußart ansieht, so verwechselt er einfach einen psychischen mit einem logischen Thatbestande.

Im übrigen enthält die Schrift manche werthvolle Bemerkungen und interessante Deductionen im einzelnen. Mit größter Sorgfalt sind die Beispiele ausgewählt, auf welche der Verfasser mit Recht im Gegensatze zu der gewöhnlichen Schullogik den größten Werth legt. Solche Beispiele wie das berüchtigte von dem sterblichen Cajus sollten eigentlich nicht mehr vorkommen, und wer Veranlassung hat, Logik zu lehren, der kann aus der vorliegenden Schrift schon wegen der guten Beispiele großen Nutzen ziehen, sowie wegen der Winke, die der Verfasser in Bezug auf das Sammeln derselben gibt.

3. Formale Logik für Gymnasien. Von Joseph Bernhard. Prag, Selbstverlag. 1890. 8. 2 M.
4. Empirische Psychologie für Gymnasien. Von Joseph Bernhard. Prag, Dominicus. 1892. 8. 2 M.

Die beiden genannten Lehrbücher entsprechen dem Zwecke, welchem sie zu dienen bestimmt sind, nämlich die Grundlage für den propädeutischen Unterricht an Gymnasien zu bilden, und sie können deshalb warm empfohlen werden. Der Verfasser beherrscht seinen Stoff gründlich und hat sich auch mit den Ergebnissen der neuern Forschungen bekannt gemacht, dabei aber alles, was vorläufig erst noch einen hypothetischen Charakter hat, natürlich streng beiseite gelassen. Die Darstellung ist übersichtlich und klar, nur hätte sie vielfach noch populärer sein können. An einigen Stellen macht sich auch ein gerade für den Schulunterricht sehr unnöthiger und störender Scholasticismus breit. So wird in §. 80 fg. der Psychologie der Determinismus zuerst positiv, dann negativ widerlegt und zwar der Determinismus in allen seinen Spielarten. Dabei werden zahlreiche Gründe gegen diesen Determinismus herbeigeschafft und zusammengestellt, auch Gott mit seinen Eigenschaften wird ins Treffen geführt, bis sich schließlich als Resultat die Nothwendigkeit der freien Wahlhandlung ergibt. Das alles nimmt sich so aus wie der Tractat eines Scholasticus aus dem Mittelalter. Wir wissen heute, daß sich das schwierige Problem der Willensfreiheit nicht in so einfacher Weise dadurch lösen läßt, daß man Massen von beliebig zusammengerafften Gründen und Beweisen in bunter Ordnung aufmarschiren läßt. Für den Unterricht an Gymnasien indessen ist eine endgültige Lösung des Problems, die mit dem Scheine der Unfehlbarkeit auftritt, auch gar nicht erforderlich; es genügt, wenn die Frage selbst klar gestellt, die Schwierigkeiten ihrer Lösung gezeigt werden und schließlich vielleicht auch eine bestimmte Ansicht, wenngleich immer mit vorsichtiger Zurückhaltung, vorgetragen wird.

5. Ein schwerer sensitiv-somnambuler Krankheitsfall, geheilt mittels einfacher Anwendung der Gesetze des Ods. Von Karl Freiherrn von Reichenbach. Für Physiker, Physiologen, Psychologen, Psychiatriker und insbesondere für Aerzte. Herausgegeben und mit besonderer Berücksichtigung der Suggestionslehre bearbeitet von A. Freiherrn von Schrenck-Notzing. Leipzig, Abel. 1891. Gr. 8. 6 M.

An der Hand einer sehr ausführlichen, von hervorragender Beobachtungsgabe zeugenden Krankengeschichte sucht Professor von Reichenbach nachzuweisen, daß er mittels des „Od" einen Fall von schwerem „positivem" Somnambulismus, welcher allen ärztlichen Mitteln unzugänglich war, geheilt habe. Die Reichenbach'sche Lehre vom „Od" hat in den funfziger Jahren viel Aufsehen erregt; heute ist sie fast vergessen, da erwiesen ist, daß dieselbe auf Selbsttäuschung und fehlerhaften Untersuchungsmethoden zum größten Theile beruhte. Das „Od" sollte nach Reichenbach ein selbständig bestehendes Dynamid sein, das sich von der Elektricität, dem Magnetismus, der Wärme u. s. w. unterscheiden soll und für welches nur sogenannte „sensitive" Menschen zugänglich sind. Die „Sensitive" nun, um welche es sich in vorliegender Monographie handelt, ist, wie der Herausgeber derselben in den kurzen treffenden Anmerkungen überzeugend nachweist, eine Dame, die den ganzen Symptomencomplex der „grande hystérie" aufweist und welche nicht durch „einfache Anwendung der Gesetze des Ods", sondern durch Suggestionen geheilt ist.

Das geistvoll geschriebene nachgelassene Werkchen bietet für den Arzt und namentlich den Psychologen eine Fülle von Anregungen.

Moritz Kronenberg.

Denkmäler der Kunst.

Denkmäler der Kunst. Zur Uebersicht ihres Entwickelungsganges von den ersten künstlerischen Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Bearbeitet von W. Lübke und C. von Lützow. Sechste Auflage. 203 Tafeln in Folio und erklärender Textband in Gr. 8. Classiker-Ausgabe. Stuttgart, Neff. 1890. 36 M.

Noch rechtzeitig vor Weihnachten ist dieser berühmte Bilder-Atlas zur Kunstgeschichte, der unstreitig zu den besten Werken seiner Art gehört, fertig geworden. In mehrern stets erweiterten und verbesserten Auflagen hat er bereits seinen Gang mit stets wachsendem Erfolge ge-

macht. Die Trefflichkeit der Auswahl bedarf keines Lobes; es sei nur gesagt, daß die Gegenwart ausgiebig hereingezogen ist und man also das vollständigste Anschauungswerk über die Kunst aller Jahrhunderte erhält, das ebenso zum raschen Nachschlagen wie zu eingehendem Studium zu dienen vermag. Diesen beiden Gesichtspunkten trägt auch der Text in ausgezeichneter Weise Rechnung. Auf seinen 450 Seiten in Großoctav erklärt er Bild für Bild sehr genau und berücksichtigt zugleich den Zusammenhang der Kunstgeschichte, er ist eine gründliche Arbeit von selbständigem Werthe, und man darf dem Unterzeichner des Vorworts, Professor Dr. C. von Lützow, schon zutrauen, daß er mit seinem Mitarbeiter, Professor Dr. W. Lübke, alles gethan hat, um das Werk auf der Höhe der Ergebnisse der fortschreitenden Forschung zu erhalten. Wenden wir uns den zehn oder eigentlich elf neuen Tafeln zu, da die reconstruirte Ansicht des Tempels zu Olympia auf Tafel 14 A durch eine neuere nach der Veröffentlichung der Ausgrabungen des Deutschen Reichs ersetzt ist, so finden wir zunächst auf vier Tafeln unserer erweiterten Kenntniß des Alterthums Rechnung getragen. Der ägyptischen Baukunst ist, gestützt auf die neuern französischen Werke von Perrot und Chipiez und von Prisse d'Avennes, Tafel 5 A gewidmet. Sie veranschaulicht namentlich die Hügelgräber und das Pyramidenfeld von Gizeh, dessen Plan, wie der des Sphinxtempels insbesondere, mitgetheilt wird, und läßt in die Anlage und das Beleuchtungssystem der Tempel und Paläste Aegyptens einen Blick thun. Tafel 11 A berücksichtigt die phönizischen, cyprischen und Schliemann'schen Ausgrabungen; Tafel 16 A die altgriechische Sculptur, wie sie vorzüglich uns aus dem Schutte Olympias neu erstanden ist, aber auch durch glückliche Funde auf der Akropolis von Athen ergänzt wurde. Tafel 18 B bringt die Prachtstücke aus Olympia: die Nike des Paeonios, den Hermes des Praxiteles; ferner die Reste vom Grabmal des Mausolos aus dem Britischen Museum, die Nike von Samothrake, Gruppen der Gigantenschlacht vom Zeusaltar zu Pergamon und der lykischen Reliefs, die durch österreichische Ausgrabungen gewonnen wurden und anderes mehr.

Zwei weitere neue Tafeln 66 A und 85 A vervollständigen die Allgemeinkenntniß der italienischen und deutschen Sculptur des 15. und 16. Jahrhunderts. Da sind köstliche Schöpfungen der Frührenaissance von Donatello, Verrocchio, Andrea della Robbia, Rossellino, Sansovino, alle nach Photographien wiedergegeben, ebenso wie die Meisterwerke deutscher Holzschnitzkunst und Steinsculptur aus Nord und Süd des Vaterlandes, unter ihnen auch das nürnberger Gänsemännchen in Bronze. Die Tafeln 87 B und 91 B verwerthen die sorgfältigen Einzelforschungen Lübke's und Gurlitt's im Bereiche der Renaissance-, Barock- und Rococo-Architektur diesseit der Alpen für den Atlas. Die beiden letzten Tafeln des Atlas 155 und 156 bieten zehn deutsche und österreichische Bilder und neun französische, englische, holländische und spanische zu der reichen Auswahl moderner Malerei, die der Atlas bereits enthält. Ueber die Aufnahme des einen oder andern Malers ließe sich unsers Erachtens nicht streiten, denn das Recht der Auswahl nach seiner Ueberzeugung gebührt einzig dem Herausgeber, aber wohl über die Wahl der einzelnen Kunstwerke im Hinblicke auf die Mittel und den Raum, die zur Wiedergabe zu Gebote standen. Von Böcklin's „Todteninsel“ z. B. kann doch wahrhaftig nach diesem Steindrucke in kleinstem Maßstabe auch nicht die Spur einer richtigen Vorstellung gewonnen werden; schon der schönste Stich reicht kaum dazu aus. Die „Villa am Meer“ dürfte sich geeigneter erwiesen haben.

Diese sogenannte Classikerausgabe ist durchweg lithographisch hergestellt, Zeichnung und Abdruck sind aber nicht durchweg in gleicher Weise gelungen. Ganz vortrefflich sind die sieben prachtvoll colorirten Tafeln zur Veranschaulichung der antiken und mittelalterlichen Polychromie. Außerdem ist eine uns nicht zu Gesicht gelangte Stahlstichausgabe zum doppelten Preise erschienen, in der die farbigen Tafeln in Farbendruck hergestellt sind, aber kaum schöner ausgefallen sein können als die uns vorliegenden. Die elf neuen Blätter sind daselbst in Photolithographie gegeben. Für stattliche Einbände hat die Verlagshandlung Sorge getragen und so kann dieses Prachtwerk jeder gebildeten Familie, sowie jedem, der ein classisches gediegenes Fest- oder Ehrengeschenk auszuwählen wünscht, angelegentlichst empfohlen werden. Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

Zum Weihnachtsfeste liegt wieder ein Geschichtsband Karl Tanera's vor, der erste Band der vaterländischen Bibliothek für das deutsche Volk und Heer, die unter dem Titel „Deutschlands Kriege von Fehrbellin bis Königgrätz“ in dem Beck'schen Verlage zu München erscheint und zwölf Bände umfassen soll. Der neunte und zehnte, die deutschen Befreiungskriege 1813—15, haben wir hier schon anzeigen können. Der erste Band erzählt nun „Deutschlands Mishandlung durch Ludwig XIV. 1672—1714“, und ist mit 3 Karten und 3 Schlachtplänen ausgestattet. Der Große Kurfürst und Prinz Eugen mit dem alten Dessauer stehen im Vordergrunde der durch 40 Jahre sich hinziehenden Kämpfe gegen Frankreich und das zeitweilige ihm verbündete Schweden. Die politischen Ereignisse werden so weit erzählt, als sie zum Verständnisse der kriegerischen Vorgänge gerade erforderlich sind; hie und da, wie bei der Einnahme Straßburgs durch Ludwig XIV., wäre wol auch ein breiteres Eingehen erwünscht gewesen. Wir haben oftmals hervorgehoben, wie meisterhaft dem Hauptmann Tanera die lebendige volksthümliche Gefechtsdarstellung zu Gebote steht, wie vortrefflich er einzelne kleine Züge zur Veranschaulichung der Sachlage oder der Stimmung und Haltung der Truppen zu verwerthen weiß. Sein neues Buch bietet eine Fülle ergänzender Beispiele. Heben wir nur unter andern den ganzen Abschnitt „Fehr-

bellin" heraus und aus dem Folgenden die Erstürmung von Demmin 1676 oder die Schlacht vor Turin. Mit dieser Bibliothek zu 2 M. 50 Pf. der gebundene Band kann ein gut Theil vaterländischer Geschichtskenntniß und nationaler Gesinnung in weitesten Kreisen des Volks gewonnen werden.

— Zum Weihnachtsfeste wird der erste Band von Dr. Rudolf Pfleiderer's „Illustrirter Hausbibel" (Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut), die Geschichtsbücher des Alten Testaments umfassend, abgeschlossen und in gediegenem Einbande zu haben sein. Damit ist ein bedeutender und die künstlerische Ausstattung in hohem Maße beanspruchender Abschnitt dieses großen und soweit vorzüglich durchgeführten Unternehmens erreicht, ein Ruhepunkt für den Betrachter, wenn auch lange noch nicht für den Herausgeber eingetreten. Die vorliegenden sechs jüngsten Lieferungen (41—46) erweisen aufs neue seine unermüdliche, natürlich auf umfassenden Studien beruhende Spürkraft im Ausschauen nach neuen geeigneten Vorlagen für den Bilderschmuck der Bibel, unter denen wir die mehrfachen Zeichnungen von Marten de Vos (Niederlage der Assyrer, Elias unter dem Wachholder), Hans Holbein dem Jüngern (Rehabeam's harte Antwort), Joan Stradanus (Einzug der Bundeslade), J. C. Werner (Saul bei der Hexe von Endor), die Stiche von Bourdon (Pest in Jerusalem), Bloemaert (Eliä Himmelfahrt) und den schönen Rubens aus der Eremitage zu St.-Petersburg (Jesus beim Gastmahl des Pharisäers) hervorheben, der Textbilder diesmal ganz zu geschweigen. Da bei den Lehrbüchern und den Propheten wol der Text so ziemlich die Alleinherrschaft in den Lieferungen behaupten dürfte, ist ein rasches Fortschreiten der Ausgabe bis zu den historischen Theilen der Apokryphen zu gewärtigen.

Auch Friedrich Pfeilstücker's „Illustrirte Hausbibel" (Berlin, Pfeilstücker) ist in ihrer zweiten unveränderten Auflage bis zur fünften Abtheilung gediehen und es steht also bis zur Vollendung nur noch eine aus. Bekanntlich kostet jede Abtheilung 3 M. Der Zweck dieser „Illustrirten Hausbibel" ist ja ein ganz anderer als der der eben besprochenen. Während jene zur Anschauung bringen will, wie christliche Kunst aller Zeiten frommen Geistes und kirchlichen Sinnes die biblische Ueberlieferung dargestellt hat, beabsichtigt diese eine bildliche Realiensammlung zur Heiligen Schrift zum Zwecke bessern Verständnisses und klarerer Gegenständlichkeit ihrer Lektüre. Der Erfolg muß lehren, ob auf dem eingeschlagenen Wege das gesteckte Ziel erreicht wird.

— Albert Westermann's, eines schweizer Sängers, vor Jahresfrist erschienenes Gedicht: „Die von Gersau", erst in Nr. 1 d. Bl. d. J. günstig besprochen, ist bereits in zweiter Auflage herausgegeben (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer, 1892), zugleich mit einer neuen poetischen Erzählung aus der Geschichte Zürichs, die an anderer Stelle ihre Würdigung finden wird.

— Trowitzsch's Volkskalender für 1892 stellt sich im fünfundsechzigsten Jahrgange mit dem Begas'schen Kaiserbrunnen auf dem berliner Schloßplatze als Titelbild und vielen prächtigen Holzschnitten, sowie literarischen Beiträgen von Joh. Trojan, Anton Ohorn, E. Vely und andern seinen Lesern vor.

— Das „Taschenbuch der höhern Schulen Deutschlands 1891/92 von Proreetor Dr. Juling" (Schönberg-Mecklenburg, Selbstverlag; Preis 1 M. 50 Pf. Zu beziehen durch Ed. Kummer in Leipzig) umfaßt über 600 Schulen Preußens und mehr als 520 Schulen des übrigen Deutschlands, und gibt nicht nur die Namen der Lehrer an den einzelnen Schulen, sondern bei der großen Mehrzahl auch den Gegenstand des ihnen obliegenden Unterrichts an. Diesen mehr als 13000 Namen ist ein reichhaltiges Notizbuch mit den aus dem Berufe sich ergebenden Rubriken beigefügt, das wol den Jahresbedarf eines Lehrers decken könnte, wenn der viel zu dünne Leinwandrücken des Einbandes längern Gebrauch zuließe.

— Dr. Hugo Schramm-Macdonald's Bearbeitung des Buchs von Smiles „Der Weg zum Wohlstand" ist unter etwas verändertem Titel, der die noch weiter als zuvor gehende Selbständigkeit des deutschen Verfassers zum Ausdrucke bringt, in zweiter, durchgesehener und umgearbeiteter Auflage (Heidelberg, Weiß, 1892; Preis 2 M. 80 Pf.) erschienen. Das Buch heißt jetzt: „Der Weg zum Wohlstand. Nach dem Muster von Sam. Smiles' «Thrift» von H. Schramm-Macdonald". Es freut uns, bei der Durchsicht des tüchtigen Werks wahrgenommen zu haben, soweit sich das bei der sehr veränderten Eintheilung der beiden Auflagen feststellen läßt, daß der Verfasser dem in den Bl. f. 1888, S. 829 fg., gegen ein gewisses Beispiel erhobenen Einwande Berücksichtigung geschenkt zu haben scheint.

— Diejenigen Bücherfreunde, die Liebhaber absonderlicher und seltsamer Lektüre sind, sowie alle, die gern Genaues über die Literatur der Sagen, Märchen, mittelalterlich romantischen Volksbücher, altdeutschen Heldengeschichten, wandernde Stoffe der Weltliteratur und ähnliche von der gewöhnlichen Straße abgelegene Felder des ältern schönwissenschaftlichen Schriftthums wissen möchten, werden gut thun, sich das von dem durch eine Reihe vortrefflicher Arbeiten (vgl. d. Bl. f. 1890, S. 126, 349 und 623, und öfters) bekannten Biographen Hugo Hayn zusammengestellte Verzeichniß „Neuer biographischer Zettel-Repertorien" zu bestellen. Daselbst ist knapp und deutlich in übersichtlicher alphabetischer Anordnung eine Art Katalog dieser ungemein werthvollen Hülfsmittel zur Kenntniß der obengenannten Gebiete, sowie zur Cultur- und Literaturgeschichte überhaupt zu finden. Dieses Verzeichniß, eigentlich für einen jeden, der einem jener Sonderfächer näher treten will, unentbehrlich, ist umsonst sowol durch den Herausgeber (München, Thal 3) als durch die Buchhandlung von R. Levi in Stuttgart zu beziehen.

Bibliographie.

Brand, J., Venus Astaroth. Dichtungen. Leipzig, W. Friedrich. 12. 2 M.

Byr, R., Waisenmädchenhaar. Roman. 2 Bde. Berlin, E. Dominik. 8. 9 M.

David, J. J., Hagars Sohn. Schauspiel. Wien, L. Weiß. 12. 1 M. 50 Pf.

Dubsky, E. v., Das rothe Ei. Genrebild. Pressburg, G. Heckenast's Nachf. 8. 80 Pf.

Frank, U., Rechtsanwalt Arnau. Roman. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 3 M.

Fries, N., Nach Gottes Rath. Zwei Erzählungen. Dresden, A. Nusser. 8. 1 M. 20 Pf.

Gerhard, C., Ludwig van Beethoven in seinen Beziehungen zu berühmten Musikern und Dichtern. Dresden, O. Damm. 1892. Gr. 8. 80 Pf.

Hempel, Thekla, Der Frauen Beruf. Erzählungen. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 8. 3 M.

Looß, E., Unter deutschen Fahnen. Bilder aus dem Soldatenleben. Aus dem Schatze deutscher Dichtungen ausgewählt. Mit Illustrationen nach Originalen von W. Zweigle. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 12. 3 M. 60 Pf.

Nentwig, H., Die Wiegendrucke in der Stadtbibliothek zu Braunschweig. Im Auftrage der städtischen Behörde bearbeitet. Wolfenbüttel, J. Zwissler. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Ritter, A., Germania. Festspiel mit Gesang. Mit einer bildlichen Darstellung der Schlußgruppe. Hof, R. Lion. 1892. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Robolsky, H., Hennigs von Treffenfeld, ein altmärkischer Bauernsohn. Historische Erzählung. Salzwedel, G. Klingenstein. 8. 1 M.

Sanders, D., 366 Sprüche. Leipzig, E. Keil's Nachf. 1892. 12. 2 M.

Steinau, Hedwig, Worte aus dem Leben. Düsseldorf, L. Voß u. Comp. 8. 1 M.

Stiehl, C., Musikgeschichte der Stadt Lübeck, nebst einem Anhang Geschichte der Musik im Fürstenthum Lübeck. Lübeck, Lübcke u. Hartmann. Gr. 8. 2 M.

Suter, E., Mroaso. Gedicht. Leipzig, W. Friedrich. 8. 1 M.

Tharau, H., Die Fackelträger des Evangeliums. Berlin, Deutsche Evangelische Buch- und Tractat-Gesellschaft. 1892. 8. 2 M. 40 Pf.

Walther, Lina, Die Frau Marquise. Ein Zeitbild aus Erfurts Vergangenheit. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1892. 8. 2 M. 20 Pf.

Wohlmuth, A., Ferien-Träume. München, Münchener Kunst- und Verlags-Anstalt Dr. E. Albert u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Festgeschenke. Nova.

Preise für Exemplare in feinen Original-Einbänden:

Allmers, H., Dichtungen. 2. Auflage. M. 4.
— Fromm und Frei. Religiöse Dichtungen. M. 2.
— Römische Schlendertage. 7. Auflage. M. 7.
— Marschenbuch. 3. Auflage. M. 7.
— — -v. Dörnberg, Bilder aus den Nordsee-Marschen. Lichtdruck-Prachtwerk. M. 9, in Pracht-Mappe M. 15.
Appell, Werther und seine Zeit. 3. Auflage. M. 6.
Bulthaupt, Dramaturgie. 4. Aufl. * Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. M. 6. ** Shakespeare. M. 6. *** Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. 3. Aufl. M. 6.
— Gerold Wendel. Trauerspiel. 2. Auflage. M. 3.
— Eine neue Welt. Drama. 2. Auflage. M. 3.
— Der verlorene Sohn. Schauspiel. M. 3.
Charpentier, Russische Wanderbilder. 2. Auflage. M. 4.
Croon-Mayer, Liederborn. 2. Auflage. M. 4.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 3. Auflage. M. 5.
— Winternächte. Gedichte. 3. Auflage. M. 5.
— Die Hexe. Trauerspiel. 5. Auflage. M. 3.
— Von Gottes Gnaden. Trauerspiel. 2. Auflage. M. 3.
— Die Rosen von Tyburn. Trauerspiel. M. 3.
Girndt, O., Ein Morgentraum. Dichtung. M. 2.
Kaden, Italienische Gypsfiguren. 3. Auflage. M. 5.
Leben der Prinzessin Ch. A. de la Trémoïlle, Gräfin von Aldenburg. M. 7,50.
Murad Efendi, Ost und West. Gedichte. 3. Auflage. M. 5.
— Nassredin Chodja. Osmanischer Eulenspiegel. 3. Auflage. M. 3.
— Balladen und Bilder. 3. Auflage. M. 3.
Neumann-Strela, Thron und Reich. 3. Auflage. M. 3.
Niemann, Dr., Das Oldenb. Münsterland. I. M. Karte u. Plänen. M. 3. II. M. 4.
Partisch, Sylvesterglockenklang. 2. Auflage. M. 2.
Poppe, Zwischen Ems und Weser. Land und Leute. M. 7.
Rittershaus, E., Buch der Leidenschaft. 4. Auflage. M. 3.
— Aus den Sommertagen. 4. Aufl. M. Portrait d. Dichters von L. Knaus. M. 5.
Roland, Der Cantor von Orlamünde. Dichtung. M. 2,50.
Spaeth, Samenkörner der Wahrheit. 32 Predigten. M. 8.
Stahr, Ad., Italien. 5 Theile. 4. Auflage. M. 18.
— Oberitalien. 2 Theile. 3. Auflage. M. 7,50.
— Goethes Frauengestalten. 2 Bde. 8. Auflage. M. 8.
— G. E. Lessing. Leben und seine Werke. 9. Auflage. M. 7,50.
Stern, Ad., Wanderbuch. 3. vermehrte Auflage. M. 4.
Volksbote. Volkskalender. 55. Jahrgang reich illustrirt. 50 Pf.
Schinz, Deutsch-Südwest-Afrika. Illustrirt. M. 20.
Staudinger, Die Haussaländer. 2. Auflage. M. 12.
Wolff, Dr. W., Von Banana zum Kiamwo. M. 5.

Geschenklitteratur-Verzeichniß gratis.

Verl.: **Schulzesche Hofbuchhandlung Oldenburg.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Weihnachten 1891.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Illustrirter Katalog ausgewählter Werke aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus in Leipzig.** 8. Geh. 32 S. mit 69 Abbildungen.

Verzeichniß von Reisewerken aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus in Leipzig.** 8. Geh. 24 S. mit 20 Abbildungen.

Verzeichniß ausgewählter Werke in eleganten Einbänden.

Jeder dieser drei Kataloge enthält eine reiche Auswahl zu Weihnachtsgeschenken besonders geeigneter Werke.

Neue belletristische Erscheinungen aus der

Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Starke Herzen.

Roman von
Ida von Brun-Barnow.
Preis geheftet M. 4. —; eleg. gebunden M. 5. —

Unterwühlter Grund.

Roman von
Anton Freiherrn von Perfall.
Preis geheftet M. 4. —; eleg. gebunden M. 5. —

Ein müdes Herz.

Erzählung von
Ossip Schubin.
Preis geheftet M. 2. 50; eleg. gebunden M. 3. 50.

Novellen und Skizzen.

Von
Alfred Graf Adelmann.
(Ges. Werke v. A. Graf Adelmann. III. Bd.).
Preis geheftet M. 3. —; eleg. gebunden M. 4. —

Ferner ist soeben erschienen:

Francesca da Rimini.

Tragödie in 5 Akten von
Martin Greif.
Preis geheftet M. 2. 50; eleg. mit Goldschnitt geb. M. 4. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hammer. Auf stillen Wegen. 3. Auflage. 8. Geb. 3 M.
Hammer. Fester Grund. 4. Auflage. 8. Geb. 3 M.
Hammer. Lerne, liebe, lebe. 5. Auflage. 8. Geb. 3 M.
Hammer. Zu allen guten Stunden. 5. Auflage. 8. Geb. 3 M.
Hammer. Schau um dich und Schau in dich. 32. Auflage. 8. Geb. 3 M. 25. Auflage (Jubelausgabe). 8. Geb. 6 M.
Sturm. Gedichte. 6. Aufl. 8. Geb. 4 M.
Sturm. Neue Gedichte. 2. Auflage. 8. Geb. 4 M.
Sturm. Fromme Lieder. Erster Theil. 11. Auflage. Zweiter Theil. 4. Auflage. Jeder Theil geb. 3 M.
Sturm. Für das Haus. 8. Geb. 4 M.
Sturm. Lieder und Bilder. 8. Zwei Theile, jeder geb. 3 M.
Sturm. Spiegel der Zeit in Fabeln. 8. Geb. 2 M. 40 Pf.
Sturm. Gott grüße dich! 8. Geb. 4 M.
Sturm. Aufwärts! 8. Geb. 4 M.
Sturm. Natur, Liebe, Vaterland. 8. Geb. 4 M.

Empfehlenswerthe Festgeschenke

aus dem

Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Theodor Körner. Zum 23. September 1891. 198 Seiten Groß-Octav auf holländischem Papier. Cart. 12 M.

Jenny Lind. Ihre Laufbahn als Künstlerin. 1820 bis 1851. Nach Briefen, Tagebüchern und andern von O. Goldschmidt gesammelten Schriftstücken von H. S. Holland und W. S. Rockstro. Autorisirte deutsche Uebersetzung von H. J. Schoell. Mit 6 Heliogravüren, 8 Abbildungen und Musikbeilagen. Zwei Bände. 8. Geh. 18 M. Geb. 20 M.

Schliemann's Selbstbiographie. Bis zu seinem Tode vervollständigt. Herausgegeben von Sophie Schliemann. Mit Schliemann's Porträt in Heliogravüre und 10 Abbildungen. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin. 12. Auflage. Mit einem Facsimile, neuem Vorwort und Sach- und Namenregister. 8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. m. Goldschn. 6 M.

Eckermann, J. P. Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 6. Auflage. Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von H. Düntzer. 3 Theile. Nebst einem Register. 8. Geh. 6 M. Geb. in einem oder 3 Bänden 8 M.

Kingsley, Charles. Hypatia, oder Neue Feinde mit altem Gesicht. Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa. Mit einem Vorwort von Ch. K. Josias Bunsen. 6. Auflage. 2 Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Kingsley, Charles. Alton Locke, Schneider und Dichter. Eine Autobiographie. Deutsch von P. Spangenberg und M. von Harbou. 2. Auflage. 8. 2 Bände. Geh. 8 M. Geb. 10 M.

Kingsley, Charles. Yeast, ein Problem, oder Was Herr Lancelot Smith dachte, sprach und that. Aus dem Englischen übersetzt von P. Spangenberg. Mit Einführung von R. Wülker. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings. Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von Max Müller. 9. Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. mit Goldschn. 4 M.

Meyr, Melchior. Erzählungen aus dem Ries. 4. wohlfeile Ausgabe. 4 Bände. 8. Jeder Band geh. 3 M., geb. 4 M.

Die Bände sind einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:
Ludwig und Annemarie. — Ende gut, alles gut.
Die Lehrersbraut. — Der Sieg des Schwachen.
Regine. — Gleich und Gleich.
Der schwarze Hans. — Georg.

Rellstab, H. L. 1812. Ein historischer Roman. 4 Theile. 6. Auflage. 8. Geh. 6 M. Geb. in 2 Bänden 8 M.





Cotillon- und Carneval-Artikel.

Christbaumschmuck. — Papierlaternen.
Photogr. Apparat „PUCK". — Künstliche Pflanzen.

Gelbke & Benedictus, Dresden.

Man verlange Preisbuch.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Margarete.

Eine Erzählung
von
Marie von Ebner-Eschenbach.

Oktav 110 Seiten.
Preis geheftet M. 2 —. In geschmackvollem Einband M. 3.

Novellen aus der Heimath.

Von
Adolf Wilbrandt.
Zweite Auflage.
Oktav 310 Seiten.
Preis geheftet M. 3,50. In geschmackvollem Einband M. 4,50.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Von
Heinrich von Kleist
bis zur
Gräfin Marie Ebner-Eschenbach.

Zehn gemeinverständliche Vorträge über die **neueste deutsche Litteratur.**

Von
Georg Müller-Frauenstein.

Mit 10 Holzschnitten.

8. 381 Seiten, geh. 4 M. 50 Pf., eleg. geb. 5 M. 50 Pf.

Hannover. **Leopold Ost.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von **Thomas Carlyle.**

Aus dem Englischen von P. Feddersen.

Zweite Auflage, umgearbeitet von E. Erman.

Drei Theile. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel Dresden
UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten durch unsere Plakate kenntlichen Apotheken, Conditoreien, Colonial-waaren-, Delicatess-, Drogen- und Spezial-Geschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 24. December 1891.

Konrad Ferdinand Meyer's neueste Dichtung.

Angela Borgia. Novelle von Konrad Ferdinand Meyer. Fünfte Auflage. Leipzig, H. Haessel. 1891. 8. 5 M.

Ein Bändchen von 244 groß gedruckten Romanseiten — und doch die Arbeit von fast vier Lebensjahren des reifsten, formvollendetsten Dichters der Gegenwart, welcher in deutscher Sprache schreibt. So mag derjenige urtheilen, der Konrad Ferdinand Meyer's Ende 1887 erschienene „Versuchung des Pescara" als schönste Weihnachtsgabe in seinen Bücherschrein stellte und der nun mit derselben Freude diese Novelle zur Weihnacht vom Dichter entgegennimmt. Aber dieses vom büchergeschichtlichen Standpunkte aus unanfechtbare Urtheil bedarf doch erheblicher Berichtigung. Wir danken Konrad Ferdinand Meyer seit dem Erscheinen seines „Pescara" die zahlreichen neuen Gedichte, welche die vierte Auflage seiner Gedichtsammlung (Leipzig, H. Haessel, 1891) zum ersten male vereinigt. Zudem aber liegt zwischen dem ersten Erscheinen der „Versuchung des Pescara" und „Angela Borgia" für den Dichter auch eine Zeit schweren körperlichen Leidens, monatelangen, endlich siegreichen Kampfes mit dem Tode. In denselben Tagen, da unser Kronprinz und späterer Kaiser Friedrich III. in San Remo standhaft duldete, litt Konrad Ferdinand Meyer unter der Qual einer Krankheit, welche ihm bei jedem Einschlafen die Schrecknisse des Todes der Gehängten bereitete. Glücklicherweise genas er. Sein schweizerisches Hochgebirge, die Heimat seines ersten Helden Jürg Jenatsch, Graubünden, jene wonnige südliche Höhe, wo der Himmel fast schwarz sich über uns wölbt und das Auge von der Grenze des ewigen Eises und Schnees hinabblickt in die immergrünen Fluren Italiens, gaben ihm die letzte noch fehlende Kraft wieder. Ich sah ihn zum ersten male persönlich in diesen Tagen, nach seinem Kilchberg heimgekehrt. „Ich wußte wohl, daß ich wieder leben werde", sagte er mir, „wenn ich noch einmal die Luft meiner Berge athmen könnte." Und damals schrieb er das schöne Gedicht „Noch einmal" (Gedichte, vierte Auflage, S. 121):

Noch einmal ein flüchtiger Wandergesell —
Wie jagen die schäumenden Wasser so hell,
Wie leuchtet der Schnee an den Wänden so grell!
Hier oben mischet der himmlische Schenk
Aus Norden und Süden der Lüfte Getränk,
Ich schlürf' es und werde der Jugend gedenk.
O Athem der Berge, beglückender Hauch!
Ihr blutigen Rosen am hängenden Strauch,
Ihr Hütten mit bläulich gekräuseltem Rauch —
Den eben noch schleiernder Nebel verweht,
Der Himmel, er öffnet sich innig und lebt,
Wie ruhig der Aar in dem strahlenden schwebt!
Und mein Herz, das er trägt in befiederter Brust,
Es wird sich der göttlichen Nähe bewußt,
Es freut sich des Himmels und zittert vor Lust.

Mit dieser glücklichen Wiedergenesung erwachte in dem Gesunden — immerhin fast Vierundsechzigjährigen — ein wunderbarer Schaffensdrang. Uebermächtig stürmten dramatische Entwürfe in seiner Seele. Daneben versprach ein herrlicher Stoff der heimatlichen Schweizergeschichte sich zu einer Erzählung von der Bedeutung des Georg Jenatsch verwerthen zu lassen. Des Dichters Genius war ganz erfüllt von diesen neuen Gestalten seines Schaffens, als er bei meinem Besuche in Kilchberg manche Stunde lang in lebendiger Rede sich mir offenbarte. Aber dann wurden diese beiden Entwürfe doch wieder zurückgestellt für spätere Tage, hoffentlich nicht für lange. Ein Drama Konrad Ferdinand Meyer's namentlich könnte das bedeutsamste Ereigniß der modernen deutschen Schaubühne werden, seitdem Gustav Freytag sein dramatisches Schaffen abgeschlossen hat. Und auch der Stoff, welchen der Dichter erwählt hatte, ein Blatt aus der Blütezeit der Hohenstaufen — „es braucht ja nicht immer den Kampf von

Staat und Kirche zu behandeln", sagte er mir — würde mächtig wirken, soweit die deutsche Zunge klingt. Aber das sind, wie gesagt, Hoffnungen, welche die Zukunft verwirklichen muß. Und diese Zeilen wollen diese Hoffnungen nur beleben, keineswegs mahnen mit der Unbescheidenheit eines gezogenen Sichtwechsels. Wir sind ja auch sehr dankbar für die kleine Novelle „Angela Borgia", welche nun abgeschlossen vor uns liegt und an welcher der Dichter zwar nicht ganze vier Jahre gearbeitet hat, aber doch nahezu die Hälfte dieser Zeit, und zwar mit dem ganzen Fleiße und mit der schönen strengen Selbstkritik, die ihm eigen sind. Bald nach unserer persönlichen Begegnung im August 1889 tritt das Lichtbild der Angela, der strahlenden königlichen Gestalt (Reina blanca), wie Meyer zuerst sie nannte, in seinen Briefen auf. Monat um Monat gewinnt sie festere Züge. Mehr und mehr bemeistert der Dichter den spröden geschichtlichen Stoff und zeichnet auf dem düstern Hintergrunde einer in sittlicher Hinsicht unvergleichlich verwilderten Zeit mit sicherer Hand die reine, heilbringende Heldin. Endlich meldet mir im Juli dieses Jahres seine Postkarte aus dem stillen Burgfrieden seines Familienschlosses Steinegg im Thurgau in meine schweizer Sommerfrische am Thunersee, daß er elf Kapitel der „Angela Borgia" bereits dictirt habe und nun am letzten Abschnitte eifrig schaffe.

Wir andern Tagelöhner besorgen nach Kräften unsern Beruf, stürzen uns in die politischen Kämpfe der Gegenwart und bringen Gott Apoll daneben in unsern kargen Mußestunden ein kleines Opfer. Unser ganzes Leben und Schaffen ist von der betäubenden Unruhe und Hast unserer Lebenstage beherrscht. Konrad Ferdinand Meyer steht bei seinem Schaffen in einer andern, glücklichern Welt! Wohl dringt die politische Hochflut unserer Tage auch an sein Herz — wer könnte sich ihr entziehen? Denn eins seiner ersten Worte bei unserer persönlichen Begegnung war das unvergeßliche, den ganzen Mann zeichnende Bekenntniß: „Ich glaube ein guter Schweizer zu sein — aber die größte Freude meines Lebens war doch, daß ich die italienische und deutsche Einheit entstehen sah." Also auch die Wogen der Politik, die Sorgen und Erfolge der Völker, fluten hoch über den Zürichersee hinauf nach Kilchberg. Aber sie stören die Cirkel des Weisen nicht. Und vor allem stört und beschleunigt kein Wort eines noch so befreundeten Verlegers den gemessenen Schritt seines Schaffens. „Reif sein ist alles", wollte er einst den Helden seiner ersten Dichtung, den sterbenden Hutten, sagen lassen beim Scheiden, gleichsam als der Weisheit letzten Schluß. Und für Meyer's Schaffen ist dieses Wort der leuchtende Leitstern immerdar geblieben. Er besitzt die beneidenswerthe Muße, Ungestörtheit und auch die Glücksgüter, um diesem Grundsatze nachzuleben in seinem dichterischen Vollbringen. Und wenn vielleicht der mehr industrielle oder gar fabricirende Schriftsteller die Nase über dieses piano va sano rümpft, welches in zwei Jahren nur eine einzige Novelle fertig bringt, so möchte er trotz seiner Massenproduction wol auch im Erfolge hinter Konrad Ferdinand Meyer bedeutend zurückstehen. Denn nachdem „Angela Borgia" im diesjährigen October- und Novemberhefte der vielgelesenen „Deutschen Rundschau" zuerst abgedruckt war und die Buchausgabe bei Haessel Anfang December ausgegeben wurde, überreichte mir der Verfasser schon in den ersten Tagen desselben Monats ein Exemplar der fünften Auflage!

Der geehrte Leser wird gewiß nicht verübeln, wenn ihm bei dieser Gelegenheit bisher mehr vom Dichter als von dessen neuestem Werke erzählt wurde. Denn alles über den Dichter Mitgetheilte dient doch nur dem lebendigen Interesse für dessen neuestes Werk. Aber nun soll nur von diesem letztern selbst die Rede sein, wenn auch mit einigem Beiwerk.

Schon in der „Versuchung der Pescara" hatte der Dichter in der Gattin des Helden, Victoria Colonna, ein reines Weib gezeichnet, das in der schlichten klaren Begeisterung für ihren Gatten und für ihr Vaterland eigentlich dem Leser noch theurer wird als Karl's V. italienischer Feldherr mit der spanischen Seele, der sein Schwert nicht zieht für Italiens Befreiung, weil er weiß, daß seine bei Pavia zerrissene Brust aufhören muß zu athmen, ehe das große Werk vollbracht sein kann.

In der entzückenden Novelle „Der Page Gustav Adolf's" hat Konrad Ferdinand Meyer ein anderes reines Weib gezeichnet, eine Jungfrau, die dem Geliebten ihres Herzens folgt in Noth und Tod, die mit ihm die Drangsale und Schrecknisse des furchtbarsten Kriegs erduldet, für ihn stirbt, ohne jede Erwiderung ihrer Liebe zu fordern, ohne den sehr kurzsichtigen König ihr Geschlecht nur ahnen zu lassen. Nicht ohne Interesse dürfte die Thatsache sein, daß der Dichter, wie er mir erzählte, zum Dank für diese Novelle, welche eine der reinsten und schönsten Mädchengestalten zeichnete, die je erfunden wurden, eine Entrüstungsadresse deutscher Jungfrauen erhielt. Aber höher als die Victoria Colonna und höher selbst als den todesfreudigen Pagen Gustav Adolf's stellen wir die Heldin der neuesten Novelle des Dichters, Angela Borgia. Denn sie steht rein und sittlich reinigend und entsühnend, in einer Welt voll grauenhafter Frevel und Verschuldung. Und ihre Liebe gilt dem Unglücklichsten unter den Unglücklichen, dem durch den eigenen geistlichen Bruder des Herzogs von Ferrara (dem Gatten ihrer Base Lucrezia Borgia) geblendeten, dann wegen einer Verschwörung gegen den herzoglichen Bruder zu ewigem Kerker verdammten jüngsten Prinzen von Ferrara, Giulio, der, solange er das Augenlicht besaß, ein wüster Lebemann gewesen. In den Mauern seines ewigen Kerkers läßt Angela sich mit ihm verbinden. Ihr Fürwort hat die Todesstrafe von ihm abgewendet und ihr Fürwort gibt dem armen Blinden die Freiheit an ihrer Seite, während Fürstenkronen ihr zu Füßen gelegt werden um den Preis ihrer Hand.

Ich kenne nur ein Werk, welches sich in der feierlichen und erhebenden dichterischen Verklärung weiblicher

Tugend und Würde dieser Novelle Konrad Ferdinand Meyer's an die Seite stellen läßt, das „Engelsherz“ von Ippolito Nievo.*) Der italienische Dichter wählt zum Hintergrunde für seine Lichtgestalt das sittenlose Venedig am Ausgange des vorigen Jahrhunderts und schildert vielleicht noch eingehender und breiter als Meyer die Gegensätze, mit demselben lebhaften, jugendlichen, südlichen Behagen Nebendinge und -Gestalten wie die Hauptsachen. Der gottbegnadete Dichter, ein kaum fünfundzwanzigjähriger mailänder Advocat, ertrank, als er von Sicilien, das er als Kriegssecretär Garibaldi's hatte für Italien erobern helfen, nach Neapel überfuhr, um dort die Braut zu begrüßen.

Aber auch eine Vergleichung mit diesem Werke, welches mit K. F. Meyer's „Angela Borgia“ gleichsam allein wetteifern kann, zeigt die Meisterschaft des schweizer Dichters in jedem Zuge. Hier ist alles, Beiwerk und Hauptwerk, klar abgewogen und abgetönt. Der geschichtliche Hintergrund ist dort wie hier gleich treu und lebendig gegeben, aber in unserer Novelle doch mit dichterischer Freiheit umrissen und nur als solcher, nicht als Selbstzweck in die Handlung eingestellt. Und unsere deutsche Sprache ist seit Goethe nicht so rein und herrlich erklungen wie in den Werken Konrad Ferdinand Meyer's.

So sei denn „Angela Borgia“, von deren Inhalt wir grundsätzlich nur das Nothwendigste verrathen haben, um die Neugier des Lesers nicht ganz zu befriedigen, allen Freunden großer echter Dichtung zum Weihnachtsfeste aufs freudigste empfohlen.

Hans Blum.

*) Deutsch bei F. W. Grunow in Leipzig.

Karl von Hase's Werke.

1. Annalen meines Lebens. Von Karl von Hase. Herausgegeben von Karl Alfred von Hase. (Elfter Band, zweiter Halbband der gesammelten Werke.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1891. Gr. 8. 5 M.
2. Vaterländische Reden und Denkschriften. Von Karl von Hase. Erste Abtheilung: Reden an die Jünglinge der freien Hochschulen Deutschlands und Denkschriften aus der Jugendzeit. (Zwölfter Band, erster Halbband der gesammelten Werke.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1891. Gr. 8. 5 M.
3. Geschichte Jesu. Nach akademischen Vorlesungen von Karl von Hase. Zweite Auflage. (Vierter Band, erster und zweiter Halbband der gesammelten Werke.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1891. Gr. 8. 10 M.

Hase's Leben liegt mit seinen „Annalen meines Lebens“ nun vollständig vor uns und zwar durchaus aus seiner eigenen Feder. Der erste Halbband des elften Bandes hatte uns mit den „Idealen und Irrthümern“ und den „Erinnerungen an Italien in Briefen an die künftige Geliebte“ bis zum Jahre 1830, dem Beginne der jenaer Professur, geführt. Hier setzen seine „Annalen meines Lebens“ (Nr. 1) ein. Sie bestehen theils aus kurzen Jahresübersichten, theils aus Briefen, größtentheils an Frau und Kinder. Der Mehrzahl nach sind es Reisebriefe und unter diesen wieder ragen die italienischen Briefe nicht blos was Zahl, sondern auch was Werth anbelangt, hervor. Hase schnürte vom Jahre 1843 an fast jedes Frühjahr bis in die letzten Lebensjahre hinein das Bündel und zog über die Alpen, während er die Herbstferien in einem Bade, sei's der Nordsee, sei's der Alpen oder des Schwarzwaldes, zuzubringen pflegte — beides gewiß mit ein Grund für die große geistige Frische, der er sich bis in sein höchstes Alter erfreute.

Und köstliche Früchte sind es, die in diesen Briefen auf Hase's Reisen gereift sind. Wenn man bei ihrer Lektüre eins bedauert, so ist es das, daß sie manchmal zu kurz, nur andeutungsweise gehalten sind. Aus dieser Feder möchte man, vollends wenn Hase von hervorragenden Persönlichkeiten oder über bedeutungsvolle Augenblicke im Gange der Weltereignisse schreibt, immer noch mehr und mehr hören. Die erstaunlich richtigen Urtheile von einem, der doch mitten in den Ereignissen steht, bekunden den geborenen Historiker; die Weite des Blicks zeigt den nach allen Seiten hin gebildeten Theologen und die Wärme des Gefühls den echten Deutschen. Auch der liebenswürdige, nie verletzende Humor fehlt nicht und manch anmuthige Wendung belebt den im ganzen ernsthaften Stil des Schreibers. Mit wenigen Strichen stellt Hase oft eine Charakteristik eines Mannes hin, und mit seinen hellen, scharfen Augen in die Welt von 1830—89 zu sehen, ist eine wahre Lust.

Gleich auf den ersten Seiten erzählt er uns seinen Besuch bei Goethe (1830), den wir in der Hauptsache folgen lassen:

Ich betrachtete mir eifrig die Gegenstände, um ruhiger zu werden, denn Sie würden nicht wieder sagen, daß ich hochmüthig sei, wenn Sie gefühlt hätten, wie stürmisch das Herz mir schlug und wie tief ich mich beuge vor der Majestät des Geistes, wo sie mir wahrhaft entgegentritt. Bald kam er, das letzte Baier'sche Bild ist sehr ähnlich, der erste Eindruck streng und imposant, wie eine großartige Ruine. Nun hätte ich nichts mehr gewünscht, wie wir zusammen auf dem Sofa saßen, als daß ein anderer geredet hätte und ich still hätte zuhören und betrachten können. Das Gespräch blieb durchaus gemessen und ruhig, er schien wohlwollend im allgemeinen, ohne etwas Persönliches und Herzliches. Der Anfang ziemlich ministeriell über das, was Jena mir biete und von mir erwarte. Dann ein Abschweif, der etwas Goethisch klang, von dem Ineinandergreifen und gegenseitigen Fördern geistiger Kräfte, dadurch man allein der unendlichen Aufgabe des Lebens näher rückte, wenn man auch nimmer zu Ende komme. Daß dieses eben das Beste sei, konnte ich aus eigener Herzensmeinung hinzufügen, da das Leben eng und ängstlich sein würde, wenn auch in noch so weiter Ferne, aber doch irgendwo, Breter um die Welt geschlagen wären. Die Frage nach der Ludovisischen Juno und

die Antwort, daß sie es sei, führte uns dann endlich nach Italien hinein und ich konnte ihm erzählen, wie ich zumal in Girgenti als ein zweiter dankbarer Nachfahrer sein Andenken mit einem Freunde gefeiert hätte, nach welchem er sich dann auch weiter erkundigte. So in diesem Gange fortgehend blieb alles sehr einfach, doch blieb mir ein schmerzlicher Eindruck vorwaltend, indem ich bedachte, daß dieser alte Mann, wo nicht der größte, doch der glücklichste Mensch des Zeitalters sei und doch hatte auch er dem Schicksal seine Schuld bezahlt, niemals des Hauses stilles Glück gefunden, wol selbst nie die Seligkeit oder den Schmerz einer hohen, seiner würdigen Liebe, und nun steht er vereinsamt unter einem entfremdeten Geschlechte und denkt an die Herrlichkeit seiner Jugend. O, daß ich ihn jung gekannt hätte!

Stellen wir diesem Briefe einen andern gegenüber. Er ist von Gastein datirt und aus dem Jahre 1886 und handelt von dem andern Größten, den dieses Jahrhundert gesehen:

Wir waren, meine Enkelin und ich, eine Stunde Wegs auf der Kaiserpromenade an einem Nachmittag den 21. August im Grünbaum, und als wir aus dem Kaffeegarten heraustraten, saß auf einer Bank der Kanzler Bismarck mit der Fürstin und ihrem Sohne Graf Herbert, an denen wir ehrerbietig grüßend vorbeigingen. Einen Moment nachher stand der Kanzler an meiner Seite mit den Worten: „Unsere Nachbarschaft hat sich bisher auf einen Austausch von Karten beschränkt: ich freue mich, Ew. Excellenz nun auch persönlich kennen zu lernen." Ich erwiderte: „Kurze Zeit nach dem Ableben Cavour's bedachte ich einmal in Rom auf Monte Pincio stillhin bei mir: „Wenn der liebe Gott doch auch einmal einen Cavour noch Deutschland senden wollte, aber der lange genug lebte, um sein großes Werk zu vollenden." Der Kanzler sagte: „Gott hat mir die Gnade eines langen Lebens beschieden." Wie sich daran ein kurzes Gespräch knüpfte, habe ich sehr bewegt doch von dem Einzelnen keine feste Erinnerung. Zuletzt winkte der Kanzler der Fürstin, die herzukam und mir freundlich die Hand gab. In bescheidener Ferne hatte sich ein kleiner Halbkreis von Badegästen aufgestellt. Gleich danach auf dem Rückwege überholte uns der Kanzler mit den Seinen und machte eine Minute still haltend eine Bemerkung über meine Rüstigkeit: „Ew. Excellenz thut es darin unserm Kaiser gleich." Darauf ich: „Ew. Durchlaucht thun das im höchsten Sinne." Darauf er noch: „Der Kaiser ist neunzig Jahre alt und ich siebzig. Ich diene ihm gern."

Ausnahmsweise ist auch ein Brief von Hase's Frau eingefügt, die wenige Tage vor Goethe's Tod den Dichter besuchte. Der Brief bestätigt das Urtheil der Vorrede des Sohnes, daß sie eine ausgezeichnete Briefschreiberin gewesen ist.

Ueber den Deutschkatholicismus schreibt Hase 1846:

Ich war schon anfangs nichts weniger als enthusiastisch dafür. Bald nach Ronge's Triumphzug stand in der Dorfzeitung eine Correspondenz aus Weimar: „Als Ronge hier war, hat sich der jenaische Kirchenhistoriker hier nicht sehen lassen. Als Jenny Lind hier sang, war er gleich da." Wir lachten über dieses Zeugniß für meinen guten Geschmack.

Zum Interessantesten gehören Hase's Briefe aus Rom vom Jahre 1870; sie enthalten eine ganze Reihe von — Augenblicksbildchen würde man jetzt sagen. Hier eins:

Es ist ein seltsames, heftig aufgeregtes Treiben. Theiner zeigt sich in der Gesinnung unverändert. Von Ebers habe ich noch nichts gemerkt. Bei der königlichen Geburtstagsfeier (22. März) sah man sämmtliche norddeutsche Bischöfe in großem Staate. Aber seltsame Unterhaltung: nach der Begrüßung wurde die Gesellschaft in einen Saal geladen mit Stuhlreihen; ich meine, es gilt einer dramatischen Aufführung, statt dessen ein französischer Taschenspieler, der nur mit Unterbrechung eines Zwischenacts zu Erfrischungen den ganzen Abend ausfüllend, allerdings unerklärliche Dinge bewerkstelligte, bei denen mir nur Spaß machte, daß die Bischöfe mit diesen Wundern regalirt wurden.

Die deutschen Bischöfe beim Unfehlbarkeitsconcil sich an ihres Königs Geburtstage die Zeit vertreibend mit einem französischen Gaukler und dessen „Wunder" anstaunend — das ist freilich ein Bild von so immanenter Boshaftigkeit, daß jedes weitere Wort unnöthig ist. Fast schmerzlich berührt uns heute die Bemerkung gelegentlich einer vermutheten preußischen Einmischung in die Fassung eines Satzes des Concils, in welchem dem Protestantismus alle Schuld am damaligen Unglauben aufgebürdet wurde:

Die Nachricht von der preußischen Einmischung las ich auch in einer italienischen Zeitung in Neapel mit der Nutzanwendung: vor der französischen Protestation mache man drei höfliche Reverenzen und lasse alles unverändert; dem preußischen Worte, dem rasch die That zu folgen pflege, füge man sich.

Wirklich fehlte der angegriffene Satz in der Vorlage in der Sitzung des nächsten Tages und die Opposition des Concils schrieb das der feurigen Rede des Bischofs Stroßmayer zu, welcher freilich, als er sagte, der Protestantismus enthalte doch auch das Christenthum und habe Männer hervorgebracht, deren Schriften er in den Händen seiner Collegen wünsche, mit wüthendem Geschrei der Majorität unterbrochen wurde, sodaß die Sitzung aufgehoben werden mußte.

Im Jahre 1879 schreibt er von Rom:

Cardinal Franchi ist wirklich vergiftet worden nach unverkennbaren, entsetzlichen Merkmalen. Er war nahe daran, den Frieden mit Deutschland zu schließen. Die Betrübniß und der Schrecken des Papstes ist zu denken; daher das Stocken der Unterhandlung.

Hase schreibt dies im ausdrücklichen Gegensatze zu dem bloßen Klatsch, der damals in Rom umging.

Doch wenn ich anfangen wollte, alles Interessante oder Bedeutende aus diesen Briefen hier auszuziehen, so müßte ich zwei Drittel des Buchs ausschreiben. Nur ein Wort noch aus dem Jahre 1885, 2. Mai, nach dem Tode der geliebten Frau (Pauline, geborene Härtel) sei angeführt:

Früh gegen acht ist sie von uns geschieden, die Liebste von allen, und ich habe allein das nicht große irdische Leben noch übrig. Ich hatte mir das anders gedacht.... Wir haben zusammengelebt 53 Jahre in reich gesegneter Ehe und näher besehen die schönen zwei Vorjahre (in Italien). Wem der gütige Gott und eine freundliche Natur ein solches Kleinod 55 Jahre lang in geistigen und leiblichen Armen gelassen, soll sich zufrieden geben, und ich will es im liebevollen Andenken mit dir, meine Line.

Wer sich an diesen Briefen Hase's erfreut und erquickt hat, der wird in die Worte einstimmen, die Professor Lipsius am Tage nach Hase's Tode sprach — die ganze Ansprache bildet den Schluß dieses Bandes:

Und ob auch sein Mund für immer verstummt ist, die belehrende, erhebende und erfreuende Macht, die von seinen unvergänglichen Schriften ausgeht, wird noch an Unzähligen der Jetzt-

lebenden und auch an den nach uns kommenden Generationen seine Wirkung nicht verfehlen. Sein Geist lebt unter uns fort in seinen Werken, wie seine edle, jetzt verklärte Persönlichkeit fortlebt in jenem ewigen Geisterreiche Gottes, zu welchem der Engel des Friedens den von der Last der Erdenjahre gebeugten und doch im Herzen noch immer jugendfrischen Greis mit sanftem Kusse emporgeführt hat.

In Hase's Lebensbild finden wir ein verhältnißmäßig geringes Interesse für die deutsche Literatur und literarische Größen. Daß es ihm an durchschauendem Blicke auch auf diesem Gebiete nicht gefehlt hat, zeigt die akademische Rede von 1836, „Das junge Deutschland", welche die erste Hälfte des zwölften Bandes (Nr. 2) schließt und die, so kurz sie ist, mit ihren großen Gesichtspunkten und den durchaus schlagend durchgeführten historischen Parallelen zum Werthvollsten dieses Bandes gehört. Auch hier zeigt sich wieder der wahre Historiker, welcher eben aus seiner Wissenschaft das Feststehende im Wechsel der Zeiten gewinnt. Die Rede könnte ebenso gut 1891 gehalten sein wie 1836, und ihre Lektüre ist für unsere Zeit und für das „jüngste Deutschland" ebenso empfehlenswerth wie für jene Zeit und das „junge Deutschland".

Ich kann mir nicht versagen und es wird der Anzeige Hase'scher Schriften gerade in diesem Blatte entsprechen, einiges aus dieser Rede hier wörtlich mitzutheilen; es ist mir und gewiß allen, denen es Ernst ist mit ihrem literarischen Interesse, aus dem Herzen gesprochen. Ich gebe, ohne näher auf den Gedankengang der Rede einzugehen, einzelne Worte daraus.

Ausgehend von dem Verbote der Censur für die Schriften des jungen Deutschland, sagt Hase:

Zwar können wir uns nicht beklagen, daß durch diese Maßregeln die Freiheit und das Heiligthum der Wissenschaft verletzt worden sei; denn jene Schriftsteller haben meist nicht sowol Männern von wissenschaftlicher Bildung als vielmehr Weibern und jungen Leuten sich anempfohlen, welche vor öffentlicher Verführung zu bewahren allerdings Sache der Polizei ist; allein ich scheue den Criminalrichter in der Poesie; ich fürchte den Gerichtsdiener in der Literatur.

Von Heine's Schrift über Religion und Poesie in Deutschland sagt Hase, daß darüber niemals geistreicher und unwissender geschrieben worden sei. Soll der Kampf gegen das Christenthum erneuert werden,

so werden wir in deutschen Landen über diese Sache zu sprechen haben etwa mit dem wolfenbüttelschen Fragmentisten, wir werden Lessing's unsterblichem Geiste Rede stehen müssen; auch etwa mit dem scharfsinnigen Verfasser des „Lebens Jesu" in Schwaben werden wir zu streiten haben: nicht aber mit Leuten, die ganz unbekümmert sind um die zu solch einem Streite nöthigen theologischen Kenntnisse, nicht mit Heine und Gutzkow.

In gewissem Sinne nimmt Hase die Schriften Heinse's und Schlegel's „Lucinde" in Schutz „als kräftige und, wenn man will, geistreich freche Naturlaute gegen Krankheiten jener Zeit, gegen Siegwartisch-Werther'sche Sentimentalität und gegen die Prüderie der deutschen Engländerinnen". Und mit vollem Rechte sagt er über Jungdeutschland:

Sie streiten für hellenische Lebensherrlichkeit gegen jede asketische Beschränkung und Erhebung. Aber darin haben sie geirrt, vorerst, daß sie die Schönheit und Mäßigung des griechischen Lebens in ungestaltete Lüste des Fleisches, die heitern Tempel der olympischen Götter in gemeine Freudenhäuser verkehren wollen, was zwar auch in Griechenland zuweilen geschehen ist, aber in dem entarteten, untergehenden Griechenland. Heinrich Heine mag uns noch sagen, ob jemand, der nach seinem Evangelium des Fleisches lebt, mit freiem Muthe sterben könne für das Vaterland oder sonst eine geliebte Sache?

Am Schlusse dieser Rede sagt Hase:

Das christliche Leben in der rechten Nachfolge Jesu ist weder asketisch, noch hellenisch, aber es enthält jedes von beiden in der rechten Ordnung unter sich. Diese wahre Beschaffenheit der christlichen Lebensordnung ist von den Schriftstellern des „jungen Deutschland" so wenig verstanden worden, als von denen, welche sich allein für fromm und christlich achten, weil sie sauertöpfisch aussehen und mit süß-nörgelnder Stimme von nichts als von der allgemeinen Sündenlast und von den Wundenmalen Christi reden und etwa noch von den ewigen Höllenstrafen aller Andersdenkenden. Die wahre Jugend Deutschlands hat mit beiden Einseitigkeiten nichts zu schaffen, sie ist zwar frisch und fröhlich, aber auch züchtig und fromm.

Zum Schlusse empfiehlt Hase, ohne den „echten Dichter" Heine, „der größten Lyriker einer", zu verkennen, Uhland und Rückert — „diese sind durch den Adel ihrer Gesinnung unsterbliche Jünglinge, die Dichter des alten und des jungen Deutschlands, und dem künftigen Deutschland wird ihr Andenken gesegnet sein".

Den Hauptinhalt dieses Halbbandes bilden die „Reden an die Jünglinge der freien Hochschulen Deutschlands", die Hase 1820 meistens in den Versammlungen der Burschenschaft in Leipzig gehalten hat. Sie sind noch heute lesenswerth. Wir unterschreiben das Urtheil des Herausgebers dieses Bandes:

So lebendig, einheitlich und erschöpfend stellen die Reden an die Jugend die zwar überaus einfache, aber machtvoll vorwärts drängende junge Gedankenwelt dar, daß sie recht eigentlich das Buch der alten Burschenschaft werden könnten trotz oder wegen der studentischen Unerfahrenheit des zwanzigjährigen Sprechers.

Die öffentliche Verbreitung wurde damals, als schon der erste Bogen in Straßburg gedruckt war (s. „Ideale und Irrthümer"), durch die Polizei vereitelt; heute nach siebzig Jahren wird man die Grundgedanken derselben im Lichte der Geschichte würdigen.

Kürzer müssen wir uns fassen über die „Geschichte Jesu" (Nr. 3). Die Beurtheilung dieses Werks gehört theologischen Zeitschriften an und ist von denselben beim erstmaligen Erscheinen 1875 genügend vorgenommen worden. Hier sei nur bemerkt, daß das Werk mit Recht in diese Gesammtausgabe aufgenommen worden ist, die sich nicht an ein gelehrtes Publikum, sondern überhaupt an den Gebildeten wendet. Dieser Band ist wol schwerer zu lesen als die andern; aber sollte Hase Unrecht gehabt haben, als er in der Vorrede sagte: „In Deutschland wird immer wieder die Zeit kommen, da sich das einmal aufgeregte Nachdenken diesem hohen Gegenstande geschichtlicher Forschung zuwendet als ein tiefsinniges Räthsel, zu dessen

Lösung jeder einzelne nur ein sehr bescheidenes Theil beitragen kann?" Es ist aber kein bescheidenes Theil, sondern auch nach den neuesten Darstellungen des Lebens Jesu das gewichtige Wort eines bewährten Historikers. Eins der interessantesten Kapitel selbst für den, welcher der Person Jesu wenig Interesse entgegenbrächte, ist das dritte: „Literaturgeschichte des Lebens Jesu" (S. 137—218), das uns bis zu den oberammergauer Passionsspielen führt.

Wenn ich noch ein Wort über den Stil von Hase's Schriften sagen soll, so ist er nicht das, was man einen glänzenden heißt, am allerwenigsten ist er ein oratorisch glänzender. Hier vielleicht am allermeisten zeigt sich etwas vom Professor. Es fehlt nicht an allzu langen Perioden und an Sätzen, welche man zweimal lesen muß, um ihren Sinn ganz zu verstehen. Leichtes, flüchtiges Lesen verträgt kaum eine Schrift Hase's. Dafür aber steht in jedem Satze wirklich etwas; denn Hase hat, um einen Ausdruck der Modernen zu gebrauchen, stets etwas zu sagen. Das wirkt immer auf den Stil, und ein gehaltvoller Stil ist an sich schon ein Stil und drückt jeder Sprach- und Schreibweise einen besondern Stempel auf — wir erinnern nur an Bismarck's Stil, der auch nichts weniger als schön oder gewandt und glänzend ist. So hat auch Hase seinen eigenen Stil, der werth ist, von Stilisten studirt zu werden. Zur Nachahmung wird er sich freilich schwerlich eignen, es wäre denn, daß einer auch Hase's Geist besäße. Auffallend ist die ungewöhnliche Verwendung des Doppelpunktes, die seltene Anwendung des Strichpunktes, dieses Rückgrates des Satzbaues, und die fast allzu häufige Anwendung des Kommas.

Richard Weitbrecht.

Culturgeschichtliche Schriften.

1. Deutsche Volks- und Culturgeschichte für Schule und Haus. Von K. Biedermann. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Drei Theile in einem Bande. Wiesbaden, Bergmann. 1891. Gr. 8. 6 M.
2. Die Culturgeschichte in Hauptdaten vom Alterthum bis auf die Gegenwart. Von Paul Heichen. Berlin, Lüstenöder. 1891. 8. 2 M.
3. Die von dem Mittelalter zur Neuzeit überleitenden Ereignisse, betrachtet in ihren weiter umgestaltenden Wirkungen. Von Brägelmann. Die Seeschifffahrt. Vechta. (Leipzig, G. Fock.) 1891. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
4. Culturhistorische Bilder aus alter Zeit. Neue Folge. Braunschweig vor dem Dreißigjährigen Kriege. Von O. Hohnstein. Braunschweig, Appelhans u. Pfenningstorff. 1891. Gr. 8. 3 M.
5. Leben der Prinzessin Charlotte Amélie de la Trémoille, Gräfin von Aldenburg. (1652—1732.) Erzählt von ihr selbst; eingeleitet, übersetzt und erläutert von R. Mosen. Oldenburg, Schulze. 1891. Gr. 8. 6 M.

Man hat der deutschen Geschichtschreibung bis vor wenigen Jahren nicht ohne Berechtigung vorgeworfen, daß sie ihre Aufmerksamkeit viel zu ausschließlich den rein politischen Ereignissen der Vergangenheit, den Kriegen und diplomatischen Verhandlungen zuwende und daneben die im Grunde genommen wichtigsten Gegenstände der Forschung, die Culturzustände des Volks selbst, das eigentliche Volksleben, die allmähliche Entstehung und Entwickelung unserer materiellen und geistig-sittlichen Cultur, allzu sehr vernachlässige. In jüngster Zeit hat sich das ohne Frage nicht unerheblich geändert; Cultur- und Wirthschaftsgeschichte haben sich in früher ungeahnter Mächtigkeit entfaltet, und erst vor wenigen Wochen konnten wir auf eine Reihe von grundlegenden Werken hinweisen, welche den wirthschaftsgeschichtlichen Studien neue Bahnen zu eröffnen bestimmt scheinen. Während also die Geschichtschreibung selbst dem Drange der Zeit auf die Erkenntniß des innern Lebens der Culturvölker willig folgte, wurde dann wiederum sowol von fachwissenschaftlicher wie von maßgebender pädagogischer Seite der neue Vorwurf geltend gemacht, daß der Geschichtsunterricht in unsern höhern Schulen dieser veränderten Richtung nicht in ausreichendem Maße zu folgen scheine, daß er sich von den großen neuen Ergebnissen der geschichtlichen Wissenschaft viel zu wenig befruchten lasse. Und doch war schon ein Buch vorhanden, welches den geltend gemachten Anforderungen in gewissem Sinne gerecht wurde; nur war es noch nicht allgemein bekannt genug und noch zu jung, als daß es schon einen deutlich wahrnehmbaren Einfluß auf den Geschichtsunterricht hätte haben können. Immerhin erfreut es sich einer, vielleicht gerade infolge jener mehrfachen Erörterungen der Unterrichtsfrage stets wachsenden Anerkennung und Verbreitung. Es ist das Werk des leipziger Professors Karl Biedermann: „Deutsche Volks- und Culturgeschichte für Schule und Haus" (Nr. 1), das 1886 erschienen ist und vor kurzem eine neue Auflage erforderte, welche durch mannichfache Verbesserungen und Zusätze bereichert wurde. In diesem ebenso anregend als mit reifem Sachverständnisse geschriebenen Buche wird dem Lehrer ein Hülfsmittel in die Hand gegeben, welches ihm bei sorgfältigem Studium es recht wohl ermöglicht, dem Unterrichte in den höhern Schulen jenen culturgeschichtlichen Charakter zu geben, welchen man bisher oft so schmerzlich in unsern Schulen vermißt hat. Der Verfasser hat in diesem Werke nicht etwa, wie das vereinzelt auch schon in frühern ähnlichen Büchern geschah, das wirthschaftliche und rechtliche, geistige und sittliche Leben des Volks blos anhangsweise neben den politischen Ereignissen abgehandelt, sondern — und darum handelt es sich — das Volksleben in den Mittelpunkt seiner Darstellung gehoben und mit der politischen und kriegerischen Geschichte zu einer untrennbaren, organisch zusammenhängenden Einheit erhoben. In der That sind, wenn wir so sagen dürfen, äußere und innere Politik eines Staats

und Volks nicht etwa gleichgültig nebeneinander herlaufende Erscheinungen des geschichtlichen Lebens, sondern nur verschiedene Erscheinungsformen des einen und selben geschichtlichen Seins, die in jedem Augenblick in beständiger und ununterbrochener Wechselwirkung zueinander stehen. Und so hat sie der Verfasser in der That dargestellt; er ist stets bestrebt gewesen, zu zeigen, wie das ganze Sitten- und Culturleben des Volks in jeder Phase seiner Entwickelung durch den Fortgang der äußern Ereignisse, der Berührungen mit andern Völkern, bedingt wurde, und wie umgekehrt die äußere Politik eines Staats in Ursachen und Wirkungen gar nicht zu erkennen ist ohne eine genaue Kunde von dem Culturzustande der betheiligten Völker. Der Streit, ob die Geschichte Culturgeschichte oder politische Geschichte sein solle und müsse, ist in der That im Grunde genommen völlig müßig; nur eine Vereinigung beider kann die volle Wahrheit lehren, kann an die Stelle eines unvermittelten Nebeneinanders einzelner Zahlen und Thatsachen, die den Geist nur ermüden, statt ihn zu fesseln und anzuregen, ein wirklich organisches und lebendiges Bild des geschichtlichen Lebens setzen. Die methodischen Erörterungen, welche in fachwissenschaftlichen Kreisen in jüngster Zeit mit besonderer Vorliebe über diese Fragen geführt wurden, haben darüber schon zu verhältnißmäßiger Klarheit geführt, und es kann auch von diesen Kreisen ebenso wie von den weiteren des gebildeten Publikums nur mit großer Freude begrüßt werden, wenn ein durch eigene Forschungen hinlänglich beglaubigter Forscher den erfolgreichen Versuch macht, die von der Wissenschaft gefundenen Wahrheiten nun praktisch ins Schul- und Volksleben einzuführen. Dazu kommt, daß das Werk in anregender und anschaulicher Sprache geschrieben ist, sodaß seine Lektüre nicht blos belehrt, sondern auch fesselt. Es eignet sich nicht blos zu Unterrichtszwecken, ist nicht blos ein handliches Nachschlagebuch für Lehrer und Schüler, sondern auch zum Selbststudium gebildeter Kreise geeignet, die den Ergebnissen der Geschichtsforschung Interesse entgegenbringen, ohne darum die Zeit zu haben, die zum Studium umfangreicher Geschichtswerke gehört. Ganz besondere Sorgfalt ist namentlich auf die Entstehung und allmähliche Entwickelung der deutschen Verfassung verwendet, sowol der des alten Reichs, als der im wesentlichen durch Preußen herbeigeführten Schöpfung des neuen Reichs. Auch in der Beziehung ist der Verfasser den in neuerer Zeit immer dringender gewordenen Wünschen und Anforderungen an den geschichtlichen Unterricht gerecht geworden, daß er der neuern und neuesten Geschichte einen bei weitem größern Raum einräumt, als der alten und mittlern. Das Werk wird in dieser Beziehung jedem genügen, der sich vor allem die zu einer thätigen Theilnahme an der gegenwärtigen Gestaltung unsers Staatslebens unerläßliche historische Vorbildung aneignen will. Die Auswahl des Stoffs in Bezug auf unser neuestes innerpolitisches Leben, einschließlich der immer mehr hervortretenden socialen Aufgaben, ist sehr geschickt, wenn auch namentlich in Bezug auf die letztern hie und da ein etwas näheres Eingehen erwünscht gewesen wäre.

Fast gleichzeitig hat **Paul Heichen** in seiner „Culturgeschichte in Hauptdaten" (Nr. 2) den ersten erfolgreichen Versuch gemacht, den fast unübersehbaren culturgeschichtlichen Stoff in ähnlicher Weise in die Form von Geschichtstabellen zu bringen, wie das für die Geschichte schon längst durch Plötz u. a. m. geschehen ist. Soweit wir nachprüfen konnten, ist der Versuch im allgemeinen als gelungen hervorzuheben. Die entscheidenden Ereignisse sind geschickt ausgewählt und überwiegend in bezeichnender und dabei zuverlässiger Weise angegeben; dabei sind die politischen Ereignisse nur insoweit berücksichtigt, als sie in irgendeiner erkennbaren Weise auf die Cultur der Folgezeit nachgewirkt haben. So finden wir im Beginne der neuern Zeit, die sehr passend mit einer ausführlicheren Uebersicht über die Geschichte der Buchdruckerkunst eröffnet wird, als erstes politisches Ereigniß die Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453) erwähnt, weil diese einen entscheidenden Einfluß auf die Wiederbelebung des classischen Alterthums in Humanismus und Renaissance ausgeübt hat, indem durch jene Eroberung die griechischen Künstler und Gelehrten zur Flucht nach Italien genöthigt waren. Und in ähnlicher Weise wird allenthalben das politische Ereigniß mit der Culturentwickelung in verständige Beziehung gesetzt. Dem Bedürfnisse eines Nachschlagewerks kommt der Verfasser auch dadurch zu Hülfe, daß er seinem Büchlein ein sehr sorgfältig gearbeitetes Register beigibt, an der Hand dessen man sich im Augenblick über die Zeit der Entstehung irgendeines einzelnen Culturelements (Nähmaschine, Dampfmaschine, Buchdruck, Kompaß u. s. w.) unterrichten kann.

Wie sehr man in zunehmendem Maße in pädagogischen Kreisen auch das Bedürfniß nach Hülfsmitteln über die einzelnen Seiten der culturgeschichtlichen Forschung empfindet, ersieht man aus dem Erscheinen eines dritten derartigen Werkchens, **Brägelmann's** Schrift (Nr. 3), welches sich nicht mit der Culturgeschichte überhaupt, sondern mit einer bestimmten Seite derselben, mit der Seeschifffahrt, beschäftigt und deren Geschichte mit Rücksicht auf die technische wie allgemeine culturelle Seite von den ältesten Zeiten (der alten Phönizier und Karthager) bis zu den neuesten Fortschritten auf diesem Gebiete verfolgt. Im allgemeinen wird man also sagen dürfen, daß jetzt auch die Pädagogik sich ihrer Pflicht, mit den Fortschritten der neuesten Culturgeschichtschreibung Schritt zu halten, bewußt zu werden beginnt.

Daneben entfaltet sich die Culturgeschichtschreibung immer mehr auch auf dem Gebiete der Territorial- und Localgeschichte in erfreulicher Weise. Freilich macht sich hier, namentlich in den Veröffentlichungen der über ganz Deutschland in großer Zahl verbreiteten Geschichtsvereine, neben tüchtigem und ernstem Streben auch vielfach platter Dilettantismus geltend; immerhin wächst auch in dieser Beziehung die Zahl der brauchbaren und formell wie

materiell tüchtigen Arbeiten. Zu diesen zählen wir ein Büchlein, welches nicht eigentlich den Anspruch erhebt, wissenschaftlich Neues oder auch nur schon Erforschtes in streng wissenschaftlicher Form zu bieten, das aber doch gerade infolge seiner freiern Form ein anschauliches und lebendiges Bild der Vergangenheit entwirft. Wir meinen das Werkchen von O. Hohnstein: „Braunschweig in der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege" (Nr. 4), welches als eine Fortsetzung einer frühern ähnlichen Arbeit auftritt, die der Verfasser unter dem Titel „Culturhistorische Bilder aus alter Zeit" veröffentlicht hat. Die Form, welche der Verfasser seinen Skizzen gegeben hat, bewegt sich in der Mitte zwischen rein geschichtlicher Darstellung und der historischen Novelle und erinnert, wenn man Kleines und Begrenztes mit etwas sehr Bedeutendem und Hervorragendem vergleichen darf, am meisten an Gustav Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit".

Gemeinsam mit diesen ist den kleinen Skizzen des Verfassers jener anschauliche und gegenständliche Zug, der Freytag so sehr auszeichnet. Er führt uns an der Hand einer ganz greifbaren Schilderung gleichsam mitten hinein in das bewegte Leben längst verschwundener Tage, indem er uns z. B. als Gäste in das Haus eines braunschweiger Patriciers oder in das Feldlager eines Heerführers des 17. Jahrhunderts leitet und jenen Patricier oder Heerführer dann zu unserm beredten Cicerone macht und die einzelnen Einrichtungen, Gebäude u. s. w. oder die einzelnen historischen Vorgänge erzählen und erklären läßt. Nur sind es eben nicht, wie bei Freytag, historische Bilder in großem Stile, die, unter einem höhern Gesichtspunkt vereinigt, einen zusammenhängenden Ueberblick über das gesammte geschichtliche Leben der Zeit geben, sondern mehr in sich abgeschlossene, isolirte kleine Genrebilder, die uns lebhaft in den Geist der Zeit versetzen, ohne uns ein erschöpfendes Bild ihres gesammten Lebens und Strebens zu geben. In dieser Begrenzung aber bieten diese Skizzen so viel Vortreffliches, daß sie jeder, der sich für die Zustände der Vergangenheit lebhafter zu erwärmen vermag, mit Interesse und mannichfacher Anregung lesen wird.

In eine etwas spätere Zeit, die Mitte des 17. und das erste Drittel des 18. Jahrhunderts, führt uns das Memoirenwerk der Prinzessin Trémoille (Nr. 5) ein. Es enthält die selbstbiographischen Aufzeichnungen einer französischen Prinzessin, die väterlicherseits von einem französischen Hugenotten, mütterlicherseits aber von einer deutschen Fürstentochter, der Prinzessin Emilie von Hessen-Kassel, abstammte und später auch mit einem deutschen Fürsten vermählt wurde. Der Vater, der Prinz von Tarent, Henri Charles de la Trémoille, gehörte zu jenen französischen Protestanten, die später in den Schoß der römischen Kirche zurückkehrten. In der Schilderung der Seelennöthe, in die dadurch die zum Theile standhaft bei dem reformirten Glaubensbekenntnisse verharrende Familie überhaupt, wie die Verfasserin dieser Memoiren insbesondere verwickelt wurde, beruht der Hauptreiz dieser Veröffentlichung, welche uns einen Blick in das tiefe Gemüthsleben und die standhafte Gottergebenheit der Verfasserin eröffnet, zugleich aber manche interessante Streiflichter auf die Zustände der Zeit überhaupt wirft, in denen ja zumeist der Hauptwerth solcher zeitgenössischen Memoirenwerke beruht.

Georg Winter.

Zur Entwickelungslehre des Kosmos und Ethos.

1. Kosmologische Briefe über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Weltbaues. Von Hermann J. Klein. Dritte gänzlich umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Mit drei Lichtdruck- und drei Tontafeln. Leipzig, E. H. Mayer. 1891. 8. 5 M.
2. Grundlegung einer Kosmobiologie von F. Ritter von Feldegg. Wien, Hölder. 1891. 8. 3 M.
3. Grundriß einer einheitlichen Trieblehre vom Standpunkte des Determinismus. Nebst Einleitung. Von Julius Duboc. Leipzig, O. Wigand. 1892. Gr. 8. 5 M.

Bereits die erste Auflage von Dr. Hermann Klein's „Kosmologischen Briefen" fand den verdienten außerordentlich reichen Beifall der Kritik und des Publikums, und wir hoffen, daß es dieser neuen Auflage (Nr. 1) noch leichter gelingen wird, in weitere Kreise einzudringen, um belehrend und klärend zu wirken über Fragen, die jeder Gebildete in seinem Innern sich stellt, deren Erörterung aber selbst ein A. von Humboldt noch nicht wagte. Dieser zeichnete in seinem „Kosmos" nur den gegenwärtigen Zustand des Weltalls; Klein aber zeichnet auch dessen Geschichte, Vergangenheit und Zukunft. Er durfte es wagen, da das Fernrohr seitdem eine ungeahnte Vollkommenheit erlangte und außerdem neue Hülfsmittel erwuchsen. Die Spectralanalyse gab Aufschluß über die Zustände und die chemische Zusammensetzung der Materie in den fernsten Tiefen des Weltraums. Die Photographie aber brachte Gestaltungen zur Anschauung, die selbst das mächtigste Teleskop nicht sichtbar machen kann. Deshalb konnte Klein bei Besprechung der photographischen Aufnahme des Andromedanebels durch Roberts in Liverpool am 29. December 1888 sagen:

> Die Natur ist hier geradezu beim Werdeproceß eines neuen Weltsystems betroffen worden. Der Andromedanebel ist eine jener Laplace'schen Massen, aus denen sich eine Welt bilden wird. Wir können mit dem Finger auf jenen Weltenembryo hinweisen, der seine Gestaltung und damit den Proceß seines Werdens selbst auf die photographische Platte gezeichnet hat. Fortan ist die Kant-Laplace'sche Lehre keine vage Hypothese mehr, sondern eine wissenschaftlich gesicherte Thatsache, und stolz darf der Mensch behaupten, daß es ihm gelungen ist, den Vorgang bei der Weltenbildung aufzudecken.

Noch führen wir Klein's Worte am Schlusse der dritten Vorrede und des Ganzen an:

Als Ergebniß seiner Studien glaubt der Verfasser aussprechen zu dürfen, daß die Anordnung und Entwickelung des Weltalls nicht lediglich das Resultat blind wirkender mechanischer Kräfte sein kann, sondern auf das Walten sehr hoher Intelligenz hindeutet, und ferner, daß unserer Erde bezüglich der Bedingungen zur Erhaltung des organischen Lebens thatsächlich im Planetensysteme eine Sonderstellung zukommt. — Erhaben über der Vergänglichkeit der Erde und der Sonne, wie des Firmaments, das nächtlich über unserm Haupt seine Kreise zieht, bleibt die menschliche Seele, der wir eine ewige Dauer zumessen können — denn, wie Paracelsus sagt, Gott ist in ihr.

Leser, welche erschrecken wollen, weil Klein aus der Lehre von der Erhaltung der Kraft den einstigen Zusammensturz unsers Sonnensystems, den Untergang von Sonne und Erde folgert, werden sich daher getrösten. Weder auf Erden noch im Weltall geschieht etwas wider den Willen der höchsten Intelligenz, und erhaben über der vergänglichen stofflichen Gestaltung steht die Seele. Andere Leser aber, welche aus Sentimentalität oder poetischer Schwärmerei es Hochmuth nennen, die Erde als allein belebt anzusehen, müssen sich mit der nüchternen Wissenschaft auseinandersetzen. Wir rühmen gerade bei Klein das Fernhalten wirrer Phantasien und Träumereien, rühmen die anschauliche Klarheit der Darstellung, belebt durch die Begeisterung für den Gegenstand. Er geht überall vom Gesehenen, Angeschauten und Beobachteten aus und läßt somit bei seinen Folgerungen und Schlüssen nur, wie er mit Schopenhauer sagt: „Bilder, welche in die Formen von Zeit, Raum und Causalität gegossen sind", auf sich einwirken. Bei dieser Klarheit Klein's wundert uns freilich, daß er S. 6 mit Schopenhauer sagt, die Gesetze der Materie beständen nur für die denkenden, vorstellenden Menschen. Denn im Widerspruche hiermit sagt Schopenhauer selbst, ehe vorstellende, sehende Wesen waren, war die Welt als Wille, und dieser Wille objectivirte sich zuerst in der untersten Stufe des naturgesetzlichen, unorganischen Gebietes. Zu diesem Gebiete gehört aber auch die Welt des Entstehens und Vergehens, welche Klein beschreibt und welche besteht, unbekümmert, ob die kleine Erde sehende, vorstellende Wesen hat oder nicht. Dieser Hinweis auf Schopenhauer läßt uns aber eine wichtige Erörterung vermissen, nämlich die der Frage: Wie halten Sonnen und Monde, die Sterne, zusammen? Seit Newton sagte man: diese Massen sind schwer, sie ziehen einander an. Neuerdings sagt man, der Weltäther treibt diese Massen zusammen. Klein wird wol sagen: dies sind noch ungelöste Räthsel, wir müssen uns bescheiden. Aber Schopenhauer tadelt gerade dieses Stehenbleiben bei Räthseln; es sei Gedankenlosigkeit, Mechanismus, nur nach Zeit, Raum, Causalität zu fragen; die Wissenschaft müsse sich ergänzen durch philosophische Erkenntniß und diese Erkenntniß sage: die Welt ist Wille; Sonnen, Sterne, fallende Steine sind wollende, strebende Körper, deren Streben und Wollen die naturgesetzlichen Erscheinungen bewirkt. Wir wünschen daher, der Verfasser möchte bei einer neuen Auflage sich auch über diese Räthsel aussprechen. Zweckmäßig ändert er dabei auch den Kopf der Seiten; links mag „Kosmologische Briefe" stehen, rechts aber mögen die Ueberschriften der Kapitel folgen, in denen er seinen Gegenstand behandelt: „Das Universum"; „Vergangenheit und Zukunft des Weltalls"; „Die Nebelflecken"; „Die Sonne"; „Die Kometen"; „Die Sternschnuppen"; „Alter des Sonnensystems und der Erde"; „Der Mond"; „Die Planeten mit Rücksicht auf ihre Bewohnbarkeit".

Auch F. von Feldegg bringt in seiner „Grundlegung einer Kosmobiologie" (Nr. 2) eine Entwickelung des Weltalls; er nennt sie aber Biologie, Lebenslehre, da er eine Entwickelung der Welt aus dem lebendigen Gefühle bringen will:

Diese Entwickelung vollzieht sich in zwei Weltordnungen. Die eine ist die innere, subjective, die wir blos im Selbstbewußtsein kennen und dessen Gegenstand, am intimsten gefaßt, zum Mikrokosmus wird. Die andere ist die äußere, objective, die wir blos aus der Anschauung kennen und deren Gegenstand, am weitesten gefaßt, Makrokosmus heißt. Beide Ordnungen sind incommensurabel, haben aber parallele Wirksamkeiten und sind die Kehrseiten eines identischen Gesammtprocesses. Wie ein und dieselbe Münze ihre Avers- und ihre Reversseite hat, so hat dieser Proceß zur einen Kehrseite die Empfindung, zur andern die Materie oder die Atombewegung. Praktisch treffen wir beide Ordnungen vereint an einer einzigen gemeinsamen Kreuzungsstelle: das ist unser Ichgefühl, unser Individualitätsbewußtsein. Aus diesem Gefühl heraus entwickelt sich unser gesammtes übriges Bewußtsein als Gegenstand der innern Weltordnung, welchem Vorgang die Entfaltung der äußern Ordnung der Welt parallel läuft, die daher weit mehr die Signatur eines lebendigen Organismus als eines todten Mechanismus trägt.

Für Feldegg ist denn das Zusammentreffen der beiden Kehrseiten der Verkörperung der Individualität ein Wunder. Eine Thatsache ist ihm die Aseïtät oder Wesensursprünglichkeit des Bewußtseins, das eben im Gefühl wurzelt, und er nennt diese Thatsache ein metaphysisches Axiom. Gerade so nennt auch Schopenhauer seinen Ausgangspunkt, das, was ihm Thatsache ist, nämlich, daß im Willen Subject und Object eins sind, das Wunder κατ' ἐξοχήν; metaphysische Wahrheit ist ihm die Thatsache, daß Wille und Leib eins sind. Wir haben es daher bei Feldegg mit einer Schopenhauer'schen Philosophie zu thun. Nur ist das alte Thema: „Die Welt als Wille", variirt in das neue: die Welt als Gefühl, und überdies verwirft der Verfasser, vom Selbst- oder Einzelgefühl ausgehend, den Pantheismus Schopenhauer's, dessen absoluten Idealismus er ebenfalls widerlegt, was indeß schon andere auch gethan haben. Mit Schopenhauer ermöglicht Feldegg die Entwickelung der wunderbaren Einheit nach innen und nach außen, indem er die unorganische Materie vermenschlicht und dadurch eine Entwickelung von den untersten Stufen des Wollens und Empfindens zu den höchsten anschaulich machen kann. Der Stein will, sagt Feldegg, und schreibt ihm einen prospectiven, in die Zukunft schauenden Willen zu, dem Menschen aber einen durch

Motive bestimmten, in die Vergangenheit schauenden retrospectiven Willen. Die Pflanze will, sagt Feldegg und stützt sich dabei auf Darwin's poetisirende Sprachweise: „Die Wurzelspitze weiß genau, was den Endzweck oder Vortheil ihrer verschiedenen Bewegungen ausmacht." Und da weder das Wunder, noch das metaphysische Axiom, noch die Entwickelung selbst begrifflich darstellbar sind, so erscheint in solcher Philosophie als höchstes die intuitive, anschauliche Erkenntniß, die Verneinung des Willens, die ruhige Beschaulichkeit, die willenlose, interesselose Contemplation. Feldegg beneidet daher „den hindostanischen Lastenträger, der an solchem köstlichen Gute dem stolzen, modernen Europäer hundertmal überlegen ist". Dieses gleiche Ziel der Philosophie erscheint bereits bei Plotin, dem Vater des Neuplatonismus, der in ähnlicher Weise eine wunderbare, nur durch Anschauung, „das Schauen", erkennbare Einheit als Anfang begründet und bereits wie Schopenhauer und Feldegg Steine und Pflanzen streben und wollen läßt; freilich ist bei ihm schon im Steine nicht blos ein Streben des Zusammenhaltens der Theile, sondern schon ein Streben, das Höchste zu schauen; schon die Steine schauen bei ihm.

Feldegg rechnet es sich als Verdienst an, daß er das Gefühl als Ausgangspunkt nahm und sein Verdienst ist in der That, hiermit einen Schluß gemacht zu haben. Die drei Thätigkeiten der Seele bilden jetzt in ihrer Einzelheit die Ausgangspunkte der Weltbildung: das Denken bei Plotin, der Wille bei Schopenhauer, das Gefühl bei Feldegg. Beachtenswerth ist jedenfalls, daß die Einseitigkeit dieser drei Wege die gleiche Form, das gleiche Ziel der Philosophie, Beschaulichkeit erzeugt.

Uns fehlt der Glaube an die genannten Wunder; wir nennen die begrifflich nicht zu beweisenden Wahrheiten und Axiome leere Behauptungen, gemacht um beweisen zu können, was man beweisen will, und nennen Poeterei das Uebertragen des Wollens und Empfindens an das Unorganische, wie es Poesie ist, wenn Faust in Busch und Feld seine Brüder findet. Wir können daher solcher Entwickelung nicht das Wort der Wissenschaftlichkeit zuschreiben, zumal auch die Formen der Zeit, des Raums und der Causalität fehlen, die, wie wir oben bei Klein anführten, nach Schopenhauer selbst die Mächte der Wissenschaft sind. Aber überall freilich, wo die Philosophie nur der ruhigen Beschaulichkeit dient, wird Feldegg's Buch viele und neue Anregungen geben.

Der Titel von Julius Duboc's Buch: „Grundriß einer einheitlichen Trieblehre" (Nr. 3), läßt vermuthen, daß wir eine moderne einheitliche Entwickelung finden, von den niedersten Stufen der Triebe bei Steinen, Pflanzen, Thieren zu den höhern des Menschen. Aber es ist nicht so. Mit Recht sagt der Verfasser S. 58:

daß in Sprache, Vernunft und Liebe eine bisjetzt nicht überbrückte Lücke zwischen Mensch und Thier sei, sodaß nur mittels eines Sprungs, nicht mittels eines verknüpfenden Schrittes von einem Geschöpf zum andern zu gelangen sei.

Duboc bringt ein Leben der Seele; aber er sagt S. 84: „Der Theoretiker nimmt begriffliche Auseinandersetzung vor." Er will statt dessen die Seele als lebendiges Ganzes bringen. Deshalb hält er sich frei von den vorhin erwähnten Einseitigkeiten Plotin's, Schopenhauer's und Feldegg's und statt Beschaulichkeit will er lebensfrische Sittlichkeit wecken. Er steht, können wir sagen, indem er die Seele als einheitliches Ganzes betrachtet, auf dem Boden Augustin's, der zuerst gegen die einseitige Hervorhebung einer einzelnen Seelenkraft, gegen die Unter- oder Ueberordnung der drei Kräfte des Denkens, Wollens und Fühlens ankämpfte und ausgehend von ihrer Gleichwerthigkeit die Seele als ein in ihrer dreifachen Thätigkeit einiges, lebendiges und persönliches Wesen zu begründen suchte. Duboc hat es nicht mit dieser Frage zu thun, sein Leben der Seele bewegt sich überhaupt nicht in dem umfassenden Rahmen des so benannten herrlichen Buchs von Lazarus. Duboc betrachtet die Seele nur als eine Kraft der Sittlichkeit, in welcher Denken, Fühlen und Wollen die lebendigen Mächte sind. Deshalb braucht er überhaupt in seinem Buche nicht das Wort Seele. Da die Sittlichkeit es mit der Bethätigung des Lebens zu thun hat und wir (S. 55) unter „Trieb jede innere Veranlassung des Thuns und Verhaltens des Menschen" verstehen — erscheint der Trieb als Selbsttrieb, so heißt er Wille (S. 50) —, so spricht der Verfasser vorzugsweise von einem Triebwerke oder dem seelischen Bewegungsapparate. Indeß legt er sich bei seiner Trieblehre selbst eine Beschränkung auf; er will sie geben ohne Rücksicht, ob Gott ist oder nicht, weshalb er sie auch „ethische Mechanik" nennt. Diese Beschränkung geschah wol, weil der Verfasser zu denen gehört, die bei der Religion nur ein Auge haben für Fanatismus, Ketzerverfolgung, Lieblosigkeit u. s. w. Im Zusammenhang damit heißt es denn auch z. B. S. 258:

Ursprünglich sagt der Mensch: was ich nicht essen mag, kriegst du. Später sagt er: mir ekelt vor deinem menschenunwürdigen Essen, denn du bist meinesgleichen; ich esse, was du issest.

Wir glauben nicht, daß hier eine „Culturarbeit der Ekelgefühle" vorliegt. Wir sehen in solcher Gesinnungsänderung die Wirkung der Botschaft: Ihr Menschen alle seid Kinder Eines Vaters im Himmel! Da aber die Botschaft die Menschen nicht zu Thieren, wir meinen, nicht sofort instinctiv gut machen sollte, so vollzieht sich eben die Culturarbeit solcher Botschaften und Ideen auch nur „durch Häufung wiederholter minimaler ethischer Eindrücke".

In einer Einleitung und den Abschnitten: „Das Gewissen", „Trieb und Lust", „Das höchste Gut", „Mensch und Menschheit", behandelt der Verfasser seinen Stoff. Wir bewundern die Fülle des Wissens, mit der er die verschiedenen Lehren der Ethik kritisch heranzieht und freuen uns der fruchtbringenden, klaren Behandlung der hierher gehörigen Fragen. Wir stimmen bei, wenn er sagt: „Der Eudämonismus ist nur haltbar, wenn er sich vom Utilitarismus befreit und der kategorische Imperativ

nur, wenn er sich mit dem Eudämonismus verbindet." Wir stimmen überhaupt mit seinen wichtigsten Folgerungen überein. Keine Ethik ohne Gewissen, deshalb bildet dieses auch bei Duboc die Grundlage. Er beginnt mit der Untersuchung des Gewissens und weist nach, daß es „eine Kraft von elementarer und ursprünglicher Bedeutung im menschlichen Wesen" ist. „Thue, was du willst", ist das Motto seiner Trieblehre; der Schrecken über solches Wort verliert sich aber sofort bei der Begründung. So heißt es S. 202: „Aber erkenne, was du willst, erkenne zunächst dein du; du bist ein Mensch, aber nur insofern deine Individualität sich mit der Menschlichkeit deckt." Somit steht auch bei dem Verfasser dem Willen eine Forderung: die Verwirklichung der Menschlichkeit und Menschenwürde, gegenüber. Duboc's: Thue, was du willst! deckt sich somit mit Kant's: Thue, was du sollst! Und da Kant sagt, das Christenthum hat das Liebenswürdige an sich, die Pflicht in freie Neigung umwandeln zu wollen, so können wir sogar sagen: Duboc steht selbst auf dem Boden dieser Liebenswürdigkeit, seine Forderung deckt sich mit der christlichen: Thue, was du willst, aber mache den Willen des Vaters im Himmel zu deinem eigenen, oder: Thue, was du willst, aber gemäß dem Bilde Gottes. Denn Menschlichkeit, Menschenwürde, worin bestehen sie? Der Verfasser erörtert dies nicht, hätte er doch dabei aus seiner Mechanik heraustreten und Umschau halten müssen bei den verschiedenen Volksreligionen; denn in jeder derselben spiegelt sich im Bilde des höchsten Gottes die höchste Menschlichkeit, die ein Volk sich denkt. Das werthvollste Bild aber ist das, welches, mit Duboc's Ausdruck zu reden, die meisten Ekelgefühle erregt und so im Volke die lebendigste Culturarbeit bethätigen läßt.

Eine ethische Mechanik kann daher, wie die vorliegende, den Werth haben, daß sie ihre Forderungen mehr als dem Menschen wesentlich, naturgemäß, naturgesetzlich und nothwendig aufzeigt, aber sie erschöpft nicht die Ethik, da diese auch die Erörterung von Begriffen wie Seele, Menschlichkeit, Persönlichkeit, welches Wort oft genannt ist, erheischt. Wir hoffen, daß weitere Auflagen dem Verfasser Gelegenheit geben, in dieser Richtung zu ergänzen. Möge er dann aber auch verschiedene Stellen mit freierm Sinne behandeln. So auch am Schlusse. Man kann nicht sagen: „Der Glaube gehört der Kindheit im Menschenleben an, an seine Stelle hat das Vertrauen zu treten." Denn dies Wort ist doppelsinnig. Der Glaube als gedankenloses Fürwahrhalten muß aufhören, aber Treue und Glauben, d. i. Vertrauen nicht. Und so schließen wir uns den Schlußworten des Verfassers an und leben in Hinsicht des Endes und Fortganges der Dinge

des auf genügenden Stützpunkten ruhenden Vertrauens, daß wir dem Weltproceß eine überragende Bedeutung und einen höhern Werth zutrauen, als sich uns in dem bloßen Auf- und Niederschwingen seiner Bewegung erschließt, und daß dieser Werth auch unsern Werth und unsere Verheißung bildet.

L. Weis.

Bücher über Rußland.

1. Die russische Kirche. Eine Studie von Hermann Dalton. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1892. Gr. 8. 2 M.

Eine vortreffliche, auf genauer Kenntniß des Gegenstandes beruhende, geistvolle Schrift, die nicht nur den Fernerstehenden zuverlässig belehrt, sondern auch dem Kenner durch die Mittheilung manches selbstbeobachteten Zugs, wie durch das selbständige Urtheil sehr werthvoll ist. Mit feinem geschichtlichen Verständnisse werden Ausgangs- und Wendepunkte der russischen Kirche und ihr Verhältniß zu den übrigen morgenländischen Kirchen erläutert. Für den Hinweis auf die uns unbekannt gewesene Verdrängung des Ausdrucks für rechtgläubig blagowerni durch prawoslawni seit dem 11. Jahrhundert sind wir dankbar. Hie und da möchten wir auch Einwendungen erheben, so gegen den Satz: „Nur Unkenntniß der Sachlage kann dort von einem Cäsaropapismus reden." Freilich „ist der russische Kaiser nicht ein Papst in seiner Kirche", „er nimmt keinen irgendwelchen Rang auf der kirchlichen Stufenleiter ein wie der Papst". Aber unter Cäsaropapismus ist auch nie verstanden worden, daß der weltliche Herrscher der Papst seiner Kirche, daß er überhaupt ein Geistlicher sei, sondern daß er thatsächlich die Herrschaft über seine Kirche führt, wie das in Byzanz der Fall war und in Rußland seit Peter's Begründung des heiligen Synods ist, die vom Verfasser selbst in so richtiger Würdigung des klugen Herrschers gekennzeichnet wird. Es scheint beim Verfasser mehr eine Abneigung gegen das Wort, als eine andere Meinung über die Sache obzuwalten.

Die Liebe zum russischen Volke scheint den Verfasser hie und da in seinem Urtheil etwas zu weit zu führen. Wenn er sagt: „Der Russe ist wol ungeschickt und auch unlustig, sich in der christlichen Lehre zurechtzufinden; er ist aber auch völlig unzugänglich religiösem Zweifel", und dies auf das Volk beschränkt, „das bisjetzt noch unberührt ist von moderner Aufklärung, von moderner Bildung überhaupt", so glauben wir darin nicht etwas dem Russen, sondern jedem Volke dieser Culturstufe Eigenthümliches zu sehen.

Der geschichtlichen Rückschau folgt ein Ueberblick über den heutigen Bestand der russischen Kirche, d. h. die Organisation ihrer Regierung, des Synods und der 60 Consistorien, deren Secretären bei diesen Behörden dieselbe Machtvollkommenheit zusteht wie dem Oberprocureur gegenüber dem Synod. Dann wird die Weltgeistlichkeit, die „weiße", und die Klostergeistlichkeit, die „schwarze", geschildert, die bekanntlich allein zur Beklei-

dung des Bischofsamtes berechtigt ist. Meist wird es unbekannt sein, daß die Bisthümer Rußlands einander gleichgeordnete Verwaltungsbezirke sind. Die Würden des Metropoliten, des Erzbischofs sind nur theils an den Ort gebundene, theils der Einzelperson ertheilte Titel, nicht Stufen der kirchlichen Hierarchie, mit denen ein Aufsichtsrecht über andere Bischofssprengel verknüpft wäre. Die Schilderungen der Lage der Popen und des Mönchswesens gewinnen durch die zahlreichen Reisen des Verfassers im weiten Rußland an großer Anschaulichkeit, und dieser Vorzug kommt dann auch der Betrachtung des Cultuslebens in vollem Maße zugute. Endlich wird auch den Sekten, dem „Raskol", ein Abschnitt gewidmet, der über die Entstehung der Altgläubigen, namentlich in der Betrachtung der Gestalten des Patriarchen Nikon und Peter's in seinem Einfluß auf die Vermehrung des Raskol, und über die evangelisirenden Sekten der Duchoborzen, Molokanen und der heute so im Vordergrunde stehenden Stundisten sehr Lesenswerthes bietet, aber doch zu kurz ist, um das vielgestaltige Sektenwesen gerade in seinen ärgsten Entartungen zur Anschauung zu bringen. Wer sich darüber des Nähern unterrichten will, mag zu Jul. Eckardt's „Russischen und baltischen Charakterbildern" (Leipzig 1876) und Victor Frank's „Russischen Selbstzeugnissen" (Paderborn 1889) greifen. Das Gesammtbild der russischen Kirche aber, das Dalton gezeichnet, ist der Kenntnißnahme in hohem Grade zu empfehlen.

2. Aus dem Kaukasus. Reisen und Studien. Beiträge zur Kenntniß des Landes. Von C. Hahn. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1892. Gr. 8. 6 M.

Die regelmäßigen Leser der „Allgemeinen Zeitung" kennen den Verfasser, der dieses Buch als sein Erstlingswerk in deutscher Sprache bezeichnet, als den fesselnden Erzähler seiner Ferienreisen in den Kaukasus, zuletzt noch vom verwichenen Sommer in die Kabardá, deren Bericht im vorliegenden Buche nicht mehr Aufnahme hat finden können, während die aus den drei frühern Jahren in ihm veröffentlicht sind. Durch den einstigen Statthalter des Kaukasus, den Großfürsten Michael Nikolajewitsch, als Lehrer seiner Söhne nach Tiflis berufen, hat der Verfasser dort seine zweite Heimat und weitere Wirksamkeit als Gymnasialprofessor gefunden und beschäftigt sich ebenso eifrig mit den archäologischen und ethnographischen Fragen des anziehenden Landes, wie er an der großartigen Schönheit seiner Gebirgswelt sich erlabt, auf sommerlicher Wanderung nicht nur, sondern das Jahr hindurch unter dem eigenen Dache:

Von dem Balkon meiner Wohnung in Tiflis, welche auf dem rechten Kura-Ufer an einer etwas erhöhten Stelle liegt, eröffnet sich bei klarem Wetter nach Norden hin ein herrlicher Ausblick auf einen Theil der Schneekette des großen Kaukasus, aus welcher der zweihöckerige Kasbeck als unbestrittener Herrscher hervorragt. In sanften Wellenlinien ziehen sich, dem bloßen Auge erkennbar und unschwer zu unterscheiden, vor dem Hauptgebirge, staffelartig aufsteigend, vier bis fünf Parallelketten hin, auf welchen in der Regel, einem dünnen Schleier gleich, ein zarter Duft lagert, der je nach dem Stand des Tagesgestirns und dem Feuchtigkeitsgehalt der Luft bald mit Rosa- und Lilafarben leicht angehaucht, bald mit schwarzblauen Tinten gesättigt erscheint.

Dieser tägliche Anblick lockt dann freilich mächtig hinaus und die Berge hinan, und gern folgen wir dem Verfasser und seinen Collegen nebst einigen ältern Schülern des Gymnasiums auf seinen Fußwanderungen, die 1888 in die ossetischen Alpen, 1889 von Kutais aus in die swanetischen Alpen, und 1890 nach Tuschetien und Pschawien unternommen wurden. Zu diesen im allgemeinen recht unbekannten Bergländern gelangt man vom Hauptorte Kachetiens, Telaw, aus, das 100 Werst von Tiflis nordöstlich liegt und von wo man den Alasanfluß aufwärts verfolgt, um dann links ins Gebirge abzubiegen. Neben diesen drei ganz prächtigen Wanderberichten enthält das Buch als einleitende Abschnitte „Geographische, ethnographische und geschichtliche Notizen aus dem alten Kaukasus", d. h. aus dem Wissen der Alten über den Kaukasus, worüber der Verfasser in russischer Sprache zwei Bände veröffentlicht hat; und eine kurze zusammenfassende Darstellung der Ergebnisse des Versuchs, den der Secretär der Geographischen Gesellschaft in Tiflis, Staatsrath Ssagurski, gemacht hat, „die bunt zusammengewürfelte Bevölkerung des Kaukasus zu sortiren". Auch die fernern Kapitel vermitteln den Gewinn von Forschungen in russischer Sprache; „Ossetische Heldensagen" sind nach den Aufzeichnungen des Lehrers einer ossetischen Schule im Kubangebiet, Kaitmasow, mitgetheilt. Höchst Anziehendes wird von den „Juden in den kaukasischen Bergen" erzählt, nach den Veröffentlichungen eines Herrn Anisimow, der selbst diesem Volke entstammt, seine Jugend unter ihm zugebracht und sie 1888 seiner Studien wegen wieder besucht hat. Den Schluß des sehr lehrreichen und lesbaren Werks bilden Nachrichten über „Die Chewsuren und ihr Land", das an den Grenzen Tuschetiens und Pschawiens zu finden ist. Das Buch ist als eine werthvolle Bereicherung unsers Wissens vom Kaukasus zu schätzen.

3. Fürst Wladimir's Tafelrunde. Altrussische Heldensagen. Mit Einleitung und Bibliographie von Bernhard Stern. Berlin, Cronach. 1892. 8. 3 M. 50 Pf.

Im Jahre 1819 ist eine jetzt völlig vergriffene Schrift unter ähnlichem Titel bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen: „Fürst Wladimir und seine Tafelrunde". Der ungenannte Verfasser, ein Livländer, Herr von Busse, gab darin die erste Mittheilung in deutscher Sprache von der eben zuvor veröffentlichten Sammlung alter russischer Gedichte des Kirscha Danilow, zum zweiten male herausgegeben von Kalaidowitsch. Seitdem hat sich die Kenntniß des Gegenstandes vornehmlich durch die Forschungen Rybnikow's und Hilferding's bedeutend erweitert und ist zum Vorwurfe literaturwissenschaftlicher Behandlung in Rußland, Frankreich, England und Deutschland geworden. Der Verfasser des vorliegenden Buchs, auch ein in Wien

lebender Livländer wie sein Vorgänger, hat nun den im Titel genannten Sagenkreis in „rhythmisch bewegter" Prosa ins Deutsche gut und charakteristisch übertragen, eine für den allgemeinen Bedarf ganz ausreichende Einleitung im Umfange von 50 Seiten vorausgeschickt und die wol recht vollständige, mit Erläuterungen versehene Bibliographie dieses Forschungsgebietes beigefügt. In ihr vermissen wir nur einen sehr tüchtigen Aufsatz des revaler Oberlehrers A. Feodorow unter dem Titel „Das russische Volkslied", im siebenundzwanzigsten Bande der „Baltischen Monatsschrift" (1880) veröffentlicht, dessen erste Hälfte die epischen Dichtungen behandelt und für den Verfasser unsers Buchs durch die Proben eines Versuchs der Wiedergabe der Originalstrophen in iambisch-anapästischen Rhythmen wichtig gewesen wäre. Bernhard Stern erklärt (S. VII) es für unmöglich und unnütz, das Versmaß der Originale ins Deutsche zu übertragen. Ob Feodorow das Versmaß gewahrt hat, weiß ich nicht, da mir die Originale nicht zur Hand sind. Mich dünken aber seine Uebersetzungsproben recht lesbar; so heißt es vom Palaste des Tschurilo Plenkowitsch:

> Sieben Werst in der Runde umfaßt sein Gehöft;
> Es geht um dasselbe ein eiserner Zaun,
> Auf jedem Pfahl steckt ein goldener Knopf,
> Auch wol mit einer Perle daran.
> Und mitten im Hofe steht sein Palast,
> Die Gemächer aus weißem Eichenholz,
> Gedeckt mit grauem Biberfell.

Oder die Strophe des Liedes, mit dem Stern seine Darbietung schließt, „Seit wann es im heiligen Rußland keine Helden mehr gibt". Stern erzählt:

> Und lange, lange wüthete der Kampf, drei Tage, drei Stunden und drei Minuten. Stets verdoppelte sich die Zahl der Himmelsstreiter, schon füllten sie weit und breit das Feld ... Ach, und die Schultern der Helden wurden lahm und ihre Rosse müde und ihre Schwerter stumpf. Doch der Feinde Zahl wuchs und wuchs und alles drängte sich zum Kampfe gegen die Helden.

Bei Feodorow lautet diese Stelle:

> Es wächst und wächst die gewaltige Schar
> Und stürmt und stürmt auf die Helden an.
> Drei Tage tobt der schreckliche Kampf,
> Drei Stunden und drei Minuten dazu,
> Da werden die Arme der Helden müd',
> Da werden die blanken Schwerter stumpf.
> Doch es wächst und wächst die gewaltige Schar
> Und stürmt und stürmt auf die Helden an.

Also machen ließe es sich immerhin, wenn auch Feodorow nur einzelne Strophen als Proben gegeben hat.

4. Neununddreißig estnische Predigten von Georg Müller aus den Jahren 1600—1606. Mit einem Vorwort von Wilhelm Reiman, herausgegeben von der Gelehrten Estnischen Gesellschaft bei der Universität Dorpat. (Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft. Funfzehnter Band.) Dorpat. 1891. Gr. 8.

Diese sehr interessante Veröffentlichung gilt den ältesten Denkmälern estnischen Schriftthums, einem Bündel Predigten, die 1884 im revaler Rathsarchive aufgefunden wurden und nach den Ermittelungen des Herausgebers, eines Pastors im estnischen Theile Livlands, Georg Müller oder Jörgen Möller, den jungen Diakonus zum Heiligen Geist in Reval, derselben Kirche, an welcher der berühmte Chronist Balthasar Russow eben vorher Hauptpastor gewesen, zum Verfasser haben. Am 7. Juni 1602 hat er seinen ehrwürdigen Amtsbruder bestattet. Diese Predigten haben eine noch gar nicht abzumessende Bedeutung für die Sprachwissenschaft des Estnischen, aber auch einen hohen kirchen- und culturgeschichtlichen Werth. Hier kann nur auf das Erscheinen dieses wichtigen Werks hingewiesen werden; der allgemeinen Haltung d. Bl. widerspräche ein Eingehen auf ein so sehr besonderes Thema. Hinsichtlich seiner Bedeutung für die Culturgeschichte mag nur erinnert sein, daß die Predigten in den entsetzlichsten Nothjahren liv- und estländischer Geschichte gehalten wurden, also lebendige Stimmen und Zeugen aus Krieg, Hungersnoth und Pest während einer Reihe von Jahren sind. Es läßt sich erwarten, daß die Früchte dieser Veröffentlichung in einer Reihe von Bearbeitungen ihres Inhalts nach den verschiedensten Seiten hin gezeitigt werden.

5. Statistisches Jahrbuch der Stadt Riga. Herausgegeben von A. Tobien. I. Riga. 1891. Gr. 8.

Am 2./14. December 1888 starb zu Riga Friedrich von Jung-Stilling, der einzige Enkel Heinrich Jung-Stilling's. Sein Lebenswerk ist die Begründung und Pflege der livländischen Communalstatistik gewesen. Sein Nachfolger in der Leitung der livländischen communalstatistischen Organe, des livländischen ritterschaftlichen statistischen Comité, des städtischen statistischen Comité der Stadt Riga und der handelsstatistischen Section des rigaer Börsencomité, ist der Verfasser der vorliegenden Veröffentlichung. Sie enthält zwei Abhandlungen und 55 tabellarische Uebersichten. Es war eine Pflicht dankbarer Anerkennung gegenüber dem verdienstvollen Schöpfer der wissenschaftlichen Statistik in Livland, eine Darstellung seines Wirkens an die Spitze des ersten in Livland erscheinenden statistischen Jahrbuchs zu stellen. Warum es das erste ist, wird aus der offenen und unparteiischen Würdigung der Thätigkeit und wissenschaftlichen Stellung Jung-Stilling's ersichtlich: dieser sah als die Pflicht eines statistischen Bureau in erster Reihe die Veröffentlichung statistischen Materials an, es der wissenschaftlichen Privatarbeit zuweisend, die dargebotenen Quellen nach den verschiedensten Gesichtspunkten hin zu verwerthen. Von dieser grundsätzlichen Abneigung gegen die Verarbeitung statistischen Materials ist er jedoch nicht nur zu Gunsten der Handels- und Agrarstatistik vielfach in der zweckmäßigsten und erfolgreichsten Weise abgewichen, sondern hat auch auf verschiedene Einzelfragen aus andern Gebieten die Antwort aus der Statistik gegeben. Jung's schriftstellerische Thätigkeit ist ganz außerordentlich fruchtbar gewesen, mochte er nur

in Zahlen reden oder die Ergebnisse der Zahlen in klaren Worten darstellen und erläutern. Die Darstellung seines Wirkens fußt auf der Erzählung von dem, was vor ihm für die Statistik in Livland seit dem vorigen Jahrhundert geschehen ist, und schließt ab mit einer sorgfältigen Uebersicht über die gesammte statistische Literatur Livlands. Es konnte kein geeigneterer Eingang für den Versuch, die Theilnahme an der Statistik des Heimatlandes in weitern Kreisen anzuregen, gefunden werden, als hier geschehen ist.

Der zweite Aufsatz betrifft das Wachsthum der Bevölkerung Rigas in den Jahren 1882—88. Die Tabellen verbreiten sich über die Bevölkerung Rigas nach den mannichfaltigsten Gesichtspunkten auf Grund der letzten Volkszählung vom 29. December 1881 und hinsichtlich ihrer Gliederung nach Confessionen im Vergleich mit Reval, Mitau, Dorpat, St.-Petersburg und Moskau, wie hinsichtlich der Sprache im Vergleich mit Reval, Mitau und Dorpat; ferner über Grundstücke und Gebäude Rigas; über Wohnungen und Haushaltungen daselbst; über das Gewerbe und endlich über den Handel und Verkehr der Stadt. Eine tüchtige, dankenswerthe Arbeit, die jedem, dem es um Einsicht in die Lage, welche das Deutschthum in der schwer geprüften Stadt an Zahl, Kapitalkraft und Intelligenz einnimmt, zu thun ist, nicht unbelehrt lassen wird und zugleich einen Einblick in die Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit der ganzen Provinz während des letzten Menschenalters gewährt.

Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

„Das zwanzigste Jahrhundert. Deutsch-nationale Monatshefte. Herausgegeben von Erwin Bauer" (Berlin, Lüstenöder) hat nicht nur seinen ersten Jahrgang unaufgehalten vollendet, sondern auch rüstig bereits das erste Viertel des zweiten zurückgelegt. Es unterliegt für uns keinem Zweifel, daß sie tüchtig redigirt wird, daß sie geschickt zum Ausdrucke bringt, was sie ausdrücken will und was weit mehr, als die große Tagespresse verlautbaren läßt, in zahlreichen Kreisen der Nation über die brennenden Fragen unserer socialen Verhältnisse und den Gang unserer innern und äußern Politik mehr oder weniger klar empfunden wird. Daß die Zeitschrift in ihrer weitern Folge zersetzend wirken muß, ist uns freilich ebenso fraglos; aber diese Wirkung wird gegen ihre Absicht und nur dann eintreten, wenn, was freilich zu befürchten, die Vogel-Strauß-Politik unserer höchsten leitenden und unserer maßgebenden politischen und gesellschaftlichen Kreise andauert. Die Losung eines großen Theils des heutigen Nationalliberalismus: „Wir kennen keine Judenfrage", droht ebenso zur massenhaften Entfremdung der ihm bisher treuen Wählerscharen zu führen, wie unser gegenwärtig „leitender" Staatsmann bei fortgesetztem Optimismus es noch erleben kann, von selbständig Denkenden überhaupt nicht mehr ernst genommen zu werden. Wie man zu den Auswüchsen des Judenthums und denen des Antisemitismus sich auch stellen mag, leugnen soll man nur nicht, daß eine tiefgehende Bewegung in den verschiedensten Schichten des Volks aus noch so mannichfaltigen, aber thatsächlich begründeten Anlässen vorhanden ist; eine Bewegung, die sicher nicht mit den Mitteln und in den von den Antisemitenführern gesteckten Zielen zur Ruhe kommt, deren Beruhigung aber gerade darum die ernsteste Erwägung und Erörterung erheischt. Wie es ferner richtig ist, daß es ein Armuthszeugniß wäre, wenn nach dem Tode Bismarck's, den Gott lange erhalten wolle! das Deutsche Reich sich nicht ohne seinen ersten großen Kanzler zu behelfen wüßte, so ist es leider zum Zeugnisse der Armuth an Einsicht und Feinfühligkeit längst geworden, daß die Meinung aufzukommen vermochte, Bismarck's bei seinen Lebzeiten entbehren zu können. Die Aufnahme, die seine Entlassung ein Jahr lang im Volke gefunden hat, bis es sich auf den ihm zugefügten Verlust besann, mußte doch allen Völkern klar thun, daß das Deutsche Reich von 1890 nicht mehr das der siebziger und achtziger Jahre sei, daß ihm die Werthschätzung der Größe abhanden gekommen. Wie sagt doch die Heilige Schrift vom Knecht, der sein Pfund vergrub und unbenutzt liegen ließ?! Es ist nicht zum wenigsten das Verdienst des „Zwanzigsten Jahrhunderts", unentwegt Kritik an den laufenden Ereignissen geübt und gezeigt zu haben, wie sie behandelt sind und wie sie andernfalls behandelt worden wären. Den Sanguiniker „Lehmann" wünschen wir, solange ihm der Anlaß dazu sich bietet, noch eine Weile „kannegießern" zu hören.

— Der erste Band der illustrirten Ausgabe von Wilhelm Hauff's Werken (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) ist in prächtigem Gewande vor dem Feste erschienen und wird sicherlich an vielen Orten den Gabentisch geschmückt haben. Er umfaßt des Dichters novellistische Schöpfungen, mit „Lichtenstein" beginnend und mit dem „Bild des Kaisers" schließend. Ihnen sind die nach seinem Tode von Freunden gesammelten Skizzen und Gedichte beigefügt. Der zweite Band bringt die Märchen, die „Phantasien im bremer Rathskeller" und die satirischen Schriften: „Mittheilungen aus den Memoiren des Satans", „Der Mann im Monde" und die „Controverspredigt über H. Clauren". Im Vorworte spricht der Herausgeber, Dr. Cäsar Flaischlen, sich über die von ihm befolgte sachliche Anordnung aus, bietet dann ein auf Julius Klaiber's Vorarbeit gestütztes, doch selbständig ausgearbeitetes Lebensbild des Dichters und leitet den Text durch treffliche, unbefangen kritische und literaturgeschichtliche „Anmerkungen" zu jedem der einzelnen Werke ein, wobei wir einem sehr annehmbaren Mittelwege zur Lösung der Frage begegnen, ob Hauff den „Mann im Monde" als Nachahmung oder als Parodie geschrieben habe. Daß auch den Gedichten die Illustrationen nicht fehlen, versteht sich wol von selbst; wir wollen aber doch auf Rob. Haug's Zeichnung zu „Steh' ich in finstrer Mitternacht" und auf das Bild K. Schuster's: Tübingen, zum Liede „Sehnsucht" hinweisen. Der im Jünglingssturm nur dreier Schaffensjahre zum Liebling seines Volks gewordene Dichter wird durch diese Prachtausgabe würdig gefeiert.

— Aus der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow und Wilhelm Wattenbach. Neue Folge. Sechste Serie" (Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G.) verzeichnen wir die Hefte 132 bis 137: „Märtyrer des freien Denkens aus alter und neuerer Zeit", von Hedwig Bender; „Die thierische Eigenwärme und deren Erhaltung", von Prof. Hermann von Meyer; „Das Färben und Bedrucken der Gewebe", von Prof. Dr. Richard Meyer; „Geschichtliche Entwickelung des Einjährig-Freiwilligen-Berechtigungswesens in Deutschland", von P. Treutlein; „Der Zeus-Typus in seiner Ausgestaltung durch Phidias", von Rector a. D. Ballhorn; „Die Szekler und Ungarn in Siebenbürgen", von Dr. Heinrich von Wlislocki.

— Die drei jüngsten Hefte der „Deutschen Zeit- und Streitfragen, herausgegeben von Jürgen Bona Meyer. Neue Folge. Sechster Jahrgang" (Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G.), 88/89, 90, 91, umfassen die Abhandlungen: „Der Naturalismus in der Kunst", von Dr. Aug. Reißmann; „Die Berufung in Strafsachen", von Landgerichtsrath Pfizer; „Frauenwünsche und Frauenbestrebungen", von Hedwig Bender.

— Das zweite Heft der „Socialpolitischen Rundschau. Monatsschrift für die Geschichte und Kritik der socialen Bewegung. Herausgegeben von Dr. Karl Munding" (Leipzig, F. Richter) setzt zunächst die Abhandlung Alexander von Oettingen's „Zur Theorie und Praxis des Heirathens" in der Beleuchtung der verschiedenen Heirathstheorien fort und läßt einen anregenden Aufsatz von Pastor Adolf Jäger: „Rechte und Pflichten in der Socialpolitik" folgen. Ueber „Die sociale Bewegung in Italien" berichtet ausführlich Luigi Sbrojavacca, Mitglied des statistischen Bureau zu Rom. Die sehr eingehende Chronik der socialen Bewegung und Literaturberichte mit vorzüglichen Kritiken schließen das Heft.

— Wir verzeichnen einen uns zugegangenen Abdruck von Christian Reuter's Schelmenroman: „Schellmuffskys Wahrhafftigte Curiöse und sehr gefährliche Reise-Beschreibung zu Wasser und Lande" (Leipzig, Radestock), der ohne jede Anmerkung und, nach der ungewöhnlich einfachen Ausstattung zu schließen, einzig zum Vertriebe in den untern Volksklassen herausgegeben scheint. Dies will uns ein bedauernswerther Misbrauch des durch Friedrich Zarncke's und Ellinger's Forschungen in seiner literar- und culturgeschichtlichen Bedeutung erkannten Romans dünken; dem Publikum, für das diese Ausgabe bestimmt ist, kann er nur zur Verrohung der Gesinnung und Sprache dienen.

— Der Umlegkalender für 1892 aus F. Soennecken's Verlag in Bonn macht Anspruch auf besondere Empfehlung. Er ist mehr als ein bloßer Datumzeiger, er will seinen Besitzern auch Gelegenheit geben, die täglichen Notizen bequem niederzuschreiben und nach Erfordern aufzubewahren oder zu vernichten. Auf einem schön verzierten Unterlagsbrete aus polirtem Nußholz ist ein Bügel angebracht, auf welchem die Datumblätter lose aufgereiht sind. Ein erledigtes Datumblatt kann auf die andere Seite umgelegt werden, wenn die darauf vermerkten Notizen noch Gültigkeit haben, oder abgerissen, wenn sie nicht mehr gebraucht werden. Das Blättern ist sehr bequem, weil der Block wie ein Buch gehandhabt werden kann. Je nach dem Belieben der Besitzer kann der Kalender mehr oder weniger schräg gestellt werden. Am Ende des Jahres wird der Datum- und Notizblock gegen einen neuen Jahrgang umgewechselt, sodaß die Ausgabe für das hübsche Gestell nur eine einmalige ist. Der Kalender ist zum Preise von 2 M. in jeder Schreibwaarenhandlung vorräthig.

— (Anfrage und Bitte.) Unterzeichneter ersucht die Herren Bibliotheksvorstände sowie alle diejenigen, die im Besitze von Autographen, Hand- oder Abschriften oder Briefen Ludwig Uhland's oder von diesen betreffenden Papieren sind oder den derzeitigen Aufbewahrungsort derartiger Schriftstücke kennen, um freundliche Mittheilung, mit der Zusicherung, daß etwa übersandte Blätter baldigst unverletzt zurückgestellt würden. Auch der Nachweis von Gedichten und Briefen, die an versteckter Stelle gedruckt wurden, ist mit Dank willkommen.

Leipzig. Dr. Ludwig Fränkel.

— (Berichtigung.) In Nr. 50, S. 793 bitten wir den Namen des Verfassers der „Studien über Proudhon" Mülberger und nicht Müllberger lesen zu wollen.

Bibliographie.

Aichelburg, E., Auf hamlichen Wegen. Wien, W. Frick. 8. 2 M. 80 Pf.

Allram, J., Philanthropin. Ernst und Humor aus dem Schul- und Lehrerleben unserer Zeit. Wien, Manz. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Altona unter Schauenburgischer Herrschaft. Herausgegeben mit Unterstützung des königl. Commerz-Collegiums zu Altona. II/III. Hamburg, J. Harder's Verlag. Lex.-8. 2 M.

Aronstein, P., Benjamin Disraeli's Dichtungen. I. Disraelis Leben und Jugendschriften. Offenbach, Th. Steinmetz. Gr. 8. 1 M.

Bülow, Frieda v., Deutsch-ostafrikanische Novellen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1892. 8. 3 M.

Dalton, H., Die Bedeutung der Sonntagsheiligung für das sociale Leben. Vortrag. Elberfeld, Reformirter Schriftenverein. Gr. 8. 20 Pf.

Eckardt, R., Lexikon der niedersächsischen Schriftsteller von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Osterwieck, A. W. Zickfeldt. Lex.-8. 4 M.

Herr Erich und sein Mündel oder was ein Kind wirken kann. Nach der 21. Auflage aus dem Englischen übersetzt von Pauline Spangenberg. Dresden, O. Brandner. 1892. 8. 2 M. 80 Pf.

George-Kaufmann, A., Don Gabriel Garcia Moreno, Präsident der Republik Ecuador. Ein Lebensbild, nach historischen Quellen entworfen. Mit dem Bildniß Garcia Moreno's und 1 Karte von Ecuador. Freiburg i. Br., Herder. 8. 2 M.

Hänzel, E., Der Einheitstrieb in einer moralischen Wissenschaft und Weltanschauung. Gemeinverständliche Ideen zur Lösung des Welträthsels. Zeitz, Nicolaiplatz 1, Selbstverlag. Gr. 8. 1 M.

Holl, J., Sursum corda. Sinngedichte. Aachen, A. Jacobi u. Comp. 16. 1 M. 20 Pf.

Ingraham, J. H., Die Feuersäule oder Israel in der Knechtschaft. Uebertragen von O. Brandner. Dresden, O. Brandner. 1892. 8. 3 M. 60 Pf.

Kellner, L., Lebensblätter. Erinnerungen aus der Schulwelt. Mit dem Bilde des Verfassers. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Kipper, P., Abbruch und Aufbau. Beiträge zur kommenden Reformation. I. Berlin, R. Wilhelmi. Gr. 8. 1 M.

Klopfer, C. E., Zur „Judenfrage". Zeitgenössische Original-Aussprüche. Mit einer Vorbemerkung von E. Hallier. 1. u. 2. Tausend. München, J. F. Lehmann. Gr. 8. 1 M.

Knortz, K., Eine Weltanschauung in Citaten. Leipzig, M. Spohr. 1892. Gr. 8. 3 M.

Kronos, F. v., Feldmarschall Radetzky. Ein Lebensbild. Wien, F. Tempsky. Gr. 8. 80 Pf.

Kunz, Einzeldarstellungen von Schlachten aus dem Kriege Deutschlands gegen die französische Republik vom September 1870 bis Februar 1871. 1. Hft. Der große Durchbruchsversuch der 2. Pariser Armee in den Tagen vom 29. November bis 3. Dezember 1870. Mit 1 Karte und 2 Skizzen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 M.

Lebel's Unterhaltungsbibliothek moderner Schriftsteller. 1. Bd. Berlin, Verlag der Splitter. 8. 20 Pf.

Lorinser, F., Aus meinem Leben. Wahrheit und keine Dichtung. 2 Bde. Regensburg, Verlags-Anstalt. 1892. 8. 4 M.

Megede, M. zur, Graue Geschichten. Neue Folge. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1892. 8. 3 M.

Mollat, G., Lesebuch zur Geschichte der Staatswissenschaft des Auslandes. Osterwieck, A. W. Zickfeldt. Gr. 8. 3 M.

— — Lesebuch zur Geschichte der deutschen Staatswissenschaft von Kant bis Bluntschli. Osterwieck, A. W. Zickfeldt. Gr. 8. 2 M.

Montagu, J., In West und Ost. Lose Blätter aus der Mappe eines Kriegsberichterstatters. Freie autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von le Juge. Hannover, Helwing. Gr. 8. 9 M.

Oeser, H., Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse. Basel, R. Reich. 1892. 8. 1 M. 80 Pf.

Rappenhöner, J., Allgemeine Moraltheologie. 1. Tl.: Die Lehre über Freiheit, Gesetz, Gewissen. Münster i. W., Aschendorff. Gr. 8. 2 M. 75 Pf.

Rethwisch, C., Die Schulfrage in ihrer Wendung durch die Kaiserworte und die Dezemberkonferenz. Berlin, R. Gaertner. Gr. 8. 60 Pf.

Rußbüldt, W., Die Entwicklung. Der Darwinismus in neuer Auffassung nebst Anhang: Ein Wort an und für das denkende Volk. Berlin S. W., Großbeeren-Str. 18, Selbstverlag. 8. 25 Pf.

Schweinburg, M., Die Wirthschaft des Volkes. Gemeinverständlich dargestellt. Wien, Manz. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Snoilsky, Graf C., Ausgewählte Gedichte. Deutsch von A. Stern. Stockholm 1892. (Dresden, v. Zahn u. Jaensch.) 8. 4 M.

Sommer, B., Humoresken und Novellen. Regensburg, Verlags-Anstalt. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.

Storck, J. (F. Höarmeckan), Kalleroden. Gedichte und Erzählungen in bergisch-wupperthaler Mundart. Erneuerte Ausgabe. 1. Bd. Elberfeld, F. Schmitz. 1892. 8. 3 M.

Strecker, W., Welt und Menschheit vom Standpunkte des Materialismus. Eine Darlegung der materialistischen Weltanschauung. Nebst einer „Einführung" von L. Büchner. Leipzig, M. Spohr. 1892. Gr. 8. 3 M.

Traub, T., Warum gehen wir nicht mit der Socialdemokratie? Ein Wort an die deutschen Arbeiter. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 40 Pf.

Triepel, Gertrud, In stiller Stunde. Sprüche und Sinngedichte. Berlin, Haude u. Spener. 32. 2 M.

Wesendonck, H., Der modern-religiöse Wahnsinn oder Christi Lehre — keine göttliche Lehre, Graf Leo Tolstois Evangelium — Narrheit. Leipzig, Dr. H. Wesendonck's Selbstverlag. Gr. 8. 2 M.

Wichmann, H., Gesammelte Aufsätze. 3. Bd. Florenz, Loescher u. Seebe. Gr. 8. 2 M.

Wie wird es unsern Kindern geh'n? Eine sociale Frage an alle deutschen Familienväter von einem Pessimisten. Berlin, Rosenbaum u. Hart. Gr. 8. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte Volksausgaben von Reisewerken.

8. Jeder Band geh. 5 M., geb. 6 M. 50 Pf.

Stanleys Reise durch den dunklen Weltteil. Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet von B. Volz. Fünfte Auflage. Mit 54 Abbildungen und einer Karte.

Emin Paschas Entsatz und Stanleys Zug durch das „dunkelste Afrika". Nach Stanleys Berichten und Emins Briefen für weitere Kreise dargestellt von B. Volz. Mit 61 Abbildungen und einer Karte.

Unsere Kolonien: Land und Leute geschildert von B. Volz. Mit 71 Abbildungen und 2 Karten.

Nachtigals Reisen in der Sahara und im Sudan. Nach seinem Reisewerk dargestellt von A. Fränkel. Zweite Auflage. Mit Nachtigals Porträt, 92 Abbildungen und einer Uebersichtskarte.

Reise- und Jagdbilder aus Afrika. Nach den neuesten Reiseschilderungen zusammengestellt von W. von Freeden. Mit 88 Abbildungen und einer Karte.

Nordenskiölds Vegafahrt um Asien und Europa. Nach Nordenskiölds Berichten für weitere Kreise bearbeitet von E. Erman. Zweite Auflage. Mit Porträt, 200 Abbildungen und einer Karte.

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitän Koldewey. Volksausgabe. Im Auftrage des Vereins für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen bearbeitet von M. Lindeman und O. Finsch. Neue Ausgabe. Mit 54 Abbildungen und 4 Karten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Weihnachten 1891.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Illustrirter Katalog ausgewählter Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig. 8. Geh. 32 S. mit 69 Abbildungen.	Verzeichniß von Reisewerken aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig. 8. Geh. 24 S. mit 20 Abbildungen.

Verzeichniß ausgewählter Werke in eleganten Einbänden.

Jeder dieser drei Kataloge enthält eine reiche Auswahl zu Weihnachtsgeschenken besonders geeigneter Werke.



Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen.

Bodenstedt. Aus Morgenland und Abendland. 3. Auflage. 8. Geb. 3 M.

Bodenstedt. Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy.
Miniaturausgabe. 17. Auflage. Geb. 4 M. 50 Pf.
Volksausgabe. 16. Auflage. 8. Geb. 2 M.
Octavausgabe. 13. Auflage. 8. Geb. 6 M.
Prachtausgabe. 4. Mosaikband 12 M. Pergamentband 20 M.

Gregorovius. Euphorion. 6. Auflage. 8. Cart. 3 M.
Prachtausgabe. Mit Illustrationen. 2. Auflage. 4. Cart. 7 M.

Gregorovius. Gedichte. Herausgegeben von A. F. Graf von Schack. 8. Geb. 5 M.

Hammer. Auf stillen Wegen. 3. Auflage. 8. Geb. 3 M.

Hammer. Fester Grund. 4. Auflage. 8. Geb. 3 M.

Hammer. Lerne, liebe, lebe. 5. Auflage. 8. Geb. 3 M.

Hammer. Zu allen guten Stunden. 5. Auflage. 8. Geb. 3 M.

Hammer. Schau um dich und Schau in dich. 32. Auflage. 8. Geb. 3 M.

Müller, Wilhelm. Ausgewählte Gedichte. 8. Cart. 2 M.

Schulze. Die bezauberte Rose. 14. Auflage. 8. Geb. 3 M.
Prachtausgabe. Mit Illustrationen. 4. Geb. in Leinwand m. Goldschn. 17 M., in Leder m. Goldschn. 24 M.

Sturm. Gedichte. 6. Auflage. 8. Geb. 4 M.

Sturm. Neue Gedichte. 2. Auflage. 8. Geb. 4 M.

Sturm. Fromme Lieder. Erster Theil. 11. Auflage. Zweiter Theil. 4. Auflage. Jeder Theil geb. 3 M.

Sturm. Für das Haus. 8. Geb. 4 M.

Sturm. Lieder und Bilder. 8. Zwei Theile, jeder geb. 3 M.

Sturm. Spiegel der Zeit in Fabeln. 8. Geb. 2 M. 40 Pf.

Sturm. Gott grüße dich! 8. Geb. 4 M.

Sturm. Aufwärts! 8. Geb. 4 M.

Sturm. Natur, Liebe, Vaterland. 8. Geb. 4 M.

Feine Harzer

!Kanarien-Vögel!

mit den seltensten Touren zu M. 6, 8, 10, 12, 15 und 18 per Stück, empfiehlt und versendet unter Garantie laut Preiskourant

H. Natermann
Clausthal, Oberharz.

N. B. Zahlreiche Anerkennungsschreiben stehen zu Diensten.

Nr. 1 des neuen Jahrgangs der „Blätter für literarische Unterhaltung" erscheint am 7. Januar 1892.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.